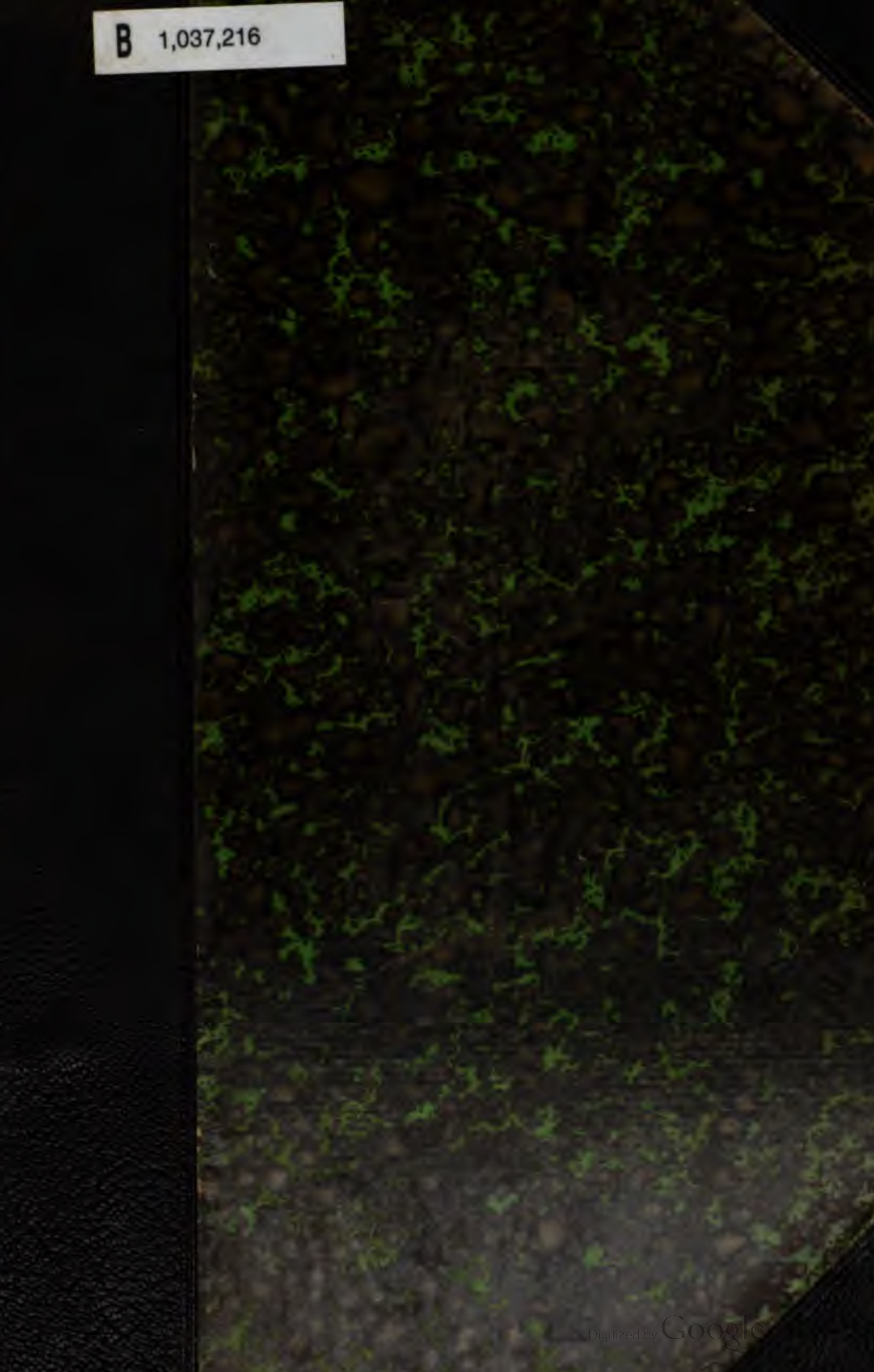
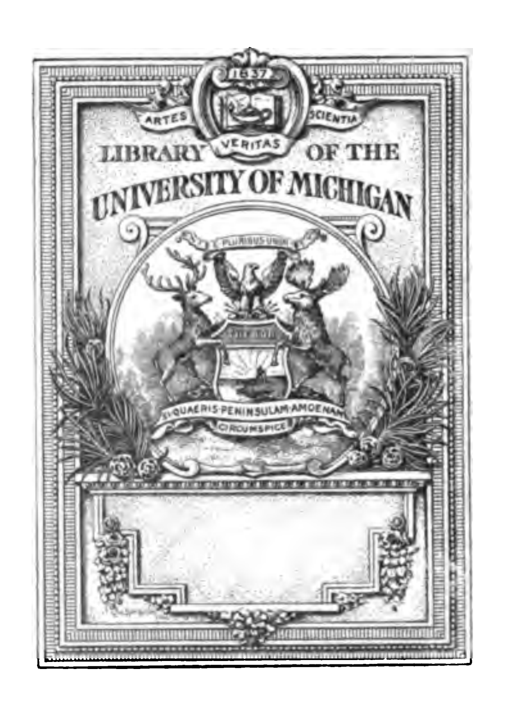
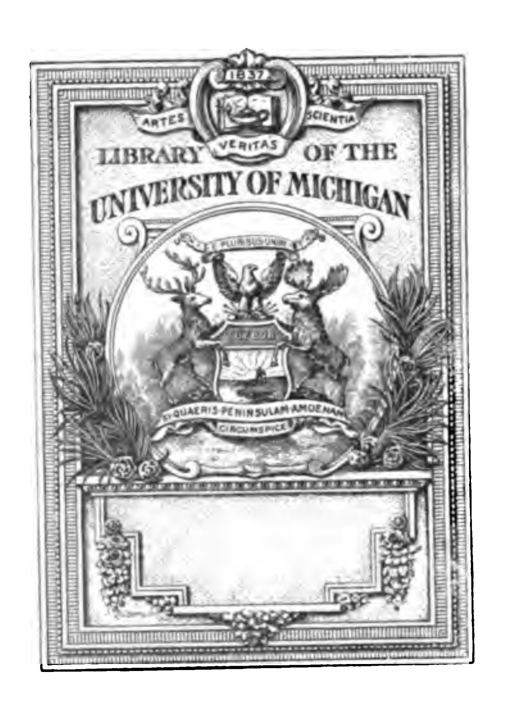
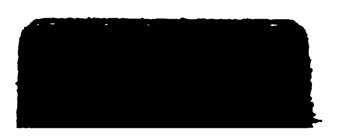



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Siebenundachtzigster Band.

Januar bis März 1897.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1897.

Inhaltsverzeichniß

des

87. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Ueber klassische Dichtung.

Von

O. Harnack.

Der Sprachgebrauch ist ein interessantes und charakteristisches Zeugniß der Kulturbewegung. In ihm spiegelt sich der Wechsel der vorherrschenden Begriffe, wie die Aenderungen des Werthmaßstabes ab. Dasselbe Wort wird zu verschiedenen Zeiten gewohnheitsmäßig mit einer ganz verschiedenen Betonung gesprochen, welche Billigung oder Mißbilligung in den verschiedenen Nüancen und Abstufungen ausdrückt. Wie schmolz vor etwa hundertzwanzig Jahren den Deutschen das Wort „empfindsam" auf den Lippen, die sich jetzt unfehlbar höhnisch verziehen, wenn sie es aussprechen sollen. Wie vornehm klang noch vor einem Jahrzehnt das Urtheil „stilvoll", das heute fast komisch wirkt. Mit welch lebendigem Hauch drang Menschenalter hindurch das Wort „Freiheit" aus der Brust hervor, während es jetzt meist wie leeres Schellengeläut klingt!

Auch das Wort „klassisch" hat die Laune der Zeit erfahren. Goethe sagt: „Klassisch nenne ich das Gesunde"; heute würden die Meisten sagen: „Klassisch nennen wir das Langweilige." Würde der Schluß falsch sein: „Unsere Zeit nennt das Gesunde das Langweilige?"

Ich glaube nicht, daß der Schluß falsch wäre. Mit ihm ist nicht ausgesprochen, daß unsere Zeit durchaus krank ist, sondern nur, daß sie nicht gesund sein will. Sie ist noch gesund, weil unsere Bildung in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht

auf einem festen, klassischen Grunde ruht; aber es ist Mode geworden, über diesen Grund geringschätzig zu urtheilen oder ihn zu ignoriren und nach Surrogaten zu haschen, welche nicht dieselbe Festigkeit gewinnen können. Thatsächlich ist es nicht gelungen, schon irgend ein neues Fundament zu legen; aber man tastet und hascht weiter, und gefällt sich darin, diese oder jene verschrobene Idee als die große Errungenschaft zu rühmen, um sie bald wieder über Anderes zu vergessen.

Diese in der That krankhafte Neigung der Zeit, die schon vor einigen Jahren durch das Modewort fin de siècle gekennzeichnet wurde, ist ein interessantes Phänomen. Es ist eine Spielerei im größten Maßstab, die man sich ruhig erlauben darf, weil, besonders in Deutschland, der bewährte Untergrund von so massiver Sicherheit ist. Aber aus bloß spielerischer Neigung ist die Erscheinung doch nicht zu erklären. Mir scheinen zwei Ursachen zusammenzuwirken. Erstens die unleugbare Nervosität unseres Geschlechts, das nicht mehr die Ruhe hat, welche die Verehrung des unabänderlich Großen erfordert, sondern neuer und wechselnder Reizmittel bedarf. Zweitens die fortschreitende Einseitigkeit jeder Art von Ausbildung, durch welche das Verständniß für die gleichmäßige Durchbildung des Klassisch-Gesunden mehr und mehr ertötet wird. Ein Maler, der modern sein, aber doch auch der Vergangenheit einen gewissen Respekt zollen will, wird viel eher erklären, daß er Michelangelo verehre wegen seiner grandiosen Phantasie, oder Tizian wegen seines unvergleichlichen Kolorits, als daß er erklärte, Rafael aufs Höchste zu verehren, und zwar weil die harmonische Vollendung, welche Rafaels Eigenthümlichkeit ausmacht, dem modernen Künstler absolut unerreichbar und darum unsympathisch ist.

Goethe hat zwar gesagt: „Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe“; aber dieser Satz paßt nur für sehr edle Naturen, die Meisten bedienen sich ganz entgegengesetzter Rettungsmittel.

Es wäre indeß kurzsichtig zu verkennen, daß die unklassische Stimmung der Zeit auch ihren Werth für den aufrichtigen und ernsten Erforscher des Klassischen hat. Sie nöthigt uns immer von Neuem die einzelnen Erzeugnisse, die wir als klassisch betrachten, auf ihre dauernde Lebensfähigkeit, ihren unangreifbaren Werth zu prüfen und von der uns überkommenen, gewohnheitsmäßigen Schätzung zur gesicherten Begründung und gewissenhaften Abwägung unseres Urteils überzugehen. Für andere Nationen liegt

diese Aufgabe weit einfacher. Franzosen oder Italiener sehen ihre „klassische" Periode in so weiter Entfernung, daß das verehrungsvolle Urtheil über sie ein völlig abgeschlossenes, unbezweifelbares geworden ist, aber eben deshalb auch jeden praktischen Werth für die Gegenwart verloren hat. Niemanden kommt es in den Sinn, Ariost oder Tasso, Corneille oder Racine an den Aufgaben und der Sinnesweise unserer Zeit zu messen und danach ihren Werth zu bestimmen. Unsere „Klassiker" dagegen stehen uns noch so nah, daß wir immer den Anspruch machen, sie wie unseres gleichen gemüthlich anfassen zu können; sie sind nicht auf ein hohes, unerreichbares Piedestal gestellt, und darum noch immer in Gefahr, umgestoßen zu werden, aber zugleich auch fähig, viel unmittelbarer und eindrucksvoller auf uns einzuwirken, als jene Dichter des sechszehnten oder siebzehnten Jahrhunderts.

Wenn wir freilich die in Litteraturgeschichten übliche Umgrenzung des Begriffes der „Klassiker" annehmen, so fallen unter ihn auch einige Dichter, besonders Klopstock und Wieland, welche uns schon vollständig fern gerückt sind; aber der Sprachgebrauch folgt auch jener zünftigen Bezeichnung nicht mehr; beide Dichter sind an ihren festen Platz gestellt, wo sie der Parteien Haß nicht mehr umringt, über ihre Vorzüge und Mängel ist längst ein festes Urtheil gefällt worden, das aber fast nur noch den Gelehrten interessirt. Auch Herder kommt für unsern Gedankengang nicht in Betracht, weil seine „klassische" Bedeutung nicht in seinen Dichtungen liegt. Lessing, Goethe und Schiller sind allein als Klassiker unserer Poesie in Geltung, und um sie hat sich darum auch der leidenschaftliche Kampf entsponnen, ob sie für uns noch maßgebend seien.

Was ist es nur, das den Hauptwerken dieser Männer den einzigartigen Werth giebt? Ist ein thatsächliches Kriterium des Klassischen vorhanden? Ist es vielleicht in der That ein Vorurtheil, wenn wir meinen, ein Problem, wie etwa das Verhältniß des Dichters zur Welt habe in Goethes Tasso eine unvergleichlich werthvollere Behandlung gefunden als in Grillparzers Sappho oder Wildenbruchs Christoph Marlow?

Ehe wir versuchen, diese Frage zu beantworten, sei noch ein Mißverständniß abgewehrt. Es wäre ja leicht, eine Definition des Klassischen zu finden, wenn man sich begnügte es „historisch" aufzufassen. Klassisch nannte man von jeher die Autoren der besten Zeit des Alterthums; was sich an sie anlehnt, was ihnen nach-

strebt, wäre dann heute das Klassische und seine Eigenthümlichkeit läge eben in der möglichst vollständigen Uebereinstimmung mit der Antike. Aber solche „historische" Erklärung wäre doch ein Beiseiteschieben der wirklichen Frage. Nicht in diesem Sinn hat man am Anfang des Jahrhunderts den Begriff der „deutschen Klassiker" geschaffen, sondern im Sinne einer selbständigen Kraft und inneren Vollendung, welche ein Goethe ebensosehr dem Nibelungenlied oder dem Shakespeareschen Drama wie dem Homer oder Sophokles zuschrieb.

Diese innere Gesundheit und Vollkommenheit ist begründet in der gleichmäßig gesunden, normalen Entwickelung aller Fähigkeiten, welche das Schaffen eines Kunstwerkes erfordert. Sie äußert sich zunächst in der Kongruenz von Inhalt und Form, welche allein die Wirkung befriedigter innerer Harmonie erzeugen kann, die das klassische Kunstwerk hervorruft. Diese Kongruenz ist nur von dem zu erreichen, dem Natur und Ausbildung das reine und klare ästhetische Gefühl verliehen haben, welches wir in höchster Feinheit und Sicherheit in der griechischen Kunst bewundern. Aber nicht weniger wichtig ist, was man mit Recht die innere Form genannt hat, die Abrundung des Stoffes in sich, die Abgewogenheit seiner Theile, kurz das was den Stoff eines Kunstwerkes von dem Rohstoff, welchen die Wirklichkeit dem Künstler geliefert hat, unterscheidet. Die litterarhistorische Forschung hat uns gelehrt, mehr und mehr gerade diesem Prozeß des dichterischen Schaffens nachzugehen, und er erregt unser Staunen, wenn wir das Verhalten eines Shakespeare zu seinen historischen oder novellistischen Quellen betrachten, an welche er sich so eng anschloß und denen er doch durch seine Umformung erst den wesentlichen Werth gab. Dieses Verfahren ist nicht nur Sache technischer Geschicklichkeit, aber auch nicht nur Sache künstlerischen Taktes; es setzt zugleich den Besitz einer festen, klaren, in sich abgeschlossenen Weltanschauung voraus. Wer nicht selbst ein harmonisches Bild der Welt in sich trägt, kann auch im Kunstwerk kein harmonisches Symbol des Weltlaufes hinstellen.

Man braucht wohl kaum den Einwand zu fürchten, daß der Künstler doch nicht verpflichtet sein könne, eine harmonische Weltanschauung zu heucheln, die er oder überhaupt seine Zeit nicht besäßen. Das Heucheln würde kaum eine erfreuliche Wirkung thun; aber fest steht, daß manches hohe poetische Talent und manche geistig lebhaft bewegte Zeit nicht im Stande und nicht

berufen sind, klassisch vollendete Werke zu schaffen, weil jene nothwendige Grundlage mangelt. Dante ruht in der Weltanschauung der katholischen Kirche, Shakespeare in der der Reformation, Goethe und Schiller in der des Humanitätszeitalters; jeder dieser Dichter fühlte sich sicher und formte daher mit festen Griffen; ihre Werke haben einen bestimmten Gang zum nothwendigen, das Problem lösenden Ziel. Diese Weltanschauungen waren alle im weitesten Sinn genommen: optimistisch; das heißt, sie stellten an den Endpunkt der Entwickelung die schließliche Versöhnung und Vollendung, mochten sie sie nun mehr als göttliches Geschenk verehren oder mehr als menschliche Errungenschaft preisen. Und daß auch darin keine zufällige Uebereinstimmung waltet, sondern ein nothwendiges Erforderniß vorliegt, bedarf keines Beweises, sondern ergiebt sich unmittelbar aus dem Vorhergegangenen. Je größer aber das Maß von Weltkenntniß, von Vertrautheit mit der gemeinen Wirklichkeit ist, welches von einem hervorragenden Dichter verlangt werden muß, um so größer ist auch die Kraft der Persönlichkeit, welche erfordert wird, um diese Eindrücke zu überwinden und die positiven Ueberzeugungen zu bewahren. Nur Personen von vollendeter psychischer Gesundheit, wie es Shakespeare und Goethe waren, vermögen die erdrückende Wirklichkeit unerschüttert zu ertragen, und die thörichte Lehre, daß Genie mit Decadence oder Wahnsinn verwandt sei, zeigt sich hier als das Gegentheil der Wahrheit. Auch jene Männer werden sich nicht in jedem Augenblicke auf der Höhe behaupten; auch sie unterliegen Anwandlungen pessimistischer Schwäche; aber die Folgen zeigen sich auch unverzüglich in ihren Werken. Niemand wird Timon von Athen oder Troilus und Cressida Shakespeares größten Werken gleichstellen wollen, und ebensowenig den „Großkophtha“ und ähnliche Erzeugnisse des Unbehagens zu Goethes Ruhmestiteln rechnen; diese Werke entsprangen Stimmungen, in denen die seelische Kraft der Dichter momentan von der Wirklichkeit überwältigt war. Goethe aber hat, wenn auch in orientalisch-mythologischer Einkleidung doch mit bewußtem Ernst als die Hauptleistung seines persönlichen Lebens die positive Ueberwindung der Wirklichkeit ausgesprochen, in dem Divansgedicht an den Pforten des Paradieses:

> Nicht so vieles Federlesen,
> Laß mich immer nur herein!
> Denn ich bin ein Mensch gewesen,
> Und das heißt ein Kämpfer sein.

Schärfe Deine kräft'gen Blicke!
Hier, durchschaue diese Brust!
Sieh der Lebenswunden Tücke,
Sieh der Liebeswunden Lust.

Und doch sang ich gläub'ger Weise,
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie sie auch kreise,
Liebevoll und dankbar sei.

Mit den Trefflichsten zusammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den schönsten Herzen prangt.

So erhebend aber der Eindruck des Lebens dieser Größten ist, so wäre es doch ungerecht, manchem Geringeren, dessen Leben schwach und zerfahren erscheint, nicht zuzugestehen, daß auch er in einzelnen Werken vollkommene Kraft und Gesundheit bewiesen habe. Schon Mancher hat den besten Theil seines Wesens in seine schöpferische Produktion so hineingelegt, daß er sich in ihr scheinbar über sich selbst erhob und für seine sonstige Lebensführung wenig übrig behielt. Wie trübselig sieht sich das Leben Heinrich von Kleists an, und doch hat er in seinem „Prinzen von Homburg" ein trotz einzelner krankhafter Punkte im Ganzen klassisches Drama geschaffen. Am häufigsten wird in der lyrischen Poesie sich Aehnliches zeigen; hier kann ein kurzer Augenblick der vollen Beherrschung aller Kräfte auch den sonst Gebeugten, fast Zerstörten noch zu einer vollendeten Leistung anfeuern und kräftigen.

Legen wir den strengsten Maßstab an, so wird sich als der in vollem Sinne klassische Zeitraum unserer Litteratur die Periode des Zusammenwirkens von Goethe und Schiller bezeichnen lassen. Beide Dichter waren aus einer stürmischen Jugend, durch eine Periode einseitigen, verfeinerten Geisteslebens zu vollendetem Gleichgewicht und innerer Harmonie gelangt; beide hatten in dem großen Philosophen der Zeit, in Kant, das Fundament für ihre Kunstthätigkeit gefunden, beide hatten sich durch einen höchst vielseitigen Bildungsgang eine souveräne Herrschaft über die künstlerischen Mittel erworben. Goethes Hauptwerk dieser Zeit, Hermann und Dorothea, ist unter diesen unübertrefflichen Bedingungen eine in der That vollkommene Dichtung geworden; es vereinigt die volle Naturfrische und Lebendigkeit mit einer nie sich verlierenden künstlerischen Bewußtheit; es giebt ein getreues, vor jeder historischen Betrachtung sich bewährendes Weltbild und zeigt in ihm

Persönlichkeiten, welche weder sich vor der Welt beugen noch sich vor ihr zurückziehen, aber sich in ihr zu behaupten wissen. Schiller hat in seinen gleichzeitigen dramatischen Werken, unter denen „Wallenstein" zweifellos den ersten Rang einnimmt, nicht ganz die gleiche Höhe der Vollendung erreicht. Allein man muß in Betracht ziehen, daß seine Aufgabe eine weit schwierigere war. An die epische Dichtung sind seit Jahrtausenden im Wesentlichen dieselben Anforderungen stets gestellt worden, deren Erfüllung wir hauptsächlich an den Namen Homers knüpfen; hier ist ein bestimmtes einheitliches Ziel gesteckt, nach welchem der Dichter strebt. Die dramatische Dichtung aber hat ihre höchste Ausbildung in zwei ganz verschiedenen Richtungen gefunden, welche beide auf die deutsche Bildung Einfluß gewonnen hatten, welche Lessings kritischer Verstand analysirt und, wie er meinte, trotz allem Augenschein nicht unvereinbar gefunden hatte, Sophokles und Shakespeare. Schiller, durch Lessings Dramaturgie gespornt, unternahm es, beide in der von ihm dem Drama gegebenen Form zu vereinigen, ein Unternehmen, dessen Kühnheit kaum zu fassen ist, und das bewunderungswürdig bleibt, auch wenn es nur in den großen Zügen gelungen ist. Und das ist es, obschon in Einzelheiten die so disparaten Elemente nicht ganz vereinigt scheinen, so daß ein pathetisch-idealistischer Hymnus zu nahe an eine realistische Stelle heranrückt, oder daß das Schicksal bald als bloßes inneres Gesetz der menschlichen Persönlichkeit, bald doch auch als geheimnißvolle, von Außen waltende Macht erscheint. Einheitlicher durchgeführt ist die antikisirende „Braut von Messina", aber diese Einheitlichkeit kann nicht die höchsten Anforderungen befriedigen, weil sie nicht aus dem Wesen des Dichters entsprungen, sondern durch ein absichtsvolles Eingehen in eine bestimmte, fremde Kultursphäre erzeugt ist.

Sehr bedeutungsvoll aber ist, daß die größte Dichtung unseres Volkes, der „Faust" gerade in dieser spezifisch klassischen Epoche harmonischen Wirkens unserer großen Dichter seine entscheidende Modellirung bekommen hat. In Berathung mit Schiller fand Goethe damals den bisher vergeblich gesuchten Rahmen, um den fast unermeßlichen Stoff ästhetisch und philosophisch zusammenzufassen. Und diejenigen Szenen, welche wie Klammern das gewaltige Gebäude zusammenhalten, der Prolog im Himmel, die Paktschließung und der Tod mit der Erlösung*) sind sämmtlich im Laufe weniger

*) Diese Szene in älterer abweichender Form.

Jahre während dieser Zeit entstanden, als Goethe das sichere Bewußtsein der Kraft und Klarheit hatte, um dem Problem, das er in stürmischem Jugendeifer sich gestellt, nun die nach Form und Inhalt nothwendige Lösung zu geben.

Daß auf diesem Höhepunkt ihres Wirkens unsere großen Dichter keine Schüler und Nachfolger erzielen konnten, kann nicht verwundern. Sie haben ja freilich versucht, auch unmittelbar erziehend auf das Publikum zu wirken, Schiller in den Horenaufsätzen, Goethe in den Propyläen, beide vereint in dem scharfen Strafgericht der Xenien; aber ohne viel Erfolg. Und sie stellten diese absichtsvolle Wirksamkeit auch schon nach einigen Jahren ein, um blos durch ihr Beispiel noch zu wirken. Eine Partei oder eine Schule zu gründen haben sie nie versucht, ja sie haben sogar Persönlichkeiten, die allenfalls dazu hätten heranwachsen können, eher zurückgestoßen als ermuthigt, von dem Bewußtsein durchdrungen, daß das Maß von Klarheit, zu dem sie gelangt waren, nur selbsterlebt, nicht von Andern überliefert werden könne. Vielleicht wurden sie dadurch gegen Einzelne zu abgeschlossen und unzugänglich; im Ganzen aber hatten sie nur zu recht mit der Erkenntniß, daß was sie wollten von den Zeitgenossen wohl gläubig aufgenommen, nicht aber von den jungen Dichtern verständnisvoll nachgebildet werden würde. Die Litteratur bewegte sich größtentheils zwischen den Extremen eines platten Naturalismus und, wo sogenannte „poetische" Bedürfnisse vorwalteten, einer romantischen, gestaltlosen Schwärmerei. Eine Erscheinung, die sich auch heute wiederholt, während dem klassisch Vollkommenen nachzustreben für den Dichter ebensowenig lockend und reizvoll erschien und noch heute erscheint, wie wir es vorher bei den Malern gegenüber Rafael erfahren haben.

Sind nun aber wirklich unsere „Klassiker" unter den Zeitgenossen ganz ohne Nachfolge geblieben? haben wir in der „klassischen" Epoche wirklich nur sie als einzige vollgiltige Repräsentanten? So schroff das zu behaupten, wäre doch ungerecht, wir müssen uns nur erinnern, daß das Klassische ein Begriff ist, der nach keinem andern Maaßstabe als an seinem eigenen Gesetze gemessen werden kann, daß darum Größe oder Kleinheit, Weite oder Enge Vorstellungen sind, die hier nicht den Ausschlag geben, und daß auch in einer beschränkten Sphäre, die jeden Vergleich mit der Geisteswelt Goethes ausschließt, dieselbe Vollkommenheit stattfinden kann. In dieser Hinsicht hat gerade Goethe selber mit

verständnißvoller Würdigung auf Zeitgenossen hingewiesen, welche eine solche Auszeichnung kaum zu verdienen schienen und von Leuten, die auf ihren Geistreichthum stolz waren, mitsammt den Goetheschen Besprechungen verlacht wurden. Hebels allemannische Gedichte, Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart, Voß' echt holsteinische Lyrik ist von Goethe mit hoher Anerkennung besprochen worden, weil den vollen harmonischen Ausdruck einer bestimmten, in sich abgeschlossenen, Kultursphäre enthaltend. Aber freilich wird man angesichts dieser Art von „Klassik" nicht vergessen, daß ihr kein höheres Verdienst zukommt. Wenn die Aufgabe rein gelöst ist, so war sie eben auch eine sehr leichte Aufgabe; für den, der nie aus seinen Pfählen hinausgesehen hat, ist es leicht, ein einheitliches Lebensbild zu liefern, und „wer Wunden nie gefühlt hat", mag leicht „der Narben Anderer lachen".

Ebensowenig wird tiefgehende Befriedigung von einer „klassischen" Dichtung ausgehen, welche in entgegengesetzter Art ihre Harmonie aus einer entfernten, dem Dichter fremden Gefühlswelt und Kultursphäre schöpft. Wir gelangen hier nicht zu vollem Nachfühlen dieser Harmonie, weil der Zwiespalt zwischen den natürlichen Bedingungen, unter welchen der Dichter schafft, und dem, was er durch eigenes Zuthun in sich ausgebildet hat, unsere Empfindung stört. So hat Hölderlin, dessen ganze Seele dem griechischen Alterthum geweiht war, in einzelnen Liedern die volle harmonische Klassik erreicht; aber in anderen tritt der Riß, welchen diese heiße Sehnsucht in sein Leben brachte, so schmerzlich klaffend zu Tage, daß seine Lyrik im Ganzen nicht den Eindruck voller innerer Gesundheit zurückläßt. Noch mehr mußte das natürlich in seinen Anläufen zu größeren Werken fühlbar werden. Dagegen ist er in anderer Hinsicht, in der bloß formalen, ein vollendeter Klassiker zu nennen. Keine Unebenheit, kein Mißklang stört den reinen Fluß seiner Verse, mögen sie in antiken Maßen oder im modernen Reim sich bewegen, und die Sprache ist mit einer Feinheit gehandhabt, welche sie jeder Forderung ohne Zwang gehorchen läßt. Diese absolute Formreinheit ist auch der Hauptruhm eines andern Dichters geworden, der freilich schon mehr ein Epigone als ein Zeitgenosse unserer Klassiker zu nennen ist, des Grafen Platen. Es ist aber nicht der zarte Hauch Hölderlins, der hier weht, sondern ein kräftiger, krystallklarer Strom, der dahinrauscht. Doch Platen ist nicht so glücklich wie jener in der Wahl der Formen, er sucht nach ihnen, wählt sie nach rein äußerlichen Motiven, wohl auch durch den

Reiz der Schwierigkeit angezogen. Noch mehr hat Friedrich Rückert diesen Zug empfunden und ihm nachgegeben; bei ihm jedoch wird die souveräne Formgewandtheit nicht selten Anlaß einer unfeinen Gleichgiltigkeit gegen den Geist und die zarteren Nuancen der Sprache, sodaß kein harmonischer Eindruck erreicht wird. Inhaltlich ist den Gedichten Rückerts eine nicht zu trübende Ruhe und behagliche Weisheit eigen, die aber an kräftiger Wirkung dadurch verliert, daß sie sich nicht als aus voller persönlicher Kenntniß und Ueberwindung der Konflikte des Lebens herausgeboren verkündigt. Kein Gedicht dieser Dichter, so viele Vorzüge es auch haben mag, wird einen solchen zugleich erschütternden und versöhnenden Eindruck hervorrufen wie Goethes „Euphrosyne“ oder „Gott und Bajadere“ oder in reflektirender Weise Schillers „Ideal und Leben“; keines greift so tief in die Seele und weiß trotzdem so zu beruhigen und zu erheben.

Unter den Dramatikern dürfen Grillparzer und Kleist am nächsten an unsere Klassiker herantreten. Beide haben zwar auch starke romantische Züge, welche die Klarheit und Sicherheit ihres Blickes und ihres Schaffens beeinträchtigen; aber sie erheben sich doch in ihren besten Leistungen zur klassischen Gesundheit. Grillparzers Weg ist der der Formenreinheit; sie mangelt ihm niemals, und sie läutert die bisweilen schwächliche und schwankende Phantasie des Künstlers zu herrlicher Bildkraft. So ist im „Goldenen Vließ“ der Gegensatz zwischen Griechen und Kolchern in der Charakteranlage bei weitem nicht so deutlich ausgeprägt, wie es der psychische Gehalt des Stückes fordert; aber indem der Dichter beide in Sprache und Versform mit nie ermüdendem sicherem Stilgefühl auseinander zu halten und zu bestimmen weiß, erhalten wir doch das Bild zweier ganz verschiedener Völkertypen. So würde ein bloßer Bericht über die Handlung der „Sappho“, wie sie Grillparzer in sich ausgebildet hatte, schwerlich des Bildes der über ihr Volk hervorragenden Dichterfürstin würdig erscheinen; aber die Verse, in welchen sie majestätisch den Entschluß des Todes ausspricht, überwiegen den Eindruck ihrer Handlung und besiegen unsere Kritik. Ganz im Gegentheil beruht Kleists Klassizität auf seinem starken und gesunden Wirklichkeitssinn, seiner festen und sichern Erfassung des Menschlichen, woraus sich die Formgebung meist als etwas Nothwendiges und Organisches, aber ohne selbständige Ansprüche und Bedeutung, entwickelt. Dazwischen sehen wir freilich auch Kleist in jener scharfen und sichern Weltbetrachtung ermatten;

wir fühlen eine krankhafte, phantastische Empfindung verwirrend eindringen; aber dieses unglückliche Erzeugniß der auf den Dichter einwirkenden romantischen Atmosphäre, die durch unglückliche Lebensschicksale begünstigt wurde, gelingt ihm doch allermeist zu überwinden.

Wir haben hier mehrfach die Romantik genannt, und in der That ist es nicht möglich, unsere klassische Periode zu betrachten, ohne zugleich der Romantik Aufmerksamkeit zu schenken. Beide, obgleich scharfe Gegensätze, sind in der Geschichte des deutschen Geistes doch eng verbunden. Liegt darin ein Widerspruch gegen die unbedingte und absolut höchste Stelle, welche wir der Klassik angewiesen haben? Nach der Meinung Vieler: gewiß. Nach der Geschichtskonstruktion, die den Deutschen so sympathisch ist, bilden klassische und romantische Dichtung zwei sich nothwendig fordernde und ergänzende Strömungen, aus deren Vereinigung sich die höhere Einheit, die freilich niemals sich verwirklicht hat, ergeben müßte. Nach dem thatsächlichen Verlauf aber ist die Romantik nichts Anderes als die verderbliche Feindin unserer klassischen Dichtung gewesen, welche Verdienste man ihr auch um die Wissenschaft zuschreiben mag. Verderblich — in doppeltem Sinn, insofern sie mißgünstig befehdete und zugleich in sich selbst unfruchtbar war. Auch hat die Geschichte schon gesprochen. Lebt denn noch etwa Tiecks „Kaiser Oktavianus“ oder seine Genovefa, leben die Dramen Zacharias Werners, lebt Friedrich Schlegels „Lucinde“ oder „Alarcos“ noch? Wohl wirken einige Gedichte und Novellen der Romantiker noch auf uns, aber gerade die größeren Werke, in welchen sie ihr Wesen zum Ausdruck bringen, ihre Ziele erreichen wollten, stehen da wie Lauben aus Blumengewinden, deren Blüthen verwelkt und deren Blätter verdorrt sind; in ihren Pflanzungen lag nicht die unerschöpfliche Triebkraft, welche die klassischen Werke immer erneut und verjüngt erscheinen läßt.

Worin lag denn nun das eigenthümliche Prinzip, welches die Romantiker sich von den Klassikern trennen ließ und sie auf eigenen Bahnen zu kümmerlichen Ergebnissen hintrieb? Es lag in der Ueberzeugung, daß ein strenges und folgerechtes Studium der Menschen und der Natur nicht erforderlich sei, um die höchsten Kunstziele zu erreichen, daß vielmehr dem genialen Subjekt intuitiv das unbedingte Darstellungsvermögen gegeben sei. Dies könnte zunächst als bloße Aeußerung überspannten Selbstbewußtseins gelten, und

an diesem fehlte es den Romantikern nicht, die sich selbst für solche geniale Persönlichkeiten hielten. Aber es wurde zugleich zum Dogma erhoben und damit die ungebundene Sorglosigkeit des Schaffens zum Kennzeichen, zum Adelswappen des wahren Dichters gestempelt.

Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert!

Mit diesem Distichon hat Schiller den Unterschied zwischen Goethes ernst sich mühendem Schaffen und dem leichtfertigen Hinwerfen selbstbewunderter Einfälle, besonders auf die Gebrüder Schlegel zielend, bitter verspottet. Der poetischen Begabung nach war unter den älteren Romantikern nur Hardenberg eine poetische Kraft von so eigenthümlicher Tiefe, daß bei dieser blos aus der momentanen Stimmung schöpfenden Produktionsweise etwas Werthvolles gelingen konnte. Seine „Hymnen an die Nacht" sind Ergüsse einer unbewußt sich selbst überlassenen Empfindung, welche nichts anderes will als sich selber leben. Und in dieser Beschränkung war Hardenberg zwar kein hervorragender, aber doch ein wahrhaftiger Dichter. Ganz anders aber stand es mit den Brüdern Schlegel; beide hatten den Ehrgeiz poetische Kunstwerke hohen Ranges zu schaffen und waren fest überzeugt, mit Goethe wetteifern und Schiller weit übertreffen zu können. Eine bedeutende rezeptive Begabung ließ sie sich ausgebreitete litterarhistorische Kenntnisse und beträchtliche Fertigkeit im Gebrauch antiker, mittelalterlicher und auch indischer Versformen gewinnen. Man hätte nun denken sollen, daß solche Vorbedingungen Werke bleibenden Werthes hätten erzeugen müssen, aber das Gegentheil war der Fall; Friedrich Schlegels schon genannte Dichtungen, und August Wilhelms „Jon" hatten weder die begeisternde seelische Kraft noch die fesselnde Gewalt des Schönheitssinns. Und was den beiden talentvollen Schriftstellern fehlte, das war einerseits die charaktervolle Durchbildung, welche ihren Werken einen festen und dauernden Gehalt hätte geben können, andererseits das folgerechte und ernste Streben nach einem reinen Kunstideal. „Sie lehrten", sagt Goethe, „den Egoismus mit Schwäche verbunden", sie mußten es, weil sie mehr vorstellen wollten, als sie nach ihrem ganzen Entwickelungsgang zu behaupten im Stande waren. Ludwig Tieck kann man, seiner Dichtart und seinen Leistungen nach, zwischen Hardenberg und die Schlegels stellen. Er hat unleugbar ein poetisches Naturell, und indem er sich frei in demselben gehen

läßt, gelingt ihm manches hübsche Gedicht und manche feine Novelle; aber gerade auf ihn trifft es zu, was wir oben aussprachen, daß diese Vorzüge verschwinden, sobald er sich an eine größere Aufgabe wagt, da er die Wege zu gehen verschmäht, welche zum Schaffen eines bedeutenden Kunstwerkes führen. Und so ist es auch mit den späteren Romantikern. Wo sie sich auf ein ganz kleines, ihrer Individualität völlig entsprechendes Gebiet beschränken, wie es Eichendorff zu thun pflegt, da leisten sie Liebenswürdiges, wenn auch nicht Bedeutendes; wo sie aber zu wirklichem, freiem Schaffen übergehen wollen, werden sie ganz unleidlich schwach, weil die bloßen Einfälle ihrer einförmig gleichartigen Phantasie dafür nicht ausreichen. Brentano hat einige hübsche Märchen geschrieben, als er aber das eine, von Gockel und seiner Familie, zu einem ganzen Buch ausweitete, wurde ein immer mehr sich verwirrender Gallimathias daraus. Fouqués „Undine“ ist eine reizende, duftige Sagendichtung; seine größeren Romane aber werden zu groteskem Unsinn. Mit anderen Dichtern, die man traditionell in Beziehung zu den Romantikern setzt, steht es so, daß sie da am tüchtigsten und dauerhaftesten sind, wo sie sich am meisten von der Romantik fern halten. Chamisso gelingt Bedeutendes, wenn er realistisch dichtet und seine bisweilen ihn ins Krankhafte fortreißende Phantasie beherrscht; bei Uhland ist es von schlagendem Eindruck, wie sehr er an Kraft, Wahrheit und Lebendigkeit verliert, sobald er sich der romantischen Tradition überläßt und wie er wächst und sich festet, sobald er sich objektiver, in Erzählung oder Lied volksmäßigen Sinn ausströmender Dichtung hingiebt.

Trotz ihrer Mängel, oder vielmehr gerade wegen derselben hat aber die romantische Dichtung doch im entscheidenden Moment der klassischen die Führung aus den Händen genommen und sich die maßgebende Stelle im Geistesleben unserer Nation erobert. Als Goethe und Schiller die Plattheit und Flachheit Kotzebues und Ifflands, Schütz und Engels besiegt hatten, da wurde ihnen der Siegeslorbeer von den Schlegels und Tieck entwunden, die sich gegenseitig in diesem Schmuck bengalisch beleuchteten. Freilich währte es nicht lange; aber die gesunde Entwicklung war doch gelähmt, der unmittelbare vorbildliche Eindruck von Goethes und Schillers Schaffen verwischt.

Wenn heute, nach einer Periode ziemlicher Gleichgiltigkeit, wieder ein lebhaftes Interesse für die Romantiker erwacht ist, so ist das nicht zufällig. Die Strömung schrankenloser Subjektivität,

welche sich zuerst in der bildenden Kunst geltend gemacht hat und von ihr auch auf die Dichtung übergreift, ist nichts anderes als eine Erneuerung romantischer Selbsttäuschungen. Diese Strömung, nach welcher jede noch so schrullenhafte oder selbstgefällige persönliche „Note“ mehr werth ist als die ernste Kunstvollendung, — welche einen Rafael trotz der unwiderleglichen Zeugnisse seines unermüdlichen Naturstudiums für einen seichten Manieristen erklärt, und welche an Schiller und Goethe nur die leidenschaftlichen Produkte ihrer früheren Jugend zu schätzen weiß, in ihren späteren Werken akademische Hohlheit findet, diese Strömung ist auch auf die Wissenschaft nicht ohne Einfluß geblieben, welche sie zu rechtfertigen und interessante Vorbilder in der Zeit der Romantik zu finden weiß. Aber es ist unmöglich, auf diesem Wege feste Grundlagen für die Kunst zu gewinen, und es ist unumgänglich, daß diese ganze Bewegung, ein Gefühl unendlicher Oede und Leere hinterlassend zusammenbrechen muß; denn das Interesse, welches diese rein persönlichen, nicht ausgereiften Erzeugnisse darbieten, ist ein ganz ephemeres, das kaum von Saison zu Saison reicht und nur durch den fortreißenden Wechsel der Gegenstände sich einige Jahre hindurch taumelnd und tappend forthelfen kann.

Eng verbunden mit der romantisch-subjektiven Kunstbehandlung ist gegenwärtig die naturalistische, deren Aufkommen jener um einige Jahre vorausging. Beide, so grundverschieden sie sind, stimmen doch in der gemeinsamen Verachtung des klassischen Ideals überein, und in dieser Negation haben sie sich so trefflich zusammengefunden, daß sie sich sogar in manchen Werken stückweise ablösen und ein Amalgam zu Stande bringen, wie Hauptmanns „Hannele“, dem jede Einheit mangelt. An sich kann der Naturalismus gewiß interessante Werke hervorbringen, welche den Wahrheitssinn pessimistisch angelegter Menschen befriedigen. Aber die künstlerische Befriedigung kann er nicht gewähren, und auch nicht jene Erhebung zu kräftigem Lebensgefühl, wie sie das klassische Kunstwerk giebt. Denn seinen Erzeugnissen fehlt nicht nur die äußere, sondern auch die innere Vollendung.

Wenn der Romantiker diese Vollendung in sich selbst zu besitzen glaubt, ohne sie thatsächlich zu erstreben, so will der Naturalist sie gar nicht besitzen, er hält sie für überflüssig. Er will nur das glauben, was er sieht, und unmerklich verlernt er dabei auch das Sehen; sein für das Detail geschärftes Auge verliert jeden Ueberblick; seine Werke erscheinen, als wären sie nur für Kurzsichtige

gearbeitet. Und zugleich werden sie fortschreitend an Geist verlieren; der „wissenschaftlich“ beobachtende Künstler (ein Hohn auf die Wissenschaft) verliert die Erkenntniß des inneren Zusammenhangs der Ereignisse; er giebt nur noch an einander gereihte Einzelheiten, ohne Bedeutung und ohne Abschluß. Die „innere Form“, die Umbildung des Rohstoffes, geht ihm gänzlich ab, und wenn er einige Stunden lang die Vorgänge in einer Kneipe oder einem Schlafzimmer verfolgt hat, so glaubt er ein Drama oder eine Novelle geschrieben zu haben. Das sind freilich Extreme; aber die störenden Einflüsse dieser Richtung zeigen sich leider auch bei Dichtern, welche nicht diesen Extremen verfallen sind. Die Scheu, im Abschluß eines Werkes das gestellte Problem aufzulösen, beruht auf dem Mangel fester Weltanschauung, der dem Naturalisten eigenthümlich ist. Bis in die Titel unserer neueren Bühnenstücke reicht diese Scheu; sie dürfen nicht mehr, auch wenn sie noch so erschütternden Inhalts sind, als Tragödien bezeichnet werden, weil das den Gedanken an tragische Sühne und Versöhnung nahe legt; sie heißen nur noch Schauspiele. Immerhin ist diese Richtung von größerem Werth und geringerer Gefahr als die romantische. Sie ist eine Vorstufe der Kunst, sie bietet dem Künstler Gelegenheit zu gewissenhaften Studien und zu mannigfacher Uebung seiner Kräfte. Finden wir sie doch auch als Vorstufe bei unseren Klassikern selber, welche freilich später ihr mit gründlicher und entschiedener Abneigung gegenüberstanden! Diese Thatsache ist auch in neuester Zeit viel zu Prophezeiungen verwerthet worden, indem man sich der überraschenden Logik bediente, weil die Dichter des „Götz“ und der „Räuber“ später Dichter ersten Ranges geworden seien, so würden auch die heutigen Naturalisten sich zu solchen entwickeln. Aber abgesehen von aller Logik, geschieht mit solchen Parallelen Goethe und Schiller doch schweres Unrecht. Beide haben auch in der Jugend trotz naturalistischer Neigungen sich nicht von dem Naturalismus bemeistern lassen. Das zeigt sich schon in der Kunstform; wie sicher und fest handhabt sie Schiller in den „Räubern“ und in „Kabale und Liebe“; wie sehr bemüht sich Goethe um sie in der Umarbeitung der ursprünglichen Form des „Gottfried von Berlichingen“; welches Meisterstück der Form liefert er schon in Werthers Leiden! Und ebenso in dem geistigen Inhalt! Trotz aller Schärfe naturalistischer Beobachtung und Darstellung liegt diesen Jugendwerken beider Dichter doch eine ganz idealistische Weltanschauung zu Grunde; und nicht wie weiße Flecken neben schwarze sind die

idealistischen Elemente neben die naturalistischen gesetzt, sondern sie sind organisch mit ihnen verwachsen, selbst in Karl Moor und dem Musikus Miller — von Goethes Gestalten zu schweigen! — Die älteren naturalistischen Dichter unseres Jahrhunderts, ein Hebbel und Ludwig, haben im Ganzen auch gesucht, einen idealen Inhalt in der realistischen Darstellung zum Ausdruck zu bringen; nicht immer ist es ihnen gelungen; in imponirender Weise hat es Hebbel in den „Nibelungen" erreicht.

Die Dichter, welche heute es versuchen, sowohl von der naturalistischen als der romantischen Abirrung sich fern zu halten und der klassischen Vollendung nachzustreben, haben vor dem Urtheil der Zeitgenossen einen schweren Stand. Man wirft ihnen vor, daß sie bloße Nachahmer seien, daß sie dem modernen Menschen und seinem verfeinerten Nervenleben nichts böten, und auch mancher Dichter, der Jahrzehnte lang Beifall genossen hatte, ist durch das Gelärm der litterarischen Revolutionäre grausam übertäubt worden. Soweit die Nachahmung Thatsache ist, kann man gegen diese Urtheilssprüche nichts einwenden. Aber sie ist viel seltener, als man uns glauben machen will. Der einfache Nachahmer wird schnell als solcher erkannt und erregt kein tieferes Interesse. Aber nicht ist es Nachahmung, wenn man nicht das Werk, sondern die Weise des großen Vorgängers nachbildet, wenn man den Wegen, auf denen sein Schaffen sich vollzogen hat, nachgeht und auf ihnen weiterzustreben sucht. Dagegen das beständige Verlangen nach „neuen Bahnen", „neuen Richtungen", diese fin de siècle-Neugier, die wir im Eingang dieser Blätter kennzeichneten, ist nicht Selbständigkeit, sondern Verschrobenheit. Der Fortschritt liegt nicht in immer neuem Anfangen, sondern im Fortsetzen. Zwar hat gewiß auch auf geistigem Gebiet der Satz sein Recht, daß man erwerben soll, was man ererbt, und der Einzelne muß einen Auszug der Arbeit der früheren Geschlechter von Neuem durcharbeiten. Aber dazu gehört vor Allem die Achtung vor dieser Arbeit und ihren Ergebnissen und der Mangel dieser Achtung ist heute das schwerste Hinderniß für ein kräftiges Fortschreiten unserer Litteratur. Dieser Mangel erscheint oft wie eine künstliche Selbstverblendung, und ein blindes Herumgreifen ist die Folge, durch welches man gar nichts erwirbt, weder Ererbtes noch Anderes. Will man dagegen sehen, wie gewissenhaft einer der Besten aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts aus Ererbtem und Erworbenem geschaffen hat, so lese man den Briefwechsel Gottfried Kellers. Freilich war er ein

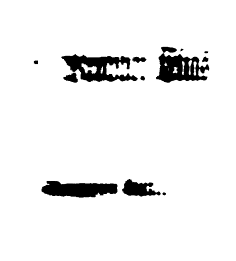
langsamer Arbeiter, der seine Werke nicht zu jeder Herbstsaison oder jedem Weihnachtstisch lieferte. Zwei Strophen von ihm mögen diese Betrachtungen abschließen.

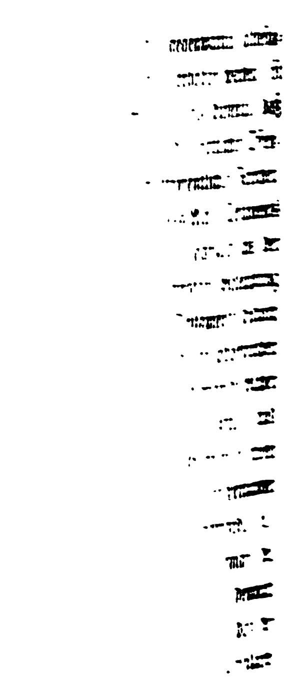
O, in jenen Frühlingstagen,
Als die Knospe reift und schwoll,
Wie hat mir das Herz geschlagen
Tiefbewegt und freudenvoll!
Was mir damals ging zu Herzen,
Froh die Augen hat erhellt,
Sollt' ich jetzo helfen schwärzen
Und verleugnen vor der Welt?

Thut es, die Ihr dem Gelingen
Und dem Glück Euch stets gebeugt!
Ich hab nie den Gauklersprüngen
Des Geschickes mich geneigt.
Nein! und liegt sie auch im Staube,
Jenes Lenzes schönste Zier:
Dennoch ist der Frühlingsglaube
Wandellos geblieben mir.

---

idealistischen Eler
sind organisch r
Musikus Miller
älteren natura
und Ludwig,
in der reali
immer ist es
in den „N
Die
ralistischen
der klassi
Zeitgeno
sie bloß
seinem
Dichter
Gelä
Sow
Urth
mar
als
ist
De







Wissenschaft zustehenden Rechte der Kritik den weitesten Gebrauch gemacht hat; es ist demnach wohl verständlich, wenn unter den unserer Forschung ferner stehenden die Frage laut wird, was denn eigentlich noch feststehe, wo so Vieles schon gefallen sei. Auch das ist, soweit ich sehe, zuzugeben, daß die alttestamentliche Kritik in Manchem ein wenig zu weit gegangen sei und daß vielleicht in Zukunft manche biblische Ueberlieferung, die gegenwärtig verworfen oder für jung erklärt wird, wieder zu Ehren kommen möge. Schließlich läßt sich auch nicht bestreiten, daß wirklich hier und da ein zersetzender und profaner Geist in unsere Wissenschaft eingedrungen ist.

Wenn wir aber unseren Gegnern so weit entgegenkommen, so müssen wir ihnen doch andererseits mit Entschiedenheit entgegenhalten, daß es eine arge Verkennung ist und von geringer Kenntniß des Thatbestandes zeugt, wenn man unserer Wissenschaft vorwirft, sie sei einseitig negativ. In Wirklichkeit haben die alttestamentlichen Forscher von Anfang an beim Niederreißen sofort an den Neubau gedacht. Mit Stolz darf der Alttestamentler darauf hinweisen, daß uns die Arbeit der letzten Generationen eine große Zahl gemeinsam anerkannter Resultate gebracht hat, daß in den letzten Jahrzehnten ein Bild der israelitischen Religionsgeschichte aus dem Schutt der Jahrtausende vor unseren Augen aufs Neue erstanden ist, farbenreich, lebensvoll, erschütternd und begeisternd, und daß gerade die vielgeschmähte Kritik, die doch nur den Zweck hat, die Dinge an ihre Stelle zu setzen und das Ursprüngliche wieder herzustellen, mit dazu gedient hat, die Personen und Geschichten der alten Zeit unserm Geschlecht wieder lebendig zu machen. Es ist unserem Zeitalter eigenthümlich, daß es den Gott deutlicher als in der Natur, in der Geschichte der Menschen wirken sieht. Hier aber im Alten Testament haben wir aufs Neue eine Geschichte entdeckt, so reich an flammenden Gotteshelden und rührenden Märtyrern, an gewaltigen Gottesgerichten und wunderbaren Fügungen, eine Geschichte, an der Jeder, dessen Sinn nicht stumpf geworden ist und der sein Herz nicht absichtlich verschließt, mit Begeisterung und Ehrerbietung das Walten unseres Gottes erkennt. Hier quellen wirklich Brunnen lebendigen Wassers für Jeden, der Geschichte würdigen kann. Wir können die Hoffnung nicht aufgeben, daß unsere Wissenschaft von ihren gegenwärtigen Gegnern einst besser gewürdigt werden und daß sie aus einer scheinbaren Feindin einst eine Bundesgenossin der Kirche werden wird.

Als ein Beispiel moderner kritischer Schriftbehandlung versuche ich im folgenden, das Bild des Propheten Elia nach den Quellen zu zeichnen, mit der Absicht, an diesem Beispiele zu zeigen, wie die gegenwärtige Forschung*) zwar aus Respekt vor der Wahrheit nicht im Stande ist, die im Alten Testament vorliegende Geschichtstradition ohne Weiteres hinzunehmen, sondern vielmehr die Verpflichtung fühlt, diese Ueberlieferung zu erproben und zu sichten, wie aber diese Arbeit doch schließlich dazu führt, die Gestalten der alten Zeit für unsere Anschauung in ein neues Leben zu erwecken.

I.

Die Tradition von Elia ist uns Allen von Jugend auf vertraut; dennoch enthält sie Mancherlei, was Vielen unter uns nicht bekannt oder nicht recht verständlich sein mag; so wird es nicht überflüssig sein, den Inhalt der Eliageschichten mit kurzen Worten wiederzugeben.

Elias lebte unter König Ahab von Israel, der seiner Gemahlin Isebel, einer tyrischen Prinzessin, zu Liebe, dem Baal von Tyrus, d. h. dem Metqart, den die Griechen Herakles nennen, in seiner Hauptstadt Samarien einen Tempel gebaut und einen Kult eingerichtet hatte. Die fremde Königin hat — so setzt die erste Erzählung von Elia, im ersten Buche der Könige Kap. 17 und 18, voraus — den Jahvedienst blutig unterdrückt: hunderte von Propheten sind getödtet, Jahves Altäre sind niedergerissen worden; schließlich ist ganz Israel von Jahve abgefallen.

Hier setzt die Erzählung ein, deren ursprünglicher Anfang offenbar gegenwärtig fehlt. Da sprach Elias aus Thisbe in Gilead zu Ahab: so wahr Jahve, der Gott Israels, lebt, vor dem ich stehe: es soll in diesen Jahren nicht Thau noch Regen fallen, es sei denn auf mein Wort! So hat Elias im Namen seines erzürnten Gottes eine schreckliche Strafe für den Abfall verhängt: Der palästinensische Boden ist anders als etwa der ägyptische oder babylonische ganz und gar auf das Naß des Himmels angewiesen; wenn kein Regen fällt, so verdorrt der Acker und das Volk muß verhungern. Elias selber aber bekommt von Jahve die

*) Der Kenner wird aus dem Folgenden ersehen, daß diese Arbeit in der Kritik sowohl wie in der Zeichnung der Gestalt des Elia im Wesentlichen Wellhausens Forschungen folgt, cf. Komposition des Hexateuchs 2c. 2. Aufl. S. 281 ff, Israelitische u. jüd. Geschichte S. 52 ff, Prologomona 4 S. A. 291 ff.

Weisung, am Bache Krith, einem kleinen Nebenfluß des Jordans, sich zu verbergen. An seinem Lebenslaufe wird nun vom Erzähler das Wachsen der Dürre geschildert: zunächst trinkt er aus dem Bache, während Raben, von Jahve entboten, dem Gottesmann Brod am Morgen und Fleisch am Abend*) bringen. Aber nach einiger Zeit versiegte der Bach; denn es war kein Regen im Lande. Da geht der Prophet auf Jahves Geheiß ins sidonische Land nach Sarepta. Auch hier herrscht die Hungersnoth. Am Thore der Stadt trifft er eine arme Wittwe, die Holz auflieſt, um sich und ihrem Sohn das letzte Mahl zu bereiten, ehe sie sterben; denn sie hat nur noch eine Hand voll Mehl und ein wenig Oel. Aber gerade diese Wittwe ist von Jahve bestimmt, Elias zu erhalten; denn so liebt es ja Gott, durch kleine und ganz ohnmächtige Mittel seine Wunder zu thun, auf daß seine Macht um so deutlicher offenbar werde. Der Mehltopf nahm nicht ab und der Oelkrug wurde nicht leer nach dem Worte Jahves, das er durch Elia geredet hatte. Einige Zeit nachher aber wurde der Sohn der Wittwe krank und starb; da erschrak das arme Weib über den heiligen Gottesmann, den sie aufgenommen: du bist zu mir gekommen, um Gott an meine Sünden zu erinnern;**) Elias aber haderte mit seinem Gott: hast du sogar der Wittwe, deren Gast ich bin, so übel gethan, daß du ihren Sohn tödtetest? Dann aber streckte er sich dreimal über den Knaben hin und rief zu Jahve. Und Jahve erweckte das Kind.

Auch auf Israel — so hören wir in Kap. 18 weiter — hat unterdeß die Hungersnoth gelastet. Vergeblich hat man bisher nach dem Urheber des ganzen Unheils, dem Propheten, gefahndet. Zu allen Reichen und Völkern der Erde hat der König gesandt und ihnen allen den Eid abgenommen, daß Elias nicht bei ihnen sei. Jetzt, im dritten Jahre der Hungersnoth, hat sich König Ahab selbst mit seinem Hausmeister Obadja auf den Weg gemacht, um für die königlichen Rosse und Maulthiere im ganzen Lande nach Futter zu suchen; soweit ist es mit Israels König gekommen! Da stellt sich ihm der Prophet; er hat von Jahve Befehl erhalten, sich Ahab zu zeigen und ihm den Regen anzukündigen. Er begegnet zuerst dem Obadja und befiehlt ihm, den König

*) Text nach LXX ct. Klostermann. Brot am Morgen und Fleisch am Abend zu essen, war Sitte des wohlhabenden Israeliten: Jahve hat Elias reichliche Nahrung gegeben cf. die verwandte Erzählung Ex. 16, 8. 12.

**) Luc. 5, 8; Mc. 5, 17.

herbeizurufen. Der Hausmeister wagt es kaum, der Weisung zu folgen: wie leicht wird Jahves Geist den Propheten inzwischen irgend wohin forttragen; dann würde er selber, der getreue Jahveverehrer, der so manchen Propheten in der Verfolgungszeit errettet hat, dafür büßen müssen, daß er den so viel gesuchten Elia nicht besser festzuhalten verstanden hat. Aber Elia beruhigt ihn, er werde an Ort und Stelle bleiben. Der König kommt: bist du es, Verderber Israels? Elias antwortete: ich habe Israel nicht ins Verderben gestürzt, sondern du und deines Vaters Haus, daß ihr Jahve*) verlassen habt und du den Baalen nachgegangen bist! Jetzt aber fordert er den König auf, daß er einen Gotteskampf zwischen Jahve und Baal vor ganz Israel am Berge Karmel veranstalte: auf Baals Seiten die 450 Propheten der Isebel**), auf Jahves Seite der eine Elias, er allein übrig geblieben von allen Propheten Jahves. So geschieht es. Da sprach Elias zum ganzen Volke: wie lange wollt ihr nach beiden Seiten hin schwanken?***) ist Jahve der Gott, so folget ihm; ist es Baal, so ihm! Er schlägt vor, daß beide Parteien einen Stier zerstückt auf die Holzscheite legen, aber ohne den Scheiterhaufen anzustecken; der Gott, der dann mit Feuer antworten wird, der sei der wahre Gott. Die Baalspropheten, als die Mehrzahl, kommen zuerst an die Reihe. Vom Morgen bis zum Mittage rufen sie: Baal, höre uns; aber keine Antwort kommt vom Himmel. Am Mittag spottet Elias: rufet lauter, er ist ja ein Gott; er ist wohl in Gedanken, bei Seite gegangen oder auf der Reise, oder er schläft vielleicht. So riefen sie denn lauter, tanzten rasend um den Altar und ritzten sich nach ihrer Art mit Schwerter und Spießen. Aber kein Laut, keine Antwort, kein Gehör. Nun geht Elias ans Werk. Den Jahvealtar, der hier einst gestanden hatte und jetzt zerstört dalag, baute er auf, setzte das Holz und den Stier darauf und um das Wunder noch wunderbarer zu machen, ließ er noch dreimal vier Eimer Wasser darauf gießen.†) Elias aber betete: antworte mir Jahve, damit dieses Volk erkenne, daß du, Jahve, der Gott bist! Da fiel Feuer von Jahve herab und fraß das Brandopfer, das Holz, die

*) Text nach LXX wie 19, 14 LXX Luc.
**) Die 400 Propheten der Aschera v. 19 sind Zusatz F. Wellhausen Komposition S. 281. A. 1.
***) Dies der Sinn des undeutlichen Ausdrucks.
†) Während alles Uebrige uns durch seine Großartigkeit hinreißt, ist uns dieser Zug etwas fatal.

Steine, die Erde und selbst das Wasser leckte es auf. So hat Jahve gesprochen. Das Volk aber fällt nieder: Jahve ist der wahre Gott! Man ergreift die Baalspropheten; Elias schlachtet sie selbst am Kison. Und nun soll dem bekehrten Volke die Plage weggenommen werden. Schon hört Elias vor seinen Ohren das Rauschen des kommenden Regens. Er ersteigt den Gipfel des Karmel; da setzte er sich nieder, gebückt, das Antlitz zwischen den Knieen: er betet; er betet mit Leib und Seele, er betet den Regen vom Himmel. Seinen Knappen aber sendet er dorthin, wo man den Ausblick aufs Meer hat, von dem die so sehnlich erwartete Wolke kommen muß. Sechs Mal kehrt der Knappe zurück: es zeigt sich nichts; endlich beim siebenten Male sieht er eine Wolke, nicht größer als eines Mannes Hand, aus dem Meere emporsteigen. Darin erkennt der prophetische Blick des Elia den kommenden Regen. Und im Handumdrehen ist der Himmel schon ganz schwarz von Wolken und Wind. Ahab läßt anspannen und fährt nach Jesreel; über Elias aber war Jahves Hand gekommen, und er lief vor Ahab her bis nach Jesreel.

Eine zweite Erzählung, Kap. 19, bildet die Fortsetzung.

Isebel hat von dem Tode ihrer Propheten gehört und sendet Botschaft an Elia: Wenn Du Elias bist, so bin ich Isebel!*) So mögen mir die Götter anthun jetzt und immerdar: morgen um diese Zeit will ich mit Dir verfahren wie mit Jedem von ihnen! Da macht sich Elias auf, um zu fliehen. Er geht bis tief in den Süden, nach Beerseba im südlichen Juda. Dort setzt er sich in der Wüste unter einen Ginsterbusch nieder. Seine Kraft ist dahin. Er wünscht sich den Tod: es ist genug, so nimm denn, Jahve, meine Seele hinweg; ich bin nicht stärker als meine Väter. Als er nun in tödtlicher Ermattung eingeschlafen ist, da erscheint ihm der Engel Jahves; der stärkt ihn mit wunderbarer Speise und beruft ihn auf den Gottesberg Horeb zu Jahve selbst. Vierzig Tage und vierzig Nächte geht er bis dorthin in der Kraft dieser Speise; in der Höhle daselbst, wo schon Moses Jahve gesehen hatte**), bleibt er zur Nacht.***) Da zieht Jahve an ihm vorüber: zuerst ein starker Sturm, ein gewaltiges Tosen,†) Berge zerreißend, Felsen zertrümmernd, dann ein Erdbeben, dann ein Feuer. Aber

*) LXX.
**) Ex. 33, 22.
***) Vers 9b—11a sind eingesetzt cf. Wellhausen Komposition S. 282A 1.
†) Klostermann.

in dem Allem ist Jahve nicht. Er selber kommt im leisen Wehen nach dem Gewitter. Die Erzählung stellt die geheimnißvolle und schauerliche Majestät Gottes dar: Sturm und Feuer gehen ihm voraus; aber das sind doch nur seine Diener, die auf sein Geheiß dies Alles thun; er selber aber, der sich als Geist-Wesen im leisen Wehen offenbart, schwebt über dem Allem in schauervollem Geheimniß.*) Als Jahve nahe ist, da verhüllt Elias sein Antlitz und tritt in den Eingang der Höhle: Geeifert, geeifert habe ich für Jahve, den Gott der Zebaoth! Israel hat Dich verlassen, Deine Altäre zerstört, Deine Propheten gemordet; ich allein bin übrig und sie trachten mir nach dem Leben. So hadert der Prophet mit Jahve. Und nun der Trost: Jahves Sache hat Elias vertreten; Jahves Sache kann nie verloren gehen. Die furchtbarste Rache steht bevor und Elias selbst soll Jahves Werkzeuge salben, die den Streit des Gottes mit seinem Volke aufnehmen und furchtbar beendigen. Die drei Vollstrecker der göttlichen Rache aber sind Hasael, der kommende König von Damaskus, Jehu, der kommende König von Israel, und Elisa, Elias Nachfolger im Prophetendienst. Furchtbar wird der fremde König, der König der aramäischen Erbfeinde, in Israel aufräumen; furchtbarer der eigene König, der blutige Jehu; aber der furchtbarste wird Jahves Prophet Elisa sein. Diese drei Männer sollen Israel ausrotten bis auf 7000 Mann, die ihre Kniee nicht dem Baal gebeugt haben. Alle drei Männer soll Elias salben; dies aber — so scheint der Gedanke der Erzählung zu sein — soll sein letztes Werk auf Erden sein; dann wird Jahve sein Gebet erhören und „seine Seele hinwegnehmen." Die Erzählung muß demnach weiter berichtet haben, wie Elias den göttlichen Befehl vollstreckte, wie er selber dann von der Erde genommen ward, wie aber Jahve nach seinem Dahingehen seine Rache durch diese drei Männer vollzog. Von diesem zu erwartenden Schlusse lesen wir gegenwärtig in unserem Texte nur die Berufung des Elisa, und auch diese Szene ist noch in einer befremdlich abrupten Weise eingeführt. Elias fängt ihn in eigenthümlicher Weise: er wirft, ohne ein Wort dazu zu sprechen, seinen Mantel ihm über; so zwingt er ihn, ihm zu folgen

*) Im Hebräischen ist „Geist" und „Hauch, Wind, Sturm" dasselbe Wort (ruach); das alte Israel stellt sich den Geist Gottes wie die Seele des Menschen als wind-, hauch-artig vor. Die moderne Auffassung, daß das leise Wehen Gottes sanfte Güte darstellt, ist verkehrt. Gegen sie spricht deutlich der Inhalt der unmittelbar folgenden Offenbarung, die von grimmiger Rache redet. In Wirklichkeit ist gerade das leise Wehen (demama), als eine Offenbarung des göttlichen Geist-Wesens, furchtbar und schaurig, cf. Job. 4, 12 ff. 16.

und sein väterliches Erbe zu verlassen. Die übrigen Fortsetzungen unserer Erzählung sind gegenwärtig fortgefallen.

Eine andere Erzählung von Elia, nicht — wie man seit Kurzem erkannt hat*) — von demselben Erzähler, aber im Tone dem ersten Bericht ähnlich, giebt Kap. 21. Ahab wünschte einen Weinberg zu erwerben, der in seiner Residenz Jesreel neben seinem Palaste lag. Aber Naboth, der Besitzer des Weinberges, ein freigeborener Israelit von altem Schlage, war nicht gewillt, das Erbe seiner Väter zu veräußern. Unmuthig kommt der König nach Hause. Aber die Königin Isebel hat andere Gedanken, was ein König könne und was nicht: Du willst den König spielen in Israel? Ich will dir den Weinberg verschaffen. So ließ sie denn ein Fasten ansagen, wie es bei einem „Schlage Jahves", d. h. bei einer Landplage, gehalten zu werden pflegte,**) und zugleich eine Versammlung berufen, wie sie bei solchem Fasten zusammenkam, um vor Jahve zu weinen und zu beten und zugleich über den Grund des göttlichen Zornes zu berathen;***) zum Vorsteher der heiligen Versammlung wird auf Wunsch der Königin Naboth gewählt. Da traten zwei falsche Zeugen auf und beschuldigten ihn der Lästerung Gottes und des Königs; das sei das große Verbrechen, weshalb Gott zürne, und Naboth, eben der Vorsitzende in dieser heiligen Versammlung, sei der heuchlerische Frevler.†) Das aufs Aeußerste aufgebrachte Volk aber vollzog an dem Verbrecher die Strafe, die ihm gebührte: er ward gesteinigt. Seine Besitzung fiel dem Könige zu. Ahab machte sich auf, den Weinberg in Besitz zu nehmen. So war alles geschehen, wie die kluge Tyrerin gewollt hatte; nur mit Einem hatte sie nicht gerechnet, mit Jahve, der ins Verborgene schaut. Auf dem Weinberg des Naboth trifft Elias der Prophet den König; er sagt ihm auf den Kopf sein Verbrechen zu: Du hast gemordet und nun auch geraubt?††) An dem Ort, wo die Hunde das Blut Naboth geleckt haben, sollen sie auch dein eigen Blut lecken! Ahab entgegnete: so hast du endlich an mir eine Schuld gefunden, mein Feind? Er sprach: ich habe sie gefunden. — Das unmittelbar Folgende ist

---

*) Kuenen hist.-krit. Onderzoek I, S. 407 f.

**) Stade, Gesch. des Volkes. Bd. I, S. 527 A. 1.

***) Joel 1, 14; 2, 15 ff; Josua 7, 13 ff.

†) Nach v. 10 war auch der Rat von Jesreel, der die Fasten auszuschreiben hatte, in den schurkischen Plan der Isebel eingeweiht; aber wahrscheinlich ist dieser Vers ein späterer Zusatz (Klostermann).

††) Wie ein Straßenräuber.

nicht mehr die ursprüngliche Fortsetzung, sondern stammt von der Hand dessen, der die Königsbücher zusammengestellt hat.*)

Während diese Geschichte von Naboth auf der Höhe der ersten Eliaserzählung steht, unterscheidet sich eine andere Erzählung von ihr sehr zu ihren Ungunsten; es ist der Bericht im 2. Buch der Könige 1,2—17. Ahasja, Ahabs Sohn, ist krank und will den Baal-Sebub von Equron befragen, ob er genesen werde. Elias aber zürnt ihm deßhalb und weissagt ihm den Tod. Der König, der das gehört hat, sendet zweimal je 50 Mann aus, um Elias zu ihm zu holen; aber zweimal fällt Feuer vom Himmel und frißt die königlichen Soldaten. Schließlich geht Elias auf eine dritte Sendung gutwillig mit, deren Hauptmann ihm nicht wie die andern barsch befiehlt, sondern ihn kniefällig um Erbarmen bittet; und weissagt dem Könige noch einmal dasselbe. Die Erzählung soll uns den göttlichen Schutz vor Augen stellen, in dem Elias gestanden habe. Aber das Feuer vom Himmel ist doch ein wenig überflüssig; denn wenn Elias auch vor dem König erscheint, so geschieht ihm doch kein Leides: unangefochten zieht er seines Weges.

Ein würdiger Schluß der Eliastradition ist die Geschichte von seiner Himmelfahrt: Die Geschichte liegt vor als Einleitung der Geschichte der Wunderthaten des Elisa.**) Elias geht, halb wider seinen Willen von dem getreuen Elisa begleitet, von Gilgal an den Jordan bei Jericho. Da zertheilt er den Fluß mit dem Mantel, den er zu tragen pflegt, und durchschreitet den Strom trockenen Fußes, wie einst Josua an derselben Stelle. Elias bewilligt vor seinem Scheiden dem Elisa noch eine Bitte; und dieser bittet ihn, ihm zwei Drittel***) seines Geistes zu hinterlassen. Da erschienen plötzlich feurige Rosse und ein feuriger Wagen; und Elias fuhr im Wetter gen Himmel. Was die wundervolle Erzählung bedeuten soll, wird uns klar, wenn wir hören, daß es nach altem orientalischen Glauben viele feurige Rosse und Wagen im Himmel giebt;†) das sind die Sterne, nach uralter Auffassung gewaltige Kriegshelden,††) die auf Feuerwagen am Himmel ihre Bahnen ziehen,†††) bei andern Völkern,

*) Wellhausen Komposition S. 284.
**) II Reg. 2.
***) Es ist der Antheil des Erstgeborenen am Erbe des Vaters Dt. 21, 17.
†) II Reg. 6, 17.
††) Jud. 5, 20.
†††) II Reg. 23, 11; Henoch 72, 5; 75, 3 u. 8; Slav. Henoch 11, 2 ff; Brandt Mand. Schriften S. 189 und Slav. Baruchbuch 7.

namentlich den Babyloniern die Götter, nach israelitischem Glauben aber Jahves Diener, Dienstmannen des Jahve der Zebaoth, der Heerschaaren. Zu ihnen ist Elias entboten: der streitbare Prophet, der hier auf Erden mannhaft für seinen Gott gekämpft, ist nach seinem irdischen Leben berufen worden, Gottes Kämpfe dort oben weiterzuführen; er ist der Himmlischen Einer geworden. Das war Jahves Lohn für seinen Helden. — Die Fortsetzung erzählt dann, wie Elisa, der nach seinem Wunsche zwei Drittel des Geistes seines Meisters ererbt hat und daher, nunmehr selber ein Prophet, die Himmelfahrt des Elias mit Augen hat schauen dürfen, dem Elias außerdem den wunderbaren Pelzmantel hinterlassen hat, allerlei Wunderthaten ausführt.

Neben diesen ausführlichen Erzählungen von Elia haben wir noch zwei Notizen über ihn in einem anderen Bericht,*) der gut erzählten und gewiß vorzüglich unterrichteten Erzählung von der furchtbar blutigen Revolution des Jehu, der, von Elisa angestiftet, seinen Herrn, König Joram, Ahabs zweiten Sohn, umbrachte, das ganze königliche Haus nebst allen seinen Dienern ausrottete und in einem Meer von Blut den Baal aus Israel hinwegschwemmte. Als der Verräther den König getödtet hat, da gebietet er seinem Begleiter**) Bidqar, den Leichnam auf das Grundstück zu werfen, auf dem sie sich gerade befinden, es war der Acker des Jesreeliten Naboth. Gedenke, wie wir beide zusammen, als wir Ahab zu Pferde folgten, Jahves Wort über ihn hörten: Naboths und seiner Söhne Blut habe ich gestern gesehen, spricht Jahve, und will es dir vergelten auf diesem Grundstück hier. — Hier haben wir also eine neue Erzählung und zwar sicher eine sehr zuverlässige, die gleichfalls den Mord an Naboth kennt, und die auch ihrerseits vom Baaldienst des Hauses Ahab wie vom Hasse des Jahvepropheten Elisa gegen diese Dynastie zu erzählen weiß.

II.

Der erste Eindruck dieser Elias-Erzählungen und namentlich der ersten ist der einer wunderbaren Schönheit; der Prophet hat ebenbürtige Erzähler gefunden, die mit dramatischer Spannung und dazu mit einer dem hebräischen Stile nicht eben häufigen schlagenden Kürze zu berichten wissen; besonders vorzüglich ist die Schilderung des Auftretens des Elias gelungen, der immer

*) II Reg. 9.
**) τριστάτης.

im rechten Augenblick erscheint und alsbald verschwindet, als habe ihn der Boden verschlungen; Meisterstücke in den Erzählungen sind die Geschichten von der Verzweifelung des gewaltigen Propheten unter dem Ginsterbusch, von seiner Entrückung, besonders aber die Erzählung vom Erscheinen Jahves im leisen Wehen.

Ebenso ist uns ohne weiteres der werthvolle religiöse Gehalt dieser Erzählungen deutlich, der schon bei der Wiedergabe hervorgetreten ist, und den wir im folgenden noch weiter zu behandeln haben werden.

Wenn wir nun zunächst die Frage aufwerfen, was wir von diesen Erzählungen zu halten haben, ob sie Sage oder Geschichte enthalten, so liegt uns natürlich ganz fern, damit den Werth dieser Berichte beeinträchtigen zu wollen. Vielmehr hat alle Kritik, wenn sie das ist, was sie sein soll, nur den Zweck, die Dinge in ihrer Eigenart zu erfassen, sie in diejenige Klasse, in die sie ihrer Natur nach gehören, einzuordnen und so ihren eigenthümlichen Werth — manchmal natürlich auch ihren Unwerth —, den der unbefangene Beobachter naiv empfindet, klar zu erkennen.

Geben wir uns nun dem Eindruck dieser Erzählungen unbefangen hin, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß hier nicht eigentliche Geschichte, auch nicht eine durch einzelnes Legendenhafte entstellte Geschichte,*) sondern vielmehr, daß hier die Sage zu uns redet.

So sehr wir auch die Schönheit jener Gotteserscheinung am Horeb bewundern, wir glauben nicht mehr, daß Gott in diesen doch immer sinnlichen Formen sein Wesen den Menschen offenbare; für uns ist diese Erscheinung im leisen Wehen nach dem Gewitter trotz ihrer relativen religiösen Höhe doch eine unvollkommene Offenbarung. Als objektive Beurtheiler können wir auch Elias' Entrückung auf dem feurigen Wagen trotz des tiefen Gehalts jener Erzählung der Form nach nicht anders beurtheilen, als die Versetzung unter die Sterne, die andere Völker von ihren Heroen erzählen. Auch wenn es heißt, daß Elias die 450 Propheten Baals mit eigener Hand am Abend geschlachtet habe, so finden wir das ein wenig zu heldenhaft. So können wir auch die Erzählung vom Mehltopf und Oelkrug, von der Zertheilung des Jordans durch den Mantel, noch mehr aber die von den Raben, die Elias speisen müssen, nicht ohne gelinde Skepsis

*) Gegen Kautzsch heilige Schr. des A. T. Beilagen S. 156.



hören; mit größerer freilich lesen wir manche der Wundergeschichten des Elisa, der ja bekanntlich selbst Eisen auf dem Wasser hat schwimmen machen. Man mag dem gegenüber sagen, was man will, unsere Zeit denkt über diese Dinge doch nun einmal anders als jener alte Orient: bei uns wünschte auch der Wundergläubige im stillen, jene Geschichten wie die z. B. vom schwimmenden Eisen in der Bibel lieber nicht zu lesen, während jene alte Zeit gerade mit besonderer Freude solche herrlichen Dinge sich von ihren Gottesmännern erzählte. Natürlich ist zwischen Wunder und Wunder ein Unterschied; der Historiker würde sich sehr irren, wenn er alles, was uns als Wunder erzählt wird, und was ihm unerklärlich ist, aus der Geschichte streichen würde; aber hier handelt es sich doch um solche Wunder, über die das moderne Urtheil kaum zweifelhaft sein kann. — Ganz unmöglich würde es natürlich für unseren historischen Sinn sein, diese Wunder etwa durch Exegese zu entfernen und vielleicht mit einer Aenderung der Vokale aus den wunderbaren ʿorᵉbim, Raben, ganz gewöhnliche ʿarᵉbim, Araber, zu machen. — Nun steht es doch so, daß solche Wundererzählungen sehr häufig in alten Sagen auftreten: das alte Volk liebt es, solche über alles Menschliche herausgehenden Thaten von seinen Helden zu erzählen; und so ergiebt sich für Jedermann, ganz abgesehen davon, wie er dogmatisch zum Wunder stehe, die Frage: versteht man jene Erzählungen wirklich recht, d. h. so, wie sie ihrer Art nach verstanden werden müssen, wenn man sie für Geschichte hält, oder sind es wirklich Sagen, d. h. gehören sie einer bestimmten Art von Volksdichtung an? Einen prinzipiellen Grund gegen diese Annahme kann es nicht geben; denn da es Dichtungen im A. T. giebt und zwar sehr viele und verschiedenartige, warum soll grade diese Art von Poesie im Alten Testament unmöglich sein?

Diese Frage zu beantworten, haben wir nun noch eine Reihe von Entscheidungsgründen. Vergleichen wir einzelne Angaben der Eliaserzählungen unter sich und mit andern beglaubigten Berichten, so finden wir in vielen Stücken große Abweichungen.

Nach den Eliasgeschichten*) haben Ahab und Isebel den Jahvedienst ausrotten wollen. Aber wir hören anderweit, daß Ahab seine ihm von Isebel geborenen Söhne Ahasjahu (Jahve ergreift) und Joram (Jahve ist hoch), also nach Jahve genannt hat: solche Namengebung ist im hebräischen Alterthum, anders als bei uns,

*) Wellhausen Prolegomona S. 295.



ein Akt des Bekenntnisses. — Auch die Ausrottung der Jahvepropheten ist nicht historisch: wir hören ausdrücklich von Prophetenvereinen, die damals in Bethel und Jericho bestanden.*) Ja an anderer Stelle**) wird von 400 Jahvepropheten gesprochen, die Ahab vor einem Feldzuge befragt, die ihm Heil weissagen und sogar in seinem Dienste stehen; in derselben Geschichte tritt ein anderer Jahveprophet auf, Micha ben Jimla, der dem Könige Schlimmes zu weissagen pflegt, und dem bis zum heutigen Tage nichts Böses geschehen ist. — Die Eliaserzählung berichtet ferner, daß nur 7000 Mann in Israel Jahve treu geblieben seien; aber der historische Bericht***) von der Auskehrung des Baal aus Israel setzt voraus, daß die Baalverehrer eine kleine Minorität in Israel waren, so viele, daß sie gerade den Baaltempel in Samarien füllten. — Der Konflikt des Königs mit einem Theile der Propheten ist sicher bezeugt;†) aber die Eliaserzählungen haben ihn sehr stark übertrieben.

Von großer Bedeutung ist ferner das Verhältniß der Eliasberichte zu denen von Elisa. Die Aehnlichkeit beider Erzählungen springt in die Augen: beide haben einen Knaben erweckt, den einzigen Sohn seiner Mutter;††) beide den Oelkrug einer armen Wittwe wunderbar gefüllt†††); beide eine Hungersnoth vorausgesehen[1]); beide führen den Ehrennamen: Israels Wagen und Reiter[2]), d. h Israels Phalanx im Kriege, Israels Schirm und Schutz. Wichtiger ist, daß von beiden die Salbung Jehus erzählt und das Königthum Hasaels[3]) abgeleitet wird, und daß beide den Sieg Jahves über Baal herbeigeführt haben sollen, Elisa durch Jehus Mörderhand, Elias durch das Gottesurtheil am Karmel. Daß die zuletzt genannten Ereignisse nicht zweimal geschehen sein können, ist klar: Jehu kann nur einmal gesalbt und auch die Baalspropheten können nur einmal ausgerottet sein. Es bleibt also nur die Wahl: entweder Elias oder Elisa. Nun haben wir einen außerordentlich gut orientirten Bericht[4]), der uns zu erzählen weiß, wie Elisa

---

*) II, 2.
**) I, 22.
***) II, 9 f.
†) II, 9 f.
††) Elisa den der Sunamitin II, 4.
†††) Elisa II, 4.
[1]) Elisa II, 8.
[2]) II 2, 12; 13, 14.
[3]) Von Elisa II 8, 9 ff.
[4]) II 9 f.

durch einen Boten den Gedanken einer Revolution in das Herz des wilden und profanen Jehu legte, wie dieser Gedanke in Jehu und den übrigen Kriegsobersten Feuer fing, so wenig sie auch sonst gewohnt waren, auf die Worte der Propheten, die sie für halbverrückt hielten, zu achten — die politische Situation in Israel war damals offenbar der Art, daß man nur den Gedanken einer Revolution auszusprechen brauchte, um sie zu entfachen —, und wie Jehu den Haß der prophetischen Partei gegen den vom Hofe verehrten Baal benutzte, um die Dynastie zu entthronen und sich an die Stelle zu setzen. Hier sehen wir in die Motive der Handelnden so deutlich hinein, daß wir nicht zweifeln dürfen: Elisa ist es, der Jehu salben und durch ihn den Baal stürzen ließ. So ist es also auch hier geschehen, wie es auch sonst in der Sage zu geschehen pflegt: das größere Gestirn hat das Licht des kleineren zugleich miterhalten; die großen prophetischen Thaten, der Sturz des Hauses Ahab und die Ausrottung der Baalsverehrer, sind von der Sage dem kleinen Manne, der nur zwei Drittel des Geistes hatte, genommen und dem Größeren gegeben, der im Vollbesitz des Geistes war. Dieser Vorgang tritt auch darin hervor, daß selbst der Titel Elisas „Israels Wagen und Reiter" auch dem Elias zugeschrieben wird; aber Elias war niemals Israels Phalanx gegen seine Feinde, sondern vielmehr ein düsterer Unheilsprophet; eher ein „Verderber Israels", wie Ahab ihn nennt, als Israels Helfer; Elisa aber, der unter Jehus Dynastie in den nun folgenden schrecklichen Syrerkriegen treu zu König und Volk gestanden hat, hat auf diesen Ehrentitel allen Anspruch.

Demnach begreifen wir, warum die erste Eliaserzählung — wie wir gesehen haben — so jäh mit der Salbung Elisas abbricht und die von Jahve doch ausdrücklich aufgetragene Salbung Jehus und Hasaels nicht berichtet: der Zusammensteller ließ diesen Schluß fort, weil er dasselbe von Elisa erzählen wollte und begriffen hatte, daß beides sich nicht zweimal ereignet haben könne.

So verstehen wir nun auch eine eigenthümliche Dissonanz in jener ersten Eliaserzählung: als Elias soeben am Karmel den Baal überwunden und das ganze Volk auf seine Seite gezogen hat, da — begiebt er sich auf die Flucht, nur weil Isebel Mörder gegen ihn ausschicken will. Aber, so müssen wir fragen, hat er nicht jetzt ganz Israel auf seiner Seite? ist Niemand im ganzen Volke, der diesen so wunderbar von Gott beglaubigten Propheten schützen kann? Und am Horeb klagt der, der wenige Wochen vor-

her sein Volk zu Jahve bekehrt hat, daß ganz Israel sich von Jahve abgewandt habe. Hier steht offenbar Historisches und Sagenhaftes neben einander: historisch ist die Klage des Elias, daß er allein stehe, unverstanden in seinem Eifer für Jahve, daß er es müde sei, für eine erfolglose Sache zu kämpfen; sagenhaft aber ist der große Triumph über den Baal, den der geschichtliche Elias nicht mehr mit Augen gesehen hat.

So ergiebt sich, daß in dieser Eliaserzählung zwar manche historische Verhältnisse wiedergegeben sein können – welche, werden wir später sehen —, daß aber andererseits zugleich eine starke Verfärbung eingetreten ist. Die Sage hat die Gestalt dieses gewaltigsten Propheten ins Ungeheuere vergrößert; sie hat den scharfen Konflikt mit dem Könige noch gesteigert; sie hat wohl festgehalten, daß die eigentlichen entscheidenden Gottesgerichte erst nach Elias' Dahingange geschehen seien, aber sie hat einen deutlichen Ausdruck dafür gesucht, daß diese Thaten doch im Geiste des Elias gethan seien: er hat noch selber die Werkzenge dafür gesalbt; und schließlich hat die Sage, indem sie vom Gottesurtheil am Karmel erzählte, sich nicht enthalten können, einen Triumph des wahren Gottes noch aus der Zeit des Elias zu erzählen, wie ihn der Prophet selber nur geahnt und gehofft, und wie ihn erst sein Nachfolger Elisa — freilich durch welche Mittel! – erreicht hat. Man darf in der zuletzt erwähnten Verschiebung einen charakteristischen Zug religiöser Sage sehen: die Späteren ertragen es nicht, daß der hochgefeierte Prophet Zeit seines Lebens nur aufs Sehnen und Glauben, wie wir Alle, angewiesen war, und sie nehmen Anstoß an der so profanen Weise, wie dann schließlich der Baal aus Israel ausgerottet ward; lieber hören sie erzählen, daß auch Elias Gottes Triumph schon gesehen, und daß nicht Jehus blutige Hand, sondern Feuer vom Himmel diesen Triumph herbeigeführt hat.

Authentischer ist uns die Geschichte von Naboths Morde erhalten, die durch den Bericht von Jehus Revolution in ihren wesentlichen Zügen als historisch erwiesen wird und in der nur Einzelheiten durch die spätere Ueberlieferung leise verändert sind. Das Grundstück Naboths lag nach älterer Tradition nicht beim königlichen Palast, sondern eine Strecke weit vor dem Thore; Naboth hatte auch Söhne, die mit ihm getödtet wurden; auch hier erkennen wir leise dichterische Umbildung der Verhältnisse, wonach die Dinge einfacher und faßlicher gestaltet werden.

Sehr viel stärker tritt natürlich das Sagenhafte in der Ent-

rückung des Elisas auf: hier kann selbst Mythisches eingeflossen sein; während die Erzählung von seinem Zusammentreffen mit König Ahasja kaum noch Sage, sondern mehr Legende zu nennen ist; aber auch da kann Ahasjas Krankheit, seine Befragung des Orakels von Eqron und Elias' Drohung historisch sein.

So schließen wir, daß wir über Elias zwar mancherlei gute Nachrichten besitzen, daß aber die Erzählungen von ihm im Wesentlichen Sage sind. Dies ist nun nicht etwa sonderbar, sondern vielmehr gar nicht anders zu erwarten. Zwar giebt es in Israel schon seit alter Zeit Geschichtsschreibung, freilich eine antike Geschichtsschreibung, die an unseren strengeren Begriffen gemessen mancherlei von dichterischer Betrachtung behalten hat; aber diese Geschichtsschreibung, die Israel von den Kanaanäern gelernt haben wird*), handelt nur von den Königen und ihren Thaten, besonders von ihren Kriegen; auch in solchen streng historischen Berichten treten gelegentlich Propheten auf, da nämlich, wo erzählt wird, wie sie in die Politik oder sonst in das Handeln der Herrschenden eingegriffen haben, z. B. wenn ein Prophet vor dem Feldzug oder während des Krieges gefragt wird: so erwähnt die mehrfach zitirte Geschichte von Jehus Aufstand sowohl den Elisa, der Jehu angestiftet, wie den Elias, dessen Prophezeihungen Jehu erfüllt hat. Aber nur gelegentlich erwähnen die alten Historiker die Propheten. Eigentliche Geschichtsschreibung, die sich ausdrücklich mit Propheten beschäftigt, haben wir erst im Buche des Jeremia von der Hand, wie es scheint, des Baruch: da ist die Stilgattung der strengen Historie in einem prosaisch und objektiv gewordenen Zeitalter auch auf die Darstellung des Prophetenlebens übertragen. Aber wo die Geschichte verstummt, da redet die Sage. Das Volk vergißt seine Helden und Lieblinge nicht; aber es erzählt von ihnen freilich nicht im Stile der strengen Geschichte. Die Erzählungen, die von solchen Heroen kursiren, haben nicht in erster Linie die Absicht, das Geschehene zuverlässig und deutlich vor Augen zu stellen, sondern sie sind von dem Zweck geleitet, die Begeisterung, die die Mitlebenden empfunden haben, nun auch die Nachgeborenen schmecken zu lassen. Diese Art volksthümlicher Erzählungen sind also stark subjektiv: in aller Naivetät tragen die Erzähler ihre Empfindungen ein und gestalten die Geschichte nach den Bedürfnissen ihres Gemüths. So

*) Das älteste Beispiel dieser Geschichtsschreibung ist im A. T. die Erzählung von dem halb-kanaanäischen Abimelech. Jud. 9.

entsteht die Sage. Solche Sage soll der Historiker zu schätzen wissen und ja nicht gering achten; denn sie offenbart uns aufs Schönste, was die alte Zeit bewundert und verehrt hat.

Diese volksthümliche Ueberlieferung aber — und dies ist das letzte und entscheidende Kriterium — unterscheidet sich von der mehr gelehrten, eigentlichen historischen Litteratur im Ton und der ganzen Haltung: da werden die Ereignisse dramatischer, die Situationen pointirter, die Helden gewaltiger; da erscheint Gottes Handeln deutlicher; da werden die wirklichen Verhältnisse, unter denen die geschichtlichen Personen gestanden haben, nicht immer deutlich festgehalten: das Volk denkt sich diese Personen kindlicher, z. B. mehr nach persönlichen und weniger nach sachlichen Motiven handelnd, als es in Wirklichkeit der Fall ist; da wird auch Manches in aller Unbefangenheit erzählt, was man der Natur der Sache nach gar nicht wissen kann, und was nur der Dichter, aber nicht der Historiker zu erzählen vermag. Eine Reihe von Belegen dafür, daß die Eliaserzählungen diesen Charakter volksthümlicher Dichtung in sich tragen, haben wir schon im Vorhergehenden bei anderen Gelegenheiten berührt. Hier sei noch auf Folgendes hingewiesen. Sagenhafte Uebertreibung ist es, wenn Ahab zu allen Völkern der Erde nach Elias gesandt hat; so denkt sich das Volk die Macht eines Königs von Israel. Die Sage stellt sich in ihrer Kindlichkeit vor, daß Ahab selbst in eigener Person mit seinem höchsten Diener zusammeu Futter für die Rosse gesucht habe; wofür der geschichtliche Ahab trotz der Wichtigkeit der Sache wohl geringere Beamte gehabt hätte. Die Sage weiß nichts von den staatsklugen Gedanken, die Ahab zur Einführung des Baalsdienstes bewogen, sondern sie motivirt das einfacher: er ward von seiner Gemahlin verführt. Die Sage ist es auch, die ganz naiv berichtet, was König und Königin in ihrem Zimmer für sich allein geredet haben und was Isebel an die Großen Samariens im Geheimen geschrieben hat; hier wäre die Frage, woher der Erzähler das wisse — eine Frage, auf die jeder Historiker selbstverständlich muß antworten können — eine Mißhandlung der treuherzigen volksthümlichen Erzählung.

Und somit haben wir die richtige Betrachtung für diese alten Erzählungen gewonnen. Wir können uns jetzt, da wir ihre Eigenart erkannt haben, ihrer von Herzen erfreuen: es sind unbewußte Dichtungen des Volkes, ein schönes Zeugniß dafür, daß das Gedächtniß dieses Heros nicht untergegangen ist, daß es nach seinem

Tode Menschen gegeben hat, die seine Gedanken verstanden, die ihn verehrt und bewundert, die alle die großen Ereignisse der folgenden Zeit, den Sturz der Dynastie in Israel wie in Aram und die schrecklichen Syrerkriege, von ihm abgeleitet, ja die zu ihm aufgeblickt haben wie zueinem der Gotteshelden am Himmel. Weniger hoch als diese Sagen stellen wir natürlich eine Legende wie die von Elias' Konflikt mit Ahasja, der gerade der eigenthümliche Schmuck der Sage, die Naivetät, fehlt, und die, offenbar von einem Propheten selbst geschrieben, den Laien einschärfen will, wie man einen Propheten zu achten habe. Als den eigentlichen Sitz der Eliastradition haben wir die Kreise von Propheten und Laien zu denken, die sich um Elisa schaarten. Diese Kreise sind es auch, die die Gedanken des Elias weiter fortgesetzt haben, eine Tradition, in die dann später Männer wie Hosea, Amos, Jesaia eingetreten sind. Manche Anzeichen, besonders der alterthümliche Ton der Erzählungen*), belehren uns, daß die Eliassagen nicht zu weit nach der Zeit des Elias niedergeschrieben sein müssen.

III.

Hiermit ist die litterarkritische Arbeit gethan, eine Arbeit freilich, deren Werth man hier wie überall nicht überschätzen darf. Denn nunmehr ist die zweite, wichtigere Frage zu erörtern, wie wir uns nach dieser Kritik der Quellen das historische Bild des Propheten zu denken haben. Denn freilich, mehr dürfen wir nicht erstreben wollen: bei solchem Quellenbestande ist es natürlich unmöglich, eine Lebensgeschichte des Elias zu zeichnen; und nur das kann die Aufgabe sein, die Person und vor Allem die Gedanken dieses Mannes zu erkennen. Wir dürfen uns an diese Aufgabe in der sicheren Ueberzeugung wagen, daß die Sage niemals eine so gewaltige Figur ohne einen geschichtlichen Hintergrund erfunden hätte. Wir stützen uns für das Folgende vor Allem auf die historisch beglaubigten Notizen über Elias, bei der historischen Verwertung der sagenhaften Erzählungen aber befolgen wir die Methode, daß wir das von Elias Berichtete mit dem vergleichen, was wir anderswoher über verwandte Personen seiner Zeit oder seines Volkes hören: wenn wir zu bestimmten Zügen der

*) So ist besonders bemerkenswerth, daß die Polemik gegen den volksthümlichen Gottesdienst, die ein Jahrhundert später die Prophetie charakterisirt, bei Elias vollständig fehlt. Der Versuch Rösch's Stud. und Krit. 1892 S. 551 ff., die Eliassagen als späte nachexilische Erdichtungen (mit ganz geringem historischen Kern) zu erklären, ist völlig gescheitert.

Eliastradition frappante Parallelen aus weit entfernten und litterarisch ganz unabhängigen Quellen finden, dürfen wir uns wohl dem Zutrauen hingeben, auf festen historischen Boden gestoßen zu sein.

Elias ist ein Prophet, ein nabi'. Das Prophetenthum zur Zeit des Elias wies mancherlei verschiedene Erscheinungen auf: da gab es Ekstatiker, die in schrecklichen Krämpfen des Leibes und der Seele die Hand Jahves auf sich lasten fühlten; da gab es einige unter diesen, die von Jahve wunderbare Gesichte empfingen, die — so glaubte man von ihnen — im Stande waren, mit ihren feineren Organen Dinge zu hören und zu sehen, die kein menschliches Ohr hören und kein Menschenauge sehen kann, die etwa voraussagen konnten, was übers Jahr geschehen werde, weil sie im Rathe der Himmlischen, wo das Künftige beschlossen wird, gestanden hatten; ferner solche, die aus diesen geheimnißvollen Zuständen ein Gewerbe machten und sich für eine Belohnung von den Laien befragen ließen. Da saßen Propheten in Genossenschaften zusammen, um den Geist der Ekstase und Vision in sich zu pflegen, als eine Prophetenzunft. Da gab es einzelne, die zu groß waren, um in den Dingen des gewöhnlichen Lebens aufzugehen und auf die unwichtigen Fragen des Privatmanns zu antworten, sondern die dem Könige zur Seite standen und ihm in Krieg und Frieden, so oft er fragte, Jahves Willen verkündeten, so z. B. Elisa unter der Dynastie des Jehu. Und wieder hören wir von andern, die selbständig auftraten, ungefragt, unwillkommen und unbelohnt, weil der Geist sie trieb, Jahves Zorn über dies sündige Volk auszuschütten; solche Männer sind Ahia, der gegen Salomo auftrat und den Aufstand des Jerobeam anstiftete, Micha ben Jimla, der dem Ahab nur Uebels weissagte, Elisa unter den Omriden; und hierher gehört auch Elias. So können wir also den Elias in eine uns auch sonst bekannte Klasse von Männern einordnen: er ist der Größte unter den prophetischen Heroen.

Freilich, das charakteristisch Prophetische, das schon die ältesten ekstatischen n^{e}bi'im besitzen, ist auch bei ihm noch völlig deutlich. Die Sage setzt auch von ihm jene wunderbaren Zustände voraus, wo Jahves Geist den Menschen ergreift und ihn in rasendem Laufe dahinträgt, über Berg und Thal, mitten im Regen, eine ungeheure Strecke; wobei der Mensch übrigens auch einmal zu Schaden kommen kann — nachher findet man vielleicht seinen

Leichnam, zerschmettert in einer Schlucht.*) Auch die Gabe, wunderbar zu hören und zu sehen, besitzt Elias; man hat sich von ihm erzählt, daß er das Rauschen des Regens stundenlang vorher gehört habe. Und anders als bei gewöhnlichen Menschen wirkt sein Wort; er ist im Stande — so glauben seine Zeitgenossen — wirkende Jahveworte zu sprechen; so vermag er in Jahves Namen dem Regen zu gebieten, und der Regen gehorcht. Dies also müssen wir uns vorhalten, wenn wir Elias verstehen wollen: er ist kein gewöhnlicher Mensch; sein ganzes Wesen macht einen sonderbaren, imponirenden, unheimlichen Eindruck; alle Wunder hat ihm seine Zeit zugetraut. Zu dem Wunderbaren gehört auch die Art seines Auftretens: plötzlich zur Stelle, plötzlich verschwunden. Er redet kurz, gewaltig, flammende Worte.

Viele der Propheten gewöhnlichen Schlages mochten Elias in Manchem ähnlich sein; aber er ist doch viel mehr als sie. Er verschmäht es nicht, Gaben von Gläubigen in Empfang zu nehmen; aber er ist weit entfernt, aus dem Prophetenthum ein Gewerbe zu machen. Der große Mann mag sich einmal zur Noth des Armen hinunterneigen und einer Wittwe helfen; aber seine eigentliche Sphäre sind die großen Dinge, die das ganze Volk angehen. Er ist, wie auch Andere in seiner Zeit waren, ein „politischer" Prophet, aber er steht nicht wie die gewöhnlichen Politiker unter den Propheten auf Seite der Herrschenden, sondern vielmehr tritt er dem König entgegen: hierin also gleicht er einem Micha, dem Feinde Ahabs, einem Ahia, einem Samuel, als der Sauls Königthum verwarf. Ja mehr als Samuel und Ahia, er tritt in Gegensatz zu seinem Volke selbst: er weissagt Verderben und Unheil über Israel. Er hat etwas in sich, was ihm mehr ist als sein Volk. Seine Prophetie hat einen Inhalt. Und hierin erkennen wir seine Verwandtschaft mit dem größten unter allen israelitischen Gottesmännern, mit Mose, der auch mit seinem widerstrebenden Volke ringen mußte, noch deutlicher aber mit den großen schriftstellerischen Propheten, die auf Elias folgen, mit der Kette der „Propheten", die mit Amos, Hosea, Jesaias beginnt. Alle diese Späteren weissagen wie Elias von den Schicksalen Israels, sie sind Unheilspropheten, im Hader mit ihrem Volke. Sie sind die legitimen Fortsetzer des Werkes des Elias.

Was ist der Inhalt der Verkündigung des Elias?

*) I Reg. 18, 12 ff. 46; II 2, 16.

Bei zwei großen Gelegenheiten ist Elias aufgetreten — beide sind historisch beglaubigt*) —

bei der Einführung des Baalskultus,
bei dem Justizmorde an Naboth,
für die Alleinverehrung Jahves in Israel,
für Recht und Gerechtigkeit;

beide Male Unheil verkündend: Jahves Gericht über den Frevel; beide Male in derselben Stimmung: zornig glühend für Jahves gutes Recht, im „Eifer“ für Jahve.

Damit haben wir den Herzpunkt der Prophetie des Elias getroffen: Eifer für Jahve. So faßt Elias selbst in der Sage das Werk seines Lebens zusammen: geeifert, geeifert habe ich für Jahve, den Gott der Zebaoth!

Hiermit ist der Charakter des Mannes geschildert: er ist eifrig, zornig, eine leidenschaftliche Natur. Es ist charakteristisch für die Männer dieser alten Zeit, daß man sie mit einem Worte schildern kann, wobei wir freilich in unserem Falle die vereinfachende Darstellung der Sage in Abrechnung bringen müssen. So ist Elias stets im Zorne, ergrimmt gegen die Feinde Jahves, bei Gelegenheit auch freimüthig hadernd mit seinem Gott. Von dieser Grundstimmung heben sich um so wirkungsvoller die Ausnahmen ab, die liebenswürdige Episode, da er einer gläubigen**) Seele freundlich hilft, oder jene ergreifende Szene unter dem Ginsterbusch, wo er selbst, der Gewaltige, einmal schwach wird wie ein anderer Mensch. Und dem Heros gleicht der Gott, für den er streitet: Jahve ist ein eifriger, zornmüthiger Gott; nur freilich, daß der Gott größer ist als der Mensch. Der Mensch verzweifelt, wenn er den Erfolg nicht sieht; aber Gottes Gerichte haben Zeit; freilich, des Menschen Tage auf Erden sind kurz, Gott aber lebt in Ewigkeit. Und der Mensch ist auch weichmüthiger als der Gott; Elias hadert mit Jahve, wenn sein Walten ihm zu hart, zu grausam erscheint.***)

Und wieder tritt uns bei diesem Worte „eifrig“ jene große Reihe von Männern entgegen, die wir soeben mit Elias verglichen haben, von dem zornigen Moses an sie alle einig in dem Bekenntniß, daß der Eifer für Jahve sie verzehrt hat. Diese zahlreichen Parallelen verbürgen uns, daß die Sage Elias' Charakter richtig erfaßt hat.

*) cf. oben, durch II Reg. 9 f.
**) I. Reg. 17, 15.
***) I. Reg. 17, 20.



So eifert Elias für Jahves alleinige Verehrung in Israel gegen den Baalsdienst*)

Als König Ahab für seine Gemahlin Isebel, die Tochter des tyrischen Königs und vormaligen Astartepriesters Ithobaal**), dem tyrischen Baal in Samarien einen Tempel baute, war es gewiß nicht seine Absicht, sich damit dem Jahvedienst entgegenzusetzen. Er selber verehrte nach wie vor auch Jahve. Und wenn auch vielleicht die Höflinge und Vornehmen den neumodischen Baalkult mitmachten, so wird er dennoch in die niederen Kreise des Volkes schwerlich sehr weit gedrungen sein. — Die Masse des Volkes wird an dem neuen höfischen Baalkult vielleicht mehr oder weniger im Stillen Anstoß genommen, aber ihn jedenfalls nicht für einen ungeheuren Frevel gehalten haben; und dies wird der historische Kern der Klage des Elias am Horeb sein, daß er allein stehe und sein ganzes Volk gegen sich habe. Ja, wenn der alte Gott Israels mit Gewalt durch einen neuen hätte ersetzt werden sollen, wenn man Jahves Altäre zerstört und seine Propheten gemordet hätte, dann hätte sich gegen solches Attentat sicherlich ein Sturm der Entrüstung erhoben. Aber von alledem war nicht die Rede; der Baaldienst blieb eine Privatsache des Hofes. So finden wir denn unter Ahabs Beamten auch Jahvepriester***) und, was mehr sagen will, in seinem Gefolge auch Jahvepropheten†). — Das Israel jener Zeit war nicht monotheistisch, d. h. es glaubte an die Existenz auch anderer Götter; ja es war nicht einmal konsequent monolatrisch, d. h. es wurden in Israel neben Jahve auch andere Götter verehrt. Noch flammten damals überall im Lande die Scheiterhaufen auf den uralten kanaanäischen Altären, zur Zeit des Elias längst von israelitischer Hand entzündet, wenngleich der Baal des Ortes meist dem israelitischen Jahve gleichgesetzt wurde. Und in Jerusalem standen die Höhen des moabitischen Kamos, des ammonitischen Moloch und der sidonischen Astarte, von Niemanden angetastet, bis auf Josias Zeit††). Salomo hatte sie gebaut, gewiß nicht nur für

*) Wellhausen Isr. u. jüd. Gesch. S. 52.

**) Auch erwähnt in den von Josephus kontr. Ap. 1, 18 und Arch. 8, 13,2 mitgetheilten Fragmenten des Menander von Ephesus. Menander erwähnt auch eine unter Ithobaals Regierung vorgekommene Dürrnis, die ein Jahr lang dauerte, die Josephus mit der von Elias geweissagten Dürrniß kombinirt. Dieselbe ward nach der phönizischen Tradition beendet durch ein großes Gewitter, das auf einen Bittgang König Ithobaals hin eintrat.

***) II 10, 11.

†) I 22, 6 ff.

††) I Reg. 11, 7; II 23, 13.

seine Frauen, sondern zugleich auch aus politischen Erwägungen: wenn er König in Ammon und Moab sein und mit Hiram von Tyrus im Bündniß stehen will, so müssen die Götter seiner Unterthanen und seiner Bundesgenossen in seiner Residenz ihren Kultus haben. Ebenso ist bei Ahab der Baalkult Folge eines Bündnisses*). Der weitblickende Fürst schloß sich, ebenso wie einst Salomo, an das reiche Phönicien an; Tyrus war ja der große Markt, wo Israel die Erzeugnisse seiner Flur absetzen konnte und von wo Wohlstand und höhere Kultur in Israel einströmen mußten. Aber wie kann man einen Bund schließen, ohne den gemeinsam anerkannten Gott, zu dem beide Parteien schwören? und wie kann man in freundlichem Einvernehmen stehen, wenn man die Götter des anderen Volkes verabscheut? Die Sage hat diese Stellung des Königs nicht festgehalten: sie hat die komplizirte Haltung vereinfacht und den Gegensatz vertieft; so wird Ahab ein Unterdrücker der Jahvereligion.

Es war eine Situation gleichartig derjenigen, in der stets Propheten in Israel aufgetreten sind: Wohlstand des Volkes, Israel aufgeschlossen den Einflüssen der Fremde, in fremder Sitte allen voran König und Hof; im Hintergrunde aber die Donnerwolke, die das Verderben bringen soll, hier der Aramäer. In ähnlicher Zeit haben Amos, Hosea, Jesaia von Assur, hat Jeremia von den Chaldäern geweissagt, hat Ahia Israels Abfall von Davids Hause vorbereitet; gegen König Ahabs Tempel ist Elias aufgetreten.

Zu groß war seine Begeisterung für Jahve, als daß er den Baal neben ihm hätte dulden können. In seinem Herzen war nicht Raum für zwei Götter zugleich. Entweder Jahve oder Baal! Sie vereinigen zu wollen ist unerträgliche Halbheit. Höhnisch fordert er in der Sage das Volk auf, doch lieber Baal zu verehren. „Wie lange wollt ihr nach beiden Seiten hin schwanken? Ist Jahve der Gott, so folgt ihm; ist es Baal, so ihm!

Das ist eine bewußte, exklusive Monolatrie, die den Synkretismus als Abfall verwirft. Zwar hat Elias nirgends die Forderung der Monolatrie formulirt, für ihn handelt es sich nur um den Baal von Tyrus oder etwa den Baal-Sebub von Eqron. Aber was von dem Bealim gilt, gilt nothwendig auch von jedem andern Gott. Man kann die Stimmung des Elias in dem Programm formuliren: Ich bin Jahve, Dein Gott; Du sollst nicht andere

*) Stade Gesch. des Volkes Israel. Bd. I S. 523.

Götter haben neben mir; denn Jahves Name heißt „eifrig" und ein eifriger Gott ist er.*)

Es ist nicht leicht, die Stellung des Elias in der Religionsgeschichte in diesem Punkt richtig zu schildern. Denn einerseits ist sicher, daß Elias in dieser jeden anderen Gott ausschließenden Begeisterung für den einen Jahve der Majorität seines Volkes völlig unverständlich war; andererseits ist die Jahvereligion von Anfang an, von Mose Zeiten her, eine eifrige Religion gewesen, und schon in der ältesten Zeit ist die Verehrung etwa des Baal Peor — Zeugniß dafür die alte Sage**) — als Sünde, als Abfall empfunden worden. Wir dürfen beides kombiniren, indem wir annehmen, daß Elias Stimmungen des ältesten Israels, die in dem seit der Einwanderung dem Synkretismus hingegebenen Volke lange vergessen waren, wiederum erneuert hat. Jedenfalls kennen wir die ungeheure Bedeutung dieser Stimmung der Monolatrie für die Folgezeit. Schon die Eliassage zeigt die Gedanken des Elias weiter wirken: diejenigen, die sich die Geschichten von Elias erzählten, haben den Synkretismus des Ahab nicht anerkannt; sie behaupten, Ahab habe nicht Jahve neben Baal verehrt, sondern sei von Jahve abgefallen: wer nicht allein für Jahve ist, der ist wider ihn. Die kommenden Propheten werden den Ton, den Elias angeschlagen hat, machtvoll weiter schallen lassen. Den Haß des Elias gegen den Baal wird die Nachwelt hegen gegen jeden heidnischen Gott: die Götter der Heiden sind Greuel und Scheusale. Aus dem Geiste des Eifer für den eifrigen Gott wird der Monotheismus entspringen: die Götter der Heiden sind Nichtigkeiten; Jahven gehört die ganze Erde; er ist ihr Herr und Schöpfer. Der Haß gegen die fremden Völker wird in der Folgezeit Israels Elend noch verschärfen, es wird nicht nur verachtet werden als eine zertretene Nation, sondern zugleich verhaßt sein, ein odium generis humani. Aber ihr Monotheismus wird, wenn die Zeit voll ist, die Herzen der Heiden gewinnen: Das Heil kommt von den Juden.

Aber dies ist eine weit entfernte Folgezeit, die Elias mit vorbereiten half, aber von der er selber nichts ahnte. Wenn er selber das Programm der Monolatrie nicht formulirt hat, viel weniger den Monotheismus. Aber die Stimmung des Monotheismus beherrscht ihn. Er hat die Frage gestellt, ob Jahve „der Gott" sei

*) Nach Ex. 20, 2 f; 34, 14.
**) Num. 25, 1—5.



oder Baal. Er hat den Baal als machtlos verhöhnt. Er hat der Sage zu Folge, in Jahves Namen den neuen König über Aram gesalbt. Er hat auch auf phönizischem Boden, in Sarepta, Wunder Jahves gethan. Aber andererseits ist doch bemerkenswerth, daß die Sage nicht hinzusetzt, was in der späteren Zeit nicht fehlen dürfte, daß die Wittwe von Sarepta sich zu Jahve bekehrt habe.*) Noch bezeichnender ist in der Elisageschichte die naive Bitte des von Elisa geheilten Naeman, sich Erde von Kanaan mitnehmen und im Tempel des Rimmon zu Damaskus ausschütten zu dürfen, um so auch in fremdem Lande auf Jahves Boden stehen und zu Jahve beten zu können — eine Bitte übrigens, die Elisa bewilligt. Diese Helden, Elias und Elisa, eifern für Jahve in Israel; kommen sie mit Fremden in Berührung, so denken sie auch da nur an Jahve. Niemals hätte Elias in Sarepta einen anderen Gott verehrt. Aber Theorien haben sie nicht ausgesprochen. Dennoch ist Elias eine wichtige Etappe in der Geschichte des Monotheismus.

Daß Elias wider den Baal kämpft, hat offenbar zuerst den Grund, weil Baal dem Jahve in Israel den Rang streitig macht. Elias eifert für Jahve und darum wider den Baal. Aber Elias hat auch positiven Haß gegen den Baal. Jahve und Baal sind nicht ähnliche Personen, nur zufällig im Streit um die Herrschaft. Sondern sie sind im Innersten verschieden; sie vertreten verschiedene Prinzipien. Baal ist die Verkörperung der Naturreligion Kanaans; Jahve aber ist der ernste zornige Gott der Väter, der Wüste, des Horeb.

Die Eliassage hat den Propheten und seinen Gott aufs Herrlichste gezeichnet; aber sie hat wenig von dem Charakter Baals festgehalten. Aber ein Wort Jehus giebt uns erwünschten Aufschluß: als König Joram, Ahabs und Isebels Sohn, nichts ahnend dem Mörder entgegenfährt, redet er ihn an: bringst du Gutes, Jehu? Jehu antwortete: Wie Gutes? noch währt die Unzucht deiner Mutter Isebel und ihre viele Zauberei!**) — Hier haben wir in zwei Worten den Eindruck des Israeliten vom tyrischen Baalkult: er ist Unzucht und Zauberei. Eine große Rolle spielte beim Baaldienst die Wollust: im Taumel der geschlechtlichen Lust nimmt der Baalverehrer an dem Leben seiner Gottheit theil. Wir wissen zudem aus den griechischen Nachrichten, wie richtig der Israelit mit

*) So schon in der Erzählung von Naeman II Reg. 5, 15 ff.
**) II 9, 22.

dem Worte „Unzucht“ den Baaldienst charakterisirt. Und dieser Kult ist mit geheimen, bösen Dingen verbunden: Baal ist der Gott der menschenfeindlichen Zauberei. — Zu dieser kurzen Charakteristik aus Jehus Mund stimmt die lebendige Beschreibung der Baalpropheten in der Eliassage, wie sie am Karmel in heiliger Raserei um den Altar tanzen und sich „nach ihrer Religion“ mit Schwertern schneiden, bis sie von Blut triefen. Der wilde Sinnentaumel des Baal vereinigt die Wollust des Geschlechtsgenusses und die schwärmerische Verzückung, in der man den Schmerz nicht mehr empfindet. Das ist der Baal, ein wollüstiger, blutgieriger und böser Gott. Die schlimmsten Instinkte der semitischen Rasse sind in ihm verkörpert.

Mit welchem grimmigen Haß die Propheten diesen Baal betrachtet haben, wird deutlich aus der Art seiner Ausrottung: Jehu hat alle Diener, Propheten und Priester des Baal getödtet, den Malstein niedergerissen, den Tempel zerstört und zum Abort gemacht! Die Sage erzählt, Elias habe die 450 Baalpropheten mit eigener Hand geschlachtet. Der Haß gegen den Baal hat eine Energie, vor der uns Nachgeborene schaudert.

So ist Elias' Kampf gegen den Baal zugleich ein Kampf gegen die Naturreligion. Elemente aus der kanaanäischen Naturreligion aber waren damals tief in die Religion Jahves eingedrungen. Als die Israeliten in Kanaan heimisch geworden waren, hatten sie mit dem Acker- und Weinbau und seinen Segnungen auch den Baal Kanaans übernommen und ihn mit ihrem Jahve, dessen Verehrung sie mitgebracht hatten, vielfach identifizirt. Seitdem führte Jahve viele Attribute des Baal und man verehrte ihn an den alten Baalheiligthümern in der von Kanaan erlernten Weise. Da stand Jahves Altar unter dem grünen Baum und auf der Bergeshöhe, wo sonst der Baal gehaust hatte. Jetzt spendete Jahve, wie sonst der Baal, Korn und Oel und Wein. Das große kanaanäische Fest, das Herbstfest, wo der Bauer dem Spender alles Guten, dem Gott der Fruchtbarkeit, dankbar den Zins des Landes darbringt, war jetzt ein Jahvefest. Dazu waren viele künstliche Symbole, charakteristisch für die Kultur Kanaans, aber dem alten Wüsten-Jahve möglichst heterogen, die kunstvoll geschnitzten Pfähle, die behauenen Malsteine, die ehernen Altäre, die Gottesbilder, auch von Israel übernommen worden. Ja, auch die Wollust war Jahven heilig geworden; erst Josia zerstörte die Stätte, wo das schändlichste Gewerbe am heiligen Orte in Jahves Namen getrieben wurde; dieser

Ort war der Tempel von Jerusalem!*) — Namentlich seitdem Israel unter den Königen zu völliger Beherrschung Kanaans sich erhoben hatte, war der Strom kanaanäischer Kultur und Religion unaufhaltsam in die Jahvereligion eingedrungen. Goldene Stiere standen in den königlichen Heiligthümern des Nordreiches; der Tempel von Jerusalem war errichtet von fremden Händen, nach fremdem Muster; ausgestattet mit fremdartigen, kunstvollen Geräthen, mit einem gegossenen Altar; geschmückt an Wänden und Thüren mit fremden Symbolen: alles in allem einem Tempel Baals viel ähnlicher, als einer Behausung, in der der alte Jahve der Lade würdig wohnen konnte. Die Naturreligion und die Kulturreligion hatte den Jahvedienst durchsetzt.

An Reaktionen dagegen hat es nicht gefehlt.

Wir hören von „Nasiraeern“, die mit den Propheten zusammen als Jahve besonders heilig genannt werden,**) und die unter anderem das Gelübde übernommen hatten, keinen Wein zu trinken. Der Wein war eine der köstlichsten Gaben des alten Baal und des neuen Jahve-Baal; wir dürfen in dieser eigenthümlichen Enthaltung einen Rest alter nomadischer Lebensweise sehen; ist doch auch im Islam aus demselben Motiv der Wein verboten.

In der Zeit des Elias kamen die Rechabiten auf, ein Geschlecht, das in seinem Eifer für Jahve Arbeit und Lebensweise des Bauern verschmähte: sie tranken keinen Wein, bauten kein Haus, säten keinen Samen, pflanzten keinen Weinberg, sondern wohnten in Zelten ihr Leben lang: sie lebten mitten in Kanaan wie Nomaden in der Wüste. (Vgl. den Aufsatz von Budde „das nomadische Ideal im alten Testament“ in diesen Jahrbüchern, Bd. 85.)

Aber auch der Bauer, der ganz in kanaanäisches Wesen eingegangen war, übernahm doch wenigstens einmal, vielleicht für kurze Zeit, das Gelübde, als Nasiraeer zu leben; oder wenn er wallfahrtete, erlebte er im kleinen Maßstabe die alten Zustände der Wanderzeit Israels.

Elias war kein Nasiraeer; aber doch lebt in ihm etwas von jenem Geiste. Auch von der anderen Seite ist die Gleichheit der Ziele anerkannt worden; wir hören, daß die Rechabiten die Revolution Jehus und seinen Eifer für Jahve freudig begrüßt und unterstützt haben.

Auch Elias protestirt im Namen der alten Jahvereligion gegen

*) II Reg. 23, 7.
**) Amos 2, 11.

den neumodischen kultivirten Baaldienst. Schon seine Tracht zeigt ihn als einen Mann der alten Zeit: er trägt nicht die moderne weichliche Kleidung, sondern den rauhen Pelzmantel*) mit dem Ledergurt. Er wohnt nicht wie der Bauer auf der Scholle, sondern er führt ein Wanderleben. Auch sein Schüler Elisa hört, als er Prophet wird, auf, Bauer zu sein und opfert die Rinder, die Genossen seiner Arbeit, dem Jahve. Elias weilt vielfach in der Wüste. Er sucht Jahve nicht in den Tempeln bei den kostbaren Bildern, sondern in der wilden Einsamkeit des Horeb. Er vertritt den Jahve der Wüste, des Sinai, des Moses. Jenem uralten Gottesmann stellt ihn die Sage gleich: auch ihm ist Jahve auf dem Horeb bei „der Höhle“ erschienen, und am Nebo ist er wie Moses verschwunden.

Wie sich also das Bild des Baal, das Elias haßte, noch heute lebendig darstellen läßt, so noch viel mehr das Bild des Jahve, für das er eiferte. Der Jahve des Elias ist der Gott der Wüste, der alten rauhen Zeit, der Gott Israels. Wenn man der großen Thaten der Väter gedenkt, dann tritt dieser Jahve vor Augen. Höchst bezeichnend und gewiß authentisch ist, daß der Gott des Elias in der Sage den Namen „Jahve Zebaoth“ führt, das ist der uralte Namen des Kriegsgottes Jahve.

So wird ein Elias das Feine, Polirte, Ueppige der phönizischen Kultur gehaßt haben als ein Mann der alten rauhen Zeit und ein Streiter des alten kriegerischen Jahve. Eine Fülle von Parallelen aus der Geschichte der Prophetie belehrt uns, daß diese Zeichnung des Eliasbildes richtig ist: da ist Ahia, der dem Salomo grollte gewiß nicht nur wegen der drückenden Frohnden, die dem Volke die Hauptbeschwerde sein mochten, sondern zugleich, weil er im Namen des alten Jahve gegen die neumodischen Kulte des Königs eiferte. Eine ähnliche Stellung nimmt Samuel ein**): Saul mag sich des gefangenen Agags, des Königs der Amalekiter, erbarmen und an ihm den Bann, den doch Jahve befohlen hat, nicht vollstrecken; aber der Gottesmann kennt das neumodische Mitleid mit dem Jahve-Verbannten nicht; er zerhaut selber den Agag in Stücke vor Jahve in Gilgal.***) So sind Ahia und Saul hierin Elias' Vorgänger; Amos, Hosea und in manchem auch Jesaias seine Nach-

*) Nach andrer Deutung des betreffenden Wortes ging Elias mit ungeschorenem Haupthaar wie ein Nasiraeer II Reg. 1, 8.
**) I Sam. 15, alte Sage.
***) Eine ähnliche Situation bietet I Reg. 20, 35 ff.

folger: auch das sind Männer, die über die morderne Ueppigkeit und Pracht zürnen, mit denen die oberen Stände, hochmüthig ihren Gott und unbarmherzig das Elend der Armen vergessend, ihr Leben schmücken, Männer die Jahves Gericht verkünden

über jeden hohen Turm und jegliche ragende Mauer,
über alle Tarsis-Fahrer über alle Lustschiffe;
da beugt sich der Menschen Stolz, da sinkt der Hochmuth der Männer,
und erhaben ist Jahve allein an jenem Tage!*)

Auch bei diesen Anfängern der schriftstellerischen Prophetie ist also wie bei Elias der Gegensatz des altväterischen Israels gegen die ausländische Mode noch zu erkennen.

Gegen die Elemente des Naturdienstes in der Jahvereligion hat Elias, so weit wir wissen, nicht geeifert. Auch im Kampfe gegen die Naturverehrung hat er nur das erste, nicht das letzte Wort gesprochen. Aber der Jahve, der in Elias gegen den tyrischen Baal kämpfte, hat sich später auch gegen den einheimischen Baal gewandt. Der Kampf begann gegen die Buhlschaft und Zauberei der Isebel, aber er wurde fortgesetzt gegen die Buhlschaft und Zauberei in Israel selbst; denn Israel selbst, so werden die Späteren behaupten, ist der Same der Zauberin und Buhlerin.**) Eine große Bewegung setzt auch hier mit Elias ein. Jahve hat doch schließlich den Baal ausgetrieben, die grünen Bäume und die fließenden Quellen, die Malsteine und die goldenen Stiere, die heiligen Dirnen und die Buhlknaben; schließlich ist doch alles dies in die Flucht geschlagen von dem Jahve des Elias.

Aber Jahve ist mehr als der Gott des rauheren, unkultivirteren und weniger verdorbenen Volkes; er ist für Elias zugleich der Gott des Rechtes. Bei dem Morde Naboths ist Elias aufgetreten im Namen des Gottes, der Recht und Gerechtigkeit in Israel will und der das unschuldig vergossene Blut rächt. „Ja, ich habe das Blut Naboths und seiner Söhne gestern gesehen und will es dir heimzahlen auf diesem Acker hier!“

Auch dies ist nicht neu. Im Gegentheil, daß vergossenes Blut auf gen Himmel nach Rache schreit und daß Jahve selbst Bluträcher sein will, wenn keine andere Stimme spricht, das war uralte Ueberzeugung. Wir besitzen noch eine alte Sage aus der Richter-

*) Jes. 2, 15—17.
**) Jes. 57, 3.

zeit, die uns erzählt, wie sich das ganze Volk einmal aufgemacht hat, um eine Stadt zu vertilgen, in der ein entsetzlicher Lustmord geschehen war.*) Und wir dürfen diesen großen sittlichen Ernst, den wir in Israel heimisch finden, auf die Thora, d. h. die Rechtstradition des Moses zurückführen. Aber unerhört war doch auch in Israel diese Energie, mit der Elias gegen den Mörder Naboths geeifert hat. Denn die Sünden der Könige beurtheilte man anders als die privaten. Die schrecklichen Blutthaten Salomos, der seinen eigenen Bruder und den verdienten Feldhauptmann seines Vaters tödten ließ, wurden entschuldigt. Denn der israelitische König, der sich gegen seine Rivalen behaupten will, muß Manches thun, was dem Privatmann nicht verziehen werden könnte. Aber Elias denkt anders: Mörder ist Mörder, und wenn es der König selber wäre! So hat er das Verderben über Ahabs Dynastie geweissagt, nicht des Baals wegen, sondern wegen des Naboths. Und hierin ist er von seinem Volke verstanden worden: Elias' Kampf gegen den Baal hatte Israel nicht begriffen, aber diese Gerichtsverkündigung gegen den Mörder Ahab fand sicherlich ein Echo im allgemeinen Gewissen; Zeuge dafür ist jenes Wort, das Jehu spricht, als er das Gericht an Ahabs Fleisch und Blut vollzieht.

Auch diese Vorstellung, daß Jahve der Gott des Rechtes und der unterdrückten Unschuld sei, hat bei Elias eine bestimmte Nüance. Wie er im Baal auch die neue ausländische Kultur bekämpft, so streitet er auch gegen den Mörder Naboths, als gegen den neumodischen Despoten im Namen der alten Freiheiten Israels.

Naboths Verbrechen war nichts anderes als das zähe Festhalten am Ueberlieferten. Er würde es für eine Sünde erachtet haben, den Erbacker zu verkaufen. „Fern laß es Jahve von mir sein, die Besitzung meiner Väter dir zu geben.“ Naboth ist uns also die Verkörperung des alten, freiheitsliebenden, treu an den Satzungen der Väter festhaltenden Israels; Ahab dagegen die eines Königthums, das unter dem Einfluß fremder Staatsanschauung Despotismus werden will. Denn auch das wird uns ausdrücklich erzählt, daß auch dieser Frevel des Königs auf tyrisches Wesen zurückging. Isebel ist schuld auch an der Blutthat. Die fremde Königin kennt nicht den israelitischen Gott und das israelitische Recht; sie hat eine andere Vorstellung vom Königthum: ist das ein König, der nicht einmal ein Grundstück erwerben kann, wenn er

*) Jud. 19—21 (nach Budde zwei Rezensionen, von denen die eine sehr jung, die andre alt ist.

es wünscht? Tyrisch ist zugleich dies frivole Benutzen des frommen Brauches des Fastens für die eigenen gottlosen Zwecke. Diesem Bilde des Königthums Ahabs können wir aus anderen Quellen*) hinzufügen, daß Ahab nach aramäischem Vorbilde eine Eintheilung des Volkes nach Verwaltungsbezirken, wie vor ihm Salomo, versucht hat, eine Neuerung, die natürlich den Steuerzwecken des geldbedürftigen Königs diente und die nicht nur wegen dieses ihres Zweckes verhaßt, sondern zugleich als eine Durchkreuzung der uralten, von Gott selbst geordneten Stammeintheilung auch religiös verdächtig sein mußte. Davids Dynastie ward entthront, als sie die Freiheiten Israels antastete; auch den Despotismus des Hauses Ahab hat Israel nicht ertragen

Auch hierin ist Elias Ahnherr einer großen Zahl von Söhnen. Alle die kommenden Propheten werden für das gute alte Recht und die Sitte der Väter in Israel eifern, sie werden sich der Bedrängten und Unterdrückten annehmen, auch gegen König und Beamte, und sie werden mit ihren Sympathien nicht auf der Seite der Besitzenden stehen, sondern der Armen, die man von Haus und Hof treibt. Im Namen des Jahves aber, der das Recht will, wird man den Baal aus Israel treiben; dieser Jahve, der Gott der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit, ist der Gott der ganzen Welt geworden. Und der Gott, der selber vollkommen ist und will, daß auch seine Kinder vollkommen seien, ist der Gott des Evangeliums.

Altisraelitisches Wesen stellt Elias in seiner Person dar; sein Ziel ist, das Unisraelitische auszutreiben; beim Leben des Gottes Israels schwört er; und wer Jahve beleidigt, der kränkt nach Elias auch Israel.**) Aber doch ist sein Kampf gegen den Baal nicht ein Kampf gegen die fremde Nationalität. Ganz unbefangen ist Elias in dem sidonischen Sarepta bei der Wittwe zu Gast gewesen; wie Elisa sich in Friedenszeiten freundlich zu den Syrern gestellt hat.***) Elias' Gott ist also mehr als der Gott eines Volkes. Jahve ist ihm mehr als Israel.

Ueber Jahve konnte Elias sein Volk vergessen. Wäre er nur ein Patriot gewesen, dem das Wohl seines Volkes das Höchste ist, so hätte Elias die Fehler des Königs verziehen; denn Ahab war ein tapferer,†) edelmüthiger††) und auch erfolgreicher†††) Monarch,

*) I Reg. 20, 14 cf. Smend A. T. l. Religionsgesch. S. 156.
**) II Reg. 1, 3.
***) II 5.
†) I 22, 34 f.
††) 20, 31.
†††) I 20.

die Mauer Israels gegen die Syrer. Aber Elias kennt etwas, was ihm mehr ist als die Nation und der Patriotismus; höher als das nationale Gedeihen steht ihm der Glaube und die Gerechtigkeit. So ist die tapfere Dynastie Ahabs in Jahves Namen ausgerottet worden.

Ja noch mehr. Jahve wendet sich in Elias gegen Israel selbst.*) Eine schreckliche Hungersnoth hat Elias geweissagt; in den schweren nationalen Nöthen, in den damals beginnenden schrecklichen Syrerkriegen, die Israel furchtbar zerfleischen, steht Elias im Geiste auf Seite der Feinde. Diese Kriege sind ihm Jahves Gericht über das abtrünnige Israel. Der Gedanke an diese furchtbaren Kriege erfüllt ihn nicht mit Trauer, sondern er ist diesem Manne ein Trost! Am Sinai, als er an Jahves Sache verzweifeln wollte, sind sie ihm nach der Sage geweissagt worden, um seine Klage zu stillen. Und er selber hat, so wurde ursprünglich erzählt, den schrecklichen Hasael gesalbt: Israels grausamster Feind ein Gesalbter Jahves! Ja, mag Israel bis auf einen kleinen Rest untergehen, wenn nur Jahve triumphirt!

Hierin besonders stehen wir bei Elias vor einer großen Epoche. Bisher war Jahve im Wesentlichen der Nationalgott Israels gewesen; jetzt aber hebt ihn die Begeisterung der Propheten mächtig über sein Volk empor; ja, er tritt, wenn es sein muß, wider Israel auf. Damit ist das Wort zum ersten Male ausgesprochen, das die Späteren zu einer schrecklichen Weissagung über Israel gestalten: Jahve ist mehr als Israel; Jahve stellt Forderungen an Israel; Israel erfüllt diese Forderungen nicht; darum vernichtet Jahve Israel von der Oberfläche der Erde! — Und so ist es geschehen: Jahve ist der Gott der ganzen Welt geworden; aber Israel liegt zertreten am Boden. Den späteren Geschlechtern gilt es als eine göttliche Paradoxie, daß Jahve ein Volk wie Israel überhaupt sich habe erwählen können.

So ist Elias eine große Weissagung für die Zukunft. Sein Kampf gegen den Baal, sein Eifer für den Gott des Rechts, der mehr ist als ein Gott Israels, sind nur das Vorspiel einer gewaltigen Bewegung. Noch ist bei ihm nichts formulirt, nicht als Gedanke ausgesprochen: nur bei ganz bestimmten Anlässen mit ganz bestimmten Weissagungen ist er aufgetreten. Andere Männer müssen nachfolgen, mit dem Geiste des Elias, aber klarer, bewußter.

*) Wellhausen Isr. u. jüd. Gesch. S. 53 f.

Keiner aber der Nachfolgenden hat ihn an Gewalt der Person überboten.

Noch die späteste Ueberlieferung hat Elias nicht vergessen; noch zu Jesu Zeit ging die dunkele Kunde im Volke um, er werde einst wieder kommen, bevor das große und schreckliche Gericht des Herrn gehalten wird, „um das Herz der Väter zu den Söhnen und der Söhne zu den Vätern zu kehren," oder nach anderer Tradition um mit dem Thiere des Abgrunds in der letzten Zeit zu kämpfen.*) Der Siracide**) singt von Elias:

Elias stand auf, ein Prophet wie Feuer,
sein Wort brannte wie eine Fackel.
Der brachte über sie Hungersnoth
und vertilgte viele durch sein Eifern.
Durch des Herrn Wort verschloß er den Himmel,†)
dreimal rief er Feuer herab.
Wie wardst du, Elias, durch deine Wunder verherrlicht,
wer ist dir gleich an Ruhm!
Du erwecktest einen Verstorbenen vom Tode,
aus der Unterwelt durch des Höchsten Wort;
du stürztest Könige ins Verderben,
Gekrönte von ihrem Bette.††)
Du hörtest auf dem Sinai von Vergeltung,
auf dem Horeb von Rache-Gerichten.
Du salbtest Könige zu Werkzeugen der Vergeltung
und Propheten zu Nachfolgern nach dir.
Du wardst entrückt in feuriger Windsbraut,
im Wagen mit Feuerrossen.
In Strafreden†††) steht von dir geschrieben, für künftige Zeit,
den Zorn,[1]) eh' er entbrennt, zu stillen,
„das Herz des Vaters zum Sohne zu wenden,"
und Jakobs Stämme zu errichten.[2])
Heil denen, die dich schauen und mit Liebe geschmückt sind,
denn wir werden es gewißlich erleben.

---

*) Spätere Legende II Chron. 21, 12 f. erzählt von einem Briefe, den Elias an König Joram von Juda geschrieben haben soll.

**) Mal. 3, 23 f. Ap. Joh. 11, 3 ff. Hier sind, wie es scheint, fremdartige orientalische Traditionen auf die Person des Elias übertragen worden. Elias in den Evangelien: Mk. 17,3 ff. 10; 16,14; 11,14 ꝛc. Aehnliche Erwartungen über Elias bei den Rabbinen: auch wird eine Eliasapokalypse erwähnt, die Paulus I. Kor. 2,9 zitirt hat.

***) Jes. Sir. 48,1—11.

†) Daß es nicht regnen konnte.

††) Anspielung an II Reg. 1, 16, wo Elias dem bettlägrigen Ahasja den Tod weissagt.

†††) D. h. in Prophetenschriften; gemeint ist Mal. 3, 23 f.

[1]) Gottes beim jüngsten Gericht.

[2]) Jes. 49,6.

Man ersieht, daß der späteren Zeit Elias' Wunderthaten die Hauptsache sind. Auch wir dürfen das Wunderbare an seiner Person nicht übersehen. Auch uns ist Elias in erster Linie ein Prophet. Seine Weissagungen sprach er nicht als Worte eines Menschen aus, sondern als Worte Gottes. Wir dürfen nicht verkennen, daß dies Dämonische der lebendige Punkt seines Wesens ist, und daß in dieser Ueberzeugung, Organ seines Gottes zu sein, die Wucht seiner Person liegt: nicht Möglichkeiten, nicht Ahnungen verkündet er, sondern Gewißheiten. Aber doch ist dies „Prophetische“ in ihm, wie werthvoll es ihm selber und seinen Zeitgenossen sein mochte, für uns nicht die Hauptsache. Propheten mochte es viele in Israel geben; aber hier hat die Prophetie einen Inhalt. Das Große des Elias ist das, was auch uns erreichbar ist, sein leidenschaftlicher, verzehrender, trotziger Glaube an seinen Gott und an das Recht.

Freilich wir, als die Kinder des Geistes Jesu, fühlen uns in Manchem von diesem allzu eifrigen Elias getrennt; anderseits aber blicken wir doch, als Enkel der Propheten zu ihm empor als einem Ahnherrn unseres Glaubens, und wir verstehen und segnen die Wege unseres Gottes, der zuerst durch den Donner der Predigt eines Elias gesprochen hat, ehe er sich in Jesu als der Vater im Himmel offenbart hat.



Das politische Testament Pobjedonoszeffs.

Von

Paul Irgen.

„Wo es sich um den Glauben eines Volkes handelt, dort muß die Staatsgewalt bei der Aufstellung von Forderungen und bei der Festsetzung von Normen mit besonderer Vorsicht verfahren, um nicht an solche Empfindungen und religiöse Bedürfnisse zu rühren, deren Antastung das Selbstbewußtsein der Volksmasse nicht duldet. Wie gewaltig die Macht des Staates auch sein mag, sie ruht doch auf nichts Anderem, als auf der Einheit zwischen Volk und Regierung in demselben religiösen Sebstbewußtsein, d. h. auf dem Glauben des Volkes. Die Macht wird von dem Moment an untergraben, wo die Entzweiung dieses auf dem Glauben ruhenden Bewußtseins beginnt. Ein Volk, das sich mit dem Staatsorganismus eins fühlt, kann viel Schweres ertragen, kann der Staatsgewalt in Vielem nachgeben, ihr viel einräumen. Nur eins hat die Staatsgewalt kein Recht zu fordern, eins wird man ihr nicht zugestehen — das, worin jede gläubige Seele für sich und alle insgesammt die Grundlage ihres religiösen Daseins erblicken, worin für sie das Band mit der Ewigkeit besteht. Es giebt solche Tiefen, welche die Staatsgewalt berühren weder kann noch darf, damit nicht der Urquell der Religiosität in der Seele Aller und jedes Einzelnen getrübt werde."

Der Mann, der diese Worte geschrieben und veröffentlicht hat, ist — der Oberprokureur der „heiligen Synode" in St. Petersburg, Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszeff. Wer nun nochmals liest, wird sich wahrscheinlich einigermaßen verwundert die Augen

reiben. Jene Sätze scheinen ein rundes Bekenntniß zur Gewissensfreiheit zu enthalten — und das von dem Manne, den man in Westeuropa gewohnt ist, sich als das Urbild des kalten Fanatikers, den Würger der russischen Katholiken, Protestanten und Sektirer, ja als den finsteren Dämon Rußlands vorzustellen.

Pobjedonoszeff hat in dem Sommer der großen russischen Ausstellung ein Buch erscheinen lassen, das den Titel „Moskauer Sammlung"*) führt. Es enthält in zwanzig Abschnitten eine große Menge kurzer Aufsätze überwiegend politischen, theilweise religiösen Inhaltes. Der Verfasser spricht sich über alle möglichen Themen aus: das Verhältniß von Kirche und Staat, das Geschworenengericht, die Presse, Herbert Spencer, das Wesen des Glaubens, Selbstherrschaft und Demokratie; er giebt ganze Abschnitte aus Carlyle und einen Aufsatz Gladstones über Glauben und Unglauben wieder. Die Eingangs zitirten Worte stehen am Anfang des ersten Artikels, der „Staat und Kirche" überschrieben ist. Sie sind nicht die einzige überraschende Stelle in dem Buch. Wer es gelesen hat, wird es in jedem Falle mit der Ueberzeugung aus der Hand legen, daß der Verfasser einer der kenntnißreichsten Männer der Zeit ist, ein Charakter von schärfster Prägung und konzentrirter Geschlossenheit, aber dabei eine schwer zu begreifende Größe, deren Analyse von Voraussetzungen ausgehen muß, die für unsere westeuropäischen Begriffe fremdartig sind. Der eine Eindruck wird alsbald klar: Es war kein Wunder, daß dieser Mann einen großen Einfluß auf den Kaiser Alexander III. ausgeübt hat, denn wer die Voraussetzungen theilt, von denen Pobjedonoszeffs Denken ausgeht, dem muß er nothwendig imponiren, denn er bringt in seinem Denken wohl Gewaltsamkeiten fertig, aber er zeigt nie den Schatten einer Schwäche; er ist darum geboren zum Beherrscher einer Seele von gerader Willensrichtung, aber schwerflüssigem Intellekt, wie der verstorbene Kaiser von Rußland geartet war.

Die Publikation hat für Rußland in doppelter Beziehung große Bedeutung: erstens weil sie eine Rechtfertigung des bisher herrschenden politischen Systems im Inneren ist, von dem Hauptvertreter dieses Systems selbst verfaßt — und zweitens weil eine ausdrückliche Rechtfertigung seiner Prinzipien dem Verfasser offenbar

*) Moskowsky Sbornik. Moskau 1896. Pobjedonoszeff selbst ist auf dem Titelblatt nicht ausdrücklich als Verfasser, sondern nur als Herausgeber genannt, doch kann kein Zweifel sein, daß, selbst wenn er nicht wirklich alles selbst geschrieben hat, der Inhalt durchweg seine persönlichen Anschauungen zum Ausdruck bringen soll.

nothwendig schien. Ist es auf der einen Seite von Interesse für das Ausland, die Selbstvertheidigung des Mannes kennen zu lernen, über den man gerade in Deutschland ein vernichtendes Urtheil zu fällen pflegt und der doch über ein Jahrzehnt die Seele der inneren Politik Rußlands gewesen ist, so liegt andererseits für Rußland selbst in der Veröffentlichung doch ein recht deutliches Zeichen dafür, daß Pobjedonoszeffs System erschüttert ist, zum Mindesten, daß sich eine starke Opposition dagegen regt. Unter Alexander III. hätte der Oberprokureur einen solchen Schritt nicht zu thun gebraucht.

Gleich das erste Kapitel „Staat und Kirche“ packt die Opposition seiner Gegner da an, wo sie gegenwärtig am lautesten ertönt: in der Frage der religiösen Toleranz. Es dürfen gegenwärtig in Rußland hierüber ganz merkwürdige Dinge gesagt werden, so z. B. in den „Petersburger Nachrichten“, einer Zeitung, die der Fürst Uchtomski herausgiebt, von dem man sagt, er sei ein Freund des jungen Kaisers. Auf eine recht merkwürdige Art findet Pobjedonoszeff von den unanfechtbaren und scheinbar volle Toleranz athmenden Sätzen, die wir an den Anfang dieses Aufsatzes gestellt haben, den Weg zu folgendem Schluß: Das System der unter einer Anzahl verschiedener in einem Staate existirender Konfessionen „herrschenden“ Kirche, „hat zwar viel Mängel, ist verbunden mit einer Menge von Unbequemlichkeit und Verlegenheiten, schließt auch die Möglichkeit von Zusammenstößen und Kampf nicht aus — aber man glaubt mit Unrecht, daß es seine Zeit bereits gehabt hat und daß die Formel Cavours allein der Schlüssel zur Lösung aller Schwierigkeiten dieser schwierigsten Frage bietet“. Eine Verirrung ist es, „zu glauben, daß die Religionsfreiheit in der Gleichmachung der Kirchen und Religionen vor dem Staate besteht und von solcher Gleichmachung abhängt. Die ganze Geschichte der letzten Zeit beweist, daß auch hier Freiheit und Gleichheit nicht dasselbe ist und daß die Freiheit durchaus nicht von der Parität abhängt.“ Es wird nicht nothwendig sein des Längeren auszuführen, wie unter Umständen in Rußland die von Pobjedonoszeff mit so vorsichtigen Wendungen angedeutete Theorie von der „herrschenden“ Kirche praktisch in die Erscheinung treten kann. Man denke an das Blutbad unter den litauischen Katholiken in der Kirche von Kroze, an die Praxis, unter den Führern des südrussischen Stundismus durch Deportation aufzuräumen, an die unter Assistenz der Gendarmerie vollzogenen „rechtgläubigen“

Firmungen lettischer protestantischer Bauernkinder in Livland! Ohne Zweifel sind das alles Machtäußerungen einer „herrschenden“ Kirche — aber wo bleibt dabei die „Freiheit“, die angeblich dadurch ja nicht beeinträchtigt sein soll, daß man sie nicht in „Gleichheit“ verwandelt?

Man würde sich vergeblich bemühen, eine Persönlichkeit wie Pobjedonoszeff zu begreifen, solange man sie für einen Vertreter des russischen Kirchenthums hält. Das ist er so wenig, wie etwa ein Kultusminister in Preußen. Wie dieser, so ist auch der Oberprokureur der heiligen Synode ein staatlicher Beamter, der die kirchlichen Angelegenheiten in einer den Gesammtinteressen des Staates entsprechenden Richtung zu leiten hat. Seine Haltung ist der Ausdruck der jeweilig vom Staate beliebten Kirchenpolitik, ein Ausfluß der Strömungen, die auf dem Gebiet kirchlich-religiöser Fragen in den regierenden Kreisen zur Zeit vorwalten. Mithin verfolgt Pobjedonoszeff mit seiner Thätigkeit einzig die von ihm als maßgebend erkannten Staatsinteressen — und er ist klug genug, um zu erkennen, daß für Rußland ein Einlenken auf kirchenpolitischem Gebiet in liberale Bahnen eine große Gefahr bedeutet. Der auch für Westeuropa so außerordentlich schwierige Gedanke der Trennung von Kirche und Staat ist für Rußland eine vollkommene Unmöglichkeit, weil das Volk überwiegend unfähig ist, die Pflicht des staatlichen Gehorsams anders als unter dem Gesichtspunkt der religiösen Autorität, der „Rechtgläubigkeit“ des Staates zu begreifen. Pobjedonoszeff charakterisirt die Lage in Rußland auf eine vortreffliche Weise, indem er schreibt:

„Der Staat ist um so stärker und hat um so mehr Ansehen, je offenbarer er auch das religiöse Element repräsentirt. Nur auf diese Weise werden inmitten des nationalen und bürgerlichen Lebens das Gefühl für Gesetzlichkeit, die Achtung vor dem Gesetz, das Vertrauen zur Regierung, erhalten und gestärkt. Weder das Prinzip der staatlichen Integrität, des Staatswohls, des öffentlichen Nutzens, noch sogar das sittliche Prinzip, sind allein für sich genügend, ein dauerhaftes Band zwischen dem Volke und der Staatsgewalt herzustellen; auch das sittliche Prinzip ist unstät, unsolide, entbehrt der Hauptwurzel, wenn es sich von der religiösen Sanktion emanzipirt. Der Staat, der im Namen der Unparteilichkeit gegen alle Konfessionen selbst vollkommen konfessionslos wird, beraubt sich einer zentralen, sammelnden Kraft. Das Vertrauen der Volksmasse zu dem Regierenden ist auf den Glauben gegründet, d. h.

nicht nur darauf, daß Volk und Regierung einerlei Glauben bekennen, sondern auch auf die einfache Ueberzeugung, daß die Regierung selbst Glauben besitzt und im Sinne des Glaubens handelt. Deshalb haben sogar die Heiden und Muhammedaner mehr Vertrauen und Achtung zu einer solchen Regierung, die auf einer festen Grundlage des Glaubens steht, welcher Art dieser auch sein möge, als zu einer Regierung, die keinen eigenen Glauben kennt und sich gegen alle Konfessionen gleichmäßig verhält."

Rückhaltloser kann man es nicht wohl zu verstehen geben, daß der Staat das A und O ist und die Behandlung kirchlich religiöser Fragen in erster Linie nach den Interessen des Staates zu erfolgen hat. Die Argumentation läuft nicht etwa darauf hinaus, daß die Regierung im Interesse der staatlichen Autorität ihren religiösen Charakter schlechthin zu betonen hat, sondern darauf, daß es nicht statthaft ist, wenn sie sich zu allen Konfessionen gleich unparteiisch verhält. Vielmehr soll sie auch hierin ihre Macht zeigen; sie soll sich zu einer bestimmten Konfession bekennen und diese zur Erhöhung ihres Prestiges bei Unterthanen und Fremden ad maiorem rei publicae gloriam mit den Attributen der Herrscherin auf religiösem Gebiete ausstatten. Eine solche Politik ist für die besonderen Verhältnisse, mit denen die russische Regierung im Inneren und nach außen vielfach zu rechnen hat, durchaus begreiflich, aber sie bleibt darum doch brutal und ausschließlich von einem rücksichtslosen Staatsegoismus diktirt. Die Masse des russischen Volkes ist von Natur durchaus nicht intolerant, aber dabei findet es der gemeine Mann in seiner religiösen und politischen Naivität doch nur in der Ordnung, daß alle Nichtrechtgläubigen sich als die blos Geduldeten fühlen und dem Zaren für die Großmuth dankbar sind, mit der er ihnen erlaubt, auf dem heiligen Boden Rußlands nach ihrem Glauben zu leben. Die Forderung voller Glaubens- und Kultusfreiheit von Seiten „fremder" Konfessionen als ein Recht, ist dem Volke noch unverständlich; die formelle Verkündigung und Aufrechterhaltung von Parität zwischen den „rechtgläubigen" und anderen Kirchen im Reiche Seitens der Regierung würde in der wirklich gläubigen Masse mit großem Befremden, als ein Verrat an der Rechtgläubigkeit, aufgenommen werden und das Vertrauen zur Staatsleitung ernsthaft in Frage stellen.

Daß eine Regierung mit solchen Faktoren rechnen muß, wird man billiger Weise nicht in Abrede stellen dürfen. Dazu kommt,

daß für Pobjedonoszeff vermöge der Einseitigkeit seines historischen und politischen Denkens die Gleichberechtigung der Konfessionen identisch ist mit der Trennung von Kirche und Staat, mit der Auslieferung des Staatslebens an religionsfeindliche und darum den Staatsinteressen verderbliche Gewalten, wie er das an dem Beispiel Frankreichs zu zeigen versucht. Der Gedanke einer theologischen Wissenschaft mit dem Rechte der freien Kritik ist ihm ein horrendum -- aber warum? Weil „die Lage der Regierung eine traurige und gefährdete sein wird, wenn das Gewissen des Volkes sich daran gewöhnt, in Fragen der Religion die Anordnungen und die Thätigkeit der Staatsgewalt als eine Bethätigung von Unglauben und Lüge anzusehen“. Das muß aber nach Pobjedonoszeff überall dort der Fall sein, wo — wie in Deutschland — der Staat eine von der Kirchenlehre abweichende Theologie auf Kanzel und Katheder duldet. Dergleichen verwirre das Volksgewissen und entfremde das Vertrauen der Volksseele von der Regierung. — Ohne Zweifel läge in Rußland eine solche oder ähnliche Gefahr vor, aber in dem Verkennen des tiefgehenden Unterschiedes zwischen dem russischen Volksempfinden und dem der protestantischen Nationen des Abendlandes in Bezug auf das Recht der Persönlichkeit, beruht die Schwäche Pobjedonoszeffs. Er trägt seine Theorieen absolut vor, anstatt ihre Giltigkeit mit Bewußtsein auf die russischen Verhältnisse zu beschränken.

Mag es sich aber auch mit der theoretischen Seite der Sache verhalten, wie es wolle, zweierlei bleibt Thatsache: Daß die Doktrin Pobjedonoszeffs von der im Staatsinteresse „herrschenden“ Kirche während der verflossenen Regierung unumschränkt gegolten, und daß sie in der Praxis zur nackten Brutalität gegen die „fremden“ Konfessionen und die russischen Nonkonformisten, den sog. Raskol, geführt hat. Daß es so kam, wird man aber mit nichten als etwas Vermeidbares ansehen dürfen. Es würde von Unkenntnis der Sachlage zeugen, wenn jemand meinte, mit einer weicheren Persönlichkeit an der Spitze als Pobjedonoszeff es ist, ließe sich das System der äußerlich mit den Attributen der Herrschaft ausgestatteten Staatskirche, im Vertrauen auf die natürliche Weitherzigkeit des Volkes, gleichzeitig mit faktisch genügender Toleranz durchführen. Dazu ist sowohl die numerische Bedeutung der Nichtorthodoxen „fremdländischen“ Glaubens, als auch die religiöse Zersetzung innerhalb des Volkes selbst zu groß — dazu ist vor allen Dingen die innere Fähigkeit der „rechtgläubigen“ Kirche, aus sich heraus

die Volksseele mit genügender religiöser Nahrung zu versehen, zu minimal, ja vielleicht wäre die Selbstauflösung der „Rechtgläubigkeit" von dem Augenblick an mit Sicherheit in absehbarer Zeit zu erwarten, wo der Austritt aus der Staatskirche nicht mehr gesetzlich verboten ist.

Der religiöse Zustand des Volkes in Rußland ist eben ein solcher, daß einerseits, soweit die Massen religiös konservativ, „rechtgläubig" im altrussischen Sinne sind, der Staat um seiner Autorität willen gleichfalls als mit Rechtgläubigkeit durchtränkt erscheinen muß, und die Rechtgläubigkeit als Herrin — wenn auch eine milde und gütige — soweit der russische Name reicht; andererseits bilden aber im Reiche diejenigen Elemente, welche von jener altrussischen Rechtgläubigkeit entweder nie etwas gewußt haben, weil sie fremder Herkunft sind, oder sich aus inneren Gründen von ihr emanzipirt haben, lange keine verschwindende Minorität mehr. Vielmehr legen sie sich theils in geschlossenen Massen an den Kern Altrußlands, das einstige Moskovien, vornehmlich im Westen an, teils durchsetzen sie in viel größerer Anzahl, als offiziell zugegeben wird, das eigentliche Gebiet der russischen Kirche selbst. Wollte man ihnen überall Bewegungsfreiheit einräumen, so wäre bei der Starrheit der Staatskirche, die es im Volke zu keiner eigenen Widerstandsfähigkeit gegen andersartige, wenn nur irgendwie aktiv geartete, religiöse Einflüsse hat kommen lassen, binnen Kurzem eine solche religiöse Gährung in Rußland im Gange, daß die Kraft des Staates zeitweilig ernsthaft beeinträchtigt werden würde. Das ist die unausgesprochene, aber sichere Voraussetzung, von der die kirchenpolitische Theorie und Praxis solcher Männer wie Pobjedonoszeff ausgeht. Sie sind durchaus Staatsmänner und an der Kirche nur soweit interessirt, als es die Staatsraison verlangt; diese fordert in Rußland gegenwärtig auf religiösem Gebiet Ruhe, und solche Ruhe kann nur erhalten werden, wenn das Prinzip der „herrschenden" Kirche mit rücksichtsloser Strenge, wo es sein muß mit nackter Gewalt, durchgeführt wird. So erhält sich der Staat das Vertrauen des einen Teils der Bevölkerung und hindert den anderen daran, mit oder ohne Absicht das Ferment zu gefährlichen Bewegungen in jene noch in Ruhe beharrende Masse auszustreuen. Das ist eine klare Politik — freilich eine von sittlich-religiösen Erwägungen recht unbeeinflußte, so sehr sich auch die Pobjedonoszeffs in dieser Hinsicht drapiren mögen. Die ganze scheinbar gut evangelische Pose, die sich der Autor auf den ersten Seiten seiner kirchenpolitischen

Ausführungen gab, kann also nur den Zweck haben, minder scharfsinnige Leute glauben zu machen, daß sich in der That praktischer Gewissenszwang aus liberal klingenden Vordersätzen logisch herleiten ließe.

Immerhin wird es nothwendig sein, als Beleg für die vorgetragene Anschauung über die religiöse Lage in Rußland einige Zeugnisse anzuführen, die auf gutem Material beruhen. Es ist vor einiger Zeit in der „Christlichen Welt"*) eine annähernde Berechnung der Zahl der russischen Sektirer veröffentlicht, die von der Staatskirche getrennt leben. Daraus seien die Hauptdaten hier kurz rekapitulirt. In der letzten Regierungszeit des Kaisers Nikolaus I. wurde eine offizielle Zählung der „Raskolniken" im Reiche vorgenommen. Die Zählung ergab als annäherndes, aber wahrscheinlich noch etwas zu niedriges Resultat 9—10 Millionen und diese Ziffer findet sich als offizielle Angabe in den „Statistischen Tabellen des Ministerium des Innern, herausgegeben vom statistischen Zentralkomitee vom Jahre 1863. Sie umfaßt allein die offen von der Staatskirche Getrennten, nicht diejenigen Sektirer, welche nur im Geheimen existiren und äußerlich sich zur Staatskirche halten.

Es ist charakteristisch für Pobjedonoszeff, daß er in seinen Rechenschaftsberichten über die kirchliche Lage an den Kaiser dieses einmal erfolgte offizielle Zugeständniß einer annähernd wahren Sektirerzahl bisher konsequent ignorirt und nur zuletzt im Allgemeinen „einige" Millionen zugegeben hat.

Von den namhafteren Kennern Rußlands giebt Wallace für 1880 die Zahl von 10 Millionen Sektirern als wahrscheinlich an, Leroy-Beaulieu, zehn Jahre später, 12—15 Millionen. Beides ist zu wenig, da seit der offiziellen Zählung die Zahl der Raskolniken sich allein durch natürlichen Zuwachs zum Mindesten doch proportional dem Wachsthum der Gesammtbevölkerung vermehrt hat und außerdem ganz neue Sekten — z. B. die Stundisten mit 1—2 Millionen Anhängern — entstanden sind. Wahrscheinlich ist die Zahl von 20 Millionen heute bereits überschritten. Diese Menge, die sich unter dem härtesten Druck gebildet hat, kann einen Begriff davon geben, wie der Abfall von der Staatskirche auftreten würde, sobald er durch ein offizielles Toleranzedikt freigegeben ist. Sachkundige Leute in Rußland geben sich darüber auch gar keinen

*) Jahrgang 1895, No.No. 32, 33, 34.



Illusionen hin — und Pobjedonoszeff thut es sicher am allerwenigsten. Michael Pogodin, vor zwanzig Jahren einer der einflußreichsten Männer Rußlands, in seinen Ideen mit Pobjedonoszeff verwandt und ihm an Kenntnissen und Zielbewußtheit des politischen Wollens ebenbürtig, polemisirte bereits im Jahre 1868 gegen Iwan Aksakoff, der Gewissensfreiheit verlangte, in folgender Weise*): „Proklamiren Sie doch Ihre Gewissensfreiheit — wohl die Hälfte der rechtgläubigen Bauern wird zum Raskol übergehen, weil sie die Rechtgläubigkeit nicht begreift und von den Vortheilen verleitet wird, welche die Raskolniken in Aussicht stellen, die gleichfalls das Wesen des Glaubens nicht begreifen. Erklären Sie ihre Gewissensfreiheit und die Hälfte unserer Damen wird den im Auslande lebenden Golizyns, Buturlins, Woronzoffs u. s. w. folgen und sich den „reizenden Abbés“ in die Arme werfen.“ Ohne Zweifel ist Aksakoff der religiösere Mann, wenn er es selbst auf diese Gefahr hin mit der Gewissensfreiheit in Rußland wagen will, aber schwerlich ist er sich über die politischen Folgen klar gewesen, die ein Vorgehen in seinem Sinne haben müßte. Pogodin ist in seiner Polemik auch ganz ehrlich, wenn er immer wieder den Staat und dessen Interessen gegen die geforderte Toleranz ins Feld führt, während Pobjedonoszeff, weniger aufrichtig, seine Doktrin in eine Wolke von religiös-philosophischen und moralisirenden Redensarten hüllt, die doch nicht ernstlich gemeint sind.

Die Sektirergefahr ist für die Staatskirche noch erheblich vermehrt, seitdem in Südrußland die evangelische Sekte der Stundisten aufgetreten ist und der Schulunterricht im Inneren des Reiches einige, wenn auch noch sehr bescheidene Resultate aufzuweisen anfängt. Ein zweischneidiges Ding ist insbesondere der Soldatenunterricht während der aktiven Dienstzeit der Mannschaften, denn es ist Thatsache, daß die zur Reserve entlassenen Soldaten, besonders die Unteroffiziere, zur Sektirerei neigen und in derselben zu Einfluß gelangen.

Diese Reihe von Erwägungen muß nothwendig angestellt werden, wenn man das kirchenpolitische System von gestern und heute in Rußland begreifen will. Es kommt aber noch mancherlei anderes hinzu. Am wichtigsten ist die bereits berührte Frage der

*) Vgl. eine Sammlung von russischen Preßstimmen aus der Zeit relativer Freiheit des Wortes unter Alexander II., die unter dem Titel „Die russische Rechtgläubigkeit und die Gewissensfreiheit“ (russisch) bei Duncker u. Humblot erschienen ist (ohne Jahreszahl), S. 19 f.

„fremden“ Konfessionen: des römischen Katholizismus und der evangelischen Bekenntnisse. Charakteristisch sind in dieser Beziehung Dinge, wie die folgenden. Im Verlaufe der Russifizirung der einstigen Universität Dorpat wurde von Seiten einiger Heißsporne die Verdrängung der deutschen Lehrsprache zu Gunsten der russischen auch für die theologische Fakultät angestrebt und es waren bereits im Schoße des Lehr- und Verwaltungskörpers dahin zielende Beschlüsse gefaßt — als auf Wunsch Pobjedonoszeffs die Sache fallen gelassen wurde, damit die evangelische Theologie nicht auch Russen zugänglich würde. Ebenso war es lange Zeit hindurch überhaupt verboten, in russischer Sprache evangelisch zu predigen, obwohl es Evangelische giebt, die ihre deutsche, holländische oder sonstige Muttersprache bereits in zweiter und dritter Generation aufgegeben haben und nur noch russisch sprechen. Gegenwärtig ist die russische evangelische Predigt meines Wissens in einer St. Petersburger Kirche erlaubt, aber nur zu so früher Morgenstunde, daß keine Gefahr vorliegt, es könnten Angehörige der besseren Stände, gebildete Leute aus der Orthodoxie, leicht dorthin gerathen. Solche Maßregeln zeigen, wie außerordentlich gut Pobjedonoszeff den wahren Stand der Religion in Rußland kennt, und weil die Dinge eben so liegen, daß jede Berührung mit nicht „rechtgläubigen“ religiösen Ideen für die russische Gesellschaft den Anstoß zu weitgreifender Zersetzung auf kirchlichem Gebiet abgeben kann, so bleibt dem Staatsmann in der That nichts übrig, als jedes Mittel für recht zu halten, das solcher Gefahr vorbeugen kann. Natürlich ist es eine Täuschung, alsdann von angeblich gefährdeten kirchlich-religiösen Interessen zu reden — doch liegt das in der Konsequenz des Systems.

Wie wenig günstig für seine dauernde Aufrechterhaltung die Lage freilich ist, zeigen die numerischen Verhältnisse der Konfessionen. Legt man für die Gesammtbevölkerung des europäischen Rußlands die jetzt allerdings schon etwas zu niedrige Zahl von 100 Millionen Menschen zu Grunde, so gehen davon zunächst fast 7 Millionen „Nichtchristen“ ab, die für eine Propaganda nicht in Betracht kommen. Alsdann werden gezählt 9 Millionen römische Katholiken und über 3 Millionen Evangelische; die Sektirer sind auf 20 Millionen anzuschlagen, wie wir gesehen haben, während die Zahl der gewaltsam zur Orthodoxie bekehrten oder bei ihr festgehaltenen Griechisch-Unirten (die früher Rom anerkannt hatten) und Protestanten nicht feststellbar ist. Das heißt also, daß von

der christlichen Bevölkerung Rußlands über ein Drittel überhaupt nicht zur Staatskirche gehört — und wie es mit der verbleibenden Masse bestellt ist, bezeugen die oben zitirten Worte Michael Pogodins und das ganze System des Oberprokureurs der heiligen Synode selbst. Soviel über dieses Kapitel der Voraussetzungen russischer Politik in puncto „Staat und Kirche".

Auf ein gegenwärtig für Rußland noch aktuelleres Gebiet bezieht sich eine weitere Reihe von Aufsätzen, die der Herausgeber unter dem Titel zusammenfaßt: „Die große Lüge unserer Zeit". Von diesem Abschnitt des Buches gilt in ganz besonderem Maße das Eingangs Gesagte: Es ist symptomatisch für die innere Lage in Rußland, daß Pobjedonoszeff für nöthig hält, das zu publiziren, was er hier vorträgt. Außerordentlich bemerkenswerth ist nun die Thatsache, daß der „Wjestnik Jewropy", das Organ des russischen Liberalismus, es gewagt hat, dem bisher allgewaltigen Oberprokureur mit einer ungemein scharfen Kritik seiner Aufstellungen entgegenzutreten. Der „Wjestnik Jewropy" schreibt: „In den Artikeln der „Moskauer Sammlung" macht sich vor Allem ein abwehrendes; ja verächtliches Verhalten zu Westeuropa, seinen politischen und sozialen Ideen, seinem kulturellen und sittlichen Leben bemerklich. . . . . In einem Artikel der Sammlung wird auch der Grund dieser traurigen Lage Westeuropas des Breiteren erörtert. Der Artikel ist „Die große Lüge unserer Zeit" betitelt Die große Lüge, die den Westen, mit Frankreich an der Spitze, ins Verderben treibt, ist die Idee der politischen Selbstverwaltung der westeuropäischen Völker oder die Theorie des Parlamentarismus". Ich habe im Sommer dieses Jahres auf der Ausstellung zu Nischni-Nowgorod Gelegenheit gehabt, mit unterrichteten Männern in Meinungsaustausch über die allgemeine Situation in Rußland zu treten. Hier möge eine kurze Bemerkung politischer Art Platz finden, um über die veränderten Bedingungen aufzuklären, unter denen sich gegenwärtig in Rußland der Gegensatz zwischen dem Liberalismus und der moskowitischen Partei entwickelt. Es hat sich nämlich auf diesem Gebiet in dem letzten Jahrzehnt ein merkwürdiger Wechsel vollzogen, insofern nicht mehr die liberal-doktrinäre wohlmeinende Aufklärung, die das Reformwerk Alexanders II. charakterisirte, sondern die Menge der grundbesitzenden und am Grundbesitz interessirten Intelligenz vom flachen Lande die liberale Idee vertritt. Dieser Vereinigung gegenüber steht das Bündniß zwischen der zur Zeit grundsätzlich nationalistischen Menge

der großen Industriellen und Kaufleute und den theoretischen Verfechtern des alten absolutistischen Systems. Die wirthschaftspolitische Seite dieser Gruppirung hat vor einigen Jahren H. von Schultze-Gävernitz in diesen Jahrbüchern vortrefflich klar gelegt — die Frage greift aber noch weiter. Der „Wjestnik Jewropy" nun fordert unermüdlich seit Jahren einerseits durchgreifende Aenderung in der Behandlung der Agrarverhältnisse und vertritt andererseits auch im Allgemeinen politisch-liberale Tendenzen.

Dies vorausgeschickt sei in Folgendem der Inhalt eines Gespräches wiedergegeben, das ich im Gebäude der landwirthschaftlichen Sektion zu Nischni mit einem Beamten der Provinzial-Landschaftsversammlung (Gouvernements-Semstwo) hatte und das geeignet ist, die Voraussetzungen für die Polemik des „Wjestnik Jewropy" gegen Pobjedonoszeff klar zu stellen.

Das Gespräch ging aus von den Befugnissen der Semstwos und gerieth natürlich bald auf die bekanntlich mit äußerster Ungnade aufgenommene Petition des Adels von Twer um Erweiterung der Rechte der Landschaftsversammlungen beim Regierungsantritt Nikolaus II.

Herr N. fragte: Wie hat man in Deutschland den Vorfall angesehen?

Der Verfasser: Als einen verunglückten Versuch der unter Alexander III. niedergehaltenen liberalen Partei, das Ohr des jungen Kaisers im Interesse freiheitlicher Zustände zu gewinnen.

Herr N.: Dann macht man sich eine zu große Vorstellung von unserem politischen Idealismus. Die Twerschen sind am Ertrinken so gut wie wir alle, wir alle „Leute vom Lande". Wie die Dinge liegen hört uns niemand; die Semstwo hat das Recht zu „petitioniren", aber von hundert Petitionen wird einmal eine berücksichtigt — die Agrarverhältnisse sind trostlos und werden von Jahr zu Jahr schlimmer; jetzt nach jenem Unglück muß man die Hoffnung aufgeben, daß man uns hört.

Der Verf.: Was war also der Zweck der Twerschen Petition und wovon versprechen Sie sich Abhilfe?

Herr N.: Hilfe ist nur möglich, wenn wir Leute vom Lande zu unserer Vertretung ein Organ erhalten, dessen Stimme der Regierung laut genug in die Ohren klingt, daß sie es hören muß. Es muß Raum geschafft werden für eine freie Debatte vor der Oeffentlichkeit über die Noth und die Mittel zu helfen; es müssen die Vertreter der verschiedenen Gegenden in Verbindung treten

und ein Recht darauf erhalten, mit dem Ergebniß ihrer Berathungen an den Stufen des Thrones und vor dem ganzen Lande gehört zu werden.

Darnach ist es klar, worauf diese Richtung hinauswill: es ist eine Art Agrarparlament, das wohl auf der Grundlage der unter Alexander II. gewährten landschaftlichen Selbstverwaltung in der Art gebildet werden soll, daß die einzelnen Semstwos Vertreter zu einer als dauernde Einrichtung gedachten Körperschaft entsenden, einer Körperschaft, die das Recht hat, öffentlich über die agraren Nothstände zu verhandeln und mit Vorschlägen an die Regierung heranzutreten. Daß sich dabei die Verhandlungen unmöglich auf rein agrare Dinge beschränken ließen, liegt auf der Hand — es würde eine Vertretung des gesammten flachen Landes werden, die nothwendig durch Heranziehung der Städte ergänzt werden müßte. Offen bliebe dabei noch die Frage, wieweit die Meinung einer solchen Volksvertretuug Autorität erhalten soll. Das Charakteristische für die ganze Idee aber ist ihre Entstehung aus der vorhandenen Nothlage der gesammten Agrarbevölkerung -- auf die hier näher einzugehen nicht der Ort ist. Es leuchtet ein, wie sehr die Macht liberaler Ideen in Rußland dadurch verstärkt wird, daß eine sehr bedeutende Gruppe innerhalb der intelligenten Bevölkerung aus wirthschaftlichem Interesse nach größerer Bewegungsfreiheit auf politischem Gebiete verlangt. Alles was an der russischen Landwirthschaft, der bäuerlichen wie der gutsherrlichen, interessirt ist, verlangt nach einer organisirten Vertretung, die dem einen großen Nothschrei, der sonst von dem Mangel einer politischen Oeffentlichkeit erstickt wird, Gehör schaffen soll. Daß man die Semstwos als Keimstätten der Gefahr für den Absolutismus ansah, bezeugt ihre fortschreitende Einengung unter Alexander III., der die ursprünglich als Organe einer weitgehenden Selbstverwaltung gedachte Institution zuletzt so gut wie geknebelt dem Gutdünken der Administration auslieferte. Dieses Rückwärtsrevidiren einer verhältnißmäßig liberalen Einrichtung war ganz nach dem Herzen der Leute vom Schlage Pobjedonoszeffs, und von dieser Seite ist ein ebenso anhaltender und erbitterter wie erfolgreicher Kampf gegen das Prinzip der Selbstverwaltung an sich geführt worden — weil sie darin nicht mit Unrecht die Vorstufe zur Uebertragung des westeuropäischen parlamentarischen Systems auf Rußland erblicken und von den verderblichen Wirkungen einer solchen Entwicklung — gleichfalls sehr mit Recht — über-

zeugt sind. Aehnlich wie auf religiösem Gebiet das Zugeständniß voller Gewissensfreiheit eine Gährung gefährlichster Art hervorrufen müßte, kann auch der Parlamentarismus in Rußland mit Nothwendigkeit nichts anderes zur Folge haben, als eine rapide Erschütterung des gesammten politischen Organismus in allen seinen Fugen, denn es existirt eine so unübersehbare Masse von gravamina der Nation gegen Regierung und Verwaltung, daß die alsdann unausbleibliche gleichzeitige Befreiung dieser bisher unter Druck eingeschlossenen Massen, bei der Disziplinlosigkeit des russischen Geistes, eine Entwicklung inauguriren würde, die der Frankreichs nach 1789 an Heftigkeit nur deßhalb nachstehen würde, weil die vollkommen intakte Armee dem Zarenthum gegenüber jeder inneren Krisis eine ganz andere Stellung giebt, als sie einst das Königthum in Frankreich besaß.

Nach dieser Orientirung wenden wir uns nun dem Duell Pobjedonoszeff — „Wjestnik Jewropy" zu.

„Eines der lügenhaftesten politischen Prinzipien ist das Prinzip der Volksgewalt — jene Idee, die sich leider seit der französischen Revolution befestigt hat, daß jede Gewalt vom Volke ihren Ursprung nimmt und auf dem Willen des Volkes beruht. Von hier entspringt die Theorie des Parlamentarismus, die bis heute die Masse der sogenannten Intelligenz verwirrt und zum Unglück in unsinnige russische Köpfe eingedrungen ist. Sie fährt fort, sich mit der Hartnäckigkeit des beschränkten Fanatismus in den Geistern zu erhalten, obgleich ihre Lügenhaftigkeit sich vor der ganzen Welt mit jedem Tage deutlicher erweist." Von dem Wesen des Parlamentarismus entwickelt Pobjedonoszeff nunmehr eine Analyse, deren überaus merkwürdige Zusammenfassung ich an Stelle eines Referats in wörtlicher Uebersetzung wiedergeben will. Die Stelle lautet: „Nach der Theorie des Parlamentarismus müßte die verständige Mehrheit herrschen — in der Praxis herrschen fünf, sechs Parteiführer; abwechselnd besitzen sie die Gewalt. Nach der Theorie wird eine Ueberzeugung in der parlamentarischen Debatte mit einleuchtenden Gründen gestützt — in der Praxis hängt sie nicht im Mindesten von den Debatten ab, sondern richtet sich nach dem Willen der Führer und dem Gewicht der persönlichen Interessen. In der Theorie haben die Volksvertreter einzig das Volkswohl im Auge — in der Praxis achten sie unter Vorspiegelung und auf Rechnung des Volkswohls vorzugsweise auf ihrer und ihrer Freunde persönliches Wohl. In der Theorie müssen sie aus den besten

auserwähltesten Bürgern hervorgehen — in der Praxis sind es die ehrgeizigsten und frivolsten Bürger. In der Theorie giebt der Wähler dem Kandidaten seine Stimme, weil er ihn kennt und ihm vertraut — in der Praxis giebt der Wähler seine Stimme einem Menschen, den er meistens garnicht kennt, sondern den eine interessirte Partei ihm mit Reden und Geschrei empfohlen hat. In der Theorie leiten erfahrener Verstand und Uneigennützigkeit die Angelegenheiten im Parlament — in der Praxis sind Entschlossenheit des Willens, Egoismus und Beredtsamkeit die bewegenden Kräfte.

„Das ist in Wirklichkeit diese Einrichtung, die als das Ziel und die Krone staatlicher Ordnung hingestellt wird. Schmerzlich und bitter ist es zu denken, daß es in Rußland Leute gegeben hat und noch giebt, die von der Einführung dieser Lüge bei uns träumen. . . .“

Noch einseitiger ist die Kritik, welche Pobjedonoszeff an der Theorie des Parlamentarismus, an der Idee der Volksvertretung übt. Nachdem er sie kurz beschrieben, fährt er fort: „Dieser Mechanismus (die parlamentarische Vertretung der Gesammtzahl aller Staatsbürger) könnte mit Erfolg funktioniren, wenn die vom Volke beauftragten Personen sich ihrer Persönlichkeit vollkommen entäußerten, wenn auf den parlamentarischen Bänken mechanische Erfüller der ihnen ertheilten Weisung säßen, wenn die Minister ebenfalls als unpersönliche mechanische Funktionäre des Willens der Mehrheit erschienen, wenn außerdem zu Volksvertretern immer Leute gewählt würden, die fähig sind, das ihnen gewordene mathematisch genau formulirte Aktionsprogramm sicher zu erfassen und gewissenhaft auszuführen. Unter solchen Bedingungen würde die Maschine in der That richtig arbeiten und ihren Zweck erfüllen.“

Der „Wjestnik Jewropy“ zeiht nun von vornherein den Autor des historischen und logischen Irrthums. Er bringe die Entstehung des Parlamentarismus mit der französischen Revolution zusammen, während jene Theorie schon lange vor dieser Revolution, und zwar ganz unabhängig von der Idee der Volksgewalt, in England aufgekommen war; ferner gehe er von der Ansicht aus, daß die in Rußland geltenden Begriffe von Regierungsgewalt für die ganze Welt maßgebend seien. „Von den westeuropäischen Feinden des Parlamentarismus hat noch Niemand den Vorschlag gemacht, diesem, angesichts der ihm anhaftenden Mängel, zu entsagen, da ja die Mängel einer Institution überhaupt zur gänzlichen Aufhebung derselben nicht Grund genug darbieten. Von

beschränktem Fanatismus kann im gegebenen Falle (d. h. bei den Anhängern der parlamentarischen Idee in Rußland. D. Vrf.) nicht die Rede sein, aus dem einfachen Grunde, daß die Freiheit öffentlicher Beurtheilung mit beschränktem Fanatismus nicht in Harmonie versetzt werden kann und auch der Ausschließlichkeit und Intoleranz nicht Raum giebt." Dieser letztere Passus bedeutet für russische Verhältnisse außerordentlich viel, wenn man bedenkt, daß er es wagt, die „unsinnigen russischen Köpfe" in denen es von Parlamentarismus spukt, direkt in Schutz zu nehmen. Wer in russischen Preßäußerungen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem wird der schneidende Hohn nicht entgehen, mit dem in den zitirten Worten ein verborgener Pfeil auf den Oberprokureur der heiligen Synode abgeschossen wird. Schon gar nicht mehr verhüllt ist die Ironie, mit welcher der „Wjestnik Jewropy" die Pobjedonoszeffsche Kritik der Grundidee des Parlamentarismus abthut: Nach der Meinung des Herausgebers der „Moskauer Sammlung" taugte der Parlamentarismus schon aus dem Grunde nichts, weil er statt mechanischer Vollstrecker des Willens der Mehrheit unter Umständen Leute wie Jules Favre, Thiers und Gladstone in die Volksvertretung bringe.

Pobjedonoszeff trägt ferner mit Emphase eine Philippika gegen die im Gefolge des Parlamentarismus unausbleibliche Korruption vor.

Demgegenüber dient ihm der „Wjestnik Jewropy" mit der Bemerkung, Intriguen, Streberthum und Lügen jeder Art würden mit bestem Erfolge gerade dort praktizirt, wo keine Verlautbarung in der Oeffentlichkeit zu befürchten steht — also im absolutistisch regierten Beamtenstaat.

Der prinzipielle Vorwurf, den die liberale Monatsschrift gegen Pobjedonoszeff erhebt, ist der, daß er „das Wesentliche des Parlamentarismus auch nicht einmal berührt, sondern nur einige Formen desselben einer Kritik unterwirft.

Den Höhepunkt des Zornes erreicht die Kritik, welche Pobjedonoszeff an den modernen Institutionen übt, die „das unglückliche durch fremde Lüge belogene und verlogen gewordene Rußland" vergiften, in dem Abschnitt der „Sammlung" über die Presse. Es spricht ein so ingrimmiger Haß, ein so leidenschaftlicher persönlicher Zorn gegen diese Giftfrucht des Liberalismus aus den Auslassungen des Mannes, daß man fast versucht ist anzunehmen, auf diesem Punkte drohe seinem System besondere Gefahr.

„Man befiehlt uns zu glauben, daß die Stimme der Journale und Zeitungen oder die sogenannte Presse, der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist. O weh! Das ist eine große Lüge — die Presse ist eine der lügenhaftesten Einrichtungen unserer Zeit . . . Es giebt keine Regierung, kein Gesetz, keine Sitte, die dem zerstörenden Einfluß der Presse im Staat widerstehen könnten, wenn alle Zeitungsblätter Tag für Tag im Laufe der Jahre, einen und denselben gegen diese oder jene Institution gerichteten Gedanken wiederholen und in der Masse des Volkes verbreiten . . . . Wer ruft nicht nach Preßfreiheit in dem unglücklichen Rußland, dem von fremder Lüge belogenen und zum Lügner gemachten! Es thun mit verwunderlicher Inkonsequenz auch die sogenannten Slavophilen, die doch meinen, die historische Wahrhaftigkeit der Institutionen in Rußland wiederherzustellen. Auch sie, hierin mit dem Chor der Liberalen vereint, die doch mit den Helfershelfern der revolutionären Prinzipien verkuppelt sind, sprechen ganz nach Westlingsart: die öffentliche Meinung, d. h. der einheitliche Gedanke . . . u. s. w.

„Ein beliebiger Schwindler, ein Schwätzer und verkanntes Genie, ein beliebiger Geschäftemacher kann . . . eine Zeitung gründen sogar eine große, kann auf den ersten Ruf einen Haufen von Schreibern, Feuilletonisten, die über alles Beliebige zu schreiben bereit sind, von Reportern, die sinnlose Klatschereien und Gerüchte liefern, sammeln — und sein Stab ist fertig. Von morgen ab ist er in der Lage, über Alle und Jeden zu richten, auf Minister und Regenten einzuwirken, auf Kunst und Litteratur, auf Börse und Handel. . . . . . Die Erfahrung zeigt es, daß die nichtigsten Menschen: ein ehemaliger Wucherer, ein jüdischer Agent, ein Zeitungsverkäufer, ein Theilnehmer an einer Falschmünzerbande, ein ruinirter Roulettehalter — eine Zeitung gründen können, talentvolle Mitarbeiter heranziehen und ihr Produkt als Organ der öffentlichen Meinung auf den Markt werfen. Auf den gesunden Geschmack des Publikums kann man sich nicht verlassen. In der Masse der — größtentheils müßigen — Leser herrschen, neben einigen guten, elende und niedrige Instinkte . . . . . . Es ist allgemein bekannt, wie sehr unsere gesellschaftliche Unterhaltung des Ernstes ermangelt: in der Kreisstadt, in der Provinzialhauptstadt, in der Residenz beschäftigt man sich bekanntlich gleichermaßen mit Kartenspiel, Klatsch und der Anekdote in jeder möglichen Form. Selbst die Unterhaltung über sogenannte soziale und politische Fragen erscheint größtentheils als fertiges, gedankenloses Ab-

urtheilen und abrupte Phrase, überstreut mit ebendenselben Klatschereien und Anekdoten.

Das ist ein für litterarische Geschäftsleute ungewöhnlich reicher und dankbarer Boden, und auf diesem entstehen, gleich giftigen Pilzen, die ephemeren und die erfolgreichen Organe des öffentlichen Klatsches, die sich frivol für Organe der öffentlichen Meinung ausgeben .... Und kein Organ, das auf festen sittlichen Prinzipien gegründet ist und auf die gesunden Instinkte der Masse rechnet, ist wohl im Stande, hiermit zu konkurriren!

Diese Erscheinung ist werth, daß man sie fest ins Auge faßt: wir erkennen in ihr einen der scheußlichsten logischen Widersprüche der modernen Kultur ....."

Wir sind so ausführlich in der Wiedergabe dieser Ausführungen gewesen, weil der Abschnitt über die Presse am meisten charakteristisch ist für die Art Pobjedonoszeffs, überall dort, wo er polemisirt. Es kehrt überall dieselbe Methode wieder: ob es sich um Parlamentarismus und Presse, um die Volksbildung, um Geschworenengerichte oder um Gewissensfreiheit handelt. Ueberall werden von den vorhandenen Schatten die schwärzesten ausgesucht, rhetorisch gruppirt und blind verallgemeinert. Alsdann folgt als ceterum censeo die Zurückführung alles Uebels auf die seit der französischen Revolution über Westeuropa hereingebrochene und das „unglückliche" Rußland mit giftiger Seuche infizirende Zuchtlosigkeit des demokratischen Prinzips, im Gegensatz zu der absoluten Autorität der Regierung. Man könnte diese Art des Mannes mit einem Achselzucken abthun und ihn zu den Vielen zählen, die mit einer sonderbar verzerrenden Brille vor ihrem geistigen Auge durch diese Welt laufen — wenn man sich nicht immer wieder sagen müßte: das ist der Mann, durch dessen Auge der mächtigste Monarch der Welt die Dinge betrachten gelernt hat. Pobjedonoszeff ist der Lehrer Alexanders III. gewesen und nach Allem, was wir wissen, hat Niemand das politische Vertrauen des Kaisers in solchem Maße besessen, ist Niemand in der Lage gewesen, seinen Einfluß bei diesem so umfassend zur Geltung zu bringen, wie der Oberprokureur der Synode. So hat der Herrscher Rußlands über die Entwickelung der politischen Weltanschauung gedacht, welche seit hundert Jahren die sonst in der Kulturwelt maßgebende ist!

Und nun Angesichts dieser innersten Herzensüberzeugung das Bündniß mit Frankreich! Es ist sehr bemerkenswerth, daß Pobjedonoszeff mehr als einmal in seinem Buche die schärf-

sten Ausdrücke über die politischen Zustände Frankreichs braucht und es mehrmals geradezu als Muster der Zerrüttung anführt, in die ein Land durch die Doktrinen des Liberalismus geraten kann. Indem er die Macht der Phrase im modernen politischen Leben schildert, fährt der Autor fort: „ . . . Eine traurige und elende Verirrung! Die Leichtigkeit, mit der allgemeine Redensarten wirken, führt überall zur äußersten Demoralisation des sozialen, zur Erschlaffung des politischen Intellekts der ganzen Nation. Das heutige Frankreich bildet ein anschauliches Beispiel dieser Erschlaffung . . .“

Frankreichs politischer Intellekt ist erschlafft — welch ein grausamer Hohn auf die Politik, die es zum Trabanten der russischen Monarchie gemacht hat!

Und ein ander Mal heißt es: „. . . Eine Lüge erzeugt die andere; wenn sich im Volke unwahre Vorstellungen, unwahres Hoffen, unwahrer Glaube bilden, so ist es für eine Regierung, die selbst von dieser Unwahrheit vergiftet ist, schwer, sie aus den Begriffen der Nation zu entfernen; sie muß mit ihr rechnen, immer von neuem mit ihr spielen und künstlich ihre Macht im Volke aufrecht erhalten: durch erneute Verschlingungen der Lüge in Institutionen, Reden und Handlungen — Verschlingungen, die unausbleiblich durch die erste Lüge erzeugt sind. Deutlicher als anderswo ist dieses an dem Beispiel Frankreichs zu sehen“. Wer wohl die französische Nation um diese Kritik aus dem Munde ihres Nothhelfers, dem sie sich hingegeben hat, beneiden mag? Es ist schwer zu sagen, ob Pobjedonoszeff trotz dieses vernichtenden Urtheils über das moderne Frankreich die Politik von Kronstadt und Toulon, die Ehrung der Marseillaise durch seinen Zögling Alexander III. gebilligt hat. Uns ist auch nicht bekannt, ob noch immer, wie bisher alljährlich, am Weihnachtsfeste im großen Kirchengebet Gott gedankt wird „für die Befreiung Rußlands vom Einbruch der Gallier und zwanzig mit ihnen verbündeter Völkerschaften“, wie die Invasion Napoleons von 1812 in der Sprache der Liturgie heißt.

Selbst der „Wjestnik Jewropy“, das vorurtheilsloseste und vornehmste russische Journal, hat zu diesem Punkte der Ausführungen Pobjedonoszeffs bisher geschwiegen — vielleicht gewarnt durch das neuliche Schicksal des Herausgebers der einstigen Hofzeitung Alexanders III., des Fürsten Meschtschersky, dem seine antifranzösische Haltung zeitweilige Suspension seines Blattes eintrug. Die liberale russische Presse, die großentheils von dem lebt,

was dem „Wjestnik Jewropy" ungestraft durchgeht, interessirt sich gegenwärtig am meisten für die in der Diskussion des Journals mit Pobjedonoszeff mit angeschnittene Frage der Preßfreiheit. Freilich ist es für unsere Begriffe fast banal, was der „Wjestnik Jewropy" auf die Angriffe Pobjedonoszeffs gegen die Presse erwidert — aber man muß sich vorstellen, daß es für Rußland überhaupt bereits den Anfang zu einer Wendung bedeutet, wenn eine Monatsschrift auf einem so gefährlichen Gebiet wie das der Preßfreiheit, dem Oberprokureur widersprechen und sogar das was sie ausführt von der unter Präventivzensur stehenden Provinzialpresse nachgedruckt werden darf. Der „Wjestnik Jewropy" stellt fest, daß die Tendenz der „Moskauer Sammlung" (Pobjedonoszeff selbst wird natürlich nirgends genannt) nicht nur gegen den Mißbrauch der journalistischen Thätigkeit und Kritik, sondern gegen ihre Daseinsberechtigung an sich gerichtet ist: es werde dekretirt, jede Anwendung von Kritik sei ohne weiteres bereits lügenhaft, mißbräuchlich, mindestens leichtsinnig. Demgegenüber sagt die Zeitschrift: „Sogar der russischen Presse ist es, ungeachtet aller Einengung, die auf ihr lastete und lastet, gelungen, vom Gesichtspunkt der Kritik aus der Gesellschaft und dem Staate nicht wenig Dienste zu leisten". Vielfache Spitzen gegen das Verfolgungssystem in Preßsachen und ein sehr entschiedener Ton der Verwahrung gegen die Anklagen der „Moskauer Sammlung" zeichnen im Uebrigen die Erwiderung des „Wjestnik Jewropy" aus, der auch die tadelnde Zensur nicht zu bemerken verfehlt, die Pobjedonoszeff den Slavophilen für ihr (übrigens nicht durchweg vorhandenes. D. Verf.) Verlangen nach Preßfreiheit ertheilt. Auch auf die ebenso interessante wie thatsächlich zutreffende Schilderung, die Pobjedonoszeff von dem geistigen Niveau der russischen „Gesellschaft" entwirft, kommt sein Kritiker zu sprechen, indem er diese Zustände ironisch als sichersten Beweis für die Richtigkeit des bisher in Rußland verfolgten politischen Systems proklamirt.

Einen递 Haupttheil der Pobjedonoszeffschen „Sammlung" bilden zwölf Aufsätze, die den gemeinsamen Titel tragen: „Die Krankheiten unserer Zeit". Wer sie an und für sich liest, außer dem Zusammenhange des ganzen Buches, wer auf diese oder jene Wendung und Gruppirung nicht besonders achtet, wird den Eindruck gewinnen, daß hier ein bedeutender und kenntnißreicher Geist, von außerordentlichem Scharfblick für alle Schwächen, die unserer Zeit anhaften, hier eine zwischen Zorn und Pessimismus wechselnde,

schneidende und zugleich sittliche Kritik an dem sogenannten Zeitgeist übt. Thatsächlich ist es das Denkmal einer der an Einseitigkeit und Verblendung ungeheuerlichsten Theorieen, zu der je ein Politiker durch eine so gut wie unentwirrbare Verschlingung der Verhältnisse getrieben worden ist. Was ist es, worin Pobjedonoszeff die „Krankheiten unserer Zeit“ erblickt? Als erste wird die Herrschaft des Systems der vermeintlichen Werthe im wirthschaftlichen und geistigen Leben genannt. In Folge dessen hängt der Erfolg eines jeden Unternehmens nicht mehr in dem Maße wie früher, von persönlicher Thätigkeit, von der Fähigkeit und Energie des Unternehmenden ab. Daher der Zustand von Zweifel und Unruhe, an dem alles leidet, daher die Menge der wirthschaftlichen und moralischen Bankerotte. Das zweite ist die soziale Gleichgültigkeit gegen das Schicksal einer lebendigen Seele, die daraus entstanden ist, daß die wirklichen Werte im Bewußtsein der Gesellschaft verloren gegangen sind. Drittens haben wir uns daran gewöhnt, dem Eindruck des Augenblicks uns hinzugeben — „und Eindrücke erhalten wir, an der Oberfläche eines Gegenstandes hinstreifend, was wir mit Gewandtheit und Schnelligkeit anzustellen verstehen“. Vermöge unserer Oberflächlichkeit gelangen wir dahin, uns für das Zentrum des Universums zu halten, und daher wiederum stammt aller Subjektivismus, der sich gegen die gottgewollte Autorität auflehnt, von Arius und den Gnostikern bis zu Leo Tolstoi und den Nihilisten. Die vierte These lautet: „Der Glaube an allgemeine Prinzipien ist eine große Verirrung unseres Jahrhunderts. Man kann die verwüstende Wirkung dieser Sucht, alles und jedes auf theoretisch konstruirte Prinzipien zurückzuführen, die daraus entstehende Hypothesenschwärmerei der Gebildeten und Halbgebildeten auf allen Gebieten beobachten: in der Nationalökonomie und in der Politik aber am allermeisten.“ Natürlich ist für Pobjedonoszeff, das was er ironisch „unser Kostbarstes“ nennt — das Verlangen der Gebildeten nach den politischen Zuständen Westeuropas.

Klassisch für die Dialektik Pobjedonoszeffs ist ein Passus aus dem Abschnitt über das fünfte Uebel, Pauperismus Der Autor erinnert an die Sage von Curtius, der auf dem Forum Romanum in der Erdschlund sprang und fährt dann fort: „Auch bei uns, in der Neuzeit, gähnt ein fürchterlicher bodenloser Abgrund, der Abgrund des Pauperismus . . . Was werfen wir nicht alles in ihn hinein! Ganze Ladungen an Geld und Kapitalien, Predigten und Andachtsbücher, Ströme von Enthusiasmus, hunderte und

tausende ausgeklügelter sozialer Einrichtungen . . . und die Tiefe gähnt uns an, wie vorher . . . . Wenn wir uns entschließen könnten das in die Tiefe zu schleudern, was unser Kostbarstes ist - unsere Theorieen, unsere Vorurtheile, unsere Gewohnheiten . . . wir würden uns selbst dem Abgrunde zum Opfer bringen und er würde auf immer sich schließen"

Des Weiteren sind die herrschenden Grundübel: die Reflexion, „diese Maschine zur künstlichen Bereitung von Wahrheit", von deren Gedröhn die Stimmen der Wahrheit, die in uns fertig ist, verschlungen wird; die Sucht nach dem Begreifen des Unendlichen, Absoluten; die konventionelle Lüge, die sich Liebenswürdigkeit nennt; der Paroxismus des Reformirens — dieser Feind aller Zivilisation! — die Anbetung der Intelligenz; das gegenseitige Sicheinregistriren nach Schemen und Kategorien; endlich der Fanatismus, mit der alles und jedes in der Gegenwart auf das Gesetz der Entwicklung zurückgeführt.

Dieses ist die Aufzählung -- und nun kommt das Ungeheuerliche, Absurde, das nirgends nackt ausgesprochen wird, aber an hundert Stellen durchscheinend den Hintergrund des ganzen Gemäldes bildet: Europa ist der Herd und die Brutstätte, wo diese schrecklichen Miasmen entstehen, von wo sie sich, wie eine finstere verderbenschwangere Wolke gegen das „unglückliche" Rußland heranwälzen. Und dabei anzusehen, daß es unzählige von verblendeten Söhnen des Landes giebt, die da am Werke sind, den dämonischen Gewalten die Thore der heiligen Heimath weit aufzureißen, den Dampf und Brodem des in Selbstzersetzung begriffenen Westens hineinqualmen zu lassen in das alte Reich der Rechtgläubigkeit!

Die Gefahr scheint drohend nahe — sie hat Pobjedonoszeff dazu gebracht seine Stimme zu erheben:

Caveat imperator!

Der Eid nach ultramontanen Grundsätzen.

Von

Graf Paul von Hoensbroech.

Der Antrag des Zentrumsabgeordneten Schmidt-Warburg, die „Beichtväter" von den Wirkungen eines wissentlichen Falscheides auszunehmen, legt es nahe, die ultramontane Lehre über den Eid überhaupt, einer öffentlichen Prüfung zu unterziehen.

Der Eid spielt im bürgerlichen Leben eine so bedeutende Rolle, seine Heilighaltung trägt so zur Kräftigung, seine Mißachtung so zur Schädigung der öffentlichen Volkssittlichkeit bei, daß die Aufklärung über Lehren, die diesen Grundpfeiler unserer gesellschaftlichen Ordnung untergraben, als eine politische Pflicht erscheint, zumal diese Lehren durch das Beichtinstitut der römischen Kirche in die weitesten Kreise des katholischen deutschen Volkes hineingetragen werden.

Bis zu welchem Grade die ultramontane „Moral" das Wahrheitsgefühl abgestumpft und verzerrt hat, ergiebt sich am handgreiflichsten aus drei „Lehrsätzen" die der hochangesehene Jesuit Sanchez über den Eid aufgestellt hat: 1. Es ist erlaubt zu schwören, ohne die innere Absicht zu haben, einen Eid zu leisten. 2. Wer schwört, er habe etwas nicht gethan, was er in Wirklichkeit doch gethan hat, und dabei denkt entweder an etwas anderes, das er nicht gethan hat, oder an einen andern Ort, als den, wo er es gethan hat, oder an irgend etwas anderes Wahres, der lügt nicht und ist nicht meineidig. 3. Um diese Doppelsinnigkeit anwenden zu dürfen, genügt, daß sie für das Wohl des Leibes, der Ehre oder der Familie nothwendig oder nützlich ist.

Diese Sätze haben die ultramontane „Moral" lange beherrscht; sie führten aber, wie es nicht anders sein konnte, zu so ungeheuerlichen Folgen im öffentlichen, wie im privaten Leben, daß Rom ein Verdammungsurtheil aussprechen mußte. Am 2. März 1679 verurtheilte Papst Innocenz XI.. diese Grundsätze eines der hervorragendsten Schriftstellers des Jesuitenordens.

Es möchte scheinen, daß meine Darstellung über die verderblichen Lehren der ultramontanen „Moral" vom Eid, sich selbst den Boden entzieht, indem ich die päpstliche Verurtheilung solcher Lehren an die Spitze stelle.

Allein kaum irgendwo anders offenbart sich das ultramontane System so abschreckend, als gerade hier im inneren Zusammenhang mit dieser „Verurtheilung".

Die Lehren, die der Papst als „ärgernißerregend" und „verderblich" erklärt hat, sind bis auf den heutigen Tag theoretisch und praktisch innerhalb ultramontan-römischer Kreise in Uebung geblieben und römisch-ultramontane Schriftsteller der Gegenwart ziehen aus diesen Lehren ganz ebenso wie ihr Urheber, der Jesuit Sanchez, die abscheulichsten und unheilvollsten Folgerungen. Der äußern Form nach wurde „die höchste Lehrentscheidung" ehrfurchtsvoll aufgenommen, in Wahrheit und Wirklichkeit aber blieb es beim Alten. In den devotesten Ausdrücken wurde an dem päpstlichen Ausspruch so viel und so lange gedreht und gedeutelt, bis schließlich nichts mehr von ihm übrig blieb.

Den klassischen Beweis dafür liefert uns der gleichfalls sehr geschätzte Jesuitentheologe Johannes de Cardenas. In seinem Hauptwerke Crisis theologica findet sich „über das Dekret unseres Heiligsten Herrn Innocenz XI" eine weitläufige Abhandlung, worin jeder einzelne der von Innocenz verdammten Lehrsätze (es sind im ganzen 65; wahre monstra der „Moral") genau untersucht und dabei festgestellt wird, welchen Sinn die „Verurtheilung" habe. Da die Abhandlung Cardenas' zugleich die nicht-verurtheilte und bis heute noch gültige ultramontane Lehre über den Eid enthält, so lasse ich sie in ihrem Haupttheil folgen:

Zum ersten der verurtheilten Sätze: „Es ist erlaubt zu schwören, ohne die innere Absicht zu haben. einen Eid zu leisten", schreibt Cardenas: „Aus der Verurtheilung folgert gewiß Mancher, es sei stets eine Todsünde, in dieser Weise zu schwören, auch wenn das Beschworene wahr ist. Einige lehren dies auch. Eine andere

Meinung aber geht dahin, es sei nur eine leichte Sünde, zu schwören, ohne die Absicht zu haben, einen Schwur zu leisten, wenn das Beschworene wahr ist. Der Grund ist, daß ein solcher (rein äußerlicher) Schwur nur eine Lüge und weder für den Menschen, noch für Gott nachtheilig ist. Nicht für den Menschen weil dieser Schwur keinen Schaden verursacht, es sei denn, er werde bei einem Vertrag, vor Gericht, oder in einem Fall abgelegt, wo Schaden entstände; nicht für Gott, denn wenn das Zeugniß Gottes auch nur rein äußerlich (zum Schein) angerufen wird, so wird es doch angerufen für etwas objektiv Wahres. Eine leichte Sünde ist aber solch ein Schwur, denn es ist eine Lüge, zu sagen, man schwöre, während man ohne innere Absicht, zu schwören, in Wirklichkeit nicht schwört. Ich behaupte also, daß die Meinung, es sei keine Todsünde, so zu schwören, nicht von der Verurtheilung betroffen wird. Denn der Papst verurtheilt den Satz, es sei erlaubt, zu schwören, ohne die innere Absicht zu schwören, die eben angeführte Meinung lehrt aber nicht, es sei erlaubt, so zu schwören, also ist sie auch nicht verurtheilt. Der Obersatz steht fest aus der Verurtheilung selbst; der Untersatz ist unanfechtbar, weil eine leichte Sünde nicht erlaubt ist; eine Lehre also, die behauptet, etwas sei eine leichte Sünde, lehrt dadurch nicht, es zu thun sei erlaubt." Dieser Beweisführung etwas hinzufügen, hieße ihre Wirkung auf jeden rechtlichen Menschen abschwächen.

Die Erläuterungen zu Satz 2 und 3 beginnt Cardenas mit den sehr bezeichnenden Worten: „Die Anwendung von Mentalrestriktionen (beim Eid und sonst) war so üblich, daß, sobald ihre Verurtheilung erfolgt war, die Gläubigen, von Aengsten und Zweifeln geplagt, zu gelehrten Männern eilten, um sich Rath zu holen, wie sie künftig das, was sie nicht offenbaren wollten, geheim halten könnten. Sie waren nämlich daran gewöhnt, solche Dinge durch Mentalrestriktionen zu verheimlichen." Dann geht er auf die verurtheilten Sätze seines Ordensgenossen Sanchez ein: „Sanchez giebt zwei Arten von Doppelsinnigkeiten an, die er beide für vollkommen erlaubt erklärt. Erstens, wenn ich beim Gebrauch von in sich doppelsinnigen Worten, sie in einem Sinne anwende, während mein Zuhörer glaubt, ich wende sie im andern Sinne an. Ist kein genügender Grund vorhanden, die Wahrheit zu verbergen, so ist der Gebrauch einer solchen Doppelsinnigkeit zwar unerlaubt, aber keine Lüge. So z. B., wenn jemand einen Fran-
(hominem natione gallum) getödtet hat, so kann er, ohne

zu lügen, sagen, er habe keinen Hahn (gallum) getödtet, indem er dasselbe Wort in der Bedeutung von „Hahn" nimmt. Dahin ist auch die Doppelsinnigkeit zu rechnen: non est hic, d. h. je nachdem man es auffaßt: er ist nicht hier und er ißt nicht hier. Daß Innocenz XI. diesen Gebrauch der Doppelsinnigkeit nicht verdammt hat, ist gewiß; denn er verurtheilt nur die mit Mentalrestriktionen verbundene Doppelsinnigkeit, die dadurch entsteht, daß man innerlich etwas hinzufügt; bei den aufgeführten Doppelsinnigkeiten wird aber innerlich nichts hinzugefügt, denn die verschiedenen Bedeutungen (gallus, est) liegen in den Worten selbst. Die zweite Art der erlaubten Doppelsinnigkeit besteht darin, daß zwar die Worte aus sich einen Doppelsinn nicht haben, daß sie aber durch die Umstände des Ortes, der Zeit, der Personen eine andere Bedeutung erhalten. So wird vom h. Franziskus erzählt, daß, als einst Räuber, die an ihm vorübergekommen waren, von den Häschern gesucht wurden, er ihnen auf die Frage, ob sie vorbeigegangen seien, geantwortet habe, sie seien hier nicht hergekommen, indem er dabei seine Hände in die Aermel steckte. Und das war ganz der Wahrheit gemäß geantwortet, denn durch die Aermel waren die Räuber nicht gegangen. So hätte er auch seinen Fuß auf einen Stein stellend, sagen dürfen: hier sind sie nicht durchgekommen, denn durch den Stein sind sie nicht gegangen. Eine Mentalrestriktion liegt in diesem Fall nicht vor, denn dadurch, daß der Fuß auf dem Stein steht, wird das betreffende Wort („durchkommen", „durchgehen") auf den Stein bezogen. Hierhin gehören auch jene Worte, die aus sich nur eine Bedeutung haben, die aber durch die verschiedene Art, sie zu gebrauchen, doppelsinnig sind, ohne Mentalrestriktion. So z. B. das Wort „Wissen", welches eigentlich die unfehlbare Kenntniß bedeutet, oft aber auch für fehlerhafte Kenntniß angewandt wird. Umgekehrt bedeutet „Nicht-Wissen" den Mangel unfehlbarer Kenntniß, wird aber häufig gebraucht für das Fehlen jedweder Kenntniß. Hat also Jemand von Anderen gehört, Petrus habe einen Diebstahl begangen und antwortet er, darüber befragt, ich weiß nicht, (d. h. ich habe keine unfehlbare Kenntniß davon), so lügt er nicht. Suarez und Lugo (die bedeutendsten Theologen des Jesuitenordens) führen auch folgendes Beispiel an: Wer nur ein Brod besitzt, das zu seinem Lebensunterhalt nothwendig ist, antwortet der Wahrheit gemäß demjenigen, der ein Brod von ihm begehrt, ich habe keines, denn er hat wirklich keines, das er geben könnte, und in diesem Sinn

ist er gefragt worden. Caramuel (ein spanischer Bischof) lehrt, ein Dieb, über den Diebstahl befragt, dürfe antworten: Ich sage, ich habe es nicht gethan, weil er dadurch nichts Anderes behauptet, als daß er die Worte: Ich sage u. s. w. ausspreche. Ich selbst aber billige diesen Gebrauch der Doppelsinnigkeit nicht, weil ich finde, daß er von den römischen Zensoren nicht gebilligt wird. Deshalb muß, scheint mir, die h. Kongregation darüber um Rath gefragt werden."

Aus diesen verschiedenen Arten, sich der Doppelsinnigkeit zu bedienen, die wir als erlaubt vorgeführt haben, und die in keiner Weise unter die päpstliche Verurtheilung fallen, lassen sich alle Gewissensängste und Zweifel beseitigen. So kann ein ehebrecherisches Weib, wenn sie von ihrem Mann, unter Androhung des Todes über den Ehebruch befragt wird, ohne Lüge und ohne Mentalrestriktion antworten: Ich habe Deine Ehre nicht verletzt, denn „verletzen" bedeutet eine materielle Verwundung, die der Ehre nicht beigebracht werden kann. Auch kann sie ihren Ehebruch leugnen, indem sie dies Wort in dem Sinne nimmt, in welchem es häufig in der h. Schrift gebraucht wird, nämlich als Götzendienst. Wer von der Polizei über den Verbleib eines Verbrechers gefragt wird, kann die Antwort des h. Franziskus geben, die wir oben mitgetheilt haben. Wer vom Richter eidlich befragt wird, wie viel er von einer bestimmten Waare, die ungerecht hoch verzollt ist, besitze, kann schwören, er besitze einen erheblich geringeren Theil davon, als er wirklich hat; und auf vielfache Weise läßt sich zeigen, daß das kein Meineid ist. Erstens, wenn er schwört, er habe z. B. zwanzig Krüge Oel, so leugnet er dadurch nicht, daß er noch mehrere habe, zugleich sagt er die Wahrheit, da er ja zwanzig Krüge besitzt. Zweitens kann er schwören, daß er nicht mehr als zwanzig besitze, denn dem Richter gegenüber, der nur nach der Menge Oel frägt, die verzollt werden muß, sagt er damit die Wahrheit. Da nämlich nach der Voraussetzung der Zoll ungerecht hoch ist, so ist es wahr zu sagen, man habe nicht mehr, nämlich als verzollt werden muß.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß unter die päpstliche Verurtheilung nur die eigentliche Mentalrestriktion fällt, nicht aber die verschiedenen Arten der Anwendung von Doppelsinnigkeit, (die ich aufgeführt habe), „die keine Lüge enthalten" (Crisis theologica, IV, 120—127. Ed. Venetiis 1710).

Was für einen Nutzen hat bei solchen Proben der Deutungs-

kunst die päpstliche „Verurtheilung" gehabt? Hat sie den vor ihrem Erlaß zur Gewohnheit gewordenen Gebrauch von Mentalrestriktionen und damit von Lügen und Meineiden auch nur irgendwie beschränkt? Auch die neuesten Lehrbücher der Moraltheologie, die dem Unterricht in den ultramontanen Priesterseminarien und Konvikten zu Grunde gelegt werden, lehren das Gleiche wie Cardenas.

Da ist zunächst der Stifter der Redemptoristen Alphons von Liguori, dessen Lehren bekanntlich durch Pius IX als irrthumslos erklärt worden sind, und dessen Ansichten allen neueren Lehrbüchern der Moral zu Grunde liegen. Ueber die Erlaubtheit von Zweideutigkeiten beim Eid lehrt Liguori: Es sei ein Unterschied zwischen Amphibologie oder aequivocatio und restrictio mentalis. Eine Amphibologie liege vor, entweder wenn ein Wort eine doppelte Bedeutung habe, z. B. volo, welches bedeutet: ich will, und ich fliege; oder wenn ein Satz doppelsinnig sei; z. B. hic liber est Petri kann heißen: dies Buch gehört dem Petrus, oder dies Buch ist von Petrus verfaßt. Auch kann jemand, der nach etwas gefragt wird, das geheim bleiben soll, antworten: dico non, d. h. ich spreche das Wort non aus. Solche Zweideutigkeiten darf man aus gerechter Ursache gebrauchen und sie mit einem Eide bekräftigen; denn auf diese Weise täuschen wir unsere Mitmenschen nicht, sondern lassen nur zu, daß sie getäuscht werden (vgl. Döllinger-Reusch, Gscht. der Moralstreitigkeiten I, 144). In einem andern Fall räth Liguori, man solle die Redensart gebrauchen: Me l'ho cavato dal capo, was bedeuten kann: ich habe es erfunden, aber in anderm Sinne angewandt insofern immer richtig ist, als alle Worte aus dem Kopfe, d. h. dem Geiste kommen (Homo apost. tr. 11 n. 18).

Der Jesuit Palmieri hat im Jahre 1892 ein achtbändiges Werk über Moraltheologie veröffentlicht, das die Lehren des Alphons von Liguori und der Jesuiten Busembaum, Güry und Ballerini vereinigt enthält. Palmieri trägt ganz dasselbe vor, was wir schon gehört haben und ich lasse deshalb seine theoretischen Ausführungen über die Erlaubtheit der Doppelsinnigkeit in der gewöhnlichen Rede und beim Eide bei Seite. Nur einige von den 24 Folgerungen, die er daraus für das praktische Leben zieht, seien aufgeführt: Ein Beichtvater kann schwören, er wisse nichts von einer Sünde, die ihm gebeichtet worden ist. Er kann dies auch dann schwören, wenn er gefragt wird, ob er davon etwas als Diener Christi wisse. Ein Zeuge kann schwören, er

wisse nichts von einem Verbrechen (obwohl er es doch weiß), wenn er weiß, daß das Verbrechen schuldlos begangen wurde. Ist einem Zeugen die Mittheilung von einem Verbrechen gemacht worden unter dem abgenommenen Versprechen, es geheim zu halten und ist sonst über das Verbrechen nichts bekannt, so ist der Zeuge verpflichtet zu sagen (und zu schwören), der Schuldige habe das Verbrechen nicht begangen. Ein Armer, der das zu seinem Unterhalt Nöthige verborgen hat, kann vor dem Richter aussagen, er habe nichts. Wer von einem Orte kommt, von dem es fälschlich heißt, es herrsche dort eine ansteckende Krankheit, darf leugnen, daß er von diesem Ort kommt, nämlich insofern dieser Ort als infizirt gilt; denn das ist der Sinn der Frage. Dieselbe Antwort kann er auch geben, obwohl der Ort infizirt ist und obwohl er von ihm kommt, wenn er nur selbst sicher ist, daß er nicht angesteckt ist. Freilich ist es schwer, darüber sicher zu sein. Wer um etwas gebeten wird, sei es als Geschenk oder als Darlehen, kann leugnen etwas zu besitzen, wenn er nichts geben kann oder will. Ein Gläubiger kann eidlich versichern, die ihm thatsächlich bezahlte Schuld sei ihm nicht bezahlt, wenn er noch eine andere Forderung ausstehen hat, deren Zahlung ihm verweigert wird und die er nicht beweisen kann. Es ist erlaubt, etwas Falsches zu beschwören, wenn man mit leiser Stimme einen Zusatz macht, wodurch der Schwur wahr wird. Nur muß wahrgenommen werden können, daß ein Zusatz gemacht wurde. Den Sinn des Zusatzes zu verstehen, ist nicht nöthig. Auf diese Weise schwört der Eine der Wahrheit gemäß und der Andere wird nicht getäuscht" (Opus theologicum morale. 1892. II, 416—418).

So hat auch in der wichtigen Lehre vom Eid der Ultramontanismus den religiösen Katholizismus verzerrt. Der große Vertreter des religiösen Katholizismus, Augustin, schreibt in scharfem Gegensatz zu diesen Lehren des Ultramontanismus: „Der Bischof von Tagaste hieß Firmus (der Starke), war aber noch stärker durch seinen Willen. Denn als die Häscher bei ihm einen Mann suchten, den er sorgfältig verborgen hielt, sagte er den Häschern: „Weder will ich lügen, noch will ich den Mann ausliefern. Und er erduldete dafür viele Qualen, blieb aber standhaft" (De mendac. c. 13).

Die wirthschafts- und sozialpolitischen Verhandlungen des Frankfurter Parlaments.*)

Von

Ludwig Oelsner.

Nicht zu den stolzesten, aber zu den edelsten Erinnerungen des deutschen Volkes gehört jene oft gepriesene und oft geschmähte Versammlung der Abgeordneten deutscher Nation, welche in den Jahren 1848 und 1849 zu Frankfurt a. M. getagt hat. Ihr bleibt der Ruhm, für das Problem der deutschen Einheit, das bis dahin der Quadratur des Zirkels zu gleichen schien, eine ausführbare Lösung gefunden zu haben. Ihr Versuch, das Deutsche Reich nach diesem Plane zu gründen, ist mißlungen; aber schon die nächste Generation hat ihn unter der Gunst eines beispiellos glücklichen Krieges verwirklicht. Der Erfolg des Jahres 1871 hat auch das Jahr 1848 wieder zu Ehren gebracht: der festgefügte Bau des neuen Deutschen Reiches ruht auf dem Grunde, der damals gelegt worden.

Wir haben uns daran gewöhnt, das Frankfurter Parlament vorzugsweise unter diesem einen, dem nationalpolitischen, Gesichtspunkte zu betrachten. Viel geringere Beachtung und Anerkennung haben seine Bemühungen auf dem Gebiete des volkswirthschaftlichen Lebens gefunden, und doch bilden diese einen wesentlichen Bestandtheil seiner Thätigkeit. Die Nation hat es so gewollt, als sie ihm sein Mandat ertheilte, und die Versammlung hat darin von Anfang an eine wichtige Seite ihrer Aufgabe erkannt.

---

*) Vortrag bei Eröffnung des Vereins für Volkswirthschaft und Gewerbe in Frankfurt a. M., am 20. November 1895.

Die Beschäftigung mit wirthschaftlichen Fragen war den Deutschen des Jahres 1848 keineswegs fremd und neu. Die materiellen Verhältnisse ließen aller Orten viel zu wünschen übrig; hier und da hatten sie bereits zu gewaltthätigen Ausbrüchen geführt. Die Revolution des Jahres 1848 knüpfte nur an das Gegebene an, und die deutsche Nationalversammlung war sich dieses Zusammenhanges und der ihr daraus erwachsenden Pflichten vollkommen bewußt. „Bei jeder Revolution,“ heißt es in einem Ausschußberichte vom 3. Oktober,*) „sind die materiellen und sozialen Interessen des Volkes, welche diesem näher liegen als die politischen Ideen, stets die eigentlichen, im tiefsten Grunde wirkenden Faktoren der Bewegung“; und Reichsminister v. Beckerath äußerte einmal gradezu, in unserem Vaterlande befinde sich doch noch ein großer Theil der Bevölkerung in einem Zustande, in welchem er alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte dazu zu verwenden habe, daß die äußerste Nothdurft des Lebens befriedigt werde, in welchem der Blick nicht über dieses nächste Ziel hinausreiche und auch der geringste Grad von Einsicht in politischen Dingen nicht anzutreffen sei.**) Wie dem nun auch sein mochte, in Wirklichkeit äußerte sich diese Richtung im Volke gleich Anfangs durch eine Fluth von Petitionen, welche die soziale Beruhigung des Vaterlandes zum Gegenstande hatten.

Schon in der zweiten Sitzung, am 19. Mai (die Versammlung war bekanntlich am 18. eröffnet worden), wurde daher beantragt, sofort eine Kommission von 15 Mitgliedern niederzusetzen mit dem Auftrage, über die Erwerbs- und Arbeitsverhältnisse Deutschlands diejenigen Nachrichten einzuziehen, welche den Reichstag zu gründlicher Erledigung der in diesem Gebiete zu erwartenden

*) Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., herausgeg. von F. Wigard, Bd. IV. S. 2388.

**) St. B. VII. 5247. Sehr ähnlich charakterisirt Karl Grünberg in seinem 1894 erschienenen Buche über die Bauernbefreiung in Böhmen, Mähren und Schlesien (Bd. I, S. 375—376) die österreichische Landbevölkerung des Revolutionsjahres 1848: „Die ländliche Bevölkerung hatte nur einen Wunsch, die Aufhebung der Grundlasten und des Unterthänigkeitsbandes. Wer ihr diesen Wunsch erfüllte und wie dies geschah, war ihr vollständig gleichgültig. Politische Bestrebungen lagen den Bauern durchaus fern. Von den Parteiprogrammen und Manifesten verstanden sie nichts. Nicht weil sie die Ziele der bürgerlichen Intelligenz mit anstrebten, hatten sie sich der Revolution mit angeschlossen, sondern weil sie von dieser eine günstige Erledigung ihrer Hoffnungen und Wünsche erwarteten. Und von der absoluten Regierung hatten sie sich nicht deshalb abgewendet, weil sie unter ihrem Drucke litten, sondern weil diese ihren wirthschaftlichen Forderungen nicht entgegengekommen war.“

Verhandlungen befähigen würden.*) Am 24. wurde der Antrag gestellt, da nirgends der Geist ohne den Körper leben könne, die beiden Hauptfragen, das Verfassungswerk und die soziale Frage, gleichmäßig ins Auge zu fassen und sofort zwei Kommissionen, für die Verfassung und für die Arbeiter- und Handelsfragen, zu bilden; für beide Ausschüsse wurde eine Anzahl von 30 Mitgliedern gewünscht und dementsprechend Beschluß gefaßt.**). Dies der Ursprung der zwei für die innern Angelegenheiten wichtigsten Ausschüsse, die in der Folge kurzweg der Verfassungsausschuß und der Volkswirthschaftliche Ausschuß genannt worden sind und einander ergänzend aufs Redlichste am Aufbau des neuen Reichs gearbeitet haben.

Die 15 Abtheilungen des Parlaments hatten sofort die Wahlen vorgenommen, und bereits am 25. konnten die Namen der Gewählten verkündet werden.***) Die Mitglieder des Ausschusses für Volkswirthschaft waren großentheils schriftstellerisch oder parlamentarisch bewährte Männer, wie v. Rönne, v. Reden, Buchhändler Veit, Adolf Lette, sämmtlich aus Berlin, Moritz Mohl aus Stuttgart, Carl Mathy aus Carlsruhe, die Kaufleute v. Bruck aus Triest, Degenkolb aus Eilenburg, Schwarzenberg aus Cassel, Eisenstuck aus Chemnitz, Merk aus Hamburg, Mevissen aus Köln, der Advokat Hollandt aus Braunschweig, der Oberregierungsrath Osterrath aus Danzig, der Ministerialrath v. Hermann aus München, die Professoren Bruno Hildebrand aus Marburg, Fallati aus Tübingen, Wilhelm Stahl aus Erlangen, Rößler aus Wien. Sie ernannten zu ihrem ersten Vorsitzenden v. Rönne, zum zweiten v. Bruck, zum Schriftführer Eisenstuck, und theilten sich zur Erleichterung der Arbeiten in sieben Unterausschüsse. Bei Mittheilung von der Konstituirung des Ausschusses, am 3. Juni, erklärte dessen Vorsitzender u. A.: „Das Volk hat uns hierhergesendet, um ein neues politisches Gebäude aufzurichten, aber dieses Gebäude soll begründet werden auf dem soliden Boden der verbesserten materiellen und sozialen Zustände. Ein bloß politisches Netz würde eben nur ein Netz sein, sehr zerreißbarer Natur, so lange nicht die materiellen Interessen aufs Innigste mit einander verkettet sind. Erst wenn dieses geschehen, wird die Einheit ein natürlicher und lebenskräftiger Organismus werden".†)

*) St. B. I. 27.
**) St. B. I. 69.
***) St. B. I. 88—89; vgl. Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche S. 139.
†) Stenographischer Bericht I. 195.

Um dem Plenum möglichst reiche und gründliche Vorarbeiten zu liefern, war der Ausschuß oft Vor- und Nachmittags und bis spät am Abend versammelt, und das Interesse für seine Berathungen veranlaßte Anfangs sogar den Wunsch nach Oeffentlichkeit seiner Sitzungen, den der Ausschuß jedoch und mit ihm die Versammlung als der Natur vorberathender Kommissionen zuwider ablehnte.*)

Die Petitionen, die aus allen Gauen des Landes in Frankfurt einliefen und unter die Ausschüsse zur Berichterstattung vertheilt wurden, häuften sich ins Unglaubliche: zu Anfang August hatten sie die Zahl von 2000 bereits überschritten; bis zur Auflösung der Versammlung erreichten sie die Zahl von 9319.**) Von denen, die dem Volkswirthschafts-Ausschusse zugewiesen wurden, waren freilich gar manche rein lokaler bezw. provinzieller Natur oder von der Art, daß ihre Erledigung auf gerichtlichem Wege zu erfolgen hatte; über sie ging man daher zur einfachen Tagesordnung über. Andere, wenngleich von allgemeinerer Wichtigkeit, wie z. B. die Klagen über das Geldausfuhrverbot Oesterreichs,***) das mit empfindlichen Verlusten für die Besitzer österreichischer Papiere, sowie für den Fabrik- und Handelsstand verbunden war, ebenso die Klage der Ulmer Dampfschleppschifffahrt über ihre bundesgesetzwidrige Ausschließung vom Gütereinladen in Linz,†) konnten durch Vermittlung der Zentralgewalt an die Regierung des Einzelstaates zur geeigneten Erledigung übergeben werden. Die meisten Anträge aber betrafen solche Fragen, die das Parlament auch aus eigener Initiative beschäftigten, sodaß sie als werthvolles Material, das aus weiten Volkskreisen zuströmte, bei den Verhandlungen benutzt werden konnten.

* * *

Am 3. Juli nämlich begann das Haus mit der Berathung des deutschen Verfassungswerks††), einer wohl oft unterbrochenen, aber drei Vierteljahre hindurch beharrlich fortgeführten großartigen Arbeit. Der Verfassungsausschuß hatte aus inneren und äußeren Gründen beschlossen, mit der Feststellung der allgemeinen Rechte, welche dem deutschen Volke gewährleistet werden sollten — er nannte sie Grundrechte des deutschen Volkes —, den Anfang zu

*) St. B. II. 999.
**) St. B. II. 1504; IX. 6886. Vgl. Wichmann a. a. O. 135.
***) Stenographischer Bericht I. 644; II. 784; III. 2255.
†) St. B. II. 807, 918, 1535.
††) St. B. I. 681.

machen. „In älterer Zeit", so führte der Berichterstatter Georg Beseler aus,*) „pflegten die Verfassungsgesetze sich allein auf die Feststellung solcher Rechte zu beschränken; die englische Magna Charta enthält fast nichts Anderes. In neuerer Zeit ist es wenigstens allgemeiner Gebrauch, daß einzelne besonders wichtige Rechte dieser Art in den Verfassungsurkunden ihre Gewährleistung erhalten. Wir könnten die Sache von oben her anfangen, mit der Konstituirung der Zentralgewalt, ihrer Organisation, der Feststellung ihres Verhältnisses zu den Einzelstaaten. Man zog es vor, zuerst die tieferen Schichten des öffentlichen Lebens zu erfassen, damit bei der großen sozialen Bewegung, die ganz Deutschland ergriffen hat, vom Parlament aus ein Wort darüber gesprochen werde, über welche Grenze diese Bewegung nicht hinausgeführt werden solle." Der Bericht deutet an, warum man es überdies damals bedenklich fand, sofort mit den höchsten politischen Fragen die Arbeit zu beginnen; die Meinungen über die Oberhauptsfrage gingen eben noch so weit auseinander, daß an eine Verständigung vorerst nicht zu denken war. Es schien daher angemessen, ein Gebiet aufzusuchen, das mehr als jedes andere als ein neutrales betrachtet wurde. Welches auch schließlich die einheitliche Spitze Deutschlands werden mochte, ja selbst wenn eine solche überhaupt nicht gefunden wurde, immerhin konnte doch im Leben der Nation manche wichtige Gemeinsamkeit begründet und mancher unerträglich gewordene Rest des alten Polizei- und Feudalstaates hinweggeräumt werden. Die Grundrechte, bekanntlich der sechste Abschnitt der am 28. März 1849 proklamirten Verfassung des Deutschen Reiches, sollten den Verfassungen der Einzelstaaten zur Norm dienen, und keine Verfassung oder Gesetzgebung eines deutschen Einzelstaates sollte sie je aufheben oder beschränken dürfen.

An demselben Tage, wo der Verfassungsausschuß den von ihm ausgearbeiteten Entwurf der Grundrechte dem Parlament überreichte, lief auch ein parallel gehender Bericht des Volkswirthschafts-Ausschusses über die Grundrechte ein,**) damit dessen abweichende Ansichten als Verbesserungsanträge neben der Hauptvorlage zur Verhandlung und Beschlußnahme kämen. „Obgleich

*) St. B. I. 700; vgl. dazu G. Beseler, Erlebtes und Erstrebtes, Berlin 1884, S. 17—72.

**) Es scheinen zwischen den beiden Ausschüssen damals einige Mißhelligkeiten obgewaltet zu haben. Der Verfassungsausschuß beklagt, der Bericht des volkswirthschaftlichen Ausschusses sei so spät eingegangen, daß er von ihm nicht mehr benutzt werden konnte: Stenographischer Bericht I. 681; Beseler a. a. O.

die Nationalversammlung," so beginnt der Bericht, „einen besonderen Verfassungsausschuß gewählt hat, welcher alle Vorarbeiten zu der von der Versammlung neu zu begründenden Deutschen Reichsverfassung übernimmt, so hat es der Ausschuß für Volkswirthschaft doch für seine Pflicht gehalten, sich mit der Bearbeitung derjenigen Verfassungsbestimmungen zu beschäftigen, welche die Interessen des deutschen Gewerbfleißes und der materiellen Volkswohlfahrt berühren."

Gleich die ersten Sätze des Doppelentwurfs, namentlich § 2 (endgültig § 133 der Reichsverfassung), führten am 4. Juli und den folgenden Tagen zu einer sehr lebhaften Debatte.*) Von den zwei Hauptentwürfen, zu denen allmählich noch mehr als 90 Sondergutachten und Verbesserungsanträge hinzugekommen waren, hatte derjenige des Verfassungsausschusses folgenden Wortlaut: „Jeder Deutsche darf an jedem Orte eines deutschen Staates Aufenthalt nehmen, sich niederlassen, Grundeigenthum erwerben, Kunst und Gewerbe treiben, das Gemeindebürgerrecht gewinnen, vorerst unter denselben Bedingungen wie die Angehörigen des betreffenden Staates, bis ein Reichsgesetz die zwischen den Gesetzen der einzelnen Staaten noch obwaltenden Verschiedenheiten völlig ausgleicht." Damit waren die großen Prinzipien der Freizügigkeit und der Gewerbefreiheit ausgesprochen, wie sie „der nothwendige Aufschwung eines wahrhaft nationalen Gewerbefleißes und die wichtigste Aufgabe der Zeit, die Heilung des Pauperismus, unwiderleglich forderte."

Der Gegenentwurf, von Bruno Hildebrand vertreten, hatte gleichwohl gewichtige Bedenken. Er setzte zunächst statt der zu engen Ausdrücke „Kunst und Gewerbe" die Worte „jeden Nahrungszweig," denn es komme darauf an, daß auch jeder Arbeiter, der lediglich seine gesunden Arme hat und dadurch sich sein Brod verdient, daß z. B. der Eisenbahn- und der Fabrikarbeiter ebenfalls das Recht habe, sich in ganz Deutschland niederzulassen; es komme darauf an, daß eine Ausgleichung des Arbeiterüberflusses und des Arbeitermangels durch ganz Deutschland bewirkt werde; das Wort „Gewerbe" bezeichne sowohl im gewöhnlichen Leben, als auch im

Anhang 8, S. 258. Andererseits bedauert Hildebrand, „daß es unserem Ausschusse nicht gelungen ist, mit dem Verfassungsausschusse Hand in Hand zu gehen"; er knüpft daran „die zuversichtliche Erwartung, daß vor Beratung der übrigen Theile des Verfassungswerkes beide Ausschüsse harmonisch zusammenwirken mögen": I. 756.

*) Stenographischer Bericht I. 731 ff.

technischen Sinne einen speziellen Kreis der Arbeit. Ein wichtigerer Differenzpunkt aber bestand darin, daß der Volkswirthschaftsausschuß ein Heimathsgesetz und eine Gewerbeordnung für ganz Deutschland forderte.*) Es fragte sich: soll jeder Deutsche sich in jedem Einzelstaate nur unter den gesetzlichen Bestimmungen, die für die Angehörigen dieses Staates gelten, ansiedeln dürfen? Sollen also die verschiedenartigen partikularen Heimathrechte in Deutschland sanktionirt oder wenigstens bis zur allmählichen Ausgleichung der Verschiedenheiten bestehen gelassen werden? Oder soll man sofort dasselbe gleiche Heimathsrecht für alle Gebiete des Deutschen Reiches gewährleisten? Der Volkswirthschaftsausschuß entschied sich für den letzteren Weg. Ueberdieß war das Heimathsgesetz doch auch insofern als eine Beschränkung gedacht, als es im Interesse der einzelnen Gemeinden und ihrer Armenverwaltung nähere Bedingungen für den Aufenthalt und Wohnsitz enthalten sollte. Und eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit der geforderten Gewerbeordnung: alle partikularen Bestimmungen über die Befugniß zum Gewerbebetriebe in Deutschland, damit also alle Zunftprivilegien und staatlichen Konzessionen sollten aufhören, doch so, daß eine deutsche Gewerbeordnung die Bedingungen festsetzen sollte, welche jeder Gewerbetreibende zu erfüllen habe; unbedingte Gewerbefreiheit sollte nicht stattfinden. Es sollten die beiden schädlichen Extreme der Vergangenheit vermieden und einerseits das Prinzip der freien Konkurrenz, andererseits die Nöthigung des Einzelnen zur tüchtigen Ausbildung seiner Arbeitskraft festgehalten werden.

Erst nach einer mehrtägigen Redeschlacht und nach Zwischenverhandlungen anderen Inhalts kam es am 21. Juli zur Abstimmung über diesen Paragraphen;**) sie bedeutete einen vollständigen Sieg des Volkswirthschaftsausschusses, dessen Fassung fast wortgetreu angenommen wurde, so daß der Paragraph nunmehr also lautete: „Jeder Deutsche hat das Recht, an jedem Orte des Reichsgebietes seinen Aufenthalt und Wohnsitz zu nehmen, Liegenschaften jeder Art zu erwerben und darüber zu verfügen, jeden Nahrungszweig zu betreiben, das Gemeindebürgerrecht zu gewinnen. Die Bedingungen für den Aufenthalt und Wohnsitz werden durch ein Heimathsgesetz, jene für den Gewerbebetrieb durch eine Gewerbeordnung für ganz Deutschland von der Reichsgewalt fest-

*) St. B. I. 690.
**) St. B. II. 1076.

gesetzt.“ Als Uebergangsbestimmung, die nicht in die Grundrechte aufzunehmen war, trat hinzu: „Bis zur Erlassung der betreffenden Reichsgesetze steht die Ausübung der gedachten Rechte jedem Deutschen in jedem einzelnen Staate Deutschlands unter denselben Bedingungen, wie den Angehörigen dieses Staates, zu.“ Ein weiterer Zusatz wurde auf den Antrag Veits mit 244 gegen 242 Stimmen genehmigt; danach wurde dem Volkswirthschaftsausschusse aufgegeben, bis zu der schon früher beschlossenen zweiten Lesung der Grundrechte den Entwurf eines Heimathsrechtes und einer Gewerbeordnung vorzulegen. Der Ausschuß ist diesem Auftrage gewissenhaft, freilich für den raschen Verlauf der Ereignisse viel zu spät, nachgekommen: am 16. Dezember war der Entwurf des Heimathsgesetzes,*) am 26. Februar der Gewerbeordnungsentwurf, zwölf Bogen stark,**) gedruckt in den Händen der Mitglieder. Zur Verhandlung im Plenum kamen beide nicht mehr; der Ausschuß selbst beantragte nur, die sämmtlichen hierauf bezüglichen Petitionen sowie seine eigenen Verhandlungsprotokolle der Provisorischen Zentralgewalt zur Benutzung bei der künftigen Reichsgesetzgebung zu überweisen.

* * *

Der chronologische Gang der Verhandlungen führte aus dem Gebiete des gewerblichen Lebens nunmehr zunächst auf das kommerzielle. Der Anstoß ging von dem Reichsministerium des Handels aus,***) das seit dem August der Senator Duckwitz aus Bremen innehatte.†) Am 22. September trat dieser vor die Versammlung mit einer Erörterung der Grundsätze, die bei Erstrebung der Handelseinheit Deutschlands zu befolgen wären; denn der Zeitpunkt sei gekommen, in welchem Hand ans Werk gelegt werden könne. Obwohl man gewohnt war, die Norddeutschen im Gegensatze zu Süd- und Mitteldeutschland als Anhänger des Freihandels zu betrachten, war Duckwitz doch aufrichtig zu einer Vermittlung der Gegensätze geneigt und wies überzeugt auf die Opferwilligkeit aller Deutschen für die gemeinsame Sache hin. Als Grundzüge, die er zur Erwägung gab, bezeichnete er: die größtmögliche, auf Gegenseitigkeit sich gründende Freiheit des Handels und der Schifffahrt mit fremden Staaten; daneben bei Feststellung des Zolltarifs

*) St. B. VI. 4224.
**) St. B. VII. 5422.
***) St. B. III. 2215.
†) Vgl. über ihn Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche, S. 109 ff.

Schutzgewährung an die deutsche Industrie in demjenigen Maße, wie es zu ihrem sicheren Gedeihen nothwendig und zweckmäßig sei; den Verkehr im Innern wünschte er von allen seitherigen Hemmnissen zu befreien. Die Handelsverträge der Einzelstaaten müßten in Reichsverträge umgewandelt, der Bundesstaat als Einheit in den Völkerverkehr eingeführt werden. Er bat um Verweisung seiner Vorlage an den Volkswirthschaftsausschuß und um baldige Prüfung, damit womöglich in der folgenden Woche darüber berathen werden könne. Der Vortrag wurde von allen Seiten mit Beifall aufgenommen; der Ausschuß schloß sich fast einstimmig den Anschauungen des Ministers an, wenngleich sein Bericht sich Monate lang verzögerte. Die Gesinnung des Parlaments sprach sich inzwischen bei der ersten Lesung des § 33 der Reichsverfassung aus, dessen erster Satz lautete: „Das Deutsche Reich soll Ein Zoll- und Handelsgebiet bilden, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze, mit Wegfall aller Binnengrenzzölle."

Um dieselbe Zeit aber, es war im November, trat man endlich der Lösung der österreichischen Frage näher; man erwog bereits den Austritt Oesterreichs aus dem Bunde. Dadurch gerieth auch die Sache der kommerziellen Einigung ins Stocken; der Umfang des Deutschen Reiches wurde zweifelhaft, also auch der Begriff seiner Zoll- und Handelseinigung. Der Minister fuhr wohl, auch ohne die gewünschte vorherige Verständigung mit dem Parlamente, in der Ausarbeitung seiner Gesetzentwürfe für die Durchführung der Handelseinheit fort; aber er war nicht mehr der Meinung, daß es an der Zeit sei, damit hervorzutreten. Etwa die Hälfte der Ausschußmitglieder theilte seine Ansicht; um so dringender verlangte die andere Hälfte die Beschleunigung. Schon am 13. Oktober war der Ausschuß wegen des langen Ausbleibens der Berichterstattung interpellirt worden;*) am 16. Dezember gelangten zwei Referate zur Diskussion.**) Das eine, von Stahl überreicht, beantragte im Einverständnisse mit Duckwitz, die Zentralgewalt zur baldthunlichsten Vorlage von Gesetzentwürfen und Reichsverträgen aufzufordern. Das andere, von Eisenstuck vertreten, auch von Degenkolb, Hildebrand, Mohl, v. Reden und noch fünf andern unterschrieben, legte selbst den Entwurf eines die kommerzielle Einheit betreffenden Reichsgesetzes vor, damit durch dessen sofortige Annahme die Durchführung quand même erzwungen würde.

*) St. B. IV. 2591.
**) St. B. VI. 4193.

Bei der Debatte wurde von Mohl und Eisenstuck mit Wärme auf die Brodlosigkeit der arbeitenden Klassen und auf die Nothwendigkeit des Schutzes der deutschen Arbeit hingewiesen. „Wir führen englische, französische und belgische Fabrikate bei uns ein,“ sprach Mohl, „und gerade ebenso viele deutsche Arbeiter könnten mit der Erzeugung dieser Waaren in Deutschland beschäftigt werden, als damit Arbeiter in jenen fremden Ländern beschäftigt sind.“ Eisenstuck betonte, welch ein ungeheurer Schritt vorwärts es wäre, wenn man auch nur die materielle Einheit aussprechen wollte. „Sollte, wie das Wort jüngst auf dieser Tribüne gefallen, der Deutsche Bundesstaat noch einmal auseinandergehen, so retten wir wenigstens die materielle Einheit! Wir dürfen in dieser Beziehung nur einen Blick auf unsere Vergangenheit zurückthun. Wenn in den letzten 30 Jahren irgend etwas Gutes vorhanden war, was mit den damaligen Zuständen einigermaßen aussöhnen konnte, so war es das große Werk, welches Preußen in dem Zollverbande geschaffen hat. Was wir materiell Gutes bekommen haben, das haben wir nur durch jene Vereinigung empfangen, und darum frage ich Sie: wollen Sie denn, wenn Sie das Glück des deutschen Volkes redlich wünschen, die Lösung der sozialen Fragen immer und immer nur von der politischen abhängig machen?“ Die Gegner widersprachen. „Ich bin der Ansicht,“ erklärte Stahl, „daß die kommerzielle Einheit nur dann eine wahre Begründung bekommen wird, wenn die politische Einheit da ist. Ehe Deutschland ein Staat ist, wird man sich niemals auf die kommerzielle Einheit einlassen können, und gerade als Einer, der sie vor Allem wünscht, glaube ich, man muß es sich zur Aufgabe machen, die Verfassung möglichst zu fördern, die politische Einheit möglichst zu unterstützen; dann wird von selbst die kommerzielle folgen müssen.“ So stand Ansicht gegen Ansicht, und wie wir glauben dürfen, ehrliche Ansicht gegen ehrliche Ansicht. Stahl trug den Sieg davon; ein Antrag, über das Eisenstuck'sche Gutachten zur Tagesordnung überzugehen, wurde mit 262 gegen 175 Stimmen angenommen.

* * *

Während der zweiten Hälfte des Jahres 1848 war die Berathung der Grundrechte vom Parlament mit Ausdauer fortgesetzt worden; am 3. und 5. Oktober kamen die agrarischen Fragen an die Reihe. Eine Fülle von Petitionen wegen Aufhebung der Feudalverhältnisse, namentlich aus allen fünf Königreichen, war von Adolf Lette im Namen des Volkswirthschaftsausschusses mit

großer Gründlichkeit zu einem Berichte verarbeitet worden*) und gelangte gleichzeitig mit zahlreichen Anträgen einzelner Abgeordneten und den diesmal mehr redaktionell als sachlich von einander abweichenden Vorschlägen des Verfassungsausschusses und des Volkswirthschaftsausschusses an die Versammlung. Die Petitionen zeigten, wie viel altvererbte bäuerliche Lasten und gutsherrliche Berechtigungen trotz der Stein-Hardenbergischen und anderer ähnlichen Landesgesetzgebungen noch immer hinwegzuräumen blieben. Die Menge der Zinsen und Gelder und ihre seltsamen Namen würden fast komisch berühren, wenn nicht ein bitterer Ernst aus ihnen spräche.**)

Von allen Seiten des Hauses wurde der Sache des Bauernstandes denn auch die wärmste Sympathie entgegengebracht; man empfand, daß man über das Wohl und Wehe von Tausenden zu entscheiden im Begriffe stand. Die wichtigsten unter den Sätzen, die schließlich die Majorität erlangten, in den §§ 166—169 der „Verfassung des Deutschen Reiches“ enthalten, lauteten: „Jeder Unterthänigkeits- und Hörigkeitsverband hört für immer auf. — Ohne Entschädigung sind aufgehoben: 1. Die Patrimonialgerichtsbarkeit und die grundherrliche Polizei, 2. die aus dem guts- und schutzherrlichen Verbande fließenden persönlichen Abgaben und Leistungen. — Alle auf Grund und Boden haftenden Abgaben nnd Leistungen, insbesondere die Zehnten, sind ablösbar. — Im Grundeigenthum liegt die Berechtigung zur Jagd auf eigenem Grund und Boden; die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden, Jagddienste, Jagdfronden und andere Leistungen für Jagdzwecke sind ohne Entschädigung aufgehoben.“

Wie hieraus ersichtlich, unterschied man sorgfältig zwischen abzulösenden und unentgeltlich aufzuhebenden Rechten; um diesen Punkt bewegte sich auch hauptsächlich die Debatte.

Schlöffel und Andere stellten sich auf den extremen Standpunkt, daß alle Feudallasten, sie mochten in baaren oder persönlichen Leistungen bestehen, ohne Entschädigung aufzuheben seien. Aber solches Verfahren erschien als eine Spoliation und fand nur geringe Unterstützung; der in den Grundrechten ganz vor Kurzem verkündete Fundamentalsatz, „das Eigenthum ist unverletzlich“, sollte auch hier maßgebend sein. Nur solche Rechte, die aus überwundenen politischen Verfassungsverhältnissen, namentlich aus

*) St. B. IV. 2388.
**) St. B. IV. 2391.

dem patriarchalischen Staate des Mittelalters datirten, ferner solche Rechte, die auf ursprünglichen Hoheitsrechten des Landesfürsten (Regalien) beruhten, wurden im Interesse des Gemeinwohls zur Aufhebung bezeichnet, so die gutsherrliche Polizei und Gerichtsbarkeit, so das Jagdrecht auf fremdem Boden, „ein Nachtstück in der Geschichte Deutschlands", wie ein Redner es nannte.

Wohl wurde auch das andere Extrem laut, daß alle aufzuhebenden Rechte abgelöst werden müßten; sonst mache man sich eines Eingriffs in Privatrechte und einer Verletzung eben jenes Paragraphen von der Unantastbarkeit des Eigenthums schuldig. Georg v. Vincke stellte sich auf diesen sogen. Rechtsboden. „Man hat sehr oft," sagte er, „den schwer zu ermittelnden rechtsgeschichtlichen Standpunkt mit dem rechtlichen Standpunkt verwechselt; man hat untersucht, auf welche Weise ein Recht vor 400 oder 500 Jahren entstanden sei. Ich glaube nicht, daß es die Aufgabe der hohen Versammlung sein kann, auf diesen Weg der rechtshistorischen Untersuchung zurückzugehen. Es kommt hier nur darauf an, ob ein solches Recht jetzt zu Recht besteht, und daß dies bei den in Rede stehenden Rechten der Fall ist, wird doch Niemand bestreiten; sonst bedürfte es ja zur Aufhebung nur der einfachen Klage." Man erwiderte ihm, er seinerseits verwechsele fortwährend Besitz und Recht; im Besitze sei Vieles widerrechtlich, und die Versammlung habe grade die Aufgabe, Besitz und Recht auszugleichen; ein hundertjähriges Unrecht würde durch seine Dauer nicht zum Recht. Ein Hoheitsrecht müsse den Händen von Privatpersonen, denen es nicht gebührt, wieder entzogen werden; Entschädigung sei nur für diejenigen Rechte zu leisten, welche, aus Vertragsverhältnissen entsprungen, einen privatrechtlichen Charakter an sich tragen.

Indem die Nationalversammlung in dieser vorsichtig abwägenden Weise die für alle Einzelstaaten verbindlichen Grundprinzipien aufstellte, überließ sie der Landesgesetzgebung die näheren Bestimmungen über die Art ihrer Ausführung. —

* * *

Noch einmal gab ein Paragraph der Grundrechte den Anlaß zu einer großen wirthschafts- und sozialpolitischen Debatte; sie führt uns bereits in das Jahr 1849 hinüber.

Am 8. Februar stand auf der Tagesordnung der § 30 des Entwurfs (§ 173 der Reichsverfassung), dahin lautend: „Die Besteuerung soll so geordnet werden, daß die Bevorzugung einzelner

Stände und Güter in Staat und Gemeinde aufhört."*) Diese kurzen Worte, wie sie damals im Entwurf des Verfassungsausschusses zuerst ausgesprochen wurden, entfesselten alle in der Versammlung schlummernden Gedanken über die beste Steuerverfassung, über direkte und indirekte Steuern, über Zollgesetzgebung, über Schutz der Arbeit, über die Arbeiterfrage überhaupt. Schon ein Minoritätserachten des Ausschusses verlangte u. A., daß erklärt werde, die Fürsorge für Arbeitsunfähige sei Sache der Gemeinde, bezw. des Staates; ein anderes, daß eine fortschreitende Einkommensteuer eingeführt und daß alle Abgaben, welche auf den nothwendigsten Lebensmitteln haften, vermindert und demnächst aufgehoben würden. Aus dem Schooße der Nationalversammlung selbst wurde beantragt, alle Besteuerung solle auf die fortschreitende Einkommensteuer, bezw. Einkommen- und Vermögenssteuer beschränkt, dieser auch die Zivillisten und Apanagen sowie die Pfarrgüter unterworfen, alle anderen direkten und indirekten Steuern aber für unzulässig erklärt werden.

In Betreff der unfreiwillig Arbeitslosen wurde vorgeschlagen, daß, wenn ihnen keine verwandtschaftliche oder genossenschaftliche Hülfe würde, die Gemeinde, bezw. der Staat, ihnen den Unterhalt gewähren müsse, und zwar, so weit als irgend möglich, durch Anweisung von Arbeit; das sei nicht das berüchtigte Recht auf Arbeit, sondern nur das Recht, nicht zu verhungern.**) Andere forderten jenes Recht auf Arbeit ganz ausdrücklich: „Den unfreiwillig Arbeitslosen muß die Gemeinde, beziehentlich der Staat, Arbeit gewähren.***)" Eisenstuck regt eine Art moderner Invaliditätsversicherung an: „Sie müssen Institutionen schaffen, die jedem Arbeitgeber nach Maßgabe der Arbeitskraft, die er verwendet, die Verpflichtung auferlegen, während der Verwendung der Arbeitskraft, d. h. während der faktischen Dauer des Vertrages, eine Steuer zu bezahlen nur zu Gunsten der Arbeiter. Diese Steuer muß in die Staatskasse fließen und öffentlich verwaltet werden; die Verwendung der Steuer darf nichts anderes sein als die Ausgleichung der Arbeitskraft, wie sie sich absorbirt hat, d. h., sie muß zu materieller Unterstützung von Arbeits-Invaliden, zur Errichtung von Pensionshäusern u. s. w. dienen. . . . Wenn diese Maßregel durchgeführt würde, nicht in den Einzelstaaten, sondern für das ganze Reich,

*) St. B. VII. 5100
**) St. B. S. 5119.
***) St. B. S. 5101.

ich glaube, wir würden Wunder sehen, und ich bin überzeugt, daß die soziale Klage zum großen Theil verstummen würde."*)

So wirbelten die mannigfaltigsten Anregungen durcheinander. Wir fragen: welche Stellung nahm zu alledem der Volkswirthschaftsausschuß? Er hatte nicht unterlassen, über den zur Debatte gestellten § 30 auch seinerseits sich zu äußern, ja, er legte ein Majoritäts- und ein von sechs Mitgliedern unterzeichnetes Minoritätsgutachten vor; ihr Gegensatz aber beruhte im Wesentlichen auf der großen Streitfrage, ob Schutzzoll oder Handelsfreiheit. Auf Grund dreier Petitionen, die theils jedem Arbeitwilligen eine seinen Kräften angemessene Arbeit und einen den menschlichen Bedürfnissen angemessenen Lohn, theils der deutschen Arbeit einen wirksamen Schutz gegen fremde Mitbewerbung gewährleistet zu sehen wünschten, erklärte die Mehrheit in ihrem Berichte, Alles sei in der That an ausreichender Beschäftigung gelegen, und wäre erst das quantitative Mißverhältniß der Arbeit zu den Arbeitern gehoben, so würde von selbst auch das Mißverhältniß des Lohnes verschwinden. Aber nicht durch Gesetze und Zwang sei hier zu helfen, sondern der Staat könne nur indirekt einwirken, und unter den Mitteln, die aufgezählt werden, erscheint als elftes und letztes: „das Inslebenrufen der ganzen deutschen Zolleinheit unter Gesetzen, welche der nationalen Arbeit angemessenen Schutz gewähren." Der Ausschuß empfiehlt daher, daß die Nationalversammlung einen die Arbeit verbürgenden Paragraphen in die Grundrechte nicht aufnehmen, dagegen jene drei Petitionen dem Reichshandelsministerium zu dem Ende überreichen möge, „bei Entwerfung des Tarifs den Schutz der Arbeit in Berücksichtigung zu ziehen.". Demgegenüber beantragt das Sondergutachten der Minorität, die Nationalversammlung wolle beschließen, „die vorerwähnten Petitionen dem Reichsministerio des Handels zu geeigneter Berücksichtigung in gleicher Weise mitzutheilen, wie dies auch bei den vom entgegengesetzten Standpunkte ausgehenden Petitionen zu geschehen haben werde."

Bei der Diskussion sandten beide Parteien ihre schlagfertigsten Redner zur Vertretung ihrer Theorien ins Gefecht; Moritz Mohl namentlich kam in einem von stürmischem Bravo aufgenommenen Vortrage auf den Gedanken zurück, alle vernünftige Hülfe bestehe darin, daß man dem Arbeiter die nationale Arbeit sichere: „es

*) St. B. S. 5106.

wäre das größte Unrecht gegen den deutschen Arbeiter, wenn wir den Engländer, den Franzosen, den Schweizer mit der Arbeit für deutsches Bedürfniß erhalten wollten, während der deutsche Arbeiter neben diesem Arbeitsbedürfnisse darbt." Die zweitägige Verhandlung endete damit, daß mit 317 gegen 114 Stimmen beschlossen wurde, weil die Aufstellung allgemeiner Besteuerungsgrundsätze und die Empfehlung oder Verwerfung bestimmter Arten von Steuern nicht in die Verfassung gehöre, sondern Verwaltungssache der Einzelstaaten, bezw. des Reiches sei, die in sämmtlichen zu § 30 gestellten Minoritätserachten beantragten Bestimmungen nicht in die Grundrechte aufzunehmen. Es behielt bei dem einfachen Satze des Verfassungsausschusses sein Bewenden. Von den beiden Anträgen des Volkswirthschaftsausschusses gelangte nur derjenige der Majorität, also der schutzzöllnerische, zur Annahme durch die Versammlung. —

* * *

Nur wenige Tage später, am 15. Februar, kam es anläßlich des Reichsgesetzes über die Wahlen der Abgeordneten zum Volkshause zu einer fünftägigen und sehr in die Tiefe gehenden sozialpolitischen Verhandlung.*) Zur Vorlage dienten der Entwurf des Verfassungsausschusses und die jeden Paragraphen begleitenden Minoritätsanträge; der Volkswirthschaftsausschuß als solcher trat diesmal nicht hervor. Die große Debatte knüpfte gleich an die ersten zwei Paragraphen an. Der erste lautete: „Wähler ist jeder selbständige, unbescholtene Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat." Der § 2 umgrenzte den Begriff der Selbständigkeit. „Als nicht selbständig, also von der Berechtigung zum Wählen ausgeschlossen, sollen angesehen werden: 1) Personen, welche unter Vormundschaft oder Kuratel stehen oder über deren Vermögen Konkurs- oder Fallitzustand gerichtlich eröffnet worden ist, 2) Personen, welche eine Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln beziehen oder im letzten, der Wahl vorhergegangenen Jahre bezogen haben, 3) Dienstboten, 4) Handwerksgehülfen und Fabrikarbeiter, 5) Tagelöhner." Die vier Minoritätsgutachten richteten sich hauptsächlich gegen die Nummern drei, vier und fünf: Dienstboten, Handelsgehülfen und Fabrikarbeiter, Tagelöhner; diese drei Kategorien sind es ja auch, die für uns vornehmlich in Betracht kommen.

Berichterstatter des Ausschusses war der Göttinger Professor

*) St. B. VII. 5218.

Georg Waitz. Man habe Bedenken getragen, sagte er, das Wahlrecht an einen Zensus zu knüpfen; dennoch halte man bei direkter Wahl, und diese lag im Plane, eine Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts für nothwendig. So sei man auf den Maßstab der Selbständigkeit und auf jene fünf Positionen gekommen, von denen die beiden ersten geringe Schwierigkeiten machen, die folgenden drei aber tief in die Lebensverhältnisse eingreifen und diejenigen Berufsarten auszuscheiden suchen, welche nach allgemeinem Ermessen den Einzelnen seiner vollen Selbständigkeit berauben und mit einer gewissen Nothwendigkeit fremdem Einflusse unterwerfen, in aufgeregten Zeiten der lockenden Stimme der Freiheit, viel gewöhnlicher aber der Macht des Arbeitgebers. — An Einwürfen gegen diese Ansichten und Vorschläge hatte es schon innerhalb des Ausschusses bei dessen langen und sorgfältigen Erwägungen nicht gefehlt; dennoch glaubte die Mehrheit, sie festhalten zu sollen, und der Bericht ist bemüht, jene Einwürfe zu widerlegen. Wie vergeblich dies gewesen, zeigte die Diskussion, die nun eröffnet wurde und einen für die Ausschußanträge über alles Erwarten ungünstigen Verlauf nahm.

Die Gegner wiesen darauf hin, daß das Parlament selbst aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen sei und keinen Grund habe, seinen eignen Ursprung zu verleugnen; daß man mit Aufstellung jener drei Kategorien die größere Hälfte der Urwähler ausschließe; daß man dadurch das Volk in zwei feindliche Heerlager theile und den Frieden der Gesellschaft zerstöre; daß dagegen durch das allgemeine Wahlrecht ein Kampfplatz auf gesetzlichem Boden, gleichsam ein Sicherheitsventil für die öffentliche Meinung gewonnen werde. Daß auch die Frauen und die minderjährigen Männer vom Wählen ausgeschlossen seien, lasse sich mit jener Zurücksetzung ganzer Bevölkerungsklassen nicht vergleichen. Die Abneigung gegen den Entwurf war so allgemein, daß selbst die gewichtigsten Männer der Rechten ihn nicht unterstützten. Beseler gab einem mäßigen Zensus den Vorzug, indem er forderte, daß der Wähler entweder eine direkte Staatssteuer von drei Thalern zahle oder ein jährliches Einkommen von 200 Thalern habe. Auch Gagern ergriff das Wort, um in ähnlichem Sinne zu sprechen; Carl Mathy schloß sich einem zuletzt von Lette vertretenen Vorschlage an, der ein partiell indirektes Wahlverfahren in sich schloß, nämlich dahin ging, daß diejenigen, welche jährlich eine Steuer von drei Mark entrichteten oder 200 Mark Einkommen hätten, ihr Wahlrecht unmittelbar ausüben, diejenigen aber, welche einen geringeren Steuerbetrag entrichteten,

bezw. ein geringeres Einkommen hätten, es durch Wahlmänner ausüben sollten, welche sie aus ihrer Mitte, je einen auf 10 Urwähler, zu ernennen hätten.

Man berief sich in der Debatte vielfach auf Aussprüche berühmter Männer, wie Kant und Rotteck, oder auf Einrichtungen anderer Länder mit ganz anderen Verhältnissen. „Man streitet nicht mit der Waffe der Autoritäten," entgegnete hierauf Mittermaier mit Recht. Dieser, der Wortführer der Minderheit des Ausschusses, errang zuletzt einen durchschlagenden Erfolg. Siegreich bekämpfte er ebenso den Zensus und die Waitz'schen Kategorien, wie das eben geschilderte Zehntelseelenprojekt, indem er die soziale Lage theils jener angeblich Unselbständigen, theils vieler angeblich Selbständigen, namentlich der kleinen Gewerbsleute, beleuchtete. Als es endlich zur Abstimmung kam, ergab sich eine überwältigende Einmüthigkeit gegen alle Beschränkungen. Gleich im ersten Satze fiel das Wort „selbständig" als Attribut des Wählers mit 422 gegen 21 Stimmen, und der Ausschließungsparagraph 2 umfaßte nur noch die unter Kuratel Stehenden und Armenunterstützung Beziehenden; der Beselersche Zensus wurde mit 322 gegen 117 Stimmen, endlich der Antrag Lette mit 299 gegen 125 verworfen.

Dies war am 20. Februar geschehen, und es erklärt sich zum Theil durch die bald darauf beginnenden bewegten Tage der Kaiserwahl; der Hinblick auf die bevorstehende Hauptentscheidung hatte die rechte Seite des Hauses ja, wie wir wissen, gerade in der Frage des Wahlgesetzes zu vielen Zugeständnissen an die Linke veranlaßt. Dann folgte der kurze Jubel des 28. März, dann die Ablehnung der Krone durch Friedrich Wilhelm IV., und das Werk der Paulskirche war gescheitert

Wohl tagte man noch bis zum 30. Mai in Frankfurt, und als gute Haushalter brachten die Herren des Volkswirthschaftsausschusses noch gleichsam ihre Geschäfte zum Abschluß, indem sie am 1. Mai sehr umfangreiche Petitionsberichte, die namentlich auf die Verhältnisse der Leineweber und Spinner, sowie auf diejenigen des Tuchmachergewerbes ein grelles Licht warfen, der Versammlung zur Beschlußfassung vorlegten.*) Doch der Berichterstatter Degenkolb selbst konnte nur beklagen, daß Gegenstände, die die ganze Theilnahme des Hauses hätten in Anspruch nehmen sollen, zu einer Zeit

*) St. B. IX. 6372.

auf die Tagesordnung kämen, wo man sich kaum in der Lage befinde, ihnen diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sie in so hohem Grade verdienten. Diskussionslos genehmigte das Parlament die Ueberweisung der Petitionen an das Reichsministerium zu sachdienlicher Berücksichtigung.

* * *

Wir sind am Ziele. Aus dem Mitgetheilten ergiebt sich, daß das Parlament von dem ersten Tage seines Bestehens an bis zu seiner Auflösung von dem wärmsten Bestreben erfüllt war, den Nothleidenden im Lande durch umfassende und doch maßvolle gesetzgeberische Maßregeln Hülfe zu bringen. Tiefe Achtung vor jeder redlichen Arbeit bekundete sich auf allen Seiten des Hauses bei der Wahlrechtsdebatte; man eröffnete durch Gewährung der Freizügigkeit einem jeden Deutschen den Aufenthalt, die Niederlassung, die Erwerbsthätigkeit im ganzen weiten Vaterlande, ohne doch die Gemeinden überlasten oder die Untüchtigkeit fördern zu wollen. Wie durch ungehemmten Verkehr im Innern, wünschte man durch besonnen zu regelnden Schutz nach außen der Arbeitslosigkeit nach Kräften zu steuern, den Arbeitsertrag zu erhöhen, dem Arbeitsunkräftigen eine Zuflucht zu gewähren.

Man hat den wirthschafts- und sozialpolitischen Verhandlungen des Frankfurter Parlaments kaum je Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Zeitgenossen selbst versagten ihnen allmählich die Theilnahme, man fand sie schleppend, ermüdend. Ein Dahlmann verhielt sich bei solchen Berathungen nicht nur im Plenum, sondern auch im Verfassungsausschuß meist schweigend.*) Rümelin spricht ihnen zwar nicht die Wichtigkeit, aber den Reiz und das Interesse ab: „Die Gallerien," so schrieb er damals dem „Schwäbischen Merkur," „werden mit jedem Tage leerer. . Wenn es so fortgeht, ist kein Ende abzusehen."*) Wohl auf Grund solcher zeitgenössischen Auffassungen redet auch Sybel in der „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." von dem „Redefluß über die Grundrechte, der seine trägen Fluten unerschöpflich weiter wälzte ... Je gewissenhafter man zu arbeiten strebte, desto theilnahmloser sah die Bevölkerung diesem Mühsal der einst so gefeierten Versammlung zu. Es ist oft unvermeidlich, immer aber ein Schaden auch für Parlamente, wenn sie dem Rufe der Langweiligkeit verfallen."*) Es liegt in diesen

*) Springer, Fr. Christoph Dahlmann, Bd. II, S. 299—300.
*) G. Rümelin, Aus der Paulskirche, Stuttgart 1892, S. 25.
*) H. v. Sybel, Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I., Bd. I. S. 205—206.

Worten eine ungerechtfertigte Schärfe, heute ungerechtfertigter, als einst im Munde der Zeitgenossen. Als Rümelin in der Mitte der 70er Jahre auf jene „abschätzigen" Urtheile wieder zu reden kam, tadelte er selbst sie mit Strenge und sprach die Ueberzeugung aus, daß das Urtheil der Geschichte und Nachwelt wohl anders lauten werde.*)

Die Sinnesweise der Menschen ist in der That eine andere geworden; die Gleichgültigkeit gegen wirthschaftliche und soziale Fragen, die einst in den weitesten Kreisen der Gebildeten herrschte, ist geschwunden. Wilhelm Roscher hat uns ein charakteristisches Wort des Hallenser Geschichts-Professors Leo aufbewahrt, das sonst unter dem Wust der Tagespresse vergessen und begraben wäre.**) In einer Rezension der Eugen Sueschen Romane, Evangelische Kirchenzeitung 1844, sagte Leo: Ganz unvermeidlich finde sich sehr vieles Elend auf Erden, hauptsächlich in den niederen Klassen und in den großen Städten. Nun habe zum Glück die Macht der Gewohnheit alle diejenigen, welche fortwährend durch jenes Elend berührt werden, mit einer heilsamen „Schwielenhaut" versehen, wodurch sie manches, das uns Anderen unerträglich sei, leicht ertrügen. Diese Schwielenhaut ihnen abzuziehen, sei Grausamkeit. Roscher bemerkt dazu: „Wäre jenes Elend ganz ohne Hoffnung des Besserwerdens, so hätte Leo Recht. Das ist es aber Gottlob nicht. Thäte Jedermann seine Pflicht, so könnten sich allerdings auch die niederen Klassen zu behaglicher, menschenwürdiger Lage erheben."

Die Frankfurter Nationalversammlung, insbesondere die Nationalökonomen in ihr, waren von dieser Pflicht, auf welche Roscher hinweist, innig durchdrungen, und oft, wenn die politische Wiedergeburt Deutschlands mißlingen zu wollen schien, wünschten sie wenigstens die materielle Besserung, die materielle Einheit des Deutschen Volkes zu sichern. Sie wiesen mit klarem Blicke, wie wir oben gesehen haben, auf den heilsamen Fortschritt hin, den Preußen auf dem Boden der alten Bundesverfassung und trotz dieser durch Gründung des Zollvereins herbeigeführt hatte. So hofften sie denn wohl mit Recht, daß, wenn die politische Einigung nicht zu Stande kommen sollte, die Schaffung der wirthschaftlichen Einheit Deutschlands die beste Vorarbeit dafür sein würde. Ging doch auch das Zollparlament des Jahres 1867 dem ersten Reichs-

*) G. Rümelin, Reden und Aufsätze, Tübingen 1875, S. 172—173.
**) W. Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, S. 1029.

tage des neuerstandenen Deutschen Bundesstaates um vier Jahre voraus. Die Nationalökonomen des Frankfurter Parlaments standen dadurch in einem gewissermaßen methodischen Gegensatze zu den Nationalpolitikern im engeren Sinne; und wer möchte bezweifeln, daß ihr näher liegendes praktisches Ziel damals hätte leichter erreicht werden können, als jenes ideale Ziel, welches sie ja mit allen Patrioten theilten? Den wirthschafts- und sozialpolitischen Beschlüssen des Parlaments würden sich auch Preußen und Oesterreich, da es sich um keine Machtfrage handelte, willig unterworfen haben.

Doch betreten wir den Boden unfruchtbarer Konjekturen nicht. Es ist ja Alles anders gekommen, und das heutige Deutschland darf auf die Entwicklung seiner Geschicke mit Genugthuung zurückblicken. Das Jahr 1848 aber war kein verlorenes im Leben der Nation, nicht in ihrem staatlichen und nicht in ihrem wirthschaftspolitischen Leben. Von der Rednerbühne des Frankfurter Parlaments aus drang, mehr als es auf irgend einem anderen Wege hätte geschehen können, nationalökonomische Belehrung und Reife in die Nation. Die gebildeten, wie die minder gebildeten Kreise haben sich seit jener Zeit mit reger und immer regerer Theilnahme für alle in dies Gebiet einschlagenden Fragen erfüllt. Die Bedrängten empfinden jetzt trotz jener vermeintlichen „Schwielenhaut" den Druck ihrer Lage, und wir Andren sind bemüht, sie davon zu heilen. Denn wir glauben mit Roscher an die Möglichkeit der Heilung; wir hoffen, wie es auch jene patriotischen Volkswirthe des Jahres 1848 gethan, auf die dereinstige friedliche Lösung der ozialen Frage.



Schriften von und über Viktor Hehn.

Von

Ivo Bruns.

Viktor Hehn: Ueber Goethes Hermann und Dorothea, aus dessen Nachlaß herausgegeben von A. Leitzmann und Th. Schiemann. Stuttgart (Cotta) 1893. VI. 164 S.

Derselbe: Reisebilder aus Italien und Frankreich, herausgegeben von Th. Schiemann. Stuttgart (Cotta) 1894. XX. 372 S.

Theodor Schiemann: Viktor Hehn, ein Lebensbild. Stuttgart (Cotta) 1894. VIII. 348 S.

Im 66. Bande dieser Zeitschrift hat Berthold Delbrück, unmittelbar nach dem Tode Viktor Hehns, eine feinsinnige Charakteristik dieses vielseitigen Gelehrten gegeben. Seitdem haben uns verschiedene Publikationen das Bild seiner Persönlichkeit noch näher gerückt. Wichmann gab Hehns an ihn gerichtete Briefe aus den Jahren 1876 – 90 heraus, Schiemann veröffentlichte aus seinem Nachlaß drei größere Arbeiten Hehns, de moribus Ruthenorum, über Goethes Hermann und Dorothea (dies in Verbindung mit A. Leitzmann) und die Reisebilder aus Italien und Frankreich. Nach einer kürzeren Charakteristik der wissenschaftlichen Bedeutung Hehns im Calvarischen Jahresbericht von Schrader schrieb dann Schiemann ein ausführliches „Lebensbild".

Auch in dieser Biographie führt zu einem großen Theile Hehn selbst das Wort. Zahlreiche und z. Th. umfangreiche Mittheilungen aus seinen Briefen, Tagebüchern und wissenschaftlichen Aufzeichnungen bilden ihren Grundstock, dem sich ein wohl orientirender

Bericht und die sachverständige Reflexion des Verfassers bescheiden unterordnet. Diese Mittheilungen fließen für die Jugend und das Alter am reichlichsten. Aus der traurigsten Zeit in Hehns Leben, der Verbannung nach Tula, und aus der fruchtbarsten Periode seines Schaffens, den Petersburger Jahren, ist das Material am spärlichsten.

Auf der Darstellung der Persönlichkeit Hehns ruht der Nachdruck der Arbeit, und es ist keine Phrase, wenn man sagt, daß damit zahlreichen Lesern ein Herzensbedürfniß befriedigt wird.

Der Balte Hehn ist im Jahre 1874 aus Petersburg nach Berlin übergesiedelt, und hat dort bis zu seinem Tode, 17 Jahre, gelebt. Aber obwohl sich ihm damit ein in seiner Entwicklung und Bildung tief begründeter Wunsch erfüllte, ist er in Berlin — das zeigt Schiemanns Biographie deutlich — fast ein Fremder geblieben. Es ließen sich hieran sehr unerfreuliche Betrachtungen knüpfen. Auch B. Delbrück spricht mit Bitterkeit von der Gleichgültigkeit, mit der die deutsche, insbesondere die Berliner gelehrte und litterarische Welt die Nachricht von dem Tode des großen aber unzünftigen Gelehrten aufnahm.

Und dennoch wird Hehns Name für lange Zeit eine wirksame Kraft in unserem Geistesleben bedeuten. Daß seine Prosa zu den Zierden unserer Litteratur gehört, bestreitet wohl Niemand, aber auch in rein wissenschaftlicher Beziehung wird er lebendiger bleiben, als Mancher, dessen Arbeit vielleicht eine größere Reihe unbestrittener Ergebnisse aufzuweisen hat. Seine linguistischen Behauptungen sind vielfach anfechtbar, auf manchen Punkten erheben Botanik und Zoologie gegen seine pflanzen- und thiergeschichtlichen Resultate Einspruch (über beides belehren uns die neuesten Ausgaben seines Hauptwerkes mit unbehaglicher Eilfertigkeit), seine völkerpsychologischen Charakteristiken lassen sich als z. Th. einseitig, seine litterargeschichtlichen Urtheile als subjektiv angreifen, kurz für einen betriebsamen und streitbaren Rezensenten würde es nicht eben schwer sein, sein gesammtes Lebenswerk als überwunden hinzustellen.

Aber trotz alledem wird man zu Hehns Arbeiten immer wieder zurückkehren nicht nur als zu einer Quelle des reinsten litterarischen Genusses, sondern auch ganz besonders wissenschaftlicher Anregung.

Das Geheimniß dieser Wirkung beruht in der ihm eigenthümlichen Verbindung eines scharfen wissenschaftlichen Verstandes und einer unvergleichlich frischen, durchaus dichterischen Anschauung.

Indem er das einzelne Problem nüchtern und methodisch verfolgte, war ihm die Kette aller verwandten Fragen in einer Fülle von lebensvollen Bildern gegenwärtig. Seine wohlgeschulte linguistische, historische und naturwissenschaftliche Bildung operirte Hand in Hand mit einer unerschöpflichen und immer thätigen Phantasie, welche seine Methode nicht verwirrte, sondern bereicherte. In der einzelnen Landschaft, dem einzelnen Menschen, in jeder natürlichen oder sprachlichen Erscheinung erkannte er nicht nur durch Kombination das Produkt vielfältigster historischer Momente, sondern diese spielten sich auch mit dramatischer Anschaulichkeit vor seinem Geiste ab. In seinem Stil und der Art seines Vortrages spiegeln sich diese Vorgänge in einer Weise wieder, daß auch auf den Leser etwas von der Energie dieser Anschauungen übergeht. Dieser lernt aus der Lektüre Hehns weit mehr, als er aus seinen Werken excerpiren kann. Sein Blick wird umfassender, geschärfter, seine Kombination muthiger. Auf anderen Arbeitsgebieten thätig, wird er sich oft gar nicht bewußt sein, daß er Hehnsche Anregungen benutzt. Aber die eigenthümliche Wärme, die von Hehns Schriften ausgeht, wird kein aufmerksamer Leser verkennen. Obwohl die von ihm selbst publizirten Werke die Persönlichkeit des Verfassers vornehm zurücktreten lassen, kann man gar nicht umhin, zu dem Autor in ein näheres Verhältniß zu treten.

Deßhalb, sagte ich, werde vielen durch die persönlichen Mittheilungen der Schiemannschen Schrift ein Herzensbedürfniß befriedigt. Hier lernen wir zum ersten Male diese verehrungs- und liebenswerthe Persönlichkeit genauer kennen. Anlage und Schicksale machen die Eigenart seiner Produktion jetzt ganz verständlich.

Wie nur natürlich, ist jene Kraft der lebendigen Anschauung bei Hehn nichts Anerzogenes, sondern die Grundlage seines Wesens. Der Biograph sagt, Hehn sei sich darüber klar gewesen, daß er nicht zum Poeten geboren sei. Richtig ist das doch nur soweit, als man dabei an Versemachen denkt. Gerade die Biographie zeigt deutlich, daß Hehn von Haus aus eine durchaus dichterische Natur ist. Wir sehen hier, wie ihm in der Jugend eine fast hellseherische Reizbarkeit, insbesondere historischen Eindrücken gegenüber, eigen war, die in einzelnen Momenten ans krankhafte streifte. Das erste Anschauen des mittelalterlichen Köln stürzt ihn in eine Art von Delirium. Als der Sechsundzwanzigjährige das Heimathsdorf der Hehns in Franken aufsucht, verschwindet ihm sozusagen das Gefühl

der eigenen Persönlichkeit vor dem Bewußtsein, ein Glied der plötzlich vor ihm aufsteigenden Geschlechtsreihe zu sein. Auch wo er sich scheinbar in einer ganz anderen Gedankenrichtung bewegt, in den Bekenntnissen an den Bruder über das Studium der Hegelschen Philosophie, äußert sich die philosophische Begeisterung als historische Phantasie: er sieht die Denker früherer Zeiten vor sich, fühlt die Fäden, die ihn mit ihnen verbinden.

Nur eine Begleiterscheinung dieser Reizbarkeit sind die Aeußerungen krankhafter Nervosität, welche die Mittheilungen aus Hehns Jugend mehrfach enthalten. Oft spricht er aus, daß er sich schwach, elend und verlassen fühle, er empfindet die mittellose, durch die Geburt nicht gehobene Stellung. Es ist der Rückschlag jener gesteigerten Intuition, in Momenten wo sie nachläßt, und der scharfe Kontrast der umgebenden nüchternen Wirklichkeit sich ihm aufdrängt. Je erregter sein Innenleben ist, um so häufiger und schärfer äußern sich diese Empfindungen. Nur natürlich, daß die Stimmungsberichte aus der ersten italienischen Reise besonders oft davon handeln.

Aber Hehn war wohl eine nervöse, indessen durchaus keine schwache Natur. Die Gefahren, welche eine solche bis zur Exaltation erregbare Phantasie in sich birgt, hat er durch eiserne Arbeit bekämpft und damit erreicht, daß, was sein Wesen bei größerer Nachgiebigkeit hätte erschlaffen können, vielmehr zu einem Hauptorgan seiner produktiven Thätigkeit wurde.

Die Art, in der ein einigermaßen selbständiger Kopf sich die Mittel zu seinen Leistungen erarbeitet, wird sich nie genau nachrechnen lassen. Ganz gerade Wege geht nur die vollkommene Mittelmäßigkeit. In Hehns wissenschaftlicher Entwickelung werden die Ziele erst zu der Zeit klar, wo die reifen Früchte vorliegen. Was wir über seine Arbeiten in den Hauslehrerjahren, auch während der italienisch-französischen Reise hören, könnte den Eindruck des Liebhaberthums und der Zersplitterung machen. In Wirklichkeit haben wir darin eine im antiken Geiste von jeder Rücksicht auf den äußeren Erfolg unabhängige Rezeption des Wissens zu sehen. Die Engigkeit der Verhältnisse, die ihn oft bedrückte, übte auf die freie Selbstbestimmung seiner Arbeit keinerlei Einfluß aus. Er folgte lediglich dem Zwang der in ihm wachsenden Probleme und durchmaß selbstforschend Gebiete des Wissens, wie sie Wenige in gleichem Umfang beherrschen. Litterarischer Ehrgeiz war ihm nicht fremd,

aber die vornehme Zurückhaltung, die sich nur zu der Veröffentlichung des nach allen Seiten Ausgereiften entschließt, überwog.

Dafür war er mit 33 Jahren in einer Weise Herr eines weiten und innerlich verarbeiteten Wissens, daß ihm in den verschiedensten Bethätigungssphären ein voller Erfolg sicher war. Es war ein Zufall, der ihn im Jahre 1846 vor die Aufgabe stellte, in Dorpat die deutsche Sprache und Litteratur zu lehren. Er wurde ihr gerecht, wie er zahlreichen anderen genügt haben würde, wenn sie sich ihm geboten hätten, — in der vollkommensten Weise. Der Biograph erzählt, daß Hehn in diesen Jahren eine Zierde der Dorpater Universität gewesen sei. Was er über seine Vorlesungen und Entwürfe mittheilt, zeigt überall den reifen Hehn. Eine wundervolle Frucht dieser Zeit — wenn sie auch erst einige Jahre später abgeschlossen wurde — liegt jetzt in der Schrift über Goethes Hermann und Dorothea vor.

Diese ersten Meisterjahre erfuhren eine furchtbare Unterbrechung. Politisch verdächtigt, wurde Hehn monatelang in die Kasematten der Petersburger Zitadelle gesteckt, dann folgten die 4 Jahre der Verbannung in das barbarische Tula. Was für den zart organisirten Mann dies Schicksal bedeutete, versteht sich von selbst. Aber seine innere Reife war ihm gewachsen, er unterlag nicht. Seine Beobachtung erweiterte sich, seine Pläne gediehen im Stillen fort, so daß, als die Leidenszeit zu Ende war, und er in den glücklichen Petersburger Jahren Luft, Licht und eine gedeihliche Umgebung wiederfand, die schönsten Früchte seines Lebens, die Werke „Kulturpflanzen und Hausthiere“ und „Italien“ nun rasch ihrer Vollendung entgegen gingen.

Die Petersburger Jahre bedeuten ohne Frage den Höhepunkt in Hehns Schaffen. Die oben genannten großen Arbeiten beschäftigten ihn nicht ausschließlich. Er war daneben in den verschiedensten Richtungen thätig. Amtlich zunächst als Bibliothekar, weiterhin als wissenschaftlicher Hülfsarbeiter für Zwecke der kaiserlichen Regierung (Schiemann theilt davon im ersten Anhang eine sehr interessante Probe mit), dann als politischer und kritischer Publizist. Es ist sehr zu wünschen, daß, was von diesen zerstreuten Arbeiten noch vorhanden ist, gesammelt und dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werde.

Im Vergleich zu dieser Periode seines Lebens ist die letzte Berliner Zeit unfruchtbar zu nennen. Es läßt sich nicht verschweigen, daß Berlin auf Hehn ungünstiger gewirkt hat, als Tula. Hehn hat

sein Hauptwerk „Kulturpflanzen und Hausthiere“ dort zwar für die späteren Auflagen noch erweitert, zu einer Weiterführung dieser Arbeiten in dem alten großen Stil ist er nicht gekommen. Auch die Schrift über „das Salz“ stammt noch aus der letzten Petersburger Zeit. Hehn giebt gelegentlich als Grund für die bedauerliche Thatsache an, daß ihm die Benutzung der weit von seiner Wohnung entlegenen Bibliothek Schwierigkeiten bereite. Sicherlich aber ist diese äußerliche nicht die eigentliche Ursache. Er fand keinen Anschluß an das wissenschaftliche Berlin, er war hier nicht getragen von dem warmen Verständniß, welches sein Thun in dem Petersburger Kreise gefunden hatte. Ein Gefühl der Unlust und Vereinsamung kam immer stärker über ihn und lähmte seine Schaffenslust. So beschränkt sich seine Produktion in diesen Jahren auf die Studien, denen wir die „Gedanken über Goethe“ verdanken.

* * *

In dieser letzten Schrift hat Hehn viel ältere Pläne wieder aufgenommen. Schiemann theilt Skizzen und Dispositionen aus der Tulaer Zeit mit, welche sich mit den „Gedanken über Goethe“ nahe berühren.

Diese Bruchstücke, sowie die gleichzeitig bekannt gewordene Schrift über Hermann und Dorothea gewähren jetzt in die litterargeschichtliche Thätigkeit Hehns einen volleren Einblick, als ihn die „Gedanken über Goethe“ allein ermöglichten. Es mag deshalb eine kurze Besprechung der eigentlichen Impulse zu diesen Arbeiten gestattet sein.

Ich vermuthe, daß die Mehrzahl der heutigen Goetheforscher und Litterarhistoriker Viktor Hehn wohl in seiner Art gelten lassen, ihn aber nicht zu den Ihren rechnen wird. Obwohl er ein trefflicher Philolog und voll feinem Verständniß für das Individuelle war, haben ihn zu der produktiven Beschäftigung mit unserer Litteratur weder philologische noch biographische Interessen geführt. Es war nicht die litterarische Erscheinung als solche, nicht ihre unmittelbaren Voraussetzungen und Nachwirkungen, was ihn anzog.

Auch dem litterarischen Monument stand er als Historiker gegenüber, es fesselte ihn aus einem doppelten Grunde. Einmal, weil er in ihm das Produkt langer kulturgeschichtlicher Entwickelungsreihen erkannte, die es ihn reizte, bis in die entlegensten Ausgangspunkte der Geschichte, des Volksthums, der Sprache, bloszulegen. Aeußerst charakteristisch ist hierfür eine von Schiemann, S. 156 mitgetheilte Skizze, die ich in extenso vorlegen möchte:

„Danach Beantwortung der Frage: was brach den alten stockenden Zustand und machte Goethes Erscheinen möglich? 1. Der übersinnliche Einfluß — trotz aller Epigramme und Lustspiele gegen die Spötter und Freigeister. Dieser Einfluß, ein negativer, esoterischer, heimlich schleichender, wie unmerkliche und doch wirksame Einflüsse einer Wetterveränderung. Ueberhaupt giebt es gewisse Konstellationen und unbegreifliche Formen, die die Stimmung eines Jahrhunderts bewirken, man weiß nicht wie und woher. 2. Mystik — Hamann Sie war schon im 17. Jahrhundert aufgetreten, aber damals unwirksam. Theils Verfolgung, z. B. gegen Bücher, theils Ableitung in den Katholizismus. 3. Der Kaufmannstand. Augsburg und Nürnberg waren untergegangen in Folge der Entdeckung Amerikas, im Norden hatten sich jetzt Leipzig und Hamburg hervorgethan. In Leipzig verkehrte der junge Lessing mit Schauspielern, in Hamburg mit dem Theater. In letzterer Stadt schon Schuppius, Hagedorn, Flemming. 4. Die Unruhe, Verwirrung, Bewegung des siebenjährigen Krieges gerade in dem stationären Norddeutschland. Bei Lessing wirkten 1, 3 und 4 zusammen, bei Herder 1 und 2. Die Universitäten thaten zur Wiedergeburt nichts. Sie hemmten. Mecheln, Sorbonne. Sie sind überhaupt kein Palladium u. s. w. Im Mittelalter wichtig, damals gar nicht deutsch. In Salerno Medizin (Zauberei, Giftbereitung, von jeher südlich und orientalisch. Von dort kamen die Pharmakopolae u. s. w. des Horaz), in Bologna Juristen (altväterisches Erbtheil jener Gegenden), in Paris klassisches Land des mittelalterlichen Christenthums, Jeanne d'Arc, Kreuzzüge, heiliger Bernhard, Gerson, Petrus Waldus, Scholastik u. s. f.), Prag war nur halbdeutsch, aber mit Krakau sehr einflußreich. Wittenberg wurde bald Zentrum der Finsterniß, der Zunftgeist. . . . Die verknöcherte Ueberlieferung. Weder Lessing, noch Schiller, noch Goethe Universitätskinder. Jena machte eine kurze Ausnahme. Aber wie sah es in Erlangen, Heidelberg, Helmstädt, Rostock, Greifswald u. s. w. aus.“

Wir sind nicht mehr im Stande, dies Gewirr nur von Weitem angedeuteter Beziehungen im Einzelnen zu verfolgen, aber wir sehen daraus, wie die Betrachtung poetischer Kunstwerke auf ihn wirkte. Stärker als der ästhetische, reagirte sein historischer Sinn. Die hinter dem Individuum und seinem engeren Kreis liegenden entfernten Vorbedingungen wurden ihm in langer Kette und vielfacher Durchkreuzung lebendig.

Beide Werke über Goethe sind getragen von dieser Anschauungs-

weise. In dem späteren tritt sie besonders im 1. Abschnitt hervor. Den Ausgangspunkt bildet hier der auf einer reichlichen Sammlung von Selbstzeugnissen beruhende ebenso schlagend wie anmuthig durchgeführte Nachweis, daß Goethes Individualität durchaus in der südwestdeutschen Volksart wurzele. Dazu tritt die Schilderung des Gegensatzes, in dem sich der nordostdeutsche Typus dem südichen gegenüberstellt. Beide werden mit vollendetem Feinsinn und größter Plastik gezeichnet. Goethe, dies ist das Ergebniß — der Repräsentant südlicher reicherer Lebensgestaltung, erscheint also, indem er sich allmählich dem Norden annähert, als die Verschmelzung der Gegensätze. Es vollzieht sich in ihm die Ausfüllung der durch den rauheren Norden geschaffenen nationalen Form mit dem schönen Inhalt des weicheren Südens.

Man fühlt schon beim Lesen des Endes dieses Referats, daß Hehns Deduktion hier eine etwas gewagte Wendung nimmt. In der That ist dieser Theil seiner These nicht ohne Gewaltsamkeit durchgeführt, wie das Berthold Delbrück a. a. O. richtig nachgewiesen hat. Es ist nicht die einzige Partie des späteren Werkes, in welcher der Mißmuth der letzten Periode sich in einer gewissen grillenhaften Ueberspannung an sich richtiger Gedanken äußert.

Die Schrift über Hermann und Dorothea ist davon frei. Als das vollkommenste Beispiel der hier besprochenen Methode möchte ich ihren zweiten Abschnitt (S. 26—51) anführen. Ihm liegt die Frage zu Grunde, weßhalb der Stoff für das Epos Hermann und Dorethea kein epischer war. Hehn erweitert das Problem durch den Hinweis auf die bekannten Börneschen Angriffe gegen Goethe und sucht die Lösung in der Erklärung von Goethes politischer Indifferenz überhaupt.

Ich will diese Erklärung nicht inhaltlich referiren, sondern nur auf ihre dem eben besprochenen Abschnitt ganz gleichartige Richtung des Gedankens hinweisen. Es unterliegt für Hehn keinem Zweifel, daß der fraglichen Erscheinung Ursachen zu Grunde liegen müssen, die weit vor Goethe liegen. Deßhalb spielen dessen individuelle Neigungen gar keine Rolle in Hehns Ausführungen. Diese zielen vielmehr darauf hin, die in der Geschichte, in dem Volkscharakter begründete durchaus unpolitische Natur der sich in Goethe vollendenden Geistesbewegung des 18. Jahrhunderts klarzulegen. Es hieße nach Hehn die kulturgeschichtliche Stelle, welche Goethe ausfüllt, vollkommen verkennen, wollte man politische Spekulationen und Empfindungen in ihm suchen, welche sich nur

unter gänzlich anderen Vorbedingungen bilden konnten. Daher ist es ebenso falsch, mit C. Grün derartige Gedanken in Goethe hineinzudeuten, wie mit Dahlmann unter unbilliger Herabsetzung der gleichzeitigen heterogenen französischen Leistungen die Grenzen zu verkennen, welche Goethe wie der ganzen deutschen Geistesbewegung, in der er steht, gezogen sind. „Nach dem Maß der Geschichte des Welttheils und der Geschichte der europäischen Menschheit im Großen gemessen, ist der einzige Voltaire unendlich wichtiger als alle vier genannten Deutschen (Winkelmann, Lessing, Goethe, Schiller) zusammen und es müßte eine wahre Festlust für einen Historiker sein, seinen Einfluß zu schildern.“ Die erstaunliche Fülle an Beobachtungen historischer und volkspsychologischer Art, die durchsichtige Klarheit der Darstellung, die weitsichtige Gerechtigkeit der Abwägung aller Momente machen diesen Abschnitt zu einer Perle unserer historischen Litteratur.

Die andere Seite der Hehnschen Litteraturforschung möchte ich folgendermaßen bezeichnen. Es ist nicht sowohl der Dichter und sein Werk, was ihn anzieht, als das Weltbild, das sich in jenem wiederspiegelt. Auch für das Sprachliche gilt das. Nicht die Goethesche Sprache als solche, sondern die Phase der deutschen Sprache, die in Goethe vorliegt, beschäftigt ihn. Beides wird nicht minder durch die von Hehn mitgetheilten Skizzen wie durch die Schriften über Goethe bestätigt. In dem Buch über Hermann nnd Dorothea bieten zwar die Analyse der Charaktere, der Sitten und Lebenssphäre, die Prüfung der Diktion u. s. f. den trefflichsten Kommentar zu dem Werke, aber das Interesse, das sie ins Leben rief, ist nicht das des Interpreten, der seinen Text erklären will, sondern das des Geschichtsforschers, der aus dem vorliegenden Werke, als einer hervorragenden Quelle, das Wesen seines Volkes zu einer bestimmten Zeit kennen lernen will. Nicht anders ist der zweite Haupttheil der „Gedanken über Goethe“ zu beurtheilen. Die Kulturwelt, die in der Gesammtheit der Goetheschen Dichtung lebt, sucht der Forscher aus ihr herauszuschälen. In den Kapiteln „Naturformen des Menschenlebens“ „Stände“ ist Goethe nicht Objekt, sondern Quelle der Forschung.

* * *

Wie uns die posthume Veröffentlichung der Schrift über Hermann und Dorothea Einblick in eine frühere Phase der Hehnschen Litteraturforschung gewährt, so lernen wir in den „Reisebildern

aus Italien und Frankreich" eine Vorstufe zu dem Werke „Italien" kennen.

Niedergeschrieben sind sie zuerst 1839 auf 40 während der Reise, überarbeitet 1840 auf 41. Fast 24 Jahre später erschien die erste Auflage von „Italien". Der Charakter beider Arbeiten ist ein sehr verschiedener, nicht nur weil die Aufgabe in beiden eine ganz andere ist — die erste ein subjektiver Reisebericht, die zweite eine Geschichte der Landschaft, der Sprache, des Volkes in abgeschlossenen Bildern des gegenwärtigen Zustandes, — auch der Unterschied der Jahre macht sich, was bei den Schriften über Goethe weniger der Fall ist, bemerkbar.

Freilich eine große Reife des Urtheils zeigt auch der Reisebericht, die nirgends mehr hervortritt, als in den in der Vorrede von Schiemann mitgetheilten*) Betrachtungen Hehns über die Wirkung Italiens auf Deutschland in den Jahren 1789—1830. Niemand würde auf den Gedanken kommen, daß diese kulturgeschichtliche Darstellung in ihrer überlegenen Ruhe aus der Feder eines 26jährigen stammen könne, der noch dazu damals zum ersten Male der Wucht der italienischen Eindrücke ausgesetzt war. Dagegen verräth sich in dem Radikalismus mancher historischen und politischen Reflexion die Jugend des Verfassers. Dann und wann bedient sich auch die Sprache rhetorischer Wendungen, die dem späteren Hehn fremd sind.

Und doch liegt vor Allem in der Sprache der Werth dieser Publikation, Grimm hat sie mit Recht gepriesen. „An Goethe und den Alten gebildet" nennt er sie. Ich glaube indessen, daß Hehn in diesen Jahren von Goethe noch weniger beeinflußt war. Er spricht mit einer gewissen Kühle von ihm. Auch hat die gedrungene Plastik seiner Schilderungen eine Knappheit und Härte, die mich nicht an dies Vorbild denken läßt. Wohl aber ist die Kunst, mit der er eine überströmende Fülle von einzelnen Erinnerungen und Beobachtungen zu einheitlichen Gesammtbildern in einander zu fügen weiß, bewunderungswürdig und dem späteren Werke verwandt, wenn auch in der Wirkung verschieden. Die goldige Heiterkeit, welche über die Beschreibungen „Italiens" ausgegossen ist, fehlt den „Reisebildern". Auch wo sie die sonnigsten Gegenden schildern, ist die Darstellung der „Reisebilder" in einen schwermüthigen Ernst getaucht.

*) Im Herbst 1839, also vermuthlich in Rom, geschrieben, dürften sie als ein Theil der Reisebilder angesehen werden.

Hehn war in seiner Jugend keine heitere Natur. Ich erwähnte schon in anderem Zusammenhang, daß die Stärke, mit der er Eindrücke aufnahm, ein dauerndes Wohlgefühl nicht aufkommen ließ. Eine Art von Schmerzempfindung begleitete gerade die höchsten Genüsse des Anschauens bei ihm. Auch litt er unter den beschränkten Mitteln, die ihm bei jener Reise zu Gebote standen. Er ist oft der Verzweiflung nahe bei den vielen kleinen Widerwärtigkeiten des Tages, wofür Schiemann (S. 47) das schöne Bekenntniß mittheilt: „es ist ein Trost und eine Heilung, gegen sich selbst sich auszusprechen, den erscheinenden, vielfach bestimmten und beschränkten Menschen in den reinen und freien Gattungsmenschen zu verwandeln und alle trüben Eindrücke, indem man sie zu Gegenständen der Beobachtung macht, in die Ferne zu rücken. Das ist der Reiz steter abendlicher Wiederholung des am Tage Erfahrenen.“ Ganz anders wirkt auch in dieser Beziehung „Italien“. So wenig der Autor hier von sich spricht, so athmet doch jede Zeile das Behagen des virtuosen Beobachters, der die Kunst des Reisens zu einem geläuterten Epikureismus ausgebildet hat.

Es ist schwer, angesichts dieser Publikationen und ihrer Reichthümer ein Ende zu finden; aber ich muß abbrechen.

Unter all' den, sei es in sich geschlossenen sei es fragmentarischen, Stücken aus Hehns Nachlaß, die wir Schiemann verdanken, ist nichts Unbedeutendes, Werthloses. Beruht dies nur auf der bedächtigen Auswahl des Herausgebers? Der Eindruck, den das Gebotene macht, spricht dagegen und macht den Wunsch rege, diesen Nachlaß in vollem Umfange kennen zu lernen.

Unsere Strafrechtspflege.

Von

Staatsanwalt **Dr. Buehl.**

Im November-Heft der „Preußischen Jahrbücher“ ist unter einem schon öfter gebrauchten Pseudonym „Gotthelf Weiter“ ein Aufsatz über „Das Grundübel unserer Strafrechtspflege“ erschienen, welchen weder der Laie, noch der Jurist mit derjenigen Befriedigung aus der Hand gelegt haben dürfte, die dem Bewußtsein, einen schweren Mißstand richtig erkannt und die geeigneten Mittel und Wege zur Abhülfe gefunden zu haben, zu entspringen pflegt. Auch dem Nichtfachmanne wird sich allmählich die Ueberzeugung aufgedrängt haben, daß, wenn „der Alp, der mit wachsendem Druck auf unserer Strafrechtspflege lastet“, sich durch die Kreirung einer Anzahl von neuen Richterstellen in Verbindung mit einem ministeriellen Hinweis auf etliche Paragraphen der Strafprozeßordnung „wie durch einen Zauberschlag verscheuchen ließe“, dann die Verlotterung unseres Richterstandes unmöglich bis zu einem solchen Grade gediehen sein kann, wie es von Gotthelf Weiter behauptet wird. Der Jurist wird in ihm unschwer einen Kollegen erkennen, der, irregeleitet durch Verbitterung und Pessimismus, sich in maßlosester Aufbauschung und kritikloser Verallgemeinerung vereinzelt dastehender Vorkommnisse dergestalt verloren hat, daß darüber der wahre Sitz des Uebels seinem Blicke völlig entgangen ist. Gotthelf Weiter, dessen ehrliche Absicht, vorhandene Schäden aufzudecken und zu bessern, nicht in Zweifel gezogen werden soll, hat damit thatsächlich dem Ansehen der Justiz einen empfindlichen Stoß versetzt.

Das Grundübel unserer Strafrechtspflege erblickt Gotthelf

Weiter in der Unzulänglichkeit der der Justiz vergönnten Arbeitskräfte und in dem ungünstigen Einflusse dieses Mangels auf unsere Strafgerichte. Die Justizverwaltung sah sich nach seiner Darstellung aus finanziellen Gründen der Unmöglichkeit gegenüber, ein den Erfordernissen der Promptheit und zugleich der Gründlichkeit gewachsenes Beamtenpersonal zu unterhalten und sie opferte daher die letztere der ersteren.

Schon die Behauptung von der Ueberbürdung unserer Strafgerichte kann nur mit einer erheblichen Einschränkung als richtig zugegeben werden. Mag eine solche auch in den Großstädten und den Industrie-Zentren vorhanden sein, für die Bezirke mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung, d. h. für den größeren Theil unseres Vaterlandes, trifft Gotthelf Weiters Annahme, auch hinsichtlich der Strafkammern, nicht zu. Aus eigener, bei einem Landgerichte der letzteren Kategorie, gesammelter Erfahrung kann ich bezeugen, daß dort wöchentlich nur zwei Strafkammersitzungen stattfanden, in deren jeder bei durchschnittlich vierstündiger Dauer etwa drei bis fünf Fälle mit der denkbar größten Gründlichkeit abgeurtheilt wurden, ohne daß von einer Ueberhastung jemals die Rede gewesen wäre.

Weit anfechtbarer sind indessen Gotthelf Weiters Ausführungen über die von der Justizverwaltung aus jener angeblichen Ueberbürdung gezogenen Konsequenzen, sowie namentlich seine Darlegung der Verwaltungs-Grundsätze, welche zur Paralysirung des Mangels an Arbeitskräften den Strafgerichten gegenüber zur Durchführung gebracht sein sollen. Das „justizpolitische Programm" der Justizverwaltung faßt Gotthelf Weiter zusammen in den Worten:

> „vor Allem prompte Erledigung der Strafsachen, das
> „Wie der Erledigung kommt — mit dem Vorbehalt eines
> „angemessenen Verhältnisses zwischen Verurtheilungen und
> „Freisprechungen — erst in zweiter Linie in Betracht."

Gleichsam als das Medium, durch welches sie diese ihre Tendenzen den Gerichten vermittelt, erscheint die Staatsanwaltschaft, aus deren, das getreue Spiegelbild der Ideen und Wünsche der Justizverwaltung darbietendem Geschäftsbetriebe zur Kennzeichnung des von oben her inspirirten Geistes zwei Momente als besonders charakteristische nachdrücklich hervorgehoben werden: einmal die „Anspruchslosigkeit an den Schuldbeweis", gepaart mit unüberwindlicher Abneigung gegen, durch selbst sachlich nicht unmotivirte Beweisanträge des Angeklagten hervorgerufene Verzögerungen, und

wegen Verbrechens oder Vergehens Verurtheilten überhaupt. (d. i. etwa 1¼ pro mille.) Daneben kommen freilich noch Geheimbündelei, Aufreizung zum Klassenhaß und Beleidigungen politischer Natur in Betracht, hinsichtlich deren die Statistik ziffermäßige Feststellungen nicht enthält. Man liest zwar oft genug Berichte über dergleichen Prozesse, aber zahlreich sind letztere darum nicht, es wird nur jeder einzelne Fall in der Presse breitgetreten. Uebrigens muß noch konstatirt werden, daß auch in der großen Mehrzahl der sogenannten politischen Sachen das Einschreiten der Staatsanwaltschaft nicht auf die Anregung irgend einer Behörde, sondern auf die Anzeige von Privatpersonen zurückzuführen ist. Und vollends findet eine Einwirkung von oben her auf das einmal eingeleitete Verfahren so gut wie garnicht statt. Mir ist wenigstens aus meiner zehnjährigen Praxis nur ein einziger Fall des direkten Eingreifens der Justizverwaltung in ein Ermittelungsverfahren politischer Natur bekannt und da ging ihre Anweisung nicht etwa auf Erhebung der Anklage, sondern dahin, von einer solchen aus praktischen Erwägungen Abstand zu nehmen.

Jeder Substantiierung entbehrt endlich Gotthelf Weiters Behauptung über die auf Erzielung eines „angemessenen" Verhältnisses zwischen Verurtheilungen und Freisprechungen gerichteten Bestrebungen der Justizverwaltung und mit ihr der Staatsanwaltschaft. Weder ist erkennbar gemacht, welches Verhältniß den genannten Behörden als das angemessene vorschwebt, noch welche Mittel zu dessen Erreichung angewendet werden. Wer freilich, wie Gotthelf Weiter, unter völliger Nichtbeachtung der Thatsache, daß die zweifelhafteren Fälle überhaupt nicht zur Hauptverhandlung gelangen, von der Voraussetzung ausgeht, die Chance für ein gerechtes Urtheil einem ungerechten gegenüber verhalte sich wie eins zu eins, bei dem wird man es erklärlich finden, wenn er dem Irrthum verfällt, daß ein den Zahlen 100 zu 22 entsprechendes Verhältniß der Verurtheilungen zu den Freisprechungen, wie es die deutsche Kriminalstatistik ausweist, nur durch unerhörten Druck Seitens der Justizverwaltung auf die Strafgerichte erzielt sein könne.

Steht es einerseits für Gotthelf Weiter außer Zweifel, daß die Staatsanwaltschaft die Verkörperung des bösen Prinzips in unserer Strafrechtspflege bildet, so ist ihm auf der anderen Seite völlig klar, daß die Justizverwaltung ihre verderblichen Tendenzen nicht zur Geltung bringen könnte, solange ihr ein aus charaktervollen, in

sich gefestigten Naturen bestehender Richterstand gegenüberstände. Dem von der Staatsanwaltschaft im Sinne des Sprichwortes: „Böse Beispiele verderben gute Sitten“ auf die Gerichte mittelbar auszuübenden „unheilvollen Einflusse“ korrespondirt demgemäß in Gotthelf Weiters Augen die Tendenz der Justizverwaltung, die Richter auf einen Zustand geistiger Hörigkeit herabzudrücken, um sie dann desto sicherer durch unmittelbar applizirte Zuchtmittel unter ihren Bann zwingen zu können.

Die auf ein „to break“, auf die Schmeidigung des Charakters abzielende Dressur beginnt, genau wie im Thierreiche, mit einer Hungerkur. — Es ist ja gewiß bedauerlich, daß unsere jungen Juristen heutzutage genöthigt sind, zwei bis drei Jahre hindurch unentgeltlich thätig zu sein, aber die Justizverwaltung ist hieran völlig unschuldig. Sie hat nicht nur nichts gethan, um diesen ihr angeblich erwünschten Zustand zu schaffen oder aufrechtzuerhalten, sondern sie war stets bestrebt — es sei nur an den Assessorenparagraphen erinnert, — ihn thunlichst zu beseitigen.

Es folgt die Zeit des Hülfsrichterthums, d. h. nach Gotthelf Weiter das Stadium versuchsweiser Prämiirung der Rückgratlosigkeit durch Diäten, die natürlich dem, der noch etwas Festigkeit und Unabhängigkeit an den Tag legt, alsbald wieder entzogen werden. Beweis: Die Geschichte von dem bei der Abstimmung in der Strafkammer umgefallenen Assessor. Hat sich der letztere in der That durch die Drohung des Vorsitzenden mit der Abgabe eines Separatvotums gegen seine bessere Ueberzeugung zu einer dem Angeklagten ungünstigen Abstimmung bewegen lassen, so ist das allerdings als ein sacrificium intellectus zu brandmarken. Als Beweis kann aber ein solcher, nach Gotthelf Weiters eigenem Zeugnisse, vereinzelt dastehender Fall doch nur dafür dienen, daß jener Assessor der für einen Richter nothwendigen Festigkeit des Charakters und Selbständigkeit des Denkens durchaus ermangelte. Aus einem solchen Vorgange auf das Fehlen der letzteren Eigenschaften bei den Hülfsrichtern überhaupt zu schließen, bedeutet eine durchaus unzulässige und nicht scharf genug zurückzuweisende Generalisirung. Uebrigens halte ich es nicht einmal für ausgeschlossen, daß der betreffende Assessor nicht aus Servilismus, sondern überzeugt durch die von seinen älteren Kollegen beigebrachten Gründe seine ursprüngliche Ansicht geändert hat, denn das angedrohte Separatvotum, welches in den Akten blieb und das Geheimniß der Abstimmung durch Nennung

der Namen der beiden dissentirenden Gerichtsmitglieder garnicht preisgeben durfte, kann doch kaum als ein zur Herbeiführung eines so folgenschweren Meinungswechsels geeignetes Mittel angesehen werden.

Aber auch die Unabhängigkeit des etatsmäßig angestellten Richters wird von Gotthelf Weiter kaum höher angeschlagen, als die des als Hülfsrichter fungirenden Assessors: „es genügt hier auf die Kapitel Beförderung, Versetzung, Geschäftsvertheilung, Urlaub und Pensionirung hinzuweisen.“

Ich kann es verstehen, daß man von sozialdemokratischer Seite unseren Richtern den Vorwurf macht, daß sie nach ihrer Herkunft, Erziehung, Ausbildung und nach dem ganzen Milieu, in dem sie leben, der Denk- und Handlungsweise des Volkes nicht das nöthige volle Verständniß entgegenbringen; für geradezu absurd aber halte ich den Glauben an einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Kapiteln Versetzung, Urlaub u. s. w. und den mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein im Widerspruche stehenden Entscheidungen unserer Strafgerichte! Geschäftsvertheilung, Urlaub und Pensionirung sind hier schon deßhalb völlig auszuscheiden, weil sie, als auf Gesetz beruhend, der willkürlichen Handhabung durch die Justizverwaltung entzogen sind. Die Geschäftsvertheilung geschieht durch das Präsidium des Gerichts; auf einen Monat Urlaub hat jeder Richter Anspruch und die Versetzung eines Richters in den Ruhestand oder an eine andere Stelle kann wider seinen Willen nur kraft richterlicher Entscheidung erfolgen. Daß gerade in letzterer Beziehung die bestehenden Vorschriften zur Wahrung der richterlichen Unabhängigkeit vollkommen genügen, dafür legt die kürzlich im Reichstage erfolgte einmüthige Ablehnung der sozialdemokratischen Abänderungsanträge zu § 8 des Gerichtsverfassungsgesetzes beredtes Zeugniß ab. Es kann sich also nur noch um die Nichtberücksichtigung der Wünsche eines seine Versetzung anstrebenden Richters und um die Beförderung handeln. In ersterer Hinsicht weiß ich, daß sachlich begründete Versetzungsgesuche auch solcher Richter, die mit ihren Vorgesetzten in steter Fehde lagen, Berücksichtigung gefunden haben, während andererseits etwaige Beschwerden von Richtern, welche sich vergeblich um Beförderung in höhere Stellen beworben haben, naturgemäß mit der nöthigen Vorsicht aufzunehmen sind. Daß solche Klagen aber nur selten laut werden, scheint doch dafür zu sprechen, daß man in den betheiligten Kreisen wenigstens den guten Willen der Justizverwaltung,

den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen, anerkennt. Zu erwägen möchte allerdings sein, ob nicht die Justizverwaltung über die Qualität der in Betracht kommenden Persönlichkeiten besser unterrichtet sein würde, wenn Beförderungen nicht, wie bisher, nach Anhörung lediglich des Präsidenten, sondern auf Vorschlag des gesammten Präsidiums des betreffenden Gerichtes erfolgten.

Wenn Gotthelf Weiter es schließlich unternimmt, zwischen dem englischen und dem deutschen Richter eine Parallele zu ziehen, und es dem letzteren gewissermaßen zum Vorwurf macht, daß er seinem englischen Kollegen nicht ebenbürtig sei, so zeugt dies von sehr mangelhafter Kenntniß der englischen Zustände. Während nämlich allein in Preußen 4064 Richter erster Instanz thätig sind, beträgt die Gesammtzahl der für England und Wales thätigen Richter nur 84. Bei den enormen Anforderungen, welche unter diesen Umständen an die Arbeitskraft des einzelnen Richters gestellt werden, erscheinen in England von vorneherein nur juristische Kräfte allerersten Ranges zum Richteramte befähigt. Charakteristisch für die Stellung des englischen Richters ist, daß die Mitglieder des high court noch heute bei ihren Rundreisen durch die Grafschaften unter Entfaltung mittelalterlichen Pompes feierlich eingeholt werden, sowie daß ihr Gehalt bis zu 8000 Pfd. Strl. = 160000 Mark beträgt*). Will man trotz der völlig ungleichartigen Verhältnisse einen Vergleich zwischen deutschen und englischen Richtern ziehen, so kann man den letzteren höchstens unsere Präsidenten oder Reichsgerichtsräthe gegenüberstellen und der deutsche Land- oder Amtsrichter braucht sich daher nicht allzusehr zu grämen, wenn er die Machtstellung seines englischen Kollegen nicht zu erreichen vermag.

Der eigentliche Heerd der unsere Strafrechtspflege heimsuchenden Krankheit liegt jedoch nach Gotthelf Weiter nicht sowohl in den bisher erörterten persönlichen Defekten unseres Richterthums, als vielmehr in dem in unseren Strafgerichten üblich gewordenen mißbräuchlichen Verfahren, welches er als eine „durch die Mündlichkeit verpfuschte schriftliche Prozedur" charakterisirt, die der einzelnen Sache nicht gerecht werde und sie in Folge dessen auch nicht nur nicht der Spruchreife zuzuführen vermöge, sondern sogar der Verurtheilung Unschuldiger geradezu Vorschub leiste. Um den letzteren, geradezu ungeheuerlichen Vorwurf zu erhärten,

*) Vgl. die im Augusthefte der „Preuß. Jahrbücher" enthaltene Abhandlung des Amtsgerichtsraths Wilferstädt über das Rechtsleben Englands und der Vereinigten Staaten im Vergleich mit dem unsrigen.



schickt Gotthelf Weiter — gemäß dem Bibelworte: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ — seiner Darstellung des Verfahrens, wie es angeblich in der Praxis, den gesetzlichen Vorschriften geradezu zum Hohne, geübt wird, die Erzählung eines Justizmordes als der nothwendigen Frucht jenes unerhörten Verfahrens voraus. Schweres Mißtrauen gegenüber unseren Gerichten und tiefstes Mitleid mit ihren unglücklichen Opfern müssen Jeden erfüllen, der von dem furchtbaren Schicksale jenes unschuldig zu vierjähriger Zuchthausstrafe verurtheilten Dausenauer Bäckermeisters liest und sich dabei vergegenwärtigt, wie nach Gotthelf Weiters Darstellung eine solche Verurtheilung zu Stande kommt. Nun, Weiters so beredte Schilderung leidet nur an einem Fehler: sie entspricht nicht den Thatsachen! Durch Urtheil der Strafkammer in Limburg vom 24. September 1883 war der Bäckermeister S. aus Dausenau auf Grund der durch zahlreiche Indizien unterstützten Aussagen zweier zwölfjähriger Mädchen wegen Sittenverbrechens zu 4 Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Während er bei der Hauptverhandlung, in welcher ihm übrigens ein Vertheidiger zur Seite stand, seine Schuld bestritten hatte, hat er an dem auf seine Verurtheilung folgenden Tage erklärt, sich bei dem Urtheile beruhigen und auf Rechtsmittel verzichten zu wollen. Elf Jahre später, also nachdem S. seine Strafe längst verbüßt hatte, hat das eine der beiden Mädchen auf dem Sterbebette seine vor Gericht gemachte Aussage eingeschränkt, jedoch in einer Weise, daß der Thatbestand des Verbrechens gegen § 176 Nr. 3 des Strafgesetzbuches, auf Grund dessen die Verurtheilung des Angeklagten erfolgt war, bestehen blieb. Der auf diese Angaben gestützte Wiederaufnahmeantrag des Angeklagten ist durch Beschluß der Strafkammer vom 13. März 1895 nach eingehender Beweiserhebung als unbegründet verworfen worden, indem das Gericht zu der Ueberzeugung gelangt war, daß die neuerlichen Angaben des Mädchens nicht nur unerheblich, sondern auch objektiv unrichtig seien. Die gegen diesen Beschluß ergriffene sofortige Beschwerde ist vom Strafsenat des Oberlandesgerichts zu Frankfurt a. M., nachdem auch noch das andere der beiden Mädchen eidlich vernommen war und seine frühere Aussage bestätigt hatte, durch Beschluß vom 12. November 1895 verworfen worden. — So steht es also um die „Unschuld“ jenes Dausenauer Bäckermeisters und es kann daher Gotthelf Weiter der schwere Vorwurf nicht erspart

bleiben, daß er diesen Fall, ohne sich über die wahre Sachlage gehörig informirt zu haben, zur Unterlage der denkbar schwersten Angriffe auf unsere Strafgerichte gemacht hat. Und dies geschah von Seiten eines Mannes, welcher den Vorwurf der Oberflächlichkeit gegen Andere erhebt! Da liegt in der That die Versuchung nahe, auf Grund des hier konstatirten Widerspruches zwischen der Wahrheit und der Darstellung Gotthelf Weiters des letzteren eigenes Rezept der Generalisirung auf seine folgenden Ausführungen zur Anwendung zu bringen, zumal da eine direkte Widerlegung angeblicher Erfahrungen nicht möglich, die Kritik hier vielmehr darauf beschränkt ist, offenbare Uebertreibungen festzunageln, sowie anderweite Erfahrungen denjenigen Gotthelf Weiters entgegenzustellen.

Wenn wirklich einmal ein Vorsitzender es ganz allgemein als seine Aufgabe bezeichnet haben sollte, „die Ergebnisse der Hauptverhandlung mit der Anklage in möglichste Uebereinstimmung zu bringen“, so folgt daraus für mich nur, daß der betreffende Vorsitzende seinen Beruf verfehlt hat. Gotthelf Weiter erhebt diesen Satz ohne Weiteres zu einem sämmtliche Strafkammer-Verhandlungen beherrschenden Prinzip und sucht dies zu beweisen, indem er den Leser einladet, ihm in die Audienz des (vielleicht gerade von jenem Vorsitzenden geleiteten) Strafgerichts zu folgen.

Die Verhandlung beginnt nach seiner Darstellung sogleich mit einer Gesetzesverletzung, indem der Vorsitzende den Inhalt der Anklageschrift, deren Verlesung das Gesetz verbietet, in indirekter Rede vorträgt. Einer schüchternen Entgegnung des Angeklagten begegnet er mit der „Schneidigkeit eines Korporals“, die den beklagenswerthen Inkulpaten auch des Restes seiner Fassung beraubt. In der Beweisaufnahme wird den Belastungszeugen durch Suggestivfragen lediglich das dem Angeklagten ungünstige Material entlockt, dessen belastende Bedeutung der Vorsitzende dann noch in einem sogenannten „Ruminat“ mit Nachdruck hervorhebt. Jede dem Angeklagten günstige Abweichung in den Zeugenaussagen wird überhört oder vertuscht, die Aussage der Entlastungszeugen dagegen im Ruminat möglichst abgeschwächt. Die Vertheidigung des Angeklagten hat sich in den engsten Grenzen zu halten, das letzte Wort, auf das vielleicht der Angeklagte noch eine letzte Hoffnung gesetzt hatte, bleibt ihm entweder — ausdrücklicher gesetzlicher Vorschrift zuwider — versagt, oder verhallt unbeachtet. Das Ende ist natürlich eine Verurtheilung, deren der Angeklagte schon sicher war, bevor man ihn überhaupt gehört hatte.

Zu einem solchen Zerrbilde dessen, was sie sein sollte, ist nach Gotthelf Weiters Schilderung die Hauptverhandlung ganz allgemein durch gewissenlose oder unfähige Vorsitzende herabgewürdigt. Da drängt sich denn doch die Frage auf, wie es möglich sein sollte, daß solche Zustände seit Jahr und Tag in unseren Strafgerichten herrschten, ohne daß die namentlich in Beziehung auf die Justiz äußerst empfindliche öffentliche Meinung laut und nachdrücklich ihre Stimme gegen eine derartige Entwürdigung einer der wichtigsten Staatseinrichtungen erhoben haben sollte. Bekanntlich ist unser Gerichtsverfahren ein öffentliches und wenn auch die regelmäßigen Zuhörer in den Gerichtssälen sich nicht gerade durch eine besonders entwickelte Urtheilsfähigkeit auszuzeichnen pflegen, so wohnen den Gerichtsverhandlungen doch meist Vertreter der Presse aller Parteien bei, von denen einige es sich gewiß nicht hätten entgehen lassen, solche Mißstände, wenn sie beständen, gebührend an den Pranger zu stellen.

Die noch am ehesten begründete, dafür aber am wenigsten belangreiche Beschwerde Gotthelf Weiters ist die, daß der Vorsitzende das Beweismaterial, anstatt es aus den in organischem Aufbau des Sachverhaltes vorzuführenden Zeugenaussagen zu schöpfen, vielfach dadurch dem Gericht unterbreite, daß er den Inhalt der Anklageschrift in Form von Vorhalten an den Angeklagten zum Vortrag bringe. Es soll nicht bestritten werden, daß einzelne Vorsitzende bei der verantwortlichen Vernehmung des Angeklagten zu sehr an der Anklageschrift kleben, indem sie z. B. einem seine Thäterschaft leugnenden Angeklagten schon bei seiner verantwortlichen Vernehmung aus der Anklage die Aussagen von Zeugen, die ihn erkannt zu haben behaupten, vorhalten, während dieser Vorhalt richtiger erst im Anschlusse an die Vernehmung der betreffenden Zeugen zu machen sein würde. Daß aber ein solches Verfahren für den Angeklagten große Gefahren in sich schlösse, ist nicht einzusehen, da derselbe sich gerade im Anschluß an die ihm vorher mitgetheilte Anklageschrift auf seine Vertheidigung vorbereitet hat, er somit etwaige Entlastungsmomente dann am ehesten anzuführen in der Lage sein wird, wenn sich die Verhandlung an die ihm bekannte Anklageschrift anschließt. Eine Beeinflussung des Gerichts durch einzelne derselben entnommene Vorhalte ist kaum zu befürchten, da die Anklage nur die wesentlichsten Momente enthält und diese ohnehin in der Beweisaufnahme ausführlich zu erörtern sind, sei es, daß der Zeuge, auf welchen sich die Anklage stützt, die

betreffenden Angaben wiederholt, sei es, daß er abweichend aussagt. Daß der Vorsitzende jede dem Angeklagten günstige Abweichung überhöre oder zu vertuschen suche, ist eine so unerhörte Behauptung, daß zunächst ihre Belegung mit Thatsachen gefordert werden muß. Nach meinen Erfahrungen haben, wenn etwa der Vorsitzende eine Abweichung oder ein novum nicht genügend zu würdigen schien, die Beisitzer oder der Staatsanwalt von ihrem Fragerecht stets ausgiebigen Gebrauch gemacht.

Gewiß mag dieser oder jener Vorsitzende mitunter einem Angeklagten gegenüber dasjenige Maß von Geduld und Selbstbeherrschung vermissen lassen, welches ihn unter allen Umständen auszeichnen sollte. Dies dürfte jedoch nur da vorgekommen sein, wo es sich um verlogene oder sonst renitente Individuen handelte, denn daß es einen Vorsitzenden gäbe, der im Stande wäre, mit einem schüchternen oder gar fassungslosen Angeklagten anders als in väterlich-wohlwollender Weise zu verkehren, ist doch kaum anzunehmen. Angeklagte der ersteren Gattung werden sich aber dadurch, daß sie vom Vorsitzenden hart angelassen werden, in ihrer Vertheidigung nicht beirren lassen. Uebrigens ist billigerweise zu berücksichtigen, daß gerade an die Nerven der Vorsitzenden recht hohe Anforderungen gestellt werden und daß auch sie ihre menschlichen Schwächen haben und menschlichen Irrthümern unterworfen sind. Wer häufig in die Lage kommt, sich anlügen lassen zu müssen, der wird naturgemäß leicht mißtrauisch und so mag es gewiß vorkommen, daß ein Vorsitzender auch einmal einem Angeklagten Unrecht thut; auf alle Fälle bleibt aber zu berücksichtigen, daß in jeder einigermaßen wichtigen Sache der Angeklagte schon im Vorverfahren Gelegenheit erhält, einem Richter sozusagen unter vier Augen alles mitzutheilen, was er auf die Anschuldigung zu entgegnen und zu seiner Vertheidigung vorzubringen hat, sodaß also von einer Ueberrumpelung durch den Vorsitzenden überhaupt nicht geredet werden kann. Daß endlich das vorgeschriebene letzte Wort dem Angeklagten entweder überhaupt nicht gestattet oder aber unbeachtet gelassen werde, vermag ich auf Grund meiner Erfahrungen nur als ebenso unzutreffend zu bezeichnen, wie Gotthelf Weiters fernere Behauptung, daß dem Angeklagten für seine Entlastung bezw. Vertheidigung die engsten Schranken gezogen würden. Ich habe gerade gefunden, daß man, um auch nur den Schein einseitiger Behandlung der Sache zu meiden, häufig vollkommen unnöthige Zeugen zuläßt und zur

Hauptverhandlung ladet, sowie daß in der letzteren im Hinblick auf die Bestimmung der Strafprozeßordnung, daß das Urtheil, als auf einer Verletzung des Gesetzes beruhend, der Aufhebung Seitens der Revisionsinstanz unterliegt, wenn die Vertheidigung in einem wesentlichen Punkte unzulässig beschränkt wurde, allen nicht ersichtlich nur auf Verschleppung der Sache abzielenden Beweisanträgen die weitgehendste Berücksichtigung zu Theil wird.

Weit schwerer noch als alle bisher erörterten fällt der Vorwurf ins Gewicht, daß der wesentlichste Bestandtheil der Beweisaufnahme, das Zeugenverhör, durch suggestive Befragung der Zeugen und das ihre Aussagen rekapitulirende Ruminat des Vorsitzenden eine tendenziöse Entstellung zu Ungunsten des Angeklagten erfahre. Auch hier kann es sich höchstens um vereinzelte Mißbräuche handeln. Im Allgemeinen wird der Zeuge stets zunächst aufgefordert, seine Wissenschaft zur Sache in zusammenhängender Rede dem Gerichte mitzutheilen, wobei allerdings nicht selten Unfähigkeit, zusammenhängend zu erzählen, übermäßige Weitschweifigkeit oder die Hineinziehung völlig unwesentlicher Dinge ein Eingreifen des Vorsitzenden und den frühzeitigen Uebergang zur Stellung bestimmter Fragen an den Zeugen geboten oder nothwendig erscheinen lassen. Darin, daß die Fragestellung keine suggestive sein darf und soll, stimme ich mit Gotthelf Weiter überein, wobei ich freilich der Meinung bin, daß die Suggestion doch schon eine recht starke sein müßte, um eine bestimmte, der Wahrheit nicht entsprechende Antwort des Zeugen zu erzielen. Bei der am nächsten liegenden mild-suggestiven Form: „Sie haben also den Angeklagten an dem betreffenden Abend bestimmt erkannt?" wird ein Zeuge wohl kaum anders antworten, als wenn die Frage gelautet hätte: „Haben Sie den Angeklagten bestimmt erkannt?" Uebrigens gelingt es dem Vorsitzenden, er mag fragen wie er will, in der Regel nicht nur nicht, aus den Zeugen mehr herauszuholen, als dieselben bei ihrer früheren, der That zeitlich näherliegenden richterlichen Vernehmung zu bekunden wußten, sondern recht häufig muß das Gedächtniß der Zeugen durch Vorhalt der früheren Aussage aufgefrischt werden, was die Prozeßordnung zuläßt. — Das Ruminat ist mir in der Praxis kaum je begegnet; ich würde es, wenn rein objektiv gegeben, für überflüssig, wenn auf die wesentlichsten Belastungsmomente aus der betreffenden Aussage beschränkt, für ungehörig erachten.

Werden von Gotthelf Weiter in Bezug auf die Form der

Beweiserhebung wenigstens bestimmte Beschwerdepunkte aufgestellt, so scheinen mir seine Ausführungen über die materielle Würdigung der Beweise in unseren Strafgerichten der Positivität durchaus zu ermangeln. Mit souveräner Verachtung über alles Bestehende hinwegschreitend, eifert er gegen einen angeblichen Formalismus, welcher die Präsumtion der Wahrheit beeidigter Zeugenaussagen aufstelle und die gegen die Glaubwürdigkeit unbeeidigter Aussagen obwaltenden Bedenken durch das „trügerische Beweismittel des glaubwürdigen Eindruckes“ zu beseitigen trachte, ohne sich irgendwie darüber zu äußern, welche Beweise denn eigentlich vor seinen Augen Gnade finden und eine Verurtheilung zu tragen relevant genug sind.

Ein absolut sicheres Mittel zur Erforschung der Wahrheit giebt es nicht; die wirksamste Garantie von allen gewährt noch der Eideszwang, der solange eine der Grundlagen unseres Strafprozesses wird bleiben müssen, als man nichts Besseres an die Stelle zu setzen weiß. Zwar sind im Jahre 1892 im Deutschen Reiche nicht weniger als 771 Personen wegen Meineides verurtheilt worden, diese Zahl erscheint jedoch verschwindend klein im Verhältniß zu der Unzahl der im gesammten Zivil- und Strafverfahren tagtäglich geleisteten Eide und es heißt daher das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man, weil Meineide vorkommen, eine eidliche Aussage nicht mehr als solche, sondern immer nur unter der Voraussetzung als beweiskräftig gelten lassen will, daß ihre Uebereinstimmung mit dem wahren Sachverhalte noch durch andere Momente dargethan wird. Und in welch' erschreckendem Maße würden sich z. B. Sittenverbrechen mit Kindern mehren, wollte man der Aussage letzterer, weil unbeeidigt, den Glauben schlechthin versagen! Mir scheint die von Gotthelf Weiter, allerdings nur zwischen den Zeilen, empfohlene prinzipielle Beanstandung selbst einwandsfreier Zeugenaussagen nicht nur formalistischer, als die von ihm bekämpfte seitherige Praxis, sondern ich halte sie für nahezu gleichbedeutend mit der völligen Lahmlegung unserer gesammten Strafrechtspflege.

Daß letztere ihr Ziel, die Ermittelung und Bestrafung des Schuldigen, nur in unvollkommenerem Maße erreicht, als es der Fall sein sollte und vielleicht auch könnte, sowie daß die hieraus resultirende Unzufriedenheit sich mehr und mehr in Mißtrauen gegen unsere Strafgerichte umgesetzt hat, sind Thatsachen, die heute kaum noch bestritten werden. Aber ebenso allgemein ist das dringende

Verlangen, dieses Mißtrauen beseitigt und das Ansehen der Gerichte im Volke wieder hergestellt zu sehen.

Welches ist denn nun die wahre Ursache des Uebels? Denn diese heißt es zunächst zu ergründen, um die geeigneten Heilmittel ausfindig machen und zur Anwendung bringen zu können. Gotthelf Weiter meint, unser Richterstand sei in letzter Linie durch Ueberbürdung auf eine abschüssige Bahn gerathen und er erwartet daher alles Heil von der Schaffung der erforderlichen neuen Richterstellen in Verbindung mit strengerer Beobachtung gewisser Vorschriften über das Verfahren in der Hauptverhandlung. Nach meiner Ueberzeugung dagegen treffen solche, lediglich gegen einzelne symptomatische Erscheinungen der Krankheit gerichteten Maßnahmen den Sitz des Uebels nicht und vermögen daher auch einen nachhaltigen Erfolg ebensowenig zu gewährleisten, wie die unlängst im Reichstage berathene Justiznovelle, welche — mochte sie auch hinsichtlich der Entschädigung unschuldig Verurtheilter, des summarischen Verfahrens für die Fälle der Ergreifung auf frischer That, der Ausdehnung der Privatklage, der gerichtlichen Zuständigkeit erhebliche Verbesserungen enthalten — doch immer nur ein neuer Flicken war, der auf ein altes Kleid gesetzt werden sollte.

Eine so rapide Einbuße an Ansehen, wie sie die Strafjustiz besonders in den letzten Jahren zu verzeichnen hatte, muß auf das Zusammenwirken verschiedener Faktoren zurückgeführt werden und da kommen zweifellos die ungerechtfertigte Verallgemeinerung einzelner bedauerlicher Mißgriffe, durch mangelhafte Berichterstattung hervorgerufene Irrthümer, tendenziöse Besprechung gerichtlicher Urtheile in der Presse und vielleicht auch eine gewisse ansteckende Wirkung der einmal aufgekommenen Verstimmung mit in Betracht. Der entscheidende Faktor liegt aber in der mehr und mehr zum Durchbruche gelangten Ueberzeugung, daß unser *Richterstand, dessen Entscheidungen vielfach mit den Anschauungen und Erfordernissen des praktischen Lebens, mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein unvereinbar sind, die erforderliche Fühlung mit dem Volke verloren hat.*

Hier heißt es also den Hebel ansetzen und da kann eine Vermehrung der *gelehrten* Richter selbstredend nicht frommen, sondern es muß dem Richterstande frisches Blut *aus dem Volke* zugeführt werden, soll er das verlorene Vertrauen des Volkes zurückgewinnen! Indem die Sozialdemokratie die „Wahl der Richter durch das Volk“ fordert, vertritt sie dieselbe Idee, nur in utopistischer und absolut

undurchführbarer Form. Aber es giebt zur Durchführung der als nothwendig erkannten Stärkung des praktischen Elements in der Rechtspflege auch einen für die Regierung gangbaren Weg und auf diesen weisen die Erfahrungen hin, welche mit den verschiedenen Gerichtsformen innerhalb unserer jetzigen, völlig systemlosen Gerichtsverfassung gemacht worden sind. Jetzt entscheidet bekanntlich in den unbedeutenderen Sachen das aus einem Richter und zwei Laien zusammengesetzte Schöffengericht, über die schwereren Vergehen und gewisse Verbrechen urtheilt die mit fünf (gelehrten) Richtern besetzte Strafkammer, während die schwersten Verbrechen der Zuständigkeit der Schwurgerichte unterstehen, in welchem zwölf Geschworene über die Schuldfrage, drei Richter über das Strafmaß erkennen. Darüber, daß es verfehlt ist, die Entscheidung gerade der schwersten und meist auch komplizirtesten Straffälle ausschließlich in die Hand von Laien zu legen, herrscht in juristischen Kreisen nahezu Einstimmigkeit; aber auch urtheilsfähige Laien, namentlich Geschworene selbst, vermögen sich der Einsicht nicht zu verschließen, daß zum Urtheilen etwas mehr gehört, als gesunder Menschenverstand und daß die fehlende juristische Schulung durch eine Rechtsbelehrung des Vorsitzenden nur unvollkommen ersetzt werden kann. Mit den Strafkammern ist die öffentliche Meinung am allerwenigsten einverstanden; hier will man ja eben durch Einführung der Berufung Remedur schaffen. Der allgemeinsten Anerkennung haben sich hingegen die Schöffengerichte zu erfreuen und dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn man die mit den gleichartig organisirten Kammern für Handelssachen und Gewerbegerichten gemachten günstigen Erfahrungen mit ins Auge faßt.

Somit dürfte in der Form der Schöffengerichte die richtige Mischung von Richterthum und Volksthum, von Sachverstand und Unbefangenheit gegeben sein, die, in allen Instanzen durchgeführt, nicht nur die Wiederherstellung des Ansehens unserer Strafgerichte verbürgen, sondern uns auch die erwünschte einheitliche Organisation derselben bringen würde. Für mich war daher der erfreulichste Abschnitt in der Berathung der Justiznovelle der Antrag des Abg. Rembold auf Zuziehung von zwei Landgerichtsschöffen zum Dreirichterkollegium der Strafkammer. In vortrefflicher, leider in der Presse unbeachtet gebliebener Rede wies der Antragsteller darauf hin, wie durch den Hinzutritt direkt aus dem Leben kommender Elemente die erwünschte Verschiebung des Schwerpunktes der Beurtheilung nach der praktischen Seite hin herbeigeführt

werde, wie die gelehrten Richter, indem sie, um ihre Auffassung zur Geltung zu bringen, genöthigt seien, einen der Laien zu ihr zu bekehren, selbst gezwungen würden, die Sache mehr zu individualisiren und so sich selbst klarer zu machen und wie die beiden Schöffen eine der Oeffentlichkeit im Strafprozesse vergleichbare Kontrolle auf die Berathungen ausübten, um nachher zu ihren Volksgenossen zurückzukehren und diesen zu erzählen, daß es in der Strafkammer „auch ordentlich zugehe." Der Regierungsvertreter erklärte sich zwar gegen den Antrag, weil die nöthige Anzahl von Schöffen nicht überall aufzutreiben sein werde, jedoch wäre diese sofort vorhanden, wenn an Stelle des die Anwesenheit von dreißig Geschworenen erheischenden Schwurgerichts das nur vier Schöffen erfordernde große Schöffengericht träte. Glaubt man indessen, sich von dem, einzelnen Leuten immer noch als das „Palladium der Freiheit" geltenden Schwurgerichte vorerst nicht trennen zu können, so ließe sich nöthigenfalls die Zahl der auf die Spruchliste zu setzenden Geschworenen meiner Meinung nach sehr wohl auf 24 oder gar 20 herabmindern, indem die Ablehnungen heutzutage in der Regel auf Konnivenz beruhen und für die Ausscheidung etwa wirklich befangener Geschworener auch bei der angeregten Herabsetzung der Präsenzziffer noch hinlänglich Raum bliebe.

In Anlehnung an das seiner Zeit vom Bundesrath reprobirte Prinzip des sog. Friedbergschen Entwurfs von 1873 würde ich daher folgende Gerichtsorganisation empfehlen:

1. Kleines Schöffengericht: ein Amtsrichter, zwei Schöffen;
2. Mittleres Schöffengericht: drei Landrichter, zwei Schöffen;
3. Großes Schöffengericht: fünf Richter, darunter mindestens drei Oberlandesgerichtsräthe, vier Schöffen.

Unter entsprechender Ausdehnung der Befugniß zum Erlaß amtsrichterlicher Strafbefehle und Einführung eines beschleunigten Verfahrens gegen geständige oder auf frischer That ergriffene Angeklagte würde im Uebrigen die sachliche Zuständigkeit der jetzigen Gerichte auf die neuen übertragen werden können. Als nothwendiges Korrelat des dem Laienelemente stets die Durchsetzung einer Freisprechung ermöglichenden Erfordernisses der Zweidrittelmajorität zur Verurtheilung müßte freilich ein gesteigertes Maß von Einsicht und Erfahrung bei den Schöffen gefordert werden und würde

das Amt der letzteren daher zu einem ständigen (wie jetzt das der Handelsrichter) auszugestalten sein.

Was die Rechtsmittel betrifft, so erscheint eine Berufung gegen die Urtheile der großen Schöffengerichte schon durch das Fehlen einer geeigneten Instanz ausgeschlossen. Daß aber das Vertrauen zur Rechtspflege nicht von der Berufung abhängt, zeigt das Beispiel Englands, wo dieselbe dem Verurtheilten lediglich gegen die Sprüche der courts of summary conviction und auch da nur in so beschränktem Umfange zusteht, daß sie durchschnittlich in 600000 Fällen nur 170 Mal eingelegt wird. Ich würde daher empfehlen, die Berufung prinzipiell zu beseitigen, dagegen — abgesehen von der Wiederaufnahme des Verfahrens — eine nicht auf den Fall der Gesetzesverletzung beschränkte, sondern auch gegen die thatsächlichen Feststellungen des erstinstanzlichen Urtheils zu richtende Revision zuzulassen, welche vom kleinen Schöffengerichte an das (hier mit fünf gelehrten Richtern besetzte) Oberlandesgericht, vom mittleren und großen Schöffengerichte an das Reichsgericht zu gehen hätte, und zwar mit der Maßgabe, daß im Falle der Aufhebung des ersten Urtheils die nochmalige Verhandlung der Sache vor dem in seiner Majorität aus anderen Richtern gebildeten Gerichte erster Instanz erfolgen müßte und daß gegen diese zweite Entscheidung die Revision aus thatsächlichen Gründen dann zu versagen wäre, wenn das zweite Urtheil in demselben Sinne ausgefallen sein sollte, wie das erste.

Hand in Hand mit dieser Reform der Strafgerichte müßte nothwendig eine Reorganisation des Vorverfahrens auf der Basis möglichster Unmittelbarkeit erfolgen. Der Fall, daß Jemand angeklagt und in der Hauptverhandlung freigesprochen wird, ohne daß über dieses Resultat eine Meinungsverschiedenheit auch nur denkbar wäre, gehört keineswegs zu den Seltenheiten. Erklärlicher Weise fragt man, weshalb der Staatsanwalt da Anklage erhebe, wo er nachher selbst Freisprechung zu beantragen genöthigt sei. Dergleichen Vorkommnisse, die nicht nur böses Blut machen, sondern auch dazu beitragen, das Vertrauen zur Rechtspflege zu erschüttern, sind die nothwendige Folge der jetzigen, geradezu unglücklichen Organisation unseres Vorverfahrens. Man sollte füglich glauben, daß der zur Entscheidung über Erhebung oder Nichterhebung der Anklage berufene Staatsanwalt verpflichtet sei, diejenigen Personen, von deren Aussage und persönlichem Eindrucke jene Entscheidung abhängt, auch nach Möglichkeit persönlich zu hören.

Doch dem ist keineswegs so; nicht nur daß die Staatsanwaltschaften auch nicht annähernd mit dem zu diesem Zwecke ausreichenden Personal ausgerüstet sind, nein, das Gesetz stellt hier das für die Hauptverhandlung als richtig anerkannte Prinzip der Unmittelbarkeit geradezu auf den Kopf, indem es dem Staatsanwalt direkt verbietet, den zu seiner Information bestimmten richterlichen Vernehmungen persönlich beizuwohnen.

Der Gang des jetzigen Ermittelungsverfahren ist etwa folgender:

Die der Staatsanwaltschaft über angebliche strafbare Handlungen zugehenden Anzeigen gelangen in der Regel zunächst zur besseren Aufklärung des Sachverhalts an die Polizeibehörde des Wohnorts der abzuhörenden Personen. Wohnen diese an verschiedenen Orten, so wandert das Aktenstück von einer Polizeibehörde zur anderen. Ist es an den Staatsanwalt zurückgelangt, so prüft dieser auf Grund der polizeilichen Aufzeichnungen, ob nicht etwa schon jetzt feststeht, daß eine strafbare Handlung überhaupt nicht vorliegt, in welchem Falle er das Verfahren einstellt. Hat sich dagegen genügender Verdacht ergeben, so übersendet er die Akten dem Amtsgerichte mit dem Antrage, diese oder jene richterlichen Handlungen, insbesondere die Vernehmung von Zeugen und Beschuldigten, vorzunehmen. Dem Amtsrichter, dessen Prüfung sich nicht auf die Zweckmäßigkeit, sondern nur auf die Zulässigkeit der beantragten Handlung erstreckt, der also hier lediglich als ausführendes Organ der Staatsanwaltschaft thätig ist, wird nicht nur leicht das Gefühl der vollen Verantwortlichkeit für diese seine Thätigkeit abhanden kommen, sondern er wird der letzteren in der Regel auch ein geringeres Interesse, als anderen Zweigen seines Dienstes, entgegenbringen. So werden denn die Requisitionen der Staatsanwaltschaft vielfach geradezu stiefmütterlich behandelt und ihre Erledigung fällt, nur zu oft zum Schaden des Publikums, gänzlich unerfahrenen Beamten, namentlich Referendaren, anheim, welche die Sache rein formell und ohne auf die Intentionen des requirirenden Staatsanwalts näher einzugehen, erledigen. Ist die Sachlage komplizirter, oder gehört der Fall zur schwurgerichtlichen Kompetenz, so wird, nachdem vielleicht zahlreiche richterliche Vernehmungen stattgefunden und die Akten, in Veranlassung etwa einer Haftbeschwerde, alle Instanzen bis hinauf zum Oberlandesgericht durchlaufen haben, auch noch der Untersuchungsrichter in Bewegung gesetzt.

Muß schon die Umständlichkeit dieses Verfahrens, in dem sich fortwährend neue Behörden mit dem oft recht umfangreichen Aktenmaterial vertraut zu machen haben, zu den erheblichsten Verzögerungen Anlaß geben, so kommt noch hinzu, daß unter den verschiedenen betheiligten Instanzen häufiger Meinungsverschiedenheiten obwalten, welche zu längeren Hin- und Herschreibereien Anlaß geben, oder gar erst im Beschwerdewege zum Austrage gebracht werden. Der schlimmste Fehler unseres Vorverfahrens liegt aber nicht einmal in seiner Schwerfälligkeit, als vielmehr darin, daß ihm die Unmittelbarkeit fehlt, welche allein im Stande ist, eine zutreffende Entscheidung des Staatsanwalts darüber, ob Anklage zu erheben, oder das Verfahren einzustellen sei, zu gewährleisten.

Nach meiner Meinung müßten daher in der Hand der das Vorverfahren leitenden Behörde, mag man sie Staatsanwaltschaft oder Untersuchungsgericht nennen, die Funktionen des jetzigen Staatsanwaltes mit denen des Requisitions- bezw. Untersuchungsrichters vereinigt werden. Mit einer solchen Rekonstruktion des Vorverfahrens als der Grundlage des ganzen Strafprozesses würde eine ebenso wichtige wie wirksame Garantie für die Richtigkeit des Endergebnisses des letzteren geschaffen und damit ein wesentlicher Grund für die Unzufriedenheit mit den Resultaten unserer Strafrechtspflege beseitigt. Freilich bedingte eine derartige Reform umfassende organisatorische Veränderungen; die untersuchungsführenden Behörden würden vor Allem mit der nöthigen Zahl von Beamten auszustatten und letzteren Amtsbezirke von nicht zu großer räumlicher Ausdehnung anzuweisen sein. Es handelte sich dabei indessen weniger um kostspielige Neuformationen, als vielmehr im Wesentlichen nur um eine Verschiebung innerhalb der jetzt im Vorverfahren thätigen Behörden. Müßte schon eine so starke Durchsetzung der jetzigen Staatsanwaltschaft mit richterlichen Elementen die angebliche „Verfolgungssucht“ eindämmen, so würden sich nöthigenfalls zur Beruhigung ängstlicher Gemüther auch noch weitere Garantien zu Gunsten des Beschuldigten leicht schaffen lassen.

Bei dieser Umgestaltung des Vorverfahrens wäre überdies der jetzt, und zwar lediglich auf Grund der Akten, zu fassende Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens entbehrlich, was eine fernere Ersparniß an Zeit und Arbeitskräften bedeutete. Die untersuchungsführende Behörde würde nach Abschluß ihrer Ermittelungen den von ihr für hinreichend verdächtig erachteten Beschuldigten unter

Einreichung einer Anklageschrift vor das zuständige Schöffengericht zu bringen und letzteres die Sache in mündlicher Verhandlung abzuurtheilen haben.

Eine solche Verbesserung des Vorverfahrens in Verbindung mit einer Reorganisation der Gerichtsverfassung erscheint sonach geeignet, alle berechtigten Wünsche auf dem Gebiete der Strafrechtspflege zu erfüllen, da sie

1) die Promptheit der Strafjustiz erheblich steigert,

2) eine größere Gründlichkeit verbürgt,

3) durch Verbesserung der Grundlage des Prozesses und, indem sie den Anschauungen des praktischen Lebens den erforderlichen Einfluß in der Rechtsprechung sichert, die Garantien gegen ungerechte Verurtheilungen vermehrt. Und alle diese Vortheile ließen sich mit den vorhandenen Arbeitskräften und ohne Mehrkosten erreichen!

Im Interesse einer gesunden Weiterentwickelung unserer Strafrechtspflege ist daher dringend zu wünschen, daß die verbündeten Regierungen, nachdem nunmehr die Justiznovelle gescheitert ist, in Beherzigung der beim Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches gemachten Erfahrungen, recht bald eine aus hervorragenden Praktikern, nämlich Strafrichtern, Staatsanwälten und in Strafsachen besonders erfahrenen Rechtsanwälten, zusammengesetzte Kommission mit der Umarbeitung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung nach obigen Grundsätzen beauftragen möchten. Nur durch eine solche gründliche Reform wird unsere Strafrechtspflege im Volke wieder zu dem Ansehen gelangen, dessen sie bedarf, soll sich auch an ihr das Wort bewähren:

„Justitia fundamentum regnorum.“

Gotthelf Weiters Replik.

Zur Widerlegung der von mir vertretenen Ansicht, der zufolge das Grundübel unserer Strafrechtspflege in der unzureichenden Besetzung der Strafgerichte und der daraus resultirenden Ueberhastung ihres Geschäftsbetriebes besteht, beruft sich der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes auf seine gegentheiligen Erfahrungen während einer zehnjährigen Praxis. Nun, ich will das Bild einer Wage nicht näher ausmalen, die in der einen Schale die von mir zitirten Gewährsmänner (Stenglein, v. Bülow, Mittelstädt, Henrici,

v. Liszt) und in der anderen die Autorität eines Staatsanwalts von zehnjähriger Erfahrung trägt, mag auch seine Wirksamkeit übrigens eine noch so verdienstliche sein.

Wohl aber möchte ich hier eine Frage an diejenigen richten, die zwar der allgemein adoptirten Meinung von der numerischen Unzulänglichkeit unseres Richterpersonals ebenfalls huldigen, aber nach wie vor die unheilvollen Konsequenzen dieses Mißstandes verkennen und sie mit Scheingründen von der Art des mehrfach zum Besten gegebenen, daß nicht die Menge, sondern die Qualität der Richter es thue, glauben wegdisputiren zu können, die Frage nämlich, ob es nicht ein innerer Widerspruch ist, auf der einen Seite die unzureichende Besetzung der Gerichte zu beklagen und auf der andern Seite die daraus entstehenden Nachtheile abzuleugnen? Die Auslassungen des Herrn Dr. Buehl beweisen aufs Neue, wie tief die Anästhesie gegen diese Nachtheile selbst bei Fachmännern wurzelt und lassen daher den von mir unternommenen Versuch, die durch die Kärglichkeit des Justizetats dem Geschäftsbetriebe unserer Strafgerichte erwachsende schwere Schädigung deutlich zur Anschauung zu bringen, gewiß gerechtfertigt erscheinen.

Sollte mich dabei das Streben nach Deutlichkeit zu weit geführt haben, so könnte ich mich auf den Ausspruch Macaulays berufen: „Die besten Porträts sind vielleicht diejenigen, in welchen sich eine leichte Beimischung von Karrikatur findet und wir sind nicht gewiß, ob nicht die besten Geschichtswerke diejenigen sind, in welchen ein wenig von der Uebertreibung der erdichteten Thatsache einsichtsvoll angewendet ist.“ Allein die von mir entworfenen Schilderungen sind frei von künstlerischen Aspirationen und begnügen sich mit dem Anspruch, für schlichte aber getreue Kopieen der Wirklichkeit zu gelten, diesen Anspruch aber erhalten sie in vollem Umfange aufrecht.

Was den Fall des Dausenauer Bäckermeisters betrifft, so bekenne ich mich unumwunden des Versäumnisses schuldig, den Vorfall schlechtweg und ohne Angabe meiner Quelle referirt zu haben. Da nun aber Herr Dr. B. mein böses Beispiel zwar gerügt, aber sich dadurch nicht hat abschrecken lassen und in den gleichen Fehler verfallen ist, indem auch er für seine abweichende Darstellung des Falles keine Quelle angiebt, geschweige denn Beweise beibringt, was doch zu meiner Widerlegung unerläßlich gewesen wäre, so muß die Frage nach der Authentizität der einen oder der andern Version hier einstweilen als eine offene betrachtet werden. Angenommen aber auch, daß sich mein Referat des Vorganges als unrichtig und dasjenige des Herrn Dr. B. als richtig erweisen sollte, so würde dieser Umstand allenfalls mir persönlich, aber nicht der von mir vertretenen Sache zum Nachtheil gereichen können. Denn für diese Sache ist, was Herrn Dr. B. in seiner Befriedigung über die bessere Information, der er augenscheinlich sich meint erfreuen zu dürfen, offenbar entgangen ist, die Beantwortung der obigen Frage von untergeordneter Bedeutung. Habe ich doch mit nichten den angeführten Fall,

wie Herr Dr. B. behauptet, zur Grundlage der gegen unsere Strafrechtspflege erhobenen Anklagen gemacht, sondern im Gegentheil — S. 332 — ausdrücklich betont, daß die von Zeit zu Zeit ruchbar gewordenen Verurtheilungen Unschuldiger an sich durchaus ungeeignet seien, einen irgendwie zuverlässigen Maßstab für die Vertrauenswürdigkeit oder Vertrauensunwürdigkeit unserer Strafgerichte abzugeben, daß daher auch wiederholte derartige Vorkommnisse nicht ohne Weiteres zu einem abfälligen Urtheil über die strafgerichtliche Judikatur berechtigen. Seine wesentliche Bedeutung hatte der Limburger Fall in der Gestalt, wie er mir aus einer Reihe deutscher Zeitungen unwiderrufen bekannt geworden war, für mich als ein Paradigma, als ein Lehrexempel im Rahmen der daran geknüpften Betrachtungen, die ebensogut an irgend einen anderen ähnlichen Fall, ja selbst an ein fingirtes Beispiel hätten angeknüpft werden können, wie denn in einem oder zwei gegen meinen Aufsatz polemisirenden Zeitungsartikeln die Hervorhebung gerade dieses Falles damit bemängelt wurde, daß an diesem Einzelfalle wenig gelegen sei, da Niemand das Vorkommen ähnlicher Fälle in Zweifel ziehe; es hätte sogar der ganze den Dausenauer Bäcker behandelnde Passus bis zu dem Satze „Hieraus geht hervor . . .“ auf Seite 334 — ausgeschieden werden können, so lose ist sein Zusammenhang mit dem Kontext, ohne daß auch der scharfsichtigste Leser den geringsten Hiatus in meinen Deduktionen bemerkt haben würde.

Im Eingange seines Aufsatzes hält Herr Dr. B. mir in einem Athemzuge Pessimismus — in der angeblich übertriebenen Schilderung der in unserer Strafrechtspflege herrschenden Mißstände — und zugleich ein Uebermaß von Optimismus vor in der von mir geltend gemachten Ueberzeugung, daß die Möglichkeit vorhanden sei, den unsere Strafrechtspflege bedrängenden Alp durch Vermehrung der Richterstellen mit einem Schlage zu bannen. Die Entgegnung auf den ersteren Vorwurf überlasse ich getrost dem aufmerksamen und einsichtigen Leser beider Aufsätze. Gegenüber dem Vorwurf eines allzu großen Optimismus fühle ich indeß, bei aller durch seine Ausführungen mir ertheilten Berechtigung, ihn Herrn Dr. B. nach den verschiedensten Richtungen hin zurückzugeben, das Bedürfniß einer kurzen Erklärung und Rechtfertigung. Wenn ich geglaubt habe, in einem von angeseheneren Beurtheilern als ich es bin, unserm Richterthum zugeschriebenen Versagen an fachmännischer Intelligenz eine mitwirkende Ursache an dem unbefriedigenden Zustande unserer Strafrechtspflege suchen zu müssen, so konnte ich zu der Erwartung sicherlich nicht berechtigt sein, unsere Richter durch die Anwendung jenes Mittels urplötzlich zu Mustern ihres Berufs umgewandelt zu sehen. Das habe ich auch so wenig gesagt wie gemeint. Wer bisher gewohnt war, auf dem Rücken eines Grauthiers seine Straße zu ziehen, den macht man nicht in dem Augenblick zu einem guten Reiter, wo man ihn ein Pferd besteigen läßt. Aber immerhin hat er von diesem Moment an Anwartschaft, es zu

werden, wenn er sonst dazu befähigt ist. J. H. Schmick*) berichtet von einem Patienten, der infolge eines nach innen auf das Gehirn verursachten andauernden Druckes längere Zeit hindurch an hochgradigem Stumpfsinn gelitten hatte und nach operativer Beseitigung des Druckes auf der Stelle seine normale Denkthätigkeit wiedererlangte und so in den Stand gesetzt war, sich in normaler Weise geistig fortzuentwickeln. Eine solche Umwandlung wird man immerhin als die Beseitigung eines Alps bezeichnen dürfen. In ähnlichem Sinne habe ich im Vertrauen auf die mehrfach von mir ausdrücklich anerkannten tüchtigen Eigenschaften unseres Richterthums — eine Anerkennung, die Herrn Dr. B. hätte abhalten sollen, mir in Betreff unserer Richter den Vorwurf der „Verlotterung" in die Schuhe zu schieben — die Zuversicht ausgesprochen, daß die Beseitigung des auf unseren Strafgerichten lastenden Druckes geschäftlicher Ueberbürdung in Verbindung mit einem autoritativen Hinweise auf eine gesundere Auffassung ihrer Berufspflichten, eine entscheidende Wandlung zum Besseren in der Entwickelung unserer Strafrechtspflege herbeiführen werde. So wenig als die unserem Richterthum anhaftenden Gebrechen, wie ich ausgeführt habe, von gestern auf heute entstanden sind, so wenig wird seine Gesundung sich von heute auf morgen vollziehen. Das habe ich selbstverständlich nicht verkannt. —

Und eine solche allmähliche Entwickelung mag noch besondere Vortheile in sich bergen und wäre es auch nur ein uns vergönnter Aufschub, bis das Gelehrtenthum unserer „gelehrten" Berufsrichter ein Maß erreicht haben würde, das geeignet wäre, die Mitwirkung des Laienthums in der strafgerichtlichen Judikatur, vollends in dem von Herrn Dr. B. herbeigesehnten Umfange. vermissen zu lassen und ich gebe mich daher der Hoffnung hin, das Fahrzeug unserer Strafrechtspflege einstweilen wenigstens vor dem Zerschellen an der Scylla des Volksrichterthums bewahrt zu sehen, gleichwie es heute, was die Besten unter unseren Juristen klopfenden Herzens zur Stunde erhoffen, der Charybdis der „Novelle" glücklich entronnen sein möge!

Am 15. Dezember 1896.

---

*) Professor Dr. J. H. Schmick, Die Unsterblichkeit der Seele. 2. Aufl. S. 87.

Notizen und Besprechungen.

Unterricht.

Professorengehalt und Kollegienhonorar in geschichtlicher Beleuchtung.

Ein Leitartikel des Novemberhefts der Akademischen Revue von P. von Salvisberg kündigt an, daß die Kulturthat des Herrn von Gautsch, die Verstaatlichung des Kollegienhonorars an den österreichischen Universitäten, binnen Kurzem auch in Deutschland Nachfolge finden werde. Zwar rüsteten sich hier „alte Vorurtheile, alte im Banne der Ueberlieferung künstlich gehaltene Einrichtungen zum letzten Entscheidungsgang gegen die neue Zeit, gegen modernes Leben und Denken;“ aber „in dem breit angelegten Arbeitsprogramme dieser internationalen Kulturarbeit liege die Garantie des Erfolges, durch sie werde selbst die geschlossenste Opposition gegenstandslos, noch ehe sie sich dessen bewußt sei.“

Ich weiß nicht, ob von dem § 13 der österreichischen Vorlage: „Den Professoren steht in Hinkunft kein Anspruch auf das Kollegiengeld zu. Dasselbe ist an die Staatskasse in Abfuhr zu bringen,“ schon eine Uebersetzung aus seiner anmuthigen Urform ins Deutsche in Arbeit gegeben ist. Immerhin scheint es, daß „Erwägungen“ stattfinden. Und so wird es angemessen sein, daß auch die Nächstbetheiligten, nämlich die Universitätslehrer, die Frage im Auge behalten, um nicht „gegenstandslos zu werden, ehe sie sich dessen bewußt sind.“

Auf zwei Bücher beruft sich der Artikel, auf Runzes „aufsehenerregendes“ Buch: „Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung“ (1895), und auf einen neuerdings erschienenen, „höchst bedeutungsvollen und ausschlaggebenden“ Beitrag zu dieser Litteratur von E. Horn, „Kolleg und Honorar. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten“ (München 1896). Ich möchte zu diesem Buche ein paar Bemerkungen machen.

Der Verfasser selbst lehnt in einer Notiz in demselben Heft der Akademischen Revue die Beurtheilung seines Buches als einer Streitschrift gegen die bestehende Einrichtung ab; es sei eine geschichtliche Studie, und als solche wolle sie beurtheilt sein. Er wird sich inzwischen aus dem Artikel des Herausgebers der Revue überzeugt haben, daß sie trotz des Einspruchs als Streitschrift benutzt wird. Und er kann sich darüber auch nicht mit Grund beschweren. Sein Buch beginnt mit einem Wort Herbarts: „Alles Wissen hat nur Werth, wenn es aufs Handeln bezogen wird"; und er deutet dies Wort: die preußische Unterrichtsverwaltung solle aus der geschichtlichen Darlegung die Konsequenz ziehen und die zwiespältige Doppelbezahlung der Amtsthätigkeit der Professoren abschaffen; sie habe hierzu um so mehr die Verpflichtung, als Preußen bisher für die Ausbildung der Universitätsverfassung überhaupt noch nichts Wesentliches geleistet habe. Und es schließt mit derselben Aufforderung: der Staat solle seine Beamten, die Professoren, angemessen besolden und dann das Honorar als Studiengeld für den Fiskus einziehen. Zwischen diesem Anfang und Ende liegt nun die geschichtliche Untersuchung über den Ursprung der bestehenden Unordnung; sie ergiebt, wie zu erwarten, daß sie aus Mißbrauch hervorgegangen sei: die Professoren hätten, trotzdem sie seit dem Beginne der Neuzeit von dem modernen Staat in seinen Dienst genommen und mit Gehalt ausgestattet worden seien, um nunmehr ihren Unterricht umsonst zu ertheilen, an ihrem Gehalt sich nicht genügen lassen, sondern neben dem öffentlichen Unterricht zugleich Privatunterricht ertheilt; seit dem 17. Jahrhundert sei dieser immer mehr hervorgetreten und im 18. Jahrhundert habe er den öffentlichen Unterricht fast ganz verdrängt, welchen Mißbrauch dann das 19. Jahrhundert in gutem Glauben, daß dies die alte Universitätsverfassung sei, übernommen habe. Und nun hätten wir den absurden Zustand: die publica eine Nebensache, die Privatkollegien die Hauptsache, so daß jetzt der Professor für den regelmäßigen Unterricht in seinem Hauptfach erstens sein Gehalt beziehe, zweitens aber sich dieselben Vorlesungen, die ursprünglich öffentlich waren und es immer hätten bleiben sollen, auch noch von den Hörern bezahlen lasse. Oder, mit Kunze zu reden, daß der Professor in einer Person einen besoldeten Staatsbeamten und einen freien Gewerbetreibenden darstelle, der für dieselbe Funktion, wofür er Gehalt beziehe, sich auch noch privatim bezahlen lasse.

Der Leser aber wird ungefähr mit der Vorstellung entlassen, daß hier ein großer Mißbrauch, der sich bisher der Untersuchung zu entziehen gewußt habe, aufgedeckt sei. Horn sagt es auch, in der erwähnten Notiz, ausdrücklich, daß er durch die der heute herrschenden Ansicht entgegenstehenden Resultate seiner Untersuchung selbst sehr überrascht worden sei.

Es mag sein, daß auch unter seinen Lesern manche überrascht sein

werden; die Kenntniß der geschichtlichen Entwickelung unserer Universitätseinrichtungen ist nicht sehr verbreitet. Ich für meine Person gehöre allerdings nicht zu den Ueberraschten; ich habe auch, in meiner Geschichte des Gelehrten Unterrichts, die Entstehung der heutigen Einrichtung mit einigen Strichen angezeigt. Damit aber die „Ueberraschung" nicht bei Anderen dieselbe rasche Wirkung übe, wie sie es bei dem Verfasser der Studie gethan hat, möchte ich doch mit ein paar Bemerkungen auf die Sache eingehen.

Im Ganzen ist die Entwickelung, abgesehen von dem Urtheil, so verlaufen, wie Horn sie darstellt. Und ich erkenne gern an, daß seine Arbeit, ebenso wie eine frühere über die Disputationen und Dissertationen, eine wirkliche historische Untersuchung ist, die manches Material, auch einiges ungedruckte, benutzt und verwerthet hat, auch die Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse in einigen Punkten bereichert. Andererseits kann ich nicht verhehlen, daß die Arbeit, um den Gegenstand zu erschöpfen, doch beträchtlich weiter hätte ausholen müssen. Im Besonderen hätte zuerst die Entstehung des Gehaltswesens beim Ausgange des Mittelalters, im Zusammenhang mit der Darlegung der mittelalterlichen Verhältnisse, genauer untersucht werden sollen. Dann würde auch die Neuordnung nach den Stürmen der Kirchenrevolution, die mit der Aufrichtung des Landeskirchenwesens in so engem Zusammenhang steht, ihre angemessene und zusammenhängende Darstellung haben finden können. So bleibt, was der Verfasser über die einzelnen Universitäten ziemlich aufs Gerathewohl zusammengetragen hat (warum fehlt das wichtige Leipzig, wofür so viel Material vorliegt, und das für die Folge noch wichtigere Wittenberg?), im Wesentlichen bloßes Rohmaterial.

Sodann aber, diese Dinge können überhaupt nicht in solcher Vereinzelung gründlich behandelt werden. Wer die Geschichte des Gehalts und Honorars wirklich aufklären will, der muß sie im Zusammenhang mit den gesammten wirthschaftlichen Verhältnissen der akademischen Welt behandeln; so wäre z. B. auch das Einkommen aus anderen Aemtern und Funktionen mit heranzuziehen, z. B. aus dem geistlichen Amt, das mit theologischen Professuren bis vor nicht langer Zeit fast regelmäßig kombinirt war, oder das Einkommen aus ärztlicher Praxis und aus juristischer Spruchthätigkeit; die Lehrer der philosophischen Fakultät sahen sich für eine entsprechende Vermehrung ihres knappen Einkommens auf Ertheilung von Unterricht angewiesen. Ferner müßten die gleichartigen Verhältnisse in den anderen gelehrten Berufen, besonders im Kirchen- und Schulamt, herangezogen werden: es würde sich herausstellen, daß die Verbindung von Gehalt und Honorar (Schulgeld, Gebühr) überall stattfand. Auch auf das bis gegen das 18. Jahrhundert so häufige und so wichtige Pensionsverhältniß müßte eingegangen werden; der Privatunterricht steht damit augenscheinlich in engem Zusammenhang. Und ebenso kann das Verhältniß von öffentlichem

und privatem Unterricht nicht gründlich aufgehellt werden, ohne daß man auf die ganze Unterrichtsverfassung der Universität in den verschiedenen Zeiten eingeht, Stundenplan, Semestertheilung, Verhältniß der besoldeten Professoren zu den unbesoldeten Magistern, Verhältniß der Vorlesungen zu Disputationen und Prüfungen, Zahl der Disziplinen, die ein Professor vorträgt; auch die Zahl der öffentlichen Auditorien, sowie die Zahl der Hörer kommt in Betracht.

Auf diese Weise würde der Verfasser einerseits zu einer billigeren Beurtheilung der bei der Entwicklung dieser Dinge wirksamen Motive gekommen sein und nicht den „erwerbssüchtigen" Michaelis angeschuldigt haben, daß er die Leute irregeführt habe, andererseits hätte er sich ein unbefangenes Urtheil über die gegenwärtige Lage bewahrt. Meines Erachtens würde sich als die Summe der historischen Betrachtung dies ergeben, daß das Gehalt des akademischen Lehrers zu keiner Zeit gedacht war als sein ganzes Arbeitseinkommen, und ebenso, daß es niemals die Meinung hatte, ihn zur Verwendung seiner ganzen Arbeitskraft als Gegenleistung zu verpflichten. Vielmehr hatte es immer nur die Bedeutung eines Fixums, das die feste Unterlage für die Lebenshaltung bot, von dem man aber erwartete, daß der Inhaber der Stelle es durch anderweites Arbeitseinkommen ergänzen werde, in diesem Falle zunächst durch entgeltlichen Privatunterricht und außerdem durch allerlei Gebühren. Schon die Analogie aller übrigen Aemter, vor Allem die der Kirch- und Schulämter, wies hierauf hin: ein Fixum, auch in Grund und Boden oder Naturallieferungen bestehend, als öffentliche Fundation, in Anerkennung, daß das Amt um eines öffentlichen Zweckes willen da sei, aber daneben allerlei Gegenleistungen der Perzipienten für die persönlichen Leistungen des Amtsinhabers.

Geht man von dieser allgemeinen Anschauung aus, so wird sich der Entwicklungsgang der Einrichtung etwa so darstellen. Im Mittelalter — ich rede von Deutschland — waren die Lehrer der beiden oberen Fakultäten im Ganzen wohl mit einer ausreichenden Dotation, meist kirchlichen Pfründen versehen; sie lasen, wie es scheint, meist gratis, übrigens war die Zahl der Hörer klein, meist Promotionskandidaten, die ihr Lehrgeld dann in Gestalt der ansehnlichen Gebühren für den Grad bezahlten. Die Mediziner kommen wenig in Betracht, sie trieben vorzugsweise Praxis; den Hauptbestand der Lehrer und Schüler umfaßte die facultas artium. Von den Artisten hatten eine Anzahl der Aelteren eine Stelle im Kollegium mit einer kleinen Dotation, waren aber mit den übrigen lesenden Magistern, der Hauptsache nach auf das Schulgeld der Hörer, auch auf Pensionszahlung und Gebühren angewiesen. Gegen Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts ist vielfach eine reformatorische Bewegung sichtbar, sie scheint mit dem ersten Eindringen des Humanismus zusammenzuhängen: es werden humanistische Lehrer der Poesie und auch der Jurisprudenz, darunter vielfach Ausländer,

von dem Landesherrn auf Zeit angenommen (conducti), öffentliche Vorlesungen zu halten. Ein Schritt weiter war, daß man auch die alten Magister, etwa bei gleichzeitiger Verleihung oder Erhöhung der Dotation, verpflichtete, die für die Grade nothwendigen Vorlesungen unentgeltlich zu halten. So in Leipzig 1502. Bei der großen Neugründung der Universitäten nach der Reformation scheint ganz allgemein die Ordnung angenommen zu sein, daß eine bestimmte Anzahl von Professuren mit bestimmtem Gehalt ausgestattet wurde, deren Inhaber die Verpflichtung hatten, alle für die Prüfungen nothwendigen Vorlesungen unentgeltlich zu halten. Es geschah in der Regel so, daß die Vorlesung, z. B. über das alte Testament oder über das Aristotelische Organon, durch mehrere Jahre ununterbrochen mit vier wöchentlichen Stunden fortgesetzt wurde. Die Vorlesung stand allen Studirenden ohne Weiteres offen, Belegen, Testiren u. s. w. gab es nicht; daß der Besuch sehr schwankend war, wird öfter (z. B. aus Heidelberg) berichtet; ebenso, daß die Vorlesung häufig ausfiel. Aber diese öffentliche Vorlesung hinderte nicht, auch privaten Unterricht zu ertheilen, sowohl in Form von Vorträgen, als in Form von Uebungen und Disputatorien, natürlich nicht in den öffentlichen Auditorien, die vielmehr für die nach Art eines Stundenplans angeordneten öffentlichen Vorlesungen bestimmt waren und hierfür allein ausreichten. Auf den katholischen Universitäten war der Unterricht in der philosophischen Fakultät regelmäßig in der Hand des Jesuitenordens, der grundsätzlich kein Honorar erhob. (Nachweisungen für alle diese Dinge im ersten Band meiner Geschichte des Gel. Unterrichts, Buch II, Kap. 3, 4, 7).

Im Verlauf des 17. und vor Allem des 18. Jahrhunderts vollzog sich nun allmählich die Wandlung, daß die öffentlichen Vorlesungen einschrumpften und die Privatvorlesnngen zur Hauptsache wurden. Es hängt das namentlich mit drei Ursachen zusammen. Die erste ist die Ausdehnung des wissenschaftlichen Kursus, die Abzweigung neuer Disziplinen, die außerhalb der alten Fächer lagen, wofür öffentliche Lekturen gegründet waren, überhaupt die innere Umbildung des ganzen Universitätsbetriebs, der Uebergang von der alten Form der Erklärung kanonischer Texte zu der neuen Form des systematischen Vortrags der Wissenschaften. Die zweite Ursache ist das Aufsteigen der juristischen Fakultät, worin junge Leute vom Stande die Vorbildung für das Staatsamt suchten; in Halle und besonders in Göttingen tritt dies Element hervor und giebt der Universität und ihren Einrichtungen den Charakter. Es ist verständlich, daß die Privatvorlesung im eigenen Hörsaal des Professors dabei den Vorzug vor den lectiones publicae in den öffentlichen Auditorien erhielt und vermuthlich auch verdiente. Der dritte Umstand ist, daß die Gehalte, nach altem Geldwerth bemessen, in immer stärkeres Mißverhältniß zu den steigenden Preisen geriethen; die Professoren waren also in steigendem Maße auf Vermehrung ihres Einkommens durch Arbeitsverdienst angewiesen. Es wird dadurch verständlich, daß im vorigen Jahrhundert die Professoren vielfach 20 Stunden wöchentlich

die Ablösung der Kollegiengelder durch ein Fixum als eine Sicherung gegen ein Sinken des Einkommens mit zunehmendem Alter ganz annehmbar erscheinen; und der Anzapfungen, wie sie bei den jüngsten Debatten im österreichischen Abgeordnetenhause vorkamen, daß sie von ihren Hörern Geld nähmen, wie die Kellner von den Gästen, würden sie ja auch ledig. Daß trotzdem die Neuerung in Deutschland so gut wie gar keinen Anklang unter den Universitätslehrern findet, das ist denn doch wohl ein Beweis dafür, daß andere Dinge hier auf dem Spiel stehen, als Geldinteressen.

Von welcher Art diese Güter sind, das haben mit erfreulicher Einmüthigkeit die 20 Gutachten gezeigt, welche die „Münchener Neuesten Nachrichten" vor Kurzem (11. Nov. 1896), in einem Blatt gesammelt, veröffentlicht haben. Vor Allem ist es ein Gut, dessen Unantastbarkeit ihnen in erster Linie steht: die Freiheit des akademischen Lehramts. Beinahe aus Allen spricht die Besorgniß, daß eine Verstaatlichung des Honorars eine Minderung zunächst der äußeren Unabhängigkeit des Universitätsprofessors, eine stärkere Betonung des Amtscharakters zur Folge haben werde, der dann, bei Vermehrung des Gehalts, auch schärfere Fixirung der äußeren Amtspflichten und entsprechendes Anziehen der Aufsicht folgen müßte. Und alle sind einig darin, daß ein Sinken der Würde und der Wirksamkeit der Universität die weitere Folge sein werde. Also nicht um private Interessen handelt es sich hier, sondern um ein öffentliches Interesse, das zu schützen allerdings die Professoren in erster Linie den Beruf und die Pflicht haben. Daß hierzu der Wille vorhanden ist, auch bei denen, deren materielles Interesse zweifellos auf der anderen Seite steht, das ist eine erfreuliche und dem Idealismus der deutschen Professoren Ehre machende Thatsache. So lange diese Gesinnung in dem Lehrkörper der deutschen Universitäten herrschend ist, halte ich es für ausgeschlossen, daß man ihnen österreichische Wohlthaten obtrudiren sollte. Mögen Schwärmer für die allgemeine Gleichheit des Beamtenthums die Anomalie, daß ein Mann zugleich Beamter und „Gewerbetreibender" ist, als unerträglich empfinden, mag es Gewaltpolitikern innerhalb und außerhalb des Reichstags, denen alle politischen Fragen Machtfragen sind, unerträglich vorkommen, daß es im Lande Beamte giebt, die nicht genug Beamte sind, um auf Befehl diese oder jene Ansichten zu haben und kund zu geben, mag auch der Unterrichtsverwaltung gelegentlich die Unabhängigkeit des Universitätsprofessors unbequem sein — Leute, die ganz Beamte und nur Beamte sind, wären freilich bequemer — ich bin doch überzeugt, daß es keine deutsche Unterrichtsverwaltung giebt, die unter solchen Umständen gegen den Willen der Universitäten diesen Schritt thun wird. Die Beseitigung gewisser Auswüchse, die Ausgleichung gewisser Unbilligkeiten ist möglich und wünschenswerth; darüber hinauszugehen zur Beseitigung dieses ganzen alten Stücks der Universitätsverfassung, das traue ich, trotz der Prophetengabe der akademischen Revue, sei es gesagt, keiner ihrer Verantwortung

vor der Geschichte bewußten deutschen Regierung zu. Denn daß die Verstaatlichung der Kollegiengelder die Aufhebung einer der alten Grundlagen der Universitätsverfassung bedeutete, darüber kann kein Zweifel sein: zu allen Zeiten hat es auf der Universität einen von den Hörern gewählten und honorirten Unterricht gegeben. Beseitigt man die Honorareinrichtung durch eine Zahlung an den Fiskus, so fällt diese Form ganz aus, denn daß jetzt wieder ein Privatunterricht neben dem öffentlichen sich erheben sollte, erscheint völlig ausgeschlossen. Wir hätten denn nur noch kontrollirte Pflichtstunden der Professoren, eine Sache, die dann bald die Kontrolle des Besuchs der Hörer nach sich ziehen würde. Also ich denke, das Kapitel: Verstaatlichung der Kollegiengelder bleibt in Deutschland ungeschrieben. Mag Oesterreich damit seine Erfahrungen machen, zum zweiten Mal, da ihm die erste unter Joseph II. nicht genügt; vielleicht wäre es nicht unzweckmäßig gewesen, sich ihrer vorher zu erinnern.

Steglitz b. Berlin. Fr. Paulsen.

Arnold Ohlert. Die deutsche höhere Schule. Ein Versuch ihrer Umgestaltung nach den sittlichen, geistigen und sozialen Bedürfnissen unserer Zeit. Hannover, Karl Meyer 1896. XVI, 344 S. Mk. 4,00.

An die Spitze des Vorwortes hat der Verfasser ein Zitat aus der Rede gestellt, mit der Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1890 die Berliner Schulkonferenz eröffnete: „Wer selber im Gymnasium gewesen ist und hinter die Kulissen gesehen hat, der weiß, wo es da fehlt. Und da fehlt es vor allem an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen: wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer." Diese Aeußerung wie das ganze Eingreifen des Kaisers in die Schulfrage war in der That bedeutend und lehrreich; man sah hier an einem hervorragenden Beispiel, welch unerfreulichen Eindruck die geistige Atmosphäre und der Unterrichtsbetrieb des Gymnasiums auf das Gemüth eines Jünglings gemacht hatten, dessen Kräfte und Neigungen in einer völlig abweichenden Richtung lagen. Dieselbe Unzufriedenheit haben gewiß viele empfunden, die innerhalb der letzten Jahrzehnte gezwungen worden sind das Gymnasium durchzumachen; das ist eine Thatsache, mit der wir rechnen müssen und aus der wir lernen sollen, daß es nicht für alle eine einzige Art der höheren Schule geben darf. Ohlert aber geht weiter. Er eignet sich auch die einzelnen theoretischen und praktischen Folgerungen an, die Se. Majestät aus jener Jugenderfahrung gezogen hat, ja er verwertet sie wiederholt als Beweisgründe für seine Behauptungen. Aber wenn es in politischen Verhandlungen nicht für schicklich gilt, die Person des Monarchen in die Debatte zu ziehen, so sollte

man die gleiche Loyalität auch in einer wissenschaftlichen Untersuchung erwarten dürfen. Hoffen wir, daß das von dem Verfasser gegebene Beispiel bei den Anhängern seiner Richtung keine Nachahmung finden, seine Gegner aber nicht hindern möge, was er Sachliches vorgebracht hat, scharf zu prüfen.

Noch durch einen anderen wenig geschickten Kunstgriff hat er sich die Aufgabe zu erleichtern gesucht. Ohlert ist ein entschiedener Gegner der Gymnasialbildung; sein eigenes System ruht zum guten Theil auf der Ueberzeugung, daß der philologische Unterricht abgewirthschaftet habe, daß von Latein und Griechisch als wesentlichen Bildungsmitteln heute Niemand mehr etwas wissen wolle. Wo er gelegentlich (S. 73) von der sprachlich-logischen Schulung spricht, die durch das Lateinische bewirkt werden solle, bezeichnet er diese Ansicht als einen „verjährten Irrthum, welcher durch neuere Untersuchungen widerlegt“ sei. Aber er versucht gar nicht, auch den Leser zu überzeugen, daß diese Widerlegung stattgefunden habe, sondern begnügt sich die Titel von einem halben Dutzend einschlägiger Schriften anzuführen. In Wahrheit handelt es sich hier doch um Dinge, über die immer noch sehr lebhaft gestritten wird; allein schon die Thatsache, von der die vorliegende Schrift ausgeht und die ihr Verfasser aufs bitterste beklagt, daß zu Ostern 1896 an den meisten preußischen Gymnasien der lateinische Unterricht wieder etwas hat vermehrt werden dürfen, diese Thatsache zeigt handgreiflich, daß es den alten Sprachen auch jetzt noch an Freunden keineswegs fehlt. Wer also auf den Satz, daß sie abgethan seien, eine Gedankenentwickelung gründet, der baut nicht auf festem Boden.

In der neuen deutschen Schule, die der Verfasser einrichten will, nehmen Naturwissenschaft und Deutsch auch äußerlich die herrschende Stellung ein; d. h., um es gleich heraus zu sagen, diejenigen beiden Fächer, die dazu von allen am wenigsten geeignet sind. In Bezug auf das Deutsche gilt dies heute als schlimme Ketzerei; aber die Zeit wird kommen, wo man es wieder einsieht. Die üblen Folgen des Hochdruckes, mit dem neuerdings das Deutsche betrieben wird, haben bereits begonnen und zwar in der Abnahme der Leistungen eben im Deutschen. Der natürliche Menschenverstand sagt ja, um gut deutsch zu lernen gebe es kein besseres Mittel als recht viel deutschen Unterricht; die fremden Sprachen trübten und störten das reine Sprachgefühl. Aber der natürliche Menschenverstand hat nicht immer recht; er wird z. B. auch nie einsehen, daß die sieben Regenbogenfarben zusammen Weiß geben. So darf man ihn nicht fragen, woher es komme, daß die Abiturienten der Preußischen Gymnasien vor 1882 so viel bessere deutsche Aufsätze geliefert haben als nach 1892.

Was zur Erklärung dieser auffallenden Thatsache und damit zugleich zur theoretischen Begründung unseres eigenen Urtheils zu sagen wäre, haben wir in diesen Jahrbüchern und anderwärts wiederholt ausgesprochen;

hier sei nur eins nochmals hervorgehoben. Ohlert macht der jetzigen Unterrichtsweise den Vorwurf, daß sie zu abstrakt sei und besonders den kleinen Schüler zur verfrühten Reflexion über sprachliche Verhältnisse anleite. In dieser Richtung wird gewiß manchmal gefehlt; aber der Verfasser selbst thut alles, um das Uebel schlimmer zu machen, wenn er verlangt, daß die grammatischen Grundbegriffe im Anschluß an die Muttersprache entwickelt werden sollen. Denn dadurch werden die Kinder genöthigt, über ihr eigenes Denken und Sprechen zu reflektiren. Betrachtungen dieser Art enthalten überhaupt die Gefahr, den Hang zu Selbstbespiegelung, an dem unsere Zeit leidet, noch zu verstärken; sie sind aber vollends verhängnißvoll, wenn man sie vor dem Eintreten der Pubertät künstlich hervorruft.

Auch für die obersten Stufen stellt Ohlert Anforderungen, die ihrer Art nach weit über die Kräfte der Schüler hinausgehen. Das „Begriffsstudium", das er von Sexta bis Prima als besonderes Lehrfach innerhalb des Deutschen ansetzt, erhält in den drei obersten Klassen zwei Stunden wöchentlich zugewiesen. Wenn dabei in Prima die Begriffe: Bildung, Charakter, Persönlichkeit, Entwickelung, Gesetz, Humanität, Idealismus, Sozialismus, Freiheit und Gleichheit, Wissen (S. 307) erörtert werden sollen, so kann man sich das für die meisten der genannten gefallen lassen. Bedenklicher klingen schon (S. 279): Eigenthum, Besitz, Geld, Kapital, Arbeit, Kredit. Ueberall aber wäre es eine nothwendige Voraussetzung, daß irgend ein anderer, handfester und hausbackener Unterricht die Anlässe böte, um solche Dinge zu besprechen. Als selbständiges Fach zweimal wöchentlich betrieben, wie es Ohlert haben will, müßte das Studium der Begriffe, trotz aller Versicherung daß es ein „vertieftes" sein solle, zu unleidlichem Geschwätz führen. Man würde sich bald genug nach dem jetzigen Zustande zurücksehnen, an dem der Verfasser tadelt (S. 28), „daß die jungen Leute, die später die leitenden Stellen in Staat und Gesellschaft einnehmen sollen, in das Leben treten ohne Kenntniß der modernen Kultur, ohne Einsicht in das Wesen des modernen Geistes." Gott sei Dank, daß heute noch die Meisten ohne solche (eingebildete) Kenntniß die Schule verlassen. Zwischen dem Abgang von ihr und dem „Eintritt ins Leben" liegen ja doch die Universitätsjahre, deren Arbeit und Ertrag nicht durch Treibhauskultur vorweggenommen werden sollen. Derselbe Verfasser aber, der auf der einen Seite so arg übertreibt, will auf der anderen den Primanern ihre natürliche Kost, Lessing und Schiller, verkürzen (S. 295): es sei „äußerst mißlich, Werke zum Ausgangspunkt ästhetischer Studien zu machen, welche die dazu nöthige Unantastbarkeit nicht mehr besitzen." Das ist ja gerade das Große z. B. in Lessings Laokoon, daß wir nicht nur durch ihn, sondern an ihm Kritik lernen. Ueberall fordert Lessing mit seiner dialektischen Schlagfertigkeit den Leser zur Vorsicht auf; und die kann schon mit den Mitteln und Kräften eines

Primaners recht wohl geübt werden. Die Pietät leidet darunter nicht; den Kultus der „Unantastbarkeit“ aber hätte uns jeder andere eher empfehlen dürfen, als ein Mann, der die Schule der Zukunft auf eine naturwissenschaftliche Weltanschauung gründen will.

Doch das ist es eben. „Naturwissenschaftliche Weltanschauung“, wie Herr Ohlert sie versteht, verträgt sich aufs Beste mit Autoritätsglauben, ja sie ist im Grunde ein Autoritätsglauben; völlig verschieden von der Denkweise und Sinnesart, die in der Seele eines wirklichen Forschers erwächst und lebt. Man erinnert sich der Verse, in denen bei Goethe ein alter Menschenkenner den Typus des engherzigen und hochmüthigen Priesters zeichnet; sie passen ebensogut, vielleicht gar noch besser, auf den Fanatismus der entgegengesetzten Richtung:

> Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
> Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
> Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
> Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
> Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
> Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Darwin und Helmholtz sind von der naiven Beschränktheit frei, wie sie hier beschrieben wird, und mit ihnen genug andere, einerlei ob nun berühmte oder unberühmte Männer. Im Großen aber gerechnet, giebt es wie überall so auch auf diesem Gebiete wenig Auserwählte unter vielen Berufenen, und neben gar vielen Unberufenen.

Welcher Platz innerhalb dieser Stufenfolge dem Verfasser unseres Buches zukommt, läßt sich so ziemlich nach dem beurtheilen, was er im Allgemeinen über das Verhältniß der verschiedenen Wissenschaften zu einander sagt. So spricht er einmal von dem Einfluß, den die Naturwissenschaften auch „auf jene Gebiete der menschlichen Erkenntniß“ gehabt haben, „die man gewöhnlich als Geisteswissenschaften bezeichnet“ (S. 30). Seiner Ansicht nach hat die exakte Forschung auch diesen Wissenszweigen eine so völlig neue Entwickelung gebracht, daß die Unterscheidung zwischen Geisteswissenschaften und exakten Wissenschaften heute nicht mehr aufrecht erhalten werden könne; denn (S. 34) „unsere ganze Auffassung der geistigen und sittlichen Probleme, soweit sie wissenschaftlich begründet ist, ist aus den Naturwissenschaften hervorgegangen“. Danach wären denn Philologie, Geschichte, Jurisprudenz überhaupt keine „Wissenschaften“; denn sie bemühen sich zwar unausgesetzt um geistige und sittliche Probleme, behandeln sie aber nothgedrungen nach einer ganz andern Methode als der naturwissenschaftlichen. Die exakte Forschung geht von der Voraussetzung aus, daß in den Verhältnissen, die sie zu ergründen sucht, an sich und im Grunde die Rechnung überall stimmt, auch wo wir zur Zeit noch nicht so weit gelangt sind sie auf eine Formel zu bringen und nachzurechnen. Der Jurist aber, der Historiker, der Sprachforscher wissen im voraus, daß in dem Stoff, den

sie bearbeiten, die Rechnung auch an sich niemals aufgehen kann; denn dieser Stoff besteht in Werken des menschlichen Geistes und enthält in sich im innersten Kerne das irrationale Element, das in diesem Geiste selber lebt, ja die eigentlich treibende Kraft ausmacht. So muß hier bei noch so feiner und noch so weit fortgesetzter Analyse immer ein ungelöster und unlösbarer Rest bleiben. Ihn zu begrenzen, zu beschreiben, mit dem verwandten Organ der eignen Seele nachzuempfinden — das ist die eigentliche Aufgabe jeder Geisteswissenschaft; und die Erfahrung lehrt, daß die Fähigkeit dazu auf einen sehr hohen Grad gebracht werden kann. Wenn Herr Ohlert von dem allen nichts weiß, so verschlägt das nicht viel. Er wiederholt nur die Anmaßung, mit der vor 30 Jahren der Engländer Buckle hervortrat, als er die Geschichte erst dadurch zum Rang einer Wissenschaft zu erheben gedachte, daß er sie zu einem Zweige der exakten Wissenschaften zu machen suchte.

Aber nun wieder seltsam: gerade gegen Buckle protestirt der Verf. und lehnt mit einer gewissen Geringschätzung die Ansicht ab (S. 178), daß „die geschichtliche Entwickelung" nur „das unabänderliche Ergebniß mechanisch wirkender Gesetze, Ursachen und Verhältnisse" sei. Wenn sie das denn nicht ist, wenn „der menschliche Geist und die Freiheit des Willens" einen unberechenbaren Faktor hereinbringen, wo bleibt dann für die Geschichte und für jede geschichtliche Wissenschaft die exakte Methode? Ohlert ist sich hier offenbar der Bedeutung und Konsequenz der Gedanken gar nicht bewußt geworden, die er sich angeeignet hat und mit dem Eifer des Halbwissenden weiter zu verbreiten sucht. Davon finden sich auch sonst Proben. Einmal heißt es (S. 6): „Jenes geheimnißvolle Unbekannte, das wir Seele nennen, entzieht sich jeder eingehenden wissenschaftlichen Behandlung". Und wenige Seiten später wird behauptet (S. 30), daß die Psychologie „durch ihre Begründung auf die Physiologie aus dem Nebel der früheren haltlosen Träumereien herausgetreten und zu einer festgefügten Erfahrungswissenschaft geworden" sei. — Mit solchem Gegner eine Verständigung zu versuchen, wäre aussichtslos. Nur um der Leser willen, denen die Zuversicht seines Auftretens imponiren könnte, will ich noch einmal*) kurz andeuten, weßhalb die Naturwissenschaften, bei aller Vorzüglichkeit ihrer Methode und ihrer Resultate, doch als Element einer nicht-fachmännischen Bildung nur beschränkten Wert haben.

Daß wir die Errungenschaften der modernen Kultur nicht gedankenlos sondern mit Verständniß benutzen, ist gewiß wünschenswerth; möglich aber ist ihre Benutzung auch ohne das. Wer mit der Eisenbahn fahren oder durchs Telephon sprechen will, wird in der Sicherheit, mit der beides

*) Ausführlicheres über diesen Punkt findet man in meinem Aufsatz über „Formale Bildung," Preuß. Jahrb. 64 (1889) S. 311 ff.; wiederholt und erweitert in der Schrift „Unsere Erziehung durch Griechen und Römer," Berlin (Julius Springer) 1890, Kap. 2 und 3.

gelingt, nicht gestört, wenn er die physikalischen Gesetze nicht kennt, auf denen diese Einrichtungen beruhen. Nur wenige Menschen führt ihr Beruf dazu, die Herrschaft über die Natur, die durch die Wissenschaft gewonnen ist, selbständig auszuüben oder gar erweitern zu helfen. Dagegen hat jeder überall, im eignen Beruf, in der Theilnahme am öffentlichen Leben, im Verkehr der Gesellschaft wie in der Familie, täglich und stündlich zwingenden Anlaß mit Menschen zusammen zu kommen und auszukommen, sich in sie zu schicken, sie für seine Zwecke zu gewinnen. Den wichtigeren Theil der Schulbildung werden also immer diejenigen Wissenschaften ausmachen müssen, die uns den Menschen, gerade mit all seiner Unberechenbarkeit, kennen lehren, also die Geisteswissenschaften: Geschichte, Grammatik, Litteraturkunde — nicht die exakten Wissenschaften.

Deren methodische Vollkommenheit ist aber auch deßhalb kein unbedingter Vorzug für den Schulunterricht, weil sie hier doch nur sehr bruchstückweise zur Anschauung gebracht werden kann. Ohlert sagt, wie wir das freilich schon oft gehört haben, allgemein (S. 97): „Das Naturgesetz wird nicht etwa vom Lehrer mitgetheilt, sondern von den Schülern erarbeitet". Aber das ist eine starke Uebertreibung, die gerade kein sehr exaktes Denken verräth. Es wäre wohl der Mühe werth, einmal festzustellen, für wie viele von den Naturgesetzen, die auf der Schule vorkommen, im Unterricht der vollständige Beweis erbracht wird. Für ein paar Beispiele mögen Zeit und Kräfte ausreichen; in den meisten Fällen wird sich der Lehrer begnügen die Beobachtung die zur Erkenntniß den Anstoß gegeben hat in einigen Proben vorzulegen, und sodann den Gang der Untersuchung und die Reihenfolge des Schließens aufzuzeigen, die zur sicheren Einsicht geführt haben. Um zu beweisen, daß die Erde eine Kugel sei, benutzt man die bekannte Erscheinung, daß auf dem Meere ein herannahendes Schiff zuerst mit den Mastspitzen sichtbar wird, ferner die Gestalt des Schattens, den manchmal zur Zeit des Vollmondes die Erde auf dem hellen Monde abzeichnet. Wie viele von den Kindern haben schon ein herankommendes Schiff beobachtet, wie viel Mondfinsternisse haben sie schon mitangesehen? Wenn sie doch von der Kugelgestalt der Erde überzeugt werden und überzeugt bleiben, so geschieht es, weil sie ihrem Lehrer nichts Böses zutrauen, obendrein ja dasselbe von ihren Eltern hören und in allen Büchern finden. Vollends die Theorie des Kopernikus ist in der Schule, und wohl noch weit darüber hinaus, ein Artikel des Autoritätsglaubens, und mit ihr ein großer Theil derjenigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die allgemein angenommen und verbreitet sind.

Indem der Lehrer, wie wir voraussetzen, seine jungen Zuhörer den Gang des Beweises entlang führt, erhöht er natürlich ihr Interesse, aber leicht auf Kosten der Klarheit. Denn nun sind sie geneigt sich einzubilden, daß sie einen Beweis mitgemacht hätten, während sie doch nur ein ungefähres Bild seiner Anlage gesehen haben. Hierin liegt auch die

Gefahr der an sich so hübschen Trübnerschen Elementarbücher. Ohlert empfiehlt sie mit Recht nur für die unteren Klassen (S. 84); aber auch von hier aus können sie noch schaden, indem durch sie manche Lehre in so plausibler Gestalt übermittelt wird, daß sie nachher auch dem reiferen Schüler durch lange Gewöhnung als etwas Selbstverständliches erscheint. Das Bedürfniß nach den Beweisen, dessen Erweckung wohl das werthvollste Ergebniß alles Unterrichtes in exakten Wissenschaften ist, würde auf diese Weise geradezu eingeschläfert werden. Ja, ein Philologe, der Unrecht mit Unrecht vergelten wollte, könnte behaupten, gerade der naturwissenschaftliche Unterricht schädige die Selbständigkeit des Denkens; denn wo in Grammatik oder Lektüre die Autorität des Lehrers etwas entscheide, trete sie offen hervor, während sie drüben versteckt und unbewußt und dadurch um so kräftiger wirke. Aber wir wollen gerecht sein, auch wenn man es gegen uns nicht ist, und gern anerkennen, daß einsichtige Lehrer die geschilderte Gefahr kennen und zu bekämpfen wissen; nur daß sie besteht, soll man uns nicht abstreiten.

So entschieden wir nach dem allen den von Herrn Ohlert entworfenen Plan einer höheren Schule für verfehlt halten, so theilen wir doch seinen Wunsch (S. XI), daß er in einigen — nur nicht gleich 32! — Beispielen zur Probe durchgeführt werden möge. Es giebt keinen besseren Lehrmeister als den Erfolg, oder den Mißerfolg. Und wir halten nach wie vor an der Ueberzeugung fest, daß nur durch völlig freie Konkurrenz das Schlechte überwunden und das Gute herausgearbeitet werden kann. Aber gerade in diesem Punkte müssen wir nun den letzten und schärfsten Widerspruch erheben; dazu ist ein kurzes Zurückgreifen auf verwandte Züge nöthig.

Das Buch verspricht auf seinem Titel u. a. den „sozialen Bedürfnissen unserer Zeit" gerecht zu werden; davon ist denn auch im Texte vielfach die Rede. Aber eine der wichtigsten, ja vielleicht die wichtigste soziale Aufgabe der höheren Schulen, daß sie durch Schwierigkeit des Lehrstoffes und durch ein hohes Maß von Anforderungen für die leitenden Berufsstände eine Schutzwehr bilden sollen gegen das zu reichliche Angebot von schwachbegabten Söhnen aus guten Familien, — diese Aufgabe hat der Verfasser ganz und gar verkannt. Schon die Lehrpläne von 1892 haben wohl dem etwas weichlichen Sinn unseres Zeitalters zu viel Konzessionen gemacht und das Maß dessen, was geleistet werden soll, zu tief herabgesetzt. Ohlert ist damit nicht zufrieden; er verlangt, freilich im Widerspruch mit der Verstiegenheit seines eigenes Lehrplanes, weitere Erleichterung, Verminderung der täglichen Arbeitszeit bis auf 3, für ältere Schüler auf 4 Stunden (S. 199). — Nicht minder unpraktisch und geradezu phantastisch ist sein Gedanke (S. 186), „das allgemeine Bildungswesen dem Einfluß der politischen Parteien" dadurch zu entziehen, daß es einer besonderen „zweckmäßig gegliederten Bildungsvertretung übertragen" wird. Schöne Reden würde es dort freilich zu hören geben. — Denselben weltfremden

Doktrinarismus zeigt nun der Verfasser eben auch darin, daß er die Einheitsschule, vor der wir glücklich bewahrt geblieben sind, aufs Neue fordert. Er überschreibt sein Buch „Die deutsche höhere Schule" und meint allen Ernstes, es werde sich aus der Fülle des Wissens und Könnens, über das die heutige Menschheit gebietet, ein Auszug herstellen lassen, der für Alle Geltung habe und von Allen angeeignet werden müsse. Diese Ansicht haben wir so oft mit Gründen bekämpft, daß wir uns vor einer Wiederholung scheuen; die ist aber auch überflüssig. Denn wenn irgendwo die Thatsachen selber reden, so ist es in diesem Punkte: nicht auf Uniformirung des Bildungswesens und der höheren Schulen drängt das Leben mit seinen realen Bedürfnissen hin, sondern auf größere Mannigfaltigkeit. Und indem wir mit Sicherheit erwarten, daß die natürliche Entwickelung der Dinge diesen Grundirrthum der Ohlertschen Schrift widerlegen wird, können wir hoffen, daß vor derselben Macht auch seine sonstigen Gedanken und Vorschläge, die er nun schon zum dritten Mal in einem größeren Buche zusammengefaßt hat, über kurz oder lang verschwinden werden.

Flensburg, September 1896. Paul Cauer.

Politik.

Zur neueren Litteratur über das Handwerk.

Von

Werner Sombart.

1. Paul Scheven, Die Lehrwerkstätte. Erster Band. Technik und qualifizierte Handarbeit in ihren Wechselwirkungen und die Reform der Lehre Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung, 1894. 8°. XXX. und 570 S. nebst 56 Anlagen.
2. H. Back, Der gewerblich-technische Unterricht in den Lehranstalten der nordamerikanischen Union. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag, 1895. 8°. 94 S.
3. H. Bendel, Nochmals zur Einführung allgemeiner Handwerkerschulen. Zürich, Ed. Seemann, 1895. 8°. 28 S.
4. W. Stieda, Der Befähigungsnachweis. Leipzig, Duncker & Humblot, 1895. 8°. 104 S.
5. Hans Crüger und H. Jäger, Rohstoffgenossenschaften der Handwerker und Anleitung zur Buchführung einer Rohstoffgenossenschaft. Berlin, J. Guttentag, 1896. 8°. 53 S.
6. F. W. Rüffert, Das deutsche Handwerk, seine jetzige Lage und Zu-

kunft und die zu seiner Förderung dienenden Maßregeln. Berlin und Leipzig, F. Luckhardt, 1897. 8⁰. 54 S.

7. Eugen Richter, Gegen die Zwangsinnungen. Berlin, Verlag „Fortschritt", A.-G., 1896. 8⁰. 36 S.

8. Viktor Böhmert, Das deutsche Handwerk und die Zwangsinnungen des Gesetzentwurfs betreffend die Abänderungen der Gewerbeordnung. Dresden, Bleyl & Kämmerer, 1896. 8⁰. 48 S.

9. Max Quarck, Handwerk, Zünftlerthum und Sozialdemokratie. Eine Agitationsschrift für Gesellen und Meister. Nürnberg, Woerlein & Co., 1896. 8⁰. 43 S.

10. W. Kulemann, Das Kleingewerbe. Notlage und Abhülfe. Göttingen, Vandenhock & Ruprecht, 1895. 8⁰. VIII. und 176 S.

11. Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung auf seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik.) Band I. (62. Bd. der Schriften des Vereins für Sozialpolitik): Königreich Preußen. Erster Theil: 1. Lage des Schuhmachergewerbes in Altona, Elmshorn, Hude, Preetz und Barmstedt. Von S. Heckscher. II. Die Schuhmacherei in Loitz. Von B. Arbert. III. Die Schuhmacherei in Kreis und Stadt Dramburg. Von P. Steinberg. IV. Die Lage des Tischlergewerbes in Posen. Von K. Hampke. V. Das Berliner Tapezierergewerbe. Von M. Broesike. VI. Die Lage der Weißgerber und Lohgerber in Prenzlau. Von G. Mayer. VII. Die Klempnerei in Kreis und Stadt Salzwedel. Von O. Wiedfeldt. VIII. Die Töpferei des Kreises Bunzlau. Von K. Steinitz. IX. Das Düsseldorfer Schlächtergewerbe. Von W. Westhaus. X. Die Lage des Kleingewerbes in der Kölner Schreinerei. Von F. v. Schönebeck. XI. Das Dachdeckergewerbe in Frankfurt a. M. Von Ph. Stein. XII. Die Thonindustrie des Kannenbäckerlandes auf dem Westerwalde. Von E. Zais und P. Richter. Band II. (63. Bd. der Schriften des Vereins für Sozialpolitik): Königreich Sachsen. Arbeiten aus dem volkswirtschaftlich-statistischen Seminar der Universität Leipzig. Erster Theil: I. Die Böttcherei in Leipzig. Von J. Plenge. II. Die Drechslerei in Leipzig. Von A. Neu. III. Das Leipziger Schlossergewerbe. Von P. Rocke. IV. Die Klempnerei in Leipzig. Von W. Thoma. V. Die Schuhmacherei in Leipzig und Umgegend. Von R. Geißenberger. VI. Die Kürschnerei in Frankenberg i. S. Von A. König. VII. Die Bäckerei und Konditorei in Leipzig. Von J. M. Grieshammer. Band III. (64. Bd. der Schriften des Vereins für Sozialpolitik): Süddeutschland. I. Das Kleingewerbe in Karlsruhe. Von A. Voigt. II. Das Schustergewerbe in Württemberg. Von E. Rübling. III. Die Möbelschreinerei in Mainz. Von R. Hirsch. IV. Das Küfergewerbe in Straßburg i. E. Von M. Kriele. V. Das

Schreinergewerbe in Neudorf bei Straßburg i. E. Von W. Schröder. VI. Die Lage einiger Kleingewerbe in Erlangen. Von C. Neuburg. VII. Zwei Nürnberger Metallgewerbe. Von H. Th. Soergel. VIII. Das Schreinergewerbe in Augsburg. Von A. Cohen. Band IV. (65. Bd. der Schriften des Vereins für Sozialpolitik): Königreich Preußen. Zweiter Teil: I. Die Lohgerberei in Breslau. Von W. Borgius. II. Die Schuhmacherei in Breslau. Von H. Kanter. III. Die Schlosserei in Breslau. Von J. Giesel. IV. Konfektion und Schneidergewerbe in Prenzlau. Von G. Mayer. V. Das Schneidergewerbe in Stadt und Kreis Dramburg. Von P. Steinberg. VI. Das Tischlergewerbe in Konitz, Westpr. Von A. Lubnow. VII. Die Schneiderei in Löbau, Westpr. Von A. Gottschewski. VIII. Die Lage der Handwerke in Nakel (Netze) mit besonderer Berücksichtigung des Schmiedehandwerks. Von A. Bolte. IX. Die Lohgerberei in der Stadt Köln. Von A. Wirminghaus. X. Die Schlosserei, Schmiederei, Kupferschmiederei in Berlin. Von R. Rinkel. XI. Das Tischlergewerbe in Berlin. Von P. Voigt. XII. Die Lage der Arbeiter in der Berliner Tischlerei. Von B. Burchardt. Band V (66. Bd. der Schriften des Vereins für Sozialpolitik): Königreich Sachsen: Arbeiten aus dem Volkswirtschaftlich-statistischen Seminar der Universität Leipzig. Zweiter Teil: I. Die Handwerksbetriebe des Dorfes Gahlenz. Von A. Hofmann. II. Uhrmacherhandwerk und Uhrenfabrikation, dargestellt auf Grund der Verhältnisse in Leipzig und Glashütte. Von O. Schmidt. III. Das Korbmachergewerbe in Leipzig. Von M. Hotop. IV. Die Glaserei in Leipzig. Von K. Hartmann. V. Die Färberei in Leipzig. Von O. v. Zwiedineck-Südenhorst. VI. Die Buchbinderei in Leipzig. Von K. Bücher, F. Gosch, M. Hecht und E. Wede. VII. Das Leipziger Tapezierergewerbe. Von K. Kuntze. VIII. Die Gerberei in Leipzig, Grimma, Oschatz und Nossen. Von P. Junghans. IX. Die Leipziger Sattlerei. Von J. Plenge. Band VI. (67. Bd. der Schriften des Vereins für Sozialpolitik): Königreich Sachsen. Dritter Teil. (Im Druck.) Band VII. (68. Bd. der Schriften des Vereins für Sozialpolitik): Königreich Preußen. Dritter Teil: I. Das Schneidergewerbe in Breslau. Von A. Winter. II. Die Kürschnerei in Breslau. Von Schiller. III. Das Bäckergewerbe in Breslau. Von E. Reinhardt. IV. Das Bäckergewerbe in Berlin. Von E. Lehweß. V. Das Berliner Malergewerbe. Von K. Thieß. VI. Das Berliner Klempnergewerbe. Von K. Thieß. VII. Die Lage des Steinsetzergewerbes in Berlin. Von E. Wegener. VIII. Die Berliner Buchbinderei. Von A. Spiethoff. IX. Das Barbier-, Friseur- und Perrückenmacher-Gewerbe in Berlin. Von L. Eger. X. Tischlerei und Drechslerei in einigen Orten bei Berlin und im Spreewald. Von P. Voigt. XI. Die

Schwarz= und Schönfärber der Priegnitz. Von R. Zimmermann. XII. Das Buchdruckgewerbe in Posen. Von F. Kantorowicz. XIII. Das Barbiergewerbe unter besonderer Berücksichtigung der Posener Verhältnisse. Von G. Tietze. XIV. Die Handwerksbetriebe eines ostfriesischen Marschdorfes. Von Ch. J. Klumker. Band VIII. (69. Bd. der Schriften des Vereins für Sozialpolitik): Süddeutschland, insbesondere Baden. (Im Druck.) Band IX. (Schlußband). (79. Bd. der Schriften des Vereins für Sozialpolitik): Thüringen. Nachträge. (Im Druck.) Band X. (Oesterreich.) (Im Druck.)

1. Schriften zur Lehrlingsfrage.

Obwohl das Buch von Dr. Paul Scheven (No. 1) in ein früheres Jahr zurückreicht, als ich für meine Uebersicht zum Ausgangspunkte genommen habe, möchte ich die Gelegenheit doch nicht vorübergehen lassen, ohne es den Lesern dieser Zeitschrift anzuzeigen. Denn es gehört ohne Zweifel zu den bemerkenswertesten Erscheinungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der Gewerbelitteratur.

Die Stärke des Buches liegt in der großen Fülle von Material, die es insbesondere in den 56 Anlagen zur Beleuchtung der darin aufgeworfenen Frage beibringt. Wenn es dadurch vielleicht auch ungeeignet wird, weiteren Kreisen zur Anregung zu dienen, so erweist es sich doch eben deshalb um so nützlicher als Orientierungswerk demjenigen, der sich eingehender mit den Problemen des Kleingewerbes zu beschäftigen zur Aufgabe gemacht hat.

Der Verfasser wählt sich die Frage der „Lehrwerkstätten", d. h. also der gewerblichen Ausbildung des jugendlichen Nachwuchses in Fabrik und Kleinbetrieb, zur monographischen Behandlung und gewinnt dadurch einen festen Anhalt und einen fruchtbaren Gesichtspunkt bei der Durchmessung des gesammten Gebietes der „Handwerkerfrage." Denn naturgemäß wird er durch die Erörterung seines Spezialproblems dazu gedrängt, die gesamte Materie in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Sind es nun auch keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, die bei dieser allgemeinen Uebersicht sich dem Verfasser ergeben, so ist doch seine Leistung auch in dieser Richtung dankbar anzuerkennen, als ein im Ganzen wohlgelungener Versuch, der herrschenden Auffassung, insbesondere auch durch gewissenhafte Berücksichtigung der neueren Litteratur (bis zum Jahre 1894) neue Stützpunkte zu bieten. Die Kapitel 2—7 enthalten im Wesentlichen diesen Versuch. Das Ergebniß, zu dem der Verfasser im Hinblick auf seine Spezialfrage gelangt, ist nun — ich zitire die Inhaltsangabe — dieses: „daß obwohl die Lage der Kleinindustrie keine verzweifelte genannt werden kann, doch aber die Befähigung derselben zur Erteilung einer gründlichen Lehre, zumal in den wichtigen Industriezweigen der Holz= und Metallverarbeitung, immer mehr zurückgehen muß. Der Kleinmotor schafft die

Kleinfabrik, in der strenge Arbeitsteilung herrscht und deren Produktion sich vielfach auf wenige Spezialitäten beschränkt; die Reparatur-Werkstätten, häufig verbunden mit Ladengeschäften sind an und für sich ungeeignet, Lehrlinge zu erziehen, und die Werkstätten für hochqualifizirte Waren, die vielfach der alten Handwerkstechnik treu bleiben, sind wohl gezwungen, gute ausgelernte Arbeiter einzustellen, unterlassen aber selbst, solche in genügender Anzahl auszubilden."

Daß mit der „Lehrlingsfrage" einer der Kernpunkte der gesammten gewerblichen Entwicklung berührt wird, ist jedem Kundigen ein vertrauter Gedanke. Es gehört zu den ernstesten Problemen unserer gewerblichen Zukunft das Dilemma, in das wir gerathen sind: die Lehrlingsausbildung geht zurück, weil das Handwerk zurückgeht; das Handwerk aber geht großentheils zurück, weil seine Leistungen sich verschlechtern, und seine Leistungen verschlechtern sich, weil die Lehrlingsausbildung vernachlässigt wird. Der kapitalistische Großbetrieb scheint aber bisher die Erbschaft des Handwerks, den gewerblichen Nachwuchs sachgemäß auszubilden, noch nicht, oder überhaupt nicht in vollem Umfange antreten zu wollen, wodurch der Gedanke nahegelegt wird, diese erziehliche Funktion ganz oder teilweise der Sphäre der Erwerbsunternehmung zu entziehen und selbständigen, reinen Lehranstalten zu überweisen.

In welchem Umfange und mit welchem Erfolge das nun bereits geschehen ist, untersucht der Verfasser in den folgenden Kapiteln seiner Schrift, insbesondere die süddeutschen Staaten berücksichtigend. Das Ergebniß, zu dem er gelangt, gipfelt in dem Vorschlage, sogenannte „Ergänzungswerkstätten" zu errichten, denen der systematische Theil der manuellen Ausbildung anzuvertrauen wäre. Dem geschäftsmäßigen Theil der Lehre wie der Erlangung der Routine hätten wie bisher die gewerbliche Werkstatt resp. die Fabrik sich zu widmen. Der theoretische Teil könnte gemeinsam von der gewerblichen event. allgemeinen Fortbildungsschule, der Lehrwerkstätte und dem Geschäftsbetriebe ertheilt werden. Wie diese „Ergänzungslehrwerkstätten" im Einzelnen sich zu gestalten hätten, denkt sich der Verfasser in folgender Weise:

Er unterscheidet zwei Arten von Ergänzungslehrwerkstätten. In beiden hätten die Lehrlinge turnusweise allwöchentlich mehrere Stunden nach vorher festgestellten Lehrgängen praktische Uebungen vorzunehmen. Die erste Gattung hätte vorwiegend die Ausbildung von Handwerkslehrlingen ins Auge zu fassen (Kap. 12), könnte sich aber gleichzeitig auch den Fabriklehrlingen zur Verfügung stellen. Diese Anstalten hätten die Lehrlinge wöchentlich etwa 3 Stunden während ihrer ganzen Lehrzeit zu besuchen; zu gründen wären sie etwa von städtischen Verwaltungen, Innungen, Gewerbevereinen 2c., staatliche Subvention sei erwünscht. Die zweite Gattung Ergänzungslehrwerkstätten wären ausschließlich oder doch vorzugsweise für die Ausbildung von Fabrikslehrlingen bestimmt (Kap. 15).

Da anerkanntermaßen die Handwerkslehre heute nur noch in seltenen Fällen als Vorschule für gelernte Fabrikarbeiter, besonders Werkmeister sich eignet, die jetzt übliche Fabriklehre aber ebenfalls nach Ansicht des Verfassers meistens nicht genügt, wie im 13. Kapitel ausgeführt wird, so erweisen sich besondere Vorkehrungen für diese Arbeiterklasse als nothwendig. Da nun in der Großindustrie die Lehrlingsarbeit ökonomisch keine so bedeutende Rolle spielt, wie im Handwerk, so ist für diese Lehrlinge eine große Zahl Unterweisungsstunden per Woche in Aussicht genommen, dafür aber der Besuch der Anstalt nur auf etwa zwei Jahre festgesetzt. Diese Lehrwerkstätten würden von Unternehmerverbänden zu gründen sein. Für sehr umfangreiche Etablissements lohnte es sich, eigene Lehrwerkstätten als organische Glieder ihres Betriebs zu errichten und in denselben ihre Lehrlinge während der ersten beiden Lehrjahre den vollen Tag über arbeiten zu lassen. Diese Methode gewährte den Vortheil, daß man die jungen Leute nicht in direkten Verkehr mit dem Gros der erwachsenen Arbeiter bringt.

Ohne in eine materielle Prüfung dieser Ideen eintreten zu wollen, möchte ich mein Urteil doch wenigstens dahin aussprechen, daß mir die Vorschläge des Verfassers ernstester Erwägung werth zu sein scheinen.

Eine willkommene Ergänzung zu dem Schevenschen Buche bilden die unter No. 2 und 3 genannten Schriften.

Herr Back, Direktor der städtischen Fortbildungsschule in Frankfurt a. M., hat im Auftrage des preußischen Ministers für Handel und Gewerbe eine Studienreise zur Chicagoer Weltausstellung unternommen und berichtet uns in der vorliegenden Broschüre über deren Ergebnisse. Da er den gesammten gewerblich-technischen Unterricht in den Vereinigten Staaten in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen hat, so umfaßt sein Bericht auch andere als Lehrwerkstätten zur beruflichen Ausbildung der gewerblichen Jugend. Wir durchwandern unter seiner Führung Handfertigkeitsschulen (Manual-training-schools), gewerbliche Lehranstalten allgemeineren Charakters, Kunstgewerbeschulen, endlich auch die uns hier interessirenden Handwerkerschulen: trade-schools genannt. Sie sind im Wesentlichen das, was wir unter Lehrwerkstätten verstehen, haben also den Zweck, den Schüler für die praktische Ausübung eines bestimmten Gewerbes vorzubereiten. Diese trade-schools haben sich nach Ansicht des Verfassers außerordentlich bewährt. Und das eigentliche Ergebnis seiner „Reiseeindrücke" (S. 89) ist dieses, daß auch in Deutschland solche Unterrichtsstätten geschaffen werden sollten, „welche entweder als Ersatz, Grundlage oder Erweiterung der Werkstättenlehre zu dienen hätten." Ganz unwillkürlich übrigens läßt der Verfasser die Ansicht durchblicken, daß solcherart Lehrwerkstätten in Nordamerika jedenfalls, wahrscheinlich aber auch in Europa in erster Linie nicht dem Handwerk, sondern dem Großbetriebe zu gute kommen würden. Die Erfahrungen, die man mit Webeschulen und dergl. gemacht hat, lassen wenigstens auf ein solches Ergebniß schließen.

Der Verfasser der dritten Schrift, H. Bendel in Schaffhausen, ergänzt darin seine „Studien auf dem Gebiete des gewerblichen Bildungswesens in Oesterreich und Sachsen“ durch die Prüfung der Frage: ob die in Oesterreich verbreiteten „allgemeinen Handwerkerschulen“ auch für die Schweiz vorbildlich sein sollten und kommt zu einem bejahenden Resultat. Unter „allgemeinen Handwerkerschulen“ versteht der Verfasser (S. 21 f.) eine Art von Handwerkerhochschule, die sich an die Volksschule dort ergänzend anzuschließen hätte, wo der letzteren nur 6 oder 7 Schuljahre eingeräumt sind, die andrerseits neben die Alltagsschule der einfachen oder gehobenen Volksschulstufe treten würde, wo diese mindestens 8 ganze Schuljahre umfaßt. Gelehrt soll dort werden neben allgemeinen Fächern vor allem Freihandzeichnen, Skizzierübungen und Handfertigkeit bezw. Modellieren. Diese allgemeinen Handwerkerschulen sind also gedacht als Uebergang von der Schulbank zur Werkstatt der Meisterlehre. Der Verfasser hält diese allgemeinen Handwerkerschulen für realisirbar und dem ganzen Handwerk zugute kommend, während er den Lehrwerkstätten und gewerblichen Fachschulen, wie sie in der Schweiz bestehen, nur geringere Bedeutung beimißt: die Lehrwerkstätten hätten „mit solchen Schwierigkeiten, namentlich finanzieller Art sich abzufinden, daß an eine allgemeinere Verbreitung derselben nicht gedacht werden könne“ (S. 14); die gewerblichen Fachschulen kämen auch nur der Elite zugute. Die Ausbildung in der Volksschule und in der Werkstattlehre sei aber — das ist der Ausgangspunkt der ganzen Betrachtung — vollständig unzureichend. In dieser Bestätigung der uns aus Deutschland genugsam bekannten Thatsache liegt das eigentliche allgemeine Interesse des kleinen Schriftchens, um so mehr als der Verfasser sich auf die Ergebnisse einer neuerdings in der Schweiz veranstalteten ziemlich umfassenden Enquête stützt. Es hat nämlich der schweizerische Gewerbeverein Umfrage gehalten, betreffend die Förderung der Berufslehre beim Meister.*) Die Begutachtung der Fragen — die erste lautetete: „Entspricht in Ihrem Beruf die Leistungsfähigkeit der aus der Lehre tretenden Handwerker durchschnittlich denjenigen Anforderungen, welche man an einen jungen Arbeiter stellen kann?“ die zweite: „In welcher Beziehung treten die meisten Mängel zu Tage (Handgeschicklichkeit, Berufskenntnis, allgemeine Schulbildung, einseitige Fachbildung &c.)?“ — war vorgesehen durch die Berufsvereine, Berufsgruppen und einzelne sachkundige Mitglieder der Sektionen, und zwar jeweilen vom Standpunkte eines einzelnen Gewerbszweiges aus. Aus sämtlichen Kantonen — Appenzell I. Rh. und Tessin ausgenommen — wurden unter Mitwirkung von 51 Berufsarten 398 Gutachten erzielt. Das Ergebnis ist nun ein geradezu

*) „Die Förderung der Berufslehre beim Meister.“ Bericht des Zentralvorstandes des schweizerischen Gewerbevereins über seine diesbezüglichen Untersuchungen, Verhandlungen und Beschlüsse. Heft XI der Gewerblichen Zeitfragen. Zürich 1895.

vernichtendes. Denn übereinstimmend lautet das Urteil fast in allen Gewerben: Volksschulbildung unzureichend, berufliche Ausbildung schlecht, besser veranlagte Jungens kommen überhaupt nicht mehr zum Handwerk. Diese Litaneien ergänzen in vorzüglicher Weise für die Schweiz die „quellenmäßige Darstellung der Klagen über Mangel an qualifizierten (gelernten) Arbeitern in Deutschland," die Scheven in dem ersten Kapitel seines oben besprochenen Buches giebt. Ueberall das gleiche Bild der Verwüstung.

2. Schriften zur Tagespolitik.

Wenn ich das Büchlein von Stieda (No. 4) an die Spitze der tagespolitischen Litteratur stelle, so hat das selbstverständlich nicht den Sinn, als wollte ich seinen Inhalt damit einschätzen, vielmehr geschieht es nur, weil das darin behandelte Thema die „akuteste" Frage des Handwerkerproblems in der Gegenwart behandelt, also die Schrift auch wohl in gewissem Umfange bestimmt ist, auf den Streit der politischen Meinungen einzuwirken.

In der That kann die Lektüre nur jedem Politiker, insbesondere den Zünftlern als den Aufklärungsbedürftigeren, dringend ans Herz gelegt werden. Der ausgezeichnete Kenner des Gewerbewesens in Vergangenheit wie Gegenwart unterzieht sich in dieser Schrift der dankenswerthen Aufgabe, insbesondere aus der Geschichte und den letzthin in Oesterreich gemachten Erfahrungen den Nachweis zu führen, welchen verhängnißvollen Schritt eine Einführung des Befähigungsnachweises in Deutschland bedeuten würde. Möchten die klaren und verständigen Worte des Verfassers das Ihrige dazu beitragen, unser Vaterland vor der ungeheuren Gefahr zu bewahren, die ihm von der Seite der reaktionären Reichstagsmehrheit nun schon seit Jahren droht und deren Hereinbruch an unserer Reichsregierung, wie bekannt, einen von Session zu Session schwächeren Widerstand findet! Ich will doch wenigstens die beiden Folgerungen hier im Wortlaut wiedergeben, zu denen der Verfasser auf Grund seines geschichtlichen Ueberblicks gelangt (S. 84): „Einmal haben die Meisterprüfungen in Deutschland nur kurze Zeit mit wirklich gutem Erfolge bestanden; vielmehr haben sich sehr bald bei ihrer Durchführung so viele Uebelstände gezeigt, daß man eine Reform nach der andern anstrebte, bis man sich endlich überzeugte, daß es im Interesse aller sei, eine Einrichtung, die man auf eine Stufe der Vollkommenheit zu heben nicht vermochte, ganz fallen zu lassen. Wenn bald danach das Verlangen wieder laut wurde und je vergeblicher, desto lauter und energischer, die nicht bewährte Anordnung wieder aufleben zu lassen, so beweist das nichts für die Richtigkeit des Gedankens, sondern zeigt nur, daß die Gewerbetreibenden und ihre sie in dieser Forderung unterstützenden Freunde aus der Wirthschaftsgeschichte nichts gelernt und alles vergessen haben, was an notorischen Aus-

wüchsen an der gepriesenen Maßregel sich jedem offenbart hat. Zweitens aber lassen die in Oesterreich gemachten Erfahrungen es als dringend wünschenswerth erscheinen, das gefährliche Experiment mit dem Beschäftigungsnachweis bei uns nicht zu wiederholen. Wenn längere Zeit es zweifelhaft erscheinen konnte, in welcher Richtung die Wirkungen des österreichischen Verwendungsnachweises zu suchen wären, so hat das neuerdings massenhaft zu Tage geförderte Material offiziellen und glaubwürdigen Charakters, es bis zur Unwiderleglichkeit erwiesen, daß es sich um eine verhängnißvolle Einrichtung handelt, die weit entfernt davon, dem Handwerke den gehofften Segen gebracht zu haben, es nur noch tiefer in den Verfall verstrickt hat."

Die unter Nr. 5 aufgeführte Broschüre soll Agitationsmaterial für die Propagierung der Genossenschaftsidee beibringen. Sie enthält zu diesem Behufe zunächst einige einleitende Bemerkungen prinzipieller Natur, die der Feder des Generalsekretärs der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, Dr. Hans Crüger, entstammen und in dem bekannten Hinweis auf die Hebung der Konkurrenzfähigkeit der Handwerker auf genossenschaftlichem Wege gipfeln. Der Schwerpunkt der Schrift liegt in der Geschichte zweier — natürlich gelungenen — Rohstoffgenossenschaften, der Rohstoffassoziation der Schneidermeister in Magdeburg, die gar seit 1861, besteht. Der Verfasser dieser Geschichte, H. Jäger, Direktor des Kreditvereins, der Friedrichstadt, e. G. m. u. H. in Berlin, hofft, das die Kenntniß der von jenen Assoziationen glücklich überwundenen Fehler andere Rohstoffgenossenschaften davor schützen können, durch mangelhafte Einrichtungen Schaden zu erleiden. Besondere Schwierigkeiten macht, nach Ansicht des Verfassers, den Rohstoffgenossenschaften die Buchführung. Er hat deshalb im letzten Abschnitt die Buchführung für eine Rohstoffgenossenschaft so dargestellt, wie sie ohne Weiteres überall eingeführt werden kann.

Ist wirklich an dem langsamen Vordringen der Handwerkergenossenschaften nur die mangelnde Kenntniß der Buchführung und anderer Geschäftspraktiken schuld?

Die übrigen Schriften (Nr. 6—10) tragen sämmtlich den Stempel der Gelegenheitspublikationen. Sie sind schon deshalb, obwohl sie theilweise namhafte Fachleute zu Verfassern haben, ohne dauernde, wissenschaftliche Bedeutung. Ich skizzire nur in aller Kürze ihren Inhalt.

Die Schrift von Rüffert (Nr. 6) enthält das Geplauder eines alten scheinbar wohlsituirten Uhrmachermeisters und „Ehrenmitglieds mehrerer Fachvereine in Döbeln". Der alte Herr will von den reaktionären Forderungen der neuen Handwerkerbewegung nichts wissen. Er hat den richtigen Instinkt, daß nur hervorragende persönliche Gewandtheit heute noch dem Handwerker etwas nützen könne und die lasse sich durch Prüfung nicht ermitteln, während sie auf der anderen Seite durch Zwangsorganisationen in ihrer Entwickelung gehemmt werde. Tiefere Einsicht in die Lebensbedingungen des Handwerks fehlt dem Verfasser. Die Listen der Handwerke, die sich seiner Meinung

nach theilweise oder ganz erhalten werden (S. 32 f.), sind den Thatsachen nicht entsprechend. Erwähnung mag eines originellen Gedanken geschehen, dem ich wenigstens in der Handwerkslitteratur noch nicht begegnet bin: daß die Regierungen sehr viel Segen stiften könnten, wenn sie auch den Handwerker, der jetzt immer leer ausgehe, etwas weniger stiefmütterlich mit Orden, Ehrenzeichen und Titeln bedenken und dadurch in seiner Standesehre heben würden. „Wäre ein kleiner Ansporn von oben herab nicht sehr zweckmäßig gewesen" (S. 51)? Jeder Gerichtsbeamte erhalte nach 30jähriger Dienstzeit einen Orden, nach 10 weiteren Dienstjahren bei der Pensionierung einen „noch höheren". Für Titel macht der Verfasser keine Vorschläge; da der „Gewerberath" schon vergeben ist, dürfte sich vielleicht eine Zusammenfassung wichtiger Gewerbegruppen und eine diesen entsprechende Titulatur empfehlen, etwa „Ernährungsrath", „Bekleidungsrath" oder dergl.

Die Broschüre Eugen Richters (Nr. 7) versucht eine Beleuchtung des vorliegenden Gesetzentwurfes über die Zwangsinnungen vom freihändlerischen Standpunkte aus ohne naturgemäß wesentlich neue Gesichtspunkte beizubringen. Der Grundgedanke: die Zwangsinnungen sind erstens unnütz, zweitens schädlich; wenn man das Handwerk frei gewähren läßt, wird es sich schon von selbst behaupten, denn dem handwerksmäßigen Betriebe bleibt dauernd ein sicheres Feld zur Bethätigung: wo es sich um individuelle Anpassung und um künstlerische Leistungen handelt (S. 36). Fehlt nur der Hinweis auf die „Reparaturarbeit."

Die Schrift faßt unter markanten Spitzmarken den Gegenstand geschickt zusammen und ist wohl in erster Linie als Leitfaden für Reden in freisinnigen Bezirksvereinen gedacht.

Der alte, bewährte Vorkämpfer für Gewerbefreiheit in Deutschland, Viktor Böhmert, hat auch noch einmal das Schlachtroß bestiegen, um gegen die hereinbrechende Reaktion zu Felde zu ziehen. Er stellt (No. 8) in bekannter sachkundiger Weise die „formalen" und „materiellen" Bedenken zusammen, die sich gegen die geplanten Zwangsinnungen geltend machen lassen. Er erwartet von ihnen keine Hilfe für die schwachen und mittelmäßigen Existenzen des Handwerks, wohl aber erblickt er in ihnen eine ernste Gefahr für alle aufstrebenden überdurchschnittlichen Elemente im Kleingewerbe; es sei denn, daß eine andere Wirkung durch das Gesetz erzielt würde, daß man es nämlich verspottet, ohne es zu respektiren (S. 34). Die Kenntnisse Böhmerts vom Gewerbewesen sind umfassend und beruhen theilweise auf eigener Anschauung und eigenem Studium. Wenn er trotz seines im großen Ganzen wohl richtigen Standpunktes meines Erachtens vielfach doch noch zu rosig in die Zukunft des Handwerks blickt, so mag daran außer der alten freihändlerischen Brille wohl auch mit der Umstand schuld sein, daß Böhmerts Erfahrungen doch nicht die neueste Entwickelung mitumfassen. Böhmert ist aber vorurteilsfrei

genug, um seine Leser selbst auf die neuesten Ergebnisse gewerbewissenschaftlicher Forschung — die Schriften des Vereins für Sozialpolitik, an denen er selbst hervorragend betheiligt ist — lebhaft hinzuweisen. Welch bittere Enttäuschung muß in die Seele eines solchen Mannes einziehen, der in seiner Jugend die Freiheiten und den Fortschritt miterkämpft hat, die er nun am Abend seines Lebens in Gefahr sieht, der Laune einer zufälligen reaktionären Parlamentsmehrheit zum Opfer zu fallen!

Dr. Max Quarck vertritt in seiner Broschüre „Handwerk, Zünftlertum und Sozialdemokratie“ (No. 9) nicht ungeschickt den sozialdemokratischen Standpunkt gegenüber der neuen Gesetzesvorlage. Was er über die Schwerfälligkeit des in dieser beabsichtigten bureaukratischen Verwaltungs-Apparats, über die Lehrlingsfrage, über den Arbeiterschutz rc. im Handwerk sagt, verdient Beachtung. Sein Gesammtbild von der Lage und der Konkurrenzfähigkeit des Handwerks ist meines Erachtens dagegen nicht völlig der Wirklichkeit entsprechend. Er irrt sehr entschieden, wenn er in den Vertretern der Innungsbewegung hauptsächlich „Handwerksprotzen“ sieht, die „eine kleine Art Kapitalistenherrschaft im Staat“ aufrichten wollten (S. 41) und von ihnen die an Alleinarbeiter, die deklassirten ärmlichen Handwerker, die „Pfuscher“ appellirt. Das sind thatsächlich nicht die Gegensätze im Handwerk. Vielmehr ragen die „noch kapitalkräftigen“ Betriebe über das Niveau der die Innungsbewegung tragenden Zünftler empor. Diese vertreten jenen gegenüber einen Durchschnitt, ein Mittelmaß. Alle lebenskräftigen Elemente, deren es auch im Kleingewerbe noch genug giebt, sind, soviel ich sehe, an Zwangsorganisationen nicht interessirt. Im Gegentheil. Was hier als meine Auffassung lediglich konstatirt werden muß, ohne daß ich in eine Begründung eintreten könnte.

Auch die Schrift des Landgerichtsraths Kulemann über das Kleingewerbe (No. 10) gehört, trotz ihres größeren Umfanges doch nur in die Kategorie der tagespolitischen Broschürenlitteratur. Zwar verspricht der Verfasser „das Thema einigermaßen erschöpfend zu behandeln“ (S. VII) und erachtet es als den Zweck seiner Arbeit, „der Sache thunlichst neue Seiten abzugewinnen und insbesondere die prinzipielle Frage zu vertiefen und zu klären“ (S. 131). Doch dürfte der vorurtheilsfreie Leser kaum zu der Ueberzeugung kommen, daß diese Aufgaben, die sich der Verfasser stellt, nun auch von ihm gelöst worden seien. Denn der Gedanke, auf den Kulemann großen Werth legt (S. 8, 158 f.), „daß die letzten Wurzeln des Uebels gar nicht in den besonderen Verhältnissen des Kleinbetriebes, sondern in den allgemeinen Bedingungen von Produktion und Konsumtion liegen“ (S. 158), daß also das „Handwerkerproblem“ im Zusammenhang mit der gesammten wirthschaftlichen Entwicklung zu behandeln sei, dürfte ebenso wenig den Anspruch auf Neuheit erheben können, wie die Art und Weise, in der der Verfasser diesen Gedanken ausführt, den Anspruch auf Vertiefung. Daß der Hauptgegner des Kleinbetriebes der Großbetrieb sei (S. 94) ist

eine doch wohl recht verbreitete (wenn auch deshalb in dieser Allgemeinheit nicht weniger falsche) Meinung, und daß das Kleingewerbe dieser Konkurrenz des Großbetriebes durch Benutzung von Genossenschaften und Anwendung von Kleinkraftmaschinen (S. 92 ff.) wirksam begegnen könne, ein auch schon vor Kulemann recht häufig geäußerter Irrthum. Solcherart „prinzipielle" Behandlung der Materie tritt denn auch hinter der Erörterung der politischen Tagesfragen im Verlaufe der Schrift durchaus in den Hintergrund. Den Hauptinhalt bildet die Besprechung des Befähigungsnachweises, der Zwangsinnungen und sonstige „Organisations"versuche, der gesetzlichen Beschränkung der Konsumvereine, der Wanderauktionen, Abzahlungsgeschäfte, des Hausierhandels, des Firmenschwindels, des Submissionswesens, der Gefängnißarbeit u. s. w. u. s. w. Hier mag der Verfasser dem Tagespolitiker manchen brauchbaren Wink geben. In dem Vorwort stellt sich uns Kulemann als Vater des Antrags vor, den Konsumvereinen den Verkauf an Nichtmitglieder zu untersagen, „eine Bestimmung, die deshalb vielfach nach meinem Namen benannt ist", und macht er das Urheberrecht geltend für den Gedanken eines sog. „fakultativen Befähigungsnachweises", denn obwohl „derselbe", wie er nachträglich aus dem Studium der einschlägigen Litteratur ersehen habe, nicht neu sei, so habe er doch davon, als er ihn äußerte, nichts gewußt, zudem entsprächen die Vorschläge nicht in vollem Umfange dem, was er empfehle. Jedenfalls scheint der Verfertiger der neuesten Regierungsvorlage über die Zwangsorganisation des Handwerks sich an der Kulemannschen oder nicht Kulemannschen Idee inspirirt zu haben. Denn bekanntlich enthält die Vorlage so etwas wie den „fakultativen Befähigungsnachweis", sofern sie Staatsprüfungen einführen will, deren Ablegung dem einzelnen Handwerker zwar freistehen, an deren Absolvirung jedoch das Recht geknüpft sein soll, den „Meister"-Titel zu führen. Im Allgemeinen sucht der Verfasser der vorliegenden Schrift, wie schon aus dem genannten Vorschlage ersichtlich wird, zwischen den „Extremen thunlichst zu vermitteln," ein echt nationalliberaler Gedanke.

3. Die „Untersuchungen" des Vereins für Sozialpolitik.

Wenn wir einen solchen Stoß „neuerer Litteratur über das Handwerk" durchblättern, wie ich ihn in den vorstehenden Schriften zur Anzeige gebracht habe, so bekommen wir nicht gerade einen erhebenden Eindruck von der Fülle und dem Reichthum der darin niedergelegten Gedanken. Schevens und Stiedas Arbeiten, die mehr Beachtung verdienen, suchen ihre Aufgabe auf Spezialgebieten, ohne sich viel um prinzipielle Erörterungen zu kümmern: das Uebrige stellt doch eine recht kümmerliche Ausbeute zweier Jahre dar. Und wenn wir Umschau halten in der gesammten Litteratur der letzten zwei Jahrzehnte über das Handwerk, so müssen wir zu unserer Beschämung feststellen, daß das dürftige Ergebniß — ich meine es nicht

nur dem Umfang nach, versteht sich, sondern vor Allem den Inhalt betreffend — der letzten Zeit nicht nur einen zufälligen schlechten Ernteausfall darstellt, sondern daß es vorbildlich auch für die vergangenen Jahre ist. Wenn wir von Büchers doch nur ganz skizzenhaftem Artikel „Gewerbe“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften absehen, so weist die deutsche Litteratur über das Handwerk seit dem Erscheinen von Schmollers hochbedeutsamem und immer noch brauchbarem Buche über das Kleingewerbe (1870) keinerlei Arbeit auf, die einen wissenschaftlichen Fortschritt über die Schmollersche Schrift hinaus bedeutete, von historischen Forschungen abgesehen. Die Theorie der kleingewerblichen Entwicklung ist im letzten Menschenalter um keinen Fuß breit weiter gekommen. Vielmehr weisen alle Schriften der letzten Jahre eine verblüffende Familienähnlichkeit auf: sie leiden sämmtlich an fortschreitender Phthisis.

Seit 25 Jahren klingen uns beständig dieselben Argumente an die Ohren. Die Freunde des Handwerks versprechen diesem einen wenigstens theilweise gesicherten Bestand auch für die Zukunft in den männiglich bekannten drei Sphären: „als Kunsthandwerk“, „individuelle“ Arbeit und „Reparaturgewerbe“. Im Uebrigen verweisen sie auf Kleinkraftmaschinen und Genossenschaften als die „Retter“ des Handwerks. Von den Freunden des Großbetriebes erfahren wir regelmäßig immer wieder, daß das Handwerk vom „Großbetrieb“ vernichtet würde und keinerlei Zukunft habe. Der Beweis wird mit Hülfe der Marx'schen Konzentrationstheorie oder aber mit dem kümmerlichen statistischen Material unserer paar Berufszählungen geführt. Wie oft hat wohl schon durch Gegenüberstellung der 1875er und 1882er Ziffern der Nachweis eines sicheren Untergangs des Handwerks erbracht werden sollen!

Die Mühle klapperte schließlich in unerträglicher Weise, weil auch nicht ein Korn mehr darin zum Vermahlen übrig geblieben war.

Von diesem sterilen Gerede konnte uns nur Eines befreien: Material, neues, dem Leben unmittelbar entnommenes Material. Woher konnte das kommen? Jeder von uns, der die Dürftigkeit der gewerbewissenschaftlichen Litteratur der letzten Jahrzehnte mit Schmerzen empfand, wird zunächst für seine Person bemüht gewesen sein, sein Anschauungsgebiet zu erweitern. Die persönliche Erkundigung, der Besuch von Gewerbetreibenden, wie er in den von uns jüngeren Dozenten wohl allgemein gepflegten Exkursionen mit unsern Schülern seine systematische Ausbildung erfahren hat, wird Manchem eine werthvolle Erweiterung seiner Anschauungen und Vermehrung seiner Kenntnisse gebracht haben. Aber die individuelle Erfahrung kann doch niemals die gehörig breite und sichere Basis für eine prinzipiell neue Auffassung des wirklichen Lebens bieten.

Wäre auf die Statistik zu hoffen gewesen. Gewiß werden wir alle die Ergebnisse der 1895er Berufs- und Gewerbezählung mit Spannung erwarten. Aber ich möchte doch mein Urtheil über den Werth der Gewerbe-

statistik dahin abgeben, daß meines Erachtens nicht allzuviel Hoffnungen an deren Ergiebigkeit geknüpft werden sollten. Wer die Unbeholfenheit einer allgemeinen Statistik kennt, wird keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß ihre Ergebnisse mit sehr großer Vorsicht aufzunehmen sind. Wo es wie in der vorliegenden Frage, auf die minutiöseste Unterscheidung der einzelnen Unternehmungsformen und Betriebweisen, auf die Erfassung gleichsam des Geistes, der in den verschiedenen Sphären der gewerblichen Produktion herrscht, auf die Abmessung der Lebenskraft ankommt, die den einzelnen Trägern unserer gewerblichen Entwicklung innewohnt, da versagt das grobe Instrument der allgemeinen Gewerbestatistik leider nur allzu oft. Wohl sind zahlenmäßige Erfassungen der Massenerscheinungen selbstverständlich auch hier dem Forscher ein willkommenes Hülfsmittel; aber ihre Brauchbarkeit erhöht sich in dem Maße, wie sie spezialisirt sind, wird um so größer, je mehr sie von kundigen Beobachtern auf kleinerem Gebiete — vorausgesetzt, daß es typische Fälle sind, die er untersucht — unter Berücksichtigung aller einschlägigen Einzelheiten angestellt werden. Wie berechtigt solche Skepsis gegenüber der Leistungsfähigkeit der allgemeinen Statistik auf unserem Felde ist, zeigt meines Erachtens beispielsweise Schmollers Buch über die Kleingewerbe. Dieses ist bekanntlich zu einem großen Theile eine Verarbeitung des bis 1870 in Deutschland vorhandenen gewerbestatistischen Materials. Nun habe ich aber immer die Empfindung gehabt, daß die geringsten Aufschlüsse, deren uns das Buch in so reichem Maße bietet, aus der Vergleichung der Ziffern sich ergeben, daß vielmehr das beste darin auf der theoretischen Verarbeitung der persönlichen Anschauungen des Verfassers und Schilderungen gewerblicher Zustände durch andere beruht.

Das Ergebniß für mich ist dieses: daß allgemeine Statistiken mindestens niemals ausreichen, um eine brauchbare Theorie der gewerblichen Entwickelung darauf zu basiren. Bleibt als dritte Methode zur Beschaffung des Materials die Induktion. Diese hat zwei Hülfsmittel, die Enquête und die Monographie. Beide Wege sind in letzter Zeit beschritten worden. Wir besitzen neue Gewerbeenquêten aus Frankreich,*) England,**) Oesterreich***) und Deutschland.†) Ueber ihren Werth zu urtheilen, will ich mir versagen. Es mag nur soviel bemerkt sein, daß sich die Enquêten des Office du Travail stark der monographischen Bearbeitung

*) Die Publikationen des „Office du Travail": „La petite industrie". Tome I. L'alimentation à Paris. Paris 1893.

**) Die Arbeiten der „Royal Commission on Labour." London 1892 ff.

***) Expertise über die Lage des Schuhmachergewerbes. Wien 1892; Gewerbe-Enquête 1893 — beide von Abgeordnetenkommissionen veranstaltet; ferner eine private Enquête sozialdemokratischer Theoretiker und Praktiker unter Vorsitz Dr. Leo Verkaufs über die Lage verschiedener Gewerbe. Wien 1895.

†) Erhebungen über Verhältnisse im Handwerk. Veranstaltet im Sommer 1895. Berlin 1895.

nähern, während die der übrigen Länder meist unter einseitigen Gesichtspunkten veranstaltet sind und nicht die Gesammtheit der gewerblichen Entwickelung ins Auge gefaßt haben. Ob nun überhaupt die Enquête, auch in ihrer Vollendung, von der die kontinentale jedenfalls weit entfernt ist, uns ein zuverlässiges Bild von den Tendenzen der gewerblichen Entwicklung — und nach deren Erkenntniß verlangt uns doch vor Allem — zu geben vermöchte, scheint mir einigermaßen zweifelhaft. Sie bietet zunächst und vor Allem doch nur eine Uebersicht über die gegenwärtige Lage, wie sie sich in den Augen der Befragten darstellt und versagt fast immer, wo wir nach den Veränderungen, nach den treibenden Kräften, nach den voraussichtlichen Existenzbedingungen der Zukunft zu forschen beginnen. Hier nun ist in hervorragendem Maße die wissenschaftliche Monographie berufen, die Lücken, die persönliche Erkundigung, Statistik und Enquête in fühlbarer Weise lassen, auszufüllen. Sie benutzt, wo sie in vollendeter Form erscheint, das muß zunächst bemerkt werden, die übrigen Methoden der Thatsachenerforschung sämmtlich: sie basirt auf persönlicher Umschau, sammelt in zweckmäßer Weise statistisches Material und erforscht die Ansichten der Betheiligten durch Umfrage nach Art der Enquête. Sie leistet außerdem aber mehr, sofern sie die Möglichkeit gewährt, aus historischer Betrachtung die Entwickelungstendenzen der beobachteten Wirthschaftserscheinungen abzuleiten, vor Allem die Lebensbedingungen und die Lebenskraft der einzelnen Unternehmungs- und Betriebsformen zu ermitteln.

Solchen gewerblichen Monographien hat nun in letzter Zeit die Forschung insbesondere in Deutschland sich mit Vorliebe zugewendet. Brentanos Schule hat seit einigen Jahren dieses Gebiet mit besonderem Eifer gepflegt; ihr verdanken wir eine Reihe sehr tüchtiger Arbeiten.*) In Frankreich hat P. du Maroussem bedeutsame Untersuchungen angestellt.**) Jedoch mußte sich bald die Erkenntniß ergeben, daß die Einzelmonographie die gestellte Aufgabe nicht zu lösen vermochte. Es mußte darnach gestrebt werden, große Massen von Monographien zu erhalten. Aus einem sehr naheliegenden methodologischen Grunde: die induktive Forschung basirt auf der Ermittlung des „Typus“. Der Typus aber ergiebt sich am ehesten durch Häufung von Beobachtungen, weil in dem Maße, als sich die festgestellten Fälle mehren, das lokale Zufällige vom Generellen, dem modernen Wirthschaftsleben als solchem Eigenen, also vom Typischen scheiden läßt. Diese Aufgabe einer massenmonographischen Bearbeitung unseres Gegenstandes sollten die „Untersuchungen“ des Vereins für Sozialpolitik lösen und sie haben sie meines Erachtens in einer glänzenden Weise gelöst. Ueber 100 Monographien, deren Untersuchungsgebiet sich über ganz

*) Münchener volkswirthschaftliche Studien, herausgegeben von L. Brentano und W. Lotz. 1. Stück: Die Schuhmacherei in Bayern; 3. Stück: Das Schneidergewerbe in München; 7. Stück: Das Münchener Bäckergewerbe.
**) La question ouvrière. Paris 1891 f. Bisher 3 Bände.

Deutschland, über Stadt und Land erstreckt, haben uns ein Material zu Tage gefördert, wie es meines Wissens keiner früheren Untersuchung zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande gelungen wäre.

Es kann nun nicht auch nur entfernt meine Absicht sein, von den materiellen Ergebnissen dieser Sammlung von Monographien zu sprechen. Dazu würde es nicht nur des Raumes eines Zeitschriftenaufsatzes, sondern statt dessen eines Buches bedürfen. Denn wir können so viel getrost sagen, daß die bisherigen Theorien von der modernen gewerblichen Entwickelung in wesentlichen Theilen durch das neue Material über den Haufen geworfen sind.

Was ich mir für diese Anzeige vorgenommen hatte, war lediglich die Hervorkehrung der prinzipiellen Bedeutung der neuen Publikation. Ich habe mich dabei bei recht elementaren methodologischen Erörterungen deshalb länger aufhalten müssen, weil auch von wissenschaftlicher Seite die „Untersuchungen" Gegenstand sehr abfälliger Kritik geworden sind. Ein von mir sonst geschätzter Vertreter der „österreichischen" Schule, Dr. Schüller, hat u. A. in einer Besprechung in der Wiener „Zeit" sehr geringschätzig von diesem Materialhaufen gesprochen, den da die „historische Schule" wieder habe zusammentragen lassen. Ich weiß nicht, ob er sein Urtheil — es war auf Grund der ersten Bände gefällt — noch heute aufrecht erhält. Es würde mich das bei einem so klaren Kopfe wundern. Denn auch die oberflächlichste methodologische Erwägung, wie ich sie etwa im Vorstehenden angestellt habe, muß doch zu einer wohlwollenderen Beurtheilung führen. Wenn Dr. Schüller die Qualität der einzelnen Arbeiten bemängelte, so hat er damit gewiß in mancher Beziehung recht. Musterleistungen sind wenige unter den Monographien; aber auch nur wenige ganz schlechte; gänzlich unbrauchbar ist keine. Und hier thut es wirklich auch die „Masse." Das ist nun eben die Kunst des systematisirenden Theoretikers, das aufgehäufte Material geistvoll zu benutzen. Alle die von Dr. Schüller in seiner Kritik vermißten Gesichtspunkte wird der Theoretiker mitzubringen haben und mit dem Lichte deduktiver Forschung wird er das reiche Thatsachenmaterial durchleuchten müssen. Denn daß hier einstweilen nichts anderes als Bausteine aufgehäuft sind, die des genialen Architekten harren, der sie zu einer zeitgemäßen Theorie der gewerblichen Entwicklung zusammenfügen soll, wird kein Kundiger bestreiten. Und warnen möchte ich dringend vor einer anderen extremen Auffassung, die hier und da aus einigen der Arbeiten hervorlugt, als ob durch die ungeheure Fülle von differenten Erscheinungen, als ob durch die offenbar gewordene Mannigfaltigkeit der Entwicklungsreihen nun der Nachweis für die Unmöglichkeit einer einheitlichen theoretischen Konstruktion unseres Gewerbewesens erbracht worden sei. Das ist der Standpunkt des denkfaulen Empirikers, der ferne von uns sei. Nein, das schönste Ergebniß der bedeutsamen Untersuchungen des Vereins

für Sozialpolitik für die Wissenschaft ist dieses, daß nun ein fruchtbares Theoretisiren wieder möglich gemacht ist, daß wir Systematiker wieder Korn auf unsere Mühle bekommen haben. Allons travailler!

(Uebern. a. d. Archiv f. Sozial-Gesetzgebung u. Statistik. Herausgegeben v. Dr. Heinr. Braun. Bd. 9.)

Litterarisches.

Deutsches Land und Volk im Volksmund nennt sich eine Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen und Redensarten, mit der M. Plaut einen Beitrag zur Kunde des Deutschen Landes und Volkes geben will. (Breslau, Ferdinand Hirt 1897. 120 S. gr. 8° Preis 2 M.)

Der Gedanke ist nicht eigentlich neu, aber in solchem Umfange, und mit so fleißiger Ausnutzung der leider mehr reichhaltigen als zuverlässigen Sprichwörter-Litteratur wird er sich vielfach nützlich und angenehm erweisen, wenn es auch nicht zu beklagen sein mag, daß ein geographisches Schulbuch, dem diese Sammlung angehängt werden sollte, noch nicht hat fertiggestellt werden können. Es ist häufig gar nicht leicht, die ursprüngliche Meinung so eines Wortes zu erfassen, das oft auf nachbarlicher Neckerei beruht, die auf veränderte Zeiten und politische oder soziale Verhältnisse gar nicht mehr paßt. Ist es doch z. B. schon ganz schief, von dem deutschen Volksstamme der Franken zu sagen, man habe sie lieber zu Freunden, denn zu Nachbarn. Der Spruch Nr. 697, freilich schon von den Sammlern des 16. Jahrhunderts mißverstanden, ist nämlich byzantinisch und gehört der karolingischen Zeit an: Τὸν Φράγκον φίλον ἔχῃς, γείτονα δ' οὐκ ἔχῃς. Das meinte die Deutschen überhaupt, wie ja noch heute im ganzen Orient der Mitteleuropäer als Franke gilt und die altnordischen Sagas von Frakland reden. Somit wäre das Wort in den ersten Abschnitt zu setzen, der von den Deutschen im Rathe der europäischen Nationen handelt. Im Ganzen und Großen wird man den Eindruck haben, daß die Deutschen ein gut Theil Neckerei und Tadel vertragen konnten, daß sie frei von chauvinistischem Selbstlobe sind, und vielmehr sich selber zum Besten zu halten gewohnt, wodurch sie sich denn nach Goethes Wort als nicht zu den Schlimmsten gehörend legitimiren. Freilich stammt all solches Material aus Zeiten, da der Einfluß des Beleidigungsparagraphen und unserer ihm zum Theil zu verdankenden hypernervösen Empfindlichkeit — altdeutsch war sie sicherlich nicht — noch nicht bestand.

Es ist ferner zu bedenken, und auch deshalb wäre die Anfügung am geographischen Schulbuch entschieden abzurathen gewesen, daß die hier noch geltende Bezeichnung nach altem Volksstamme und Gau vielfach gar nicht

mehr mit der heutigen politischen Geographie stimmt. Und — wer hat so ein Wort gesagt (aufgebracht) und wann? Das sind alles Momente, die im Einzelnen noch vieler Aufklärung bedürfen. Ich erwähne hier ein Wort von den Thüringern, weil es hier fehlt. Es würde sich bei Nr. 588 einfügen, wo ihnen der Hohn „Häringsnasen" angehängt ist. Ich meine, daß uralte Rankune der benachbarten und befehdeten Hessen zu solchen Scherzen Anlaß gegeben habe. Wer weiß, in welche Zeit das Wort von den guten Thüringern reichen mag, da man nicht bloß ihre Ungastlichkeit, ihre Armuth und dabei Tanzfertigkeit verspottete, sondern sie als Spitzbuben geradezu brandmarken mochte? Andreas Gärtner (Gartnerus) hat die folgenden Leoninen:

Sunt fures trini: saccus binique Thuringi,
hospitat invitus vagos, sed honeste chorizat,
halec assatum Thuringis est bene gratum,
de solo capite faciunt sibi fercula quinque.

Uhland verdeutscht den ersten Vers (s. Schr. Bd. 8, 261) „Drei Diebe sind gleich einem Sack und zwei Thüringern." Es giebt zufällig auch im Deutschen einen Leoninus, wenn wir sagten:

Thüringer zwei und ein Sack dabei sind Spitzbuben dreie.

Bei dem Vorwurf vom Tänzeln mag man an den Dichter des Waltharius denken (v. 766), wo den Sachsen der Vorwurf gemacht wird, sich durch Possenreißerei auszuzeichnen (ludendo praeire.) Wenn wir bedenken, daß die beiden hier Gescholtenen, Eckefried und Hadawart von W. Grimm als dieselben in Anspruch genommen wurden, die im Nibelungenliede als Irnfried von Thüringen und Hawart von Dänemark erscheinen, ferner, daß Waltharius, der fern wohnende Aquitanier den Sachsen „celtisch" reden hört, womit er meines Erachtens meint, was wir Kauderwelsch nennen, so darf man wohl glauben, daß er den Unterschied von Sachsen und Thüringern gar nicht kennt, daß also schon hier eigentlich der lustige Thüringer gemeint sei, der Faxenmacher, er der, honeste chorizat.

Sommer, der sich Olorinus Variscus nannte, sieht ebenfalls auf die „mageren Hessen und Thüringer" mit Verachtung herab und hält es mit den Sachsen, die „als gute Schlampamper, Freßbäuche und Speckhälse rühmlichst bekannt sind." Ich will nicht unterlassen, daran zu erinnern, daß unser D Luther sich ebenfalls mit Stolz als Sachsen empfand. „Sonst bin ich keiner Nation so entgegen, als Meißnischer (also obersächsischer, er als Mansfelder war niedersächsisch) und Doringer; ich bin aber kein Doringer, ich gehöre zu den Sachsen." (S. Loesche, Analecta Lutherana p. 64 Nr. 33.) Damit stimmt, daß auch Joachim Camerarius, der Schüler und Freund Melanchthons, von der ganzen regio Turingica sagt, sie sei diffidens, attenta ad parva quoque, contentiosa.

Man verzeihe diesen Exkurs. Er sollte nur zeigen, wie vorsichtig mit solchen Volksneckereien man sein müsse. Und nun gar mit der Etikette

„volksthümlich“. Wenn Nr. 36 die italienische Sprache corrupta genannt wird, so ist doch darin nichts Deutschvolksthümliches zu finden, höchstens Gelehrtendünkel.

Der Verfasser hätte Ursache gehabt, seinen Quellen gegenüber sich viel kritischer zu verhalten. Das traurige Buch Körtes sollte man zu den Quellen nicht mehr rechnen, und wie kommen die öden Reimereien im Berliner Rathskeller zu der Ehre? Daß man bei Wander, dem unendlich Fleißigen, immer auf der Hut sein muß, der gar kein Gefühl für das echt Volksmäßige hatte, ließe sich an gar mancher Nummer unseres Büchleins zeigen. Zu Nr. 151 sei bemerkt, daß die Kante unsere Kanne ist, und Kanten fegen so viel als sie ausputzen, verputzen. In Nr. 32 war das dem Vf. räthselhafte Halorum als Italorum aufzulösen. Nr. 82 ist der „Volksmund“, ein gefährlicher, von Eiselein eingeführter Begriff, vielmehr der Dichter Walther von der Vogelweide. Nr. 287 sind doch wohl die „Saaten“ gemeint. Nr. 493 der blinde Hesse ist ganz gewiß der Hesse und hat mit einem angeblich schwedischen Häst, was Pferd bedeuten soll, nichts zu thun. Bei solchen Deutungen macht sich ein anderer Quellschriftsteller, Konstantin von Wurzbach, nicht zum Vortheil des Buches, bemerklich. Dagegen ist der treffliche Frischbier wohl nur durch zu häufiges Zitat störend oder ungehörig. Wen die sieben Städte interessiren, die sich um die Wiege Ed. Laskers streiten, der sei auf Nr. 243 gewiesen, wo er lernen kann, daß die wirkliche Geburtsstadt nicht einmal darunter ist. Formen wie er „berstet“ S. 48 und die Imperative „komme, lasse“ sollten endlich nicht mehr in die Feder genommen werden.

Xanthippus.

Martens, Dr. Oskar, Ein Caligula unseres Jahrhunderts. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1896. VI u. 70 S.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat einen großen Theil seines Lebens in den Staaten des ehemals spanischen Südamerika zugebracht und seinem auch in diesen Jahrbüchern erwähnten Buche über das Reich der Inkas, jetzt eine Studie über Manuel Rosas, den Diktator von Argentinien folgen lassen, den er als „Caligula“ bezeichnet.

Die kleine Schrift ist an sich von geschichtlichem und kulturhistorischem Werthe, da sie ein merkwürdiges Kapitel aus der südamerikanischen Geschichte zum ersten Male nach authentischen Quellen deutschen Interessenten zugänglich macht; allerdings ist die Lektüre nur Leuten mit starken Nerven zu empfehlen, denn Rosas (1829—52) hat den ihm vom Verfasser verliehenen Beinamen durchaus nicht grundlos erhalten. Was mich aber veranlaßt, die Aufmerksamkeit auf diese Publikation zu lenken, ist der unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht uninteressante Nachweis, daß die be-

drohliche Konkurrenz Argentiniens auf dem Welt-Weizenmarkte auf eine Maßregel des blutigen Tyrannen von Buenos Aires zurückgeht, der während der jahrelangen Blockade, die Engländer und Franzosen über die La Platamündung verhängten, die Einfuhr von Korn und Mehl verbot. Vorher war Argentinien für die wichtigsten Lebensmittel ganz auf das Ausland angewiesen gewesen und einige Tausend Häute hatten seine ganze Ausfuhr gebildet; jetzt wollte Rosas die Argentinier zum Weizenbau zwingen, um sich für die Zukunft gegen Pressionsmittel der Seemächte zu sichern. Tausende geriethen in Noth, aber der Anfang mit dem Körnerbau wurde gemacht und 1850, zwei Jahre vor dem Sturze des Tyrannen, ging die erste Schiffsladung Weizen nach England. 1894 hat Argentinien 17 Millionen Doppelzentner exportirt. Der ganze Aufschwung des Landes, seine Bevölkerungszunahme und sein allerdings zuletzt arg überspannter Kredit, beruhen in erster Linie auf den „Weizenmeeren", die durch ganze Provinzen sich ausdehnen. Ohne jenes Dekret des Diktators Rosas, der mit Hängen und Köpfen vorging, wo ihm nicht bedingungslos Folge geleistet wurde, sähe man aller Wahrscheinlichkeit wohl noch heute die Getreideschiffe in die Häfen von Rosario und Buenos Aires, statt aus ihnen, laufen.

P. R.

Theater.

Gerhard Hauptmanns Versunkne Glocke.

Von
Charlotte Broicher.

Poesie, die ganz Anschauung ist, Märchen und Sagen lebendig macht, Weisheit und Tiefsinn kredenzt in Symbolen, die uns ganz menschlich aus fragenden Augen anblicken — so menschlich, daß wir lieber nicht an ihnen herumdeuteln — das ist das Geheimniß der versunkenen Glocke.

Der Glockengießer Heinrich hat eine Glocke für das Kirchlein oben im Gebirge gegossen, die einen wundersamen Ton hat. Er führt sie selber hinauf, aber der bocksbeinige Faun oder Waldschrat, dem die Menschenart und das Christenthum ein Greuel, schleudert sie in den Bergsee und Heinrich wird mit hinabgerissen. Ein Baum hält seinen Fall auf, und die Elbin Rautendelein ruft ihn ins Leben zurück; aber nicht in das alte Leben, das ihm nun plötzlich schal und werthlos dünkt, sondern in ein Dasein erhöhter Schaffenskraft und ekstatischen Liebesglücks, in dem sein Wesen und Wollen sich steigert zu nie geahnter Wonne und erhöhtem künstlerischen Können. Dem Klang der Glocken, die er bisher gegossen, fehlte das Beste, das die Menschen zur Sonne, zur Freudigkeit Zwingende — jetzt, wo ihn die Liebe elementar erfaßt, wo ihm das Weben und Klingen der Natur erschlossen, wo ihre geheimen Kräfte ihm dienstbar sind — jetzt will er einen weltweiten Bau aufführen, der Himmel und Erde eint und umschließt. In dumpfer Enge hat er bis dahin gelebt. Wohl hat er dunkel gefühlt, daß Kräfte in ihm schlummern, die ihn zu Größerem berufen als Glocken zu gießen; aber sie sind nie erwacht. Gequält haben sie ihn, denn sie wollten ans Licht — und gequält hat er sein Weib mit diesem unklaren Drängen, das in ihm war. Diese Magda ist eine wundervolle Gestalt. Voll tiefsten Verständnisses für den Reichthum seines Geistes:

„Ein Mensch wie du,
Begnadet, überschüttet mit Geschenken
Des Himmels, hoch gepriesen, allgeliebt,
Ein Meister seiner Kunst. Wohl hundert Glocken,
In rastlos froher Wirksamkeit gebildet:
Sie singen deinen Ruhm von hundert Thürmen;
Sie gießen deiner Seele tiefe Schönheit
Gleichwie aus Bechern, über Gau und Trift.
Ins Purpurblut des Abends, in das Gold
Der Herrgottsfrühe mischest du dich ein.
Du Reicher, der so vieles geben kann,
Du Gottesstimme! — Der du Geberglück
Und Geberglück und nichts, als dies geschlürft,
Wo Bettlerqualen unser Gnadenbrot. —"

Sie ist ganz ausgefüllt durch ihn, und ahnt nicht, daß ihm neben ihr etwas fehlt, ja, daß das Tragische solcher Geister, die eine Welt in sich tragen und aus sich heraus gestalten möchten, darin liegt, daß sie auch die glückliche Ehe häufig als Fessel und Hemmniß ihrer Schaffenskraft empfinden. In der Sehnsucht nach dem Leben auf den Gipfeln, nach sonnendurchglühter Freudigkeit, läßt er sich von Rautendelein die Augen sehend küssen, fühlt und sieht und kennt nun die Kräfte der Natur und weiß sie sich dienstbar zu machen. Nun erst glaubt er Mensch zu sein, da er als Uebermensch seine Vergangenheit von sich weist, Weib und Kind verläßt, und droben in den Bergen als Herrscher über Elben und Waldgeister — ja — die Natur selbst, den Sonnentempel aufrichten will, der die Menschen zur Freude lädt. Rautendelein ist der Jungbrunnen, der ihn immer wieder zur Schaffensfreudigkeit mit neuem Rausch erfüllt. Und doch bleibt er den Gesetzen der Erde unterworfen. So Herrliches auch sein Geist empfangen, das Ziel scheint unerreichbar; immer neue Hindernisse thürmen sich ihm auf und die Zwerge, die einestheils die ihm dienstbar gemachte Naturgewalt repräsentiren, bedeuten doch auch den Zweifel, der ihn am Gelingen seines Werkes irre macht.

Die Waldgeister wollen den Wunderbau so wenig, wie die Menschen das Wunderglockenspiel, das „erklingen soll in süßen, brünstig süßen Lockelauten,

Daß jede Brust erschluchzt vor weher Lust:
Es singt ein Lied, verloren und vergessen,
Ein Heimathlied, ein Kinderliebeslied
Aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft,
Gekannt von jedem, dennoch unerhört.
Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,
Bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen —
Da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
Und Haß und Groll und Wuth, und Qual und Pein,
Zerschmilzt in heißen, heißen, heißen Thränen.

Sie wollen sich dem Uebermenschen, der in ihren Bereich eingreift, ihre Götter und ihre Herrschaft bedroht, nicht fügen. Ebensowenig die Menschen; denn sein Gott ist nicht ihr Gott, sein Heiland, der „prahlend, lachend, ewger Jugend voll, ein Jüngling in den Maien niedersteigt“ — der ist nicht ihr Heiland. Der Pfarrer mahnt ihn: „der Flug, den ihr da nehmt, ist mir zu hoch. Ich bin ein schlichter Mann, ein Erdgeborener, und weiß von überstiegnen Dingen nichts. Eins aber weiß ich, was ihr nicht mehr wißt: was Recht und Unrecht, Gut und Böse ist“ . . . . . Aber des Pfarrers Warnungen schrecken ihn nicht. „Der Pfeil Reue wird ihn so wenig durchbohren, als jene Glocke, jene alte, die Abgrunddurstge, die hinunterfiel und unten liegt im See, je wiederklingt.“

Empörter Fanatismus stachelt die Menschen wider ihn auf; sie kommen angezogen ihn zu verderben. Aber er stürzt Felsblöcke auf sie nieder, und behält das Feld. Doch während er seines Sieges über die äußeren Feinde mit Rautendelein genießt, da — o Graus, hebt die versunkene Glocke an zu klingen; dumpf und laut . . . seine Kinder nahen sich mit dem Krüglein, das schwer ist von den bittern, salzigen Thränen der Mutter, die der Glocke nachgegangen in den See, und deren todte Hände sie zum Tönen bringen. Da erwacht die Vergangenheit gewaltsam in ihm: er kann nicht ungestraft leben wie die Elben und Nixen.

Im ungerechten Unmuth über die Reue, die ihn anpackt, stößt er Rautendelein grausam von sich. Die Zerrissenheit in seiner Brust treibt ihn wieder ins Thal . . . Was er da erlebt, sagt uns der Dichter nicht. Aber er kommt zurück als ein gebrochener Mann, um zum zweitenmal auf den Bergen Jugend und Heilung zu suchen. Vergebens. Die Alte, vor deren Hütte ihn das erstemal Rautendelein gefunden, weissagt ihm nur den Tod. Sein luftiger Bau steht in Flammen, böswillig entzündet vom Waldschrat. Rautendelein, von ihm in das Natursein zurückgestoßen, ist das Weib des Wassermanns geworden. Die Glocke, deren Ton er armselig, allenfalls ausreichend für die Thäler erachtet, hat den Widerhall der Gipfel so drohend wachgerufen, daß er ihrer Stimme unterlegen ist. Sein eignes Werk, seine eigne Vergangenheit hat ihn besiegt und gebrochen. Die Szene, in der ihm dies zum Bewußtsein kommt, ist in ihrer Einfachheit so tief, daß sie in den Bereich der Poesie gehört, die in der Seele wohl empfangen und erlebt, aber niemals gemacht werden kann.

Drei Becher muß er leeren, in denen ihm die Alte wie im Gleichniß sein Schicksal kredenzt. Den Trank des Lebens, das ihn noch einmal brausend erfüllt; den Trank der Begeisterung, um derentwillen es sich einzig lohnt zu leben und den Kelch des Todes, der dem, der die beiden andern geleert, nicht erspart werden kann.

Aber wer wird ihn ihm reichen? Rautendelein kennt ihn nicht mehr. Mit ihm hat sie Seele und Erinnerung verloren. Oder will sie ihn nicht kennen, so lange er noch von ihr verlangt, was sie ihm nicht mehr

geben kann: Liebe und den Glauben an ihn? Denn als er nichts mehr begehrt als den Tod — da jauchzt sie ihm entgegen: „Die Sonne kommt!“ Die Sonne, zu der er in irdischer Vermessenheit den Flug erhoben hatte; zu ihr gehts nur durch Nacht. Der letzte Becher, den sie ihm reicht, bringt ihm die ersehnte Erlösung im „Sonnenglockenklang! Die Sonne, Sonne kommt!“ . . .

* * *

Die Märchenstimmung, in die uns die Dichtung einspinnt, verbietet zunächst alles Fragen nach dem, was etwa hineingeheimnißt sei . . . Es wird erzählt, die versunkene Glocke bedeute den Mißerfolg von Florian Geyer; Hauptmann habe nun ein Werk von anderm Klang bilden wollen. Das mag sein. Was uns aber so eigenartig fesselt, liegt tiefer.

Das Problem, das Heinrich lösen möchte, bricht hier aus Naturlauten und dem Wiederklang alter Sänge: aus Leiden- und Freudenschaften, aus Arbeit und Kampf hervor: das Ringen nach dem Anbruch neuen Tagens neuer Formeln, neuer Ausgleiche innerer und äußerer Lebensbedingungen, die ihre höchste Spannung erreicht haben.

Uralte Volkssagen, Erinnerungen an Baldur den Sonnengott, den der tödtliche Pfeil getroffen, verschlingen sich mit Erinnerungen an „Brand“ und die Kirche ohne Kompromisse, die er errichten wollte; an Baumeister Solneß, den in überstiegner Höhe der herniederreißende Schwindel erfaßte. Nur daß in Heinrichs weltweiter Kirche, nicht Verneinung und Entsagung des Lebens verkündigt, sondern mit Zarathustras „Fest der Feste“ der Anbruch neuer Glücksmöglichkeiten und Lebensherrlichkeiten eingeläutet werden soll. Mit den hochfliegenden Zielen verweben sich fein ausgearbeitete Szenen kleinstädtischer Häuslichkeit, in der die Liebe des verständißvollen Weibes waltet, das dem Manne alles, alles wünschte, das seinen Sonnenflug ermöglichte — und dann doch an seiner Untreue stirbt. Die Elementargeister und Waldkobolde werden zu Stimmen und Lauten der Natur, in der Heinrich aufgehen möchte, um sie und sich zu erlösen. Und Rautendelein wächst aus der Natur heraus wie „das Märchen“ selbst, so sehr weicht sie ab von all den Undinen und Seejungfrauen der Antike und Romantik. Ohne Reflexion ohne Gewissen, ohne Sentimentalität, übermüthig und ursprünglich, ungebrochen als Naturwesen in ihrer Elementarkraft.

Die Buschgroßmutter hat sie auf dem Rasen aufgelesen; eine Hindin sie gesäugt; sie spielt mit den Winden, sie neckt die Kobolde, sie kratzt und beißt wen sie nicht mag, Flammen gehorchen ihr; sie weiß die Schätze der Berge zu heben. Sie liebt Heinrich, wie Vögel Wind und Sonne lieben; und doch ist er ihr Sonnenheld. Und er liebt sie wie die Poesie, die Liebe — kurz das Element, das ihn aus der Dumpfheit und Enge des Handwerkers zum Künstlerthum zur Meisterschaft führt. Plastisch und ganz persönlich ausgestaltet treten der Pfarrer und Schulmeister auf. Sie sind weder karrikirt noch verblaßt. Nur die Schablone des Fühlens und

Handelns, die der Pastor für jeden und jede Lage des Lebens bereit hält, verschärft die Spannung zwischen ihm nnd Heinrich bis zur Feindseligkeit.

Durchwogt ist die Dichtung von dem uralten faustischen Problem inwiefern der Mensch zwei Welten angehöre, die jede ihr Recht auf ihn geltend machen.

Wo liegt der Punkt, in dem ihre Ansprüche an ihn sich scheiden — sich bekämpfen, wo fließen sie zusammen? — Heinrich sagt zu Rautendelein:

„Ich bin ein Mensch. Kannst du dies fassen, Kind:
Fremd und daheim dort unten — so hier oben
Fremd und daheim — kannst du das fassen?"

Und der Nickelmann faßt seine Ansicht darüber in die Worte:

Der Mensch, das ist ein Ding,
Das sich von ungefähr bei uns verfing;
Von dieser Welt und doch auch nicht von ihr.
Zur Hälfte — wo? Wer weiß! — Zur Hälfte hier.
Halb unser Bruder und aus uns geboren,
Uns feind und fremd zur Hälfte und verloren.

Nicht ungestraft darf er nur eine Seite in sich bejahen und die andere verneinen. — Er kommt zu kurz im Schaffen und Werden, wenn er nur ein Leben des Geistes oder ein Leben der Sinne führt; nur ein Leben äußerer Pflichterfüllung, an dem sein eigenstes Sein unbetheiligt bleibt, oder wenn er im Rausch des Selbstgenusses seine Kräfte über sich hinaus steigert. Wenn er sich unter ihm von außen her auferlegte Gesetze beugt, als wenn er sich über die Bedingungen seines innersten Wesens hinaussetzt. Er scheitert an den Schranken, die seine Größe bedingen. Er kann nicht aufhören Mensch zu sein; er kann sich nicht von seiner Entwicklung, von seiner Vergangenheit lösen; er kann sich nicht über sich selbst dauernd hinaussetzen. Ist er deshalb nicht der Auserwählte, der berufen war eine neue Weltanschauung heraufzuführen weil er nicht alle Daseinsbedingungen in sich zur Harmonie führen konnte, war er wirklich nur nicht stark genug, wie die Alte meint, oderliegt in dieser Niederlage das Bekenntniß, daß der Uebermensch nicht aufhören kann Mensch zu sein? Oder klingt die Dichtung aus in dem alten Paradoxon, daß der Weg zur Sonne nur durch Todesnacht gehe, und das Leben nur im Verlieren gefunden werde?

Wenn man Hauptmanns dichterischen Ausgangspunkt mit diesem Werk zusammenhält, so scheint es kaum möglich, daß verhältnißmäßig wenig Jahre genügten, um eine solche Wandlung hervorzubringen. Das soziale Drama „Vor Sonnenaufgang" ist „dem konsequentesten Realisten, Bjarne P. Holmsen zugeeignet, in freudiger Anerkennung der empfangenen, entscheidenden Anregung." Bei aller Bewunderung für die lebensvolle Charakteristik der Personen dieses Erstlingswerkes, für die Kraft, mit der der Held hier seine „ideale Forderung", die ihn ins eigne

Fleisch schneidet, aufrecht hält, kann man sich doch eines Schauders über diesen brutalen fast zynischen, Realismus nicht erwehren. „Einsame Menschen“ fesseln wieder durch die scharfe Beobachtungsgabe und die reinliche Fassung des Konfliktes, obwohl man kein tieferes Interesse an ihrem Schicksal empfindet. Plötzlich, auf „Kollege Krampton“, „den Bieberpelz“ mit seinem vernichtenden Sarkasmus und „die Weber“, folgte dann „Hanneles Himmelfahrt“, wo wir aus der elenden Mitte verkommener Armenhäusler, durch die Fieberphantasie eines vom Leben gemißhandelten, sterbenden Kindes, in eine poetische Welt hineinblicken, in der Hauptmann zum ersten Mal eine innere Versöhnung an eine sinnlich übersinnliche Welt anknüpft. Von hier zu der versunkenen Glocke spannt sich über „Florian Geyer“ eine unsichtbare Decke. Die Erklärung solcher Wandlung liegt vielleicht in der Thatsache, daß Hauptmann die Darstellungsform doch nie der Endzweck der Dichtung war. Er hat immer etwas hinter den Dingen gesucht. Er versenkte sich furchtlos in die Misèren des Daseins um aus ihrer Tiefe heraus einen Ton zu vernehmen, der über sie hinausreiche, der andre Töne wachrufe, die vielleicht Antwort gäben. Er hat im Realismus die Poesie gesucht, die nach Jakob Grimm das Leben selbst ist. Und in der „versunkenen Glocke“ hat er dies Leben in Reinheit gefaßt. Wie er den Ton dieser Dichtung gefunden, was den Uebergang in ihm vorbereitet, ist vielleicht Ausdruck dessen, was sich überhaupt gegenwärtig in der Litteratur vollzieht. Man ist des Unraths, den man solange ausschließlich an die Sonne gezerrt, müde. Man will ihr Spiegelbild nicht länger in Pfützen sehen. Man dürstet nach Sonnenglockenklang. So hat Hauptmann mit der todten Hand der Frau, die die versunkene Glocke wieder tönen läßt — an Dinge gerührt, die auch versunken schienen, die aber so wenig auszureißen sind aus der Menschenbrust wie die Sehnsucht nach Schönheit, wie der Zug nach vollem Leben auf der Höhe und dem Verlangen nach Stille und Klarheit in der Tiefe. Was die Dinge zwischen Himmel und Erde, die der Dichter erlauscht, ihm gekündet, das hat er in Töne gefaßt, deren wir entwöhnt waren, ja, die wir in Uebergängen „von Weh und Lust, die tiefer noch als Herzeleid“ lange nicht vernommen hatten.

Dies war der Eindruck der gelesenen Dichtung. Wie anders wirkte die Aufführung! Sie unterstreicht Dinge, die einem beim Lesen entgehen, und läßt das fallen, was eine hier am tiefsten gepackt hat. Hauptmanns Naturalismus hat sich in die Gestalten des Nickelmanns und Waldschrats geflüchtet. Hier erkennt man seinen Ausgangspunkt. Mit wundervollem Humor haben die Darsteller ihr Bestes gethan, um den Intentionen des Dichters gerecht zu werden. Brutaler kann kein Faun grinsen, froschartiger kein Neck sich aufblasen als Waldschrat und Nickelmann. Die größte künstlerische Leistung ist wohl die Darstellung der Hexe, der alten Wittichen. Eine Norne, die dasselbe Menschenschicksal tausendmal an sich

vorüberziehen sah und Abgeklärtheit Nüchternhei und eine, wenn auch unpersönliche Güte aus ihren Erfahrungen geschöpft hat. Eine realistische, mitleidlose Spruchweisheit ist ihr eigen, die ihr aus der Natur, mit der sie eng verwachsen ist, zu quellen scheint.

Die Darstellung des Künstlers wird am wenigsten dem Tiefsinn der Dichtung gerecht. Krankhaft überreizt, in nervöser Hast und Ungeduld, in der Pose eines modernen Christus, läßt sich kein Sonnentempel und kein Freudenmahl von diesem Glockengießer erhoffen. In dem Zerhacken der schönen Verse wird er nur noch von Frau Magda übertroffen, die sich dadurch ganz um die Wirkung ihrer Persönlichkeit bringt. Entzückend ist die Darstellung des Rautendelein. Ganz Schelmerei, neckisch, anmuthig, sinnbethörend bis zum letzten Aufzug. Aber von da an tritt ihr Spiel fast in Gegensatz zu der Wirkung der gelesenen Dichtung. Sie spricht Verse, die in der Buchausgabe fehlen, und beklagt sich, daß ihr verbranntes Herz sie zwinge, Kühlung im Brunnen zu suchen. So möchte sie dem Publikum gewissermaßen erklären, daß sie nicht nur aus dépit den alten Froschkönig geheirathet habe. Die nun folgende Szene mit Heinrich, die einem gelesen den Eindruck hinterließ, als sollten die tiefsten Fragen über Leben und Tod übersinnlich hier im Gleichniß vor uns aufsteigen, gewinnt durch die Darstellung ausschließlich den Charakter einer Liebesszene, ohne jeden inneren Zusammenhang mit der Tiefe, in die das Senkblei des vierten Aktes sich herniederließ.

Es war eine Enttäuschung. Und unter diesem Eindruck begann man rückblickend sich zu fragen, ob die Freude darüber, einmal wieder Verse gelesen zu haben, die wirkliche Poesie enthalten, ob die vielen Anklänge der Dichtung an Altbekanntes, Geliebtes, einen nicht versucht hatten zu vieles aus ihr heraus zu lesen? Hie Brand, hie Manfred, hie Tannhäuser, hie Faust, hie Böcklin, hie Nietzsche — wo schlägt aber das Herz des Dichters? Was will er uns künden mit der Geschichte von dem neuen Heiland, der der Sonne den Tempel hat errichten wollen, und herabgestürzt aus seinem Sonnenflug, nun mühselig hinsiecht und nach Rautendelein wimmert? Warum jauchzt Rautendelein: „Die Sonne, Sonne kommt“, als er sich bereit macht, hinabzusteigen unter die Erde? Ueber seine Ergebung unter das große Gesetz der Natur — oder weil der Gedanke an ihn dann aufhören wird sie im tiefen Brunnen zu quälen? Oder aber, weil er durch seinen Tod das Morgenroth einer neuen Zeit, die Erlösung der Natur heraufführt?

Vielleicht ist der ganze letzte Aufzug zu lyrisch um dramatisch wirksam zu sein. Jedenfalls steht man zweifelnd und kopfschüttelnd da, wenn der Vorhang fällt, und fragt sich, ob man selbst oder die Schauspieler den Dichter nicht verstanden haben.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

Dezember 1896.

Die Stellung der Parteien zu den Neuwahlen.

Das Jahr 1897 soll für Oesterreichs politische Entwickelung eine besondere Bedeutung erlangen, denn schon in den ersten Monaten desselben wird das Volk zur Wahl seiner Vertreter im Abgeordnetenhause berufen werden und es werden weite Kreise der Bevölkerung, die bis jetzt nicht in die Lage gekommen sind, ihre an die Regierung zu stellenden Wünsche und Forderungen in Gesetzesform zu kleiden, sich an der Berathung und Entscheidung über die Grundlagen unserer Verwaltung betheiligen können. Das alte Parlament hat nur noch die Aufgabe, das Budget für 1897 zu bewilligen und eine Anzahl Gesetze geringeren Umfanges zu berathen und wird dann unmittelbar vor dem Ablaufe seines Mandates aufgelöst werden. Wahrscheinlich erfolgen dann noch vor der Einberufung der Landtage, von denen ein großer Theil im verflossenen September bereits neu gewählt worden ist, die Wahlen in das neue Abgeordnetenhaus, da die administrativen Vorbereitungen für dieselben, namentlich die Anlegung der Grundlisten für die neue, fünfte Wählergruppe, die aus der Ausübung eines dem allgemeinen Stimmrechte sich nähernden Wahlrechtes hervorgeht, bereits ihrem Abschlusse zugeführt sind. Es ist begreiflich, daß sich die Parteien, in die sich das gegenwärtige Abgeordnetenhaus gegliedert hat, für den neuen Wahlgang rüsten, daß sie nicht nur in den vier Gruppen des Großgrundbesitzes, der Landgemeinden, der Städte und Märkte und der Handels- und Gewerbekammern, sondern auch in der neuen, allgemeinen Gruppe, in welcher auch die Angehörigen der vier ersten Gruppen nochmals wählen, die alten Mandate zu erhalten und neue zu erwerben bestrebt sind. Schon sind wichtige Veränderungen in der Zusammensetzung der Parteien erfolgt, neue Parteien entstanden, andere in der Bildung begriffen; es mag daher wohl an der Zeit sein, sich darüber Rechenschaft zu geben, was von den Parteien angestrebt wird und welcher Einfluß auf die Gestaltung unserer

Monarchie und auf den Geist ihrer Verwaltung erwartet werden kann. Das Charakteristische unseres inneren Staatslebens besteht darin, daß die Fragen über die Grundformen desselben bei jeder Adreßdebatte, ja bei jeder Budgetsberathung wieder zur Behandlung kommen, daß das Urtheil der Abgeordneten über die Verwaltung und die für dieselbe maßgebenden Gesetze wesentlich von der Stellung abhängt, welche die Parteien zu der bestehenden Verfassung einnehmen.

Am auffallendsten werden die Verschiebungen in den Parteiverhältnissen bei den Deutschen sein. Die liberale Linke, welche bisher den größten Theil der Abgeordneten deutscher Nationalität umfaßt, ist bereits heute wesentlich geschwächt und sie hat jedenfalls noch weitere, empfindliche Einbußen zu erwarten. Eines ihrer kräftigsten Elemente, die Vertreter der deutschen Städte und Landgemeinden des Königreichs Böhmen, haben sich von ihr getrennt und bilden den Grundstock für eine deutsche Fortschrittspartei, die sowohl in nationalen Angelegenheiten, als in den allgemeinen Freiheitsfragen eine schärfere Tonart anschlägt und der gegenwärtigen Regierung offene Opposition ankündigt. Die deutsche Nationalpartei, hervorgegangen aus der deutschnationalen Vereinigung, hat sich in eine deutsche Volkspartei verwandelt, deren Sitz sich in den Alpenländern, vorzugsweise in Steiermark und Kärnten befindet, während sie bisher aus Niederösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien nur vereinzelten Zuzug aufzuweisen hat. Zwischen ihr und der Fortschrittspartei würde sich ein Einvernehmen in vielen Fragen herstellen lassen, wenn sie nicht in einem einzigen Punkte weit auseinandergingen, der jede Einigung ausschließt.

Die Volkspartei ist antisemitisch, wenn auch in gemäßigter Form, sie nimmt den Christlich-Sozialen gegenüber den Standpunkt der Duldung ein und zeigt sich zu Wahlkompromissen mit denselben geneigt, während die Fortschrittspartei den Antisemitismus bekämpft, also, um einen politisch-technischen Ausdruck zu gebrauchen, judenliberal ist und daher wichtige Berührungspunkte mit der „Linken“ findet. Die eigentliche Veranlassung des Ausscheidens der fortschrittlich gesinnten Deutschböhmen ist der Mangel an Energie, welchen die Linke gegen das Ministerium Badeni an den Tag gelegt hat. Dieses aber sollte, nach der Meinung der Fortschrittsmänner, deren Führung in Ermangelung einer Persönlichkeit vorläufig die „Neue freie Presse“ übernommen hat, vor Allem nur deshalb bekämpft werden, weil es den Christlich-Sozialen in Niederösterreich freie Hand ließ, vor Allem, weil es die Konstituirung des Wiener Gemeinderaths mit der antisemitischen Zweidrittelmajorität nicht nur nicht verhinderte, sondern sogar die Wahl des Antisemiten Strobach zum Bürgermeister und des Dr. Lueger zum ersten Vizebürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Wien sanktioniren ließ. Das ist eine Thatsache, über welche die „Neue freie Presse“ nicht hinweggehen kann, die sie als Monstrosität fast täglich an den Pranger

stellt, und gegen die sie das ganze österreichische Abgeordnetenhaus ins Feld schicken möchte.

Endlich die Christlich-Sozialen selbst, die auf dem besten Wege sind, sich von einer Fraktion zu einer Partei zu erheben. Sie haben Niederösterreich im Sturme erobert, sie beherrschen nicht nur den Gemeinderath von Wien, sondern auch den niederösterreichischen Landtag und werden die autonome Verwaltung des Landes, deren Organ der Landesausschuß ist, in ihre Hand bekommen. Von den Liberalen werden sie klerikal genannt; thatsächlich befinden sich in ihrer Mitte auch zahlreiche Mitglieder des Klerus und sie werden insgesammt auch keinen Schritt unternehmen, der ihnen die Bundesgenossenschaft des katholischen Priesterstandes entziehen könnte, sie werden ohne Zweifel auf dem Gebiete der Schule manchen Wünschen desselben entgegenkommen, werden öffentlich ihr katholisches Bekenntniß bethätigen; aber noch haben sie sich von jener ultramontanen Partei ferngehalten, die in der Bekämpfung des deutschen Nationalgefühles das wirksamste Mittel zur Befestigung ihrer Macht erblickt, die mit den Slawen alle nationalen Forderungen der Deutschen niederstimmt, weil sie in der nationalen Gesinnung die Wurzel politischer Unabhängigkeit erblickt. Bis jetzt geht die christlich-soziale Gemeinschaft in der Gefolgschaft des Dr. Lueger auf, gefällt sich in einer wahrhaft abschreckenden und verletzenden Unduldsamkeit gegen ihre politischen Gegner und in einem wenig gebildeten Auftreten, das als bestimmendes Merkmal des Demagogenthums erkannt werden muß. Daß sie sich aber in aller Zukunft in dieser beschränkten Richtung bewegen muß, ist doch nicht so ganz ausgemacht. Sollte die Partei auch in anderen Kronländern Erfolge erzielen, so wird sie wahrscheinlich einen Umwandlungsprozeß durchmachen, in welchem die Führerschaft des unermüdlichen Wiener Kleon wohl beseitigt werden dürfte.

Neben den Christlich-Sozialen haben sich in den Städten und Märkten auch die Kleingewerbetreibenden bei den letzten Landtagswahlen bemerkbar gemacht, deren im Allgemeinen sozialreformatorisches Programm sie befähigt, bei allen Parteien Anschluß zu suchen, die sich mit ihren entschieden antisemitischen Tendenzen befreunden können. Die Fortschrittspartei hat in ihrem jüngst veröffentlichten politischen Glaubensbekenntniß zwar die größten Anstrengungen gemacht, ihre Abkunft zu verleugnen, sie hat für Gewerbe- und Bauernbündler allerlei Konzessionen in Bereitschaft, die sonst nur aus konservativen Tendenzen hervorzugehen pflegen, aber sie wird ihren Zweck, die Sozialreformer zu gewinnen, die sich heute noch ungeeint unter allen Parteien zerstreut finden, nicht erreichen: man kennt das Schiff, mit dem sie fährt, wenn auch die Flagge zu täuschen geeignet wäre.

Um die Massen der organisirten Gewerbetreibenden werden sich Christlich-Soziale und Volkspartei auf das Eifrigste bewerben; beide gehen

nicht aussichtslos in den Wettkampf, der aus dem Grunde zu beklagen ist, weil die Christlich-Sozialen durch ihn jener ungleich wichtigeren Aufgabe entzogen werden, die sie allein zu lösen im Stande sind: der Beseitigung der **Ultramontanen**. Wenn der ganze Klerus in den deutschen Landschaften wirklich, wie so oft versichert wird, von dem Bestreben erfüllt ist, die Pflichten seines geistlichen Berufes mit jener Achtung vor seiner Nation in Einklang zu bringen, die das religiöse Gefühl wohl zu kräftigen vermag, ihm aber gewiß niemals widerstreitet, dann muß er Alles aufbieten, um der christlich-sozialen Partei das Feld zu eröffnen, das die volksverrätherischen Ultramontanen, geführt von heuchlerischen und selbstsüchtigen Organen der römischen Hierarchie bis heute behaupten. Auf diesem Felde sind 27 Mandate zu erobern, ein begehrenswerther Preis für so gewandte und ausdauernde Wahlkämpfer, als die sich die Prätorianer Luegers aller Orten erwiesen haben.

Wenn man sich nach diesen Betrachtungen über die Stellung der Deutschen im künftigen Abgeordnetenhause ein Bild zu machen versucht, so kann man zu keinem anderen als dem allerungünstigsten Ergebnisse kommen. Die 170 Vertreter des deutschen Volkes in Oesterreich, die aus den alten Gruppen bisher hervorgegangen sind, werden mindestens in fünf Parteien zerfallen, die 20—25 Abgeordneten der neuen Wahlgruppe, die nach der Kopfzahl auf die deutsche Nationalität entfallen dürften, werden den fünf Parteien eine sechste, die sozialistische, hinzufügen und außerdem die Ultramontanen und Christlich-Sozialen verstärken; die Linke, die Fortschrittspartei und die Volkspartei haben von ihr nichts zu erwarten. Unter den sechs Parteien, die von den Deutschen gebildet werden, wird sich keine befinden, die der Zahl nach eine besondere Beachtung beanspruchen kann, deren Stimmengewicht einer Regierung Rücksichtnahme auferlegt. Wir theilen uns in Streifpartien, von denen keine das Ansehen eines leistungsfähigen Heerkörpers gewinnen dürfte, und werden uns vorläufig darauf beschränken müssen, den kleinen Krieg zu führen, weil wir zu einem Feldzuge im größeren Stil weder organisirt sind, noch über die nöthigen „Generalspersonen“ verfügen.

In einer Hinsicht zeigen die verschiedenen Schattirungen der deutschen Politiker in Oesterreich allerdings eine merkwürdige Uebereinstimmung: sie halten insgesammt ihr Programm für das allein berechtigte, für das volksbeglückende, staatserhaltende, es macht sich aber Niemand Gedanken darüber, ob es überhaupt möglich ist, für eines dieser Programme auch nur vorübergehend die allerknappste Majorität zu erreichen. Außer Herrn Dr. Lueger, der sich ohne Zweifel in vollem Ernste vorgesetzt hat, mit seinen — Gemeinplätzen die Welt, zum Mindesten aber Oesterreich zu erobern, dürfte sich sogar unter sämmtlichen gemäßigten deutschen Politikern nicht einer finden, der die Bildung einer Majorität in erreichbare Aussicht nimmt, in welcher seine Ansichten die herrschenden sein könnten: dies

vergällt aber Niemandem die Freude an seinem Programm und an sei
Partei. Diese scheint dem Deutschen immer Selbstzweck zu sein, er hä
ihr bis zum eigenen Untergange an und glaubt, was Wunder für Die
er seinem Volke durch diese Mannhaftigkeit und Treue leiste. Haben
doch sogenannte „Führer" schon einmal das Schlagwort ausgegeben,
echte volksthümliche Partei dürfe es überhaupt garnicht anstreben, an
Regierung theilzunehmen, ja haben wir doch das Koalitions-Ministeri
in welchem den Deutschen nach zehnjähriger Verdrängung vom Regierun
tische wieder die Gelegenheit geboten war, ihre Stimme im Rathe der Kr
zur Geltung zu bringen, unter dem Jubel der „Volklichen" in die
gesprengt!

Es kann nichts Thörichteres und Kindischeres geben, als wenn sich
Deutschen heute über das Ministerium Badeni beklagen. Als ob
anderes, dem Wesen nach von ihm sich unterscheidendes, überhaupt
Geschäfte führen könnte, als ob man in Oesterreich unter den gegebe
Verhältnissen auf andere Weise regieren könnte, als indem man die Parte
gegen einander ausspielt, jeder mit der Drohung, man werde die ande
bevorzugen, die Oppositionslust vertreibt, indem man sich das Bud
bewilligen und Gesetze beschließen läßt, schließlich aber das thut, was m
will und -- kann. Politische Grundsätze lassen sich in Leitartikeln treff
verwerthen, unsere Minister können beim besten Willen, soweit es sich da
nicht um rein fachliche Interessen handelt, mit diesem theoretischen Rüstze
nichts zu Stande bringen. Es scheint immer deutlicher zu werden, d
Oesterreich nur von Beamten regiert werden kann. Wir haben zwar ei
parlamentarischen Apparat aufgeboten der sich an Vielgestalt und Ko
spieligkeit in der ganzen Welt sehen lassen kann, aber wir wis
doch eigentlich nichts damit anzufangen und gestehen uns, wenn w
uns nicht gerade zu einer politischen Pose entschlossen haben, selb
daß wir uns ganz gerne regieren lassen, wenn man uns nur die Ve
fassung läßt. Die „Verfassung", wie sie in den Staatsgrundgesetzen ste
die sich der Mehrzahl nach als undurchführbar und unbefriedigend erwies
haben, die Verfassung, mit deren Hülfe jedes Ministerium nach sei
Façon den Staat „erhalten" darf, diese Verfassung, die von einer Par
gemacht wurde, die nicht nur die Majorität verloren hat, sondern n
mehr in einer einzigen, an Zahl und Ansehen stets abnehmenden Par
vertreten ist. Diese zentralistische Verfassung, die nur unter der Vo
aussetzung einer dauernden Führung des Parlamentes durch eine geschlosse
deutschliberale Majorität erfunden worden ist, bildet noch immer d
Lieblingsbesitz der Deutschen, obwohl ihre parlamentarische Vertretu
ganz verfassungsgemäß von der Verwaltung des Staates völlig ausgeschloss
ist. Man weiß, daß man durch eine Umbildung derselben in der Richtu
des Föderativstaates die unheilvollen inneren Kämpfe in Böhmen beendige
daß man die wirthschaftlich kräftigen Länder vor der Ausbeutung du

die passiven schützen, daß man damit das unnatürliche Uebergewicht des magyarischen Staates über die gemischtsprachigen „Königreiche und Länder" beseitigen könnte, aber man bleibt „verfassungstreu"! Die Deutschen könnten Oesterreich vielleicht, wenn sie wie die Polen oder Magyaren nach Außen geeinigt auftreten würden, nach dem von Josef II. zuerst in Anwendung gebrachten zentralistischen Systeme regieren, vorausgesetzt, daß auch die Dynastie mit ihrer ganzen Macht den Deutschen zu Hilfe kommen würde; da es sich aber herausgestellt hat, daß eine parlamentarische Vereinigung aller Deutschen schon deshalb gänzlich ausgeschlossen ist, weil die einzelnen Stämme derselben unter verschiedenartigen, theilweise sogar im Gegensatze zu einander stehenden wirthschaftlichen Interessen leben und mit moralischen Kräften von sehr ungleichmäßiger Beschaffenheit zu rechnen haben, kann an eine Wahrung der Rechte der Deutschen nur bei strenger Sonderung jener Ländergruppen gedacht werden, deren Kultur sich selbständig zu entwickeln begonnen hatte, noch ehe durch ihren engeren Aneinanderschluß die österreichisch-ungarische Monarchie gebildet war.

Dieser Erkenntniß wollen sich die Deutschen in Böhmen durchaus nicht unterwerfen, sie wollen mit den Tschechen nicht auf dem Standpunkte der Parität und auf dem Boden des Staatsrechtes, das beide Nationen gleichmäßig schützt, den politischen Ausgleich durchführen, sie verlangen einerseits eine Trennung des Königreiches in ein deutsches und ein tschechisches Verwaltungsgebiet, die nicht auf administrativem Wege erzwungen, sondern nur durch Uebereinstimmung beider Volksgruppen als ein Bestandtheil der böhmischen Verfassung zum Gesetze erhoben werden kann, und erwarten doch gleichzeitig die Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche, d. h. die Wiedereinsetzung in den Status quo ante durch Regierungshandlungen, die nur von einer ganz einseitigen, absolutistischen Verwaltung durchgeführt werden könnten. Logische Widersprüche machen dem Deutschen, der doch sonst nicht zu den ungeübten Denkern gehört, in der praktischen Politik keine Sorge: er schwärmt für Freiheit und Fortschritt unter polizeilicher Ueberwachung, für Verfassung und Parlamentarismus unter einem absoluten Monarchen. So lange der König von Böhmen — und dies ist doch auch der Kaiser von Oesterreich — verfassungsmäßig regieren will, kann er über den Willen des tschechischen Volkes und über die Majorität des böhmischen Landtages nicht zur Tagesordnung übergehen. Entweder man muß die alte historische Ländertheilung fallen lassen und Oesterreich in Kreise nach französischem und ungarischem Muster zerlegen, oder man muß das Schwergewicht der autonomen Verwaltung in die historisch erwachsenen und wirthschaftlich homogenen Ländergruppen verlegen, um dort jene Macht auszuüben, die man im engeren Kreise thatsächlich hat. Beides ist aber auf dem Boden der Februar-Verfassung nicht erreichbar!

Die slawische Bevölkerung von Oesterreich wird im neuen Hause ein noch größeres Gewicht erlangen als sie schon besitzt, ohne an Zahl

unverhältnißmäßig zuzunehmen, weil sie die größte und verläßlichste Stimmenzahl für die Regierung zu bieten in der Lage ist. Die Jungtschechen, die seinerzeit den Alttschechen im Gewande unbeugsamen Radikalismus ihre Mandate entrissen haben, sind klug und vorsichtig geworden, seitdem ihnen keine Konkurrenz mehr gemacht werden kann; sie haben dem Feudaladel, dem sie den rothen Hahn aufs Dach zu setzen drohten, recht freundliche Patschhändchen gegeben und schicken sich an, mit seiner Unterstützung die Herrschaft im böhmischen Landtage gründlich auszunützen. Wenn sie von der Regierung daran nicht gehindert, wenn ihnen nebenbei noch einige bescheidene Wünsche im Verwaltungswege erfüllt werden, dürften sie im künftigen Parlamente nicht abgeneigt sein, in Verbindung mit Polen, Kroaten, Slowenen und Feudalen eine starke Stütze des Ministeriums zu bilden. das außerdem auf die Ultramontanen, auf die Großgrundbesitzer der Linken und auf die Christlich-Sozialen mit großer Sicherheit rechnen kann. Gegen diese neue Koalition. die im Ministerium Badeni eine ganz zweckmäßige Vertretung besitzt, ohne daß sie offiziell für deren Schritte verantwortlich erscheint, werden die kleinen deutschen Parteien mit ihrem Liberalismus und mit ihrer nationalen Gesinnung nichts vermögen. Mit Gesinnung macht man nicht Politik, sondern nur mit kluger Verwerthung der Macht, über die man verfügen kann. Wenn sich nicht während der bevorstehenden Wahlagitation der Schlüssel für eine Einigung der getrennt aufmarschirenden deutschen Parteien zu einem in allen nationalen Angelegenheiten sich sammelnden taktischen Körper von 120—150 Stimmen finden läßt, dann wird sich überhaupt keine Regierung mit den Deutschen besondere Mühe zu geben brauchen, ja sie wird auf dieselben keine Rücksicht nehmen können. Es war den großen Parteien der österreichischen Volksvertreter die Gelegenheit gegeben, sich über eine gemeinsame Regierung zu verständigen, sie mit Zurückstellung extremer Forderungen so einzurichten, daß jede Gruppe wenigstens innerhalb der Grenzen des Erreichbaren Erfolge erzielen und Wünsche der Bevölkerung erfüllen konnte. Durch den von den Deutschen hervorgerufenen Rücktritt des Koalitions-Ministeriums, dessen größter Fehler der Mangel an Initiative in der Wahlreform war, ist diese Gelegenheit den Parteien entzogen. Se. Majestät der Kaiser muß nun von Männern seines persönlichen Vertrauens die Geschäfte führen lassen, und diese müssen die Majorität nehmen, die eben zu haben ist. Das ist nicht zu beanstanden, weil es eine Nothwendigkeit ist, und wird so lange währen. bis neue große Parteien sich wieder auf eine von ihnen gemeinsam zu beschickende Regierung vereinigen.

Das Ministerium Badeni wird auch im künftigen Abgeordnetenhause kaum einer Opposition begegnen, die es in Fragen der inneren Verwaltung zu Fall bringt, aber es wird vielleicht den Ausgleich mit Ungarn nicht durchsetzen können und dann wird ihm kaum etwas Anderes übrig bleiben,

als der Krone zu erklären, daß es die ihm übertragenen Aufgaben nicht zu lösen vermag. Die neu zu wählende Quoten-Deputation des österreichischen Reichsrathes wird kaum im Stande sein, bessere Bedingungen von den Ungarn zu erlangen, als die des ablebenden Hauses; es ist aber ebenso-wenig anzunehmen, daß die österreichische Delegation ein neues Ueber-einkommen mit den Ungarn abschließt, wenn die Beitragsleistung der letzteren zu den gemeinsamen Auslagen nicht wesentlich erhöht wird.

Eine Majorität für diese Haltung des Abgeordnetenhauses, dessen Vertreter zwei Dritttheile der österreichischen Delegation ausmachen, kann als sicher angenommen werden, selbst wenn sämmtliche Großgrundbesitzer, die Polen und Ultramontanen für den Ausgleich um jeden Preis eintreten sollten. Noch einmal werden die Deutschen für ihre Stellung im Staate entscheidend zu wirken haben. Können sie sich zu keiner Verständigung mit einer anderen einflußreichen Volksgruppe entschließen, die wirthschaftlich auf eigenen Füßen steht, so werden die anderen Nationen ihre Stimme für den Ausgleich mit Ungarn gegen Zugeständnisse in der inneren Verwaltung der Regierung zur Verfügung stellen, diese Zugeständnisse werden dann aber ohne Zustimmung der Deutschen und ohne Gegenleistung zu ihren Gunsten gemacht werden. Sind Erwägungen dieser Art, denen sich doch kein gegenwärtiger und künftiger Abgeordneter zu entziehen vermag, nicht zwingend genug, um sie zu bestimmen, außer dem Parteiinteresse auch das allgemeine nationale Interesse im Auge zu behalten, dann wird der Einfluß der Deutschen auf die innere und äußere Politik Oesterreichs — auch letztere kann ja unter Umständen in Frage kommen — für einige Zeit nur von dem guten Willen der anderen Nationen abhängen. *

Der Hamburger Hafen-Streik. Der Prozeß Lützow-Leckert-Tausch. Die Ablehnung der Strafprozeß-Novelle.

Was geht uns, was geht die Politik, was geht die öffentliche Meinung der Streik der Hamburger Hafenarbeiter und Seeleute an? Ein Nothstand im eigentlichen Sinne des Wortes liegt nicht vor; es handelt sich um einen etwas höheren oder geringeren Lohn, eine Abmachung, die ausschließlich privatrechtlicher Natur ist und von Verhältnissen bestimmt wird, über die Außenstehende immer nur ein höchst unvollkommenes Urtheil haben können. Ganz Deutschland aber hat den Streit der Betheiligten nicht bloß mit Interesse, sondern mit oft leidenschaftlicher Parteinahme hüben und drüben verfolgt. Um den Reichstag, dessen langweilige Verhandlungen schon lange die Mitglieder selber nicht mehr anhören wollen, kümmert sich kein Mensch mehr; der Hamburger Streik aber und gar der Prozeß Lützow-Leckert-Tausch

sind in Aller Munde und das ist offenbar nicht bloß Lust am Piquan
Abwendung von der sachlichen ernsten Arbeit. sondern ein ganz richt
Instinkt, daß hier viel wichtigere Erscheinungen und Entscheidungen
treten als dort.

Auch in Amerika und England erregt ein größerer Streik die öff
liche Aufmerksamkeit. Es ist eine Fiktion, daß die Privat-Wirthschaft
Leben für sich führe; tausendfach ist sie mit dem allgemeinen Dasein
Gedeihen verbunden und verknüpft. Jeder Privat-Vertrag hat auch
soziale Seite, die die Allgemeinheit angeht. Beim Einzelnen bleibt
unbemerkt; die bloße Summirung aber zur Masse bringt es schon an
Tag. Ein Lohnkampf von 20000 Arbeitern um 50 Pfennig täglich
einem Industriezweig berührt viele andere Industrien, berührt den Nation
wohlstand, die öffentliche Ruhe, ist also keine Privatsache mehr, sond
eine öffentliche.

In viel höherem Maße aber noch als etwa in Amerika oder Engla
ist ein großer Streik eine öffentliche Angelegenheit in Deutschland.
jenen Staaten kann man zuletzt doch, so sehr die Allgemeinheit da
interessirt ist, es den Streitenden überlassen, die Sache auszumachen.
wäre wohl gut, wenn der Staat ein Mittel hätte, einen Frieden zu stift
ohne erst die schweren Verluste und Wunden, die diese wirthschaftlich
Kämpfe den Kriegführenden wie den Neutralen schlagen, hereinbrechen
lassen — aber da ein solches Mittel bisher nicht gefunden ist, so blei
man dabei, die zunächst engagirten Privat-Interessen es mit einander au
fechten zu lassen. Auch in Deutschland hat man es hier den Priva
Interessen überlassen, ihre Sache auszumachen, aber das hat bei uns ein
ganz anderen Sinn. In England und Amerika wird der Streit von d
Parteien mit gleichen Waffen ausgefochten. Bei uns hat der Staat d
einen Partei, den Arbeitern, ihre eigentliche Waffe, den organisirt
Zusammenschluß vorenthalten, sodaß sie als Unbewaffnete oder Halbbewaffne
gegen Bewaffnete kämpfen. Diese negative Einmischung des Staates mac
jeden größeren Streik zu einer politischen Angelegenheit, ja zu ein
Angelegenheit, die in den Mittelpunkt unserer ganzen inneren Politik gehör
Soll der Staat den Arbeitern volle Bewegungsfreiheit gewähren? So
er andere Mittel und Wege suchen, ein gerechtes und billiges Gleichgewic
zwischen Kapital und Arbeit zu schaffen? Ist es am besten, den jetzige
Zustand mit dem Uebergewicht des Unternehmerthums zu erhalten?

Die große Menge der Arbeitgeber will den Arbeitern die Organisatio
nicht zugestehen. Es ist nicht bloß die Besorgniß, daß die organisirte
Arbeiter höhere Löhne erpressen und damit den Gewinn des Unternehmer
thums schmälern möchten, sondern es ist, wie ganz richtig bemerkt worde
ist, der Streit um die Macht. Die Arbeitgeber wollen die Herren bleibe
in ihrem Betrieb; wenn die Arbeiter erst organisirt sind, nehmen sie au
das Recht in Anspruch, über die Betriebseinrichtungen, über die Disziplin

über die Annahme und Entlassung von Kollegen und Aufsehern mitzusprechen, und dieses Mitregiment ist es, das die Arbeitgeber, die sich heute noch als die Herren fühlen, ihnen nicht gewähren wollen. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Unternehmer einige gute Gründe für ihre Haltung haben. Besitzen die Arbeiter erst die Macht, so werden sie sie ganz ebensowenig wie die Kapitalisten stets mit Mäßigung und Bescheidenheit benutzen. Die englischen Gewerkvereine haben sich zuweilen vom kurzsichtigen Interessenstandpunkte aus technischen Verbesserungen widersetzt und durch die Abschwächung der Disziplin die Energie des Betriebes gelähmt. Allerdings ist es ein großer Vortheil für den Betriebsunternehmer, in den Streitfällen, statt mit einer wirren Masse mit einem organisirten Arbeiterkomplex verhandeln zu können, und die englischen Gewerkvereine haben durch die rationelle, ja käufmännische Behandlung der Lohnfrage oft Streiks verhütet, oder wenigstens eine schleunige, verständige Beilegung ermöglicht. Dieser Vortheil erscheint den meisten Arbeitgebern aber doch nicht groß genug, um deßhalb der systematischen Bildung einer selbständigen Macht zuzustimmen. Die Hauptsache bleibt doch immer, wer im Falle eines Streites der Stärkere ist, und bei den heute in Deutschland obwaltenden Bedingungen sind das zweifellos die Arbeitgeber. Dreißig große Streiks sind im Jahre 1896 gezählt worden, die alle ohne Ausnahme für die Arbeiter verloren gegangen sind. Kein Wunder, daß die Unternehmer vom kapitalistischen Interessenstandpunkt aus wünschen, daß es so bleibt. Mögen die Arbeiter nach den immer wiederholten bitteren Erfahrungen endlich klug werden und sich in die bestehende sozial-wirthschaftliche Unterordnung fügen, bei welchem System ja das deutsche Gesammtwirthschaftsleben den glänzendsten Aufschwung genommen hat.

Hat man sich diesen Gedankengang erst klar gemacht, so versteht man, weshalb die Hamburger Rheder das Schiedsgericht abgelehnt haben. Selbst wenn das Schiedsgericht nach Prüfung der Geschäftslage erklärt hätte, daß die von den Rhedern bereits freiwillig angebotene kleine Lohnerhöhung den Verhältnissen entspreche, wenn also in concreto die Rheder nach dem Schiedsspruch gesiegt hätten, so hätte doch die bloße Thatsache des Schiedsgerichts den Standesgeist der Hamburger Hafenarbeiterschaft mächtig gestärkt; nach einiger Zeit wären neue Forderungen aufgetaucht, die Arbeiterorganisation hätte sich befestigt und erweitert und der neue soziale Zustand, daß Kapital und Arbeit wie zwei Mächte auf gleichem Fuße mit einander verhandeln, hätte sich allmählich eingeführt. Die Rhederei gerade hätte das vermuthlich bald empfunden, da das Beispiel von Hamburg sofort auf die andern großen Hafenstädte namentlich London zurückgewirkt und auch hier Streikbewegungen gezeitigt hätte. Es liegt ja nur in der Natur der Dinge, daß wie die Arbeitgeber allenthalben anfangen internationale Vereinbarungen zu treffen, um Preis

und Produktion ihrer Waare zu regeln, so die Arbeiter in Verbindu
treten, um den Preis ihrer Arbeit, ihrer Waare, möglichst günstig
gestalten.

Die Durchführung des charakterisirten Standpunktes der Arbeitgel
wäre nun nicht möglich, wenn die deutsche Gesetzgebung sie nicht so s
begünstigte. Zwar ist Hamburg der Mittelpunkt der deutschen Gewe
vereine, aber diese Vereine können erst ihre volle Kraft entfalten, we
sie völlig freie Bewegung durch das ganze Reich haben, um dann v
Fall zu Fall ihre Kraft an einem Punkt zu konzentriren. Diese fr
Bewegung haben sie thatsächlich noch nicht, ebensowenig wie das Re
juristischer Personen. Die einzig kräftige Organisation von Arbeitern ist
politische, die Sozialdemokratie. Nicht die Arbeiterschaft macht und leitet dal
die Streikbewegungen, sondern eine politische Partei, die sich mit den Interess
der Arbeiterschaft identifizirt. Das ist die unausweichliche Folge unserer Poli
Gewiß ist es von Anfang an das höchste Streben der Sozialdemokra
gewesen, die Organisation der Arbeiterschaft darzustellen, aber es ist d
sehr die Frage, ob ihr das gelungen wäre, wenn ihr nicht die Regieru
zu Hülfe gekommen wäre. Die Hindernisse, die Verwaltung und Gerid
der Bildung der Gewerkvereine in den Weg legen, haben die Arbeit
schaft gewaltsam in das sozialdemokratische Lager gedrängt. Nicht Schau
leute oder Matrosen, sondern sozialdemokratische Abgeordnete sollten
Vertreter der Hamburger Hafenarbeiter bei den beabsichtigten Schied
gerichtsverhandlungen sein.

Die Unternehmer sind mit dieser Verschiebung gar nicht unzufried
Gerade die politische Wendung macht es ihnen möglich, nun erst recht
Politik in den Dienst ihres wirthschaftlichen Interesses zu rufen. M
fragt: haben die Streikenden etwa mit ihren Forderungen Recht? Keineswe
lautet die Antwort, sie sind bloß von sozialdemokratischen Agitatoren a
gehetzt. Man räth ein Schiedsgericht: wie werden wir, lautet die Antwo
die Leute mit denen wir verhandeln sollen, sind ja gar nicht die betheiligt
Arbeiter, sondern Cigarrenhändler, Zeitungsschreiber und Politiker! M
wünscht endlich eine wirkliche Freiheit für die Gewerkvereinsbildung. U
möglich, lautet es drüben, das würde ja nur der Sozialdemokratie zu Gu
kommen; ihr seht ja, die Arbeiter sind bereits lauter Sozialdemokrate
wollt ihr ihnen auch noch eine Organisation geben?

Man wirft den Sozialdemokraten mit Recht vor, daß sie einer sozial
Annäherung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern absichtlich entgege
wirken: sie wollen keine Fabrikanten, die auf gutem Fuße mit ihr
Arbeitern stehen, ihnen Wohlfahrtseinrichtungen mit eigener Verwaltun
Gewinnantheil u. dergl. geben. Je schärfer der Gegensatz, desto unb
schränkter die Herrschaft der sozialdemokratischen Führer über die Arbeit
Ganz dasselbe trifft zu auf die Arbeitgeber. Je sozialdemokratischer
Arbeiterschaft ist, desto weniger ist zu besorgen, daß die Regierung i

die begehrten sozialen Rechte gewährt. Darum keinerlei Konzession; wird die Sozialdemokratie darüber stärker, so ist die Regierung nur um so mehr auf die Bundesgenossenschaft der Arbeitgeber angewiesen. Der Schlimmste der Schlimmen ist deshalb der Pfarrer Naumann mit seiner nationalsozialen Bewegung; er ist viel schlimmer als alle Sozialdemokraten. Warum? Weil die Regierung eines Tages einsehen könnte, daß sie keinen Grund hat, dieser Bewegung feindlich zu sein, daß sie mit ihr paktiren, daß durch sie die Arbeiter die begehrten Konzessionen erlangen könnten.

Wie aber kommt die Regierung dazu, so wie sie es jetzt thut, sich einfach auf den Unternehmerstandpunkt zu stellen? Das ungeheure Anschwellen der sozialdemokratischen Stimmen zeigt ja, daß die deutsche Arbeiterschaft viel zu selbstbewußt geworden ist, um auf dem überlieferten Standpunkt der sozialen Unterordnung zu beharren. Welch ungeheurer Schade an dem deutschen Volksthum, daß ein so großer Bruchtheil der Nation in Kreise gebannt wird, die den nationalen Ideen feindlich gegenüberstehen! Es ist kaum zu begreifen, daß Herr v. Böttícher, derselbe Minister, dem wir wesentlich die soziale Gesetzgebung verdanken, im Reichstag einfach den Standpunkt der Hamburger Rheder vertrat. Ich bin weit entfernt, darum meinerseits den Standpunkt der Hamburger Arbeiter zu vertreten. Ich vermag nicht zu übersehen, wie weit die Hamburger Rhederei die Mehrbelastung hätte ertragen können; solche Fragen können nur nach eingehender Untersuchung von einem sachkundigen Schiedsgericht beantwortet werden, und ich weiß sehr wohl, daß die Arbeiter ebenso geneigt sind, ungerechtfertigte und übertriebene Forderungen zu stellen, wie die Unternehmer am Lohn zu sparen. In dem vorliegenden Fall aber hatten die Unternehmer um so weniger Anspruch auf eine moralische Unterstützung, als sie sich offenbar unehrlicher Mittel bedienten, um die öffentliche Meinung irre zu führen. Zuerst die Ausstreuung, englische Rheder hätten aus Konkurrenzneid den Streik angestiftet. Zwar konnte jeder Unbefangene die Unwahrheit dieser Beschuldigung sofort durchschauen, da ja ein Sieg der Hamburger Hafenarbeiter zweifellos analoge Bewegungen in englischen Häfen hervorgerufen hätte, und schließlich ist auch noch urkundlich nachgewiesen worden, daß ganz umgekehrt die Londoner und Hamburger Rheder in ganz derselben internationalen Verbindung stehen, wie die Londoner und Hamburger Dockarbeiter. Aber es ist bekannt, daß gerade die absurdesten Lügen bei der öffentlichen Meinung den größten Erfolg zu haben pflegen. Dann kamen die Lohnlisten, die beweisen sollten, daß die Hafenarbeiter geradezu glänzend gestellt seien, der Streik also frivol vom Zaun gebrochen sei. Bis zu 3000 Mark sollte ein Schauermann im Jahr verdient haben. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, daß solcher Lohn wohl an einen Mann bezahlt, aber für wenigstens zwei Arbeiter bestimmt gewesen war. Wie in aller Welt also, darf man fragen, kommt ein deutscher Staatssekretär dazu, für Leute Partei zu ergreifen, die, selbst wenn sie sachlich

Recht haben sollten, sich doch jedenfalls moralisch jeder öffentlichen Unterstützung unwürdig gemacht haben?

Die Erklärung kann nur in der politischen Gesammthaltung der Regierung gesucht werden. Wie die Parteiverhältnisse sich bei uns einmal entwickelt haben, ist Arbeiterschaft und Sozialdemokratie so gut wie identisch. Bei den Sozialdemokraten findet die Regierung und wird sie niemals finden die im konstitutionellen Staat unentbehrliche Unterstützung für die Gesetzgebung, namentlich für die Erhaltung der Armee und Marine. Die Regierung kann sich also nur stützen auf die Parteien, die wesentlich die Unternehmerklassen repräsentiren; diese verlangen als Gegenleistung die Bekämpfung der Arbeiterforderungen, und so geschiehts.

Der Umschwung kann nicht im einzelnen Fall, er kann nur prinzipiell einmal mit einem großen Entschluß erfolgen. Man muß den Muth haben, der Ungnade des Herrn von Stumm zu trotzen, den augenblicklichen Vortheil, den höchstwahrscheinlich die Sozialdemokratie davon haben wird, in Kauf zu nehmen und der Arbeiterschaft eine wirkliche Vereinsfreiheit zu gewähren. Mit der Zeit kommt das ganz sicher. Die Unternehmer sind zwar dagegen, aber die Wissenschaft und die Bildung ist dafür. Wer an die Zukunft Deutschlands und an den Charakter des deutschen Volkes glaubt, wird auch nicht daran verzweifeln, daß es einmal gelingen wird, einen erheblichen Theil des deutschen Arbeiterstandes, wenn man ihm nur erst die natürlichen Rechte freier Staatsbürger gewährt hat, für die nationalen Ideen zurückzugewinnen. Ist das erst geschehen, so ergiebt sich ganz von selbst die Unparteilichkeit der Regierung in den wirthschaftlichen Kämpfen. In der Politik treiben sich die Kräfte immer gegenseitig: weil die Regierung mit dem Unternehmerthum verbunden ist, ist die Arbeiterschaft international sozialdemokratisch geworden, und weil die Arbeiterschaft sozialdemokratisch ist, muß wieder die Regierung das Bündniß mit der Unternehmerschaft pflegen. Möge es einmal umgekehrt lauten: weil die Regierung bei allen Ständen die gleiche patriotische Unterstützung findet, deshalb darf sie keinen vor dem andern bevorzugen.

* * *

Noch mehr als der Hamburger Hafenstreik hat der Prozeß Lützow-Leckert-Tausch die Reichstagsverhandlungen in den Schatten gestellt. Es handelt sich um ein großes Intriguenspiel, wie sie bei jedem Hof und bei jeder Regierung zuweilen, oder richtiger, fast immer, bald offener, bald versteckter, sich abspielen, auf die Personenfragen wohl den größten Einfluß haben, im großen Gange der Dinge aber zuletzt doch keine Nachwirkung hinterlassen. Das bedeutendste und zugleich bedauerlichste Beispiel dieser Art in der preußischen Geschichte ist der Sturz Eberhards von Dankelmann unter Kurfürst Friedrich III. (König Friedrich I.). Der tüchtigste und beste Mann, den das damalige Brandenburg-Preußen aufzuweisen und der den Staat zehn Jahre lang vortrefflich verwaltet hatte, fiel einer nieder-

trächtigen Kabale zum Opfer, an deren Spitze die Kurfürstin mit einigen Ministern stand. Unwürdige und korrupte Persönlichkeiten traten an Dankelmanns Stelle. Friedrich Wilhelm I. hat ihm, als eine seiner ersten Regierungshandlungen, noch eine verspätete Genugthuung gewährt, aber ihm selbst ist es nicht erspart geblieben, mit ähnlichen Intriguen heimgesucht zu werden. Sein Minister Grumbkow und sein Gesandter in London, Reichenbach, verabredeten, Beide in österreichischem Solde, was der Gesandte dem König aus London berichten sollte, um ihn mit England auseinander zu bringen und namentlich die geplante Heirath zwischen dem preußischen Kronprinzen und der englischen Prinzessin Amalie zu verhindern. Hierüber brach der Konflikt zwischen Vater und Sohn aus, der zur Flucht und zum Prozeß des Kronprinzen führte und dem unglücklichen Katte den Kopf kostete. Unter Friedrich dem Großen selber finden wir, wie die Brüder des Königs in wüthendem Haß seinen Vertrauten, den trefflichen Winterfeldt verfolgen, oder der Justizminister Jariges, der mit dem Kabinetsrath Eichel befreundet war, den Justizminister Cocceji zu Tode ärgerte und sein Nachfolger wurde. Unter Friedrich Wilhelm II. erschoß sich der Minister Schulenburg-Blumberg verfolgt und zur Verzweiflung getrieben durch die Intriguen seines Kollegen Wöllner. In der Umgebung Friedrich Wilhelms III. gab es Leute, die Scharnhorst des Landesverraths und heimlicher Korrespondenz mit dem Feinde anklagten und in den späteren Jahren arbeiteten zeitweilig der Oberstkämmerer Fürst Wittgenstein und der Geheimrath von Kamptz als Leiter der Polizei von der einen, der Minister Wilhelm von Humboldt von der anderen Seite gegen den Staatskanzler Hardenberg. Unter Friedrich Wilhelm IV. waren weder Prinzen, noch Minister, noch Freunde des Königs vor polizeilicher Beobachtung sicher. Der Oberpräsident von Senff-Pilsach fand eines Tages, als er zum Herrenhaus anwesend in Berlin im Hotel wohnte, die Briefe in seinem Pult in Unordnung und mit frischen Tintenflecken verziert. Als er den Wirth darauf stellte, gestand dieser ihm, jeder Wirth in Berlin müsse der Polizei auf Verlangen Nachschlüssel zu den Sekretären geben und Nachforschungen erlauben, sonst würde die Konzession entzogen. Was blieb Herrn von Senff übrig? Er legte einen Zettel zu seinen Briefen: „Ihr v . . . . Sch . . . . von Polizisten, wenn Ihr meine Briefe nachseht, bringt sie wenigstens nicht in Unordnung.“

Am meisten Analogie mit der Affaire Tausch dürfte die Geschichte des Ungarn Michael von Clement haben, der im Jahre 1718 Friedrich Wilhelm I. vorspiegelte, es bestehe ein großes Komplott des österreichischen und sächsischen Hofes, ihn bei einer Jagd in Wusterhausen aufzuheben, zugleich Berlin zu überfallen, den Schatz fortzuführen und die Regierung an den Kronprinzen unter kaiserlicher Vormundschaft zu übertragen. Einen König zu überfallen und gefangen zu nehmen, schien damals nichts so ganz Unmögliches; gegen Stanislaus von Polen ist es geplant, gegen Sobiesky

thatsächlich einmal ausgeführt worden. Clement hatte erst im Dienst Racoczys, dann des Prinzen Eugen von Savoyen gestanden und belegt seine Angaben mit einer Reihe von Briefen: „ein kleiner Mann," so wird er geschildert, „von brauner Gesichtsfarbe mit schwarzen Augen, verführerisch durch die Sicherheit, mit welcher er auftrat, kundig wie Wenige der damaligen Welt, aber Unwahrheit war ihm zur Natur geworden." Der König gerieth in die furchtbarste Aufregung, denn gerade seine allernächsten Vertrauten: Leopold von Dessau, den Minister von Grumbkow und mehrere andere Generale und Minister bezeichnete Clement als Mitwisser des Komplotts. Manche glaubten, daß Leopold von Dessau als Nachkomme Albrechts des Bären die Gelegenheit habe ergreifen wollen, um die Ansprüche seines Hauses auf Brandenburg zu erneuern. Im tiefsten Geheimniß hat der König selber Clement, den er im Hause des Geheimen Raths Marschall von Bieberstein untergebracht hatte, verhört. Um Niemand entschlüpfen zu lassen, befahl er die Thore von Berlin zu schließen; selbst die Bauern, die zum Markt hereingekommen waren, durften nicht wieder heraus. Haussuchungen wurden gehalten und eine Anzahl vornehmer Personen, auch die Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Blaspeil, verhaftet. Clement erhielt ein Geschenk von 6000 Thalern und wurde mit einem Orden dekorirt. Noch heute sind die Historiker nicht ganz sicher, ob er irgend welche Hintermänner gehabt hat. Soviel aber ist gewiß, daß die Geschichte von dem Komplott ganz und gar auf die Rechnung seiner eigenen Phantasie zu setzen ist und seine Briefe gefälscht waren. Die Intrigue, die über ein Jahr lang den König, den Hof und die politische Welt in Aufregung erhielt, war also thatsächlich nichts, als das Werk eines ganz untergeordneten Agenten. Aufs zäheste hielt dieser fest an seinen Behauptungen. Der König schickte den Hofprediger Jablonsky zu ihm, damit er ihn zu einem Geständniß bewege; nach Jablonskys Bericht „schlug er mit einer ungemeinen Bewegung die Augen gen Himmel, die von Thränen überliefen, und sprach: So wahr Gott im Himmel lebt, so wahr ist auch, was ich von dieser Sache gesprochen habe." Zuletzt wurde er aber doch überführt und ihm das Urtheil gesprochen, daß er „wegen kommittirten enormen Verbrechen zu seiner wohlverdienten Strafe, Anderen aber zum Exempel und Abscheu, nach dem Richtplatz auf einem Schindkarren zu führen, unterwegs an zweyen Orthen in der Stadt jedesmal mit einer glühenden Zange in den Arm zu kneipfen und folgendes darauf mit dem Strange vom Leben zum Tode zu bringen sei." Nach einer freilich unbeglaubigten Erzählung hätte ihn der König gern gerettet; er soll sich in Spandau mit den Worten von ihm verabschiedet haben, „könnte ich Dich retten, so machte ich Dich gleich zum Geheimen Rath, so aber muß ich Dich hängen lassen." Schon um den durch Clements Anschuldigungen so schwer beleidigten hohen Herren, namentlich dem Prinzen Eugen eine Genugthuung zu geben, mußte das Urtheil vollstreckt werden.

Nicht bloß zum Ergötzen erinnere ich an alle diese alten Geschichten, sondern um zu zeigen, wie klein zuletzt die Sache Tausch im Vergleich mit ähnlichen Ereignissen früherer Zeit sich ausnimmt. So lange ich den „Vorwärts“ kenne, erzählt er bei jedem Skandal-Prozeß der irgendwo auftaucht, die Halsband-Geschichte der Königin Maria-Antoinette und knüpft daran die Betrachtung, daß den großen Revolutionen solche Prozesse voranzugehen pflegen. Gewiß thun sie das; aber nicht auf jeden derartigen Prozeß folgt eine Revolution und die Berliner Revolution von 1848 ist sogar ausgebrochen, ohne daß eine Skandal-Affäre vorangegangen wäre. Es sind Erscheinungen, die garnichts miteinander zu thun haben. Ein gesunder Staat kann sie zeitigen, ein kranker kann davon frei bleiben.

Wie alle Intriguen, so laufen auch in der vorliegenden mehrere Fäden durcheinander, die nicht so leicht auseinander zu halten sind. In der Natur der Presse liegt es, daß hier und da einmal in den Zeitungen höfische oder ministerielle kleine Schmähgeschichten auftauchen. In der Natur der Presse liegt es auch, daß zuweilen eine Indiskretion aus einer Sitzung des Staatsministeriums oder Bundesraths zufällig oder böswillig ihren Weg dahin findet. In der Natur der Presse liegt es, daß sie mit der Regierung und die Regierung mit ihr enge Fühlung hält und daß aus diesem mehr oder weniger engen Verhältniß sich die mehr oder weniger offiziöse Presse bildet. Diese behauptet daneben doch wieder ihre Unabhängigkeit, und der Zweifel darüber, ob eine Ansicht oder Nachricht privat oder offiziös sei, ist im Konzerte der Politik eines der bedeutsamsten Instrumente. Es ist der Gipfel der Thorheit, zu verlangen, daß dieses Instrument beseitigt werde, daß niemals ein Zweifel darüber existiren dürfe, ob eine Kundgebung von der Regierung ausgehe oder nicht. Man könnte ebensogut verlangen, Politik müsse überhaupt ohne Geheimniß, List und Verschlagenheit betrieben werden.

Politik ist Kampf und wer sich im Kampf blos auf ehrliches kräftiges Dreinschlagen verlassen wollte, würde sehr bald dem feineren Geist, der auch die Hinterlist nicht verschmäht, unterliegen und das Feld räumen müssen.

Nicht darauf kommt es an, die offiziöse Presse abzuschaffen, sondern sie richtig und geschickt zu handhaben, und namentlich den Mißbrauch, dem sie wie alles andre auf der Welt ausgesetzt ist, zu verhindern.

Ganz besonders gefährlich wird nun das Institut einer offiziösen Presse, wenn einmal die Regierung nicht ganz in sich einig ist. Nicht etwa, daß erst damit die Klagen über sie beginnen; unter dem Fürsten Bismarck, wo ein einziger Wille mit unbedingter Machtvollkommenheit herrschte, waren die Klagen ebenso laut wie heute. Aber der Zweifel, der Schleier, der darüber liegt, ob eine Aeußerung inspirirt ist oder nicht, wird doppelt peinlich, wenn die Möglichkeit vorliegt, daß die Aeußerung etwa ein Pfeil ist, der von der einen Stelle der Regierung an eine andere

abgeschickt ist. Durch diese Spalte hat sich der Zwerg Tausch in den Saal der hohen Politik gedrängt.

Als Beamter der politischen Polizei hatte er von verschiedenen Ministerien öfter den Auftrag, über den Ursprung dieses oder jenes Artikels Nachforschungen anzustellen und führte das in der Weise aus, daß er die verschiedenen Minister gegeneinander hetzte. Einen Artikel der „Kölnischen Zeitung“ über „Flügeladjutanten-Politik“ führte er auf einen Besucher des Auswärtigen Amtes zurück, einen anderen in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ über den Militärstrafprozeß meldete er dem Kriegsminister als einen Wurf des Ministers des Innern, Herrn von Köller. Endlich potenzirte er seine Thätigkeit, indem er in die „Welt am Montag“ durch seinen Agenten v. Lützow die Anschuldigung einschmuggelte, das falsche Telegramm über den Breslauer Zaren-Toast sei von dem Oberhofmarschall Grafen Eulenburg fabrizirt und dann nachschickte, diese Verläumdung gehe von Herrn von Marschall aus. Fand diese letzte Meldung an höchster Stelle Glauben, so mußte das Herrn von Marschall das Portefeuille kosten.

Man nehme es Herrn von Bronsart nicht gar zu übel, daß er die Beschuldigung gegen Herrn von Köller nicht für in sich unmöglich gehalten hat; ebenso wenig wie dem Botschafter Graf von Eulenburg, daß er Herrn von Tausch auf die Einsendung des Artikels mit der Beschuldigung gegen Herrn von Marschall höflich geantwortet. Politiker, die, wenn ihnen in äußerlich glaubhafter Weise von irgend welchen Intriguen gemeldet wird, mit moralischer Entrüstung sofort das Ohr verschließen und erklären, daß sie Kollegen und Ehrenmännern All dergleichen nicht zutrauten, dürften schwer zu finden sein. Der Halbgrieche von Tausch aber ist wie sein Vorläufer, der Ungar von Clement, nicht bloß „ein kleiner Mann von brauner Gesichtsfarbe mit schwarzen Augen,“ sondern auch „verführerisch durch die Sicherheit, mit welcher er auftrat, kundig wie Wenige der Welt!“ Kein Wunder, daß er Glauben fand. Aus mehrfacher Begegnung bin ich selber in der Lage, ihm dies Zeugniß auszustellen.

Was hat er nun mit seinem Treiben beabsichtigt? Wie stehts mit den Hintermännern? Daß sein Prozeß solche zu Tage fördern werde, ist kaum zu erwarten. Lützow hat zwar Tausch verrathen, als er sah, daß er sich nicht mehr retten könne und Milderung durch ein Geständniß erwartete. Tausch jedoch wird rechnen wie seiner Zeit Hammerstein, daß — sofern er überhaupt Hintermänner hat — diese seine Zuflucht bleiben, wenn er nach zwei bis drei Jahren aus dem Zuchthause wieder herauskommt, daß er jedoch, wenn er jetzt, wie es in der Verbrecher-Sprache heißt, „pfeift“, später einmal Niemand hat, an den er sich halten kann. Sollten sich freilich seine Verbrechen so häufen, daß er auf zehn Jahre Zuchthaus rechnen kann, so dürfte er auch keinen Grund mehr sehen, jetzt den Mund zu halten.

Es ist jedoch auch sehr wohl möglich, daß er gar keinen Hintermann hat. Nach den jüngsten Hamburger Enthüllungen ist es ja nicht unnatürlich, daß das Publikum Alles für möglich hält. Auch erinnert man wieder an die peinliche Thatsache, daß es Schumann-Normann, ein Agent Tauschs, gewesen, der die Enthüllung über den Welfenfonds seiner Zeit nach Wien gebracht hat. Trotzdem ist es sehr wohl möglich, daß Tausch, obwohl in mancherlei sehr hohen Beziehungen, doch mit seinen Intriguen, wieder wie Clement, auf eigene Hand gehandelt hat. Er hatte gegen Herrn v. Köller und Herrn v. Marschall einen persönlichen Haß und gegen diese Beiden haben sich seine nachweislichen Machenschaften gerichtet. Ein Hintermann, selber Kandidat für die Reichskanzlerschaft, könnte ihn doch kaum gerade auf diese beiden Fährten gesetzt haben. Selbst in der rein zerstörenden Absicht, möglichst viel Verwirrung zu stiften, würde man sicher nicht gegen Herrn v. Köller operirt, sondern eher diesen gegen die anderen Minister zu stützen gesucht haben. Ein Mensch in Tauschs Stellung aber, der das Bewußtsein davon hatte, wie viel Gewalt ihm mit dem Gifte der geheimen Beobachtungen und Denunziationen in die Hand gegeben sei, fühlte sich wohl in dem Behagen, an den hohen Excellenzen seine Rache zu kühlen. Es ist die Vermuthung laut geworden, daß er mit seinem Agenten Schumann auch der Verfasser der anonymen Briefe gewesen sei, wegen deren Herr v. Kotze angeklagt wurde. Zum wenigsten erkennt man hier wie dort ganz dieselbe geistige Disposition, eine teuflische Lust und Kunst, gewisse secrete Kenntnisse zu verwerthen, um hochgestellte Persönlichkeiten aus einem unfindbaren Versteck heraus zu peinigen.

Harmlose oder sich harmlos stellende Gemüther fragen wohl, weshalb es Herrn v. Marschall nicht möglich gewesen sei, schon längst, ohne die Hülfe des Gerichts anzurufen, durch seine vorgesetzte Behörde Herrn v. Tausch an die Kette legen zu lassen. Aber wenn nicht innerhalb des Staatsministeriums zuweilen gewisse Differenzen spielten, so wäre Tauschs Thätigkeit überhaupt nicht denkbar und zuletzt waren seine Kaninchengänge so verborgen, daß auch das Auge des Vorgesetzten sie nicht entdecken konnte. Hier mußte mit der Fackel einer gerichtlichen Verhandlung hineingeleuchtet werden, wenn man wirklich etwas sehen wollte.

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß der ganze Vorgang keineswegs etwas so unerhörtes, ein Zeichen politischen Niederganges, staatlicher Fäulniß ist. Auch in parlamentarischen und republikanischen Staaten geschieht dasselbe in etwas anderer Form. Man erinnere sich, welchen Skandal vor einigen Jahren ein Brief Parnells in England über seinen Zusammenhang mit den irischen Meuchelmorden erregte, bis endlich nach vieler Mühe festgestellt wurde, daß der Brief gefälscht sei. Man kann sogar dem ganzen Tausch-Skandal eine sehr erfreuliche Seite abgewinnen, und das ist die Gerichtsverhandlung. Nicht wenige von den auswärtigen Beobachtern, die kühl genug blieben, um zu sehen, daß die Intrigue nichts

Außerordentliches sei, haben ein Zeichen kerniger politischer Gesundheit unseres Staatswesens darin erblickt, daß ein Minister sich „in die Oeffentlichkeit flüchten" könne und sobald das Gericht spricht, Reichskanzler, Botschafter und Minister auf der Zeugenbank erscheinen wie jeder andere Staatsbürger. Mit einer Art von Neid haben andere Nationen auf diese Gerichtsverhandlung geschaut. An einer andern Stelle haben wir ja kürzlich ähnliches erlebt: welch ein Schimpf für das preußische Beamtenthum, daß ein Mensch wie Herr von Carnap auf seinem Stuhle gesessen hat — welche Genugthuung aber, daß ein preußisches Gericht den Bösewicht ohne Ansehen der Person und der Partei an den Pranger gestellt und mit der Ruhe unerschütterlicher Gerechtigkeit aus dem Chaos wüthender gegenseitiger Anklagen die Wahrheit, so beschämend sie an sich für Preußen ist, hat heraustreten lassen!

* * *

Die letzte Bemerkung giebt uns den Uebergang zu dem wichtigsten Ereigniß der bisherigen Reichstags-Session, dem Scheitern der Novelle zur Strafprozeß-Ordnung. Wir weinen ihr keine Thräne nach. Sowohl die Vorlage der Regierung, wie das, was der Reichstag daraus gemacht hatte, war eine recht elende Arbeit, Flickwerk, der Grundgedanke, die Wiedereinführung der Berufung, ein Institut von höchst zweifelhaftem Werth, eine Kulisse, die die Mängel verdeckt, aber sie nicht hebt. Auch hier der merkwürdige Widerspruch in unserem öffentlichen Dasein. Dieselbe Regierung und derselbe Reichstag, die das monumentale Werk des Bürgerlichen Gesetzbuches geschaffen haben, haben sich völlig impotent auf dem Gebiete des Strafrechts erwiesen. Dieselbe Strafjustiz, über deren Mängel alle Welt klagt, verfügt über Vorsitzende wie den Direktor Rösler, der den Prozeß Lützow, der Oberlandesgerichtsrath Rohde, der den Opalenitzaer Prozeß in unübertrefflicher Weise geleitet haben. Ist unsere Kriminal-Justiz vielleicht doch nicht so unzulänglich, wie behauptet wird? O nein, die Klagen sind nur gar zu berechtigt. Soeben haben wir wieder von einigen neuen strafrechtlichen Erfindungen gehört, die den allerschlechtesten Eindruck machen. In Magdeburg ist ein Redakteur zu neun, sage neun Monaten Gefängniß verurtheilt wegen indirekter Majestäts-Beleidigung, weil er auf die Letzlinger Saujagd geschimpft hat — der Name des Kaisers ist aber garnicht dabei erwähnt, und es ist dem Redakteur nicht nachgewiesen, daß er von der Anwesenheit des Kaisers etwas gewußt hat. In Bayern ist ein anderer Redacteur wegen einer Bismarck-Beleidigung auf Grund des groben Unfug-Paragraphen bestraft worden. Das Reichsgericht hat entschieden, ein Diebstahl an elektrischer Kraft könne nicht stattfinden, also auch nicht bestraft werden, da die Elektricität keine „Sache" sei. Hier der ödeste Formalismus unter absoluter Verachtung der Natur der „Sache" (besonders hübsch illustrirt dadurch, daß nach Dernburg bei der Erfindung des Leuchtgases die Richter anfänglich ganz dieselben Zweifel gehabt haben) dort eine völlig

willkürliche Extendirung der Strafbestimmungen, die zuletzt jede Rechtssicherheit aufhebt. Die Judikatur ist es ja auch, die durch die engherzige Auslegung des Vereinsrechts die sozialpolitisch so unendlich schädliche Unterbindung der Gewerkvereine verschuldet. „Politische Vereine“, heißt es im Gesetz, dürfen nicht untereinander in Verbindung treten. Was ist „politisch“? Die Judikatur ist allmählich dazu gekommen, alle öffentliche Angelegenheiten für „politisch“ zu erklären, also auch Verhandlungen der Arbeiter über ihre wirthschaftlichen Verhältnisse. Am allerschlimmsten haben es die sächsischen Richter, namentlich auch in der Anwendung des „groben Unfugs“ gemacht.

Ich bin der Letzte, dem es Vergnügen macht, an den öffentlichen Einrichtungen in Deutschland herumzunörgeln und ich habe auch, nachdem ich mehreren Männern, die das Recht haben, gehört zu werden, die „Preußischen Jahrbücher“ zur Verfügung gestellt habe, um ihre Beschwerden über unsere Strafjustiz vorzutragen, in dem vorliegenden Heft gern einem Vertheidiger das Wort gegeben. Aber daß es mit unserer Strafjustiz nicht so steht, wie es sollte, das leugnet ja zuletzt auch die Regierung nicht, wie hätte sie sonst die Novelle einbringen können? — Unablässig muß also an dieser Frage weitergearbeitet werden, damit endlich neue befriedigendere Formen gefunden werden.

20. 12. 96. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung [zu]gegangen, verzeichnen wir:

Der Papst in Friedrichsruh. — 111 S. 1 M. Dresden, Glöss.
Springer, Anton. — Handbuch der Kunstgeschichte. IV. Bd. Neuzeit II (Sch[...] (410 S.) 7 M. Leipzig, E. A. Seemann 1896.
Unbehaun, Johannes, Dr. phil. aus Gotha. — Versuch einer philosophischen Selekti[ons]theorie. 150 S. Jena, Gustav Fischer.
Wernicke, Dr. Johannes. — System der nationalen Schutzpolitik nach Aussen. H[and]buch für die Gebildeten aller Stände. 332 S. 6 M. Jena, Gustav Fischer.
Allmers, Hermann. — Römische Schlendertage. Neunte illustrirte Auflage mit zw[...] Vollbildern. Gr. 8°. (468 S.) 6 M. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.
Barazetti, Sophie, geb. v. Le Monnier. — Mammon, Roman in drei Büchern. Gr[...] (180 S.) 2 M. Köln 1897, Albert Ahn.
Bock, Alfred, — Aus einer kleinen Universitätsstadt. I. Kulturgeschichtl. Bilder. 1[...] 1,50 M. geb. 2 M. Giessen, Emil Roth.
Bonus, Arthur. — Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit, 254 S. [Heil]bronn, Eugen Salzer.
Brandes, Wilhelm. — Balladen. 2. verm. Aufl. 129 S. 1,50 M. Wolfenbüttel, J[...] Zwissler.
Braun, Dr. Heinrich. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Gr. 8°. [...] 663 S.) Abonnementspreis pro Bd. 4 Hefte 12 M. Einzelne Hefte 4 M. Berlin [...] Carl Heymann's Verlag.
Conrady E. v. — Carl v. Grolman, Leben und Wirken. II. III. Berlin, E. S. Mi[ttler] & Sohn.
Dlinda, Alexander. — Die weisse Rose. Historischer Roman aus der Jugen[d] Kaiser Wilhelm I. Gr. 8°. (VI 306 S.) 5 M. Köln 1897, Albert Ahn.
Davidsohn, Robert. — Geschichte von Florenz. Erster Band: Aeltere Geschichte. [...] einem Stadtplan. Geheftet 18 M., in Halblederband 20 M. Forschungen [...] älteren Geschichte von Florenz. Geheftet 5 M., in Halblederband 6,50 [...] Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Drexler, A. — Schweizerische Blätter für Wirtschafts- und Socialpolitik. Halbmon[ats]schrift. IV. Jahrgang Nr. 19. 20. Bern u. Leipzig 1896, A. Siebert.
Elster, D. — Die historische schwarze Tracht der Braunschweigischen Truppen. G[...] (45 S.) 1,50 M. Leipzig 1896, Zuckschwerdt & Co.
Engel, Eduard. — Geschichte der Französischen Litteratur von ihren Anfängen [...] auf die neuste Zeit. Gr. 8°. IV 560 S.) M. 5. J. Baedeker 1897.
Ernst, Dr. Ludwig. — Kein Judenstaat sondern Gewissensfreiheit. Entgegn. auf Th. Herzl's „Der Judenstaat." 3. Aufl. 23 S. Kalte und warme Herzen. Nach[...] dazu. 2. Aufl. 12 S. Leipzig und Wien, Literarische Anstalt.
Fontane, Theodor. — Die Poggenpuhls. Roman. Gr. 8°. (176 S.) 2 M. Berlin W. [...] F. Fontane & Co.
Hartmann, K. A. Martin: Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen [Neu]philologen in der Schweiz und in Frankreich. Gr. 8°. VIII u. 194 Seiten. [...] Leipzig 1897, Dr. P. Stolte.
Hedberg, Tor. — Judas, Eine Passionsgeschichte. Gr. 8°. (159 S.) 2 M. Köln [...] Albert Ahn.
Henrici, Dr., Kaiserl. Wrkl. Geh. R. Reichsger. Senatspräsident a. D. — Leb[ens]erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. 191 S. Stuttgart und Leipzig, Deut[sche] Verlags-Anstalt.
Hirch, Felix — Entwurf eines Gesetzes zum Schutze der Baugläubiger. [...] Berlin 1896, Herm. Lazarus.
Holz, Arno, Berlin. — Das Ende einer Zeit in Dramen. Sozialaristokraten. 11[...] Rudolstadt und Leipzig, Mänicke & Jahn.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Heraus[...]gebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheid[ung] über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachli[chen] Prüfung erfolgt.

Recensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlu[ng] Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W. Magdeburger Strasse 27.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.



Evolution und Geschichte.

Von

Alexander Cartellieri.

Das im Jahre 1895 in deutscher Uebersetzung erschienene Buch von Benjamin Kidd, Soziale Evolution betitelt,*) hat sich, soviel ich sehe, in naturwissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Kreisen einer überaus günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. In der Beilage der Münchner Allgemeinen Zeitung**) hat es Dr. Emmerich Prettenhofer ausführlich besprochen und ihm möglichste Verbreitung und Erörterung gewünscht. In drei Nummern der Naumannschen Hilfe***) hat Professor Trommershausen in Frankfurt a. M. einen wohlwollend gehaltenen und sehr eingehenden Auszug gegeben, durch den Kidds Gedanken in die weitesten Bevölkerungsschichten getragen worden sind.

Man hat sogar in den Ausführungen Kidds einen Versuch gesehen, „von einem wirklich entwickelungsgeschichtlichen Stand„punkte aus die geschichtlichen Triebkräfte und Ziele zu erforschen „und zu bestimmen. Und nur auf diesem Wege", so sagt A. Pfannkuche in der „Zeit",†) „scheint es uns möglich, zu einer ver„nünftigen, haltbaren Geschichtsauffassung zu gelangen".

Diese rasche Verbreitung und hohe Werthschätzung verdankt

*) Soziale Evolution von Benjamin Kidd. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer. Jena (Gustav Fischer) 1895. VIII u. 322 S. 6 M. geb.
**) 7. Nov. 1895. Beilage-Nummer 257.
***) Hilfe vom 9., 16. und 23. Februar 1896, Nr. 6—8.
†) 1. Jg. Nr. 2 (2. Okt. 1896).

die deutsche Uebersetzung zum Theil dem Umstand, daß Professor August Weismann in Freiburg i. B., der auch in weiteren Kreisen bekannte Zoologe, ein Vorwort dazu geschrieben hat, worin er empfiehlt, das „merkwürdige“ Buch zu lesen, und folgendermaßen schließt: „Wenn es auch gewiß das letzte Wort nicht ist, welches „in dieser großen und für die weltlichen Kulturvölker gerade jetzt „so brennenden Frage gesprochen wird, so ist es doch sicherlich ein „bedeutsames Wort und die hier niedergelegten Gedanken werden „Frucht tragen.“

Diese Hinweise genügen wohl um zu zeigen, daß Kidds Werk nicht als eine dem Durchschnitt entsprechende Erscheinung unter vielen, sondern als ein besonders hervorragender Versuch, allgemeine Zeit- und Lebensfragen zu lösen, angesehen werden muß.

Kidd selbst klagt mehrfach darüber, daß es den sozialen Wissenschaften noch an einem überall anerkannten Gefüge fehlt. Zur Zeit gehören diejenigen, die sich damit befassen, verwandten Wissensgebieten an oder sind wenigstens von solchen ausgegangen, häufig von den Naturwissenschaften, seltener von den Geisteswissenschaften. Und doch müßte ein Titel wie „Soziale Evolution“ vor allem die Historiker anziehen. Es ist aber eine von namhaften Historikern, so besonders von Ottokar Lorenz, genugsam hervorgehobene Thatsache, daß in ihren Kreisen theoretische Erörterungen wenig beliebt sind, zum Theil allerdings gerade darum, wie richtig bemerkt worden ist, weil sie den zuständigen Fachmännern durch das Herumexperimentiren Unberufener verleidet wurden.

„Wir haben erlebt“, sagt Heinrich von Treitschke in dem meisterhaften Programm, womit er die Redaktion der Historischen Zeitschrift übernahm, „daß Naturforscher uns die Nutzlosigkeit aller „politischen Geschichtsschreibung nachwiesen, während noch nie ein „Historiker sich erdreistet hat, den Physiologen oder den Physikern „ihre Aufgaben vorzuschreiben.“*) Daher dürfen wir es für nützlich, ja für nothwendig halten, daß einzelne Historiker denjenigen Theoretikern auf die Finger sehen, die nur allzu leicht geneigt sind, von ihren eigenen, dem Geiste der Geschichtswissenschaft fremden Gesichtspunkten aus die geschichtlichen Vorgänge in das Prokrustesbett abstrakter Formeln zu zwängen und den lebendigen, vielfach

*) 76. Band, (1896) Vorbemerkung S. 1 f. Wie nachhaltig der Einfluß Treitschkes auf die Auffassung der allgemeinsten geschichtlichen Fragen gewesen ist, wird erst später deutlich werden, wenn die von ihm ausgestreute Saat aufgegangen ist.

verästelten Baum des menschlichen Geschehens nach einer steifen Regelmäßigkeit zu beschneiden.

Wie stellt sich Kidd zur Geschichtswissenschaft? Er bedauert, daß sie von der Biologie und der Kenntniß der Gesetze, die jede, auch die gesellschaftliche Entwickelung regeln, vollständig getrennt sei. „Der Historiker hat es mit der geschichtlichen Darstellung des „Lebens in seiner höchsten Form zu thun. Er ist der Ausleger „der reichen und vielgestaltigen Thatsachen des sozialen Lebens der „Vergangenheit. Dennoch hält er es sonderbarerweise kaum für „nöthig, sich für die Wissenschaft zu interessiren, die ihm im „wahrsten Sinne eine Führerin zu seinem Gegenstand werden „könnte. Darum ist es auch kaum verwunderlich, daß es bisher „nur wenig gelungen ist, die Geschichte auch nur dem Namen „nach zu dem Range einer eigentlichen Wissenschaft zu erheben." (S. 25).

Kidd hat nichts Geringeres im Sinn als eine neue Grundlegung der Geisteswissenschaften mit Hilfe der Biologie, und naturgemäß muß er sich vor allem mit der Geschichte, wie sie bisher betrieben worden ist, auseinandersetzen. Es sei uns, Historikern der alten — oder werden wir sagen müssen veralteten? — Schule gestattet, den Aufbau seines Systems kritisch zu prüfen und anzudeuten, wo seine aus der Geschichte selbst geschöpfte Beweisführung nicht dem heutigen Stande unserer Wissenschaft entspricht. Eine allseitige Würdigung des ganzen Werkes oder auch nur eine eingehende Widerlegung sämmtlicher geschichtlichen Irrthümer ist hier nicht unsere Aufgabe. Wir begnügen uns damit, die Uebergriffe der selbstbewußten Evolutionistik mit Fragezeichen zu versehen. Die richtige Antwort wird sich dem deutschen, seit der Schule geschichtlich gebildeten Leser von selbst aufdrängen, sobald er, wie wir es ihm nahe legen möchten, das Buch selbst zur Hand nimmt und über die von uns hervorgehobenen Stellen etwas nachdenkt.

Wenn wir uns vor allem den leitenden Gedanken Kidds klar machen wollen, so bemerken wir bald, wie schwer das ist. Die Darstellung ist nirgends streng logisch gegliedert, wohl gut lesbar und allgemein verständlich, aber überall etwas verschwommen. Das mag der Verbreitung des Buches viel genützt haben, erweist sich aber als ein nicht geringes Hemmniß eindringenden Verständnisses.

Kidd geht von zwei Voraussetzungen aus, die er wohlgethan hätte, begrifflich genau zu umschreiben, den Gesetzen der Geschichte und dem Fortschritt in der Geschichte. Welches

diese Gesetze oder das eine alle anderen beherrschende Gesetz ist, will er uns nicht verrathen. Der Historiker, der bisher nichts davon gewußt hat, wird getadelt. Der Biologe weiß davon, sagt es aber nicht. Aehnlich steht es mit dem Fortschritt. Er wird bewundert und gerühmt. Der Gedanke, daß er nicht sein könnte, wird als entsetzlich von der Hand gewiesen. Wie ein höheres Wesen durchdringt er das All. Die Triebfeder dieses Fortschritts ist nach Kidd die Religion, nicht die Vernunft, wie man bisher (in England!) annahm. Denn nur die Religion, nimmermehr die Vernunft, kann das Individuum bestimmen, im Kampf ums Dasein seinen Egoismus dem Altruismus unterzuordnen. Und auf diesem Kampf beruht ja der Fortschritt. Die Vernunft räth, den Tag zu genießen. Die Religion dagegen offenbart sich als Altruismus. Der Altruismus führt zum Kampf ums Dasein unter gleichen Bedingungen für alle Mitkämpfer. Dieser zu Gunsten der niedern Stände vervollkommnete Kampf ist das Ziel der gesammten Entwickelung und der heutige Mensch ist dem Ziele näher als je einer seiner Väter es war. — So der Grundgedanke Kidds.

Kidd beginnt mit einer Rundschau (1. Kap.) über den gegenwärtigen Stand der sozialen Frage in Leben und Forschung, an deren Schluß er an das Thema des ganzen Buches, die richtigere Würdigung der religiösen Einflüsse in der Entwickelungsgeschichte, herantritt. Gleich da begegnen wir zum Schaden der Vergangenheit einer Ueberschätzung der Gegenwart, die sich auf die industriellen und technischen Errungenschaften der Neuzeit gründet. Wir hören, daß die ausgedehnte Industrie ein Zeitalter vorbereitet, in dem die bisherigen materiellen, sozialen und politischen Verhältnisse verschwunden sein werden, in dem die Vergangenheit mit ihren Erfahrungen kein zuverlässiger Führer mehr ist (S. 6). Gerade über das Verhältniß der neuesten Kultur zu der vorhergehenden fände Kidd vortreffliche und herrlich ausgedrückte Gedanken in Treitschkes Deutscher Geschichte*). Nur ein Wort heben wir hervor: „Die unbestechliche „Nachwelt wird dereinst nicht fragen, wie schnell wir uns Briefe „senden konnten, sie wird fragen, ob wir uns große menschliche „Gedanken mitzutheilen wußten.“

Weiter (S. 7) wird behauptet, daß die Völker heutzutage viel enger mit einander verbunden sind denn früher. Aber die angeführten Beispiele beweisen nur, daß der materielle Zusammenschluß, wenn

*) Band V 423 ff. und 493 ff.

man so sagen will, enger genannt werden darf. In geistiger Beziehung hat mehrfach eine schärfere Trennung stattgefunden. Man stelle das Weltbürgerthum des 18. Jahrhunderts und die immer leidenschaftlicher tobenden nationalen Kämpfe des 19. Jahrhunderts einander gegenüber. Man denke an die Rolle der mittelalterlichen Universitäten, an die internationale Geistlichkeit und Ritterschaft älterer Jahrhunderte, oder an den so lange herrschenden Gedanken von einem irdischen Weltreich unter einem Kaiser. Deutsche bestiegen in Paris einen Lehrstuhl, unter ihnen vor Allen der Lehrer des Thomas von Aquino, Albertus Magnus, der hochberühmte doctor universalis, und umgekehrt studirte jeder deutsche Gelehrte, der etwas gelten wollte, in Paris oder Bologna.

Im zweiten Kapitel erörtert Kidd, nachdem er im ersten den Fortschritt behauptet hat, dessen Bedingungen. Seine Meinung ist, daß von vorgeschichtlicher Zeit an bis in unsere Tage ein sich unaufhörlich von Geschlecht zu Geschlecht, durch Kampf und Wettbewerb, vollziehender Fortschritt nachweisen läßt. Dieser Kampf soll das Ueberleben der für die jedesmaligen Lebensbedingungen Tauglichsten zur Folge haben. Die Bedingung des menschlichen Fortschritts ist demnach die Auslese der Besten, die Ausmerzung der Schlechten, d. h. der weniger gut für den Daseinskampf Ausgerüsteten*). Wir begnügen uns, darauf hinzuweisen, daß der bekannte Physiologe und Anthropologe Johannes Ranke in seinem weit verbreiteten Werke „Der Mensch“ Material beibringt, das nicht so sehr für die von Kidd vermuthete Entwickelung des Menschen aus niederen Lebenswesen spricht. J. Ranke führt eine Aeußerung J. Kollmanns an, die besagt, daß der Mensch als ein Dauertypus sich seit dem Diluvium körperlich nicht verändert hat. Derselbe Kollmann führt ein andermal aus, daß die ersten Einwanderer in Europa auf niederer Kulturstufe, aber nicht auf niederer Rassenstufe standen.

Nach dieser Verwahrung folgt der Historiker mit um so lebhafterer Spannung Kidd in dessen flüchtigem Ueberblick über die Menschheitsgeschichte und läßt sich dadurch nicht abschrecken, daß der Standpunkt des Evolutionisten von dem großer Meister der Historie so merkwürdig absticht. Sollte nicht Jeder, der über Weltgeschichte reden will, zunächst Leopold Rankes Vorträge vor König

*) Ratzel, wohl der beste Kenner der Naturvölker, steht der Annahme einer Zuchtwahl bei ihnen höchst skeptisch gegenüber.

Max von Bayern sich ganz zu Eigen gemacht haben? Dort berührt Ranke auch mit feinem Gefühl für das Wesentliche die Frage des Fortschritts. Es wäre nicht leicht, seine knappen Ausführungen noch kürzer zu fassen, ohne der Bedeutung des Gegenstandes Abbruch zu thun: das Lesen der wenigen Seiten sei Jedermann, namentlich denen, die von den Naturwissenschaften aus über die Geschichte urtheilen wollen, dringend empfohlen. Die Hauptsache ist, daß jede Periode der Geschichte vor Gott und den später lebenden Menschen ihren eigenen, unverlierbaren, ewigen Werth hat, daß jede von den anderen verschieden ist und sich von der vergangenen zur folgenden bewegt, daß die Geschichte fortschreitet, wenn man will, aber nicht auf irgend ein hienieden erreichbares bestimmtes Ziel hin, sondern daß sich in der Bewegung selbst der ganze Reichthum der herrschenden sittlichen Kräfte entfaltet. Daß diese Bewegung durch Kampf erzeugt wird oder richtiger selbst ein Kampf ist, haben die Historiker, die sich von Schlagworten nicht blenden ließen, immer gewußt. Deswegen haben sie auch oft genug von Klüglingen den Vorwurf hören müssen, es sei in der Geschichte zu viel von Kriegen und Helden die Rede.

Warum wir uns gerade auf Leopold Ranke beriefen, ist klar. Er ist nicht nur bei Weitem der größte Geschichtsschreiber der christlichen Zeiten; hier legen wir Werth darauf, daß er eine Uebersicht der entscheidenden Thatsachen und lebendige Kenntniß der welthistorischen Zusammenhänge besaß, die vor ihm nie auch nur im Entferntesten erreicht worden sind und vielleicht nie wieder erreicht werden. Schön und einfach sagt Treitschke*) von Ranke, daß ihm eine einfache Stufenfolge menschlicher Entwickelung der göttlichen Gerechtigkeit zu widersprechen, und bei aller Anerkennung des verschiedenen Werthes einzelner Völker und Menschen doch schließlich jede Epoche von einem Strahl göttlicher Vernunft erhellt schien. Wenn aber Kidd das Zeugniß von Historikern in eigener Sache als befangen ablehnt, dann verweisen wir ihn auf einen Mann, dem er weder Sachkenntniß noch Weite des Gesichtskreises oder Unparteilichkeit in diesem Falle absprechen kann: Wilhelm Wundt, der sich mehrfach über den Fortschritt geäußert hat und im Grunde durchaus mit Ranke übereinstimmt.

Um zu zeigen, wie unentbehrlich der dauernde Kampf ist, nimmt Kidd an, er bestünde nicht, und schließt, daß dann völlige

*) Deutsche Geschichte. Bd. V. S. 413.

Entartung eintreten würde (S. 34). Wir glauben bemerken zu dürfen, daß in geschichtlichen Dingen die Annahme des Nichtseienden immer nur geringen Eindruck macht. Der Historiker legt ebenso wenig Gewicht darauf, das Seiende als nothwendig zu beweisen: schließlich bleibt es doch seine Aufgabe, wie Ranke bescheiden und tiefsinnig zugleich gesagt hat, „zu zeigen, wie es einst gewesen."

Die Einwände, die wir eben erhoben haben, hindern uns nicht, mit warmer Anerkennung der sehr anziehenden Urtheile Kidds über einige moderne Verhältnisse zu gedenken. Was er über den Kampf der Rassen, namentlich über das allmähliche Aussterben der Indianer und Neger sagt, ist recht lesenswerth. Einen Angelsachsen — der Uebersetzer schreibt immer geschmacklos „Anglosachsen" — wird das hierbei zu Tage tretende, oft naive Stammgefühl des Verfassers wohlthuend berühren. Wir Deutsche achten es, können uns aber jetzt z. B. unter dem Eindruck der Vorgänge, die sich im vergangenen Frühjahr in Transvaal abgespielt haben, des Lächelns nicht erwehren, wenn wir hören, daß „der Angelsachse von dem „Altruismus, dem System der Ethik, auf dem unsere westliche Zivili„sation ruht, tief, tiefer als viele andere, beeinflußt ist" (S. 42). Und „weiter hat „diese nämliche Rasse trotz all' ihrer Fehler sich größten„theils redlich bemüht, bei ihrem Handelsverkehr mit tiefer stehenden „Völkern humanitäre Grundsätze einzuführen." Als Beispiel dient die Aufhebung des Sklavenhandels. Ganz wohl. Aber der Opiumhandel mit China? Wie soll der von einem humanitären Standpunkt aus gerechtfertigt werden?

„Die Bedeutung des modernen Umschwungs", so lautet der Schluß, den Kidd aus seiner Betrachtung des Fortschritts zieht — „besteht in der Tendenz, die Rivalität höher zu spannen, ihren „Spielraum und Wirkungskreis zu erweitern, ihre Kraftentfaltung „als Fortschrittsagens zu heben — indem man alle Glieder des „Ganzen auf die Basis größerer Gleichheit stellt — und sie so „freier und ehrlicher, aber damit auch kraftvoller, zu gestalten" (S. 49). Der Historiker möchte an der Richtigkeit dieses Satzes zweifeln und sich auch hier bescheiden, zu sagen, daß der Wettbewerb früher jedenfalls nicht schwächer war als heute. Stellen wir uns nur die wilde und schamlose Pfründenjagd an der römischen Kurie im 14. und 15. Jahrhundert vor Augen. Bietet sie nicht ebenso häßliche Züge wie etwa die moderne Aemterjagd in Amerika?

Im dritten Kapitel sucht Kidd zu beweisen, daß den Fort-

schrittsbedingungen, die wir im zweiten Kapitel kennen gelernt haben, die Rechtfertigung durch die Vernunft fehlt. D. h., das Individuum denkt nur an sich, kämpft nur für sich, für sein augenblickliches Wohl, kümmert sich nicht um das Wohlergehen späterer Geschlechter. Die Vernunft schärft ihm unablässig ein, nur an die Gegenwart zu denken, den lästigen und gefährlichen Kampf ums Dasein möglichst einzuschränken, Jedermann ein bequemes und genußreiches Leben zu gewähren. Ganz entgegengesetzt sind die Interessen des sozialen Organismus, dessen Gesundheit und Entwickelung nur durch unablässigen Kampf und Mitbewerb erhalten werden können. Die Evolutionswissenschaft verwirft durchaus alle Träume von Verkehrfrieden und Gleichheit, die von der Vernunft ausgeklügelt worden sind. Welches ist dann die geheimnißvolle Kraft, die das Individuum trotzdem zwingt, sich dem Wohle des Ganzen zu opfern? Das folgende Kapitel giebt uns die Antwort.

Schon beim Hören des Titels, den das vierte Kapitel führt, fühlen wir uns auf unserem eigenen Gebiete: es behandelt den Kernpunkt in der Geschichte der Menschheit. Diesen findet der Verfasser in dem nie endenden Kampf zwischen Religion und Vernunft (S. 93). Ob er dabei an Goethes ähnlich lautenden Ausspruch gedacht hat? Die Religion ist es, die das scheinbar Unmögliche, das ganz Vernunftwidrige vollbringt, die dem Menschen verbietet, nur an sich zu denken. Sie hält die eigennützigen Antriebe nieder, befördert, um mit Kidd zu reden, den sozialen Fortschritt. Gegenüber der urtheilslosen Verherrlichung der Vernunft in der populären Litteratur ist es recht dankenswerth, daß ein Mann wie Kidd, dem man keine kirchliche Voreingenommenheit nachsagen kann, auf die Bedeutung der Religion im menschlichen Leben nachdrücklich hinweist. Wenn wir aber die Absicht des Verfassers loben, können wir uns doch bei der Art, wie er sie vertritt, einiger Bedenken nicht entschlagen. Einmal scheint er seine Meinung für neu und überraschend zu halten: in England mag sie es sein, in Deutschland ist sie es nicht, seitdem Ranke schon 1839 in seiner großartigen Einleitung zur Deutschen Geschichte geschrieben hat, daß es überhaupt keine menschliche Thätigkeit von wahrhafter geistiger Bedeutung gebe, die nicht in einer mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen ihren Ursprung hätte. Hat Kidd denn die hervorragendsten neueren Geschichtswerke der Deutschen und auch der Franzosen — die Engländer gehen zur Zeit in diesem Fache nicht voran — gründlich studirt?

An gutem Willen, die ihm sich bietenden Aufschlüsse zu verwerthen, hätte es ihm bei seinem unverkennbaren Drange nach Wahrheit sicher nicht gefehlt.

Was sollen wir aber dazu sagen, wenn er eine Liste der geläufigsten Definitionen der Religion in buntem Durcheinander bringt und Deutschland darin durch Kant, Hegel und Gruppe vertreten wird? Wird nicht der deutsche Leser erstaunt fragen, wer denn dieser Gruppe sei? Wo bleibt denn Luther? Wo, wenn es ein neuerer Philosoph sein soll, Schleiermacher?

Ueber die Funktion des religiösen Glaubens, dessen Bedeutung uns so eindringlich vor Augen geführt worden ist, in der Evolution der Gesellschaft, belehrt uns Kidd im fünften Kapitel. Er geht von der Aehnlichkeit des sozialen und des organischen Lebens aus, obschon er wohl weiß, daß ein Vergleich beider häufig nicht befriedigt. Daß im Allgemeinen eine gewisse Analogie zwischen dem einen und dem andern besteht, geben ihm aber Geschichte und Erfahrung unzweifelhaft an die Hand. Beweis: Die Geschichtsschreiber brauchen in ihren Schilderungen eine Menge von Bildern aus dem organischen Leben; die Idee von einem Leben, Wachsthum und Verfall der Völker ist tief eingewurzelt und schwebt dem Geschichtsschreiber fortwährend vor seinem geistigen Auge. Volksredner [!] wie Zeitungsschreiber [!] erinnern immer wieder daran, daß unser nationales Leben oder das Leben unserer Zivilisation endlich einmal, wenn das noch nicht geschehen ist, ein Stadium der höchsten Entwickelung erreichen müsse, von dem es dann, wie es bei anderen Nationen früher auch der Fall gewesen, wieder herabsinke. Kidd selbst scheint nicht viel Vertrauen in seine Gewährsmänner zu setzen. Denn wenn er auch nichts gegen die Annahme vorbringt, daß sozialen Systemen ein bestimmtes Lebensprinzip innewohnt, so fragt er doch, welches die Gesetze seien, wodurch die sogenannte organische Entwickelung nach aufwärts und abwärts bestimmt werde. Es ist schade, daß er nicht nachdrücklich den an und für sich ganz hübschen und rhetorisch wirksamen Vergleich der geschichtlichen Entwickelung mit den Lebensaltern von ernsthaften wissenschaftlichen Untersuchungen abgewehrt hat, da dieser Vergleich ohne teleologische Gewaltsamkeiten nicht durchzuführen ist. Ebenso vermissen wir eine klare Auseinandersetzung über die Entwickelungsgesetze, von denen schon früher mehrfach die Rede war.

Recht wohlthuend berührt die Wärme, mit der Kidd das

Wirken der Religion in der Menschheit verfolgt und in seiner Bedeutung erfaßt. Er versucht auch einen raschen Ueberblick über die Erscheinungsformen der Religion bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten zu geben. Wir folgen ihm dabei nicht Schritt für Schritt. Die Dinge die er darlegt, gehören eher in das Gebiet des theologischen und philosophischen Ethikers, als in das des Historikers. In aller Kürze verwahren wir uns nur dagegen, auch wegen der Folgerungen für die geschichtliche Forschung, daß es eine einzige und überall unbedingt giltige Norm des sittlichen Handelns gebe und beschränken uns darauf, Kidds Ergebniß dahin zu kennzeichnen, daß für ihn die Religion als soziale Erscheinung eine über die Vernunft hinaus gehende Glaubensform ist, wodurch die Interessen des Individuums denen des sozialen Organismus zu Gunsten der allgemeinen Evolution der Rasse unterworfen werden (S. 97).

Kidd legt auf seine Auffassung den größten Werth: in dem auf religiöser Glaubensform gegründeten sozialen System meint er das wahre organische Gebilde zu haben, womit die Wissenschaft sich beschäftigen kann (S. 110). Jetzt gilt es, die Gesetze des sozialen Wachsthums zu entdecken. „Dann werden wir auch die „Phänomene vergangener Zeiten erforschen und die Bestrebungen „der Jetztzeit beobachten können und zwar mit mehr Gewinn, „als das Studium der Geschichte oder der Soziologie seither gebracht „hat.“ Ganz recht, nur fragt es sich, ob Kidd die Geschichte wirklich studirt, d. h. nach den Anweisungen ihrer berufenen Vertreter getrieben hat, nicht aber etwa so wie sie sich in den Köpfen gewisser Naturwissenschaftler spiegelt.

Als Biologe nähert sich der Verfasser „dem ungeheueren organischen Gebilde, in welchem wir leben.“ Er nennt es die westliche Zivilisation und widmet seiner Geschichte das VI. Kap. Dabei sollen sich die Entwickelungsgesetze ergeben. Wahrlich ein kühnes Unterfangen, auf 25 Seiten eine Art Uebersicht über die Weltgeschichte geben zu wollen. Stoßen wir uns nicht allzusehr daran, daß von dem Vorgebrachten vieles selbstverständlich, nichtssagend oder auch durch den Schulunterricht längst bekannt ist. Kidd dürfen wir daraus keinen schlimmen Vorwurf machen. Er schreibt für englische Durchschnittsleser, denen bei aller praktischen politischen Befähigung geschichtliche Kenntnisse, besonders soweit die Vergangenheit der Nachbarvölker in Betracht kommt, nicht so sehr geläufig sind. Ja, Kidd macht sich durch seinen ehrlichen Versuch,

den treibenden Kräften der Völkerentwickelung unbefangenen Blicks nachzuspüren, wirklich um die Bildung seines Volks verdient. Sein leitender Gedanke sagt uns darum doch nicht zu: er schmeckt etwas nach dem bekannten: „Wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“ Daß Fausts Verspottung der „pragmatischen Maximen“ fast wie auf manchen Evolutionisten von heute gemünzt erscheint, werden wir gleich sehen.

Für Kidd gilt als ausgemacht, daß unsere Zivilisation in der Weltgeschichte eine eigenartige Ausnahmestellung einnimmt. Als Merkmale, wodurch sie sich von früheren unterscheidet, zählt er die großen Fortschritte auf dem Gebiete der schönen Künste, des Handels, des Verkehrs u. s. w. auf. Hättte er nicht besser daran gethan, die schönen Künste zu streichen? Sind nicht die Sachverständigen darüber einig, daß die griechische Kunst sowohl hinsichtlich der Schöpfungen des Einzelnen als des Verständnisses der Gesammtheit bisher unerreicht ist, ja, vielleicht nie wieder erreicht werden wird? Doch bei diesen Merkmalen will Kidd sich nicht aufhalten: er geht auf die Prinzipien unserer Zivilisation zurück. Es sei ihr eigenthümlich, daß sie die Schranken der Nationen oder Rassen durchbreche, daß sie europäisch oder nach dem (wohl in England vornehmlich) gebräuchlichen Ausdruck westlich genannt werden dürfe. Der Gedanke hätte fruchtbarer gestaltet werden können, wenn der Verfasser der Sozialen Evolution sich daran erinnert hätte, daß 70 Jahre vor ihm Ranke in der Vorrede seines Erstlingswerkes die Einheit der romanisch-germanischen Völkergruppe betont und diese Auffassung zum Gemeingut der Historiker gemacht hat.

In seinem geschichtlichen Ueberblick ist es Kidd vor allem darum zu thun, das Wesen des Christenthums ins rechte Licht zu setzen und abweichende Meinungen zu bekämpfen. Sein guter Wille ist sehr zu loben. Ueberall fühlen wir sein lebhaftes Bemühen, dem Gegenstande gerecht zu werden, aber seine geschichtliche Durchbildung reicht nicht aus. Hier und da fälscht er seine richtige Anschauung durch die Sucht nach Abstraktionen, die er zum Theil seinen Gewährsmännern entnimmt. Es handelt sich z. B. um den Untergang des römischen Reichs und das Aufkommen des Christenthums. Bei den Verfolgungen heißt es (S. 116): „Die „Unterordnung des Baumaterials unter das aufbauende Lebens„prinzip, das an demselben arbeitete, war eine vollkommene.“ Wie schön und wie faßlich lautet dem gegenüber das altbekannte Wort

von dem Blute der Märtyrer als dem Samen der Kirche! Ein anderes Beispiel: „So wenig kannten die Menschen das „Wesen der physiologischen Gesetze, denen der soziale Organismus „gehorcht, daß die Klassen der Gelehrten und Gebildeten „sich der Natur und der Bestimmung der vor ihren Augen sich „entwickelnden Bewegung gar nicht einmal bewußt wurden.“ Meint denn Kidd wirklich, daß jemand, der die physiologischen Gesetze kennt, weniger leicht in der Schätzung der lebendigen Kräfte der Gegenwart irrt? Haben nicht berühmte Gelehrte unserer Zeit unliebsame Beweise vom Gegentheil gegeben?

Aus den ersten Jahrhunderten der Kirche führt uns Kidd einigermaßen unvermittelt ins zwölfte. In wenigen Worten schildert er den Druck des theokratischen Regiments, das sich Alles dienstbar machte, in der landläufigen Form. Vielleicht wäre es angebracht gewesen, wenigstens kurz die häufig unbeachtete Thatsache zu erwähnen, daß auch vor der Reformation die Schäden der Kirche thatsächlich und grundsätzlich bekämpft worden sind, daß es im Mittelalter durchaus nicht so finster war, als gemeinhin angenommen wird, daß dem freien Wort weniger Beschränkungen auferlegt waren, als man glaubt. Doch dieses nur beiläufig. „Im 15. Jahrhundert, als „in der Periode der Renaissance, stehen wir an der großen Scheide, „welche die alte Welt von der neuen trennt. Niemand hat den „Geist der Evolutionswissenschaft der letzten Hälfte des 19. Jahr„hunderts erfaßt, der von diesem Punkt aus auf die Geschichte der „ungeheueren Bewegung, die vierzehn Jahrhunderte lang das ge„sammte Leben der Welt absorbirt hatte, zurückblicken und dann „über ihre Geschichte in den Jahrhunderten zwischen der Renaissance „und unserer Zeit hinausblicken kann, ohne zu erkennen, wie durch„aus nichtig und haltlos der Versuch ist, die Prinzipien, die unserer „modernen Zivilisation zu Grunde liegen, formuliren zu wollen, „ohne diese religiöse Bewegung mit in Betracht zu ziehen. Der „Evolutionist erkennt, daß diese letztere alles Andere am Wachsthum „hindert und im Wachsthum fördert“ (S. 120). Es wäre wirklich merkwürdig, wenn Niemand vor dem Evolutionisten die überragende Bedeutung der Reformation erkannt hätte. Man kann vielmehr sagen, daß der Evolutionist hier mit gewaltiger Kraftanwendung offene Thüren einrennt. Ebenso wenig neu, nur mit biologischen Fachausdrücken fremdländisch aufgeputzt, ist der weitere an und für sich sehr beherzigenswerthe Satz: „Die Wissenschaft muß früher oder später erkennen, daß wir in dieser Bewegung (nämlich der Refor-

mation) den Sitz, das aktuelle Lebenszentrum des organischen Entwickelungsprozesses haben, welcher sich immer noch in der westlichen Zivilisation weiter entfaltet" (S. 121).

Wie noch sonst gelegentlich, so läßt Kidd auch hier eine strenge Folgerichtigkeit seiner Beweisführung vermissen und erschwert daher eine sachgemäße Würdigung seiner Ansichten nicht wenig. Er giebt jetzt (S. 122) zunächst die beiden charakteristischen Merkmale der christlichen Religion an, „durch welche sie zu einer Evolutionskraft erster Größe werden sollte." Als solche erscheinen ihm 1. „die Normirung des Lebens „durch einen über die Vernunft hinaus liegenden Faktor"; 2. „das „mit der christlichen Religion verbundene ethische System, das fähig „war, die von ihm beeinflußten Völker auf die höchste bisher da„gewesene Höhe der sozialen Kraft zu heben und sie mit ganz „außergewöhnlichen Vortheilen im Kampf ums Dasein mit andern „Völkern auszurüsten."

Das erstgenannte Merkmal bedeutet einen fortwährenden Kampf: der menschliche Wille sucht die Vortheile, die ihm das ethische System des Christenthums bietet, für sich auszunutzen, und dagegen erhebt sich der soziale Selbsterhaltungstrieb, der sich auf übervernünftige Regeln des Handelns stützt. Aus diesem Kampf leitet Kidd die Reformation her. Um sie zu verstehen, vergegenwärtigt er sich die Unterschiede der westlichen Zivilisation von der Zivilisation der alten Griechen und Römer als typischer, militärischer Gesellschaften, deren Ideale unserer Zivilisation ganz fremd seien. Es würde zu weit führen, wenn wir jede seiner Behauptung darauf untersuchen wollten, ob sie vor der heutigen Alterthumswissenschaft aufrecht zuerhalten ist. Wir wollen ja auch nicht sowohl sachliche Irrthümer hervorheben, die Jedem, der einen umfassenden Standpunkt einnimmt, leicht unterlaufen können und gar nicht zu vermeiden sind, als Fehler in der Methode rügen, die immer aus mißbräuchlicher Uebertragung biologischer Maaßstäbe auf das Reich der menschlichen Freiheit herrühren. Weniges möge genug sein.

Wir lesen S. 126, „das alte Rom sei ein kleiner Stadtstaat „gewesen, der schließlich seine Stelle in der Welt durch einen Prozeß „natürlicher Selektion erlangte." Was soll der Leser sich dabei denken? Ist mit der so wissenschaftlich klingenden Selektion wirklich irgend etwas erklärt?

Kidd rechnet darauf, daß die Schilderung der uns fremden überwundenen Kultur uns die Grundzüge der eigenen um so deutlicher gemacht hat. Er wirft daher zwei bedeutungsvolle Fragen

auf, deren eine dieses, das VI. Kapitel, abschließt, deren andere das ganze VII. Kapitel füllt.

Die erste betrifft die *wirkliche Bedeutung des Entwickelungsprozesses in unserer modernen Gesellschaft* und wird dahin beantwortet, daß dieser als kosmisch bezeichnete Prozeß bezweckt, „unter „uns den vollsten, höchsten und umfassendsten Ausdruck der Rivalität zu gewinnen, den er je in der Geschichte der Menschheit „gewonnen hat." (S. 133). „Der Höhepunkt dieses Prozesses ist „ein Zustand der Gesellschaft, in dem die ganze Masse des aus„geschlossenen Volkes endlich in die Rivalität des Daseins auf der „Basis gleichen Rechts und gleicher Gelegenheit herein gezogen sein „wird." (S. 131.) Während der Schauplatz der Geschichte sich nach Norden verschiebt, bahnt sich die soziale Gleichstellung der jüngst politisch befreiten Massen an.

Wir verweilen nicht länger bei solcher Zukunftsmusik, wenn uns auch die ehrliche Begeisterung des Komponisten Achtung abnöthigt. Das Mittelalter ist Kidd eben viel zu wenig bekannt; sonst würde ihm nicht die Gegenwart so glänzend vorkommen. Für ihn „wird zum ersten Mal in der Geschichte die Sklaverei in „Europa etwa im 14. Jahrhundert aufgehoben." (S. 131). Der Ausdruck Sklaverei ist schon sehr bedenklich. Von einer Aufhebung der Sklaverei kann aber gar nicht geredet werden. Der Leser muß ja eine ganz falsche Vorstellung bekommen und an einen allgemeinen gesetzgeberischen Akt denken, wobei ihm der Erlaß Kaiser Alexanders II. von Rußland aus dem Jahre 1861 vorschweben mag. Auch was S. 132 von dem Zerfall des Feudalismus gesagt wird, ist zum Mindesten dunkel ausgedrückt.

Zu Beginn des siebenten Kapitels, das die Betrachtung der *westlichen Zivilisation* fortführt, warnt Kidd noch einmal vor der Ueberschätzung der Rolle des Verstandes in der Entwickelung. Er erinnert daran, daß „die westliche Zivilisation nothwendig als „ein einziges zusammenhängendes Gebilde von ihrem Anfang an „betrachtet werden muß, das, mit einem bestimmten Lebensprinzip „ausgestattet, Gesetzen unterworfen ist und wie irgend ein anderer „Organismus auch gewisse regelmäßige Entwickelungsstufen passiren „muß." Dann sucht er die Kraft zu erklären, die den sozialen Entwickelungsprozeß hervorgebracht hat. In den ersten Jahrhunderten findet er sie im Altruismus, in der Liebe des Neuen Testaments und verfolgt sie bis in die Zeit vor der Reformation. Aber leider hält die geschichtliche Bildung Kidds mit seinem Eifer,

für das Christenthum einzutreten, nicht gleichen Schritt. Zunächst lesen sich seine häufig geistreichen Urtheile ganz angenehm und hüllen die behandelten schwierigen Fragen in den Nebel eines mitfühlenden, aber oberflächlichen Verständnisses. Greifen wir einige bezeichnende Behauptungen heraus.

„Die (über die Vernunft hinausgehende) Normirung gewann „in der europäischen Theokratie des 14. Jahrhunderts eine bisher „ungeahnte Kraft und Einwirkung.“ (S. 138). Warum gerade im 14. Jahrhundert? Jede Andeutung eines Beweises fehlt und so allgemein ist diese Erkenntniß doch nicht! Im 14. Jahrhundert wurde gerade die Vertretung der Theokratie in der sichtbaren Kirche, das Papstthum, erst durch den noch vielfach unterschätzten Vorstoß Ludwig des Baiern, dann durch das Schisma stark geschädigt. Hier hätte es sich für Kidd empfohlen, seine Gewährsmänner zu nennen. Denn von ihm selbst verlangen wir naturgemäß an dieser Stelle keine geschichtlichen Untersuchungen.

Wenn Kidd gleich darauf, (S. 138) das 14. Jahrhundert den „unter dem Namen Zeitalter des Glaubens“ bekannten Jahrhunderten zurechnet, so schöpft er wohl mehr aus populären Handbüchern denn aus unseren kirchengeschichtlichen Darstellungen. Die bisher erschienenen drei Bände von Haucks großartiger Kirchengeschichte Deutschlands reichen freilich nur bis zum Wormser Konkordat (1122) und behandeln nur e i n Land, hätten aber Kidd auch für die allgemeinen Gesichtspunkte reiche Ausbeute gewähren können.

An einer andern Stelle (S. 140) wundert er sich fast über die Verfolgungen der ersten Christen, die doch einer so mildthätigen und musterhaften Glaubensform anhingen. Hier wäre neben Gibbon, der genannt wird, vor allem Burckhardts Konstantin der Große heranzuziehen gewesen. Falls Kidd diese Dinge in einer neuen Auflage im Auge behält, empfehlen wir ihm dringend, sich mit der Auffassung zu beschäftigen, die Ranke im dritten Bande der Weltgeschichte vorgetragen hat.

An die Christenverfolgungen schließt Kidd mit einem höchst geschmacklosen Ausdruck die Epidemie der Asketik an, an diese die Periode des Mönchthums, eine Scheidung, die leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben kann.

Die Art, wie der grundsätzlich, nicht immer thatsächlich Liebe übenden Kirche durch den Evolutionisten Gerechtigkeit widerfährt, ist nur anzuerkennen. Unrichtig ist es aber, zu sagen, so

lange wir vor der Reformation stehen, daß die unwandelbare Lehre von der angeborenen Gleichheit der Menschen den inhaltschwersten und denkwürdigsten Wechsel in den Gemüthern der Menschen zu Tage gebracht habe und dann unmittelbar zur Reformation überzugehen, denn auf diese Weise könnte in dem Leser über den Zusammenhang der Lehre von der Gleichheit mit der Reformation leicht eine irrige Anschauung erzeugt werden. Kidd denkt vielleicht an das Richtige, an die Ausgleichung des Unterschieds zwischen Priesterthum und Laienthum durch das Wirken der Reformation, aber wenn er in demselben Athemzug von herrschenden Klassen spricht, so bezieht Jedermann die Gleichheit auf politische und wirthschaftliche Verhältnisse. Und in diesen hat bekanntlich die Reformation nicht so unmittelbare Früchte gezeitigt, sondern wir werden wohl wie bisher das 18. Jahrhundert als die Wiege der Gleichheitsidee betrachten und sie mit dem Namen Rousseaus verbinden dürfen.

Die Bedeutung der Reformation wird als sehr groß bezeichnet, „viel größer als der Geschichtsschreiber, der mit seinen Methoden „operirt, bis jetzt nachgewiesen hat“ (S. 144). Hören wir darum mit Staunen die Weisheit des Evolutionisten und Biologen, der zu den Historikern herabgestiegen ist, sie zu belehren. „Die Re„formation ließ im praktischen Leben der Völker die ungeheuere An„sammlung von altruistischen Gefühlen frei werden, welche ... seither „während der Periode der Unreifheit und gebundener Lebensfähigkeit „in andere Kanäle geleitet worden waren. Für den Evolutio„nisten ist diese Bewegung wesentlich sozialer Art.“ Dagegen ist zu sagen, daß es ganz unmöglich wäre, die vor und nach der Reformation vorhandenen altruistischen Gefühle zu vergleichen. Dankbar und freudig bekennen wir uns zu den großen Errungenschaften der Reformation, rühmen auch ihre soziale Bedeutung, aber sie ist nicht aus irgend welchen materiellen Interessen hervorgegangen. Wer das doch behaupten wollte, würde damit nur zeigen, daß er es nie verstanden hat, in der Seele Luthers zu lesen.

Der Verfasser schweift sodann ab und stellt fest, jeder Kenner der europäischen Geschichte werde bemerken, daß der Altruismus oder das Humanitätsgefühl seit der Reformation immer gewachsen ist und in der jetzigen Periode seine höchste Entwickelung erreicht hat (S. 147). Hiergegen Einwendungen zu erheben, würde sich nicht lohnen. Wer weiß, ob dem zünftigen Historiker der Ehrentitel eines Kenners zuerkannt werden würde. Die Einzelheiten

der Beweisführung Kidds schließen wir, weil der Gegenwart angehörig, von unserer Betrachtung aus.

Bei der Erörterung der Sklaverei wird wiederholt (S. 154), daß sie „etwa im 14. Jahrhundert in Europa aufgehoben worden ist; hätte diese Einrichtung aber nach dem Zusammenbruch des römischen Reichs weiter gewährt, so wäre die moderne Zivilisation nie geboren worden. Wir würden immer noch hoffnungslos in den Ketten des alten Militarismus gefangen liegen u.s.w". (S. 155). Einem solchen dichten Gewebe von Irrthümern gegenüber ist es unthunlich, den einen oder den anderen, besonders auffälligen Faden herausreißen zu wollen. Halten wir uns lieber garnicht dabei auf.

Die Charakteristik der französischen Revolution (S. 158f.) durch Kidd zeigt, was durchaus nicht Wunder nimmt, daß er in der Geschichte um so besser zu Hause ist, je näher er der Gegenwart steht, d. h. je weniger es sich um Geschichte im engeren Sinne handelt. Wenn er aber eine vollere und genauere Prüfung der Stellung des Adels und der herrschenden Klassen während der Revolution verlangt, so müßte ein Fingerzeig uns lehren, warum ihm hier Taine nicht genügt, Taine, der diesen Dingen doch ein so fruchtbares Studium gewidmet hat. Michelet und Carlyle werden genannt, Tocqueville und Taine nicht. Dafür ist aber auch der Standpunkt des Evolutionisten ihm eigenthümlich. „Um die Bedeutung der „Revolution . . . zu verstehen, dürfen wir unseren Standpunkt „nicht in der Geschichte nehmen oder in den Geschehnissen der Vergangenheit, sondern mitten in dem heftigen Konflikt des Lebens der „Gegenwart, . . . mitten im politischen Leben der britischen Nation" (S. 162). Kecklich wird so in einem Satze die Methode, die sich der Geschichtsschreiber mühsam erkämpft hat, als unbrauchbar über Bord geworfen. Denkt denn der Evolutionist kein einziges Mal daran, ob geschichtliche Dinge überhaupt anders denn von einem geschichtlichen Standpunkt aus begriffen werden können?

Wir nehmen die Darstellung da wieder auf, wo die wesentlichsten Schlußfolgerungen des Kapitels zusammengefaßt werden (S. 172): 1) Der soziale Entwickelungsprozeß in der Zivilisation des Westens wird nicht durch den Intellekt, sondern durch den Fonds altruistischer Gefühle bewirkt. 2) Diese altruistische Entwickelung ist das Ergebniß des religiösen Systems. 3) Die Bedeutung des Prozesses, in dem das Volk allmählich unter gleichen

Bedingungen in den Kampf ums Dasein hineingezogen wird, besteht in der Thatsache, daß dieser Kampf, um als eine Ursache des Fortschritts zu wirken, auf die Stufe höchster Kraftentfaltung erhoben werden will.

Einzelne der hier so sicher und selbstbewußt vorgetragenen Behauptungen haben wir schon angegriffen. Sie sämmtlich zu widerlegen, kann uns nicht zugemuthet werden. Denn nur derjenige, der in die Geschichte abstrakte Formeln hineinträgt, hat die Berechtigung seines Thuns zu erweisen.

Den Schluß des Kapitels (S. 174 f.) widmet Kidd höchst interessanten Fragen, wie z. B. der, ob erworbene Fähigkeiten der Eltern auf die Nachkommen übergehen. Kidd sagt im Anschluß an Weismann nein. Die Bemerkung, die sich dabei dem Historiker aufdrängt, hat der Physiologe und Philosoph Wundt in seinem jüngst erschienenen Grundriß der Psychologie so gefaßt, daß die thatsächliche Vererbung gewisser eigenthümlicher Ausdrucksbewegungen oder technischer Fertigkeiten in Familien für die Bejahung der Frage spricht. Daß die Geschichtswissenschaft bisher den Räthseln der Vererbung Beachtung geschenkt hat, zeigen die sehr lesenswerthen und anregenden Ausführungen des Mannes, der vor allem unermüdlich bestrebt ist, zwischen der Naturwissenschaft und der Geschichte fruchtbare, der Eigenart beider gerecht werdende Beziehungen zu knüpfen, ich meine Ottokar Lorenz.

In seinem VIII. Kapitel, überschrieben „Der moderne Sozialismus" bietet Kidd demjenigen, der es unbefangen auf sich wirken läßt, am meisten Anregung und Belehrung und offenbart überall die reiche Erfahrung eines sympathischen Charakters. Er geht darauf aus, die Unvereinbarkeit des sozialistischen Ideals mit dem evolutionistischen zu zeigen: dort Aufhören des Kampfes ums Dasein, hier dessen höchste Ausbildung, sodaß die Massen des Volkes allmählich unter gleichen Bedingungen an dem Kampfe theilnehmen. Die Geschichte wird in dem Kapitel nur gelegentlich gestreift, aber auch jedesmal unser Widerspruch herausgefordert. Es wird daran erinnert, daß Marx in der gegenwärtigen Evolutionsphase die wirthschaftlichen Verhältnisse für den alles bedingenden Faktor erklärt hat. Die Aera, in der wir leben, habe im Mittelalter (!) mit dem Auftreten des Kapitalismus begonnen. Der Kapitalismus ermögliche dem Kapitalisten, sich den Mehrwerth der Arbeit zuzueignen, während er dem Arbeiter nur den für seinen Lebensunterhalt durchaus nothwendigen Mindestlohn zahlt. „Etwas was

„der Aneignung des Mehrwerths der Arbeit der Massen durch die „herrschenden Klassen entspricht, bestand in allen ehemaligen mili„tärischen Gesellschaften, in den griechischen Staaten, unter der „Republik und dem Kaiserthum Roms. Wir finden es in aus„geprägter Form in der Institution der Sklaverei und es dauerte „fort unter dem Feudalsystem, welches dem Aufkommen des mo„dernen Kapitalismus vorherging.“ Marx, so meint Kidd, ging viel zu weit, „aber seine Grundidee von der Ausbeutung der Arbeit „in der Vergangenheit ist im Wesentlichen gesund und wissen„schaftlich.“ (S. 199).

Die angeführten Sätze bedürfen keinerlei Widerlegung: sie verstoßen in ihrem starren und abstrakten Pragmatismus gegen die historische Gerechtigkeit; was hat der böse Feudalismus nicht alles verschuldet, das Schlimmste aber in den unreifen Köpfen der Volksredner, zu deren eisernem Bestande er gehört! Man kann ohne weiteres behaupten, daß, je häufiger jemand vom Feudalismus spricht, er ihn desto weniger kennt, geschweige denn versteht. Es war eine ungemein großartige und segensreiche Erscheinung, dieses Lehnswesen, das nicht nur das gesammte Gebiet des weltlichen Rechts und der Reichsverfassung umfaßte und durchdrang, sondern auch die kirchlichen Verhältnisse beherrschte. Wie sonst mehrfach, hat die Kirche auch hier ihre Gliederung im Anschluß an die staatliche gestaltet. Der Grundsatz des Lehnswesens war die persönliche wechselseitige und ehrenvolle Verpflichtung eines wirthschaftlich Schwächern gegenüber einem wirthschaftlich Stärkern und die treueidliche Verpflichtung auf dinglicher Grundlage allein konnte in den Jahrhunderten, wo nach dem Zerfall des Römerreiches überall sich neue ungefüge Kräfte in unaufhörlichen Fehden regten, künftige staatliche Ordnungen vorbereiten und anbahnen. Auch der unbotmäßigste mußte sich vor dem obersten Lehnsherrn als der Spitze des ganzen Systems beugen, wollte er nicht die Rechtstitel gefährden, auf die seine eigene Stellung sich gründete.

An einer andern Stelle (S. 203 f.) schmückt Kidd seine Auffassung der Vergangenheit durch einige lebhaft vorgetragene Züge. Er kann sich in der Schilderung des Elends, das früher das Los der unteren Klassen war, gar nicht genug thun, vermeidet aber immer, bestimmte Zeiträume oder Völker namhaft zu machen, versündigt sich demnach u. E. gröblich gegen die viel gepriesene „exakte“ Methode der Naturwissenschaft. Einmal werden die Feudalherren genannt. Dann soll während der ersten Epochen

der Geschichte die Lage der heutigen europäischen Völker im besten Falle eine etwas gemilderte Sklaverei gewesen sein. „Die mehr „als thierischen Lebensbedingungen, denen sie unterworfen waren, „die ungesunde Nahrung, von der sie zehrten, der allgemeine „Mangel am Nothdürftigsten -- all das muß man wahrscheinlich „in Verbindung bringen mit den weit und breit herrschenden Epi- „demien, die bis spät ins Mittelalter hinein Europa so oft heim- „suchten und die seitdem erloschen sind. . . . . Auch nach dem „Zerfall des militärischen Feudalismus war die Lage der Dinge „wenig besser. Das Volk ward erdrückt unter der Last der Ab- „gaben. . . . . Handel und Gewerbe, Industrie und Ackerbau „wurden geplagt, geknebelt und ausgebeutet durch eine Menge „von Lasten, die sie zu tragen hatten und die erst in den letzten „hundert Jahren in den meisten westlichen Ländern erleichtert „oder abgeschafft worden sind." (S. 204). Dazu werden in der Anmerkung einige der Lasten aufgezählt, die der französische Bauer vor hundert Jahren zu tragen hatte.

Der Leser dieser Stelle wird sich höchlich wundern, daß das mittelalterliche Halbthier — denn von Menschen kann man kaum noch reden — durch Hunger und Krankheit nicht gänzlich aufgerieben worden ist, sondern noch Muße gehabt hat, der Auslese und altruistischen Gefühlen zu fröhnen. Wie zufrieden muß sich aber unmittelbar nachher (S. 205) der moderne Mensch an die Brust schlagen, wenn es heißt, „daß kein aufmerksamer Leser der Ge- „schichte die Bedeutsamkeit der Verbesserung übersehen kann, welche „die Lage der Massen in England und Frankreich im Laufe des „19. Jahrhunderts erfahren hat." Und daran schließt sich wieder ein Preislied zu Ehren des materiellen Fortschritts, an dessen Schluß von der Beseitigung der Armuth durch die jüngste National- ökonomie die Rede ist.

In seinem IX. Kap. begründet Kidd noch einmal ausführlich, warum seines Erachtens der Intellekt nicht der ursprüngliche und wesentliche Faktor in der Evolution der Menschheit gewesen ist. Er greift daher mehrfach auf Dinge zurück, die er schon früher erwähnt hat, und bringt dem aufmerksamen Leser kaum eine neue Behauptung; die Beweisführung allein ist eingehender, aber bloß so lange, als die Ueberschätzung des Intellekts bekämpft wird, die in England noch herrschend zu sein scheint. Droysens trefflicher, geistvoller Aufsatz gegen Buckle ist Kidd unbekannt. Seine eigene Meinung spricht er am Schluß des Kapitels

nur ganz kurz und vorsichtig dahin aus, daß die natürliche Selektion zuerst und vor allem den religiösen Charakter entwickele, den intellektuellen nur als Nebenergebniß in Verbindung mit diesem. Die Sieger im Wettstreit seien diejenigen Rassen, bei denen der religiöse Typus am vollsten entwickelt sei. Wie sich das Vorwalten der Religion zu äußern pflegt, woran es zunächst erkannt werden kann, inwiefern Religion und Kirche zusammenhängen — wird uns nicht gesagt.

Die Beweise aus der Geschichte, die der Verfasser anführt, um die Bedeutung des Intellekts auf das richtige Maß zu beschränken, sind uns sehr willkommen. Kidd sieht wohl ein, daß es Perioden gegeben hat, wo die geistigen Strömungen sowohl tiefer als breiter waren denn heute, und beruft sich mit vollem Recht mehrfach auf die Griechen. Ja, er giebt auch zu, daß die durchschnittliche intellektuelle Entwickelung der aufeinander folgenden Generationen unter uns keine Tendenz zeigt, sich über die der vorhergehenden zu erheben. (S. 234). Dieser Erkenntniß verschließt er sich nicht, aber er steht doch noch so sehr unter dem Banne der in England weitverbreiteten Anschauung, daß das Ergebniß seiner Forschung ihn höchst überrascht. (S. 231).

Wir bleiben kühler, da wir von der Ueberzeugung ausgehen, daß es keinen derartigen absoluten Fortschritt giebt, demnach auch nicht auf einem einzelnen Gebiete. Kidd fragt sich aber, nicht ohne ein peinliches Gefühl, ob denn der soziale Fortschritt am Ende nur ein vorübergehendes Spiel war, ob die Menschheit zu einer ziellosen Sisyphusarbeit verurtheilt ist, ob die Zivilisation zerstört werden und rückwärts gleiten kann, ohne daß jahrhundertelange Anstrengungen dem Menschengeschlecht irgend etwas gefruchtet haben (S. 225. 226). Unsere Zivilisation soll doch nach der herrschenden — wie Kidd hinzufügt: wahrscheinlich wohl begründeten — Ansicht sowohl der Art als dem Grade nach unter allen bisherigen die höchste sein (S. 230. 231). Wenn der Fortschritt vorausgesetzt wird und auf intellektuellem Gebiet nicht zu erweisen ist, dann bleibt freilich nicht viel Anderes übrig, als ihn auf das sittlich-religiöse Gebiet zu verlegen. Wie viel sich hiergegen einwenden läßt, haben wir schon früher angedeutet. Wir greifen daher bloß aus dem Kapitel ein Urtheil heraus, das die unzureichende geschichtliche Bildung Kidds deutlich macht. Er redet ganz unbefangen von der „intellektuellen Versumpfung" zwischen der Antike und der Renaissance, wie wenn er von Kirchenvätern, Volkslied und Minnesang,

von romanischer und gothischer Baukunst, von den ersten Universitäten, von Mystik und Theosophie, von der Rezeption des Aristoteles und des römischen Rechts nie auch nur das Geringste gehört hätte. Nennen wir lieber einige wenige Namen aus der Zeit der „Versumpfung“: Augustin, Thomas von Aquino, Dante, Wolfram von Eschenbach, Erwin von Steinbach. Es ist auch unrichtig, zu behaupten, daß die alten Griechen und Römer im menschlichen Kampfe ums Dasein vollständig verschwunden sind. Wenn edle Völker, deren Gebeine schon Jahrhunderte lang bleichen, so unverwischbare und immer wieder mit neuem Entzücken entdeckte Spuren hinterlassen, so dürfen wir sie nicht todt nennen, besonders nicht schließen, daß sie an Eigenschaften, denen die heutigen Europäer ihr Uebergewicht in dem größeren Theil der Welt verdanken, eben so tief unter diesen stehen, als sie ihnen in intellektueller Entwickelung überlegen sind. Hellenische Kunst und römisches Recht sind lebendig, ein nie versiegender Jungbrunnen auch für unsere überstolzen Modernen. Vom Standpunkt der Evolutionswissenschaft aus kann der Untergang der antiken Welt gar nicht erklärt werden. Nie hat bisher ein Volk mehr denn das römische Eigenschaften besessen und in unbarmherziger Folgerichtigkeit ausgebildet, die ihm ewiges Bestehen zu gewährleisten schienen. Der Historiker bescheidet sich, zu zeigen, wie es gewesen, als das Christenthum von innen, das Germanenthum von außen den stolzen Bau des römischen Imperiums erschütterten und schließlich zu Fall brachten, um ihn in neuem Stile als ihre eigene Wohnung sogleich wieder aufzurichten.

Die „Schlußbemerkungen“, die Kidd in seinem X. Kapitel giebt, sind nicht streng gegliedert. Er beabsichtigt freilich, aus seiner Auffassung der menschlichen Evolution die Nutzanwendung zu ziehen, beschränkt sich aber thatsächlich nur auf einige ausgewählte Gegenstände. Seinem Ausgangspunkt können wir nicht beistimmen. Nach ihm „gehen wir sicher einer Periode „entgegen, in der man es nicht mehr wie in früheren Zeiten „gerechtfertigt finden wird, daß man die Geschichte des Menschen „als eine die Herrschaft eines universellen Gesetzes verwirrende „Ausnahme behandelt, als eine Art einsame mysteriöse Insel mitten „im Kosmos, die dem Streit von Kräften zwecklos und sinnlos an„heim gegeben ist. Trotz der Verwickelung der Probleme, die wir „in der Geschichte treffen, scheint uns doch unter scheinbarer Ver„wirrung verborgen überall eine systematische Entwickelung vor„zuliegen. In allen Phasen und Nebenumständen unserer sozialen

„Annalen erkennen wir augenscheinlich nur die eng zusammen-„hängenden Phänomene eines einzigen ungeheuren geordneten „Evolutionsprozesses.“ (S. 263).

Was Kidd hier Verwirrung nennt, nennen wir Freiheit. In dem angeblich zweck- und sinnlosen Streit von Kräften rühmen wir den Reichthum des sittlichen Lebens, das sich wie alles Gute, Schöne und Wahre auf Erden nicht in eine einzige Formel pressen läßt. Es ist schade, daß Kidd uns von dem Gesetz und System, das den Historikern verborgen geblieben, ihm aber offenbart worden ist, nirgends eingehend Kunde giebt und sich in der Hauptsache begnügt, derartiges als selbstverständlich vorauszusetzen. In seinen, die allgemeinsten Lebens- und Zeitfragen berührenden Ausführungen hätte er auf eine gesetzmäßige und systematische Entwickelung seiner Gedanken mehr Bedacht nehmen sollen.

In dem Kampf gegen den Utilitarismus, diese Krämermoral, wie man wohl gesagt hat, stehen wir freudig auf Seiten Kidds, der auch gegen Herbert Spencer vorgeht. Wenn er das Richtige des Utilitarismus dadurch zu retten sucht, daß er das größtmögliche Wohl der größtmöglichen Anzahl in der Wohlfahrt des sozialen Organismus als eines Ganzen sieht, so liegt darin ein beachtenswerther Kern, der die Verständigung mit uns geschworenen Gegnern des Utilitarismus erleichtern wird. Er geht dann zu einer Besprechung des Altruismus und der Religion über. Dabei betont er von neuem, wie der Volkscharakter durch die Reformation vertieft und gekräftigt worden ist.

Der letzte, äußerlich weiter nicht kenntlich gemachte Abschnitt des ganzen Buchs behandelt das *Verhältniß der Völker des Westens zu den niederen Völkerrassen in der Vergangenheit und in der Zukunft*. Wie ein rother Faden zieht sich durch diese interessanten Erörterungen die Verherrlichung der angelsächsischen Völker hindurch, die vor allem befähigt seien, zu kolonisiren und humane Gesittung zu verbreiten. Wir Deutsche würden wohl kaum ein solches Selbstlob in ein wissenschaftliches Werk aufnehmen. Aber vielleicht dient es den Engländern wie übrigens auch den Franzosen zum Vortheil, daß sich Wissenschaft und Leben nicht so reinlich scheiden wie gemeinhin bei uns. Wir begnügen uns darum die ehrliche und nicht gerade aufdringliche Begeisterung für die eigene Nationalität als solche gelten zu lassen, ohne darum deren Vorzüge schlechthin als objektiv erwiesen anzunehmen. Im

übrigen wird es mehr Sache des Politikers als des Historikers sein, diese Urtheile Kidds auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Nur die bezeichnende Gegenüberstellung der altfränkischen Geschichte und der jugendlich sieghaften Evolutionslehre möchten wir noch hervorheben. Es ist von dem Werthe der einzelnen Rassen die Rede. Die Eigenschaften, die den Werth bestimmen, müssen solche sein, die einer sozialen Kraftentwickelung dienen, also Charakterstärke, Humanität, Rechtschaffenheit und Hingabe an die jeweiligen Pflichten, und diese sind, wie wir hören, den englisch sprechenden Völkern eigen. Zur Erkenntniß dieser Eigenschaften finden — was ihnen zum Troste dienen mag — auch schon die Historiker mit den ihnen zu Gebote stehenden Methoden allmählich den Weg. Die Stelle aus Leckys Political Value of History, die dem Vorstehenden zum Belege dient, gilt „als eine Aeußerung „aus demjenigen Wissensgebiet, das früher oder später, wenn „einmal seine wahren Grundlagen erkannt sein werden, die größte „aller Wissenschaften bilden wird" (S. 298).

Das heißt mit andern Worten: Kidd hofft auf eine Neubildung der Geschichtswissenschaften auf biologisch-evolutionistischer Grundlage. Darin sind wir völlig mit ihm einverstanden, daß wir die treibenden Kräfte im Leben der Nationen aufdecken wollen. Rankes Ideen sind nichts anders als solche Kräfte.

Aber nicht im Einverständniß können wir von Kidd scheiden. So freudig wir jede Bereicherung unserer Methode von außen her, auch seitens der Naturwissenschaften, begrüßen, für Kidds Evolutionistik können wir uns nicht erwärmen. Uns trennt, was er oft genug und unmißverständlich als sein geschichtliches Glaubensbekenntniß hingestellt hat; der absolute Fortschritt, der unter unabänderlichen Entwickelungsgesetzen zu einem bestimmten Ziele hinführt. Uns trennt, anders ausgedrückt, seine mechanisch-teleologische Geschichtsauffassung, die sich nicht begnügt, die Vergangenheit mit ehernen Armen zu umklammern, sondern auch die Zukunft in Fesseln schlagen und ihr die Richtung des Weges vorschreiben will. Grundsätze sind es, die uns trennen, nicht Thatsachen, die Kidd irrig aufgefaßt hat. Denn hier könnte er seinen Standpunkt ändern: dort, wo persönliche Ueberzeugungen mit der ganzen Stärke und Lebhaftigkeit unmittelbarer Gefühle einwirken, wird er es nicht können.

Das urchristliche Zungenreden.

Von

Theologus.

Im Jahr 1833 ließ Klaus Harms, allgemein bekannt durch seine aus Anlaß des Reformationsjubiläums veröffentlichten 95 neuen Thesen gegen den Rationalismus, in den theologischen Studien und Kritiken einen Aufsatz erscheinen, in dem er unter der Ueberschrift: Mit Zungen! Liebe Brüder, mit Zungen reden! für eine Neugestaltung der Predigt nach Form und Inhalt eintrat. Er wußte recht wohl, daß das nicht der wahre Sinn des biblischen Ausdrucks war; aber er wußte wohl nicht, welches sein wahrer Sinn sei; sonst hätte er ihn kaum in jenem Sinne gebraucht. Denn was bedeutet ursprünglich die Formel: in Zungen reden?

Seit dem zweiten und dritten Jahrhundert antwortet man gewöhnlich: in fremden Sprachen reden. Wahrscheinlich schon Irenäus, jedenfalls aber Origenes hat den Ausdruck so erklärt und noch jetzt werden ihn manche Theologen und die meisten Laien so verstehen.

In der That wird das Reden „in anderen Zungen" in der Apostelgeschichte, Kap. 2, unzweifelhaft als ein Reden in fremden Sprachen gedacht. Am ersten Pfingstfest nach des Herrn Tod, so heißt es da von den Jüngern, „wurden sie alle voll heiligen Geistes und fingen an, in anderen Zungen zu reden, wie es der Geist ihnen auszusprechen gab" (V. 4). Daß damit aber ein Reden in fremden Sprachen gemeint sei, erhellt daraus, daß derselbe Ausdruck weiterhin (V. 11) als gleichbedeutend mit „in fremden Dialekten reden" gebraucht wird.

Freilich hat man gerade wegen dieser späteren Stelle hier und da das Sprachenwunder in ein Hörwunder umdeuten wollen; aber dagegen dürfte doch die erst angeführte Aussage entscheiden. Denn auch die späteren: „Jeder hörte, daß sie in seiner Sprache redeten"; (V. 6) „wie kommt es, daß wir Jeder seine Sprache hören, in der wir geboren sind?" (V. 8) „wir hören sie in unsern Zungen von den großen Thaten Gottes reden" (V. 11) sind nothwendiger Weise danach zu verstehen.

Eben wegen dieser Aussagen geht es endlich noch weniger an das Reden in andern Zungen, wie u. A. Goethe wollte, als ein Reden in einer neuen Sprache aufzufassen, die Allen unmittelbar verständlich gewesen und sogar als ihre Muttersprache erschienen wäre. Dann könnte es eben nicht einfach heißen: Jeder hörte, daß sie in seiner Sprache redeten; dann müßte es etwa heißen: Jeder hörte sie, als ob sie in seiner Sprache redeten.

Wohl aber kann man aus andern Gründen an der Richtigkeit jener Deutung des Pfingstwunders doch wieder irre werden. Die Apostelgeschichte berichtet noch an zwei andern Stellen, nämlich 10, 46 und 19, 6 von einem Zungenreden, ohne irgendwie auf ein Reden in fremden Sprachen hinzudeuten. Was hätte es auch für einen Zweck gehabt, wenn Kornelius und die Seinen oder dann die von Paulus getauften Johannesjünger in fremden Sprachen geredet haben sollten? Nun wird aber an der ersten Stelle (10, 47. 11, 15) die fragliche Erscheinung, obwohl sie mit anderem Namen bezeichnet wird, (nicht als Reden in andern Zungen, sondern nur als Reden in Zungen) doch mit dem Pfingstwunder verglichen. Folgt daraus etwa, daß auch dieses ursprünglich nicht als ein Sprachenwunder gedacht wurde?

Indeß wirklich durchschlagend ist erst das folgende. Nach Apostelgeschichte 2, 13, haben an jenem Pfingstfest einige der Anwesenden das Zungenreden der Jünger für Trunkenheit erklärt. Schon Herder, der vor über hundert Jahren von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfest handelte, hat dazu bemerkt: „Wo ist der Rebenhügel voll süßen Weines, an dem man fremde, ungelernte Sprachen plötzlich lernte?" In der That paßt jenes Urtheil schlechterdings nicht zu der vorher beschriebenen Erscheinung. Denn auch wenn man es als boshafte Verdrehung deuten wollte, so hat bereits derselbe Herder darauf geantwortet: „Nicht nur der Geschichtsschreiber erzählt diese Spottaufnahme des Pfingstwunders so ernsthaft, als er das Wunder und die Ver-

wunderung der Andern darüber erzählt hatte; sondern Petrus selbst, der Ausleger dieser Sprachbegeisterten, nimmt darauf ernstlich Rücksicht. Er vertheidigt seine Mitgenossen, daß sie nicht trunken seien, sintemal es die dritte Stunde am Tage sei u. s. w. — Wenns also später am Tage wäre, wie? So könnte man voll süßen Weines ungelernte Sprachen reden? Das kann Petrus so wenig als Lukas sagen wollen: Denn auch zu den Spottenden spricht jener offenbar als zu vernünftigen, einer Ueberzeugung fähigen Menschen. „Ihr Juden, liebe Männer, das sei euch kundgethan und laßt meine Worte zu euren Ohren eingehen. Diese sind nicht trunken, wie ihr wähnet u. s. w."

Aber zu dem ersten Bedenken kommt noch ein zweites. Wir sahen eben, daß Petrus seine Rede an Juden und Bewohner von Jerusalem, d. h. Israeliten, seine Brüder richtet (V. 14. 22. 29); dagegen in V. 5 werden die Anwesenden zunächst zwar als Juden, zu Jerusalem wohnend, dann aber als gottesfürchtige Männer aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, bezeichnet, worunter man doch am einfachsten wirkliche Angehörige der verschiedenen Nationen der Erde verstehen wird. Aber auch wenn man diese Deutung wegen des vorhergehenden verwerfen wollte, so ist doch gegenüber dem folgenden kein Zweifel möglich. In dem Namenverzeichniß V. 9—11, das man nicht zufällig als Völkerkatalog zu bezeichnen pflegt, nennen sich die Betreffenden ohne weiteres Parther, Meder, Elamiter u. s. w. So pflegten sich aber Diasporajuden zumal wenn sie in der heiligen Stadt unter ihren Volksgenossen sind, nicht zu bezeichnen." Dazu kommt, daß neben den Parthern, Medern, Elamitern u. s. w. auch Juden oder Proselyten erwähnt werden, so daß also jene selbst keine Juden und Proselyten sein können. Zwar hat man immer wieder versucht, dieses Glied: Juden und Proselyten als erklärende Apposition zu den übrigen zu fassen; aber dann müßte es doch am Schluß der ganzen Liste stehen und wohl auch irgendwie als Apposition gekennzeichnet werden. Noch weniger endlich lassen sich die Worte nur auf das unmittelbar vorangehende Glied: zeitweilig in Jerusalem anwesende Römer beziehen; denn darunter sind erst recht Heiden und keine Juden zu verstehen. Der Widerspruch zwischen V. 5—11 und dem folgenden ist also unleugbar. Dort werden Heiden und Juden, hier nur Juden als beim Pfingstwunder gegenwärtig vorausgesetzt.

Diese Zwiespältigkeit unseres Berichts hängt aber offenbar



Noch undeutlicher ist die Erwähnung des Zungenredens in dem unechten Schluß des Markusevangeliums, (Mc. 16, 9—20) den nach neueren Entdeckungen und Untersuchungen vielleicht der Presbyter Aristion Anfang des zweiten Jahrhunderts geschrieben hat. Dort verkündigt nämlich der Herr seinen Jüngern, sie würden in neuen Zungen reden (V. 17). Das kann kaum heißen: in ihnen bisher unbekannten Sprachen; aber was heißt es dann? Die Stelle selbst giebt darüber keine weitere Auskunft, als daß dieses Reden in Zungen (denn vielleicht war nur davon, nicht von neuen Zungen die Rede) eine wunderbare Erscheinung gewesen sei, ebenso wie die Austreibung von Dämonen.

Achten wir endlich einen Augenblick auf die späteren Erwähnungen des Zungenredens bei den altkatholischen Vätern, so sagt Irenäus, man hörte zu seiner Zeit in der Gemeinde viele Brüder, die prophetische Gaben hätten, durch den Geist in verschiedenen Zungen redeten, in nützlicher Absicht das Verborgene der Menschen ans Licht brächten und die Geheimnisse Gottes erklärten (adv. haer. V, 6, 1). Aber vorher hatte er (wenigstens nach der alten lateinischen Uebersetzung seines Werkes) das Zungenreden als ein Reden in allen Sprachen geschildert, ebenso wie das Pfingstwunder, das man ja nicht anders verstehen konnte (III, 17, 2). Ein derartiges Reden in fremden Sprachen, wodurch das Verborgene der Menschen ans Licht gebracht und die Geheimnisse Gottes erklärt wurden, hat nun aber Irenäus sicher nicht gehört; also wird er überhaupt keine eigene Anschauung vom Zungenreden haben, sondern es nur auf Grund der Apostelgeschichte und des ersten Corintherbriefs beschreiben, deren Angaben er natürlich für durchaus vereinbar hielt.

Anders steht es mit Tertullian, der in seiner Streitschrift gegen Marcion diesen auffordert: Weise er doch einen Psalm, eine Vision, ein Gebet, nämlich ein geistliches vor, das in der Ekstase, d. h. der Bewußtlosigkeit gesprochen ist, wenn nur eine Auslegung der Zunge hinzukam (V, 8). Hier wird also unter Zunge ein in der Verzückung gesprochenes Gebet verstanden: ein Moment, das in den bisher erwähnten Beschreibungen jener Erscheinung noch nirgends hervortrat und doch für ihr näheres Verständniß von der größten Wichtigkeit wäre. Freilich könnte man sagen, es sei nur eine spätere, montanistische Auffassung vom Zungenreden, der Tertullian hier Ausdruck giebt, von der noch nicht auf die urchristliche Form desselben zurückgeschlossen werden dürfte.

Wir müssen also doch zunächst ohne Rücksicht auf diese Darstellung das urchristliche Zungenreden untersuchen, wenngleich wir später noch einmal auf die montanistische Prophetie zurückkommen werden.

Die einzige Quelle, die uns zur Beantwortung jener Frage bleibt: Die Briefe des Paulus und namentlich der erste Korintherbrief sind nun aber auch Quellen ersten Ranges. Denn der Apostel sagt von sich 1. Kor. 14, 18: „Ich danke Gott, ich rede mehr in Zungen als ihr alle"; seine Aussagen werden also durchaus verläßlich sein.

Dabei wird freilich die Echtheit jener Briefe ohne weiteres vorausgesetzt, obgleich sie neuerdings wieder von mehreren holländischen, zwei deutschen und je einem schweizerischen und englischen Gelehrten bestritten wird. Ich kann mich auf die Zurückweisung ihrer Bedenken hier nicht einlassen, hoffe aber zu zeigen, daß das Zungenreden, wie es 1. Kor. 12—14 beschrieben wird, nur in der ersten Zeit der christlichen Kirche denkbar ist und also auch unser Brief echt sein wird.

Ebenso werden sich durch das im wesentlichen einheitliche Resultat, zu dem die Untersuchung führen wird, die ebenfalls von holländischen Theologen herrührenden Theorien erledigen, nach denen unsere Kapitel mit zahlreichen späteren Interpolationen versetzt, ja wohl gar aus acht einzelnen Perikopen kompilirt sein sollen. Ob der Abschnitt gegen Ende von Kap. 14, wo den Frauen das Reden in der Gemeinde verboten wird, mit Kap. 11, wo ihnen das Beten und Weissagen ganz im allgemeinen gestattet wird, in demselben Briefe denkbar sei, brauchen wir hier nicht zu untersuchen.

Vielmehr ist zur Erforschung des Wesens des Zungenredens davon auszugehen, daß es Paulus durchgehends von dem Weissagen unterscheidet. Wenn er die Geistesgaben überhaupt aufzählt, nennt er sowohl das eine als das andere (12, 10. 28); wenn er nur sie beide erwähnt, stellt er sie in einen Gegensatz zu einander (14, 1 ff. 20 ff. 27 ff). Wir werden also das Zungenreden desto besser verstehen, wenn wir erst das Weissagen untersuchen.

Es wird als erbauend, ermahnend, tröstend, als überführend, richtend, das Verborgene des Herzens offenbar machend, endlich als lehrhaft beschrieben (V. 3. 24 f. 31). Aber nirgends erscheint es als das, woran wir bei dem Ausdruck zunächst denken, als ein Vorhersagen der Zukunft. Doch geht es auf unmittelbare göttliche

Offenbarung zurück, der indeß der Betreffende nicht sofort Ausdruck zu geben braucht (V. 30 f.). Auch ist durch seinen übernatürlichen Ursprung keineswegs die Kritik an ihm ausgeschlossen, im Gegentheil, „die andern“ (nicht blos einer, sondern die andern überhaupt) sollen die Aussagen der Weissager prüfen (V. 29). Bei alledem ist vorausgesetzt, was V. 3 auch ausdrücklich ausgesprochen wird, daß nämlich die Weissagung, wofür wir also passender Predigt sagen würden, allgemein verständlich ist.

Gerade dies geht nun der Zungenrede ab. „Wer mit der Zunge redet, der redet nicht für Menschen, sondern für Gott; denn keiner versteht ihn,“ sagt der Apostel (V. 2) und veranschaulicht das des weiteren durch mehrere Vergleiche. „Wenn tote Instrumente die doch einen Klang von sich geben, (etwa eine Flöte oder Zither) ihren Tönen keinen bestimmten Abstand geben, wie soll man dann das auf der Flöte oder Zither gespielte verstehen?“ (V. 7) Die einfache griechische Musik hatte eben noch nicht gelernt, durch die bloße Klangfarbe gewisser Instrumente bestimmte Eindrücke hervorzurufen; der Grieche wollte (wie noch jetzt der musikalisch Ungebildete) bekannte oder wenigstens leicht eingängliche Melodien hören, sonst verstand er die Musik nicht. „Muß ja selbst die Posaune,“ so fährt Paulus daher begründend fort, (die doch laut genug schallt) einen deutlichen Ton von sich geben (d. h. ein bestimmtes Signal hören lassen), damit man sich zur Schlacht rüsten kann“ (V. 8). Der bloße Schall der Posaune, mit dem sich für uns sofort gewisse Empfindungen verbinden, bedeutete dem Griechen noch nichts; er wollte ein bestimmtes Signal heraushören. So erklärt sich nun auch die frühere Stelle: „Wenn ich mit den Zungen der Menschen und der Engel rede, aber keine Liebe habe, so bin ich ein tönendes Erz oder ein gellendes Becken geworden“ (13, 1). Wenigstens das letztere ist ja auch in der modernen Musik noch bloßes Lärminstrument, das keine bestimmte Vorstellung erweckt: ebensowenig, will Paulus sagen, selbst die höchste Form des Zungenredens, wie es die Engel üben. Und weiter vergleicht er es, um zu Kap. 14 zurückzukehren, mit dem undeutlichen Sprechen: „Wenn ihr mit der Zunge keine deutliche Rede von euch gebt, wie soll dann das Gesprochene verstanden werden? (V. 9) Hier handelt es sich nämlich nicht um das Zungenreden; denn das ist ja nach dem bisherigen immer undeutlich; davon konnte also nicht gesagt werden: wenn ihr in der Zungenrede keinen deutlichen Ton von euch gebt. Vielmehr vergleicht Paulus das undeutliche Zungenreden mit

dem undeutlichen Reden überhaupt: beides ist unverständlich und vergeblich. Und endlich die letzte Analogie: „So viel Arten von Sprachen (ich weiß nicht wie viele) giebt es in der Welt — aber wenn ich die Bedeutung einer Sprache nicht kenne, so werde ich dem in ihr Redenden wie ein Barbar und wird der mit mir Redende mir wie ein Barbar erscheinen" (V. 10 f.). Paulus vergleicht also das Zungenreden mit einem Reden in fremden Sprachen: mithin denkt er es nicht selbst als solches, wie wir ja auch schon sahen, daß der Ausdruck dies gar nicht bedeuten konnte. Beruft man man sich endlich noch auf V. 21, wo der Apostel eine Weissagung über die fremdsprachigen Assyrer auf die Zungenredner in der korinthischen Gemeinde deutet, so ist dagegen zu sagen: Paulus versteht hier, wie anderwärts, das alte Testament direkt christlich, ohne sich irgend wie um den geschichtlichen Sinn zu kümmern.

Indeß mit alle dem ist doch nur bewiesen, daß das Zungenreden unverständlich war. Vielfach zwar hat man aus den erstbesprochenen Vergleichen noch mehr entnehmen wollen, daß nämlich das Zungenreden in unartikulirten Tönen geschehen sei; aber das ist, genau genommen, nicht gesagt. Auch auf Röm. 8, 26, wo der Apostel von unaussprechlichen Seufzern redet, darf man sich nicht berufen, da diese eben nicht als Zungenreden bezeichnet werden. Möglich, daß dieses manchmal jene Form gehabt hat, sicher, daß es auch in anderer Gestalt aufgetreten ist. Doch um das zu beweisen, bedarf es zunächst einer kurzen Zwischenbemerkung.

Paulus stellt mehrfach, wie Zungenreden und Weissagung, so auch Geistesgaben und Weissagung oder Geistesbegabte und Weissager gegenüber (1. Kor. 14, 1. 37), so daß man sieht, er versteht unter jenen zunächst das Zungenreden, bezw. die Zungenredner. Danach wird nun auch der Anfang der ganzen hier in Rede stehenden Erörterung (12, 1 ff.) zu deuten sein, mag man nun übersetzen: „Ueber die Geistesgaben" oder wegen des folgenden lieber: „Ueber die Geistesbegabten will ich euch nicht ohne Bescheid lassen." Jedenfalls bezieht es sich auf die Zungenredner, wenn Paulus V. 3 sagt: „Darum thue ich euch kund, daß Niemand, der im Geist Gottes redet, sagt: verflucht sei Jesus! und keiner sagen kann: Jesus ist der Herr, außer im heiligen Geist." Dann aber redeten die Zungenredner doch verständliche Worte, wenngleich manchmal so merkwürdiger Art, daß wir auf diese Stelle nothwendigerweise später noch einmal zurückkommen müssen.

In dem vorliegenden Zusammenhang könnte man sich zum

Beweis für das eben gefundene Resultat vielleicht auch noch darauf berufen, daß die Zungenreden doch von Anderen ausgelegt wurden. Denn darauf deutet nicht nur die Erwähnung der Auslegung der Zungen neben der Zungenrede in der Aufzählung der den einzelnen verliehenen Geistesgaben (12, 8ff.) hin, sowie dann die entsprechende Frage: „Reden Alle in Zungen? Legen Alle aus?“ (V. 30): das beweist namentlich die Ausführung gegen Ende des 14. Kapitels. Schon wenn es V. 26 heißt: „So oft ihr zusammenkommt, hat Jeder einen Psalm, eine Lehre, eine Offenbarung, eine Zunge, eine Auslegung zu bieten“ — so würde es genauer lauten: „Jeder hat etwas Anderes zu bieten, der Eine dies, der Andere jenes.“ Dann aber weiter: „Wenn man in Zungen spricht, so sollen zwei oder drei sprechen, aber der Reihe nach, und einer soll auslegen. Ist aber kein Ausleger da, so schweige man in der Gemeinde“ (V. 27f.). Hier kann der Ausleger nicht einer von den Zungenrednern sein; wenigstens müßte er dann, da ja keine ohne Auslegung bleiben soll, auch die Zungenreden der Anderen auslegen. Aber auch dies würde doch wohl gesagt worden sein; einfacher ist es also, den „einen“ von den Zungenrednern zu unterscheiden. Warum endlich nur einer auslegen sollte, während die Weissager von „den anderen“ überhaupt kritisirt werden dürfen, ist leicht zu errathen: wahrscheinlich hätten sonst leicht verschiedene Deutungen zu Stande kommen können. Denn daran ist festzuhalten: das Zungenreden war im Allgemeinen unverständlich; auch wenn man einzelne Worte oder Sätze verstand, so muß doch mindestens deren Zusammenhang unklar gewesen sein — wenn nicht etwa gar mit jenen verständlichen Worten und Sätzen absolut sinnlose Lautverbindungen abwechselten.

Aber wie war dann überhaupt eine Auslegung möglich? Man muß wohl zugleich den Gesichtsausdruck und die Gesten der Zungenredner gedeutet haben, wozu freilich schon eine gewisse Uebung und Vertrautheit mit der Sache gehörte. Nur dann konnte ja auch die Gemeinde, wie vorausgesetzt zu werden scheint, eine Zungenrede, die sie im Einzelnen nicht verstand, mit Amen beantworten, während dagegen Uneingeweihte und Ungläubige, die derartige Erscheinungen nicht kannten, dieselbe als Raserei bezeichnen mußten (V. 16. 23).

Doch wie kam ein solches Reden überhaupt zu Stande? Man meint manchmal, die Korinther hätten eine neue Sprache sprechen

wollen, weil ihnen ihre Muttersprache nicht genügt hätte, um ihre Empfindungen darin auszudrücken. Aber dagegen entscheidet doch, ganz abgesehen davon, daß Paulus eine solche Anschauung gewiß zurückgewiesen hätte, schon der Umstand, daß die Zungenredner ohne klares Bewußtsein waren, also unmöglich jenes Ziel zu erreichen bestrebt sein konnten. Der Apostel sagt ja ausdrücklich: „Wenn ich in Zungen bete, so betet mein Geist; der Verstand aber ist unfruchtbar oder unthätig" (V. 14). Die Zungenredner befanden sich also in einem Zustand der Verzückung und gaben so ihren Gefühlen denjenigen Ausdruck, der ihnen gerade am nächsten lag, andern aber im Großen und Ganzen unverständlich sein mußte.

Von hier aus erklärt sich nun auch jene merkwürdige Stelle, von der schon oben die Rede war (12, 3). Sie setzt voraus, daß in der That Glieder der korinthischen Gemeinde: verflucht sei Jesus! sagten, wie Andere: Jesus ist der Herr. Denn was hätte sonst die ganze Unterscheidung, die Paulus den Korinthern kund thut, für einen Sinn, wenn dergleichen gar nicht vorkam? Vorgekommen aber wird es nicht in Verfolgungen sein, von denen wir sonst nichts hören; auch nicht in gelehrten Disputationen über das Verhältniß des irdischen Jesus zu dem himmlischen Christus, von denen wir in dieser Zeit noch weniger etwas wissen; sondern in Zungenreden, um die es sich ja in diesem Zusammenhang allein handelt. Zungenredner müssen manchmal auch Rufe, wie den: verflucht sei Jesus! ausgestoßen haben, natürlich, ohne Jesum verfluchen zu wollen. Denn Paulus bezeichnet ja das Zungenreden ganz im Allgemeinen als Beten, Lobsingen, Segnen, Danksagen (14, 14 ff.). Jene Ausrufe sind also nur als unbewußte Aeußerungen zu erklären.

Dann verstehen wir aber auch weiterhin, weshalb die Zungenredner im Allgemeinen, wie wir sahen, ihre Reden nicht selbst auslegen konnten. Sie hatten eben nur eine allgemeine Erinnerung an ihren Zustand, durch die sie aber immerhin im Glauben gefördert werden mochten (V. 4).

Manche indeß müssen ihrer Sinne in höherem Maße mächtig geblieben sein, so daß sie nachträglich selbst ihre Reden auslegen konnten. Das wird offenbar vorausgesetzt, wenn es weiterhin heißt: „Ich will, daß ihr alle in Zungen redet; mehr aber noch, daß ihr weissagt; denn der Weissagende ist größer als der Zungenredner, es sei denn, daß er es auch auslegt" (V. 5). Ja, an einer noch spätern Stelle wünscht Paulus, daß jeder Zungenredner darum bete, daß er auch auslegen könne (V. 13).

Unser Resultat ist also dies: Das Zungenreden geschah in
er Ekstase und war im allgemeinen unverständlich. Im einzelnen
estanden Unterschiede: bald war der Betreffende noch soweit bei
ewußtsein, daß er sich später seiner Aeußerungen erinnerte; bald
ber hatte er auch die Gewalt über seine Sinne so völlig verloren,
aß er seinen Empfindungen einen ihrem Inhalt geradezu ent-
egengesetzten Ausdruck verlieh. Dürften wir außerdem noch an-
ehmen, daß mit diesen zusammenhangslosen Worten und Sätzen
nnlose Lautverbindungen abwechselten, dann würden wir noch
esser verstehen, weßhalb der Apostel an einer Stelle von Arten
on Zungen redet (12, 10).

Aber weßhalb überhaupt von Zungen? Man hätte diese
rage schon längst richtig beantworten können, wenn man sie
icht fast allgemein zu früh gestellt hätte. Wie auf zahlreichen
ndern Gebieten untersuchte man auch hier zunächst die Wort-
edeutung des gebrauchten Ausdrucks und deutete dann danach
ie Beschreibungen der Sache selbst. Wäre man vielmehr von
iesen ausgegangen, so hätten sich die meisten Deutungen des
lusdrucks „in Zungen reden“ von vornherein als unmöglich
rwiesen.

Daß das von der Deutung „in fremden Sprachen reden“
älte, sahen wir schon. Es gilt aber auch von der Uebersetzung:
in einer neuen Sprache reden“, für die man nicht einmal Jes. 50,4;
uk. 21,15; Offb. 13,5 anführen kann, da hier überall die Zunge
der der Mund, die dem Propheten, den Aposteln und dem Thier
egeben wird, genauer beschrieben ist. Ebensowenig darf man
ibersetzen: „mit der Zunge reden“, als ob unter Zunge das
nenschliche Glied zu verstehen wäre. Denn auch dann würde
ie Hauptsache, daß das eben ein besonderes Reden mit der Zunge
ei, nicht ausgedrückt sein. Oder hätte man ein geistgewirktes
Reden gerade umgekehrt schlechthin als Reden mit der Zunge
bezeichnet? Mindestens würde dann (wie an der andersartigen
Stelle 14, 9, die oben besprochen wurde) der Artikel (mit der
Zunge) stehen und mit Bezug auf einen einzelnen nicht der Plural
(in Zungen) gebraucht sein, wie es doch 14, 5f. (18) der Fall
ist. Endlich aber, was hätte es für einen Sinn, zu sagen: der
eine hat eine Zunge, (V. 26), wenn darunter die Zunge als
menschliches Glied verstanden werden sollte? Schon eher paßt zu
diesen Stellen die Deutung der Zungen auf alterthümliche Aus-
drücke oder unverständliche Reden. Denn auch in diesem letzteren

Sinne wurde das griechische Wort für Zunge gebraucht und zwar nicht nur in gelehrten, sondern auch in ungelehrten Kreisen. Aber gleichwohl genügt auch diese Deutung noch nicht. Wenn Paulus gerade jenes ekstatische Reden ohne weiteres ein Zungenreden nennt, so muß der Ausdruck gerade für solche Erscheinungen schon früher gebräuchlich und deßhalb auch die Sache schon früher bekannt gewesen sein.

In der That stellt der Apostel selbst zu Anfang seiner ganzen Erörterung die Zungenrede (wie wir nun an den besprochenen Stellen statt des einfachen Zunge sagen werden) ähnlichen Erscheinungen auf heidnischem Gebiet gegenüber: „Ihr wißt, als ihr noch Heiden waret, da wurdet ihr zu den stummen Götzen (hinter denen aber doch die Dämonen standen, von diesen) hingeführt, wie ihr eben gerade geführt wurdet, d. h. willenlos — jetzt aber sollt ihr euch soweit beherrschen können, daß ihr nicht in der Verzückung: „verflucht sei Jesus! ruft“ (12, 2f.). An welche Formen heidnischer Ekstase Paulus dabei vor allem gedacht habe, wissen wir freilich nicht; vielleicht an die Raserei der Priester der Kybele und des Bakchos, die ja auch in Attika und Achaja verehrt wurden. Ja möglicherweise vergleicht er 13, 1 den Zungenredner auch deßhalb mit einem tönenden Erz und einem gellenden Becken, weil gerade diese Instrumente in den eben erwähnten Kulten gebraucht wurden. Will man endlich noch einen Schritt weiter gehen, so könnte man für denkbar halten, daß auch das christliche Zungenreden manchmal die Form jenes wüsten Geheuls gehabt habe, wie es die Korybanten bei ihren Prozessionen ausstießen — aber sicher ist das keineswegs.

Noch weniger dürfen wir uns indeß das Zungenreden nach Art gewisser gnostischer Gebete vorstellen, die neuerdings herausgegeben worden sind. Denn die räthselhaften Worte, aus denen diese großentheils bestehen, sind angebliche Götternamen, die man zuerst in Aegypten erfunden zu haben scheint. „Etwa um die Mitte der neunzehnten Dynastie machte man dort die Entdeckung, daß die wirksamsten Götternamen in absolut sinnlosen Zusammenstellungen von Buchstaben beständen. In Zauberbüchern, wie in Totentexten und wissenschaftlichen Werken wird seitdem von dieser Errungenschaft der ausgiebigste Gebrauch gemacht, bis tief in die christliche Zeit hinein.“ Aber das urchristliche Zungenreden ist nach allem nichts Gemachtes, sondern etwas durchaus Urwüchsiges gewesen.

So hat man es vielmehr schon längst mit ähnlichen Erscheinungen religiöser Erregung aus neuerer Zeit verglichen. Zunächst die Camisarden Ende des siebzehnten und Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts redeten vielfach in unartikulirten Lauten oder neugebildeten Worten, die man freilich fremden Sprachen zutheilte oder aus solchen künstlich deutete. Einer von ihnen selbst hat seinen Zustand in folgender Weise beschrieben: „Stets empfand ich dabei eine außerordentliche Erhebung zu Gott, bei welchem ich daher betheuere, daß ich weder durch irgend Jemand bestochen oder verleitet, noch durch eine weltliche Rücksicht bewogen bin, durchaus keine andern Worte, als solche auszusprechen, welche der Geist oder der Engel Gottes selbst bildet, indem er sich meiner Organe bedient. Ihm allein überlasse ich daher in meinen Ekstasen die Lenkung meiner Zunge, indem ich mich nur bestrebe, meinen Geist auf Gott zu richten und die Worte zu merken, welche mein Mund ausspricht. Ich weiß, daß alsdann eine höhere und andere Macht durch mich spricht. Ich denke darüber nicht nach und weiß nicht vorher, was ich reden werde. Meine Worte kommen mir daher wie die Rede eines andern vor, aber sie lassen einen tiefen Eindruck in meinem Gedächtniß zurück.“

Ganz ähnlich war die schwärmerische Bewegung, die 1731 unter den Jansenisten Frankreichs entstand und u. a. auch in unverständlichen Reden der von ihr ergriffenen sich äußerte. Dabei glaubten diese so gut wie die Camisarden, ihre Sprachwerkzeuge würden von einer fremden Macht bewegt, sodaß sie sich ihrer Worte erst bewußt wurden, wenn sie sich selbst hörten. Zum Theil behielten sie dabei ihre völlige Geistesgegenwart und erinnerten sich nach den Ekstasen genau alles dessen, was sie gethan und gesprochen hatten, sodaß sie ihre aufgeschriebenen Reden verbessern und die darin enthaltenen Lücken ergänzen konnten. Die meisten aber wußten nach den Anfällen überhaupt nicht mehr oder nur höchst unvollständig, was sie gesprochen hatten. Oft bedienten sie sich auch ganz sinnloser Lautverbindungen, die dann für fremdsprachliche Worte gehalten wurden.

Namentlich diese letztere Form der Ekstase zeigte sich endlich in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts in der sog. Predigtkrankheit in Schweden wieder. Auch hier wechselten unartikulirte Laute mit dem unbewußten Singen von Kirchenliedern und Sprechen von Bußpredigten; aber fast nie blieb eine Erinnerung an das Vorgetragene. Ja hier finden wir zugleich Analogien

zu jenem Ruf: verflucht sei Jesus!, den korinthische Zungenredner ausstießen: auch bei manchen von der Predigtkrankheit Befallenen äußerte sie sich zunächst in greulichen Flüchen.

Am wenigsten möchte ich endlich das korinthische Zungenreden mit derjenigen Erscheinung vergleichen, an die man vielfach in erster Linie erinnert: das Zungenreden bei den Irvingianern. Denn gerade dieses war doch von Anfang an etwas Künstliches. Man betete darum, daß Gott der neuen apostolischen Gemeinde die Gaben der alten wiederschenken möge und so auch die Gabe des Zungenredens, worunter man natürlich ein Reden in fremden Sprachen verstand. In der That fing eines Tages ein junges Mädchen in einer fremden Sprache zu reden an, von der sie selbst nicht wußte, welche es sei. Man schrieb ihre Reden auf und schickte sie an alle möglichen Linguisten, auch an Dr. Pusey mit der Frage, ob es vielleicht hebräisch sei. Aber natürlich kannte Keiner die unbekannte Sprache; es waren eben sinnlose Lautverbindungen, zuerst willkürlich, dann unwillkürlich hervorgebracht. Andere, die später dieselbe Gabe empfangen zu haben glaubten, mischten in der That einzelne Worte aus fremden Sprachen, die sie verstanden, ein; das Uebrige wurde, wenigstens nachträglich, in der allerkünstlichsten Weise aus dem Englischen, Lateinischen, Italienischen, Französischen gedeutet.

Daß auch in Korinth die unartikulirten Ausrufe der Zungenredner (wenn solche überhaupt vorkamen) in dieser Weise gedeutet worden seien, ist wenig wahrscheinlich. Man hat ja gemeint, das Abba sei ursprünglich aus einer Zungenrede herausgehört und deßhalb auch später gebraucht worden; aber ebenso gut konnte es doch unmittelbar von den Juden übernommen worden sein. Noch weniger wird Maranatha die künstliche Deutung einer sinnlosen Lautverbindung sein. Der aramäische Gebetsruf: Unser Herr, komme! scheint vielmehr als Erkennungszeichen, das man freilich bald nicht mehr verstand, gebraucht worden zu sein; daß er oder ähnliche fremdsprachlichen Redensarten auch in Zungenreden vorkamen, ist möglich; nur geschah das dann gewiß nicht ihrem ausländischen Ursprung zu Liebe. Denn das korinthische Zungenreden war, so wiederhole ich nochmals, nicht etwas Gemachtes, sondern etwas durchaus Urwüchsiges, und deßhalb wird auch der Brief, der es schildert, gewiß der ältesten Zeit angehören.

Ebenso aber müssen wir uns nun auch das Pfingstwunder und das Zungenreden des Kornelius, sowie jener Johannesjünger vorstellen. Die wunderbare Begeisterung, ohne die namentlich die

ersten Anhänger Jesu nie an die Oeffentlichkeit getreten wären, äußerte sich zunächst, wenn nicht in unartikulirten Lauten, so doch in unzusammenhängenden Worten und Sätzen. Gleichwohl waren wenigstens jene ihrer Erregung so weit Herr, daß sie schwiegen, als Petrus zu reden anfing. Und ebenso suchte auch Paulus das ekstatische Moment an dem Zungenreden in Korinth möglichst zu beschränken.

Er hatte ja der Erscheinung gegenüber einen schweren Stand. Auf der einen Seite mußte er Gott dafür danken, weil er in ihr den unmittelbarsten Beweis für die Wirksamkeit seines Wortes an den Korinthern sehen durfte. Ja nach 1. Kor. 13, 1 hat er das Zungenreden auch den Engeln zugeschrieben — wie hätte er sich also nicht freuen sollen, wenn die Menschen es ihnen gleichthaten? Und so verbietet er denn, das Zungenreden zu hindern (14, 39), wie er auch an die Thessaloniker in demselben Sinne geschrieben hatte: „Den Geist dämpfet nicht!“ (1. Th. 5, 19). Aber schon jene Aeußerung klingt doch recht zurückhaltend, und noch mehr andere. Wenn der Apostel am Schluß des zwölften Kapitels des ersten Korintherbriefs die verschiedenen Gaben aufzählt, die Gott der Gemeinde gegeben, so erwartete man nach dem Vorhergehenden, daß er etwa fortfahren würde: so dient nun ein Jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, dem Ganzen der Gemeinde. Aber statt dessen heißt es: „Strebt nach den höheren Gnadengaben“, worunter nach dem Folgenden das Zungenreden jedenfalls **nicht** zu verstehen ist. Und auch die höheren Gnadengaben sind noch nicht die höchsten: während er jene Worte diktirte, fällt dem Apostel ein, daß auch über ihnen die Liebe steht und so hält er wie sinnend einen Augenblick inne, um dann triumphirend fortzufahren: „Und noch einen vorzüglicheren Weg zeige ich euch.“ So folgt in Kap. 13 das Hohelied auf die Liebe; es beginnt aber mit den bereits mehrfach angeführten Worten: „Wenn ich in den Zungenreden der Menschen und der Engel rede und keine Liebe habe, so bin ich ein tönendes Erz oder ein gellendes Becken geworden.“ Auch in seiner höchsten Form ist das Zungenreden werthlos, wenn nicht die Liebe hinzukommt, daher es bei der Rückkehr zu dem eigentlichen Thema Anfangs von Kap. 14 heißt: „Jaget nach der Liebe, strebet aber nach den Geistesgaben (wie dem Zungenreden), mehr aber noch danach, daß ihr weissagt.“ Das Zungenreden wird also auch hinter die Weissagung zurückgestellt; ja weiterhin sagt Paulus von sich selbst: „In der Gemeinde Gottes will ich lieber fünf Reden

mit meinem Verstande halten, um auch Andere zu unterweisen, als zehntausend Reden in Zungenrede" (V. 19). Und noch mehr: nach dem Grundsatz V. 26 (vergl. 12, 7) „Alles geschehe zur Erbauung" und zwar nach dem Folgenden zur Erbauung Anderer — nach diesem Grundsatz mußte Paulus das Zungenreden, das an sich nicht dazu dient, sehr gering anschlagen. In der That sucht er V. 21ff. auf Grund jener Jesajastelle zu erweisen, daß die Zungenrede zu einem Zeichen für die Ungläubigen bestimmt sei, da sie sie für Wahnsinn halten müßten und sich so nicht bekehren würden. Die Korinther aber ermahnt er, im Urtheil nicht Kinder, sondern vollkommen zu sein: sie werden sich also auf das Zungenreden besonders viel zu Gute gethan haben, während Paulus das als kindisch bezeichnet.

Und dadurch ermächtigt er zugleich auch uns, das früher gefällte Urtheil aufrecht zu erhalten. Das Zungenreden war eine Kinderkrankheit, aber doch eben eine Krankheit, die dem Christenthum ungeheuer gefährlich hätte werden können. Das sehen wir ja eben an den Camisarden, an den jansenistischen Convulsionärs, den Predigtkranken oder auch den Irvingianern, was aus dem jungen Christenthum hätte werden können — wenn es nicht Paulus vor dieser Entartung bewahrt hätte. Mag also vielleicht Manchem die urchristliche Kirche deshalb minder groß erscheinen: Paulus erscheint uns desto größer.

Zwar könnte man sagen: jene hochgradige Erregung konnte unmöglich lange anhalten und so mußte mit ihr auch das Zungenreden von selbst verschwinden. Doch das ist eben die Frage. Möglich wäre es doch auch gewesen, daß man es künstlich am Leben zu erhalten versuchte. Dann aber mußte das Zungenreden in der That dazu werden, was es nach Goethe schon in Korinth gewesen wäre: „Sie verschlossen sich in sich selbst, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre, um die Wasser zu ihrer ersten Höhe zu dämmen, brüteten dann mit ihrem eigenen Geist über der Finsterniß und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte diese geschraubte Kraft nichts als dunkle Ahnungen hervordrängen; sie lallten sie aus, Niemand verstund sie und so verdarben sie die beste Zeit der Versammlung." — Daß das nicht geschah, muß also doch noch einen andern Grund gehabt haben und das wird eben die Opposition des Paulus gewesen sein. Finden wir doch schon in seinen späteren Briefen nirgends mehr eine Spur von dem Zungenreden, geschweige denn in der nach-

ulinischen Litteratur. Eph. 5, 18 heißt es zwar noch: „Be-
ischet euch nicht mit Wein, sondern werdet voll Geistes", aber
s bezieht sich wohl vielmehr auf die Prophetin. Vom Zungenreden
ßte man bald nur noch so wenig, daß man es nicht zwar mit einem
den in fremden Sprachen verwechseln, wohl aber als mit etwas
eichartigem zusammenstellen konnte und so zu jener Auffassung vom
ngstwunder kam, wie sie uns jetzt Apostelgeschichte 2 vorliegt und in
Thateinen tiefen und wahren Sinn hat. Denn sollten nicht wirklich
einst alle Völker (auch solche, von denen man damals überhaupt
h nichts wußte) in ihrer Sprache die großen Thaten Gottes ver-
digen hören? Auch der Verfasser des Markusschlusses, war es
n Aristion oder ein Anderer, hatte wohl keine bestimmte Vor-
llung vom Zungenreden mehr und ebenso wenig, wie wir sahen,
enäus; Tertullian dagegen kannte es nur in der montanistischen
rm, die allerdings, so können wir jetzt sagen, der urchristlichen
nelte, ja ihr vielleicht überlegen war, sofern nämlich die mon-
istischen Orakel, wenngleich in der Ekstase gesprochen und z. Th.
h einer Erklärung bedürftig, doch ihrem Wortlaut nach ver-
ndlich gewesen zu sein scheinen, was bei den urchristlichen Zungen-
en nicht immer der Fall gewesen sein muß. Gleichwohl hat die
rche auch diese Reaktion abgelehnt und mit Recht abgelehnt;
sie doch damit nur die Konsequenz des paulinischen Prinzips:
ott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens"
Kor. 14, 33).

Wollten endlich unsere Prediger von Neuem in der alten Weise
Zungen reden, so würden nicht nur Uneingeweihte und Un-
äubige, sondern sicher auch die besten Christen sagen: ihr raset.

Shakesperes Richard III.

Von

A. Brausewetter,
Diakonus a. d. Oberpfarrkirche St. Marien in Danzig.

Richard der Dritte steht auf der Grenzscheide, welche die Jugendwerke Shakesperes von seinen reiferen trennt — es ist die Brücke zu diesen. Es trägt alle Symptome einer Jugendarbeit; es spielt mit dem Ungeheuerlichen, es spreizt sich im Gewaltsamen, seine Personen sprechen zum Theil vom Kothurn herab und stolziren auf Stelzen über die Bühne — es macht sich die Arbeit leicht, sowie sie Motivirungen erheischt — und doch ist es ein gewaltiges Werk, dem der Adel des Genies sichtbar für den Sehenden aufgedrückt ist — es athmet eine Kraft und Frische der Darstellung, die entzückt und fesselt. Seine Kühnheit ist unglaublich bis zur Herausforderung — gerade deßhalb faszinirt sie und reißt willenlos fort. Um so wunderbarer, daß es Menschen giebt, die bei aller Verehrung für Shakespere grade dieses Drama nicht zu würdigen vermögen, ja, denen die Lektüre eine Aufgabe ist, die sie nur mit moralischer Ueberwindung zu lösen vermögen — so sehr stößt der Held der Tragödie sie ab.

Dieser Richard, dessen Schlachtmesser nie in der Scheide ruht, dem nur wohl ist, wenn er Blut getrunken, dessen Mund in Wollust lächelt, wenn er Morde plant, der vernichtend unter die ehernen Füße tritt, was der Menschheit heilig ist, der Bruder- und Gattenmörder, der es wagt, einer Fürstin, deren Mann und Schwiegervater er getödtet, an dieses letzteren Sarge die blut-

sudelte Hand zu bieten — dieser Teufel in Menschengestalt, im
ergleich zu dem ein Carlos, ein Wurm und ein Franz Moor
nder oder Stümper sind — er widert sie förmlich an; sie können
ihm kaum einen Menschen von Fleich und Blut, geschweige
nn eine dichterische Schöpfung erkennen, die unsere Sympathie
er wenigstens unsere Theilnahme zu erwecken im Stande wäre! —
s scheint hier etwas Problematisches zu liegen. Und so ist es
der That. Richard der Dritte ist weniger eine geschichtliche
s eine Charaktertragödie. Ihr Held ist zugleich ihr Problem.
nd grade jenen abfälligen Urtheilen gegenüber möchte die Frage
n Interesse sein: Wie löst Shakespere das Problem, mehr noch
e Vielen unmöglich scheinende Aufgabe, für einen Helden dieser
rt tragische Theilnahme und diese sogar in hohem Maße zu
wecken?

Beantworten wir diese Frage, indem wir uns den Charakter
eser merkwürdigen Gestalt aufbauen. Zuerst das Postament, auf
m er steht. Dies Postament sind die vorhergehenden Königs-
amen. Es mag schwer sein, einen Wallenstein ohne das Lager
nd die Piccolomini zu verstehen — einen Richard ohne Heinrich VI
begreifen ist unmöglich. In ihm wurzelt er — aus ihm wird
nicht nur verständlich, aus ihm wird er erst möglich. — Diesen
schichtlichen Zusammenhang vergessen die zu oft, denen die Lektüre
ichard des Dritten so schwer, er selber so unfaßbar erscheint.
reilich, ein Richard der Dritte, in unsere Zeit beispielsweise ver-
tzt, wäre ein psychologisches und dramatisches Unding! Der blut-
düngte Boden seiner Zeit, die von Geschlecht zu Geschlecht sich
rterbenden Frevel, der qualvolle Martertod des eigenen Vaters
der Gefangenschaft — das ist das Postament, aus dessen Drachen-
at er nun gigantisch emporwächst — dieser eherne Rächer ohne
erz und ohne Seele, der nur ein Losungswort kennt: „Thränen
r die Kinder — Rache mir!“ Mörder, Ehebrecher, ausgemachte
churken sind die wechselnden und doch so gleichen Reliefs, die
eses Postament umgeben.

Und nun die gewaltige Figur auf ihm selber! Eine monu-
entale Gestalt! Ihr großer Schöpfer hascht nicht nach Detail-
irkungen — er vernachlässigt das Detail souverain. Ihm kommt
nur darauf an, starke Grundzüge herauszuarbeiten; mögen sie
as hier und dort fast eckig erscheinen — ihre Totalwirkung wird
adurch nur anschaulicher und anfassender.

Und diese Grundzüge? Es sind nur zwei — aus ihnen läßt

sich der ganze, wie ein Chamäleon schimmernde und rastlos wech-
selnde Charakter Richards mit Leichtigkeit konstruiren. Diese beiden
heißen: dämonische Häßlichkeit und dämonische Größe.

Verweilen wir zuerst bei der Häßlichkeit Richard des Dritten.

* * *

Wie Shakespere in seinem ganzen Drama bekanntlich der
Chronik von Holinshed gefolgt ist, so besonders in der Gestaltung
des Helden. Schon nach dieser Chronik war Richard mit Zähnen
geboren; er konnte beißen, ehe er zu lächeln vermochte — er war
schief und lahm. — Zu einem solchen Krüppel hat ihn auch
Shakespere gemacht — er hat dazu einen Buckel, ja einen ver-
dorrten Arm.

Diese unselige Häßlichkeit! Sie hat ihn zum Spott der Feinde
gemacht. Die Freunde hat sie von ihm gescheucht, die Liebe der
Mutter hat sie ihm geraubt, menschenscheu und menschenhassend
ihn gemacht, ausgeschlossen hat sie ihn aus dem Kreise der Freude,
des heiteren Glücks, der zarten Liebe — auf einsame Wege ihn
getrieben, und auf einsamen Wegen haben die Hunde ihn ange-
bellt, wenn er vorbeihinkte. — Sie hat ihn mit einem Wort
isolirt von der Natur und den Menschen.

„Schwor Liebe mich doch ab im Mutterschooß
Und daß ihr sanft Gesetz für mich nicht gälte,
Bestach sie die gebrechliche Natur
Mit irgend einer Gabe meinen Arm
Wie einen dürren Strauch mir zu verschrumpfen.
Dem Rücken einen neid'schen Berg zu türmen,
Wo Häßlichkeit den Körper höhnend sitzt,
Die Beine von ungleichem Maß zu formen,
An jedem Teil mich ungestalt zu schaffen
Gleich wie ein Chaos oder Bärenjunges,
Das ungeleckt der Mutter Spur nicht trägt.
Und bin ich also wohl ein Mann zum Lieben?
O schnöder Wahn, nur den Gedanken hegen.

So spricht Richard im Heinrich dem Sechsten (III. Theil III., 2). —
— — Häßlichkeit des Körpers hat auf die Charakterbildung ent-
scheidende Einwirkung.

Freilich verschieden ist die Art derselben. Entweder täuschen
sich die häßlichen Menschen über ihre Mißgestaltung. Das freund-
Entgegenkommen Anderer, welches Mitleid eingiebt und sic
diesem Grunde besonders bei Frauen im Verkehr mit häßliche
nern findet, hebt diese über die Mißgestalt des Körpers

hinfort, daß sie dieselbe kaum mehr empfinden. Ja diese vom Mitleid diktirte Liebenswürdigkeit von weiblicher Seite hat manchen Häßlichen schon zum unausstehlichen Narren und Gecken gemacht. — Oder aber die Häßlichkeit verbittert, und dies um so mehr, je geistig bedeutender ihr Träger ist, je mehr der hochstrebende Geist mit der Mißgestalt des Körpers in ein Mißverhältniß tritt, und je mehr Hintenansetzung und Rücksichtslosigkeit Anderer über dieses Mißverhältniß nachzudenken lehrt.

Das Erste nun ist bei Richard dem Dritten gar nicht — das Zweite in nur denkbar höchster Potenz vorhanden. Richard täuscht sich nicht einen Augenblick über seine Häßlichkeit. Er fühlt sich als den von der Natur Mißhandelten, als den Auswurf der Menschheit. Giftiger und beizender als er kann Niemand über seine Häßlichkeit urtheilen. — Wie isolirt er sich fühlt, das sprechen am Bezeichnendsten seine eigenen Worte aus:

„Ich habe keinen Bruder, gleiche Keinem,
Und Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohn' in Menschen, die einander gleichen,
Doch nicht in mir — ich bin ich selbst, allein."

Und nun? Weil Natur und Menschen ihn isolirt haben, isolirt er sich seinerseits um so krasser von beiden, wird er der Ich-Mensch, der absoluteste Egoist, den je ein Dichter gezeichnet.

Seine Häßlichkeit weckt den schlummernden Dämon in ihm, sie brütet ihn aus in der buhlenden Liebessonne eines üppigen Friedens, sie zieht ihn heran zu der Natter, der die Menschen den Kopf zertreten wollten und die ihnen nun um so giftiger aus verborgenem Hinterhalt in die Ferse sticht — dadurch wird sie dämonisch. Und ein Anderes tritt noch hinzu: Richard ist häßlich — aber seine Häßlichkeit erhält ein eigenthümliches Gepräge durch den Stempel geistiger Größe und Bedeutung, der seine Züge adelt. Dadurch wird er häßlich nach Art jener Männer, die gerade durch ihre Häßlichkeit anziehend werden, ja, denen dieselbe wie ein eigenthümlicher Reiz zu Gesichte steht.

Wie es Männer giebt, die wir uns ohne ihre Häßlichkeit nicht denken können und nicht denken — wollen, so kann ein Richard der Dritte ohne sie nicht gedacht werden. Sie ist nicht nur ein unentbehrlicher — sie ist in diesem Charakter ein anziehender Zug. Sie allein giebt dem Dämonismus dieser Natur erst sein eigentliches Gepräge. Darum stößt sie nie ab — auch äußerlich nicht. Der deutlichste Beweis dafür ist der kleine Sohn des Clarence,

der den Oheim liebt, und für nichts haben Kinder ein so feine
Gefühl als für abstoßende Häßlichkeit.

Wer überhaupt erzählt uns denn von dieser abstoßenden Häß
lichkeit? Kein anderer als Richard selber. Aber die teufelisch
Wonne, mit der er in der Schilderung der eigenen Häßlichke
wühlt, die grellen Farben, mit der er sie fast lüstern malt, soll
uns warnen, diese Darstellungen zu ernst zu nehmen. Sie sin
nichts anderes als der Auswurf eines teufelischen Humors, d
nicht frei von Koketterie ist. Man kokettirt ja auch mit Fehler
und mit ihnen besonders gern — warum ein Richard nicht m
seiner Häßlichkeit? Mir will es oft scheinen, als brauche er sei
Häßlichkeit zur — Beschönigung, als wäre es ihm von Herze
recht, daß er so häßlich ist. Es ist auffallend, daß er von nicht
so gern spricht, als von seiner Häßlichkeit.

Und doch glauben wir nicht recht an die Hunde, die ihn a
gebellt, wenn er irgendwo vorbei gehinkt ist, wir glauben mehr a
die Hunde, die sich furchtsam verkrochen haben, wenn dieses klei
Ungeheuer in seiner fürchterlichen Größe vorbeigekommen, un
höchstens ihm aus gesichertem Winkel ängstlich nachgekläfft habe

Wenn wir Richard den Dritten jetzt, von seinem dichterische
Schöpfer geformt auf seinem Postamente sich erheben sehen, dan
erblicken wir wohl eine von der Natur stiefmütterlich behandel
Gestalt, wir sehen in ein Antlitz mit unregelmäßig geformten Züge
aber die Ueberlegenheit, die siegend auf diesen unschönen Züge
thront, die göttergleiche Kraft, die jeden Muskel in ihne
spannt und thatendürstend aus den feurigen Augen blitzt, läßt u
jede Häßlichkeit vergessen, und aus der ganzen Gestalt spricht Ein
nur: Jeder Zoll ein Schurke — aber ein großer, ein königlich
Schurke!

* * *

Zu dieser dämonischen Häßlichkeit gesellt sich der zweite Grun
zug dieser Persönlichkeit: seine dämonische Größe. — Worin beste
die dämonische Größe Richards?

„Ein jeder giebt den Werth sich selbst. Wie hoch ich Mi
selbst anschlagen will, das steht bei mir — — — — — — —
Den Menschen macht sein Wille groß und klein sagt Buttler i
Wallenstein. Je stärker sein Wille, um so größer der Mensch -
am größten dann, natürlich nicht im moralischen Sinne, wenn d
Wille des Menschen rücksichtslos nichts anders will als sich selb
— Daß er lediglich sich selbst will und nichts anderes macht d

ße Richards aus: daß er sich allein sieht und fühlt unter den
eren allen, so allein, daß sie als selbständige Existenzen für
nicht da sind, sondern nur als Werkzeuge für sein Wollen —,
der Mensch für ihn nicht Subjekt ist, sondern Objekt. In
em Selbstgefühl besteht seine Größe, — in jener von jeder
ischlichkeit und jedem Sittengesetz abstrahirenden Intelligenz
sich, die nur Ein Gesetz kennt: Dem Starken, dem Klugen ge-
die Welt! Die Menschen kennen heißt für eine solche Größe
verachten. Und Richard kennt und verachtet sie alle — nicht
ndige Seelen sind sie ihm, sondern todte Klötze, aus denen er
Stufen baut, die ihn zum fernen und doch schon so nahen
e tragen: zum Königsthron!

Um diese Menschenkenntniß und Menschenverachtung vor un-
n Augen genetisch werden und zugleich auch ihren Kulminations-
kt steigen zu lassen, bedarf das Genie Shakespeares nur einer
igen Szene, aber was für einer Szene! Ich meine die be-
mte Werbuug um Anna!

Was ist über diese Szene Alles geschrieben und philosophirt
den, — wie hat man in blödester Verkennung des Dichters sie
Rechnung der noch nicht entwickelten Reife seines Geistes schreiben
len — oder gar auf die dramatische Nothwendigkeit, diesen
gang in Eine Szene zusammen zu schieben. Freilich, ich möchte
er heutiges in Sachen des Zartgefühls wahrhaftig nicht ver-
ntes Publikum sehen, wenn ein Dichter der neuesten Richtung
dies zu bieten wagte: Der Mörder wirbt am offenen Sarge
heller Straße um die Hand eines Weibes, dessen Gatten und
wiegervater er erschlagen — in lüsternen, grob schmeichelnden
ien, und die edele Dame nimmt die Werbung an, welche die
mpflichste und gemeinste Beleidigung ist, die man ihr und in ihr
em ganzen Geschlecht zuführen könnte. — Nein, das wagt kein
derner Naturalist! — Und Shakespere!? Ich will nicht versuchen,
ch einen Aufwand, der zwecklos wäre, diese Szene dem Empfinden
er zu bringen, nicht reden von der imponirenden Gewalt, mit der
hard hier der schwächlichen Anna entgegentritt, von der Kraft-
faltung rauhester Männlichkeit, mit der er sie einschüchtert und
verstandslos macht, von der glühenden brennenden Beredtsamkeit,
in dem theatralischen Virtuosenstück ihre Krönung erhält, mit
er der längst gefangenen Anna den Degen reicht, seine entblößte
ust zu durchbohren -- das alles wäre vergebliche Mühe, das
örte Gefühl, besonders des Weibes, zu versöhnen. Und ich möchte

es nicht einmal beschwichtigen dieses gerechte Gefühl — unsympathisch oder unverständlich würde mir die Frau sein, die diese Szene nicht mit Entrüstung erfüllte. Aber die Erklärung dieser Szene? Es gäbe nur eine: Anna wird hypnotisirt durch Blick und Gewalt Richards.

Damit freilich stehen wir erst recht vor dem Unbegreiflichen. So lasse man doch endlich die psychologische Spekulation bei dieser Szene und nehme sie als das was sie sein will: Als ein Pasquill und ein sehr boshaftes dazu auf das Weib, als eine satyrische Illustration des berühmten Hamlet-Wortes: „Schwachheit Dein Name ist Weib!" — Ein Pasquill bedarf nicht der psychologischen Interpretation.

Und doch ist gerade diese Szene von höchstem psychologischen Interesse — aber nicht in Bezug auf Anna oder die weibliche Natur — sondern auf Richard und seine Charakterentwickelung. Die Wirkung dieses Vorgangs auf ihn — das macht ihren Werth und zugleich ihren wohlüberlegten Zweck von seiten des Dichters aus.

Das Unbegreifliche, das Ungeheure ist geschehen. Anna hat der Gewalt dieses Schmeichlers sich ergeben, — ihre Sinnlichkeit mehr vielleicht als ihre Schwäche lodert fühlbar, so gerne sie es auch verhüllen möchte, der Umarmung des Mörders ihres Gatten entgegen.

Und nun die Wirkung dieses Erfolges auf Richard!

Ihm dem Hinkenden und Mißgestalteten, dem teufelischen Mörder ihres Gatten und Vaters ergiebt sich die blühende Wittwe des liebenswürdigen königlichen Prinzen von Wales. Die Bahre des Vaters spielt die Kupplerin!

> „Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit?
> Ward je in dieser Laun' ein Weib gewonnen?
> Wie? ich, der Mörder ihres Mann's und Vaters,
> In ihres Herzens Abscheu sie zu fangen,
> Im Munde Flüche, Thränen in den Augen,
> Der Zeuge ihres Hasses blutend da;
> Gott, ihr Gewissen, all dieß wider mich,
> Kein Freund, um mein Gesuch zu unterstützen,
> Als Heuchler-Blicke und der baare Teufel
> Und doch sie zu gewinnen! alles gegen nichts!"

In diesen Worten spiegelt sich der ungeheure Triumph dieser Werbung wieder. Freilich — was ist ihm Hekuba? „Ich will sie haben — doch nicht lang behalten."

Die Eroberte ist ihm sehr gleichgiltig — aber die Eroberung hat um so höheren Werth.

Sie krönt die Entwickelung seines Charakters — sie ist für seine Größe von verhängnißvoller Bedeutung.

Die beiden Faktoren, welche, wie wir vorher gesehen, diese Größe ausmachen, wachsen nach dieser Szene ins Unermeßliche: Die Unterschätzung aller Menschen wird nach der Ergebung Annas zur grenzenlosen Menschen-Verachtung, und sein Selbstbewußtsein, das bis dahin das Gefühl seiner Häßlichkeit dämmte, erreicht die schwindelnde Höhe der Unwiderstehlichkeit. Wenn seine dämonische Verstellungskunst diese tiefbeleidigte Wittwe täuschen konnte, sie mit ein paar abgeschmackten Schmeicheleien zu eigen gewann — wer soll ihm noch widerstehen?! Er hat sein Meisterstück probirt — die Prüfung ist glänzend bestanden, der Meister der Heuchelei und Verworfenheit ist aus ihr hervorgegangen. Nicht zagend, nicht tappend mehr — todessicher und ohne Ahnung eines Schwindels klimmt er nun die steile gefahrvolle Höhe hinan zum Thron. Wer ihm dabei in den Weg tritt, den wetzt sein Messer nieder, nachdem ihm seine Heuchelei die Binde um die Augen gelegt. Der ehrgeizige Buckingham, der brave Harence, der offene Hastings sie alle sind die Gimpel, die er lächelnd auf die Ruthen lockt und lächelnd tödtet — für jeden hat er seinen eigenen Lockruf. Jeden nimmt er, wie er genommen werden will, und jeder folgt ihm wohin er will — bis in den Tod. — So täuscht er sie Alle bis zu jener grob burlesken Szene, wo er sich vom Lord-Major die Königskrone auf das Haupt setzen läßt, wo das Ziel, von dem zu träumen, ihm ein Himmel gewesen, faktisch erreicht ist, wo er König ist. — In seiner gewaltigen Konsequenz, in der eminenten Bejahung des eigenen Willens, der jeden fremden Willen zur Verneinung und schlechtsinnigen Aufgebung seiner selbst zwingt — in der Kunst, der reißenden Wolfsnatur ein so zartes Lammskleid aufzuzwingen, daß die frommsten Menschen an ihn glauben und die ehrgeizigsten träumen dürfen, als schöben sie, während sie stets geschoben werden — in dieser wilden Kraft und dieser überzuckernd feinen Kunst zugleich besteht die Größe Richards, mit der er alle ankämpfenden Faktoren spielend besiegt.

Freilich Einer bleibt ihm noch — der schwierigste und letzte.

Wer zu jener absoluten Willensbejahung gelangen will, die Alles kann, was sie will, für den gilt es nicht nur, den Gegen-

...los zu mache...
... des Mensche...
... das Gewissen...
... sich au...
... der volle...
... fertig...

... ist ih...

... Hamlet...

... au...
... auc...
... dünkel...

rräth in einer Nervosität, die ihm bis dahin fremd war und die
n jetzt in Gedanken und Plänen jäh wechseln und sich übereilen
ßt, wie ihn die alten Zauberkünste der Heuchelei und Selbst-
herrschung verlassen, wie in dem Geistesklaren, Sicheren, der
ffeste Aberglaube erwacht, nicht der blinde Alte-Weiber-Aber-
uben, sondern der hellsehende, marternde Aberglaube des bösen
wissens, wie mit der Macht über sich selbst auch die Macht über
dere langsam an zu bröckeln beginnt, beide noch einmal — hier
ter dem Fluch der Mütter, dort in der Werbung bei Elisabeth
zu der alten Höhe mit Aufbietung der äußersten Willenskraft
aufzuraffen scheinen und gerade da am deutlichsten in ihr Nichts
fallen. — Und dennoch, von einem Kampf mit dem Gewissen
r kann man in allen diesen Phasen sprechen — nie von einem
ege des Gewissens. Je verzweifelter sie kämpft, ohne zu unter-
gen, desto dämonischer wird diese Größe. Es ist bezeichnend,
ß ihr das Gewissen erst wirklich beizukommen vermag, als sie
: Bewußtsein verloren hat — im Schlafe nämlich. Im Traume
r Nacht auf dem harten Feldlager des einsamen Zeltes vollzieht
h das furchtbare Strafgericht des Himmels, das dem Tode des
Rissethäters vorhergeht und viel grausiger und furchtbarer ist, als
eser selbst. Im Traume erscheinen ihm anklagend und verdammend
e Geister aller derer, die er erschlagen —, das tausendmal beleidigte
nd unterdrückte Gewissen nimmt tausendfache Rache. Er, der es
eggescherzt in Sophismen der Hölle, weggeschwemmt in Strömen
on Blut, unterliegt jetzt seiner richtenden Gewalt, die mit tausend
ungen zu ihm spricht:

„Und jeder Zeuge bringt verschiednes Zeugniß,
Und jedes Zeugniß straft mich einen Schurken.
Meineid, Meineid im allerhöchsten Grad,
Mord, grauser Mord im fürchterlichsten Grad,
Jedwede Sünd in jedem Grad geübt,
Stürmt an die Schranken, rufend: Schuldig! Schuldig!
Ich muß verzweifeln. —

Und wunderbar! Der Mann, der in seinem ganzen Leben
ich nicht die leiseste Ahnung eines Bedürfnisses nach Liebe
npfunden, der sein Ich zum alleinigen Gotte erhoben, — in dieser
tunde fühlt er in lähmendem Entsetzen, daß es auf der großen,
eiten Welt nicht einen Menschen giebt, der ihn liebt. — Wie
oß muß doch das Liebebedürfniß im Menschen, wie armselig der
Rensch ohne Liebe sein, wenn ein Scheusal wie dieser Richard,

werden, haben wir nicht nur den Helden dieses gewaltigen Dramas, sondern dieses selber und seine Nebenfiguren, die sich alle um ihn ordnen und in innerster Beziehung zu ihm stehen, krystallklar vor uns.

Von diesen beiden Grundzügen aus lösen wir nun auch die im Eingang aufgeworfene Frage, ob Richard der Dritte, dieser Teufel par exellence, eine tragische Gestalt ist. Wenn das Tragische einer Gestalt darin besteht, daß sie uns willenlos von Aktion zu Aktion mit sich fortreißt, bis sie uns in ihrem Falle erschüttert und erhebt in den reinigenden Empfindungen des Mitleids und der Furcht, dann ist wahrlich keine Gestalt so tragisch wie Richard der Dritte. — Aber Mitleid — und dieser Richard?! Ich gebe es zu — ein unmittelbares Mitleid für Richard tritt nur in schwachem Grade ein — je mehr man es aus dem unbefangenen Leser oder Zuschauer durch geistreiche Interpretationen herauszulocken sucht, um so befangener und gekünstelter wird es sein. Jenes Mitleid, das ungerufen wie ein warmer Quell aus dem Herzen springt, erweckt Richard nicht. Selbst seine Häßlichkeit wäre für dieses nur ein matter Reflex — sie ist zu dämonisch, um sentimentale Regungen aufkommen zu lassen. – Das Mitleid für Richard fällt vielmehr mit der tragischen Furcht für ihn zusammen; diese aber erweckt er in so hohem Grade, daß ich kaum eine Person aus der klassischen Litteratur kenne, die es mehr vermöchte als er. Denn worin anders besteht tragische Furcht, als in dem bangen Gefühle der menschlichen Schwäche und Ohnmacht, das einen Jeden unter uns bei dem Falle einer großen und kraftvollen Persönlichkeit beschleicht?

Und wann könnte dieses Gefühl nachhaltiger und erschütternder in uns hervorgerufen werden, als wenn Richard, diese dämonische Kraftnatur, die Gott und den Menschen den Krieg bis aufs Messer angekündet, durch einen Schwerthieb endet? Wenn dieser unbezähmbare Prometheus-Diabolus, der tausend Zungen des Gewissens niederzumorden vermochte, zuletzt doch diesem verachteten Götterfunken, Gewissen genannt, wie ein schwach gewordenes Kind unterliegt und die rächende Vergeltung den Bösewicht im letzten Entscheidungskampfe stürzt, dann empfinde ich es wie nie zuvor: Was ist der Mensch, auch der geistesstärkste, größeste — was ist Menschenkunst und Menschenkraft — „wie ein Nichts sind doch die Menschen, die so sicher leben."

Wunderbar — bei dem Falle dieses Scheusals, der verdient ist wie kein zweiter, ersehnt von jedem Leser und Zuschauer —

wer von uns wollte, als er nun wirklich eintritt, frohlocken? — Wen hielt hier nicht vielmehr Grauen und Bangen in den Armen — wem hallten nicht durch das Herz die Worte des Odysseus im Sophokleischen Aias:

„Wir Alle, die wir leben, das empfind ich hier,
Sind nicht'ge Wesen, sind ein flüchtig Schattenspiel.

Je hinreißender die Größe Richards und je dämonischer, um so stärker die tragische Furchtempfindung, die sein Fall hervorruft.

Und noch mehr. — In dieser Größe Richards liegt nicht nur die tragische Gewalt, die uns erschüttert und mit Furcht erfüllt — in ihr liegt zugleich das Erhebende und Versöhnende oder mit Aristoteles zu reden: das Reinigende dieser Empfindung begründet. Das ist unschwer zu erhärten. Je dämonischer und übermenschlicher uns dieser Richard nämlich gegenübertritt, je frecher und großartiger zugleich wir hier einen Erdgeborenen mit der Schöpfung und den Geschöpfen seines Gottes sein verruchtes Spiel treiben sehen, je höhnender er dem mit jedem Wort, jeder That ins Antlitz zu lachen wagt, der da sagt: „die Rache ist mein, ich will vergelten", als gäbe es für ihn allein keinen Gott und keinen Vergelter — um so majestätischer und erhabener erscheint denn mit einem Male das Strafgericht des ewigen Rächers, das den Missethäter vor sein Tribunal fordert. Wenn diesen Richard, der das Gewissen als ein Ammenmärchen, für Feige nur erdacht, so oft hinweggelacht, die Krankheit überfällt, die so manchen seiner Gesinnungsgenossen entnervt hat, und die — Gottesfurcht heißt, wenn der entmenschte Teufel unter den Fieberqualen dieser Krankheit sich windet, dann fühlen wir bei aller Furchtempfindung in ernster und erhebender Befriedigung, was es mit dem Gewissen auf sich hat, erkennen es als die richtende Stimme eines Gottes, der sich auch der stärkste und genialste aller Bösewichter nicht entziehen kann.

Und dieselbe erhebende und reinigende Empfindung wie dem Helden haben wir dem ganzen Verlauf des Drama gegenüber. Man hat so oft über die bizarre Uebertreibung ins Krasse, die unausgesetzte Massenschlächterei in dieser Tragödie Klage erhoben. Keine unbegründeter als diese. Wer Augen hat zu sehen, der sieht all die unermeßlichen Frevelthaten, die hier geschehen, im Lichte einer göttlichen Offenbarung und Gerechtigkeit ohne Gleichen — das ganze Drama wird zum tragischen Gemälde des jüngsten Tages — die Meisten, die unter dem Messer Richards sterben, fallen als die Opfer eigener Schuld — (ganz frei von Schnld sind nur die

beiden kleinen Prinzen, deshalb die eigentlichen tragischen Personen des Drama). Richard, in dem die Krankheit seiner Zeit wie in einem Gefäß ihr faules Gift gesammelt — Richard, der, weil er viel größer ist als alle Zeitgenossen seiner verpesteten Umgebung, auch viel unbarmherziger und rücksichtsloser auftritt als sie, Richard, dieser Skorpion seiner Zeit, ist zugleich der Skorpion des richtenden Gottes, der in seinen Thaten bei all ihrer Selbstsucht und Gemeinheit zugleich vom ernsten Lichte der rächenden Majestät umgossen scheint und göttliche Vergeltung übt, ohne es zu wissen und zu wollen. Nie ist die immer wieder aufgeworfene Frage: Wenn es einen lebendigen Gott giebt, warum Er dann die unglaublichste Willkür und Ungerechtigkeit Einzelner auf der Welt zulasse, überzeugender beantwortet worden, als in diesem Drama. Bis dann die Majestät des lebendigen Gottes in ihrer Vollendung erscheint, bis sie dem Skorpionen selber das giftgeschwollene Haupt zertritt und ihn, kaum am Ziele all seines Strebens und Trachtens angelangt, in den Abgrund der Hölle zurückstößt, dem er entstammte. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", diese ewige Wahrheit illustrirt Shakesperes „Richard der Dritte". Und wenn Richmond, der milde Fürst der Gnade über den Dämon des Abgrundes zuletzt triumphirt und seinen Einzug hält in das blutende gepeinigte England — dann empfinden wir es innerlich befriedigt und versöhnt zugleich, daß der gerechte Zorn des ewigen Richters mit der Vernichtung des Größten aller Bösewichter gestillt ist, daß über dem haß- und mordumdunkelten Lande ein Himmel des Friedens und der Verheißung wieder emporstrahlt und den zagenden Blick aufwärts richtet im festen Vertrauen auf eine sittliche und unverbrüchliche Weltordnung, die kein Mensch, und hätte der Dämon des Abgrundes selber Wohnung in ihm gemacht, aus den ewig geordneten Fugen zu bringen vermag.

Die Schutzmittel des Körpers gegen infektiöse Krankheiten.

Von

R. v. Lendenfeld,
Professor d. Zoologie a. d. Univ. Czernowitz.

Wenn ein Thier stirbt und seine Leiche an der Luft liegen bleibt, so geht dieselbe sehr rasch in Fäulniß über, einem Prozesse, der schließlich alle Weichtheile zerstört. Diese Fäulniß ist jedoch keineswegs eine unbedingte Folge des Todes; sie kann auf dreierlei Weise verhindert, und der Weichkörper des Thieres, sein Fleisch, beliebig lange unverfault erhalten werden: durch Unschädlichmachen des Wassergehaltes; durch Imprägnirung mit gewissen Chemikalien; endlich durch wiederholtes Erwärmen (Pasteurisiren) oder Kochen und Verhinderung des Luftzutrittes. Alle diese Konservirungs-Methoden des Fleisches, Obstes und andrer organischer Produkte beruhen darauf, daß durch sie jenen niederen Pilzen, welche durch ihr Wachsthum in dem organischen Körper die Fäulniß hervorrufen, die nothwendigen Existenzbedingungen entzogen werden.

Der Wassergehalt kann durch Trocknen vertrieben, durch Zusatz von viel Salz oder Zucker in eine, jenen Pilzen nicht zusagende, konzentrirte Lösung verwandelt, oder endlich durch Frieren zu Eis erstarrt und so für die Pilze unbrauchbar gemacht werden. Diese Methoden werden bekanntlich in allen möglichen Variationen zur Konservirung von Eßwaaren angewandt.

Durch Imprägnirung mit gewissen Stoffen, welche, wie Karbolsäure und Sublimat, starke Pilzgifte sind, kann ebenfalls die Pilzvegetation und damit die Fäulniß verhindert werden. Hierauf

beruht die „Einbalsamirung“ der Leichen, welche in ihrem Wesen mit „Balsam“ garnichts zu thun hat, sondern eine Injektion der genannten Pilzgifte durch die Blutgefäße in alle Theile des Körpers ist.

Die dritte Konservirungsart beruht darauf, daß durch das wiederholte Erwärmen, beziehungsweise Kochen, die in dem zu konservirenden, organischen Gegenstande enthaltenen Pilze und Pilzkeime getödtet werden, und daß es dann durch Verhinderung des Luftzutrittes den in der Luft enthaltenen Pilzkeimen unmöglich gemacht wird an den konservirten Körper heranzukommen, sich dort festzusetzen, zu vermehren und Fäulniß zu veranlassen. Diese Methode wird in den Konservenfabriken zur Anwendung gebracht. Man bringt Fleisch, Gemüse und dergleichen, in Metallbüchsen, verlöthet und kocht sie, und ist so im Stande, diese Genußmittel vollkommen und dauernd vor Fäulniß zu schützen.

Nur weil die fäulnißerregenden Pilze an der Erdoberfläche allgegenwärtig sind, überall in der Luft schweben und allenthalben an den Körpern haften, tritt stets die Fäulniß ein, wenn man denselben nicht auf einem dieser Wege das Wachsthum unmöglich macht. Da jedoch alle diese Pilze und Pilzsporen in organischen Körpern zur Entwicklung gelangen, welche auf der Erdoberfläche oder unter ihr faulen, und nur vom Winde — mit dem Staube — an andere Orte getragen werden, so nimmt ihre Anzahl in der Luft mit zunehmender Höhe und auch mit der Entfernung von dem Lande rasch ab: arm an solchen Pilzkeimen ist die Luft auf offener See und im Hochgebirge. Ja, es ist der Nachweis gelungen, daß in der Hochregion, auf den Gipfeln der Alpen, fast gar keine fäulnißerregenden Pilze vorkommen. Tyndall hat in Suppen und anderen, der Fäulniß leicht zugänglichen Dekokten die Pilzkeime durch Kochen getödtet, nachdem vorher schon die Flaschen, in denen sie sich befanden, luftdicht verschlossen worden waren. Diese Pilzkeimlosen, wie man sich ausdrückt, „sterilisirten“ Flüssigkeiten hat er dann auf den Gipfel der Jungfrau getragen; sie dort aufgestellt, und, auf der Leeseite stehend — damit nicht Pilzkeime von seiner Person in dieselben gerathen konnten — ihre Hälse abgeschlagen. Ein Jahr darauf stieg er wieder hinauf und fand seine der Luft auf dem Jungfraugipfel ausgesetzte Suppe noch ganz unverfault und genießbar. Dies beweist, daß während der Zeit kein lebender Pilzkeim in die Suppe gefallen ist, daß die Luft dort sehr arm an solchen Keimen sein muß.

Aber nicht blos in todten, organischen Körpern, auch in lebenden,

könnten viele Pilzarten leben und sie würden dort auch gedeihen, wenn nicht besondere Schutzvorrichtungen vorhanden wären, welche ihre Existenz im lebenden Organismus erschwerten, beziehungsweise unmöglich machten. Sehr viele Keime von Pilzarten, welche geeignet sind, sich im lebenden, menschlichen Körper anzusiedeln und dort zu wachsen und sich zu vermehren, sind in der Luft, im Wasser, in der Erde, in unserer Nahrung, mit einem Worte, in allen den gasförmigen, flüssigen und festen Körpern enthalten, mit denen wir in Berührung kommen. Wären nicht jene Schutzvorrichtungen vorhanden, so würden sich diese Pilze in kürzester Zeit im menschlichen Körper ansiedeln und in wenigen Tagen schon alle Theile desselben durchwachsen, verändert und entweder so, oder durch die chemische Wirkung, gewisser von ihnen erzeugter Stoffwechselprodukte (Toxe), den Tod herbeigeführt haben.

Wenngleich in viel geringerem Maße als diese, unter dem Namen Bakterien oder Mikroben bekannten Pilze, bedrohen auch andere äußere Eindringlinge den menschlichen Körper, Eindringlinge, welche vom Organismus wieder ausgestoßen werden und deren Ausstoßungsprozeß uns zeigt, über welche Schutzmittel gegen seine Feinde der Körper verfügt. Dringt ein Holzsplitter oder ein Glasscherben in die Haut ein, so sammelt sich alsbald eine weißliche oder gelbliche, dicke, zähflüssige Substanz in seiner Umgebung an, welche das darüberliegende Hautgewebe korrodirt und so dem eingedrungenen Fremdkörper den Weg bahnt, durch welchen er schließlich ausgestoßen wird. Betrachtet man diese, in der Umgebung des Eindringlings angesammelte Substanz mit dem Mikroskope, so erkennt man, daß sie aus einer Flüssigkeit besteht — dem Blutserum ähnlich — in welcher zahlreiche, mehr weniger kuglige, körnige Gebilde schwimmen.

Das Blut des Menschen und aller höheren Wirbelthiere ist eine Flüssigkeit (Serum), in welcher verschiedenartige Elemente schwimmen, von denen die rothen und die weißen Blutkörperchen die zahlreichsten und die wichtigsten sind. Es ist bekannt, daß die rothen Blutkörperchen den Zweck haben, den in der Lunge absorbirten Sauerstoff in allen Theilen des Körpers zu verbreiten, ihn, wo er gebraucht wird, abzugeben, dafür Kohlensäure einzutauschen, und diese in die Lunge zurückzutragen, wo sie abgegeben und dann ausgeathmet wird. Mit diesen rothen Blutkörperchen, welche 90 % aller Elemente des Blutes ausmachen, haben wir hier weiter nichts zu thun: uns interessiren nur die weißen Blut-

körperchen. Es sind das kuglige, oder unregelmäßig gestaltete, körnige, mit einem deutlichen Zellkern ausgestattete Elemente, welche, wie ein Blick ins Mikroskop zeigt, jenen Elementen vollkommen gleichen, welche, wie wir oben gesehen haben, die Hinausbeförderung von Eindringlingen (Holz- und Glassplitter) aus dem Körper besorgen. Aber sie gleichen diesen nicht nur: sie sind dasselbe.

Mit dem Blutstrome werden diese weißen Blutkörperchen fortgeführt, nicht rasch wie die rothen Körperchen, welche den Mitteltheil der Gefäße einnehmen, sondern langsam, indem sie an den Gefäßwänden hingerollt werden, wie große Steine von einem Gebirgsbache über seinen Grund. Sie finden sich auch außerhalb der Blutgefäße in den Geweben, sowie in den Lymphgefäßen. Begegnen diese weißen Blutkörperchen auf ihrem Wege einem eingedrungenen Fremdkörper, so heften sie sich an ihn. Immer neue kommen herangerollt; alle bleiben hier liegen und bald ist der Fremdkörper von diesen weißen Blutkörperchen ganz eingehüllt. Ist der Fremdkörper von solcher Art, daß er von den weißen Blutkörperchen direkt angegriffen werden kann, so machen sich diese sofort daran, ihn aufzufressen. Diesem Schicksal — von den rasch sich an seiner Oberfläche ansammelnden weißen Blutkörperchen aufgefressen, aufgelöst und so beseitigt zu werden — verfallen Fleischtheile, Sehnen und dergleichen, welche in den Körper gelangen. Der Versuch ist mit Rattenschwänzen gemacht worden, welche anderen Ratten unter der Haut eingenäht und bis auf die Knochen von den weißen Blutkörperchen aufgezehrt wurden. Gelangt ein Glas- oder Holzsplitter in den Körper, so sammeln sich die weißen Blutkörperchen an seiner Oberfläche an und bahnen ihm dann — denn auffressen können sie solche Körper nicht — in der oben angedeuteten Weise einen Weg nach außen.

Wenn nun aber der durch die Haut der äußeren Oberfläche, der Luftwege oder des Darmkanals in den Organismus eingedrungene Fremdkörper ein lebender Pilzkeim ist, so wird er von dem ersten weißen Blutkörperchen, welches mit ihm in Berührung kommt, angefallen und — da er stets viel kleiner als dieses ist — ohne Weiteres aufgefressen, getödtet, und so daran verhindert, sich zu vermehren und den Organismus zu gefährden. Wir müssen uns vorstellen, daß fortwährend solche gefährliche Pilzkeime in unseren Körper eindringen, daß fortwährend die weißen Blutkörperchen dieselben auffressen und unschädlich machen, daß also die weißen Blutkörperchen die Soldaten sind, welche uns vor diesen, unseren schlimmsten Feinden schützen.

Wenn nun aber die Pilzkeime in großer Masse eindringen, wenn die weißen Blutkörperchen zu schwach oder zu wenig zahlreich sind, oder endlich wenn sie daran verhindert werden, schnell genug in hinreichender Menge auf dem Kampfplatze zu erscheinen, dann haben jene Pilze eine Chance sich zu vermehren. Da nun diese Vermehrung in geometrischer Progression fortschreitet, während die Zahl der weißen Blutkörperchen keiner bedeutenden Erhöhung fähig ist, werden, wenn der Pilzausbreitung nicht bei Zeiten ein Riegel vorgeschoben wird, die Pilze bald die Oberhand gewinnen und eine schwere Krankheit oft auch den Tod zur Folge haben. Allerdings besitzt die Natur noch andere Mittel zur Bekämpfung dieser Pilze, welche dann in Aktion treten, wenn das Heer der weißen Blutkörperchen geschlagen ist; aber diese Mittel sind gefährlich in ihrer Anwendung und zweifelhaft in ihrem Erfolge. Ein solches Mittel ist die Diarrhoe und das Erbrechen bei Cholera, wodurch die Natur — freilich ohne viel Aussicht auf Erfolg — die Cholerabazillen aus dem Körper zu entfernen sucht. Ein solches Mittel ist die Erhöhung der Bluttemperatur im Fieber, welche die Raschheit der Pilzvermehrung herabsetzen soll und jedenfalls die Leistungsfähigkeit der weißen Blutkörperchen erhöht, aber für den Menschen gefährlich ist. Ein solches Mittel ist wohl auch der Eintritt gewisser chemischer Veränderungen in den Säften, wodurch die Bakterien vergiftet werden sollen. U. s. w.

Wir sehen, daß es da noch Mittel giebt, aber verzweifelte. Nicht ihnen sollen wir unsere Rettung in solchen Fällen anvertrauen, sondern lieber darauf sehen, daß unser weißes Blutkörperchen-Heer allzeit schlagfertig und in gutem Stande sei.

Niedrige Temperatur setzt die Leistungsfähigkeit der weißen Blutkörperchen erheblich herab. Trifft ein konstanter, kühler Luftstrom, ein „Zug" eine Körperstelle, so wird diese abgekühlt und die dort „den Dienst verrichtenden" weißen Blutkörperchen werden gelähmt. Ist das nun eine Stelle, in welche solche Pilzkeime eindringen können — die Backe etwa über einem hohlen Zahn, dessen Höhlung eine wahre Brutstätte von Pilzen ist — so vermehren sich, wegen der Lähmung der sie sonst vernichtenden weißen Blutkörperchen durch die Abkühlung, die Pilze hier so rasch, daß sie schmerzende Entzündungen verursachen und daß ihrem Ueberhandnehmen erst nach einiger Zeit und durch die Anwendung anderer Mittel von der Natur Einhalt gethan werden kann. Wer schlechte Zähne hat — und wer hat sie nicht? — nehme sich also vor dem „Zug" in Acht.

Noch schlimmer ist die Sache bei größeren Verwundungen, wo Pilzkeime leicht eindringen und in deren Umgebung ein unausgesetzter Kampf zwischen den weißen Blutkörperchen und den Pilzen tobt. Sorgsam müssen sie vor der Kälte geschützt werden, sonst kann dieser Kampf leicht zu Gunsten der Pilze ausfallen, was Rothlauf, Brand und ähnliche Dinge zur Folge haben kann.

Aber nicht nur die Kälte, auch andre, ungünstige, äußere Einflüsse, schlechte Ernährung oder Verdauung und dergleichen können die Kraft der weißen Blutkörperchen brechen. Vor diesen Dingen nehme man sich sehr in Acht, man schütze und pflege die weißen Blutkörperchen in jeder Weise, trainire sie durch Impfung von leichter zu bewältigenden Bazillen zum Kampfe und versäume nichts, was die Wehrkraft dieses unseres Heeres zu erhöhen geeignet ist. Kann man sich aber auf dieses verlassen, dann braucht man nicht ängstlich jeder möglichen Infektion auszuweichen und kann muthig der Gefahr trotzen, welche die Epidemiespitäler den Aerzten und Krankenwärtern bereiten.

Nicht alle Pilzarten, welche in unserem Körper leben können, sind gleich leicht von den weißen Blutkörperchen zu besiegen. Es giebt manche Arten, welche ihnen kaum einen Widerstand entgegensetzen und es giebt andre, die bei den meisten Menschen den Kampf gegen die weißen Blutkörperchen siegreich zu bestehen pflegen. So hat in der römischen Kampagna der Mensch dem Malariapilz weichen müssen, so sind manche Tropengegenden für den Europäer verderblich. Da beobachten wir aber oft den Fall, daß die, in solchen Fiebergegenden einheimische Menschenrasse für das Fieber „immun“ ist, während die Fremden dem Fieber erliegen. Und wenn schon bei verschiedenen Menschenrassen solche Unterschiede angetroffen werden, so begegnen wir ihnen in weit erhöhtem Maße noch bei verschiedenen Thierarten. Die allermeisten Krankheiten kommen nur bei wenigen Arten vor und bisher ist gar keine Krankheit bekannt geworden, wече alle ähnlich organisirten Thiere — alle Säugethiere zum Beispiele — im gleichen Maße befiele. Für diese Unterschiede hat man neuerdings Unterschiede in der chemischen Zusammensetzung der Säfte des Körpers, namentlich des Blutserums verantwortlich gemacht. Daß solche vorhanden sind und eine wichtige Rolle spielen, ist zweifellos, aber das Wichtigste bleiben immer die weißen Blutkörperchen, denn wie immer auch das Serum beschaffen sein mag, so wird es doch gewiß nicht allen Pilzen gegenüber als Gift wirken und wenn es auch vielen von ihnen das Wachsthum im

menschlichen Körper von vorne herein unmöglich macht, so wird es doch immer genug andre geben, die in dem Serum gedeihen könnten und in demselben auch gedeihen würden, wenn eben nicht die weißen Blutkörperchen sie vernichteten.

Daß die weißen Blutkörperchen wirklich kleine Fremdkörper und auch Bakterien in sich aufnehmen und „verdauen“ ist wiederholt direkt beobachtet worden. Gerade so wie die freilebende Amoebe, die auch nur eine einzige Zelle ist, bilden sie Fortsätze, welche sich über die Pilze 2c. ausbreiten und gerade so wie jene nehmen sie, da ihr Körper weich und zähflüssig ist, die Pilze in sich auf. Diese Pilze (Bakterien), welche man dann im Inneren der weißen Blutkörperchen findet, zeigen dieselben Eigenthümlichkeiten wie in anderer Weise getödtete, woraus zu schließen ist, daß sie von den weißen Blutkörperchen getödtet werden. Wohl kann man sich auch vorstellen, daß die Bakterien ihrerseits aktiv die weißen Blutkörperchen anfallen, in sie eindringen und versuchen die letzteren zu tödten. Ist die Zahl der Bakterien eine sehr große, so mag ihnen das wohl und zwar namentlich dann gelingen, wenn die weißen Blutkörperchen in Folge von Abkühlung und dergl. geschwächt, nicht ihre normale Widerstandskraft besitzen. Mit Recht kann man also von einem „Kampfe“ zwischen den weißen Blutkörperchen und den Bakterien sprechen.

Der menschliche Körper ist in unendlich komplizirter Weise zusammengesetzt. Alle seine vergänglichen und dem Tode geweihten Theile haben nur den Zweck, die in ihm fortlaufende, unsterbliche Keimzellenserie zu nähren und zu hüten und das nicht nur so lange sie im Körper selber sich befindet, sondern auch nachher, wenn sie ihn verlassen und andere Körper, unsere Kinder und Enkel gebildet hat. Um die Keimzellenserie behüten zu können, müssen aber die Organe zunächst sich selber vor der feindlichen Außenwelt schützen. Eine starke, das ganze Leben hindurch sich erneuernde Haut muß sie decken; ein Knochenpanzer muß edle, exponirte Theile, wie das Gehirn, umhüllen; Schweiß muß erzeugt werden, um durch Verdunstung eine allzugroße Erhitzung des Körpers zu vermeiden; und eine Einrichtung muß es geben dem Feinde zu begegnen, wenn er in dem Körper eingedrungen ist: diese Einrichtung ist das kräftige, stets kampfbereite Heer der weißen Blutkörperchen.

Ludwig Richter.*)

Von

Professor **K. Budde.**

So drück' ich meinen vollen, frohen Kranz
Dem Meister Ludwig auf die hohe Stirne.
Goethe, Torquato Tasso.

Von Vielen längst sehnsüchtig erwartet, ist in dem höchst ver-
nstlichen und dankenswerthen Unternehmen der Knackfußschen
nstermonographien den Abtheilungen über Ad. Menzel, Anton
Werner und Knaus, die der Gegenwart ihr Recht gaben, die
r Ludwig Richter gefolgt, den Vertreter der jüngsten Ver-
ngenheit, den Liebling des deutschen Volkes vor vielen, wenn
ht vor allen andren. Es ist schwer, eine so runde, nach allen
htungen gleichmäßig und harmonisch ausgebildete Persönlichkeit
er unsern Künstlern wiederzufinden; es mag wenige geben,
en neben dem Ruhme in solchem Maße mit Liebe gelohnt
rden ist. Nachdem er uns bei seinen Lebzeiten entzückt und
uickt hatte durch seine Bilder, gewann er noch nach seinem
scheiden als Mensch unser Herz, und setzte uns zugleich als
hriftsteller in Erstaunen, durch die köstlichen „Lebenserinnerungen
es deutschen Malers," die in immer neuen Auflagen in tausende
n deutschen Familien Eingang gefunden haben. Da war es
in hohe Zeit, daß einmal alles, was Ludwig Richter uns schon

*) Künstler-Monographien, herausgeg. von H. Knackfuß. 14. Ludwig Richter von V. Paul Mohn. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1896. Preis 3 Mk.

ist oder noch werden kann, zusammengefaßt wurde in einem einzigen Werke, das den Entwickelungsgang des Menschen wie des Künstlers von der Wiege bis zum Grabe verfolgte und veranschaulichte, in gleichem Maße bestimmt zu selbständigem Genuß, wie zur Erläuterung der zum Hausschatz des deutschen Volkes gewordenen Lebenserinnerungen. Noch ist der Kreis derer nicht ausgestorben, die seinen Umgang, zum Theil Jahrzehnte hindurch, genossen haben und aus eigener, frischer Erinnerung von ihm erzählen können, noch giebt es große Sammlungen seiner künstlerischen Arbeiten, die unter seinen Augen zusammengebracht sind und unter Anleitung der ersten Sammler dicht bei einander das ganze Werk des Meisters leicht überschauen lassen. Solche Kräfte ersten Ranges sind es, die sich zu der vorliegenden Veröffentlichung zusammengethan haben. Der Verfasser ist Professor V. Paul Mohn, der langjährige Schüler des Meisters, der Gatte seiner Enkelin, i. J. 1876 sein unmittelbarer Nachfolger als Lehrer an der Akademie zu Dresden. Wer aus Richters Briefen weiß, wie hoch dieser selbst Mohns künstlerische Kraft schätzte, wer ihn aus seinen Schöpfungen als einen der gemüthvollsten und geistreichsten Schüler des Meisters kennt,*) der muß diese Wahl freudig begrüßen. Unter denen, die ihm ihre Schätze für sein Werk öffneten, steht obenan Ed. Cichorius, der Besitzer der größten und kostbarsten aller bestehenden Richter-Sammlungen, der „beinahe ein Menschenalter hindurch“ „mit Richter in enger Freundschaft gelebt hat.“**) Dazu fand sich ein dritter, scheinbar sehr nüchterner, aber dafür ungemein starker und treuer Bundesgenosse, dessen der Verf. mit Recht in seinem Nachworte voll warmen Dankes Erwähnung thut, Johann Friedrich Hoffs Werk „Adrian Ludwig Richter, Maler und Radirer“ (Dresden, 1877). Mit einem Bienenfleiße, der nur aus Liebe und Verehrung stammen konnte, hat der Verfasser in diesem Muster eines Catalogue raisonné das ganze veröffentlichte Werk Richters an Radirungen, Holzschnitten, Stichen, Lithographien, Lichtdrucken und Photographien, 3336 Nummern, bibliographisch genau gebucht und zum Theil beschrieben. Wer diese Dinge sammelt, der weiß, wie schwer es ist, ein Richterianum zu finden, das Hoff entgangen ist. —

*) Es sei hier nur an sein köstliches Bilderbuch „Kinder-Lieder und -Reime,“ Berlin, Verlag von Raimund Mitscher, erinnert.

**) Vgl. seinen Nachruf auf L. R. aus dessen Todesjahre in der „Liebesspende für die Kinderheilanstalt zu Dresden“ (Dresden, Verlag von v. Zahn & Jaensch), vielleicht das Schönste und Wahrste, was je über Richter geschrieben ist.

An so reichen Quellen sitzend, konnten Verfasser und Verlagshandlung Außergewöhnliches bieten, und wirklich übertrifft dieses 14. Heft durch seinen Reichthum alle vorhergehenden um ein Bedeutendes. Nicht weniger als 183 Abbildungen führen uns durch 61 Jahre von der Knabenzeit des Meisters bis in sein hohes Greisenalter; die Bildnisse aus den Jahren 1827, 1839, 1851 und 1879 führen uns seine Person vor, in den eigentlichen Stufenjahren seines Schaffens und an dessen letztem Ende, wo er Pinsel und Stift endgültig aus der Hand legen mußte, um nur noch mit der Feder die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit festzuhalten. Besonders anziehend sind die Bildnisse aus des Meisters Familie, vor allem die Bilder seiner Enkel mit selbstgemachten Versen. Gern hätte man daneben noch das Bildniß des Vaters C. A. Richter nach des Meisters Radirung von 1827 gesehen. Zum ersten Male ist man auch dazu übergegangen, farbige Blätter beizugeben, wozu freilich die entzückenden, in wenigen zarten Farben ausgeführten Aquarelle des Meisters sehr verlocken mußten. Die 6 Blätter dieser Art sind eine besonders dankenswerthe Zierde des schönen Buches, da sie den Blick in ein weites Gebiet der Kunstthätigkeit Richters eröffnen, das bisher nur wenigen Auserwählten zugänglich war. Vor allen andren gelungen erscheint uns das erste, die Genoveva aus dem Jahre 1850. Eine weitere Gruppe, die hervorgehoben zu werden verdient, ist die der sechs Wiedergaben nach Oelgemälden. Besser als die italienischen Landschaften von 1825, 1826 und 1833 sind hier die vaterländischen Bilder zu ihrem Rechte gekommen, die Ueberfahrt am Schreckenstein von 1837, die Abendandacht von 1842, der Brautzug im Frühling von 1847. Die kräftigere Farbengebung dieser späteren Bilder wird der Wiedergabe zu gute gekommen sein.

Der Text von Mohns Hand, begleitet zum bei Weitem größten Theile des Meisters künstlerisches Schaffen, wie es in den Abbildungen niedergelegt ist, in ganz schlichten Zügen, in genauem Anschluß an die zeitliche Folge seiner Arbeiten. Kurze Nachrichten über die Ereignisse aus seinem Leben sind an der richtigen Stelle eingestreut. Freier bewegt sich der Verfasser in dem stimmungsvollen Eingangsabschnitt, der des Meisters Eigenart und Größe kurz zur Geltung bringt und in dem Schluß etwa von S. 107 an, wo er Richters Lebensgewohnheiten, seine Arbeitsweise, seinen Unterricht, die Erlebnisse und Stimmungen seiner letzten Lebens-

jahre aus eigener, liebevoller Anschauung schildert. Auch Diejenigen die schon genauer mit L. Richter vertraut waren, werden Moh für diese Beiträge herzlichen Dank wissen. So ist es eine überau reiche Gabe, die uns hier geboten wird, durchaus geeignet, de verschiedenen Bedürfnissen Genüge zu thun, die oben ausgesproche wurden. Das Buch kann für sich gelesen werden, es kann al Bilderbuch zu Richters Lebenserinnerungen benutzt werden, es wir Jedem, der einen mehr oder minder großen Schatz Richterscher Werk sein Eigen nennt, behülflich sein, sie in des Meisters Schaffen a ihrer Stelle einzureihen und aus seiner Entwickelung richtig z verstehen.

Und nun möchte ich einmal voraussetzen, daß ein jeder Lese dieses herrliche Buch schon in Händen hätte — ich werde gewiß be Vielen damit schon jetzt nicht fehlgreifen — und möchte es, obgleic fast zu spät und jedenfalls zu fern geboren, um aus persönliche Bekanntschaft des Meisters reden zu können, versuchen, dem Besitze noch etwas weiter zu helfen in dem Verständniß Richters und de Liebe zu ihm, die ich selbst seit langen Jahren pflege.

Die künstlerische Thätigkeit Ludwig Richters umfaßt run 55 Jahre. Diese lange Zeit zerlegt sich von selbst in zwei ungleich Hälften, die erste von etwa 20, die zweite von etwa 35 Jahren Von 1820—40 arbeitet er fast ausschließlich unmittelbar für di Oeffentlichkeit, als Maler und Meisterradirer; seine Werke geh genau so in die Welt, wie er sie gewollt und seine Hand allein s geschaffen hat. Etwa von 1840 an tritt diese Art der Thätigke weit in den Hintergrund; der Lithograph, der Holzschneider, de Radirer und Stahlstecher treten als Mittelsleute zwischen de Künstler und den Beschauer. Von da an beginnt sein Ruhm si mächtig auszubreiten, sein Schaffen nimmt eine ungeheure Aus dehnung an, zwanzig Jahre hindurch, etwa bis 1860, sich steti steigernd. Von da an tritt plötzlich durch ein schweres Augenleide Ebbe ein; das Greisenalter Richters beginnt, wenn er auch noc 15 Jahre lang köstliche Werke in allmählich immer weiter werdende Zwischenräumen auf unseren Weihnachtstisch legen konnte. Nac 1874 hat er keine neuen Zeichnungen mehr vor die Oeffentlichkei gebracht, nur Freunde erhielten noch Blätter von seiner Hand

Bei weitem die meisten Richterfreunde kennen ihn nur au dem zweiten Zeitraum seines Schaffens, durch die Vermittlung de nachahmenden Künstlers. Es ist ein besonderes Verdienst des vor liegenden Werkes, daß es auch die erste Hälfte seines Lebenswerke

weiteren Kreisen veranschaulicht. Richter ist bekanntlich wie Ad. Menzel in einem besonderen Sinne zum Künstler nicht gemacht sondern geboren. War jener eines Lithographen Sohn, so er eines Radirers. In Richters Elternhaus verstand es sich ganz von selbst, daß jedes Kind, sobald der Verstand sich regte und die Hand fester wurde, dem Vater bei seinem Handwerk zur Hand ging und nach besten Kräften half, genau wie es bei anderen Hausindustrieen, sei es beim Spielwaarenverfertiger, sei es beim Bandweber, zu geschehen pflegt. Die erste Zeichnung des 14jährigen Knaben, die, von anderer Hand radirt, 1818 die Oeffentlichkeit sah, bietet uns Mohn als Nr. 1 seiner Abbildungen, ein Blatt, das damals nur ein Augenblicksinteresse in Anspruch nehmen konnte und heute nur als Incunabel von eines Meisters Hand Werth hat. Aber ganz anders steht es schon mit den Arbeiten des Sechszehnjährigen, bei denen der Vater es für billig hielt, des Knaben Namen auf dem Titel dem seinigen beizugesellen. Die beiden Radirungswerke „70 Mahlerische An- und Aussichten der Umgegend von Dresden“ und „30 u. s. w. von Dresden und den nächsten Umgebungen“, beide 1820 erschienen, sind in ihrem ganzen Umfang höchst beachtenswerthe Erscheinungen, den meisten gleichzeitigen Werken ähnlicher Art weit überlegen. An allen Blättern wird der junge „Adrian Ludwig“ mitgearbeitet haben, besonders die Staffage überließ ihm der Vater gerne. Aber staunenswerth ist es, daß diejenigen Blätter, die ausdrücklich seinen Namen tragen, es sind deren etwa 20, fast durchgängig zu den besten des ganzen Werkes gehören. Sie theilen die wunderbare Feinheit der Zeichnung, die schöne Abtönung der Entfernungen, die Richtigkeit der Perspektive mit den übrigen. Aber das bloß Vedutenhafte, das vielen noch anklebt, haben sie überwunden und zeigen daneben eine Schönheit der Linienführung und eine poetische Auffassung, die noch heute entzücken muß. Es ist zu bedauern, daß Mohn nicht einige Blätter aus diesen den geborenen Meister verrathenden Jugendwerken dargeboten hat, etwa die Altväter-Wasserleitung, den Dorfstein, den Altarstein, die Stadt Bautzen aus den 70, Uibigau und Prießnitz, Dresden von der Bär-Bastei aus den 30. Eines bietet er in Verkleidung: denn Abb. 10 „Aus der sächsischen Schweiz“ von 1826 ist nichts als eine Wiederholung von Nr. 9 aus den 70 Ansichten, bei der nur der Vordergrund verändert ist. Leider ist dies keines der besseren Blätter, auch nicht von Richter Sohn unterzeichnet. Und leider sind auch die übrigen hierher gehörigen Abbildungen nicht dazu

angethan, von der Schönheit des radirten Werkes Richters einen Begriff zu geben. Außer der erwähnten sind noch Abb. 7 und 21—24 durch unmittelbares photographisches Verfahren gewonnen, sodaß sie jeden Strich einfach schwarz auf weiß wiedergeben, wenn auch z. T. in Verkleinerung; aber die erste bietet nur eine Umrißzeichnung nach einem Gemälde, die letzten 4 sind einem mehr handwerksmäßigen Wandbilde von 1834 entnommen, aus der Zeit, wo der Meister nur aus Noth, die ihm gründlich verleideten „An- und Aussichten" weiter radirte. Andererseits sind die Abbildungen von wirklichen Meisterblättern, Abb. 12, 13 aus der Salzburger Folge von 1830, 16, 17 aus der römischen von 1832, 32 aus der Sächsischen von 1839, der Rübezahl von 1848 (Abb. 53), Abb. 69, 70 aus den Randzeichnungen von 1849—50, die große Christnacht Abb. 97 von 1854, sie alle sind durch das indirekte Netzverfahren hergestellt, das alle übrigen Abbildungen geliefert hat. Das genügt für Oelbilder, Handzeichnungen und Aquarelle allen billigen Ansprüchen; der Feinheit und der sonnigen Schönheit der Radirungen Richters ist es nicht gewachsen. Es macht sie stumpf, schwerfällig, farblos, fleckig, und raubt ihnen so den hohen Reiz, der sie auszeichnet. Am ersten mag man sich noch Abb. 32 und 53 gefallen lassen. Diese Bemerkungen sind entfernt nicht bestimmt, das Verdienst des Buches zu schmälern, stehn doch auf der andern Seite gewiß Schwierigkeiten der Technik, denen gegenüber das Aeußerste geleistet ist; nur davor soll gewarnt werden, daß man Richter den Radirer, der so wenig bekannt ist, nach diesen Proben schätzt. Er steht vielmehr außerordentlich hoch. Wohl werden seine Oelgemälde es büßen müssen, daß sie einer Uebergangszeit der Malerei angehören, obgleich er zu seiner Zeit kaum von einem anderen Landschafter als Schirmer erreicht und übertroffen wurde. Aber seine Radirungen behalten unvergänglichen Werth und werden stets zum Beweise genügen, daß Richter ein fertiger, hochbedeutender Meister schon war, als sich ihm das neue Gebiet aufthat, das ihm seinen Namen erst machen sollte.

Daß ihm so geradezu ein neues, zweites Leben beschieden war, dazu wirkten mannigfache, zum guten Theil äußerliche Umstände zusammen. Sein Römerzug von 1823—27 hatte ihn zum Maler italienischer Landschaften ausgebildet, und mit gleichem Fleiß wie Begeisterung schuf er eine große Reihe solcher Bilder, die dem jungen Ehestande zugleich den nöthigen Zuschuß zu dem kärglichen Gehalte des Zeichenlehrers an der Meißener Porzellanmanufaktur

lieferten. Aber um die Mitte der dreißiger Jahre war der Kunstmarkt mit diesen Bildern vollauf gesättigt, und auch der Sächsische Kunstverein, der Retter in der Noth, lehnte ferneren Ankauf wiederholt ab, nicht ohne daß sein feinsinniger Leiter Baron v. Quandt den Meister auf ein gewisses Erlahmen seiner Phantasie hinwies. Richter selbst sehnte sich nach einem Wiedersehen Italiens, das seine schaffende Kraft neu befruchten sollte; aber im letzten Augenblick verschlang eine lebensgefährliche Krankheit seiner Gattin das Sümmchen, das er dafür zurückgelegt hatte. Da öffnete ihm ein wohlfeilerer Ausflug elbaufwärts bis nach Böhmen hinein aufs Neue das Auge für die Schönheit der Heimath, der die Arbeit seiner Knabenjahre gewidmet gewesen.

Dadurch nahm zunächst seine Oelmalerei einen neuen Aufschwung und errang weit größere Erfolge als zuvor. Aber daneben machte die Liebe zur Heimath Richters Kräfte frei für eine Menge von Aufgaben, die nur auf ihn zu warten schienen. Man könnte unser Jahrhundert das der vervielfältigenden Künste nennen. Nur den kostspieligen Kupferstich übernahm es von den vorhergehenden. Der Anfang des neuen Jahrhunderts brachte die Erfindung des Steindrucks, das Jahr 1820 die des Stahlstichs, in den dreißiger Jahren brach sich der längst verschollene Holzschnitt, in England zu neuem Leben erwacht, langsam auch in Deutschland wieder Bahn, nnd schon stand die Photographie vor der Thür, um sie alle todtzumachen oder doch von Grund aus umzugestalten. Die billigere Herstellung und die Möglichkeit größerer Ausnutzung weckte die Buchillustration, und die Verleger wetteiferten an Unternehmungslust und suchten nach den richtigen Leuten dafür. Es war durchaus nicht verwunderlich, daß dabei L. Richter, der Landschafter, in den vordersten Reihen stand. Eine Landschaft, die nicht mit Menschen belebt war, gab es für ihn von Anfang an nicht. Die An- und Aussichten von 1820 bevölkerte er mit oft köstlichen Gruppen, um dann auf die Ränder noch weitere figürliche Einfälle hinzukritzeln; aus der italienischen Zeit giebt es eine große Anzahl figürlicher Studien, die aus dem frischen Leben aufgegriffen und mit dem größten Fleiße durchgeführt sind; alle seine Radierungen und Oelbilder zeigen eine mit der Landschaft auf das innigste verwachsene Staffage, die jeden Augenblick das Uebergewicht gewinnen und aus dem Rahmen heraustreten könnte. (vergl. Abb. 26, 32 u. s. w.). Genau in der zeitlichen Reihenfolge ihres Entstehens oder Erwachens machten nun alle

jene vervielfältigenden Künste ihre Ansprüche an den Meister geltend, und zwar gerade in der Zeit, wo schwere Erfahrungen seine Liebe zu dem Vaterlande und seinem frischen Leben neu geweckt hatten. So trat er rüstig in die Arbeit ein. Zuerst nur zur Uebung und fast wie zum Scherz. So entstanden die ersten lithographischen Illustrationen, die heute ganz verschollen sind, die 13 zu Jahns biblischen Historien von 1832, von denen Mohn höchst dankenswerther Weise zwei nach den Zeichnungen bietet (Abb. 18, 19), und die 23 zu Textors Historischem Bildersaal der Sächsischen Geschichte 1834—36. Richter selbst urtheilt, daß sie „in höchst geschmackloser Weise reproducirt wurden", und der Vergleich zwischen einer Studie zu der Schlacht bei Mühlberg in meinem Besitz und der lithographischen Wiedergabe beweist das gute Recht dieser Klage.*) Im Jahre 1837 meldete sich der Stahlstich, und nun wurde es Ernst. Der unternehmende junge Verleger Georg Wigand gewann Richter für sein Malerisches und romantisches Deutschland. Richter übernahm die Sächsische Schweiz, den Harz, Franken und das Riesengebirge, für die er von 1837—41 nicht weniger als 102 neue Zeichnungen lieferte. Vortrefflich, was seine Arbeit betrifft; aber nur wenige der Stahlstecher, ich nenne besonders Carter und Winkles, vermochten in dem spröden Material seinen Absichten annähernd gerecht zu werden.**) Endlich das nächste Jahr 1838 führte Richter seinem eigentlichen Element für die Zukunft, dem Holzschnitt, zu, indem er für Otto Wigand die Volksbücher von O. Marbach zu illustrieren übernahm. Die Sammlung der 202 Holzschnitte nach Zeichnungen von Ludwig Richter, die Otto Wigand 1860, leider auf Grund eines beklagenswerthen Mißverständnisses nicht in guter Meinung, herausgab, kann jedem zeigen, daß hier „der Kampf mit dem Objekt" am allerschwersten entbrannte.

Ein neues Problem greift eben in des Meisters Wirken ein, seitdem er es fremden Händen überlassen muß, seine Erzeugnisse

---

*) Schon bald darauf in Reineke Fuchs bietet der Steindruck höchst achtungswerthe, später, besonders zu Stöbers Erzählungen gute, endlich zu der Prachtausgab des Musäus 1845 (vgl. Abb. 40), in den Blättern Aus Ludwig Richter, Skizzenbuch 18›7 und in manchen Einzelblättern vorzügliche Wiedergaben. Im ganzen beläuft sich das lithographische Werk, fast gänzlich unbekannt geworden, auf 174 Blätter.

**) Viele tüchtige Stahlstiche, besonders beliebt als Titelblätter von Luxusausgaben, bringt die spätere Z it (vgl. Abb. 45. 46) Hervorgehoben seien die 14 Blätter zu Schlegel und Tiecks Shakespeare-Uebersetzung. Das ganze Werk der neuen Faksimile-Stiche umfaßt etwa 200 Blätter.

der Welt vorzuführen. Es entsteht die Frage, wie man sie zu sehen bekommt, wieviel von des Meisters Absicht und Können am Ende erhalten bleibt. Die Schätze, in denen es Mohn vergönnt war, zu wühlen, in die er nur nach Wunsch hineinzugreifen brauchte, sind schuld daran, daß dieses Problem seinen Lesern gar nicht vor die Augen tritt. Im Nachwort berichtet er: „Wenn wir den weitaus größten Theil der Abbildungen nicht in Holzschnitt sondern nach den Originalzeichnungen wiedergegeben haben, so hat das seinen Grund darin, daß die eigenartige Zartheit der Handzeichnung eben auch durch den allervollkommensten Holzschnitt nicht ganz genau wiederzugeben ist.“ Das ist gewiß unbestreitbar, auch sind wir, vor allem wer schon viel von Richter kennt und besitzt, ihm den wärmsten Dank schuldig für die reiche Spende von weit über 100 mit wenigen Ausnahmen vortrefflichen Wiedergaben unmittelbar nach den Zeichnungen. Aber vielleicht wäre es noch besser gewesen, das Eine zu thun und das Andre nicht zu lassen.

Jeder wird sich herzlich freuen an den beiden Proben der in ihrer Einfachheit und Wahrheit entzückenden Zeichnungen zu den Volksbüchern auf S. 29. Aber warum hat er nicht die fertigen Holzschnitte daneben gesetzt oder noch besser, wenn sie ihm zur Verfügung standen, die doppelten Beispiele aus dem ersten, gänzlich verschnittenen Hefte der Volksbücher, der Griseldis, gewählt, um zu zeigen, wie qualvoll der Meister anfangs mit der mangelhaften Technik zu ringen hatte? Leider wird uns in dem ganzen Buche kein einziges solches Doppelbeispiel geboten; überall heißt es entweder Handzeichnung oder Holzschnitt. Die Geschichte von L. Richters Schaffen ist zugleich die Geschichte des deutschen Holzschnitts bis zu seiner höchsten Blüthe, mindestens des Dresdener Holzschnitts, der sich scharf und eigenartig von dem unter Ad. Menzels Szepter erwachsenen Berliner, von dem wesentlich durch Pocci geschaffenen, durch Mor. v. Schwind befruchteten Münchener abhebt. In Berlin Federzeichnungsmanier, die täuschend nachgeahmt wird, in München grobe, markige Umrisse mit möglichst einfachen Strichlagen schattirt, dem alten Holzschnitt am nächsten verwandt — Ludwig Richter hat sich, wenn ich recht sehe, am meisten der Eigenart des Materials untergeordnet, seine Schwächen geschont, seine starken Seiten glänzend herausgebildet. Aber während Schwind mit dem Jahre 1847 beginnt und die Technik schon zu allem gerüstet findet, während Menzels entschiedene Persönlichkeit (von 1838 an) die Hülfsarbeiter, Unzelmann, Kretzschmar, die

beiden Vogel, schnell und sicher zwingt, sich ganz seinen Absichten unterzuordnen, hat Richter nicht nur für jene mit die allerersten und schlimmsten Erfahrungen durchzumachen, sondern scheint auch mit seiner zarten, schonenden Weise langsamer vom Fleck zu kommen. Der unermüdliche Hof läßt uns das in einem Anhang seines oben gerühmten Buches übersehen. Er hat allen nachahmenden Künstlern, die für Richter gearbeitet haben, nachgeforscht, und von vielen Aufschlüsse über ihr Wirken erhalten und veröffentlicht, die das höchste Interesse bieten. Fast alle, die anfangs mitarbeiteten, sind Autodidakten, Goldgraveure, Petschaftstecher, Formstecher, Schriftgießer u. s. w. Der erste, dem Richtersche Zeichnungen übertragen wurden, Ritschl von Hartenbach, war Buchdrucker gewesen. Ein Mitkämpfer der Freiheitskriege, Offizier und Ritter des Eisernen Kreuzes, sehr von seinem Werthe überzeugt, hat er Richters Zeichnungen, die oft gar als Aquarelle ohne Strichlagen dargeboten wurden, schlecht und recht auf den Holzstock übertragen, die Schattenstriche gar nicht vorgezeichnet, sondern gleich mit dem Stichel geschnitten, wie sie ihm bequem zur Hand lagen. Sein Gehülfe W. Georgy schildert höchst ergötzlich, wie diplomatisch er verfahren mußte, um allmählich sogleich von des Meisters Hand die fertigen Zeichnungen auf dem Holzstock zu erlangen.*) Erst durch den Wettbewerb tüchtiger jüngerer Genossen hat sich der treffliche Ritschl später zu besseren Leistungen herangebildet; ein Held ist er nie geworden. Leider sind solchem geringen Können und unmöglichen Verfahren nicht nur die Zeichnungen zu den Volksbüchern zu drei Vierteln zum Opfer gefallen, sondern auch fast ohne Ausnahmen die 44 großen Blätter, die Richter 1840 zu Dullers Deutscher Geschichte lieferte. Es sind die großartigsten geschichtlichen Blätter, die wir von seiner Hand besitzen, Beweise einer ungewöhnlichen Anpassungsfähigkeit, doppelt überraschend bei einem Manne, der so wenig im Stande war, früher auf diesem Gebiete Versäumtes durch eingehende Studien nachzuholen. Mohn bietet davon das schöne Lutherbild (Abb. 33), nach der Handzeichnung verkleinert. Sind auch die übrigen Vorzeichnungen noch erhalten, so möchte man wohl den frommen Wunsch äußern, daß sie einmal alle in guter Wiedergabe dargeboten würden, um das Bild Richters, der später die Illustration der Völkergeschichte fast völlig verlassen hat, auch auf diesem Gebiete zu Ehren zu bringen. Um solchem Elend ab-

*) Ein Verfahren, das Ad. Menzel von Anfang an übte, und zwar bis auf den letzten Strich.

zuhelfen, verlegte sich G. Wigand auf das Experimentiren. Schon im Duller stoßen wir gelegentlich auf einen französischen und einen englischen Holzschneider. Für den Landprediger von Wakefield, den Richter 1841 mit 63 Bildern schmückte, berief er eine ganze Anzahl fertig ausgebildeter Holzschneider aus England. Man kam damit aus dem Regen in die Traufe. Mohn stellt S. 49 den Sachverhalt schwerlich ganz richtig dar. Wohl werden dem Meister englische illustrirte Werke vorgelegt worden sein, um es ihm zu ermöglichen, in seinen Bildern das englische Leben so herrlich wiederzugeben, aber nicht, „damit er seine Zeichnungen den Anforderungen der Technik des englischen Holzschnittes entsprechend einrichte“, wovon er sich dann bald wieder freigemacht habe. Daß sich Richters Zeichnungen zum Landprediger nicht durch eine englische Technik von den übrigen abheben, beweist Mohn selbst am besten durch einige kleine Irrthümer. Denn Abb. 34 ist gar nicht zum Landprediger von 1841 gezeichnet, sondern 1847 zum Leben Valentin Duvals (Illustr. Jugendzeitung), während Abb. 48 keineswegs erst nach 1842 zu einer späteren Ausgabe des Landpredigers gezeichnet ist, sondern schon 1841 auf S. 38 der 1. Auflage zu finden ist. Aber freilich sind Richters deutsche Zeichnungen nach englischer Manier geschnitten und damit zum guten Theil gründlich verschnitten und verpfuscht, und so stellt Richter selbst die Sache in seinen Lebenserinnerungen dar. Die englischen Holzschneider können aus ihrer glatten, zierlichen Stahlstichmanier nicht heraus; nur wenige Zeichnungen, vor Allem die von dem Deutschen E. Kretzschmar geschnittenen, sind dem Schicksal arger Entstellung entgangen. An sich gehört diese Folge zu dem Geistreichsten und Gemüthvollsten, was L. Richter gezeichnet hat. Ein wenig hat noch ein zweites Werk unter dem ausländischen Experiment zu leiden gehabt, die 151 Zeichnungen zu Musäus' Volksmärchen von 1842—43. Aber es ist doch nur eine gewisse Ueberelleganz der Linienführung übrig geblieben, im Ganzen haben sich die Engländer, vor Allem Allanson, in Richters deutsche Art fügen gelernt, wie man anderseits ihre besonderen Fähigkeiten an der richtigen Stelle zu verwenden weiß. Und zu ihnen haben sich gute und vortreffliche deutsche Künstler gefunden, wie A. Vogel und H. Bürkner, der langjährige Freund und Mitarbeiter Richters, und als Dritter im Bunde der Nationen steht der Franzose Peupin da, der bei aller Treue gegen Richter doch die französische Holzschnittmanier nicht verleugnet. In diesem köstlichen Werke ließ der Dresdener Meister seine berühmten Düssel-

die Güte der Wiedergabe verbürgte. Er wurde, was hier nebenb
theils wiederholt, theils ergänzt werden mag, später d
Schwiegersohn des Meisters, der Schwiegervater von Pr
fessor Mohn. Die Spinnstubenbilder erschließen uns ei
neue und besonders anziehende Seite der Begabung d
Meisters, er wird hier der Schilderer des Volkslebens. Und zw
nicht von der lyrischen Seite, in Stimmungsbildern, wie wir
sonst von ihm kennen, sondern von der epischen. Kraftvolle En
wickelung der Gestalten und der Handlung durch alle Gegensä
hindurch zeichnet diese schönen Folgen aus; sie sind durchaus g
eignet, das Mißverständniß zu beseitigen, als wenn Richter n
ein weicher Gefühlsmensch von engem Anschauungskreise wä
Zur vollen Entwickelung kommt ferner in dieser Zeit seine B
gabung für die Darstellung des kindlichen Lebens in den Löschke'sch
Kinderbüchern, von denen Mohn in Abb. 73, 74 und 76 hübs
Beispiele bietet, auch der Kreis religiöser Darstellungen wird h
in schöner Weise erweitert.*) Leider taugt Löschkes Text nur g
zu wenig, ein Uebelstand, dem J. Sturm durch seine Neubelebu
abzuhelfen versucht hat. Die wundervollen Bilder zu Reini
Uebersetzung der Hebelschen Gedichte 1851 (vgl. Abb. 78–
und die zu Bechsteins Märchenbuch 1853 (vgl. Abb. 89–
bringen altbewährte Seiten seiner Kunst auf den höchsten Gipf
die 40 Illustrationen des Goethe-Albums 1853–55 (Abb. 1
bis 109), zu einer Ausgabe von Goethes Werken geplant, offenba
besonders in den Balladen, Hermann und Dorothea, Götz e
große dramatische Kraft; in der Christenfreude von 18
(Abb. 110–112) setzt Richter seiner tiefen Frömmigkeit ein
greifendes Denkmal und schüttet zugleich sein Herz aus nach d
schmerzlichsten Verluste seines Lebens, dem Tode seiner gelieb
Gattin. Gegen Ende dieses Abschnittes (1858) fallen se
Illustrationen zu Klaus Groths Vaer de Gaern. Die Arb
wurde ihm sauer, wie er selbst gesteht, weil es galt, einen i
bisher völlig fremden Volksstamm richtig aufzufassen und d
zustellen. Leider sind auch die Aufzeichnungen auf den Holzs
durchaus von fremder Hand und haben dadurch trotz aller Sch
heit einen etwas gezwungenen Zug angenommen, den frei

*) Abb. 75 ist die einzige des Buches, deren Herkunft von Richter ich leis
bezweifeln wage; sicher stammt sie nicht aus den Löschke'schen Büch
Sollte sie nicht ein O. Pletsch sein? Oder ist sie nur von fremder Hand
gezeichnet? Bei Hoff weiß ich sie nicht zu finden.

die schönen Proben nach den Handzeichnungen (Abb. 123, 124) nicht verrathen.

Während dieser reichen illustratorischen Thätigkeit kündigt sich schon eine neue Art des Schaffens an, die den letzten Abschnitt seines Werkes fast völlig ausfüllt, den Meister in besonderem Grade befriedigte und seinen Ruhm vor allen andren ausgebreitet und befestigt hat. Ich meine die selbständigen Folgen großer Holzschnitte, in denen sich Richter zum Theil an ein großes, allgemeines Thema lose anschloß, zum Theil völlig frei bewegte und aus seinem Innern sein Eigenstes hervorholte. Sie begannen mit der bunten Sammlung „Beschauliches und Erbauliches“, in 3 Heften 1851, 53, 55 erschienen; von 1856—1860 brachte jedes Jahr einen neuen „Strauß“, 1861 gar zwei, die Jahre 1864, 1866 1869, 1874 die letzten. Von allen giebt Mohn so ausführliche Auskunft und so reichliche Beispiele, daß hier nicht viel darüber gesagt zu werden braucht. Als die Krone der ganzen langen Reihe steht das Vaterunser von 1856 da, an Tiefe der Auffassung, an innerem Schluß des Aufbaus, an Kraft und Einfachheit der Erfindung, an Schönheit der Zeichnung, an Vollendung der Wiedergabe. Aber vor einem Irrthum mag hier gewarnt werden. Man kann sich nicht wundern, daß diese freien künstlerischen Schöpfungen in dem Herzen des Meisters selbst den ersten Platz einnahmen; ihr unleugbarer Vorzug ist und bleibt auch für uns, daß sie nächst den Lebenserinnerungen uns den Menschen Ludwig Richter in seiner ganzen Reinheit und seinem hohen Adel am unmittelbarsten vor Augen führen. Aber künstlerisch betrachtet, verdienen sie schwerlich den Vorrang vor der langen Reihe der besten Illustrationswerke aus den drei aufgeführten Zeitaltern seines Schaffens. Ludwig Richter ist darum das Muster eines Illustrators, weil er das Muster eines Lesers war. Dieser Mann, der als Knabe nur den dürftigsten Elementarunterricht genossen, hat sich durch unablässigen Verkehr mit zahllosen guten Büchern — es seien neben der Bibel und dem geistlichen Liederschatze der Kirche vor allen die Werke Goethes, Shakespeares, Jean Pauls genannt — eine Bildung erworben, die den Greis befähigte, als Schriftsteller in erfolgreichen Wettbewerb mit den Besten zu treten. So steht er dem Dichter, den er begleitet, als Geistesverwandter und, wenn auch unbewußt, als Mitstrebender zur Seite und bringt ihm ein so feines Verständniß entgegen, daß seine Absichten zum vollen Ausdruck kommen und die ganze Steigerung des Eindrucks erfahren,

den die bildende Kunst in ihrer Gewalt hat. Darum sind Richters Illustrationen nicht untergeordnete Leistungen, sondern er dichtet in ihnen mit dem Dichter und schafft selbständige Kunstwerke. Vor seinen späteren freien Kompositionen haben sie den Vorzug größerer Einfachheit und Ursprünglichkeit, während man jenen nicht immer den Vorwurf der Ueberfüllung und Wiederholung ersparen kann. Dazu überschreiten sie niemals die Grenzen der Leistungsfähigkeit derjenigen Holzschnittmanier, die Richter einmal geschaffen hatte und überall beibehielt. Ihre Anziehungskraft beruht, wie er selbst hervorhebt, hauptsächlich darauf, daß er „große Licht- und Schattenmassen zu gewinnen sucht" und damit „die sonnige Wirkung" hervorbringt, die seine Holzschnitte auszeichnet. Er bedient sich dabei durchaus stilgerecht des Vorzugs der Holzschnitttechnik, daß sie ganz schwarze Flächen gestattet. Diese Manier aber duldet keine beliebige Vergrößerung des Maßstabes. Die ganz weißen und ganz schwarzen Flächen werden dabei kahl und tot, die Phantasie des Beschauers, die die Flächen eines bloß umrissenen kleinen Gesichtchens mit Leichtigkeit ausfüllt, thut bei größerem Maßstab nicht dieselben Dienste. Viel mehr hieran, als an des Meisters begrenztem Können liegt es, wenn man ihm nicht ohne Grund nachsagt, er sei einem größeren Maßstabe nicht gewachsen. Dazu kommt ein Drittes. Fast zwei Drittel der großen Holzschnittfolgen gehören dem Alter Richters an, der Zeit seiner sinkenden Kraft. Sie kommt jäh und plötzlich über ihn mit einer schweren Augenkrankheit, die ihn im Jahre 1859 befiel, sich aber schon eine zeitlang vorbereitet haben mochte. Er behielt davon eine Schwäche der Augen, die später fast bis zur Blindheit fortschritt, die ihm die Arbeit sehr erschwerte und ihn nöthigte, immer mehr die letzte Aufzeichnung und Ausführung anderen Händen, vor allem denen seines getreuen Genossen Professor H. Bürkner, zu überlassen.*) Aber außerdem blieb auch ein wirklicher Augenfehler, ein falsches Sehen zurück. Sonst nicht so auffällig, zeigt es sich vor allem an den Gesichtern, die von nun an vielfach in die Breite verzogen erscheinen, geneigte Profile zu flach geneigt, und damit zu lang gezogen. Aber auch ganze Figuren fallen oft übertrieben breit und untersetzt aus. Ganz überraschend tritt dieser Fehler zu Tage, wenn man die Spinnstube von 1859 oder Auerbachs Volkskalender von demselben Jahre

---

*) Bürkners Sammlung von Probedrucken nach Richterschen Holzstöcken, über 500 an der Zahl, bildet heute einen kostbaren Schatz des Britischen Museums. Schade, daß sie Deutschland verloren gegangen!

mit den vorhergehenden Jahrgängen vergleicht. Aber auch anderwärts kann man ihn leicht verfolgen; die Handzeichnungen Abb. 64. 65 von 1860 und viele späteren (8. 154. 172. 173 u. s. w.) zeigen ihn ziemlich deutlich. Das Uebel scheint zu schwanken, nicht überall macht es sich bemerklich. In manchen Fällen lehrt auch der Vergleich der Handzeichnung mit der Veröffentlichung, daß der Holzschneider oder der Aufzeichner beseitigend oder mildernd eingegriffen hat; so zeigt Abb. 175, ein Neuschnitt von 1874, das Gesicht des Engels wesentlich schmäler als die erste Gestalt in der Spinnstube von 1860. So haben die großen Holzschnittfolgen neben allen Vorzügen doch auch ihre Mängel. Daß sie hier hervorgehoben wurden, geschah natürlich durchaus nicht, um die Liebe zu jenen herrlichen Werken abzukühlen, sondern nur, um oft gehörte Bedenken und Kritteleien zu erklären, und um die schlichte Größe des daneben so leicht übersehenen Illustrationswerks in das rechte Licht zu setzen.

Die allerletzte Zeit kennzeichnet sich vor Allem durch das Heimweh des Meisters nach seinen Jünglingsjahren, die Rückkehr zu den römischen Studien, die Ausführung alter Skizzen aus jenen Tagen. Mohn berichtet davon S. 93 f. zum Jahre 1867. Ich selbst besitze ein Blatt aus Richters Greisenalter, auf dem er eine kaum angefangene Röthelzeichnung, eine italienische Landschaft in den festen Strichen der jungen Jahre, mit Bleistift wieder aufnimmt und zu vervollständigen sucht, aber unsicher, ganz in die Breite zerflossen. Auch in den Randzeichnungen des Blattes sind die köstlichen Spielmann- und Kinderfiguren unnatürlich breit ausgezogen. Wir stehen mit jenen Jugenderinnerungen an den Grenzen der schöpferischen Thätigkeit des Meisters und können nicht dankbar genug sein, daß dieselbe Erscheinung, die hier das Ende bedeutet, zugleich auf einem anderen Gebiete, in den Lebenserinnerungen, ein neues, schönes Schaffen hervorrief. Am längsten blieb, wie uns Mohns Proben zeigen, dem erblindenden Meister das Aquarell treu, dessen breite farbige Flächen sein Auge nicht so anstrengten, wie die feinen Linien der Zeichnung. Fast alle, wenn nicht alle Vorzeichnungen für die späteren Holzschnittfolgen dürften in solchen Aquarellblättern ausgeführt sein. Zum ersten Male bekommt hier die Oeffentlichkeit eine Ahnung von dem Schatze, der viele Hunderte von Blättern umfassen muß. Wer je eines der Originale gesehen hat, wird Zeugniß ablegen müssen für ihre hinreißende Schönheit. Möchte uns einmal eine größere Folge davon mit allen Mitteln der heutigen Technik zugänglich gemacht werden.



Großen dem Blatte aus dem Neuen Strauß genau gleich, in allen Einzelnheiten überraschend verschieden, Abb. 158 im Holzschnitt aus Gesammeltes in der Breite zusammengezogen.*) Nun ist es ja nichts weniger als unerwünscht, auch Studien zu Abbildungen zu sehen; aber sie müssen dann auch ausdrücklich als solche bezeichnet sein und womöglich neben jenen geboten werden, wie das einige Male (vgl. Abb. 27. 52. 180) höchst dankenswerther Weise geschieht. Ja, in einem so reich ausgestatteten Werke wäre es wohl erwünscht und möglich gewesen, mindestens an einem Beispiel zu zeigen, wie viele und welcherlei Vorarbeiten der Meister in manchen Fällen der fertigen Abbildung, oft der kleinsten, hat vorausgehen lassen, und mit welch spielender Leichtigkeit er auch den fertigen Gedanken noch abzuwandeln verstand. Denn, was Mohn über Richters Arbeitsweise S. 141 berichtet, ist, obgleich er es gewiß oft genug so und nicht anders gesehen hat, nicht ganz vollständig und zutreffend. Der Hinzeichnung der Figuren geht oft ein ganz wüstes, formloses Gewirre von Strichen voraus, das gleichsam bloß ein Situationsplan sein soll und oft drei-, vier Mal wiederholt wird, ohne daß die Figuren klar heraustreten. Dann kommen erst die Versuche mit diesen; Mohn selbst berichtet, daß er zur „Laurenburger Els" sechs solcher Entwürfe besitze. So habe ich deren zwei zu „Marthen Fleiß, Marien Glut", beide noch weit von der Ausführung, und auf der ältesten ist das Mägdlein erst unbekleidet hingesetzt, dann die Kleider darum gelegt, wie Rafael verfährt. Aber daß nun Richter bei seinen Illustrationen für den Holzschnitt so viel einfacher vorgegangen und sich meist mit einem einzigen Entwurf vor der Pause auf den Holzstock begnügt habe, wird mir durch meine Erfahrungen nicht bestätigt. Von der vorletzten Zeichnung zum ersten der Hebelschen Gedichte, wie die beiden Schwestern sich begegnen, besitze ich vier sorgfältige Entwürfe, deren letzter erst der Ausführung nahe kommt, zu dem Volksliedbilde, Abb. 150, sogar 9 Theilstudien, alle noch ziemlich entfernt von dem Ziele. Der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit des Meisters wird durch nichts besser gekennzeichnet,

*) Als gegentheiliges Kuriosum sei angemerkt, daß der Schmetterling, nach dem das Kind auf Abb. 159 hascht, im Holzschnitt völlig vergessen ist, sodaß das Kind in die Luft greift. Auch trage ich nach, daß Abb. 165 eine Studie ist zu Scherers Volksliedern, Aufl. von 1868, „Ich hatte mein Feinsliebchen so lange nicht gesehn". Endlich, daß die Rückseite von des Meisters Karte (Abb. 163) in den köstlichen Musikantenfiguren Varianten aus der größten Holzschnitttafel Richters „Eine Kapelle" von 1854 bringt, der übermüthigsten Karikatur, die er je geschaffen.

als durch die ungeheure Masse solcher Studien, mit denen auch d
Kunstmarkt noch wohl versehen ist. Es wäre den vielen kostbar
Gaben, die Mohns Darstellung bietet, noch eine weitere von hoh
Werthe hinzugefügt worden, wenn er uns in einer solchen Fol
von Vorarbeiten den Meister bei der Arbeit vorgeführt hätte.

Diese Zeilen sind nicht geschrieben, um Klage zu führen üb
Vermißtes, sondern um den Dank zu beweisen für das Empfangen
Sie möchten, wie ich zu Eingang gesagt, nur tiefer einführen
das Verständniß des großen Meisters, das von Mohn Gesagte n
Kräften ergänzen und zum richtigen Gebrauch des köstlichen Buch
anleiten, an das sie angelehnt und ohne dessen Vergleich sie kau
verständlich sind. Möchte es seinen Weg in viele tausende v
deutschen Häusern finden und neue Liebe wecken zu dem herrlich
Künstler, dessen Namen ein Mann wie Anton Springer nicht a
sprechen konnte, ohne daß seine Augen leuchteten vor begeister
Freude.

Der heilige Franziskus.

Von

M. L.

Francesco d'Assisie alcuni dei suoi piu recenti Biografi, Memoria letta all' Accademia di Scienze morali e politiche della Societá reale di Napoli, Raffaele Mariano. 200 S.

Die Naturwissenschaften sollen die Pathen unsrer Zeit sein, ihr den charakteristischen Stempel aufdrücken. Mit gleichem Recht könnte man der Geschichtsforschung diese Ehre übertragen, bedeutet doch, wie kürzlich von berufener Seite gesagt worden, „die Entstehung des Sinns für die Geschichte der Menschheit keine geringre Umwälzung als die naturwissenschaftlichen Entdeckungen.“ In den letzten beiden Jahrzehnten sind die Arbeiten der exakten wissenschaftlichen Methode ganz besonders der Kirchengeschichte zu Gute gekommen. Der Laie darf es dankbar begrüßen, daß auf diesem Gebiete neben den streng wissenschaftlichen Arbeiten, die für den Fachmann bestimmt, allein von diesem gewürdigt werden können, auch solche entstanden sind, die sich an die weiteren Schichten der Gebildeten wenden: Sie kommen geradezu einem bewußt empfundenen Bedürfniß entgegen. Für die Meisten ist bisher die Kirchengeschichte eine terra incognita geblieben, obgleich ihr Gebiet so viele, für das Leben der Völker, wie des Einzelnen bedeutsame Fragen berührt, obgleich unsere theuersten Güter Religion und Kunst in engstem Zusammenhang mit ihr stehen, zum Theil durch sie bedingt und erklärt werden.

Ja, wir möchten sogar einen unmittelbar befruchtenden Ein
der Kirchengeschichte auf die Gegenwart erhoffen.

Vermag sie aus der Fülle ihrer Erscheinungen nicht eine R
von Typen vorzuführen, die noch heute vorbildlich wirken
würde eine allgemein verbreitete Verehrung für ihre Lichtgesta
nicht ein wirksames Mittel sein, den kirchlichen Indifferentis
unserer Tage aufzurütteln?

In jüngster Zeit hat sich die kirchengeschichtliche Forsch
ganz besonders mit einer solchen Lichtgestalt, mit dem Heiligen
Assisi beschäftigt, auf Grund neu erschlossener Quellen das Le
und Streben dieses „liebevollsten und liebenswürdigsten
Mönche" in einer Reihe von Schriften geschildert. Die Bedeut
seiner religiösen und sittlichen Anschauungen für die Gegenw
die gleich ihm nach einem Christenthum der That verlangt,
es angezeigt erscheinen, daß den Lesern der Jahrbücher in kur
Referat eine unlängst erschienene Schrift vorgeführt wird, die
mit den Resultaten der neuesten Franziskus-Forschung beka
machen will.

Raffael Marianos Name hat in Deutschland bereits ei
guten Klang. Er gehört zu den Romanen, die sich die deuts
auf protestantischem Boden erwachsene Bildung völlig zu ei
gemacht haben, eine Bildung, die sich auf umfassend
Wissen aufbaut. Auch das vorliegende Werk legt von die
Eigenschaften des Autors wieder Zeugniß ab, befindet sich a
zugleich mit der augenblicklich in Deutschland vorwaltenden wiss
schaftlichen Richtung in einem gewissen Gegensatz.

Seine Mittheilungen über die Beiträge einiger moder
italienischer Schriftsteller, Negri, Labanca, Comba und Salvad
zur Franziskus-Frage interessiren den deutschen Leser nur, son
sie den eigenen Standpunkt des Autors kennzeichnen. Bei
Charakteristik Negris, den er als einen gelehrten, vielseitigen, int
essanten Schriftsteller schildert, bedauert er es lebhaft, ihn von dem Däm
des Vorurtheiles gegen alles, was unter den Begriff der Metaphy
oder des Dogmas fällt, beseelt zu wissen. Im Gegensatz zu sei
materialistischen Weltanschauung betont er den ewigen We
theologischer und metaphysischer Ideen, als der wichtigsten Elemen
jeder wahren Kultur: „Sollte je die Menschheit aufhören, i
Gefühle und Gedanken auf Gott zu richten, in ihrem Innern d
Bedürfniß oder die Vorstellung eines absoluten Prinzips
Universum ersticken, so könnte nichts sie auf die Dauer vor d

ingnißvollen Schicksal bewahren, in einen Zustand thierischer
arei zu verfallen".

Combas Name wird ihm Veranlassung, der modernen, deutschen
logie einen kleinen Hieb zu versetzen. Er nennt Comba an-
nkelt von jenem Uebel, das Ritschl dem modernen religiösen
nken eingeimpft, Harnack, dank seiner „lebhaften Aktion" ver-
t habe, von dem Uebel der „Untheologie" (Misotheologia).
hrend sie das Wesen des Christenthums in der Liebe zu Gott
in der brüderlichen Barmherzigkeit der Menschen untereinander
vergißt oder verdunkelt sie die konkreten, theologischen Glaubens-
heiten, die nicht von der Theologie geschaffen, sondern von
tus offenbart, für Liebe, Brüderlichkeit und Barmherzigkeit
nothwendige Grundlage, den eigentlichen Lebenssaft bedeuten."

Den Kern des Marianoschen Buches bildet die Besprechung
drei ausführlichen Biographien des Heiligen Franziskus von
ghi, Thode und Sabatier. Da alle drei auf den gleichen
len fußen, die gleiche wissenschaftliche Methode anwenden, so
gen sie in Bezug auf Daten und Lebensschicksale ihres Helden
Wesentlichen zu übereinstimmenden Resultaten. Mariano weist
uf hin, daß sie im Gegensatz zu den alten Autoren, die der
derhungrigen Phantasie des Volkes schmeichelnd, ihren Helden
im Mutterleibe mit dem Heiligenschein umgaben, ihn als
Menschen von Fleisch und Blut schildern, der sich erst all-
lich nach heißem Kampfe mit der eigenen sündigen Natur hin-
ringt zu jener sittlichen Schöne und Lauterkeit, die sein Bild
alle Zeiten so liebenswerth macht. Einig hinsichtlich der That-
n, gehen die Biographen weit auseinander, sobald es gilt, das
ntliche Wesen des Heiligen darzustellen, seine Auffassung von
stenthum und Kirche, die Bedeutung und Tragweite seiner
samkeit auf religiösem und sozialem Gebiet zu bestimmen.

Von den drei erwähnten Biographien stellt Mariano die des
ieners am höchsten: Bonghi ist der erste, der auf den neu er-
ssenen Quellen fußt, die zweite Lebensbeschreibung des Thomas
Celano und die Chronik des Bruders Jordanus benutzt; so
t seine Schrift, obgleich von geringem Umfang, doch ein
kommenes Lebensbild des Heiligen. Was ihm aber Mariano
nders nachrühmt, ist, daß er wie kein anderer der geistigen
enart des Poverello, die hinauf gen Himmel strebt und sich
beständig in fruchtbare, segenbringende Beziehungen zu Welt
Menschen setzen will, gerecht geworden. Indem er seine Ent-

wickelung aus den historischen Bedingungen seiner Zeit, aus ihren objektiven, moralischen, spirituellen Zuständen und Bedürfnissen zu erklären sucht, weist er darauf hin, wie sie die Motive zu Franziskus' großen Entschließungen geworden sind, ihn allmählich zur Entfaltung seiner Wirksamkeit gedrängt haben. So raubt er seiner Persönlichkeit nichts von ihrer schöpferischen Genialität und gönnt ihr doch das volle Wachsthum gesunder Menschlichkeit.

Nicht einen weitschauenden Politiker, nicht einen bewußten Reformator der Kirche sieht Bonghi in dem heiligen Franziskus, sondern die personifizirte Bruderliebe, die sich der einzelnen Seele zuneigt, sie freimachen will von Habgier und Haß, sie erfüllen will mit thatenfroher Liebe zu Gott, zu dem Nächsten, zu allem Geschaffenen. An den Einklang zu mahnen, der die Schöpfung beseelt, ehe menschliche Schuld das Haupt erhoben, ist der Grundgedanke seiner schönsten Dichtung, das Bild einer versöhnten, mit Liebe erfüllten Menschheit seine Lieblingsvision. Wenn er überall den lebendigen Geist über den todten Buchstaben, die Gesinnungstreue über äußere Werkthätigkeit zu setzen sucht, so kommt es doch seinem kindlich frommen Gemüth nicht bei, diesen sittlichen Maßstab an die kirchlichen Ordnungen zu legen. Ihm schien es kein Widerspruch, beides zu verkünden: Freiheit des Volkes und Autorität der Kirche.

Während Mariano lobend hervorhebt, daß Bonghi in seiner Franziskusschrift sich einen durchaus selbständigen Standpunkt der Kirche gegenüber gewahrt habe, bedauert er, daß der ehemalige italienische Unterrichtsminister, der doch, wie bekannt, das Ideal eines von allen Schlacken der Weltlichkeit befreiten Katholizismus in der Seele getragen, sich in der Oeffentlichkeit fast zaghaft von der wichtigsten italienischen Frage, der kirchlichen, zurückgehalten habe. Mariano sieht in ihm den in Wahrheit Berufnen, den politisch befreiten Italienern als ein Erwecker der schlummernden Seelen, als ein wirksamer Vertheidiger moralischer und religiöser Probleme zu erscheinen. Was auch seine Reserve bestimmt haben mag, die ihm eigenthümliche Neigung zu Kritik und Zweifel, die lange Gewohnheit politischer Rücksichtnahme, die Sorge vor bedrohlichen Folgen, das geringe Vertrauen zu der Theilnahme der unteren Klassen, sie ist um so beklagenswerther, als sie ihrem Träger vielfach den Vorwurf inneren Schwankens zugezogen hat.

Zu der Bonghischen Auffassung des heiligen Franziskus steht die des liberalen Protestanten Sabatier in lebhaftem Gegensatz,

ein Gegensatz, der Mariano Gelegenheit giebt, die Schwächen des Werkes mit unerbittlicher Schärfe zu geißeln. Der Erfolg freilich hat für das Buch gesprochen: Die stattliche Reihe der Auflagen, die Uebersetzungen in vier fremde Sprachen haben den Beweis gegeben, daß es dem Publikum mehr und mehr eine willkommene Gabe geworden. Mariano erkennt auch einzelne Vorzüge des Werkes an, die schöne, flüssige Diktion, die Wärme der Darstellung, den geschickten Aufbau der Erzählung; er rühmt, daß in der Einleitung die religiösen und kirchlichen Zustände im Beginne des 13. Jahrhunderts mit Objektivität und Kraft geschildert seien und bedauert nur, daß der Verfasser nicht auch die politischen, ethischen und sozialen Beziehungen jener Zeit in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen habe. Der fein abgetönte landschaftliche Hintergrund, den Sabatier seinem Lebensbilde zu geben weiß, vermag dafür nicht zu entschädigen: Wenn auch eine gewisse Beziehung zwischen den geographischen und klimatischen Verhältnissen eines Landes und der Gemüthsart seiner Bewohner existirt, so kann ihnen doch niemals ein bestimmender Einfluß auf ihre geistige Entwickelung beigemessen werden. Indessen sind die sachlichen Ausstellungen Marianos verschwindend: Es ist der Geist des Sabatierschen Buches, den er aufs Lebhafteste verurtheilt.

Seiner Ansicht nach verfolgt das Werk nur die Tendenz, der Welt zu verkünden, daß Religion und Christenthum als eine allgemeine, subjektive Gefühlsregung, jedes objektiven Systems dogmatischer Wahrheit, jedes kirchlichen Organismus entrathen könne. In dieser Verneinung des positiven und historischen Christenthums liest Mariano den Ausgangspunkt der Sabatierschen Darstellung, der er durchweg den Charakter eines ausgesprochenen Subjektivismus beimißt: Unter seiner modelnden Hand wird Franziskus schließlich „ein Freidenker vom reinsten Wasser“. Auch die ausgiebige Benutzung der Dokumente und Quellen, deren sich der französische Forscher rühmt, vermag ihn vor diesem Vorwurf nicht zu schützen, da er sie nach Marianos Ueberzeugung durchaus individuell zu interpretiren pflegt.

Seine moralische Rekonstruktion der Geschichte bewegt sich in Widersprüchen und Irrthümern: So wenn er z. B. aus der Existenz der Sekten schließen will, daß das religiöse Gewissen des Volkes danach gestrebt habe, den Händen des Klerus die heiligen Dinge zu entreißen, ein Streben, das von Erfolg gekrönt, mit der Proklamation der Rechte des individuellen Gewissens geendet haben und

damit ein Grabgeläut für den kirchlichen Organismus, für je
bindende Disziplin, für jegliche Tradition bedeutet haben wür
Warum, fragt Mariano, läßt sich Sabatier durch die Erfolglos
keit jenes Versuches nicht belehren, daß ein solches Ziel überhau
nicht erreichbar sei?

Ebenso irrthümlich nennt er Sabatiers Versuch, die Bedeutu
der Kirche für die Kunst abzuschwächen, indem er die gothisch
Dome als Laien-Monumente bezeichnet und in den Anfängen
religiösen Kunst des Mittelalters einen, wenn auch unbewußt
Protest gegen die künstlerische Bethätigung der Hierarchie seh
will, obgleich doch die Gesammtheit der Ideen, Gefühle und B
dürfnisse, die sich in diesen Kunstwerken verkörpern, als das
sondere Erbtheil der kirchlichen Tradition gelten dürfen.

Noch widersinniger erscheint ihm endlich die Behauptung, d
sich alle religiösen Systeme auf zwei Richtungen zurückführen lass
von denen die eine gen Himmel schaue, in Opfer und Anbetu
verharre, während die andere auf den Menschen blicke und i
Aufgabe in der Wandlung von Herz und Gewissen suche.
nicht das Zusammenwirken beider erst der eigentliche Weg zur Vo
endung? Und wer hätte das klarer ausgesprochen, als Franzisk
von dem Sabatier behaupten will, daß für ihn der Begriff
Göttlichen, wie ihn die Kirche formulirt habe, ein überwunde
Standpunkt gewesen sei. Wenn der französische Forscher die re
giöse Frömmigkeit gewisser Leute als einen groben Götz
dienst kennzeichnet, dem es nur darauf ankommt, sich
Gott, dem mächtigen, strengen, aber launenhaften Könige in gu
Einvernehmen zu setzen, statt dem göttlichen Worte entsprechend
Geist und Wahrheit anzubeten, so warnt Mariano vor der Gefa
die Besserung und Bekehrung der Geister dadurch erzielen zu wolle
daß man sie von der Nichtigkeit jeglichen Dogmas, jeglicher re
giösen Formel überzeuge, sie auf das Trügerische jeder Religi
hinweise, die nicht als subjective, persönliche Inspiration dem E
zelnen das Gottesbild gestalte. Er fährt wörtlich fort: „Das hie
die Anarchie aus dem politischen Lager in das der Religion u
des Christenthums übertragen. Die äußerste Konsequenz dieser A
sichten müßte zur Auflösung des Christenthums, wie jeglicher Religi
führen. . . . . Die Religion ist ein soziales Band in einer allgemein
objektiven, mehr oder weniger universellen Wahrheit. Und
Kirche oder die Kirchen sind die Zusammenschließung, der konkr
Bestand dieser Wahrheitsform. Will man die christliche und r

giöse Wahrheit zu einer freien, atomistischen Formation des individuellen Glaubens, des subjektiven Gefühls gestalten, so heißt das, sie zu einer bloßen Phantasterei stempeln, die schwerlich genügen würde, das Band der Brüderlichkeit unter den Menschen aufrecht zu erhalten, ihnen die impulsive Kraft zur Ausübung der Liebe zu gewähren."

Franziskus vielfach mißverstandene Stellung zur Kirche ist das Hauptthema des Marianoschen Buches, auf das er wieder und wieder zurückkommt. Er giebt Sabatier Recht, wenn er von dem Freiheitsideal seines Heiligen spricht, von einem Wiesenduft, der über seiner religiösen Auffassung schwebend, sie der Religion der Sakristeien wie der eleganten Salons gleich fremd mache. Er ist überzeugt, daß der tiefinnerliche Glaube des Franziskus ebenso hoch über jeder gelehrten Buchstabenreligion, wie über der konventionellen Frömmigkeit der Weltleute stehe, die sich ihrer wie eines Mantels bedienen, um eine Rolle zu spielen oder sich ein tugendhaftes Ansehen zu geben. Die Behauptung aber, daß der Poverello der Kirche nichts verdanke, daß er sich ihr verbunden habe, um ein Zeugniß der Freiheit gegen die Autorität abzulegen, vermag er sich nur aus einer völligen Verkennung seines wahren Wesens zu erklären.

Man rufe sich zurück, was der Heilige erstrebt, was er erreicht hat: Ein treuer, gehorsamer Sohn der Kirche wollte er das, was sie ihn glauben und anzubeten gelehrt durch die Glut seiner Innerlichkeit neu beleben, „eine in der Hingabe der Seele an Christus neugestimmte Frömmigkeit" entfachen. Die Worte seines Testamentes: „Niemand hat mir gezeigt, was ich thun soll, der Allmächtige allein hat mir offenbart, daß ich dem heiligen Evangelium gemäß leben soll," schließen keineswegs aus, daß ihm diese Offenbarung eben durch Vermittelung der Kirche geworden.

Wer die geistige Verwandtschaft der Schriften von Thode und Sabatier kennt, wird nicht überrascht sein, daß sich der deutsche Forscher von Mariano vielfach die gleichen Vorwürfe gefallen lassen muß, wie der französische. Um die in der Anordnung des Marianoschen Buches bedingten häufigen Wiederholungen möglichst zu vermeiden, sei es hier gestattet, die beiden Biographien wenigstens zum Theil neben einander zu behandeln.

Auch Thodes Auffassung des heiligen Franziskus wird als eine „übertriebene subjektive" beanstandet. Zu dem den meisten Biographen eigenen Fehler der Voreingenommenheit für ihren

Helden gesellt sich nach Marianos Meinung in diesem Fall noch ein besonderer, spezifisch deutscher: „Eine den Deutschen eigenthümliche innere Neigung, gleichsam ein Uebermaß der Eigenschaften, die sie weltberühmt machen, führt sie dazu, alles „absolutiren" zu wollen, d. h. jede Frage, jedes Argument, jede Individualität, mit der sie sich beschäftigen, zu einem absoluten Werth zu erheben. So sieht man sie oft übermenschliche Anstrengungen machen, um Theorien zu konstruiren und wohl oder übel ihren Auseinandersetzungen ein spekulatives Ansehen zu geben, oder, was noch schlimmer ist, ihnen den Charakter metaphysischer Nothwendigkeit zu verleihen, auch in Fällen, wo die Materie, um die es sich handelt, jeglicher Metaphysik widerstrebt." Der Ansicht beider Autoren, daß Franzikus seinem inneren Wesen nach viel mehr Franzose, als Italiener gewesen, tritt Mariano lebhaft entgegen. Die Angabe der Zeitgenossen, daß der Heilige gern französisch gesprochen, scheint ihm von geringer Bedeutung, waren doch in jener Zeit französisch und italienisch wenig mehr als Dialekte einer gemeinsamen Muttersprache, sodaß ihre Handhabung auch in den unteren Volksklassen üblich war. Er erinnert daran, daß der Zustand religiöser Gährung, der damals ganz Italien ergriffen hatte, wohl dazu angethan war, die Erscheinung des Poverello vorzubereiten. Als stärkstes Beweismittel aber gilt ihm, daß Franziskus sich selbst immer nur als Italiener gefühlt habe. Italien war in erster Linie das Land seiner Liebe und Fürsorge: Hier gründete er seine erste Gemeinschaft; hier rief er seine Söhne zur Ernte. In italienischer Sprache predigte und dichtete er.

Thode beschäftigt sich weniger mit der Person des Heiligen selbst, als mit seinem Einfluß auf Kunst und Kultur. Wenn er in seinen Ausführungen die Belebung und Verinnerlichung des Glaubens als erste Grundlage der neuen Kunstentwickelung bezeichnet, so stimmt Mariano unbedingt zu, wie auch der Beweisführung, daß die Kunst der Renaissance ihrem geistigen Inhalt nach eine durchaus christliche gewesen sei und nur technische Hülfsmittel der Antike entlehnt habe. Gewagt dagegen erscheint ihm Thodes Behauptung, nach der Franziskus den Kulminationspunkt einer gewaltigen, die moderne Kultur fördernden Bewegung bedeute, deren Tendenz in der Befreiung des Individuums und der Menschheit, ihrer subjektiven Rechte, ihrer persönlichen Freiheit gipfele. Gewagter ihre Verwerthung, um das in der Gegenwart neu belebte Interesse an dem Heiligen von Assisi zu erklären. Indem Thode tausend

Analogien zwischen unserer Zeit und dem Anfange des 13. Jahrhunderts herausfinden will, spricht er von der berechtigten Auflehnung gegen eine Weltanschauung, die die ewigen, idealen Triebe der Seele unbefriedigt lasse. „Offenbaren sich in unserer Zeit nicht die gleichen geistigen Verirrungen, wie in jener? Sind nicht Symbolismus und materialistischer Mystizimus auf der einen, Fanatismus auf der andern Seite der negative Ausdruck eines dunklen Sehnens der Menschheit, die nach einer positiven Gefühlsgemeinschaft strebt?“

Auch Mariano giebt eine Verwandtschaft der beiden Epochen zu, sucht sie aber auf andern Gebieten. Er nennt unsere Zeit krank, krank durch den religiösen Indifferentismus, der Wollen und Handeln lähmt. Eine Welt, die das Vertrauen zu Gott verloren hat, kann sich selbst nicht mehr vertrauen. Dennoch meint er etwas wie Frühlingsahnung in der Gegenwart zu spüren. Das Christenthum beginnt mit neuer Macht zu wirken; seine ewigen Wahrheiten finden Anwendung auf dem Gebiet werkthätiger Liebe. „O, wenn doch das Bewußtsein der Gotteskindschaft der Menschen, ihrer Brüdergemeinschaft in Gott durch Christus, jener unvergängliche Same eines geistigen, sich von Grund aus immer erneuernden Lebens, den der göttliche Meister in die Welt gestreut, wirklich anfinge, seine Früchte, seine praktischen Wirkungen auf sozialem Gebiete zu bringen!“

Mit der wachsenden Erkenntniß, daß die Gefahr der überall brütenden Unzufriedenheit nur durch eine gerechtere Ordnung der sozialen Verhältnisse beseitigt werden kann, richtet sich der Blick auf den Poverello, der einst der Menschheit den Weg gewiesen, um Trost und Frieden zu finden. Das Eingehen auf seine Persönlichkeit läßt die Frage entstehen, wie weit er als schöpferisches Genie thätig gewesen, wie weit er vorhandene Fäden weiter gesponnen habe, eine Frage, die Mariano Gelegenheit giebt, gegen die heut zu Tage beliebte Manier der historisch-wissenschaftlichen Forschung zu eifern, die jedes Phänomen auf geistigem Gebiet aus den Worten und Thaten einer früheren Epoche zu erklären sucht. So wollen Thode und andere Forscher in Franziskus' Wirksamkeit den unmittelbaren Einfluß der Waldenser wahrnehmen, weil diese schon vor ihm die Doppelforderung der Laienpredigt und des apostolischen Lebens aufgestellt hatten. Warum aber, fragt Mariano, in diesem Fall Sabatiers Worte zitirend, muß man an Uebertragung denken? Bringen nicht die gleichen

Ursachen die gleichen Wirkungen hervor? und waren beide Forderungen nicht so tief in dem Bedürfniß der Zeit begründet, daß sie sehr wohl gleichzeitig von verschiedenen Seiten aufgestellt werden konnten? Will man durchaus einen unmittelbaren Einfluß annehmen, so ist es viel näherliegend, den Seher Calabriens, Joachim von Floris, als den geistigen Vater des Poverello, dessen „ewiges Evangelium" als seine Hülfsquelle zu bezeichnen.

Franziskus durch eine ketzerische Sekte beeinflußt zu meinen, widerspricht seinem innersten Wesen: Wenn schon die Sekten in den seltensten Fällen eine Erschütterung des kirchlichen Organismus erstrebten, wie hätte er an einer antiekklesiastischen Strömung theilnehmen sollen, der der heiligen, göttlichen Kirche den Platz neben Christus anwies. Daß sich die Unterwürfigkeit gegen Rom und das Papstthum mit einem lebhaften Unwillen gegen den lasterhaften Clerus paaren konnte, lehrt ein Blick in die göttliche Komödie. Wie Dante, hat auch Franziskus innerhalb der Kirche, die er als sein gegebenes Arbeitsfeld ansah, Verderbniß und Laster ihrer Glieder bekämpft. Wenn, ihm selber unbewußt, in seiner Idee die Keime zu einer Bewegung lagen, deren Spitze sich früher oder später gegen die historische Existenz der Kirche richten mußte, so hängt eine solche Wirkung in die Ferne nicht vom Willen des Einzelnen ab, sondern unterliegt der verhängnißvollen, logischen Nothwendigkeit drängender Thatsachen. Darum widerspricht Mariano der Behauptung, daß Franziskus ursprünglich eine Laiengemeinschaft, gleichsam als Protest des christlichen Gewissens gegen das Mönchsthum, habe gründen wollen. Ihm ist es im Gegensatz zu andern Forschern, zu Sabatier, Voigt, Harnack und Müller nicht zweifelhaft, daß der Heilige von Anfang an die Stiftung eines Mönchsordens beabsichtigt habe, wenn auch seine Gestaltung erst im Laufe der Zeit, mit der wachsenden Anhängerzahl, mit der steigenden Gunst des Volkes möglich geworden. Wie wäre sonst sein früher Zug nach Rom, seine Bitte um Approbation der Regel zu erklären, die neben den Geboten der Armuth, des Dienens und Bettelns, die spezifisch mönchischen Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams enthielt. Obgleich erst zehn Jahr später die päpstliche Sanktionirung erfolgte, so genügte doch die vom Papste mündlich ertheilte Erlaubniß für eine legitime Erhaltung und Entwickelung der franziskanischen Brudergemeinschaft. Nicht minder beweiskräftig für seine Ansicht erscheint es Mariano, daß Franziskus nie ein Wort der Mißstimmung über den klösterlichen Verband

der Brüder geäußert hat, daß selbst das Testament, in der er die Verirrungen des Ordens bitter beklagt, keine Andeutung über eine ursprünglich anders gewollte Form seiner Stiftung enthält.

Mit der Ueberzeugung, daß Franziskus von Beginn an das Mönchsideal im Herzen getragen, fällt die von anderer Seite aufgestellte Vermuthung, daß die franziskanische Regel eine universelle Ausdehnung, eine Realisirung des apostolischen Lebens nach den Grundsätzen der ersten Christengemeinde in Jerusalem erstrebt habe. Nach Mariano besteht von vornherein ein bewußter Gegensatz zwischen den neuen Aposteln, die nach den Vorschriften des Evangeliums leben, die Welt zu Buße und Frieden zurückrufen wollen und jenen, die von ihrem Wort ergriffen, sich das Ideal eines heiligen, gesitteten Lebens aneignen. Aus ihren Kreisen heraus bildete sich der sogenannte dritte Orden, „der Orden der Schwestern und Brüder der Pönitenz", die, ohne in einem klösterlichen Verband zu stehen, die Vorschriften der Regel befolgen wollten, soweit sich das mit den Bedingungen und Pflichten eines Lebens in der Welt und mit der Welt vereinen ließ. Die Entstehung dieser Tertiarierbrüderschaft wurde erst möglich, nachdem die Existenz des Bettelordens durch den Enthusiasmus des Volkes gesichert worden war. Sabatiers Annahme einer gleichzeitigen Entstehung beider Orden entspringt seiner irrthümlichen Voraussetzung, daß die erste Regel nichts von Askese enthalten, sondern sich lediglich auf die Vorschriften des Evangeliums beschränkt habe.

Die Thatsache, daß diese erste Regel von der späteren im Jahre 1221 entworfenen, 2 Jahre später approbirten, in Bezug auf die Forderungen der absoluten Armuth wesentlich abweicht, führt zu dem viel umstrittenen Punkt, wie diese auffallende Aenderung zu erklären sei. Während Sabatier den moralischen Druck der Kurie, dem sich Franziskus nicht habe entziehen können, dafür verantwortlich macht, glaubt Mariano sie durch den natürlichen Lauf der Dinge erklären zu können. Bei einem Orden, dessen Mitglieder nach Legionen zählten, durfte der Stifter nicht mehr auf den Heroismus der ersten Kämpfer rechnen, sondern mußte, belehrt durch die Erfahrung menschlicher Schwäche, wenn auch schweren Herzens, sein Ideal herunterstimmen.

Mariano bestreitet mit größter Entschiedenheit jede Spannung zwischen Franziskus und der Kirche: Ihm scheint die von Sabatier und Thode aufgestellte Behauptung, daß Franziskus bei aller äußeren Unterwerfung doch gegen die Kirche Gedanken des Mißtrauens ge-

nährt habe, den Heiligen mit dem Vorwurf eines abscheuliche
moralischen Widerspruches oder dem noch schlimmeren einer niedrige
Heuchelei zu belasten. Warum glaubt man denn in diesem Fa
nicht an Franziskus' oft gepriesene Aufrichtigkeit und Lauterkeit
Mariano findet es durchaus begreiflich, daß der römische Hof di
Minoriten-Bewegung nicht von Anfang an freudig willkomme
geheißen: „Dergleichen Enthusiasten gefallen keiner Regierung, un
Rom ist immer eine Regierung gewesen." Zudem war Innocenz II
ein zu gründlicher Kenner der menschlichen Natur, um nicht lebhaft
Bedenken gegen Franziskus' Armuths-Ideal zu hegen. Die dadurc
erklärte Verzögerung der Approbation berechtigt aber nicht, a
Intriguen und Schachzüge der Kirche zu schließen, die sich ihr
eigene Stellungnahme zu der neuen Bewegung, je nach dem Erfol
habe vorbehalten wollen. Im Gegentheil, das eigene Interess
Roms gebot, dem neuen Orden ein gewisses Wohlwollen entgegen
zubringen, wie es in der That seitens Innocenz' auch geschehen
Wenn die Brüder im Namen des Evangeliums Forderungen e
hoben, die, von der ekklesiastischen Hierarchie längst über Bor
geworfen, den grellen Widerspruch erkennen ließen, der zwische
der weltbeherrschenden Kirche und dem ihr zur Grundlage dienende
Evangelium bestand, so hatte sich diese längst daran gewöhnt, wi
ein Blick auf das vielverzweigte Mönchthum lehrt, derartige
Forderungen Spielraum zu lassen, oft genug zu ihrem eigenste
Nutzen und Frommen. Zudem hätte eine Verurtheilung der aposto
lischen Lebensform, wie die Minoriten sie erwählt, das Papstthu
der Gefahr ausgesetzt, für einen Feind und Leugner des Evangelium
Christi selbst zu gelten. Und warum einen Ordensstifter zurückweisen
der sich so ehrerbietig vor der Autorität der historisch beglaubigte
Kirche neigte, dem es nicht in den Sinn kam, die Methode de
Regierung, die maßgebenden Prinzipien des Klerus in Bezug au
Moral und Glauben zu beurtheilen?

Nicht Franziskus, sondern seine späteren Jünger, die Fraticell
und Spiritualen haben, indem sie die Doktrin des Stifters bis auf di
äußerste Spitze trieben, den schlummernden, prinzipiellen Gegensa
zwischen den Zielen des Franziskus und denen der Kirche au
gedeckt und dadurch einen Konflikt mit der Kirche heraufbeschworen
der Mariano erwägen läßt, ob das Recht nicht auf der Seit
dessen gewesen, der in weiser Lebenserfahrung erkannt, daß ohn
eine materielle Hülfe die wirksame Förderung sozialer Ziele inner
halb einer großen Gemeinschaft eine Utopie sei.

Wenn Marianos Auseinandersetzungen die Beziehungen des heiligen Franziskus zur Kirche in wesentlich anderem Lichte erscheinen lassen, als Sabatier und Thode sie darstellen, so fällt damit auch ihre Behauptung, daß er der Verkünder eines absoluten religiösen Subjektivismus gewesen, da eine solche Richtung mit der Unterordnung unter einen kirchlich beglaubigten, geistlichen Orden schlechterdings unvereinbar ist. Wohl hüteten die Franziskanerklöster die Flamme frommer Mystik, wohl hatte Franziskus die Heilsgewißheit zu einer persönlichen Herzenssache gemacht, aber die Impulse subjektiver Inspiration, genial schöpferischer Phantasie berührten sich in seiner Seele mit den objektiven Kräften der christlichen Tradition, mit den Lehren und Doktrinen der Kirche. Nicht dünkten sie ihm Hindernisse und Grenzen, sondern Maß gebietende Schranken, innerhalb deren er seine Glaubensüberzeugung erbauen wollte, in dem richtigen Empfinden, sie dadurch allein vor einem Streben ins Leere zu bewahren.

Auch dem Testament des Heiligen, das mehr wie jedes andere Dokument seinen Geist wiederspiegelt, entlehnt Mariano eine Bekräftigung seiner Ansicht. Er begreift nicht, wie Sabatier angesichts dieser Blätter noch fernerhin die These aufrecht erhalten könne, daß Franziskus seine Regel über jede kirchliche Autorität gestellt, den Mittelpunkt der Religion in einer subjektiven, persönlichen Inspiration gesucht habe, und zu einer Milderung der ersten Vorschrift nur durch den Druck hierarchischer Kunstgriffe gelangt sei, während der Klerus seinerseits unzufrieden mit dem freien, unabhängigen Geist des Ordens, alle Mittel angewandt habe, ihn unter den Einfluß seiner Autorität zu bringen.

Jedes Wort des Testaments scheint dem zu widersprechen. Wenn je die Ehrfurcht vor der Kirche, der bedingungslose Gehorsam unter priesterlicher Autorität verkündet worden, so ist es hier geschehen: „Der Herr verlieh und verleiht mir ein so großes Vertrauen in die Priester, welche in der Regel der römischen Kirche leben, daß selbst, wenn sie mich verfolgen würden, ich mich ihnen doch um ihres priesterlichen Charakters willen unterwerfen würde. „ . . . . Ich will sie achten, lieben und ehren wie meine Herren . . . . . . ich will ihre Sünde nicht ansehen, weil ich in ihnen den Sohn Gottes erkenne. . . . . . .“ Wenn der Heilige seinen Brüdern gebietet, um keinen Preis Privilegien von Rom zu erbitten, so diktirt nicht Feindseligkeit gegen das Papstthum dieses Gebot, sondern die Ueberzeugung, daß irdischer Besitz die

Menschenseele belaste. Wenn er in bitteren Worten über die Verirrungen des Ordens klagt, so gelten sie nicht der Kirche, sondern den Jüngern, welche der ersten Liebe untreu geworden, das Ideal echter franziskanischer Frömmigkeit verlassen haben. Und wie fern es ihm liegt, den Begriff des Göttlichen nach eigenem persönlichem Empfinden gestalten zu wollen, lehrt folgende Stelle des Testamentes: „Mögen alle Brüder, einfältig und krank wie ich, ihren Oberen gehorchen und sich gebunden fühlen, das Amt nach der Regel auszuüben. Und so sich je einer erkühnen würde, das Amt nicht nach der Regel auszuüben, oder irgend eine Aenderung vorzunehmen, oder nicht mehr katholisch zu sein, so seien alle Brüder, gleichviel wo sie sich befinden, bei Pflicht des Gehorsams gehalten, ihn dem nächsten Oberen vorzustellen, um ihn dann, immer bei Pflicht des Gehorsams, Tag und Nacht in Haft zu halten, damit er nicht entweichen könne, damit ihn der Obere unter guter Aufsicht dem Minister überantworte, dieser dem Bischof von Ostia, welcher der Beschützer und Verbesserer der ganzen Bruderschaft ist." Diese Worte beweisen deutlich, daß selbst der milde, gütige Poverello die Anwendung brutaler Kraft den Ketzern gegenüber billigte.

Das geistliche und sittliche Ideal, wie es Franziskus' liebevolles Herz für seine Stiftung gehegt, scheiterte am stumpfen Widerstand der Welt; der franziskanische Orden verweltlichte mehr und mehr, um schließlich ein gefügiges Werkzeug Roms zu werden. Dennoch trug der Same, den der Stifter ausgeworfen, hundertfältige Frucht auf verschiedenstem Acker. Mariano geht seinen Spuren nach; was er bei Besprechung der Thodeschen Biographie angedeutet, führt er hier im Einzelnen aus: Kunst und Wissenschaft danken den franziskanischen Ideen einen lebhaften Aufschwung. Der neue Inhalt einer vertieften Gottesanschauung fand in den herrlichen Bildern der alten, italienischen Meister entsprechenden Ausdruck. Das beseeligende Gefühl eigener Heilsgewißheit drängte zur Mittheilung und äußerte sich in gewaltigen Predigten, in gefühlsinnigen Kirchengesängen; in der Sprache des Volkes geschrieben, wurden sie vom Volk wie eine Schöpfung des eigenen Genius empfunden und genossen; wie die Morgenröthe der Sonne gehen sie, die Aera einer neuen poetischen Empfindung verkündend, dem göttlichen Gesange Dantes voran.

Doch nicht nur in der Förderung aller imaginativen und künstlerischen Kräfte sieht Mariano die Bedeutung der religiösen Gefühlswärme, wie die Franziskaner sie entfacht und gehütet haben:

er weist ihren wohlthätigen Einfluß auch auf sittlichem Gebiet nach: Daß die Renaissance sich nicht völlig in Unglauben, Immoralität und wüstem Lebensgenuß verlor, sondern einzelnen ihrer Dichter, Künstler und Denker einen Zug tiefen moralischen Ernstes aufdrückte, daß dem armen, ungelehrten Volke ein gewisses moralisches Ideal verblieb, ist das Verdienst der Minoritenbewegung, deren geistige Schwingungen der Autor bis zur Reformation verfolgen möchte: Wenn auch die bedingungslose Hingebung an die kirchliche Autorität Franziskus verkennen ließ, in wie ausgedehntem Maße die allgemeine Sittenverderbniß von der hierarchischen Ordnung herrührte, der er sich ehrfurchtsvoll beugte, ihm somit niemals der Gedanke an eine Erneuerung der Kirche gekommen ist, so erkannte er doch genugsam die geistige und sittliche Noth des armen Volkes; hier Wandel zu schaffen, durch die Erneuerung der einzelnen Seele die Erneuerung der Welt anzubahnen, war das Ziel seines Wirkens. Indem die Franziskaner-Predigt das Streben nach Frömmigkeit, nach innerer Befriedigung, das bisher nur das Theil einzelner erwählter Geister gewesen zum Gemeingut aller machte, das einzelne Gewissen zwang, sich in persönliche Beziehungen zu den großen Heilswahrheiten zu setzen, half sie die Reformation des 16. Jahrhunderts vorbereiten.

In seinem letzten Kapitel behandelt Mariano die Bedeutung der franziskanischen Ideen für die Gegenwart: Wenn sie auch, soweit sie dem Mönchsideal gelten, von modernen Anschauungen überholt sind, wenn sich auch die Forderung absoluter Armuth überall, wo sie als Richtschnur für eine Gemeinschaft aufgestellt worden, als verhängnißvolle Utopie erwiesen hat, so bleiben doch bestimmte Gesichtspunkte des heiligen Franziskus auch für unsere Tage vorbildlich und fruchtbar. Wenn er bei Beurtheilung christlicher Frömmigkeit den lebendigen Geist über den todten Buchstaben, die That der Liebe über die äußerlichen Uebungen der Buße setzt, — „der Sünder kann fasten, wehklagen, sich kasteien; aber er kann Gott nicht treu sein," — so ist unser Maßstab der gleiche; wenn er fern davon, sich an einem unkräftigen Quietismus, an einer ekstatischen Betrachtung des Heiligen genügen zu lassen, die thatkräftige Liebe als den Mittelpunkt aller Heiligung, die Arbeit als bestes Schutzmittel gegen die Versuchung der Seele auffaßt, so hat ihm die Stimme der Besten unter uns Recht gegeben.

Mariano aber legt dem franziskanischen Gedanken eine noch weitergehende Bedeutung bei: Er erkennt in ihm die fruchtbaren Keime zu einer Wandlung der sozialen und praktischen Beziehungen

der Menschen untereinander, deren Forderung dem christlichen Prinzip innewohnt. Franziskus hat den religiösen und ethischen Inhalt der frohen Botschaft wiederhergestellt: Die Gotteskindschaft schlingt das Band der Brüderlichkeit um alle Menschen und macht jedem Einzelnen die Bruderliebe zur Pflicht. Zu seiner Zeit völlig in Vergessenheit gerathen, wird die Berechtigung dieser einfachsten Forderung auch heute noch vielfach nur theoretisch anerkannt. Weil christliches Bekennen so selten auch christliche Bethätigung ist, kann der Sozialismus das Christenthum verlachen und seine schmutzigen Agitationen ungehindert fortsetzen. Hier wäre der Punkt, wo die Nachfolge des heiligen Franziskus einsetzen sollte:

„In den Menschenseelen aufs neue die Inspiration des Evangeliums Christi zu klären nnd zu kräftigen, sie zu erheben, nicht zu einer allgemeinen, subjektiven, religiösen Gefühlsseligkeit, sondern zu dem lebendigen Glauben an die göttliche und ewige Wahrheit einer historisch und objektiv begründeten Religion, sie zu der Erkenntniß zu bringen, daß es die erste Pflicht der Menschen sei, ihr Leben und ihre Beziehungen untereinander nach dem Gefühl der Brüderlichkeit, nach dem absoluten Gebot der Liebe und Barmherzigkeit zu regeln", hieße die Wege und Mittel finden, die aufgebrachten Geister zu beruhigen, der niedergeschlagenen und bekümmerten Welt den Frieden wiederzugeben. Allerdings ein wesentlich anderes sozialistisches Ideal, als es die Kommunisten aufstellen, die die Welt in eine große Kaserne verwandeln wollen. Wenn in ihren Reihen bisher nur Losungsworte der Zerstörung und Negation erschallten, kein einziger positiver Vorschlag zur Verwirklichung ihres Ideals laut geworden ist, so findet Mariano das in der Natur der Sache begründet: Ein System völliger Nivellirung aller Individuen, eine gewaltsame Unterdrückung der mannigfaltigen Unterschiede, wie sie physische Begabung, moralische Disposition bedingen, ist undurchführbar, weil jene Unterschiede nicht künstlich eingeimpft, sondern das Werk der ewig schaffenden Natur selber sind, also immer wieder entstehen werden. Solange der Mensch den Sinn oder Instinkt für Freiheit und Verantwortlichkeit besitzt, wird er nach einer Bethätigung seines moralischen und geistigen Wesens streben, wird er geistige und materielle Güter zu erwerben suchen.

Die Anhänger des kommunistischen Zukunftstaates pflegen zu Gunsten ihrer Forderungen ein Doppeltes anzuführen: Indem sie auf die vielfachen Modifikationen deuten, denen der Besitz im Lauf

der Zeit unterliegt, suchen sie seinen Werth für den Einzelnen abzuschwächen; zugleich weisen sie auf das Vorbildliche der Lebensformen der frühesten menschlichen Gemeinschaften hin, deren wirthschaftliches Leben mit dem gemeinsamen Besitz des Bodens und der Naturprodukte begonnen hat. Also einerseits die Anerkennung einer dauernden Entwickelung, andererseits das Erheben veralteter Formen zur Lebensnorm: Welch ein Widerspruch der Beweisführung!

Beide Argumente stehen auf gleich schwachen Füßen: Das Prinzip des Eigenthums als etwas Persönliches, Individuelles bleibt unangetastet, gleichviel, welchen Modifikationen es unterliegt. Und die Geschichte hat gelehrt, daß der früheste christliche Kommunismus nur so lange bestehen konnte, als die Gemeinde auf einem geistig und materiell unentwickelten Standpunkt verharrte. Mit dem Fortschreiten der Kultur wird sich allezeit das individuelle Prinzip aus den erstickenden Banden einer Gemeinschaft lösen, die ihm nicht gehörigen Spielraum gönnen will, als wichtigster Faktor an einer gesunden historischen Entwickelung der Nation mitzuarbeiten.

Wenn so Mariano für den Besitz als etwas mit dem Leben des Menschen unauflöslich Verbundenes eintritt, so verlangt er dennoch, daß sich das individualistische Prinzip des Eigenthums nicht für absolut erkläre. Die Anhäufung von Reichthümern in den Händen Weniger nennt er eine wahre Pandora-Büchse, den Keim für schreiende Unbill und Ungerechtigkeit, für Elend ohne Ende. Ihm scheint das Wesen des Eigenthums ein Zwiefaches zu enthalten: Er nennt es individuell und sozial zugleich und verlangt dem entsprechend, daß Mittel und Wege gefunden werden möchten, dem Besitz beschränkende Formen, im Interesse des Ganzen gebotene Grenzen aufzuerlegen und ihn je länger, je mehr auf eine größere Anzahl von Menschen zu vertheilen. Leider verräth uns Mariano nicht, in welcher Weise er sich die Verwirklichung seiner Forderungen denkt. Sein Schlußwort aber erinnert uns an so Manches, was in jüngster Zeit in Deutschland erfolgreich angebahnt worden. „Es ist ein bitteres Unrecht, sich die Bethätigung der Barmherzigkeit nur unter der demüthigenden Form des Almosens vorzustellen. Sie kann, — und so hat sie der Serafico in ardore aufgefaßt — die Wohlthätigkeit des großmüthigen Herzens sein; aber sie kann und soll auch eintreten als die fürsorgende Kraft einer sozialen Gesetzgebung, die weise und vernünftig die klaffenden Unterschiede zwischen Besitzenden und Entbehrenden auszugleichen sucht."

Mignon.

Von

Dr. Richard Rosenbaum.

Gauklerin! Da ersah ich in dir zu dem
Bübchen das Urbild.
(Venet. Epigr.)

In den ersten Tagen des März 1764 erhielt ein italienischer Equilibrist, Namens Caratta, von den städtischen Behörden Göttingens die Erlaubniß, der Bürgerschaft seine und seiner Leute Künste vorzuführen. Die Komödiantenbande wußte ihre Erfolge insbesondere durch geschickte und waghalsige Aufführungen der Kinder aus ihrer Truppe zu erzielen. Der Zulauf zu den Vorstellungen war immer sehr groß. Besondere Anziehungskraft übte ein junges Mädchen im ungefähren Alter von elf Jahren. Was die lebhafteste Aufmerksamkeit der Zuschauer, vornehmlich der aus den besseren Kreisen, in so hohem Grad auf das Kind lenkte, war weniger die Sicherheit und Vollkommenheit seiner Leistungen als eine Art Duldermiene, die das Publikum von dem feingeformten Antlitz abzulesen vermeinte. Von der liebenswürdigen Gestalt schloß man auf ausgezeichnete Fähigkeiten des Geistes, von einer bei Komödiantenkindern ungewohnten Sittsamkeit und bescheidenen Zurückhaltung auf einen angeborenen und angestammten Adel der Abkunft. Mit einem Worte: man fing an sich für das Kind zu interessiren. Ein sentimentaler Kopf erfand eine Legende von einem bösen Martyrium und Frau Fama beeilte sich, die durch Mitleid vorbereiteten Herzen für den Glauben an das Märchen zu erobern.

Petronella, so heißt das Mädchen, um das sich der Mythus in wenigen Stunden wob, ist darnach ein Kind vornehmer Abkunft. Von Caratta, dem Führer der Bande, soll es seinen Eltern geraubt und zu einem unwürdigen Dasein gezwungen worden sein. Petronellas Jugend, ihre Unschuld, ihr Aeußeres und ihr Anstand, alles spricht dafür. Ihre Zurückhaltung kontrastirt mit den aufdringlichen Sitten ihrer Genossen, die stumme Ablehnung des Beifalls nach vollendet ausgeführten gauklerischen Künsten, die den Pöbel desto mehr ergötzen, je tollkühner sie erscheinen, stellt sie in Gegensatz zu dem wildfrechen Grinsen des sonnenverbrannten Bandenführers, der den Erfolg der Kleinen flugs in klingende Münze umrechnet. Der edlen Dulderin, wozu Petronella im Augenblick geworden ist, verstehen es einige weichherzige Personen sich zu nähern. Sie antwortet nicht oder nur weniges auf die eindringlichen Fragen, sei es aus Furcht vor dem Vater-Prinzipal, sei es — weil sie zu wenig Deutsch versteht. Furcht vor dem strengen Bändiger als Grund anzunehmen, liegt näher und paßt besser in den Rahmen des ausgestreuten Märchens. Man kolportirt diese wahrscheinliche Annahme als Gewißheit, die Aufregung wächst, ja sie fängt an, drohende Formen gegen den Peiniger der sanften Leiderin anzunehmen, die Obrigkeit wird zu Hilfe gerufen, da -- verschwindet Caratta mit seinem Gefolge bei Nacht und Nebel. Dem allgemeinen Erstaunen folgt eine Beruhigung der Allgemeinheit, und aus der Hochfluth des Mitgefühls rettet sich ein Rest stiller Theilnahme in die Herzen einiger aufstrebenden jungen Talente. Sie haben den Gluthauch der mächtigen Zauberin Poesie empfunden, die ein Alltagsereigniß in die klingenden Sphären der Märchenwelt emporriß, sie haben erlebt, wie eine ganze Bürgerschaft wahllos die thörichten Flitter der Einbildung um ein armes Erdenkind hängte und ließen sich mit fortreißen, um im Wunderlande der Dichtung weiterzuschwelgen in dem köstlichen Wahne, mitgenießend, was sie ausgebildet, und ausbildend, was sie mitgenossen.

Fünf Göttinger Studenten haben sich zusammengethan, das romantische Ereigniß zum Gegenstand elegischer Ergüsse ihrer gleichgestimmten Seelen zu machen. Ihre Dichtungen liegen vereinigt vor in einem dünnen Heftchen, das den an das romanzenhafte anklingenden Titel führt: Gedichte auf eine junge Virtuosin in der Kunst, die Biegsamkeit und Behendigkeit ihrer Glieder zu zeigen. (Göttingen 1764. 12°. 30 S.) Das Titelblatt bringt eine

unbedeutende Vignette, unter der die Worte aus Youngs „Nachtgedanken“ als Quintessenz des bewundernden Inhalts stehen:

Sweet — and beautiful as sweet!
And young as beautiful! and soft as young!
And gay as soft! and innocent as gay!

Eine kurze Vorrede unterrichtet über die wirklichen Vorgänge, die dem Bündel von sieben Gedichten, sämmtlich anonym, zu Grunde liegen. Fünf Verfasser haben sich betheiligt. Die ersten zwei Gedichte sind in italienischer Sprache, die letzten fünf deutsch abgefaßt. Drei Beiträge, ein italienischer und zwei deutsche, haben einen Verfasser, die übrigen vier rühren von je einem Dichter her. Die Vorrede, Göttingen den 29. März 1765 gezeichnet, verläßt in ihrem Schlußtheil bereits den Weg lauterer Wiedergabe des Geschehenen und ergeht sich in hypothetischen Betrachtungen, wie glücklich wohl dieses Kind einen rechtschaffenen Mann einst machen könnte, wenn es eine tugendhafte Erziehung genösse. In der eingeschlagenen Laufbahn aber dürfte es wohl zu den niederträchtigsten Ausschweifungen verkauft und gezwungen werden. „Wer weiß, ob ein einziger unglücklicher falscher Tritt ihr nicht in Kurzem das Leben kostet, oder sie auf alle Tage schwach und kränklich macht?“ Diese und ähnliche Empfindungen hätten die nachfolgenden Gedichte veranlaßt. Der überkommene Mythus ist also schon mit vielen neuen Gedanken versetzt. Dennoch aber läßt sich noch eine Reihe von Einzelheiten herausschälen, die sowohl zur Charakteristik Petronellas, als auch zu der gewaltigen Erregung, die ihr Auftreten in Göttingen verursacht hat, einen wesentlichen Beitrag liefern.

Es ist nur natürlich, daß die bewundernden Dichter in Petronella der „Schöpfung schönstes Kind“ sehen, die „Zierde ihres Alters“ vergleichen mit einer Rosenknospe, an dem „zarten Leib“ die „zarten Glieder“ anstaunen, aus dem „Auge voll Bescheidenheit“ „vornehme, sanfte, edle Blicke“ hervorleuchten sehen. Allen entlockt ihre Gestalt „blutige Thränen“, und sie, „der Natur entehrtes Meisterstück, die Lust der Sterblichen“ gewinnt ihre Bewunderer durch nichts so sehr als durch „kindliche Bescheidenheit und Demuth“, tiefgründende Eigenschaften, die ihr sogar ein naives Lächeln abringen, wenn „kunstvolle Grausamkeit, vollbrachtes Leid, der Zwang schrecklicher Gestalten“ sie zum „Schaustück fremder Wuth“ erniedrigt haben. Unzweifelhaft ist es allen, daß „edles Blut in ihren Adern wallt“, woher denn sonst die Geduld dieser

„gedrückten Unschuld“, die gelassene Ruhe dieses Musters an Leidensheldin? „Wer bist Du? Welches Land hat Dich der Welt gegeben?“ Auf diese Fragen auch nur die einstimmige Antwort: In „anmuthduftenden Gefilden“ hat die Natur das „göttliche Kind“ geschaffen und den Grazien anvertraut. Einsam ging es ins Veilchenthal und nahte sich unerfahren „fleckigten Tigern“. Denn er, der „Unmensch, den in Wüsten Löwinnen, rauchend vom Blute, säugten“, ist der Mörder des vornehmen Vaters. Aus den Armen der „bebenden“ Mutter, in deren Auge nur „des Jammers thränenvoller Blick“ vorbildlich den „felsenherzigen Tyrannen“ ohne Erfolg um Erbarmen angefleht hat, raubte er „die Holde“ „in schwarzen Mitternächten“ und eilte „voll von der Hölle Freuden“ mit ihr hinweg. „Ein zehnfach Erz“ hält ihm die „kalte Brust“ umschlossen, dem Bösewicht, der „unempfindlich zum Erbarmen“ sich weidet an jedem Schmerze ungerührt von der Mutter Todeswehmuth um das einzige liebste Kind, unempfindlich gegen das ruhig kindliche Lächeln aus unschuldsvollen Mienen. Ja, er „der Niedrige“, dem ihre Schmerzen schon Belohnung sind, der „Barbar“, er sinnt auf schwere Martern, die sie erleiden soll, um andere zu vergnügen, er, ihr Folterer, der sich gar von „ihrer Marter nährt“; denn „für sein Brot jetzt weidet sie des Pöbels Neugier“. Und auch sie, die sich ihre Mutter nennt, solch Unedle gebar sie nie! — Wer trägt die Schuld, wen klagt man an? Ein „grausames, ungerechtes Schicksal“ gehört vor den Richter und dieser Richter in des Himmels Höhen wird dereinst dem sanften Opfer „mehr als ein bethräntes Recht zum Mitleid aller Herzen“ gönnen. Zu ihm blickt die geeinte Schaar der Sänger empor. Ihr aller Wunsch gipfelt in dem sehnsuchtsvollen Streben nach Reichthum, Gütern und Schätzen, um dem habgierigen Menschenräuber abzujagen diesen einzigen Gegenstand verschlossener Anmuth und stummer Würde, den der Blutbefleckte mißbraucht „zu eigenem Lohn und zu fremder Schaulust Hohn“. — Was nützte es auch, Geschenke an die Aermste zu verschwenden! Sie genießt sie ja doch nicht. Vergebens hat also eine gleichgestimmte Bürgerstochter Göttingens, eine donna leggiadra e bella, oder wie sie noch bezeichnender heißt, eine alma attristata, als Doris eingeführt, fromme Zähren für die duldende Schwester aus mitleidsvollem Aug vergossen. Genährt von innerem Gram hat sie — dafür die Würdigste der Schönen genannt — der Leidenden gerufen. Sie hat Petronellen mit freundschaftlichen Küssen an ihr

klopfend Herz gedrückt, dem in jenem Augenblick auch nur der Erden Güter wünschenswerth sind, um mit ihrer Hilfe das beweinte Kind vom Elend zu retten, vom gegenwärtigen und von dem bevorstehenden. Könige und Fürsten, nun her mit euren Schätzen! Denn nur durch Wohlthun könnet ihr groß sein und heißen. Und fände sich solch ein Menschenfreund, wie mit Doris all die Sänger ihn heiß erflehen, ein Reicher, dem der Himmel ein weiches Herz geschenkt und Menschlichkeit, das bezaubernde Kind dem Elend zu entreißen, wie schön wäre doch sein Lohn:

Dann dankt sie Ihm entzückt und dient dem Herrn,
Der sie, sein Kind, geprüft, der sie von ihren Leiden,
Voll Vaterhuld, befreit. Sie dient ihm gern
Und schmeckt dereinst des Himmels reine Freuden.

Wir haben mit Absicht in so reichem Maße den fünf Dichtern das Wort ertheilt, um anzudeuten, wie einheitlich ihr Gedankengang, wie ähnlich ihre Betrachtungsweise des Falles, seine eingebildete Vorgeschichte, seine poetische Umschmelzung, und wie übereinstimmend Furcht und Hoffnung betreffs des künftigen Geschickes Petronellas in deren Köpfen sich ausmalt. Ja, es erhellt eine vollständige Gleichheit in den leitenden Motiven, die bis zu wörtlicher Uebereinstimmung führt. Sie beweist keineswegs eine Abhängigkeit der Dichter von einander, sondern deutet nur auf eine gründliche Durchsprache des Ereignisses unter den Freunden. Man erkennt auch auf den ersten Blick, daß der Herausgeber der kleinen Sammlung, der zugleich der Vorredner und der Verfasser des ersten Gedichtchens ist, der Wort- und Gedankenführer seiner Genossen war. Ihn dürfen wir als den Palemon deuten, von dem eines der Gedichte zu melden weiß, daß in seiner Brust der Schmerz um die Unglückliche ganz besonders wühlt, so daß der Sänger ihn gar im Verdachte hat, er fühle für die Schöne vielleicht schon mehr als Mitleid in seinem Herzen. So steht Palemon würdig neben jener Doris im Vordergrunde. — Innerhalb des engen Zirkels von bewundernden Theilnehmern an dem Schicksal Petronellas erhebt auch jemand seine Stimme, der nicht wie die anderen Augenzeuge der vielbesprochenen Vorgänge gewesen ist. Er kennt das Wunderkind nicht von Angesicht. Aber die Mittheilungen seiner Studiengenossen haben tiefen Eindruck auf ihn gemacht, er weiß bis ins einzelnste, was sich während seiner Abwesenheit von Göttingen zugetragen hat, und erhebt sich in thränenfeuchten Klagen gleich den übrigen Verherrlichern der Märtyrerin über ihr grausames Geschick.

Ich sah sie nicht. — Wohl mir, daß ich es nicht erblickte,
Was sie für Marter litt!
Ich hätt' empfindungsvoll um Dich, o Kind, geblutet,
Das aller Herzen rührt.

So eindringlich wirkte also auf ihn der Bericht der Freunde. Wie nachhaltig mag erst das selbsterlebte Ereigniß auf die Zuschauer gewirkt haben!

Nicht bloß unsere Fünf und ihre Doris nahmen ehrlichen Herzensantheil an Petronella, sondern ganz Göttingen. Das ist an vielen Stellen der Sammlung ausgesprochen, ganz besonders aber kennzeichnet es eine ruhige und abgeklärte Besprechung in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, die kaum vierzehn Tage nach dem Erscheinen des Heftchens abgedruckt ward. Sie faßt das Wesentliche aus den realen Vorgängen, die den Dichtungen zu Grunde liegen, zusammen. Auch ihr Verfasser muß Petronellens Künste mit eigenen Augen gesehen haben, denn er nennt sie das geschickteste unter den sich produzirenden Kindern, auch ihm erschien ihre „Bildung artig", ihre Geberde „überaus bescheiden", namentlich für solch eine Lebensart, und auch er kolportirt die Legende von ihrer „besseren" Geburt und dem unrechtmäßigen Besitz des Kindes in den Händen Carattas, mit einem vorsichtigen „Man glaubte" eingeleitet. Der Rezensent lobt die Fähigkeit der Verfasser, die es zustande gebracht haben, „mit völliger Beibehaltung des poetischen Wohlstandes von einer Seiltänzerin ernsthaft zu singen". Allerdings erscheinen ihm die Poesien „beinahe von einer theologischen Art", und er verweist ebenfalls nachdrücklich auf die Gleichheit der führenden Gedanken in allen Gedichten. Seine Beobachtungsgabe findet darin ein interessantes Objekt für die Vergleichung der Fähigkeiten der Beiträger und sein feines Urtheil zwingt ihn, dem mit C. unterzeichneten Gedichte den Preis zuzuerkennen. Er schaltet es deshalb fast ganz in seine Anzeige ein.

In diesem Rezensenten haben wir niemand Geringeren als den bekannten Göttinger Hofrath und Professor Johann David Michaelis (1717—1791) vor uns, der seit 1745 an der Göttinger Universität wirkte und seit 1753, nach Hallers Abgang, Redakteur der Gelehrten Anzeigen war. Durch die rasche und persönliche Besprechung der Sammlung aus des vornehmen Redakteurs Feder erhellt das ausgezeichnete Interesse, mit dem Michaelis den Verfassern und ihren ephemeren Leistungen entgegenkam, vielleicht verbirgt sich auch eine menschliche Theilnahme für die unglückliche

Seiltänzerin dahinter. Möchte doch Michaelis seinerseits auch dazu beitragen wollen, daß die Anregung, die der Wunsch am Schlusse der Vorrede innigstgemeint ausdrückte und der in allen Gedichten nachklang, sich verwirkliche, „daß diese Lieder Jemanden, dem der Himmel die Mittel dazu verliehen hat, das Vorhaben einflößten, diese junge Beklagenswürdige ihrem Elend zu entreißen". Denn nur durch rasches Eingreifen war Carattas Truppe vielleicht noch zu fassen.

Wer ist nun aber der Herausgeber und Spiritus rector unserer kleinen Sammlung? Ihn nennt uns eine Anmerkung in Ludewig Gottlieb Cromens Gedichten. Crome*), heute ein durchaus vergessener Schulmann und Schriftsteller (1742—1794), lebte seit Ostern 1762 als Student in Göttingen. Er ist der Verfasser des von Michaelis mit besonderer Anerkennung genannten Gedichtes in unserer Sammlung. Ihm widmete der Rezensent einige durchaus lobende Bemerkungen und seinem Talent versprach er den großen Beifall der Kenner. Was dieses einzige Gedicht anlangt, stimmen wir Michaelis bei. Doch seine Prophezeiung für die fernere Entwickelung Cromes hat die Geschichte Lügen gestraft. Crome blieb und bleibt ein Verborgener und bliebe es gegenwärtig noch, wenn er nicht augenblicklich mittelbar dazu beitragen sollte, das Dunkel, das über der Sammlung von 1764 schwebt, zu erhellen. C. D. Ebeling, der verdienstliche Herausgeber, Vorredner und Erläuterer von Cromes Gedichten, nennt nämlich in seiner Bemerkung zu unserem aus dem Jahre 1764 stammenden Poem Cromes, dem er den Titel gegeben hat: „Auf ein junges, unglückliches Frauenzimmer. An Palämon," den Dr. Schiebeler als den Herausgeber der Sammlung. Das ist der bekannte Hamburger Dichter Daniel Schiebeler (1741—1771), der sich als Romanzendichter einen Namen gemacht hat. Auf ihn paßt auch die Zeichnung der Vorrede und des ersten Gedichtes mit S., wie die mit C. auf Crome, dessen Anonymität schon Michaelis' Anzeige gelüftet hatte.

Schiebeler bezog im Jahre 1763 die Göttinger Universität, um die Rechte zu studiren, wandte sich von seinem Brotstudium aber gar bald ab und der schönen Litteratur zu. Er hatte schon als Gymnasiast in seiner Vaterstadt für den Theaterdirektor Koch

---

*) Ueber ihn, seine Gedichte sowie überhaupt einige Materialien, die dieser Untersuchung zu Grunde liegen, behalte ich mir vor, in einem der nächsten Hefte des Archivs für das Studium der neueren Sprachen das Nöthige zur Ergänzung zu sagen.

Gelegenheitsreden verfertigt, die auf der Bühne rezitirt wurden. Er zeigte überhaupt viel Interesse für das Theater. Ein Vorspiel von ihm „Der Schatten Karls des Großen" ward schon im Jahre 1758 einige Male aufgeführt. Der Historiograph des Hamburger Theaters, J. F. Schütze, nennt ihn auch einen erklärten Verehrer der Madame Stark im Gegensatze zu Dreyer, der Madame Koch hofirte, und wir dürfen annehmen, daß so manches Gedicht des jugendlichen Amanten Hirn entsprang. Sein Gedicht auf den Tod seines Lehrers Richey (1761) fand nicht bloß Aufnahme in den Hamburgischen Korrespondenten, sondern auch in Richeys Werke. Eschenburg, der Herausgeber und Nekrologist Schiebelers, der sich im Besitze des ganzen Nachlasses des jungverstorbenen Schriftstellers befand, bringt und belegt die Nachricht, daß Schiebeler sich bereits in ganz jungen Jahren auf die Erlernung fremder Sprachen warf, so daß er schon als Zwanzigjähriger des Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen mächtig war, wovon uns zahlreiche Zeugnisse überliefert sind. Unsere Sammlung birgt an erster Stelle einen, wenn auch nicht gerade lobenswürdigen Beweis dafür, daß er sogar in diesen Sprachen zu dichten versuchte. Diese Bestrebungen führten ihn in ein nahes Verhältniß zu seinem Göttinger Lehrer Diez, gaben ihm ein gewisses Ansehen unter seinen mitstrebenden Genossen und Freunden, mit denen er sich, nach Eschenburgs Bericht, zu einer Gesellschaft zusammengethan hatte, in deren wöchentlichen Sitzungen die Arbeiten der Mitglieder zur Verlesung und kritischen Besprechung kamen. Eine und vielleicht die einzige überlieferte Frucht dieser litterarischen Zusammenkünfte stellt unsere Sammlung vor. Aus der oben angezogenen Rezension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen bekundete sich auch des Hofraths Michaelis Interesse für den kleinen Litteratenbund, und es geschieht nicht ohne Absicht, all diese Einzelheiten nochmals nachdrücklich hervorzuheben. Schiebelers schwache Gesundheit nämlich und seine daraus entspringende Niedergeschlagenheit zwangen den begabten jungen Mann, sich durch einen Ortswechsel Zerstreuung zu schaffen. Er verließ also Göttingen und seine Freunde und wandte sich zur Vollendung seiner Studien im Herbst des Jahres 1765 nach Leipzig.

Michaelis 1765 bezog auch der junge Goethe die Leipziger Hochschule. Für eine Bekanntschaft Goethes mit Schiebeler braucht man nicht erst nach Zeugnissen zu graben. Goethe selbst nennt Schiebeler im 8. Buche von Dichtung und Wahrheit unter seinen

Leipziger Bekannten neben Hiller und Weiße. In der Epistel an Friederike Oeser vom 6. November 1768 zeigt er sich derart vertraut mit Schiebelers Romanzendichtungen, daß wir Schiebeler mit zum Oeserschen Kreise zählen dürfen, wo man seinen Schöpfungen thatsächlich große Aufmerksamkeit zuwandte. Wie hätte sonst die Adressatin die Anspielung auf die Verse aus Schiebelers „Pygmalion" verstehen sollen? Goethe erwähnt ihn noch in einem Brief an Herder aus dem Jahre 1771, wenn auch nicht in rühmenswerther, fast etwas neidischer Weise, so doch wie einen, mit dem man persönlich bekannt ist oder war. Wie denn auch nicht! — Goethe und Schiebeler, beide waren gleichzeitig in Leipzig eingetroffen, beide waren der Juristerei im Herzen abhold und hatten ihr Augenmerk ganz auf die schöne Litteratur gerichtet, beide empfanden die lebhafteste Neigung für die Bühne und ihre Vorgänge. So gab es der Interessenkreise nur allzu viele, in denen sie bald nach ihrer Ankunft in Leipzig mit einander zusammentreffen mußten. Und wer sich erinnert, mit welch maßloser Sehnsucht Goethe und die Freunde seines Hauses es bei seinem Vater durchzusetzen versuchten, daß Wolfgang seine Studien in Göttingen beginnen dürfe, wer noch in der Selbstbiographie die Zeilen liest, in denen der an der Schwelle des Greisenalters stehende Dichter diesen Wunsch als den Inbegriff aller Wünsche des angehenden akademischen Bürgers aufzeigt, der wird begreifen, wie groß in jenen Tagen seine Theilnahme für alles gewesen sein muß, was Göttingisch war, aus Göttingen kam oder über Göttingen zu berichten wußte. Und dazu war Schiebeler der geeignetste Mann. An Jahren und Erfahrungen reicher, sogar schon mit gewissen litterarischen Erfolgen geziert, trat er dem siebenzehnjährigen Goethe entgegen. Er hatte in Göttingen zu den begabtesten und hoffnungsvollsten Jüngern der von Goethe mit dem ganzen Drange jugendlicher Begeisterung verehrten Professoren Heyne und Michaelis gezählt, „zu deren Füßen zu sitzen und auf deren Lehren zu merken" ihm gerade im Gegensatz zu Goethe vergönnt gewesen war. Schiebeler stand zu den beiden genannten Gelehrten offenbar in nahen Beziehungen, für Michaelis konnten wir es oben in einem speziellen Falle nachweisen. Wir haben auch oben schon Schiebelers freundschaftliche Stellung zu Dieze gekennzeichnet, die aus der eifrigen Beschäftigung mit den romanischen Sprachen und Litteraturen entsprang. Und in diesem Punkte berührte er sich wiederum, nicht zum letzten, mit Goethes von Jugend auf geübtem Gebrauch fremder Idiome. Kennen wir doch zur Genüge Goethes darauf zielende Bestrebungen und Ver-

suche: „Vielschreiberei in mehreren Sprachen, durch frühzeitiges Diktiren begünstigt“ lautet ein Vermerk in den Tag= und Jahresheften. Und in dem Zusammentreffen Goethes mit seinem nachmaligen Schwager Schlosser in Leipzig (Frühjahr 1766), das die „Uebungen in poetischen und prosaischen Aufsätzen in fremden Sprachen“ vom frischen beeinflußte, dürfen wir wohl nur als den letzten Niederschlag der von Schiebeler ausgehenden Neuanregungen ansehen. — Die durch Weiße im Verein mit Hiller frisch in Aufnahme gekommene Richtung auf die Operettenliebhaberei, der wir einige Jugendwerke Goethes wie Erwin und Elmire, Claudine von Villabella danken, liegt erwiesenermaßen auf der Bahn von Schiebelers „Lisuart und Dariolette“. Wenn auch Goethes Selbstbiographie nur von einer „Begünstigung“ des Freundeskreises diesem Werkchen Schiebelers gegenüber zu erzählen weiß, so ist es eben ein Blick aus den Höhen der Vollkommenheit auf eine längst überwundene Stufe eigener Bethätigung. Andere, und wir dürfen ruhig sagen, maßgebendere Zeugen drückten ihren Beifall zeitgemäß lebhafter aus, wie die Allgemeine Deutsche Bibliothek oder der auch von Goethe hochgeschätzte Franz Wilhelm Kreuchauff in seiner Einleitung zu den „Historischen Erklärungen der Gemälde, welche Gottfried Winkler in Leipzig gesammelt hat. Leipzig 1768“. In seiner Zuschrift an Winkler rühmt Kreuchauff, dieser „Dilettant der schönen Wissenschaften und Künste“ κατ' ἐξοχήν mit patriotischem Stolze Leipzig. In die vorderste Reihe der Geister, die ihn dazu berechtigen, stellt er unseren Schiebeler. Offenbar drängt ihn dazu sowohl die Betrachtung, welche Rolle die vielgesungenen fünf „Romanzen mit Melodien“ Schiebelers (1767) in den Kunstsalons des damaligen Leipzig spielten, worunter die schon genannte „Pygmalion“ im Oeserschen Kreise viel Anklang gefunden haben muß, als ganz insbesondere der Erfolg von „Lisuart und Dariolette“. Falls wir Eschenburg recht trauen dürfen, so wurde dieses Singspiel von der Ackermannschen Gesellschaft bereits aufgeführt, bevor noch Schiebeler Göttingen verließ; gedruckt ward es allerdings erst 1766. Es war also sicherlich in seiner textlichen Gestaltung schon im Jahre 1765 fertig und dürfte dem Oeserschen Kreise vor der Drucklegung bekannt geworden sein. Hillers musikalische Eingriffe gaben doch erst Anlaß zu Aenderungen. In dieser veränderten Gestalt ist es uns allein überliefert.*)

*) Auch das jüngst herausgegebene Studentenbuch „Annette“ zeigt Schiebelers Einfluß auf Goethes Jugendlyrik deutlich. Ich verdanke diesen Hinweis der Güte Erich Schmidts.

Fragen wir uns nun, was Schiebeler geleistet hatte, als er mit Goethe zusammentraf, so ist es im Grunde genommen nur wenig, immerhin aber genügend, um ihn vor dem in litteris et artibus krassen Fuchs Goethe recht bestehen zu lassen. Vier kurze Gedichte Schiebelers lagen im ganzen vor seiner Leipziger Zeit gedruckt vor, sämtlich im Hamburgischen Correspondenten, eines auch als Göttinger Einzeldruck erschienen. Seine einzige größere That war die Sammlung unseres Petronella-Kranzes, auf den Michaelis Rezension in den vielgelesenen und hochangesehenen Gelehrten Anzeigen die Aufmerksamkeit auch außergöttingischer Kreise lenkte. Liegt also schon die höchste psychologische Wahrscheinlichkeit vor, daß im Freundes- und Bekanntenkreise dieser Dichtungen gelegentlich wenigstens Erwähnung geschah, so ist es vollends ausgeschlossen, daß Schiebeler selbst nicht gar zu gerne und gar zu oft das Gespräch auch auf die veranlassenden Vorgänge der Gedichtsammlung gelenkt hätte. Denn abgesehen von seiner Stellung innerhalb der Beiträger, die ihn zum authentischen Dolmetsch berechtigte, klang sicherlich noch ein heller Ton der Begeisterung für jene Petronella in ihm nach, der ihn angeregt hatte, auf Vorgänge des Alltagslebens zu achten, die werth schienen, durch das „Kammermädchen der Musen“ verherrlicht zu werden. Die Absicht, für die Romanze einzutreten, die Gleim nach Gongoras und Moncrifs Muster in Deutschland kurz vorher angebaut hatte, worin ihm vorerst der einzige Löwen mit einem schüchternen Versuche gefolgt war, deutet schon der Titel an, den Schiebeler unserem Heftchen gab. Thatsächlich bewahrt ihm die Litteraturgeschichte heute doch eigentlich nur ein Andenken für Schöpfungen dieser Gattung. Von ihm geht auch die Weiterbildung des Ueberkommenen in zwei Richtungen aus, einerseits durch die Beziehung zur Oper, andererseits durch die Anlehnung an die klassische Mythologie. Mochte Schiebeler also schon dankbar des Anlasses gedenken, der seinem Talent einen originellen Weg wies, so verband sich dauernd mit der Erinnerung an die bezaubernde Erscheinung jenes Komödiantenkindes die tiefinnerliche Erregung, die sich binnen kurzem der ganzen Bevölkerung Göttingens mitgetheilt und vornehmlich ihm selbst eingeprägt hatte. Je weiter das Ereigniß zeitlich hinter ihm lag, in desto idealeren Höhen schwebte Petronellas Bild vor seinen Blicken. Des innig befreundeten Crome Hindeutung auf Palemons wüthendgellen Schmerz um die zarte Dulderin ist nur ein wahrhaftiger Ausfluß anvertrauter Empfindung; mag auch die Frage,

ob der Freund nicht etwa schon mehr als Mitleid für die Schöne fühle, der poetischen Einkleidung zuzuschreiben sein.

Und wessen Phantasie hätte mehr entzündet werden sollen, wessen Theilnahme mehr angeregt bei dem Anhören eines solchen Falles, wie ihn Schiebeler in seinem Kreise noch zu später Theilnahme einladend wohl häufig zum Besten gab, als die Goethes, in dessen Brust die frühen Keime einer Wertherempfindsamkeit sich damals schon zu regen begannen. Und dennoch keine direkte Spur, kein Hinweis darauf, daß die Mittheilung Goethen in der nächsten Zeit dichterisch angeregt hätte. Wohl duftet uns sanfte Melancholie aus mancher Schöpfung des Leipziger Aufenthaltes entgegen, so manches Ereigniß geringerer Wirkungsfähigkeit zittert in lyrischen Tönen nach, aber es sind andere Stoffe und andere Erlebnisse, die sein Herz erfüllen und sein Gemüth bewegen. Ein Samenkorn ist in den Schooß des fruchtbaren Dichtergeistes gefallen, dessen Aufgehen wir vorläufig vergebens erwarten. Zu anderer Zeit und bei anderer Gelegenheit wird es wie ein Selbstgewordenes mit vermehrter Triebkraft emporschießen.

Ueber die Quelle zu Goethes Mignon ist zusammenfassend noch nicht gehandelt worden. Immer galt Mignon als eine seltsame und liebenswürdige Ausgeburt der Phantasie Goethes, beruhend auf italienischen Eindrücken. Erst als die Entstehungsgeschichte des „Wilhelm Meister“ durch die Forschung auf einige feste Daten gegründet wurde, stellte sich heraus, das die Einführung Mignons zu dem ältesten Inventar des Romans gehört. Die Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien, von Erich Schmidt als zweiter Band der Schriften der Goethegesellschaft herausgegeben, brachten den dokumentarischen Erweis dafür. Erich Schmidt ist der einzige Forscher, der die ersten Spuren Mignons schon in der letzten Frankfurter Zeit Goethes sucht. Er vermuthet einen Zusammenhang zwischen dem bescheidenen und verschlossenen Charakter Mignons und der „demüthigen“ Mädchengestalt Katharina, der Tochter des Hannoverschen Arztes und Schriftstellers J. G. Zimmermann, deren Verhältniß in „Dichtung und Wahrheit“ zu einem romanenhaften Konflikt ausgearbeitet ist. Neuere und neueste Untersuchungen haben die ganze Haltlosigkeit der Goetheschen Anschuldigungen Zimmermanns aufgezeigt und den wahren Sachverhalt ans Tageslicht gefördert. Darnach scheint vielmehr die um mehrere Jahrzehnte später dargestellte Begegnung Goethes mit Käthchen Zimmermann, wenn man so will, gerade umgekehrt unter dem Einflusse der Mignonfigur

ihre dramatisch wirksame Ausgestaltung erfahren zu haben. Der Aufenthalt der Zimmermanns in Goethes Elternhause fällt in den Herbst des Jahres 1775. „Die Anfänge des Wilhelm Meister wird man in dieser Epoche auch schon gewahr, obgleich nur kotyledonenartig“, bemerkt Goethe in den Tag- und Jahresheften zu jenem Zeitabschnitt. Der Dichter kennzeichnet mit dieser aus dem Bereiche seiner Naturstudien ihm geläufigen Ausdrucksweise aufs treffendste den wahren Sachverhalt, wie der fast ein Jahrzehnt vorher in sein Bewußtsein gesenkte Keim sich zu entfalten beginnt, ein Keim, der im Kleinen alle die Merkmale schon erkennen läßt, die der aus ihm hervorgegangenen Frucht das eigenthümliche Gepräge verleihen. Indirekt vermittelt hatte Petronellas Geschichte des Leipziger Studenten theilnahmvolles Herz nur blitzartig gestreift. Es fehlte der unmittelbare sinnliche Eindruck, darum verflog die Wirkung vielleicht für den Augenblick so rasch wie sie aufgetaucht war. Aber nicht ganz. Ein lebenskräftiger Rest von Erinnerung hatte sich in eine weiche Falte des Gedächtnisses geflüchtet. Inzwischen wurden neue Ziele mit neuen Mitteln erstrebt. Frische Furchen wühlten nachher das Brachfeld einer halbvergessenen Vergangenheit auf. Es keimt und wuchert und wächst: Petronella reift zur Mignon.

Wunderbare Enthüllungen sind es, die der Arzt Wilhelmen im achten Buche von „Wilhelm Meister“ über Mignon macht. Auf italienischem Boden ist sie geboren, in der Nähe von Mailand soll ihre Heimat liegen. In früher Jugend einmal wurde sie von einer Seiltänzergesellschaft ihren Eltern entführt. Sie war damals noch zu jung, um Heimat und Familiennamen genau angeben zu können. Jenen Leuten aber, die sie in der Irre fanden, beschrieb sie ihre Wohnung und lag ihnen so flehentlich an, sie nach Hause zu führen, daß sie nur desto eiliger mit ihr fortzogen. Nachts, da sie glaubten, das Kind schliefe, freuten sie sich des guten Fanges und betheuerten einander, dafür sorgen zu wollen, daß es den Weg in die Heimat nicht wieder finde. Mignon schwur sich selbst in dieser gräßlichen Verzweiflung einen heiligen Eid, künftig niemandem mehr zu vertrauen, ja nicht einmal jemandem ihre Geschichte zu erzählen. Da erschien ihr die Mutter Gottes und bekräftigte sie in ihrem Vorhaben. Daher rührt ihre tiefe Verschlossenheit, ihre düstere Zurückhaltung, der Grundzug ihres räthselhaften Seins und Wesens. Eingewöhnt in diesen selbstauferlegten Zwang ewigen Schweigens lernt sie geduldig mit den anderen Kindern der Truppe Körper und

Glieder biegen und verrenken, seiltanzen, springen, Komödie spielen. Der tiefe Ernst in den vornehmen Zügen weist schon auf Absonderliches. Und so zieht sie denn Wilhelms Aufmerksamkeit gleich bei der ersten Begegnung auf sich. Wilhelm, nachdenkend über das artige Abenteuer, das ihm mit der kaum gesehenen Philine bevorsteht, begegnet Mignon, als er die Treppe zu seinem Zimmer im Gasthof hinaufsteigt. Sie ist nach Komödiantenart gekleidet, nur ihre schwarzen*), lockigen Haare lösen ihm den Zweifel, ob er einen Knaben oder ein Mädchen vor sich habe. Schon die bloße Körpergestaltung erregt seine höchste Verwunderung. Auf die theilnahmsvolle Frage, wem sie angehöre, antwortet ihm bloß ein „scharfer, schwarzer Seitenblick", sie macht sich los von ihm und läuft hinweg. Am Tage der ersten Vorstellung erregt wieder nur einzig dieses Kind in dem Aufzuge der Komödianten Wilhelms ganze Aufmerksamkeit. Noch immer ist es bloß der Schwarzkopf, der durch die mit seiner Jugend kontrastirende Düsterheit auffällt. Als nun gar einige Kinder den Schauplatz betreten, um durch die seltsamsten Verrenkungen ihrer Glieder die Schaulust der Menge zu befriedigen, da fühlt so manches Herz neben Bewunderung auch ein Grausen; Wilhelmen aber durchzuckt ein tiefes Mitleiden, da er das Kind, an dem er beim ersten Anblicke theilgenommen, nur mit großer Mühe die sonderbaren Stellungen vollbringen sieht. Er erblickt Mignon nachher von Philinens Fenster aus bei anderen spielenden Kindern auf der Straße, es verlangt ihn, ein Mehreres von ihr zu erfahren und so macht er denn Philinen auf sie aufmerksam, die sogleich dem Kinde ruft, ihm winkt, und, da es seiner mißtrauischen Natur zufolge nicht sogleich kommen will, es schließlich selbst heraufholt. „Hier ist das Räthsel", ruft sie Wilhelmen zu, indem sie Mignon zur Thüre hereinzieht. Und ein „Räthsel" sollte sie bleiben bis nach ihrem Tode. Nur mit unsicherem Blick, also noch immer mißtrauisch, selbst gegen den nahenden Retter, begegnet Mignon den eindringenden Fragen ihrer neuen Umgebung. Sie weiß bloß anzugeben, daß man sie in der Truppe Mignon nenne, ihre Jahre will niemand gezählt haben und auf die Frage, wer ihr Vater sei, rückt sie mit dem mystischen Bekenntniß hervor: „Der große Teufel ist todt." Daß sie als Italienerin nur gebrochen deutsch spricht, ist selbstverständlich. Aber es verleiht ihrem geheimnißvollen Auftreten ein vertieftes Gepräge, daß sie die wenigen

*) Hier sei beiläufig darauf hingewiesen, daß Goethe an anderer Stelle des Romans von Mignons braunen Haarflechten spricht.

Worte mit einer sonderbaren Feierlichkeit vorbringt und mit ein
Art exotischer Zeremonie ihre Sittsamkeit und damit indirekt a
ihre vornehme Abkunft bekundet. Damals erst hatte Wilhelm G
legenheit, sie recht nach Herzenslust zu betrachten. Er schätzt
Alter auf zwölf bis dreizehn Jahre ab, findet ihren Körper wo
gebaut, doch auch in ihren Gliedern wie in dem ganzen We
einen geheimnißvollen Zustand. Vornehmlich die Stirn ist
Sitz des Geheimnißvollen an ihr; die übrigen Gesichtszüge wer
weniger als schön geschildert, denn als auffallend gekennzeich
der Mund, um den auch mitunter ein geheimnißvolles Zucken
verräth, kann trotzdem seine reizvolle Treuherzigkeit nicht ganz v
leugnen. Wilhelm ist unwiderstehlich gefesselt von dem Anblick
Kindes. Er hat bis ins Einzelnste die räthselhafte Gestalt in
eingesogen, lautlos steht er dem „Räthsel" gegenüber, immer
es betrachtend, in stille Gedanken versunken. Was er sinnt,
bleibt uns nicht gar lange verborgen.

Denn schon am nächsten Tage ist er zufällig Zeuge ei
häßlichen Szene, wobei die Leidenschaft sein Innerstes aufd
Mignon weigert sich nämlich den im Programm angekündig
Eiertanz zu tanzen. Da bekommt sie die ganze Wuth ihres har
Vater-Prinzipals zu fühlen. Der Herr der Seiltänzergesellsch
schleppt das zarte Kind bei den Haaren zum Hause heraus
bearbeitet es unbarmherzig mit einem Peitschenstiel. Das erb
Wilhelm, und bei diesem gräßlichen Schauspiel befreien sich
einem Mal alle die schlummernden Gefühle für das interessa
Kind in ihm, die er in wenigen Stunden in seinem Busen g
gezogen hat. Wie ein Rasender stürzt er sich zum Schutze
Kleinen auf ihren Peiniger. Der gerechte Zorn, von einer ed
Empfindung eingegeben, verleiht ihm Kraft, den Kerl zu ü
wältigen. Sein Beispiel entfesselt das Mitleid der Umstehen
deren niedergehaltene Sympathien nun gleichfalls zum Durchbr
kommen. Aber all deren redliches Bemühen bändigt den wüthen
Barbarn nicht. Erst das erlösende Wort, das Wilhelmen
Eifer für die „geliebte, arme Kreatur" aus einem dunklen Gef
heraus wie aus Inspiration entfährt: „Du sollst nicht eher di
Geschöpf weder sehen noch berühren, bis du vor Gericht Rec
schaft giebst, wo du es gestohlen hast", erst dieser Ruf bringt
Rasenden auf einmal zur Besinnung und Ruhe. Er wähnt
Geheimniß von Mignons Abkunft verrathen und sagt sich au
blicks los von der Geraubten. Ein kurzer Handel erledigt

nachher die Angelegenheit. Für dreißig Thaler erkauft Meister die Freiheit Mignons. Die Seiltänzer verlassen die Stadt, Mignon ihr Versteck, das sie seit jenem Auftritt aufgesucht hatte. Und ihr erster Wunsch spricht die Bestimmung ihres ganzen Lebens aus. „Ich will dienen“ entfährt dem reizenden Munde als der überschäumende Ausfluß der Dankbarkeit, mit der sie von jenem Moment ab an ihrem Befreier hängt.

Diese knappen Umrisse rahmen dasselbe Bild, den gleichen Vorgang ein, den unsere Göttinger Fünf von 1764 mit weihevoller Begeisterung in dithyrambischen Klängen besungen haben. Zug um Zug verglichen herrscht Uebereinstimmung, oft selbst in kleinlichen Einzelheiten. Da wo Abweichungen zu Tage treten, wird Mignons Mark und Bein nicht berührt, sondern es macht sich nur das feinere Geäder technischen Ausgestaltens in strafferer Motivirung und künstlerischerer Durchzeichnung erkennbar. Was dort Petronella hieß, führt hier den bezeichnenden Namen Mignon. Als „der“ Mignon ist uns das „Knabenmädchen“ noch aus dem ersten Drucke des „Wilhelm Meister“ geläufig, als ein „Liebling“ des schaffenden Dichtergeistes, ein Liebling des nachempfindenden Lesers. Schon Friedrich Schlegel hat in seiner berühmten Besprechung des Romans in dieser Figur „einen von den göttlich lichten Punkten“ der Dichtung gesehen. Ihm erregte die Erscheinung des „heiligen Kindes“ „süße Schauer“ und ein „schönes Grausen“, in Mignon schien ihm „die innerste Springfeder des sonderbaren Werks plötzlich frei zu werden“. Dieselbe Anschauung vertreten auch heute noch gewichtige Stimmen anerkannter Forscher, die mehr durch Berufung auf ein persönliches Gefühl, denn auf wissenschaftliche Beweise der gleichen Ansicht Nachdruck verleihen. Gewisse Thatsachen lassen sich auch dafür verwerthen. Kennen wir doch Goethes Vorliebe für das fahrend Volk, die von Jugend auf tief in seinem Wesen wurzelte. Der Dichter gedenkt in „Dichtung und Wahrheit“ ausführlich eines typischen Falles aus dem Herbst des Jahres 1771. Damals hatte ein harfenspielender Knabe in Mainz Goethen so wohl gefallen, daß er ihn nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung und jegliche Förderung versprach. Goethe nennt seine Sympathie für den Knaben einen „angeborenen Trieb“ sich „mit dem Schicksal anderer zu belasten“, selbst gegen die bessere Erkenntniß und deutliche Ueberzeugung, geringe Freude für die Bevormundung zu ernten. Goethe sah den Knaben nach mehreren Jahren wieder. Wäre es nicht möglich, daß diese zweimalige Begegnung ihn ganz

äußerlich der Schiebelerschen Erzählung von Petronella gedenken ließ? Wenn nun weiter des Dichters Tagebücher aus dem Mai 1777 den zweimaligen Vermerk aufbewahren, daß Goethe den Vorstellungen einer Seiltänzergesellschaft beigewohnt habe, so ist daraus ein allgemeines Interesse für diese niedere Art von Künstlerwelt ebenso zu erschließen, wie die Annahme berechtigt, daß gerade damals die entsprechenden Partien des Romans zu eindringlicher Beobachtung von Einzelzügen einluden. Denn in jene Zeit fällt die Abfassung des vierten Kapitels im zweiten Buche. Und es erinnert an diese Vorliebe noch manche kurze Bemerkung, wie zum Beispiel ein Gleichniß im zweiten Kapitel desselben Buches, das desto bezeichnender ist, weil es gerade Wilhelmen wieder in den Mund gelegt ist. Im späteren Fortgange der Erzählung der Romanereignisse muß sich gar Wilhelm von Jarno den bitteren und kränkenden Vorwurf gefallen lassen, Jarno habe es oft mit Ekel und Verdruß gesehen, wie Wilhelm sein Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger — der Harfner ist gemeint — und an ein „leeres zwitterhaftes Geschöpf" hänge. Das klingt wie ein Selbstvorwurf, den sich Goethe-Meister macht, erinnernd an den Bericht von dem harfenspielenden Knaben, dessen wir oben erwähnten. Die liebevolle Behandlung der kleinen Harfnerin im Beginne der italienischen Reise legt ferner die Vermuthung nahe, daß die Begegnung mit diesem Kinde, in Aeußerlichkeiten wenigstens, Einfluß geübt habe auf die Beschreibung Mignons, deren fest umrissene Konturen allerdings damals bekanntlich längst feststanden. Im Wesen beider, Mignons und der Harfnerin, nicht die entfernteste Berührung. Nur die auffällige Stirn hier wie dort, das bedeutungsvolle Schweigen bei beiden, das bei der zurückhaltenden Mignon fast immer, bei der altklugen und geschwätzigen Harfnerin dagegen nur selten sich offenbaren kann, vornehmlich aber das „fatale" Zucken mit der Lippe, dessen charakteristische Ausdeutung im Sinne der verschieden veranlagten Kinder geschieht. Viel eher dürfte aus diesem Walchenseer „Abenteuerchen" für den Harfner im „Wilhelm Meister" geschöpft worden sein. In klassischer Abgeklärtheit bekundet schließlich der Künstler sein ästhetisches Wohlgefallen an der „holden Glieder Verwechslungen" jenes venetianischen Gauklerkindes Bettine, an dem „lieblichen Wunder". Mit innerster Theilnahme verfolgt er des molluskenweichen Figürchens anmuthvolle Bewegungen. „Wahrlich, sie fällt! Ich halt es nicht aus! Komm, gehen wir!" ruft er besorgt, da er sieht, wie der Meister

gleich einem Bündelchen Wäsche das zarte Mägdlein hoch in die Lüfte schwingt.

Wohl erhoffen wir noch Aufklärungen über die Genesis der ältesten Partien des „Wilhelm Meister“ durch die Weimarer*) Ausgabe, dennoch darf vorweg behauptet werden, daß schon in dem ersten Grundriß ein breiter Raum für die Mignonhandlung vorgesehen war, vielleicht ein breiterer, als die vollendete Dichtung erkennen läßt. Thatsache ist, daß Goethe in den Zeiten der gedanklichen Ausgestaltung der ersten Romanabschnitte mit seltener Hingabe an Mignon hing, mit innerlichem Antheil die Lieblingssituation erwog. Als er einst auf einsamem Ritte die Einzelheiten in sich entstehen ließ, da „fand er sich schließlich gefangen im Netze eigener Phantasien, so daß er bitterlich zu weinen begann“. Herman Grimm deutet diese Worte, die sich in einem Briefe an Frau von Stein finden, auf die Mignonsituation. Auch er kommt zu dem Schlusse, in Mignon berge sich jener Fruchtkeim, aus dem die ganze Dichtung entsprossen sei, ja um Mignons willen sei die ganze Dichtung da. Darauf zielt sogar Goethe selbst, wenn er gelegentlich der Frau von Staël vorwirft, daß sie in ihrer Beurtheilung des Romans Mignon nur als Episode gefaßt habe, während doch um sie alles Uebrige sich drehe. Wir gehen demnach sicherlich nicht fehl, wenn wir zu den anregenden Gedanken des großen Bildungsromans das Verhältniß Wilhelms zu Mignon zählen und die ideellen Anfänge mit in die frühesten Zeiten zurückdatiren, bis zu denen eine Spur der Dichtung verfolgbar ist. Und so muß es recht früh geschehen sein, daß der Dichter mit erstaunlicher Sicherheit wieder einmal gleichsam in das Schatzkästlein eigener Erfahrungen griff, als er jene Göttinger Komödiantin in vergeistigter Umbildung seinem Helden direkt an die Seite stellte, damit sie im Mittelpunkt einer romantisch-poetischen Familiengruppe ein Gegenwicht bilde gegen das ganze realistische Inventar des Romans. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß es sich in unserer Untersuchung bloß um die einzige Partie, die Einführung Mignons in den Roman mit allen ihren Voraussetzungen und „Antecedentien“ handelt, die aus technischen Gründen erst im achten Buch ihren Platz finden durften, aber

*) Erich Schmidt macht mich zu dieser Stelle darauf aufmerksam, daß meine Hoffnung fehlschlagen dürfte, da die alte Handschrift des Romans nicht auffindbar ist und in Weimar überhaupt wenig Papiere sind, die darüber werden Aufschluß geben können.

zweifellos dem ältesten Grundgemäuer der Mignonhandlung angehören. Was sich in der Folge durch die Berührung des „Scheinknaben“ mit den übrigen Romanfiguren ergiebt, ist für unsere Darlegung von minderem Belang. Immer fußt es aber auf der festen Säule von Mignons Charakter, der dem Dichter von vornherein klar vor Augen stand, um desto konsequenter wie ein strenggeformtes Rätsel innerhalb der enggesteckten Grenzmarken seine natürliche Entwicklung zu nehmen.

Leicht ist ferner das Bedenken zu zerstreuen, das jemand daher ableiten wollte, daß Goethe unmöglich fast ein Jahrzehnt hindurch ein Gebilde von solch innerlicher und äußerlicher Wirksamkeit mit sich herumtrug, ohne durch seine Produktion von dessen Dasein auch nur die geringste Spur zu verrathen. Wir haben in Mignon eben einen der zahlreichen Fälle vor uns, die bei der Betrachtung von Goethes Arbeitsweise immer wieder deutlich erkennen lassen, daß seine herrlichsten Schöpfungen von gewissen Erlebnissen — das Wort „Erlebniß“ im weitesten Sinne genommen — nicht loszulösen sind. Diese Erlebnisse ruhten in vielen und wichtigen Fällen eine lange Reihe von Jahren in ihm, ein unbedeutender Anlaß hat sie zum Dasein geweckt, oder umgekehrt: bei Gelegenheit wichtiger Probleme erinnert er sich eines kleinlichen Geschehnisses, das zeitlich weit hinter ihm zurückliegt. Eine Fülle von Beispielen steht dafür zur Verfügung. Am nächsten liegt der Hinweis auf die eigenartigen Eindrücke des Verkehrs mit Fräulein von Klettenberg im Herbste des Jahres 1768, die erst in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ poetisch verklärt sich widerspiegeln. W. von Biedermann hat im Anhang seines Buches über „Goethe und Leipzig“ eine tabellarische Uebersicht über all die Ereignisse zusammengestellt, die auf Leipziger Erlebnisse zurückgehen, von denen einzelne vielfach recht spät erst ihre dichterische Auferstehung feierten. Minor hat die Anfänge des „Wilhelm Meister“ in einem Aufsatze des neunten Goethe-Jahrbuches auf eine Unzahl von Einzelbegebenheiten zurückgeführt, die oft zeitlich recht weit hinter der Konzeption des Werkes zurückliegen. Und für nicht wenige, gerade der eindrucksvollsten und schönsten Gedichte Goethes, namentlich die Balladen, ist erwiesen worden, daß sie aus solchen „Rekapitulationen“ längst erlebter, lange unbeachtet gebliebener Eindrücke erwachsen sind, wofür die „Ballade“ als typisches Muster angeführt werden kann. Versäumt man es doch selten, gerade zu diesem Gedichte das eigene Wort Goethes beizufügen, daß er den

Stoff dazu vierzig bis fünfzig Jahre lang in sich wirksam erhalten habe, bevor er ihn zu vollendeter Darstellung gelangen ließ. Was bedeutet gegen dieses halbe Jahrhundert jenes Jahrzehnt, das zwischen dem ersten Erfassen und der endgiltigen Ausgestaltung des Mignonstoffes anzusetzen ist, zumal man doch, wenn man eben will, jenen harfenspielenden Knaben und Komödiantenkinder in beliebiger Fülle als weckende Zeichen am Wege der Zeit annehmen darf? Goethe kennt diesen Vorgang in seiner Arbeitsweise. Er nennt ihn gelegentlich selbst „ein Versammeln der Elemente zu bestimmtem Zweck", wenn er andeuten will, daß er Motive, die zeitlich weit ablagen von seiner jeweiligen Beschäftigung, mit künstlerischem Geschick zu neuem Leben aufrief. Diesen Spuren nachzugehen erkannten die bedeutendsten Goetheforscher als ihre Aufgabe. Herman Grimm strebt zu erkennen, was Goethe erlebte, um es in Phantasiebilder umzuwandeln, R. M. Meyer beruft sich geradezu auf Goethes eigenes Vorbild, überall nach einer Urform zu suchen, ein Wandeln auf Goethes eigenen Spuren. Und in diesem Sinne strebt auch dieser Versuch, die Urzelle aufzuzeigen, aus der eine der herrlichsten Schöpfungen des Goetheschen Genius gequollen ist, ohne dadurch im Geringsten Abbruch zu thun der Bewunderung für die Gestaltungskraft des gewaltigen Künstlers. Vielmehr steigt unsere Verehrung für den umfassenden Geist, der die Weltanschauung seines Helden reifen läßt im Reflex theatralischer Probleme und Erfahrungen und uns dabei vom Puppenspiel die Stufenleiter hinanführt bis zur höchsten Leistung, die Wirkung rohen Komödiantenthums nicht verschmäht, wie die des ungelenken Festspiels der Bergknappen. Was hier im Großen umfassend zu einheitlicher Wirkung in einander greift, das schließt sich im Kleinen zu virtuosem Erfolg an einander. Fast der gleiche Augenblick, in dem „die angenehme Sünderin" Philine als die Verkörperung einer einzigen Eigenschaft der Weiblichkeit sich in die Geschicke Wilhelms einzugliedern beginnt, gebiert jene Neigung, die ein festes Band um Meister und Mignon schlingt. Hier ein Kontrast von denkbar höchster Wirksamkeit und mitten innen schon wieder ein Parallelismus von wuchtiger Kraft: neben Philine der trotzige Knabe, bei Meister fortan das hingebungsvolle Mädchen. Und aller Geschicke bunt durcheinander geführt, verknüpft, entwirrt. In dieser Gesellschaft lebt die Schiebelersche Petronella allerdings nicht mehr. Das „liebe Geschöpf", das aus jener durch poetische Abklärung und ideale Gewandung zur Mignon

herangereift ist, ist ganz Goethesches Eigenthum. Merkwürdig blei
der Fall ja als Beitrag zu den Goetheschen „wiederholten Spieg
lungen“ insofern, als die mündliche Ueberlieferung des Götting
Geschehnisses aus dem Bereich der Erinnerungen des Dichters
späterer Zeit völlig geschwunden zu sein scheint. Denn nirgen
geschieht dessen Erwähnung. Und so blieb die Thatsache denn bis he
unbeachtet. Petronella ist „musterhaft“ — das Wort in Goethes Alte
stil gebraucht — für Mignon, sie ist ein Urelement, dessen Erkenntn
dem vielschaffenden Geist in der Reihe der Jahre abhanden ka
Ihre Wiederbelebung für uns ist um so werthvoller, als da
von Neuem die Bestätigung für die trefflichen Auseinandersetzung
liegt, mit denen Konrad Burdach jüngst Goethen feierte als d
„Dichter des Erlebnisses“.

Berlin, im August 1896.

Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert.

Von

Prof. Dr. **Karl Diehl** Halle a. S.

Die unter dem Titel „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert“ erschienene Schrift von Werner Sombart (Jena, Fischer 1896) enthält eine Wiedergabe der Vorträge, die der genannte Autor bei Gelegenheit des ethisch-sozialwissenschaftlichen Kursus in Zürich im Sommer letzten Jahres gehalten hat.

Mit Recht weist der Verfasser auf die nicht unerheblichen Bedenken hin, die er bei dieser Veröffentlichung hatte: es ist klar, daß die Publikation derartiger für ein den verschiedensten Bildungsschichten angehörendes Publikum gehaltener Vorlesungen manchem nicht das bieten wird, was er vielleicht erwartet hat. Gerade die dem Verfasser naheliegende Erörterung bestimmter einzelner Fragen, die sein wissenschaftliches Interesse erregen und deren eingehende Klarlegung der Fachmann erwartet, muß zurücktreten, wo nur die allgemeinsten Grundlinien gegeben werden sollen und andererseits muß vieles dem Zunftgenossen längst Bekannte von Neuem gesagt werden.

Da ist es denn kein geringes Lob, das dem Sombartschen Buche gespendet werden kann, daß der Verfasser es verstanden hat, die erwähnten unvermeidlichen Uebelstände auf ein Mindestmaß einzuschränken, so daß jeder Leser — auch der Fachmann und selbst derjenige, der den in Rede stehenden Problemen sein besonderes

Interesse zugewandt hat, — mit reicher Anregung und man
neuen Belehrung das Buch aus der Hand legen wird. Die kna
übersichtliche Art, wie Sombart den ungeheuer großen Stoff
ein kleines Büchlein zusammengedrängt hat, die stets origin
scharfsinnige Art, wie die Fragen behandelt werden, der sc
Styl, dies alles wird dem Buche sicherlich einen großen Kreis
Freunden schaffen. —

Namentlich sind es folgende Punkte, um deren Klarle
sich der Verfasser besondere Verdienste erworben hat. Er schi
eingehend die wirthschaftlichen Umwälzungen, die in diesem J
hundert zur Entstehung der sozialistischen Bewegung geführt ha
er bemüht sich besonders, den Umschwung darzulegen, den
Bewegung in neuerer Zeit, gegenüber ähnlichen Strömungen
Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts genom
hat. Diese Umänderung ist kurz zu charakterisieren als die
drängung des utopischen durch den wissenschaftlichen, des revol
nären durch den evolutionistischen Sozialismus. —

Der utopische Sozialismus, als dessen typischer Vert
Robert Owen geschildert wird, geht von einem Ideale aus, d
Verwirklichung angestrebt werden müsse; die Utopisten sind er
von dem Glauben an den von Natur guten Menschen und an
Ordnung menschlichen Zusammenlebens, die ebenfalls gut
wenn die Menschen nur in ein richtiges Verhältniß zu eina
gebracht würden. Es käme zur Durchführung des Sozi
mus nur darauf an, den Menschen die Wahrheit und Schö
dieser neuen Ordnung zu predigen; seien sie erst darüber
geklärt, so würden sie auch alle ihre Anstrengungen auf die
reichung dieses Zieles lenken. Und dieser Appell richtet sic
den Utopisten nicht etwa an einzelne Klassen der Bevölkerung, son
an alle edlen und guten Menschen; es wird daher auch P
und Klassenkampf abgewiesen; die Taktik der utopistischen Sozia
beruht auf Belehrung in Wort, Schrift und Beispiel. Som
weist dem gegenüber auf das grundsätzlich Verschiedene des m
nen sog. wissenschaftlichen Sozialismus von Marx und En
hin; nach ihrer materialistischen Geschichtsauffassung sei alle bish
Geschichte eine Geschichte der Klassenkämpfe; die heutige Gesch
sei die Geschichte des Kampfes zwischen Bourgeoisie und Proleta
Die ökonomische Umwälzung fände ihren spontanen Ausdru
Klassengegensätzen und Klassenkämpfen; die Bewegung des Proleta
nichts anderes, als die Organisirung derjenigen Elem

Gesellschaft, die dazu berufen seien, die Herrschaft der rgeoisie zu brechen. Die Grundstimmung der Utopisten wurde das Gegentheil verkehrt. Der Glaube an den von Natur n Menschen machte der Ueberzeugung Platz, daß die Menschen materiellen Interessen beherrscht seien und daß, wo es gälte, Proletariat zu emanzipiren, man nicht dem Interesse der talistenklasse die ewige Liebe entgegenstellen dürfe, sondern man gegen die Macht eine reale Macht aufbieten müsse. So Marx zur Theorie und Praxis des Klassenkampfes gelangt. —

Mit dem sozialpolitischen Realismus, der die moderne soziale egung charakterisirt, hängt auch das evolutionistische Prinzip zu- nen, das sie im Gegensatz zu dem revolutionären Prinzip des eren Sozialismus unterscheidet. Sombart weist eingehend diesen rschied nach; Marx hat es selbst verschuldet durch sein häufiges nen des „revolutionären" Gesichtspunktes, daß man diesem Worte gewöhnliche Bedeutung gewaltsamen Umsturzes beigelegt hat, ohne weit tieferen und bedeutungsvolleren Sinn zu verstehen, der gemeint ist. Die Blanquisten sind die Revolutionäre sans phrase; uchen, wo es geht, durch Putsche und Volksaufstände zu wirken, nach der Niederlage der bestehenden Gewalten selbst ihre Ge- herrschaft zu beginnen, deren Richtung und Ziel völlig unklar Wenn die Marxisten sich eine „revolutionäre" Partei nennen, ll dies keineswegs heißen, daß sie nur auf gewaltsamem Wege ihr erreichen können; denn dies Ziel wird nach ihrer Ansicht cht durch die natürliche wirthschaftliche Entwickelung: es bedeutet ihnen, daß sie nicht auf dem Wege der Kompromisse mit den henden Gewalten oder mit Hülfe irgend welcher staatlicher ialreform, sondern allein auf die Macht des klassenbewußten letariats gestützt, vorgehen wollen. Nur wenn alle Vor- ngungen dafür vorhanden sind, daß eine Revolution im Sinne s proletarischen Klassenkampfes mit dem Ziele der Expropriation Privatkapitals verliefe, können die Marxisten an eine derartige on denken, die aber wohl vermieden werden könne, wenn diese ropriation sich auch auf legalem Wege vollziehen ließe, etwa in dern mit allgemeinem Stimmrechte durch eine geeignete parla- tarische Majorität.

Sombart hat das Wesen dieses Marx-Engelsschen realistischen ndpunktes sehr klar und richtig gekennzeichnet; der größte Theil es Buches ist dem Nachweise, daß dieser marxistische Geist des

Klassenkampfes jetzt immer mehr in die Arbeiterbewegung der Kulturländer eindringt, gewidmet.

Als werthvolle Beigabe hat Sombart am Schlusse seines Buches eine synchronistische Zusammenstellung der wichtigsten Daten der modernen sozialen Bewegung für England, Frankreich und Deutschland hinzugefügt.

Wenn die Sombartschen Ausführungen stets fesselnd und anregend sind, so fordern sie doch vielfach zu Widerspruch heraus — Referent kann wenigstens mit vielen Punkten der Auffassung des Verfassers sich nicht einverstanden erklären. So scheint es uns z. B. falsch, daß Sombart der Februar-Revolution und der Chartisten-Bewegung den Charakter einer proletarischen Bewegung abspricht. Mit vollem Recht zwar weist Sombart nach, daß erst in diesem Jahrhundert von einer eigentlichen sozialen Bewegung im Sinne einer im Interesse der Arbeiterklasse geführten Aktion geredet werden könne; auch zeigt er treffend, warum die große französische Revolution dieses Charakters entbehrte und in der Hauptsache eine zu Gunsten der Bourgeoisie entfachte Bewegung war, und wie sich erst in Folge der Niederwerfung der zünftigen und anderen Schranken der Gegensatz zwischen dem Proletariat und dem Besitzerstande herausbildete. Aber für die genannten beiden großen Aufstände trifft das Urtheil nicht zu, daß sie „offenbar keine proletarischen Bewegungen seien, sondern der Kampf eines Theiles der Bourgeoisie — wesentlich der radikalen Industriellen, gegen einen andern: die haute finance." — Sombart verweist daher auch diese Kämpfe in die Vorgeschichte des Proletariats.

Was zunächst die Februar-Revolution anlangt, so ist hier meines Erachtens der Charakter einer sozialistischen Bewegung zweifellos: nicht die Interessen der Bourgeoisie, sondern die des Proletariats standen in Frage. — Daß in der Februar-Revolution mit dem Proletariat vereint auch Angehörige des Kleinbürgerthums kämpften, kann zugegeben werden; aber will man den Charakter derartiger Volkserhebungen richtig beurtheilen, so kommt es darauf an, welche Schicht der Bevölkerung den ausschlaggebenden Faktor darstellt. Dies war damals der Arbeiterstand; daß diese Klasse noch nicht ganz reif war für die marxistische Doktrin des reinen unvermischten Klassenkampfes, darf nicht den Grund abgeben, dieser Erhebung den proletarischen Charakter abzusprechen; sonst dürfte man auch den Pariser Kommune-Aufstand nicht als proletarische Bewegung kennzeichnen, denn auch hierbei kämpften viele

kleinbürgerliche Elemente gemeinsam mit den Arbeitern. — Die ausschlaggebende Rolle in der Februar-Revolution spielte zweifellos das Proletariat; die Bourgeoisie, die noch bei der Juli-Revolution die Führung inne hatte, hatte sie verloren an die Arbeiterpartei, die nun auch den Sieg in ihrem Interesse ausbeuten wollte. Nicht um den Kampf zwischen Republik und Monarchie, sondern zwischen Kapital und Arbeit handelte es sich zuletzt, und das Volk drang darauf, daß, nachdem es bei allen bisherigen Revolutionen nur Opfer gebracht hatte, nun endlich durch volksthümliche und arbeiterfreundliche Reformen die neu einzusetzende Regierung ihre Existenzberechtigung beweise. Die Republik sollte nicht das Ziel der Revolution, sondern nur das Mittel sein, um die soziale Umgestaltung zu bewirken. Die Art der Einsetzung der Regierung, die ersten Handlungen der provisorischen Gewalt bewiesen, mit welchem Nachdruck das Proletariat diese Forderungen aufgestellt hatte.

Ebenso hat der Chartismus klar den Charakter einer sozialdemokratischen Bewegung. Zu Gunsten des Proletariats unternommen und wenigstens in der zweiten Hälfte auch allein vom Proletariat durchgefochten, wollte diese Bewegung ein politisches Ziel erreichen, um für den Arbeiterstand wirthschaftliche Verbesserungen zu erreichen. — Sombart meint, man hielte sich zu sehr an die äußere Form, statt an das innere Wesen, wenn man die Chartistenbewegung der deutschen Sozialdemokratie gleich stellt; er wirft ersterer vor, sie habe kein klares ökonomisches Programm gehabt; es fehlten „die echten sozialistischen Postulate", das „klar gesteckte Ziel, auf das sie hinarbeiten sollte"... Aus dieser Bemerkung scheint hervorzugehen, daß auch hier deßhalb Sombart einer revolutionären Bewegung den Charakter einer sozialdemokratischen abspricht, weil sie nicht marxistisch ist. Dadurch freilich unterscheidet sich die deutsche Sozialdemokratie sehr wesentlich von der englischen Bewegung der 30er und 40er Jahre, daß sie ein ausgebildetes ökonomisches Programm besitzt; weder das „Kapital" noch die zahlreichen marxistischen Agitationsschriften gab es zur Zeit der Chartistenbewegung, deren Manifeste und Proklamationen den Mangel irgend einer klaren Theorie deutlich aufweisen: aber es würde ein zu enger Gesichtspunkt sein, alle derartigen großen Aktionen nur darauf hin zu prüfen, ob sie von marxistischem Geiste erfüllt sind oder nicht; große sozialdemokratische Parteien auch in unseren Tagen sind nicht „marxistisch"; soll man sie deßhalb auch in die „Vorgeschichte des Proletariats" verweisen?

Aber hiermit bin ich in meiner Polemik gegen Sombart
den Punkt gelangt, wo mein eigentlicher Gegensatz zu
hervortritt: Sombart scheint überhaupt den Marxismus in se
Bedeutung für die Arbeiterbewegung zu überschätzen; das tritt
weit mehr hervor in seiner Prophezeiung über den zukünftigen G
der Entwickelung der Arbeiterbewegungen. Wenn es schließlich in e
Wortstreit auslaufen würde, gewisse Bewegungen aus früherer
„sozialdemokratisch" zu nennen oder nicht, so ist die Stellung zu
Frage: wie wird aller Voraussicht nach der weitere Gang der so
listischen Bewegung sich gestalten? wesentlich bedingt durch die We
schätzung der geistigen und materiellen Faktoren, die in dieser A
hervortreten und hierin unterscheidet sich meine Auffassung von
Sombartschen Auffassung sehr wesentlich. Marx hat jedenfalls
Sozialisten aller Länder das wissenschaftlich beste Rüstzeug gege
das von ihnen auch allgemein ausgenutzt wird; in der prakti
Thätigkeit, in den Zielen, den Programmen, der Taktik der so
listischen Parteien der Kulturländer zeigt sich indeß ein auffallen
Abweichen von den marxistischen Prinzipien. In Deutschland
allerdings die mächtigste Arbeiterbewegung ganz im Banne
marxistischen Ideen; in anderen Ländern ist das keineswegs der
und es scheint auch in absehbarer Zukunft keine Aussicht vorhan
daß dort der Marxismus seinen siegreichen Einzug halten kön

Die nationalen Besonderheiten in den Arbeiterbewegun
der einzelnen Länder hebt Sombart selbst scharf hervor und
Parthien seines Buches sind besonders gelungen, wo er
englischen, den französischen und den deutschen Typus charakter
wobei er, um es kurz zusammenzufassen, ersterem im Wesentlichen e
unpolitischen, rein gewerkschaftlich-ökonomischen, dem zweiten e
revolutionären, dem letzten einen gesetzlich-parlamentarisch-politis
Charakter zuweist. Aber diese Besonderheiten sollen nach Som
allmählich verblassen und ganz verschwinden; nur in gewissen kle
Resten soll vielleicht später die Eigenart sich noch erhalten;
Großen und Ganzen würden die Arbeiterbewegungen immer m
einheitliche werden und nach dem Vorbilde der deutschen So
demokratie von marxistischem Geiste erfüllt werden. Ausdrücklich
Sombart (S. 86) es einmal als Aufgabe seines Buches hervor, na
weisen, „wie sich nach mehrfach gescheiterten Versuchen diese Tendenz
Internationalismus bestimmend durchsetzte und damit auch in Ziel
Richtung die sozialen Bewegungen der einzelnen Länder mehr und
zur Einheitlichkeit drängen — der Vereinigung auf die Leitsätze

stischen Programms." „Der Name von Karl Marx" —
r an anderer Stelle (S. 62) „drückt gleichsam alles das aus,
an zentripetaler Kraft in der modernen sozialen Bewegung
Von ihm geht alles aus, was die Eigenarten aufhebt, was
ationalen Sonderbewegungen eint. Der Marxismus ist die
enz zur Internationalität der sozialen Bewegung, zu ihrer
it. Erst fließt in nationale Einzelströme auseinander, was später
u einem einheitlichem Strome wieder zusammenfindet. Es ist
überall die eine große, soziale Bewegung, die aus einheitlichen
hen erwächst und daher immer wieder zur Einheit zurück-
:en wenigstens die Tendenz hat."

Wenn ich dem gegenüber meine eigene gegentheilige Ansicht
zu begründen unternehme, muß ich zunächst die Frage
rfen, was Karl Marx unter dem „internationalen" Charakter
Arbeiterbewegung versteht. — In welchem Sinne ist hier
Wort „international" gebraucht? — Nicht soll es die Bedeutung
kosmopolitischen Idealismus haben, wie er sich etwa in den
en kundgiebt, die Schiller im Jahre 1789 an seinen Freund
ner schreibt: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für
Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese
ze durchaus unerträglich; das vaterländische Interesse ist nur für
fe Nationen wichtig, für die Jugend der Welt." Nicht
ob Marx meinte, das Proletariat aller Länder müsse im
pfe für seine Befreiung gemeinsame Ideale haben. Nichts mit
nationaler Völkerverbrüderung, nichts mit kosmopolitischer
wärmerei, wie wir sie auch bei bürgerlichen Friedens- und
heitsbünden erlebt haben, nichts mit den menschheitsbeglückenden
len, für die unsere Dichter der klassischen Zeit begeistert waren,
der internationale Gedanke des Marxismus zu schaffen. —
n der Arbeiterbewegung ein internationaler Charakter vindiziert
, so hängt dies vielmehr aufs engste mit der sozialphilosophischen
tanschauung zusammen, von der Marx ausgeht. Nach dieser
rialistischen Geschichtsauffassung sind die wirthschaftlichen Ver-
nisse entscheidend für alles menschliche Thun; von der jedes-
gen Stufe ökonomischer Entwickelung hängt Recht, Sitte
gion, Politik u. s. w. ab. — Da Produktion, Umtausch und
umtion der Güter sich immer mehr international gleichheitlich
lten, müßten sich in naturgemäßer Folge die Klassen-
pfe, die nur eine Folge dieser Entwicklung seien, international
eitlich entwickeln. Schon im kommunistischen Manifest (1847)

hatte Marx in prägnanter Weise geschildert, wie an Stelle der früheren lokalen, nationalen Industrien und Märkte in neuerer Zeit die internationale Industrie und der Weltmarkt getreten ist. „Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarktes die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet.“*)

Der früheren, lokalen und nationalen Gestaltung der Industrie und des Handels entsprachen auch zersplitterte, lokale Kämpfe der Arbeiter gegen die Arbeitgeber; die moderne industrielle Entwickelung selbst habe diesen Kämpfen den nationalen Charakter abgestreift.

Weil — nach Marx — die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker mehr und mehr verschwinden mit der Entwickelung der Bourgeoisie, mit der Ausdehnung des Weltmarktes und dem Fortschritt des Großbetriebs, deshalb kommt er zum Schlusse: „Die Arbeiter haben kein Vaterland“. — Die Betonung des internationalen Moments in der Arbeiterbewegung entspricht also durchaus der kausalen Betrachtungsweise, die Marx stets zu Grunde legt. Gleiche Ursache, gleiche Wirkungen. Die proletarischen Bewegungen sind seiner Auffassung nach die Folge der großindustriellen Entwickelung; da die Tendenz zum Großbetrieb sich in allen Kulturländern konstatiren läßt, muß auch dementsprechend eine gleichheitliche sozialistische Parteientwickelung resultiren. Während der ideologische Sozialist, der seine Forderungen auf gewisse Ideale stützt, zugeben kann, daß die Arbeiterbewegung in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene sein kann je nach den Charaktereigenthümlichkeiten der einzelnen Völker, kann der materialistische Erklärer nur eine homogene Entwickelung prophezeien.

Bei der Begründung der Internationalen Arbeiter-Association hat daher Marx nicht etwa beabsichtigt, für die verschiedenen Arbeiterbewegungen der einzelnen Länder eine Zentralstelle zu begründen, wo über die Erfahrungen und Erfolge der Parteien der einzelnen Länder berichtet werden sollte, wo ein Austausch von Ideen über zweckmäßige Agitation stattfinden sollte; sondern es sollte mit dieser Schöpfung ein weit engerer Zusammenhang zwischen

*) Kommunistisches Manifest. 4. Ausgabe. London 1890 S. 12.

proletarischen Bestrebungen der verschiedenen Ländern her=
llt werden: die internationale Solidarität des Proletariats
dort zum Ausdruck gelangen, für die vereinigte Aktion des
enbewußten Proletariats ein Organ geschaffen werden. Um
nach Marx' Ansicht unvermeidlichen Prozeß der allmählichen
inheitlichung der verschiedenen nationalen Parteien zu einer großen
nationalen Partei zu beschleunigen, um den Klassenkampf zu
ärken durch internationale Propaganda für die Marxistischen Ideen,
wurde diese große Aktion unternommen. Mit klaren Worten
ieser Zweck in einem vom Generalrath der Internationale aus=
benen Cirkular angegeben, wo es heißt: „Gegenüber den
taſtiſchen Sektenorganisationen ist die Internationale die wirk=
und streitende Organisation der Proletarierklasse in allen
dern, verbunden unter sich im Kampfe gegen die Kapitalisten,
Grundeigenthümer und ihre im Staate organisirte Klassenmacht."
Nicht als ob Marx damit hätte sagen wollen, daß nun sofort
internationaler Kampf des Proletariats beginnen sollte; viel=
hat er öfter betont, daß der Klassenkampf der Form nach ein
onaler sein müsse und daß auch die sozialdemokratische Bewegung
chst im nationalen Rahmen sich entwickeln müsse — aber diese
onalen Sonderbestrebungen hätten die Tendenz, sich allmählich
er mehr international gleichheitlich zu gestalten und führten so von
t zu immer stärkerer internationaler Solidarität. Wunderbar
te es zugehen, wenn bei einer mit tausenderlei Zufälligkeiten
nüpften Angelegenheit, wie einer großen Interessenorganisation,
auch in Detailpunkten nach einer Schablone verliefe! Aber
nicht die Marxsche Vorhersage Lügen gestraft werden, dann darf
proletarische Bewegung nicht eine Richtung einschlagen, die dem
te seiner Doktrin schnurstracks zuwiderläuft; dies wäre der Fall,
n namentlich drei Voraussetzungen einträfen 1) wenn die
effende Bewegung nicht in erster Linie eine politische, sondern
wirthschaftliche, eine gewerkschaftliche oder genossenschaftliche
e — zwar steht Marx den Gewerkschaften keineswegs feindlich
enüber, aber sie dürfen nach seiner Auffassung nie eine primäre
le spielen, sondern nur als Werkzeug für die politische Aktion
en, welcher die Hauptrolle für die Emanzipation der Arbeiter=
e zufallen müsse. Die Gefahr, die Marx von einseitig ge=
kschaftlichen Bewegungen fürchtet, ist die, daß der Arbeiter
Endziel der Bewegung, die Beseitigung der Lohnarbeit aus
Augen verliere, wenn er fortwährend mit Fragen, wie Lohn=

erhöhung ꝛc. sich befasse — ähnlich würden auch die auf genossenschaftliche Bethätigung gerichteten Bemühungen vom Hauptziele ablenken. — 2) wenn diese politische Organisation keine reine Klassenvertretung des Proletariats wäre, sondern verschiedene bürgerliche Klassen sich mit den Arbeitern vereinigten. 3) wenn die Arbeiter sich bei Verfolgung ihrer Bestrebungen an den Staat um Hilfe wendeten. — Da alle bisherigen Staaten nach marxistischer Doktrin nur der Ausdruck der herrschenden Klassen gewesen seien, so könne auch vom Staate nicht die Beseitigung der Klassenherrschaft ausgehen: nothwendig müsse jeder Staatssozialismus wieder zu irgend einer Form der Klassenherrschaft führen — nur die Arbeiterklasse könne, indem sie ihre Emanzipation aus eigener Kraft bewirke, zugleich aller Klassenherrschaft ein für alle Mal ein Ende bereiten.

Im Uebrigen gibt Marx zu, daß namentlich die politische Verfassung der einzelnen Länder, die Gestaltung des Wahlrechts, der Preß-, Vereins-, Versammlungsfreiheit u. s. w. vom maßgeblichen Einflusse auf die nationalen Sonderentwicklungen sein müsse. Aber diese wichtigen politischen Kampfmittel, namentlich das allg. Wahlrecht, könnten nicht lange den Arbeitern in den zivilisirten Ländern vorenthalten werden und dann könne auch unter gleichen politischen Voraussetzungen der Kampf international geführt werden.

Indem Sombart Marx darin Recht giebt, daß auch er für sicher annimmt, daß die Arbeiterbewegungen immer mehr zur Einheitlichkeit streben, wenn auch die nationalen Eigenarten sich noch einige Zeit aufrecht erhalten sollen, so will er damit in keiner Weise etwa dem Arbeiterstande das absprechen, was man nationale Gesinnung nennt. Dies ist auch offenbar eine davon zu trennende Frage. Es sei eine thörichte Einbildung, meint Sombart, daß das Gefühl des Patriotismus in der breiten Masse ausgestorben wäre oder aussterben könnte, solange es überhaupt noch Länder und Völker mit eigener Sprache und eigenen Liedern gebe. — Auch werde die energische Vertretung nationaler Interessen nie aufhören können z. B. seitens der westeuropäischen Völker gegenüber den Gefahren, die von Ostasien drohen; aber um das Proletariat der Länder annähernd gleicher Kultur werde sich allerdings durch die vielen gemeinsamen Interessen gegenüber denen der übrigen Klassen der Gesellschaft ein internationales Band schlingen, sobald die Erreichung wirthschaftlicher Zwecke in Frage stünde.

Es ist bereits auf die entscheidenden Stellen bei Sombart hingewiesen, wo er dem Gedanken der Sieghaftigkeit des Marxismus Ausdruck giebt — wenn ich demgegenüber gerade umgekehrt die

Verschiedenheit in den Arbeiterbewegungen der Kulturländer in der Neuzeit hervorhebe, so beweist dies gegen die ...sche Hypothese um so mehr, als die politischen und wirth... ...ichen Voraussetzungen nicht mangeln, die eine derartige ...heitlichung begünstigen könnten — denn in den in Be... kommenden Ländern England, Frankreich, Deutschland ist ...oßindustrielle Entwicklung bis zu einem sehr bedeutenden Grade ...chritten, in allen dreien ist das allg. gleiche Wahlrecht er... oder wenigstens annähernd erreicht.

...enn ich jetzt dazu übergehe, durch eine kurze Darstellung ...rbeiterbewegung der einzelnen Länder — England, Frankreich ...eutschland — mein Urtheil zu begründen, so werde ich jedesmal ...arts Anschauung zuerst mittheilen und dann meine Einwände ...ngen.

...ombart polemisirt gegen das übliche Schema zur Erklärung ...zialen Entwickelung in England. Danach habe sich zuerst ...roletariat recht ungeberdig benommen, habe in schnödem ...ialismus erbittert für seine Interessen gekämpft, dann aber ...seit der Mitte des Jahrhunderts plötzlich manierlich geworden, ...ich mit der herrschenden Wirthschaftsordnung ausgesöhnt und ...it den Unternehmern, die gleichfalls edlere Menschen geworden ...auf das Beste vertragen. Und das Alles, weil ein neuer ...in die Menschen gefahren sei, weil man von einer individua... ...utilitarischen Weltanschauung zu einer sozialen Auffassung ...esellschaft, wie der Stellung und Pflichten der Einzelnen in ...kommen sei. Die Hauptförderer dieses „neuen Geistes“ seien ...as Carlyle und die christlichen Sozialisten gewesen; ihnen ...namentlich zu verdanken, daß der soziale Konflikt aus der ...geschafft, an Stelle von Haß Liebe und Zutrauen getreten ...ß man dort sich auf dem Wege zum sozialen Frieden befände, ...er Sozialismus auf der Strecke geblieben sei. — Sombart ...t sich sehr skeptisch gegenüber solcher liebenswürdigen Geschichts... ...ng; er glaubt nicht an den „neuen Geist“ und an so ...Einwirkung einzelner Persönlichkeiten, sondern giebt vielmehr ...rundverschiedene und zwar sehr realistische Erklärung der ...n Entwickelung in England.

...en Grund, weshalb etwa seit 1850 die englische Arbeiter... ...ng sich in friedlicher, gewerkschaftlicher Weise und nicht in ...orm einer revolutionären politischen Arbeiterpartei heraus... ...et hat, sieht Sombart vor Allem in der hervorragenden

industriellen Monopolstellung, die England sich um diese Zeit errungen hatte; daher sei eine günstige Gestaltung der Arbeitsmarktverhältnisse und auch die Fähigkeit der Unternehmer gekommen, an dem Goldregen die Arbeiter bis zu einem gewissen Grade theilnehmen zu lassen; dazu komme die eigenthümliche Gestaltung des politischen Parteilebens in England; die Schaukelpolitik zwischen den zwei großen Parteien, den Tories und Whigs, habe der englischen Arbeiterschaft gestattet, bald von der einen, bald von der andern dieser Parteien Konzessionen im arbeiterfreundlichen Sinne zu erlangen, ohne daß die Bildung einer besonderen proletarischen Partei nothwendig gewesen wäre. Und als Drittes sei noch hinzu gekommen die eigenthümliche, praktische, nüchterne Natur des englischen Arbeiters; dieser Sinn habe so recht seine Verkörperung in den englischen alten Gewerkvereinen gefunden, die Sombart für schlaue, engherzige, kapitalistisch-geschäftsmäßige Interessenvertretungen erklärt, „diplomatisch, gewandt, glatt nach oben — gegen das Unternehmerthum — exklusiv, engherzig, brutal nach unten — gegen die 4/5 outsiders, die ärmeren Schichten der Arbeiterschaft“ (S. 48). — Diese verhältnißmäßig friedliche Entwickelung sei aber nur eine vorübergehende Beilegung des Kampfes gewesen; seit dem Aufhören des englischen Supremats auf dem Weltmarkte, seit dem Emporkommen niederer Arbeiterschichten, sei auch die soziale Bewegung wieder da, sei das proletarische Solidaritätsgefühl von Neuem wieder erwacht, mit ihm der Klassenkampf; schon hielten die sozialistischen Theorien und Forderungen ihren Einzug in die unbefleckten Massen der Trade unions. So gelange auch die englische Arbeiterbewegung in die Bahn der internationalen sozialistischen Bewegung und nur eine gewisse geschäftsmäßige Klugheit im Vorgehen der Arbeiterschaft bliebe als Erbschaft von der englischen Bewegung bestehen, die aber in ihrer Eigenart sich mit der Zeit verwischen würde.

Wenn ich meinerseits zu der in Rede stehenden Kontroverse Stellung nehme, so muß von vornherein bemerkt werden, daß zweierlei dabei auseinander gehalten werden muß: einmal die Frage, wie die englischen Gewerkvereine überhaupt in ihrer Bedeutung für die Sozialpolitik zu beurtheilen sind und die andere Frage, ob die neuere Entwickelung dieser Vereine dafür spricht, daß auch diese Arbeiter-Organisationen dem Programm von Marx sich zu nähern beginnen. Nur letzteres gehört zum Thema vorliegender Untersuchung — ich will daher das erste Problem nicht

in extenso behandeln. — Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß man Sombart zugeben kann, daß allerdings vielfach die Bedeutung der englischen Gewerkvereine für den „sozialen Frieden" außerordentlich überschätzt wird — namentlich, da sie nur einen kleinen Theil der englischen Arbeiterschaft umfassen und weiter auch, weil sie im Grunde genommen, Kampforganisationen sind und bleiben; allerdings wird der Interessenkampf durch die Gewerkvereine ein organisirter und er wird von fachmännischer Seite geleitet. — Die Streiks werden auf ihre Zweckmäßigkeit hin von Angehörigen des betreffenden Arbeitszweiges beurtheilt, nicht, wie in Deutschland, von Vertretern einer bestimmten politischen Partei, die meist den Verhältnissen des betreffenden Gewerbes völlig fernstehen. Doch abgesehen hiervon: Was zweifellos als großer Ruhmestitel der trade unions anzusehen ist, sind die großen Unterstützungskassen, die sie eingerichtet haben und durch welche für eine ganze Reihe von Fällen vorgesorgt ist, für die bei uns staatliche Fürsorge getroffen wird.

Dieses realpolitische Verhalten der englischen Gewerkvereine dieses absolute Festhalten an dem Grundsatze, daß immer zunächst das Erreichbare erstrebt werden müsse und daß daher das Agitiren für eine mögliche spätere gesellschaftliche Umgestaltung unnütz sei, dies scheint mir durchaus nicht, wie Sombart meint, nur für eine Phase in der englischen Arbeiterbewegung charakteristisch zu sein für eine Periode des Waffenstillstandes, die bald einem klaren Klassenkampf Platz machen werde; sondern ich glaube vielmehr, daß hier der nüchterne, praktische Sinn der englischen Arbeiter von dauernder, nicht blos von zeitweiliger Einwirkung ist. Sombart hebt selbst diese Eigenart scharf hervor, aber auch hier wieder in der Art, daß er meint, diese Spezialität verschwände, wie die Eigenarten anderer Nationen — höchstens, daß eine gewisse Spur zurückbliebe.

Der „neue Geist" konnte allerdings nicht die wunderbare Umwandlung der englischen Arbeiterbewegung in den dreißiger und vierziger Jahren bewirken; die Reden von Carlyle u. s. w. auch nicht. Es mußten gerade die genannten nationalen Besonderheiten hinzukommen, damit die gewerkschaftliche und genossenschaftliche Entwicklung Platz griff. Aber sollte diese Eigenthümlichkeit wirklich nur für eine gewisse Zeit, für die Zeit gewerblichen Aufschwunges sich bemerkbar machen, dann aber untergehen in einer großen internationalen Massenbewegung? — Das scheint mir

nach dem bisherigen Gang der englischen Arbeiterbewegung v
ausgeschlossen. Daß schon frühzeitig in England sozialist
Theorien und Versuche von vollständigem Mißerfolge begl
waren, ist sicherlich ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die do
mehr realpolitische Gestaltung der sozialen Bewegung gew
Wie hatte es Robert Owen verstanden, in den Anfängen
Genossenschaftsbewegung und der Gewerkschaftsbewegung die
beiter für seine utopistischen Pläne zu begeistern! Es mußte
einen ernüchternden Einfluß ausüben, als alle seine praktischen
suche, die kommunistischen Gemeinden sowohl, als die Arbeiterbör
scheiterten. Ebenso mußte der totale Mißerfolg der Charti
bewegung — wenigstens soweit es sich um die darin vertret
radikalen ökonomischen Ideen handelte — und das Eingehe
vieler Produktionsgenossenschaften wirken; alle diese Erfahru
werden auch wohl in Zukunft die englischen Arbeiter von
auf weit abliegende Ziele gerichteten Politik fernhalten.

Aber — meint Sombart — man denke an die neueste
wicklung, an die neueren Gewerkvereine der ungelernten Arb
mit ihren sozialistischen Ideen, mit ihren politischen Aspiratio
Ich glaube, daß die neueste „sozialistische" Phase in der Gew
vereinsbewegung nicht überschätzt werden darf; zunächst ist es
fraglich — und weder Sombart noch sonst Jemand kann
wissen — ob die sozialistische Strömung, die sich darin äu
daß seit 1894 auf den Kongressen der trade unions Resoluti
zu Gunsten der Vergesellschaftlichung der Produktionsmittel
genommen werden, anhalten wird, oder ob nicht umgekehrt
leicht diese jüngere Richtung von der älteren für ihre konserva
opportunistische Taktik gewonnen werden wird. Bereits einma
den 30er und 40er Jahren haben in den Gewerkvereinen radi
revolutionäre, sozialistische Strömungen prävalirt; kann nicht
jetzt, wenn die radikalere Richtung wirklich zum Siege gelangen s
wieder ein Umschwung erfolgen, der in frühere, individualist
Bahnen einlenkt? Uebrigens ist bereits auf dem letzten engli
Gewerkschafts-Kongresse, der vom 7. bis 15. September 189
Edinburgh tagte, eine mildere Resolution, als früher, gefaßt wor
während auf dem vorhergehenden Kongreß die Vergesellschaftlich
aller Produktionsmittel gewünscht wurde, wurde jetzt ein An
angenommen, „das parlamentarische Komitee müßte auf eine G
gebung, betreffend die Nationalisirung des Grund und Bod
der Bergwerke und Eisenbahnen, sowie die Kommunalisirung

er-, Beleuchtungs- und Straßenbahn-Anlagen hinwirken." —
ühl die Führer der Gewerkvereinsbewegung der „sozialistischen"
ution gegenüber stehen, bewies die Eröffnungsrede des
denten des erwähnten Kongresses, John Mallinson, der betonte,
soviel auch „unsere Freunde, die Sozialisten" gethan hätten,
Völker zu wecken, die Trade Unionisten doch nicht an das
istische Millennium glauben könnten, die Entwicklung müsse
weise vor sich gehen und es werde noch viel Kampf geben,
ein besserer Geist durch alle Klassen der Bevölkerung ge-
n sei. —

Noch weit mehr Gewicht lege ich auf die Art des Sozialismus,
der jungen Gewerkvereinsrichtung verkörpert ist. Die „Tendenz
inheit", von der Sombart spricht, der internationale Charakter,
Marx und Engels der Arbeiterbewegung zuschreiben, besteht
nicht darin, daß die proletarische Bewegung in den ver-
enen Ländern sich für irgend einen „Sozialismus" begeistert;
rn gerade umgekehrt: an Stelle der vielen Sekten und Rich-
n, die der Sozialismus aufweist, soll allmählich die einheitliche
ationale Sozialdemokratie treten. Wollte also Sombart mit
„Zug zur Einheitlichkeit" nur sagen, daß die Arbeiterbewegung
r mehr ins sozialistische Fahrwasser komme, so wäre dies eine
andere Frage; es kann zugegeben werden, daß die Wahrscheinlich-
fürspricht, daß in vielen Ländern die Arbeiter-Parteien mehr und
den Sozialismus zu ihrem Zukunftsideale machen. — Aber dies hat
ar nichts mit dem marxistischen Sozialismus gemein, der von solchen
nftsidealen nichts wissen will. Wenn Arbeiterbewegungen in ihrer
zahl — von solchen Fällen, wie den alten englischen Gewerk-
en abgesehen — für Aufhebung des Privateigenthums an
Produktionsmitteln sich begeistern, so ist dies gerade eine solche
ntagsidee" — um den treffenden Ausdruck Brentanos zu
uchen — wie jede große Interessen-Vertretung derartige
tagsideen hat. Fast allen Interessen-Vertretungen schwebt
öchstes Ideal vor, daß der Stand und der Beruf, den sie
sentiren, zu höchstem Einflusse und Ansehen gelange; wenn
rbeiter sich dafür begeistern, daß ihnen einst die Produktions-
l gehören sollen, so ist dies ähnlich zu beurtheilen, wie die
alls oft sehr utopischen Pläne und Forderungen der Agrarier,
Handwerker und anderer Interessenten-Gruppen. Zu richtiger
theilung aller solcher Vereinigungen ist nicht das maßgebend,
ihr höchstes Zukunftsideal ist, sondern ihre praktische Thätigkeit

und die theoretischen Grundlagen, von denen sie dabei ausgehen. Wenn aber die deutsche Sozialdemokratie ihre Hauptaufgabe in der politischen Agitation erblickt, und dem gegenüber alle andere Thätigkeit zurücktreten läßt, während die englischen Gewerkvereine gerade sich nicht als politische Partei organisiren, sondern von Fall zu Fall mit den bürgerlichen politischen Parteien paktirt und ihre Thätigkeit vornehmlich auf Erzielung besserer Löhne, kürzerer Arbeitszeit und ähnliches richtet, so ist der Unterschied ein so fundamentaler, daß auch Resolutionen für und gegen den Sozialismus daran nichts ändern können. Wurden doch noch im Jahre 1882 und 1883 auf den Kongressen der Gewerkvereine Anträge zu Gunsten des Wahlrechts aller erwachsenen Männer mit großer Majorität abgelehnt! —

Wenn endlich seit 1894 auf den trade unions Kongressen sich eine Majorität für die Nationalisirung der Produktionsmittel gefunden hat, und dies durch eine Resolution kundgiebt, so ist das ganze Vorgehen so unmarxistisch wie möglich. Als ob die Kollektivirung der Produktionsmittel etwas wäre, was — im Sinne von Marx — durch Majoritätsbeschlüsse herbeizuführen wäre. Man vergleiche das Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie mit dem Beschlusse des englischen Gewerkschafts-Kongresses, um die ganze Kluft, die zwischen beiden besteht, zu ermessen! Im Erfurter Programm wird es als ein feststehendes Dogma, als eine wissenschaftliche Erkenntniß, die aus der ganzen bisherigen geschichtlichen Entwickelung abgeleitet wird, an die Spitze des Programms gestellt, daß die ökonomische Entwickelung mit Nothwendigkeit zur Kollektivirung der Produktionsmittel führe, und daß die Arbeiterklasse die Herrschaft über die letztere erlangen werde — für diese wichtige Rolle die Proletarierklasse vorzubereiten, ist Aufgabe der Sozialdemokratie. Alle Thätigkeit für Arbeiterschutz 2c. hat nur den Sinn, daß das Proletariat möglichst kräftig, möglichst wenig durch das kapitalistische Regime degenerirt sei, wenn die Gesellschaft für die sozialistische Ordnung reif geworden ist. Aber das Kommen dieser sozialistischen Ordnung ist für sie ein zweifelloses, das auch ganz unabhängig vom Wünschen, Wollen und Meinen der Menschen seiner Zeit sich ereignen wird. Eine Abstimmung über die Herbeiführung einer sozialistischen Produktionsweise wäre für sie etwas ganz sinnloses.

Aber auch die Form, in welcher die praktische Durchführung des Sozialismus gedacht ist, ist bei beiden Richtungen grund-

verschieden; die englischen Gewerkvereine der neuen Richtung denken an Staats- und Gemeinde-Sozialismus. „Von den 60 Beschlüssen des Liverpooler Gewerkvereinskongresses“ erklärte John Burns, „waren 45 nichts mehr und nichts weniger als direkte Aufforderungen an die Staats- und Gemeindebehörden, für die Arbeiter dasjenige auszuführen, was der alte und der neue Trade Unionismus auszuführen sich als unfähig erwiesen habe. 45 von den 60 Resolutionen fordern das Einschreiten des Staates und der Gemeinde zu Gunsten der Schwachen gegen die Starken.*) Auch dies ist so unmarxistisch wie möglich, da Marx wiederholt sich gegen Staats- und Gemeindesozialismus ausgesprochen hat. —

Und schließlich möchte ich noch auf einen weiteren sehr wichtigen Unterschied hinweisen, weßhalb trotz aller kollektivistischen Resolutionen der Sozialismus beider Länder eine grundverschiedene Gestalt hat. Bei dem Sozialismus der jungen Gewerkvereine handelt es sich um eine rein wirthschaftliche Frage: sie stellen an die gesetzgebenden Faktoren das Verlangen nach bestimmter wirthschaftlicher Gesetzgebung und zwar einer solchen in ihrem Sinne; bei dem marxistischen Sozialismus dagegen steht keineswegs blos das wirthschaftliche Moment in Frage, sondern es handelt sich um eine neue Weltanschauung, die ihre Anhänger in allen Beziehungen des menschlichen Lebens erfaßt. Mit der wirthschaftlichen Umgestaltung sollen nach ihrer Auffassung auch alle übrigen menschlichen Beziehungen sich ändern — getreu ihrer Theorie, daß von der Ordnung der ökonomischen Verhältnisse alles übrige abhängt — damit soll auch die Frage der Nationalität, der Religion, der Ehe, kurz alle übrigen Lebensbeziehungen eine ganz andere Gestalt gewinnen. — Die deutsche Sozialdemokratie giebt ihren Anhängern auch für diese Institutionen eine prägnante materialistische Erklärung — und diese Verquickung der wirthschaftlichen Probleme mit allen übrigen Fragen des menschlichen Lebens hat im englischen Sozialismus noch keinen Eingang gefunden. —

Die Meinung, daß, weil in neuerer Zeit die Gewerkvereine sich größtentheils für den gesetzlichen Achtstundentag erklärt haben, eine politische Strömung dort Platz griffe, scheint ebenfalls durch eine Ueberschätzung derartiger Beschlüsse hervorgerufen zu sein. — Wenn eine Vereinigung, die ausdrücklich politische Agitation ver-

*) Sidney und Beatrice Webb, Die Geschichte des Britischen Trade Unionismus. Stutt. 1895. S. 350.

wirft, in einzelnen Fällen für gewisse gesetzliche Reformen eintritt, so ist dies keineswegs identisch mit dem, was Marx in erster Linie von der Arbeiter-Partei verlangt: mit politischer Organisation als einem Mittel zur Emanzipation — auch bei verschiedenen philanthropischen Gesellschaften, die im übrigen ihren Mitgliedern in der Politik völlig freie Hand lassen —, finden wir gelegentlich aus humanitären Gründen Propaganda für derartige Reformen, wie Achtstundentag ꝛc. — Marx verlangt weit mehr: politische Thätigkeit als Kern und Mittelpunkt aller Bestrebungen. — Deßhalb halte ich auch Sombarts Auffassung für nicht zutreffend, wenn er meint, „daß die selbständige Arbeiterpartei noch keine Rolle in England spielt, beweist einstweilen gar nichts. Die eigenthümliche Konstellation des englischen Parteilebens macht unter Umständen eigene Arbeitervertreter im Parlament entbehrlich." — (S. 97). — Entbehrlich vielleicht nach Sombarts Ansicht, nicht aber nach der Meinung von Marx, der stets das Zusammengehen mit bürgerlichen Parteien verpönt hat; der politische Opportunismus ist ein neues anti-marxistisches Moment in der englischen Arbeiterbewegung. —

Daß auch die jüngeren Gewerkvereine nicht für die Politik des Klassenkampfes eingenommen sind, scheint mir aus den vergeblichen Bemühungen der Sozialdemokratic Federation hervorzugehen, die ungelernten Arbeiter für sich zu gewinnen. „Die wirkliche Emanzipation der Arbeit", so erklärte im Jahre 1884 das offizielle Manifest der sozialdemokratischen Federation an die Trade Unions von Großbritannien, „kann einzig und allein dadurch herbeigeführt werden, daß man Millionen menschlicher Wesen in einen über die ganze zivilisirte Welt reichenden Bund feierlichst untereinander verknüpft." „Vorüber sind," so heißt es im Jahre 1887, „die Zeiten der Anstrengungen vereinzelter Gewerbe .... Für die Arbeiterklasse als solche ist nichts zu gewinnen ohne die vollständige Organisation der qualifizirten und unqualifizirten Arbeiter aller Grade .... Deßhalb appelliren wir mit Nachdruck an die qualifizirten Arbeiter aller Gewerbe, ob sie einer Gewerkschaft angehören oder nicht, mit ihren unqualifizirten Brüdern und uns Sozialdemokraten gemeinsame Sache zu machen, so daß die Arbeiter selbst die Produktionsmittel in Besitz nehmen und eine kooperative Republik für sich und ihre Kinder errichten können".*)

---

*) Webb a. a. O. S. 351.

Dieser Appell hat, trotz der rührigen Agitation Hyndman's, nicht den gewünschten Erfolg gehabt; Burns und Mann, zwei der eifrigsten Förderer der Sache der jungen Gewerkvereine, die Mitglieder der sozialdemokratischen Federation waren, traten aus ihr aus. — Der revolutionäre Sozialismus hat auch bei den neuen Gewerkvereinen in jüngster Zeit nachgelassen und macht einem gesetzlich opportunistischen Vorgehen mehr und mehr Platz.

Neben der Gewerkvereinsbewegung ist der Sozialismus von sehr geringer Bedeutung in England. Die genannte sozialdemokratische Federation zählt nur etwa 5000 Mitglieder; obwohl die marxistischen Ideen in dieser Vereinigung starken Einfluß gewonnen haben, sind auch vielfach von Marx abweichende Grundsätze befolgt worden — so z. B. nahm diese Federation im Jahre 1885 von den Tories Geldunterstützung zur Wahlagitation an! — Die Gesellschaft der Fabier mit ihren etwa 700 Mitgliedern ist überhaupt keine politische und auch keine Arbeiterpartei, sondern eine wissenschaftliche Gesellschaft, die sich dem Studium und der Verbreitung der wissenschaftlichen Lehre des Sozialismus widmet. Schließlich ist auch die von Keir Hardie im Jahre 1892 gegründete „Independant Labor Party“ zu erwähnen mit etwa 10000 Mitgliedern, die radikale Sozialreformer und Sozialisten der verschiedensten Nüancen umfaßt.

Welch geringen Einfluß aber diese sozialistischen Organisationen haben, beweist am besten der Ausfall der Wahlen 1895. — Auch nicht ein sozialistischer Abgeordneter, zum mindesten nicht ein Kandidat der sozialistischen Organisation, wurde gewählt. Keir Hardie, der Führer der Independant Labor Party, verlor das Mandat, das er im Parlament von 1892 für South West Ham bekleidet hatte. Die 28 Kandidaten, welche diese Partei aufgestellt hatte, erhielten im Ganzen rund 46000 Stimmen und die Sozialdemokratic Federation konnte für ihre 4 Kandidaten nicht mehr als 3730 Wähler gewinnen. Die Thätigkeit von John Burns im Parlamente charakterisirt den Standpunkt des auf dem linken Flügel der liberalen Partei stehenden neuen Gewerkvereinlers.*) Bei der jüngst stattgehabten Nachwahl konnten weder Tom Mann, noch Keir Hardie ein Mandat erlangen. —

Wie ist also das Bild der sozialen Bewegung in England,

*) Brentano, Entwicklung und Geist der englischen Arbeiter-Organisationen in Brauns Archiv für soziale Gesetzgebung. 1895. S. 134.

dem „Demiurg des bürgerlichen Kosmos“ wie Marx sagt, dem Lande, wo nach seiner Ansicht zuerst in Folge der dort am meisten entwickelten Großindustrie das Proletariat zur sozialen Revolution reif wird? Die kräftigsten Arbeiterbewegungen, die genossenschaftliche und die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung sind überhaupt nicht politisch, geschweige denn marxistisch und die sozialistischen Vereinigungen von ganz geringer Bedeutung und zudem noch unter sich gespalten.

Und nun vergleiche man den Zustand in England, wo im Ganzen 50000 sozialistische auf drei Parteien vertheilte Stimmen abgegeben wurden und nicht ein Kandidat gewählt wurde, mit Deutschland, wo im Jahre 1893 die Sozialdemokratie als stärkste Partei in Deutschland mit 1786738 Stimmen und beinahe 50 Abgeordneten aus der Reichstagswahl hervorging. Ist das Tendenz zu Einheit? Kann man hierin den Zug zur Vereinheitlichung der Arbeiterbewegung erblicken? —

Wie steht es mit der sozialen Bewegung in Frankreich nach Sombarts Auffassung? „Da gährt und kocht es, da brodelt und quirlt es ununterbrochen seit der „„glorreichen““ Revolution im vorigen Jahrhundert. In steter Unrast bilden sich Parteien, um sich wieder aufzulösen, zerkrümelt sich die Bewegung in ungezählte Fraktiönchen“ (S. 49). Es steckt von jeher ein revolutionärer Geist im französischen Volke und daher bezeichnet Sombart als passendes Schlagwort für den eigenartigen Typus der französischen Arbeiterbewegung das Wort: Revolutionismus, worin die anderen Eigenarten: Friktionismus, Klubismus und Putschismus wie Samenkörner in der Kapsel enthalten seien. Dazu komme der kleinbürgerliche Charakter, der sich in fast allen Aktionen des französischen Proletariats wiederfinde und der wieder zusammenhinge mit der zahlreichen kleinbetrieblichen Industrie; und aus den kleinbürgerlichen Verhältnissen einerseits und dem kleinbäuerlichen Charakter des französischen Agrarwesens anderseits sei auch der dort am kräftigsten zur Entfaltung gelangte Anarchismus zu verstehen. Aber — und das ist wieder charakteristisch für Sombarts Auffassung — alle diese einzelnen typischen Individualitäten würden allmählich verschwinden; sie seien im Begriffe „gemildert, zurückgedrängt, unterdrückt zu werden“ (S. 50), um auch hier der Sieghaftigkeit des Marxismus zu unterliegen, wenn auch die Eigenart der französischen Bewegung gewisse Spuren dauernd zurücklassen werde. — Ist wirklich die Entwickelung der französischen Arbeiter-

bewegung nur auf die „unverkennbaren Anzeichen der Unreife“ (S. 56) zurückzuführen, so daß wir demnächst ein „reifes“ Stadium, d. h. ein Einlenken in die Bahnen des Marxismus zu erwarten haben? Ich glaube auch hier unterschätzt Sombart die Tragweite nationaler Eigenthümlichkeiten, die er selbst so ausgezeichnet skizzirt, wenn er deren Hervortreten nur quasi als Kinderkrankheit betrachtet und überschätzt die Macht des Marxismus, wenn er dessen Siegeszug auch in der proletarischen Bewegung dieses Landes vorhersagt.

Sollte wirklich anzunehmen sein, daß das zu raschem Handeln drängende Galliervolk, das stets gewohnt war, schnell, wenn auch auf revolutionärem Wege, die Durchsetzung dessen zu versuchen, was ihm als Ideal vorschwebt, sich die schweren, verstandsmäßigen, evolutionistischen Prinzipien der Marxisten zu eigen machen wird? Ist wirklich wahrscheinlich, daß der revolutionäre Geist durch die jetzt von marxistischer Seite immer wieder von Neuem ergehenden Warnungen vor Putschen und Gewaltakten ertödtet werde und daß man auch dort alles Heil ruhig erwarten werde von der Entwickelung der kapitalistischen Produktionsweise zu ihrem eigenen Untergang, für den man sich nur durch politische Organisation zu rüsten habe? — Die Blanquisten, diese Partei der Revolution sans phrase, bilden noch heute eine einflußreiche Gruppe unter den vielen sozialistischen Parteien Frankreichs. Der ganze bisherige Gang der französischen sozialrevolutionären Bewegung spricht dagegen; sonst müßte doch nach der Niederlage der Februar-Revolution, nach dem völligen Fiasko der Pariser Kommune endlich einmal die französische Arbeiterschaft soweit gekommen sein, die alte „unreife“ Idee aufzugeben und den Marxisten zu folgen — thatsächlich sehen wir heute noch dieselbe Zersplitterung, dieselben idealistischen und utopistischen Züge, die eine einheitliche Bewegung sowohl 1848 als 1871 unmöglich gemacht haben. Und die marxistische Richtung ist in Paris heute die schwächste unter allen sozialistischen Parteien.

Man bedenke, welche Menge sozialistischer Strömungen in Frankreich aufkamen, seit durch Morelly, Mably, Brissot u. a. der Gedanke der égalité von der politischen Verfassung auch auf die wirthschaftlichen Verhältnisse zu übertragen versucht wurde. So bildeten sich seit Beginn des Jahrhunderts die Fourieristen, die St. Simonisten die Babtisten, die christlichen Sozialisten und zahlreiche andere Gruppen. Die naturrechtliche Begründung der sozialistischen

Forderung auf angebliche Menschenrechte, die schnurstracks dem Marxismus zuwiderlaufende Art, aus den Ideen der Menschlichkeit der Gerechtigkeit, der Gleichheit u. s. w. heraus zu argumentiren, ist bis in die neueste Zeit in der französischen Bewegung erhalten geblieben mit Ausnahme der streng marxistischen Gruppe. Doch abgesehen von den theoretischen Grundfragen ist auch die Stellung der meisten französischen Sozialisten zu der politischen Aktion und zu praktischen wirthschaftlichen Fragen eine durchaus vom Marxismus verschiedene. Es würde hier zu weit führen, dies im einzelnen bei den französischen Parteischattirungen nachzuweisen — nur auf das Eine sei hingewiesen, daß ähnlich wie in England die gewerkschaftliche Aktion der Arbeiterbewegung den Stempel aufdrückt, in Frankreich von jeher die Genossenschaftsidee eine Hauptrolle in der sozialen Bewegung gespielt hat. Genossenschaften in den verschiedensten Formen giebt es auch in England, Deutschland und den meisten übrigen Ländern — was England anlangt, so hat namentlich das schöne Buch von Mrs. Webb gezeigt, wie weitverzweigt und großartig das Genossenschaftswesen dort entwickelt ist mit einer Mitglieder-Anzahl von über 1 Million Arbeiter, mit den rund 1500 Konsum-Vereinen, dem Verkaufserlöse von ca. ½ Milliarde, mit den Konsumenten-Produktiv-Genossenschaften, die jährlich etwa für 5 Millionen Mk. Waare produziren, mit seinen Großhandelgenossenschaften etc.; aber dort wurde nur im Beginn seiner Entwickelung das Genossenschaftswesen als Mittel angesehen, um eine völlige Neuordnung der Gesellschaft herbeizuführen — in neuerer Zeit ist man von derartigen Ideen immer mehr abgekommen und betrachtet die Genossenschaften einfach nach ihrem praktischen Nutzen für die Verbesserung der ökonomischen Lage der arbeitenden Klassen. Anders in Frankreich, wo seit den ersten Anfängen von Buchez bis zur Gegenwart immer wieder die Genossenschaft als Mittel zur Lösung der sozialen Frage gepriesen wird, wo die einflußreichsten Arbeiterführer meist irgend ein Form der Genossenschaft als Haupt-Agitationsmittel benutzten. Auf den Kongressen der französischen sozialistischen Parteien spielte keine Frage eine derartige Rolle wie das Genossenschaftsproblem und die „einheitliche" Aktion der Internationale wurde nicht zum mindesten durch die Genossenschaftsschwärmerei der Franzosen gehemmt.

In der Februar-Revolution und später wiederholt hat die Genossenschaftsidee namentlich in 2 Abarten eine große Rolle gespielt: einmal in der Form zentralistischer, zweitens in der Form

traliſtiſcher Aſſoziation. Der Hauptbefürworter der zentraliſtiſchen
ſſenſchaften war Louis Blanc, der ähnlich wie ſpäter Laſſalle
die Gründung von Produktiv-Aſſoziationen mit Staats-
die allmählich immer mehr zu großen zentralen Genoſſen-
n verſchmelzen ſollten, den Kapitalismus unterjochen wollte.
derartige Schöpfungen hat ſich Marx ſtets in aller Schärfe
ſprochen; es ſei dieſe Idee „würdig der Einbildung Laſſalles,
nan mit Staatsanleihen ebenſo gut eine neue Geſellſchaft
könne, wie eine neue Eiſenbahn".*) Die zweite Abart,
zentraliſtiſche, autonome Genoſſenſchaft, fand in Frankreich
Anhänger, nachdem die zahlreichen, vom Staate ſubventionirten
ktivgenoſſenſchaften größtentheils geſcheitert waren und über-
die ſtaatsſozialiſtiſche Richtung an Einfluß verlor — dieſe
ationen ſollten möglichſt unabhängig, ohne Staatshilfe gegründet
n; auch ſollten ſie mehr lokalen Charakter haben und nicht zu
liſtiſcher Ausgeſtaltung führen. Auch dieſe Genoſſenſchaften
n nach Marx nur ſehr begrenzte Wirkſamkeit ausüben —
alls dürfen ſie nie das Hauptmittel zur Emanzipation der
erklaſſe ſein. Aber ſie ſind auch in der ganzen Grundtendenz
marxiſtiſchen Programme entgegengeſetzt, da in ihnen das
hiſtiſche Element hervortritt. Bei Anarchismus denkt man ge-
ich an Attentate, Verſchwörungen ꝛc. und in der That
beſonders in neuerer Zeit die anarchiſtiſchen Ideen meiſt in
Form ſolcher Greuelthaten an die Oeffentlichkeit. Weniger
nt iſt, daß es auch eine anarchiſtiſche Sozialtheorie giebt, die
ings mit derartigen Gewaltthaten nichts gemein hat. Dieſe
Proudhon ausgebildete anarchiſtiſche Sozialphiloſophie will
wiſſen vom Zwangsſtaate der Marxiſten; ihr Ideal iſt das freie
äne Individuum; die einzige Form der Vereinigung ſollen
lokale Genoſſenſchaften ſein.

Der tiefere Sinn des Anarchismus dieſer Art liegt vor
in der Oppoſition gegen die extreme Zwangsorganiſation,
ie nothwendig mit der Kollektivirung der Produktionsmittel
pft ſein müßte. So iſt es wohl auch zu erklären, daß
in Frankreich die anarchiſtiſche Theorie ſo viele Anhänger
— nicht, wie Sombart meint, aus dem kleinbürgerlichen und
äuerlichen Charakter der Produktionsweiſe, ſondern aus einer
ition gegen die maßloſe Zentraliſation, wie ſie in der politiſchen

Zur Kritik des ſozialdemokratiſchen Parteiprogramms; aus dem Nachlaß von
Karl Marx veröffentlicht in der „Neuen Zeit" 1890/91. I. Bd. S. 571.

Verwaltung Frankreichs bereits vorhanden ist und deren Uebertra
auch auf das wirthschaftliche Gebiet den Franzosen unsympathisc
In diesem Sinne äußerte sich ein Redner (Finance) auf
Sozialisten-Kongresse zu Marseille 1879 sehr deutlich: „Nie
sich der freiheitsliebende Franzose den kollektivistischen Syst
mit ihrer absoluten Aufhebung der persönlichen Unabhäng
und der tyrannischen Herrschaft der Mehrheit unterwerfen.“*)

Diese zweite genossenschaftliche Richtung verhielt sich
stets sehr kühl gegenüber der politischen Aktion — entweder
schmähte sie völlig die parlamentarische und politische Thäti
oder sie war opportunistisch, d. h. bereit, mit den bürgerl
Parteien zu paktiren.

Der Gang der Entwicklung der sozialistischen Arbeiter-Pa
zeigt deutlich den Einfluß dieser verschiedenen Strömungen
Pariser Kommune-Aufstand bewies, daß die internationale m
stische Richtung dort keineswegs vorherrschte, sondern daß a
spezifisch französische Sonderparteien mit ihren speziellen
und Programmen in Aktion traten. Was alles war in
Kommune-Rath vertreten? Da waren die Kommunalisten
ihrem auf Erreichung größerer politischer Freiheiten gerich
Programm, die Proudhonisten mit ihren Tauschbank-Projekte
Anarchisten und Blanquisten mit ihrer revolutionären
paganda, und endlich die Marxisten mit ihrem von der
nationale her bekannten kommunistischen Programm. Wie wen
letzteren eine irgendwie ausschlaggebende Rolle spielten, geh
den faktischen Beschlüssen und Handlungen der Kommune-Regi
hervor; das Dekret, daß die Fabriken in Arbeiter-Koope
genossenschaften verwandelt werden sollten, die Anleihe be
Bank von Frankreich, die Verkündigung, daß Friede und
der Grundstein der Republik sein solle, das alles hat den sc
Spott der Marxisten hervorgerufen.

Und wie hat sich die weitere Entwicklung in den 25 J
die seitdem verflossen sind, vollzogen! Doch wahrlich nicht so
man sagen kann, wie Sombart, „die soziale Bewegung hat
Tendenz, zu größerer Einförmigkeit wieder zurückzukehren, na
die verschiedenen Nationen in ihrer Eigenart sich gleichsam
gelebt haben“. An Versuchen hat es nicht gefehlt, die franz
Arbeiterpartei zu einer großen Partei zu einigen; sie sind

*) v. d. Osten, die Fachvereine in Frankreich S. 38.

ückt, wie ähnliche Bemühungen in England. So weist Frank- heute eine bunte Musterkarte sozialistischer und sozialdemo- her Richtungen auf. Nur Eine Gruppe unter Führung von de und Lafargue ist marxistisch gesinnt, die anderen Gruppen anderen Führern und zwar solchen, die prinzipiell auf ver- nem Boden stehen. Wenn auch in Deutschland Meinungs- iedenheiten in der sozialdemokratischen Partei vorkommen, wie die abweichende Stellung v. Vollmars, so handelt es sich i nur um Fragen der Taktik, um einzelne Programm- ı, aber die dissentirenden Mitglieder gehen in Grundfragen ossen vor; sie sind alle Marxisten und stehen auf dem Boden ommunistischen Manifestes.

Gleich bei der ersten Lebensregung des französischen Proletariats er Kommune, im Jahre 1872, zeigte sich der genossenschaftliche und kschaftliche Charakter der dortigen Arbeiterbewegung; es wurde usammenschluß der Gewerkvereine unter dem Namen „Cercle Union syndicale ouvrière“ versucht, und als dieser Verein ten wurde, schlossen sich die Arbeitervereine in der Weise zu- en, daß sie eine auf Gegenseitigkeit beruhende Kreditgesellschaft yndikalkammern und Kooporationsgenossenschaften gründeten. erselbe Geist beherrschte auch den großen, von 360 Dele- beschickten Pariser Arbeiter-Kongreß von 1876; er sollte die essen aller französischen Arbeiter solidarisiren, da eine gemein- iche Aktion für die Produktion, Konsumtion, Kredit, Spar- ꝛc. nothwendig werde. In einem Zirkular des einberufenden tees hieß es: „Auf dem Kongreß wird man sich nicht mit Politik ftigen; nur mit dem, was unmittelbar die Arbeiter interessirt, mit der ökonomischen Seite der sozialen Frage.“ Dieser reß kam zu dem Beschlusse, daß die Frage der Befreiung der ter ihre Lösung in dem Prinzip der Kooperativgesellschaft ı werde. — Auf dem Kongresse zu Marseille 1879 gelang es ings, trotzdem dort die größten Meinungsverschiedenheiten rtraten, zu einer Einigung zu gelangen und den Zweck des resses wenigstens äußerlich zu erreichen: die Schöpfung einer indigen Arbeiterpartei mit einheitlichem Programm. Aber sollte der Friede nicht dauern; die vorhandenen Gegensätze en ein Zusammengehen unmöglich. Schon ein Jahr darauf, dem Kongresse zu Havre 1880 kam es zu einer Spaltung en der kooperativistischen Richtung und der kollektivistischen. Parteien beschlossen für sich zu tagen — die fachvereinliche

Richtung, die sich kooperativistische Partei nannte, hielt 1881 und 1882 Kongresse zu Paris und Bordeaux ab. Diese gewerkvereinliche Richtung hat seitdem in Frankreich immer noch Fortschritte gemacht; es ist der politisch-sozialrevolutionären Partei nicht gelungen, die Masse der gewerkschaftlich organisirten Arbeiter für sich zu gewinnen. Nur eine Minderheit derselben hat sich der marxistischen Richtung angeschlossen. — Innerhalb der marxistischen Gruppe kam es bald zu einer Differenz; eine Anzahl von Mitgliedern, die Anhänger einer Sozialreform in gewerkschaftlichem Sinne waren und die den autoritiven, zentralistischen Charakter des Marxismus verwarfen, aber trotzdem nicht zu der kooperativistischen Gruppe übergegangen waren, sammelte sich um Brousse, der die kollektivistischen Prinzipien aufgegeben hatte. Während auf dem Kongresse zu Reims 1881 die Partei noch mühsam zusammengehalten wurde, erfolgte die Spaltung auf dem Kongresse zu Etienne 1882; die Marxisten wurden aus der französischen Arbeiterpartei ausgeschlossen und vereinigten sich in Ravenna zu einem besonderen Kongreß.

„Nous voulons fractionner notre but" heißt es einmal in dem Organe von Brousse; „jusqu' à le rendre possible; daher wird diese Partei die der „Possibilisten" genannt; sie wollten mit kleinen Mitteln vorwärts kommen, durch kommunale Sozialreform, durch Selbsthülfe und verschiedene soziale Reformbestrebungen innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise zur Hebung der Lage der arbeitenden Klasse beitragen. — Doch auch innerhalb der Possibilisten kam es wieder zu einer Spaltung; ein Theil derselben, denen das Paktiren Brousses mit der Bourgeoisie zu weit ging, entzog sich seiner Führung und schloß sich an Allemanne an, nach welchem die neue Partei, die sich unter seiner Leitung bildete, Allemanisten genannt wurde.

Auch die marxistische Gruppe weicht übrigens in wesentlichen Punkten von der deutschen Sozialdemokratie ab; das zeigte sich deutlich in der Art, wie in beiden Ländern Stellung zu der Agrarfrage genommen wurde — während auf dem Breslauer Parteitage seitens der deutschen Sozialdemokratie abgelehnt wurde, zu Gunsten der kleinen Bauern Bestimmungen in das Programm aufzunehmen, — uud zwar vom marxistischen Standpunkte aus mit Recht, da ja nach dieser Theorie der Kleinbetrieb unrettbar dem Untergange geweiht ist, hat man auf dem Kongresse des parti ouvrier zu Marseille 1892 ein Agrarprogramm angenommen, das mehrere Bestimmungen zu Gunsten des Kleinbesitzers enthält.

Wie stellt sich uns das Bild der sozialdemokratischen Partei=
ickung dar, wenn wir die sozialistische Fraktion der
ösischen Deputirtenkammer ins Auge fassen? Die Gesammt=
der im Jahre 1893 gewählten sozialistischen Deputirten
in der Regel auf 49 angegeben; in dieser Zahl sind
20 bürgerliche Radikale einbegriffen, die für weitgehende
lpolitische Reformen eintreten, ohne die sozialistischen For=
igen zu unterstützen; sie haben sich in der Kammer mit den
alisten zur „Union Socialiste“ vereinigt. — Es bleiben
h 29 eigentliche Sozialisten, davon sind 12 Marxisten,
lanquisten, 2 Broussisten, 5 Allemannisten, 6 unabhängige
alisten, d. h. den verschiedensten Nüancen angehörig. — Bei
Wahlkampfe kam es vor, daß sich z. B. in Marseille 7 sozia=
he Kandidaten um den Sitz des 4. Wahlkreises stritten und sich
nseitig aufs heftigste bekämpften! Ist dies alles Tendenz
Einheit? Bedeutet dies die Sieghaftigkeit des Marxismus?
Der „Vorwärts“ vom 16. Dezember 1896 brachte eine
z, die charakteristisch für die Zersplitterung des französischen
alismus ist: „Paris, 14. Dezember. Außer der Wahl in
kirchen fanden gestern noch zwei Ersatzwahlen für die Kammer
In beiden Fällen waren zwei verstorbene sozialistische
itirte zu ersetzen. Im 2. Wahlkreise des 19. Pariser
ndissements erhielten Stimmen: Gerault (socialiste
nsigeant) 1634 Stimmen, Lavier (unabhängiger Sozialist)
Brunet (Broussist) 775, Turot (Blanquist) 718, Serre
esdist) 547, Derron (Allemannist) 229, Fèvre (Revolutionär)
verschiedene 49.“

Die Verschiedenartigkeit der sozialistischen Strömungen war
die Schuld, warum die von Marx gegründete Internationale
achtjährigem Bestehen wieder aufgelöst werden mußte: wie
e es auch möglich sein sollen, so grundverschiedene Richtungen
die englischen Gewerkvereinler, die Anarchisten aus den
nischen Ländern und die französischen Genossenschaftler mit den
xisten unter einen Hut zu bringen. Sombart giebt das selbst
er schreibt, „daß die Zeit für die Erfüllung der ganzen
eiterschaft Europas mit marxistischem Geist offenbar noch nicht
mmen war.“ (S. 89). — Aber die seit 1889 wieder ver=
alteten internationalen Arbeiterkongresse sollen — nach Sombart
ein anderes Bild zeigen: „die Kongresse, die jetzt wiederum
Arbeiterschaft zusammenfassen, ruhen nach meinem Empfinden

auf einer unendlich viel breiteren Basis; denn trotz aller Ausschließungen und Reibereien stellen die Kongresse doch den Zusammenschluß im Wesentlichen der gesammten zielbewußten und organisirten Arbeiterschaft dar.“ —

Ich kann von solchem Umschwung nichts entdecken; ich meine, daß ganz dieselben tiefen Spaltungen, die s. Z. durch die Internationale gingen, auch jetzt auf den internationalen Arbeiterkongressen hervortreten und eine gemeinsame Aktion unmöglich machen. Dies zeigte sich bereits auf dem ersten dieser Kongresse, zu Paris 1889; trotzdem lange über die Modalitäten berathen wurde, wie sich die Possibilisten an dem Kongresse betheiligen könnten, kam eine Einigung nicht zu Stande. Es fanden in Folge dessen thatsächlich 2 Kongresse statt, der eine von Marxisten und Blanquisten besucht, der andere von Possibilisten und englischen Gewerkvereinlern. Und dies geschah im selben Jahre, für welches der englische Sozialist Hyndman folgende Prophezeiung verkündet hatte: „Laßt es unsere Mission sein, dazu beizutragen, daß die Arbeiter aller Länder sich zu einem gemeinsamen großen Klassenkampf gegen die Ausbeuter verbinden. Keine bessere Zeit könnte gewählt werden für die Festsetzung einer solchen internationalen Aktion auf gesunder Basis, als das Jahr 1889, dem die Klassen mit Zittern, die Massen mit Hoffnung entgegensehen“.*) Und so sah man auf allen folgenden Kongressen zweierlei, was deutlich die Uneinigkeit beweist, einmal die ewigen Streitereien zwischen den französischen, englischen und deutschen Delegirten und zweitens eine so außerordentlich vorsichtige Fassung der Beschlüsse, daß thatsächlich auch die verschiedensten Richtungen zustimmen können. Dies bestätigte der Verlauf des Brüsseler Internationalen Kongresses (1891); die Possibilisten und englischen Gewerkvereine erhoben die bittersten Vorwürfe gegen die belgische Arbeiterpartei, weil diese neben dem ihr von dem Pariser Possibilisten-Kongresse 1889 gegebenen Auftrage, den nächsten internationalen Kongreß zu organisiren, sich heimlich eine gleichartige Vollmacht von den Marxisten hatte geben lassen, nm so die Spaltung im französischen Lager überbrücken zu können. Nur mit Widerstreben beschickten sie den, wesentlich von den deutschen Sozialdemokraten beherrschten Kongreß. Brousse selbst blieb ihm fern, Allemannisten und Marxisten erstatteten getrennte Berichte über die französische Bewegung.**)

*) Webb, a. a. O. S. 352.
**) v. d. Osten a. a. O. S. 145.

lehnliches ließe sich von den Kongressen zu Zürich (1893) und
n (1896) berichten. Daß die Anarchisten zu Störungen Anlaß
, soll hier nicht besonders betont werden, denn ihr politisches
ökonomisches Programm ist so grundverschieden von den
stischen Anschauungen, daß ein Zusammenarbeiten gar nicht
r ist. Aber es herrschte auch keine Eintracht, nachdem die
histen ausgeschlossen waren; in London erklärten die Franzosen,
 2 Gruppen getrennt am Kongresse theilnehmen zu können;
Delegirten der einen Sektion erklärten, sie müßten sich von
brigen französischen Delegirten trennen, die von Gewerkschaften
rt seien, die nicht wesentlich verschiedenes anstrebten, als die
histen; — nach Frankreich zurückgekommen würden sie die
listen aufs ärgste verleumden! Und was die englischen Ge-
reinler betrifft, auf deren Betheiligung Sombart so großes
ht legt, so ist zu bemerken, daß auf dem Londoner
esse sich so große Differenzen ergeben haben, daß Irving
ntrag stellte, in Zukunft diejenigen Trade Unions zurück-
en, die bei den Wahlen Tories und Liberale unterstützen und
ie auf sozialdemokratischem Boden stehenden Gewerkvereine
ssen. Dieser Antrag wurde dieses Mal noch mit 129 gegen
Stimmen abgelehnt. Auf dem letzten Gewerkvereinskongreß
dinburg (September 1896) bemerkte der Sekretär des
mentarischen Komitees S. Wood, es werde wohl zu überlegen
ob die Trade Unions sich auch künftig der internationalen
gung anschließen sollten.

Der Gesammteindruck der internationalen Arbeiterkongresse ist
ich dieser, daß der internationale Gedanke in der Arbeiter-
ung keinen Fortschritt, sondern Rückschritte gemacht hat. Es
h von Neuem gezeigt, daß nur in Deutschland der Marxismus
beiterbewegung beherrscht, daß aber davon in anderen Ländern
Rede ist.

So ist aus einer Anzeige über das Sombartsche Buch eine
ik gegen wesentliche Partien desselben geworden; aber dies
der verehrte Breslauer Kollege wohl selbst am wenigsten
ln, denn er sagt ausdrücklich in seinem Buche (S. 122) „Es
e fröhliche Lebensanschauung, die den Kampf zum Mittelpunkte
aseins macht“.

Notizen und Besprechungen.

Litterarisches.

Blut ist dicker als Wasser.

Das Sprichwort von Blut und Wasser (vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 85 S. 584) kommt auch bei Afrikanern vor.

In Loango, wo die Eingeborenen wie überhaupt in Westafrika, viel auf Familie halten, lautet eine landläufige Redensart: menga mblangu kó, wörtlich: Blut Wasser nicht. Der Satz betont die Wichtigkeit der Blutsverwandtschaft, die in Loango durch die weibliche Linie bestimmt wird.

Pechuel-Loesche.

Wartburg-Sprüche.

Motto: „Die Wahrheit und guter Käse sind frei von Würmern." S. Wartburg-Sprüche, herausgegeben von Franz Lechleitner. S. 133.

In Weimar, wo bekanntlich die großen Traditionen der sogenannten Klassiker gepflegt werden, und wie ich vermuthe auch anderswo im lieben Vaterlande, hat man sich gewöhnt, alles, was mit dem Hofe und den Regierungskreisen irgendwie zusammenhängt, mit einer mehr klugen als aufrichtigen Scheu zu behandeln, also vor allen Dingen niemals öffentlich, sei es in der Presse, sei es in Versammlungen, wissenschaftlichen Vorträgen oder von der Kanzel. Dafür blüht nun freilich im Verborgenen kleiner Konventikel, um die Stammtische, in hundert und fünfzig Vereinen, in den Cafe-Orgien und Five o clock tea's um so ausgelassener der heim-

liche Klatsch, ich füge hinzu, genau so, wie es schon zu Zeiten Goethes und des „Alten auf dem Topfmarkt“ (Herders), in den Zirkeln Kotzebues und Böttigers zuging. Beruht doch ein gut Theil der intimen Litteraturgeschichte, der Goethe-Philologie voraus, auf solchen allmählich ausgegrabenen Klatschereien.

Es läßt sich denken, daß das Leben in solchem „Milieu“ für Menschen, die nicht gelernt haben, aus ihrem Herzen eine Mördergrube zu machen — in parenthesi: der biblische Ausdruck ist hier überhaupt in guter Gesellschaft unmöglich — nicht eben behaglich ist. Damit ist nicht gesagt, daß nicht der Hof selber sich der allerungenirtesten Freiheit der Konversation erfreute. Nur, das kann er verlangen, auf diskrete Menschen zählen muß er dürfen.

Und wer gönnte ihm nicht, was jeder sich selber so gern gönnte?

Begreiflich auch, daß in dieser Atmosphäre der Glaube an reine Sachlichkeit, an uninteressirte Wahrheitsliebe nicht allgemein herrschend ist. Man ist so sehr an die Methoden der Gunsterschleichung und der Gunstabwendung gewöhnt, daß man leicht überall zunächst an persönliche Motive denkt, wenn einmal öffentlich ausgesprochen wird, was man wohl selber innerlich meint, aber sich wohl hüten würde zu sagen.

So mußte ich darauf gefaßt sein, als ich eine seltsame Korrektur in den Sprüchen, die an den Wänden der Wartburg-Wirthschaft prangen, aufmutzte, daß man darin eine persönliche Rankküne meinerseits, jedenfalls eine hier ungewohnte Respektswidrigkeit erblicken würde. Die Sache ist die. Ich hatte dort mit erklärlichem Erstaunen den bekannten Spruch;

> Herrengunst und Lerchensang
> Lautet wohl und währt nicht lang.

in der Form:

> Menschengunst und Lautenklang
> Klinget wohl, doch währt nit lang.

gelesen. In meiner Auswahl „Gute alte deutsche Sprüche“ (s. Preußische Jahrbücher 1896 Heft 1—4, jetzt auch, als Büchlein erschienen im Verlage G. Stilkes in Berlin) sagte ich nun:

„Es geht die Legende, Joh. Viktor Scheffel habe diese Sprüche ausgewählt. Aber schwerlich auf sein Konto ist doch wohl die Verbalhornung zu setzen, die unser Spruch dort erfuhr:

„Menschengunst und Lautenklang“ 2c.

Das wäre für Scheffel denn doch allzu — sagen wir byzantinisch. Ob nicht ein Weimarischer Hofrath die alberne Korrektnr auf dem Gewissen hat? Doch wer es auch war, er hat dem „Burgherren“ einen schlimmen Dienst geleistet. Beiläufig — denn eine weitere Kritik verdient die Auswahl „altdeutscher“ nicht — ist es schicklich, vor den Tausenden deutscher Wartburgpilger das schöne Wort Goethes in solcher Weise zu verpöbeln, wie hier geschieht?

Sehe jeder wo er bleibe
sehe jeder wie ers treibe
und wer steht, daß er nicht falle
beim verlassen dieser Halle.

Und das im Angesicht des klassischen Weimars!" —

Ich glaubte also damals, als ich das hinschrieb, nicht an die Mitsch
Scheffels und hielt die Liebedienerei eines „Hofrathes" eher der än
lichen Besorgniß für fähig, es könnte ja vielleicht dem hohen Burgher
mißfällig sein, wenn die Wartburgpilger, gleichsam von ihm selber, an
Flüchtigkeit der Herren- und Fürstenhuld gemahnt würden. Du lie
Gott, für wie kleinlich gesinnt müssen sich doch oft die hohen Herren
ihrer eigenen Dienerschaft halten lassen! War es nun beleidigend für
sämmtlichen Hofräthe — und wer ist denn ganz sicher davor, ein
„Hofrath" zu werden? — wenn einem, einem bloß als möglich gedach
die Albernheit, denn die bleibt es, zugetraut ward, lieber als Scheffe
der ja wohl auch dem Hofrathstitel nicht mag entgangen sein? Ist
sogar Lessing Hofrath gewesen, freilich nicht in Weimar, wo er überha
nicht zu den Göttern gehört, οὓς ἡ πόλις νομίζει die von Staatswe
zu verehren sind. Ich brauche nicht näher auszuführen, mit welchem Re
ich die, ich will jetzt mal sagen echt Weimarische Aenderung, für ei
schlechten Dienst erklären mußte. Aber das will ich jetzt sagen, ich
nachdem ich an der Hauptbetheiligung Scheffels bei Herbeischleppung
gesammten Inschriften-Materials für die restaurirte Wartburg nicht m
zweifeln darf, nicht mehr ganz sicher, ob ihm nicht doch der leise Her
dienst zuzutrauen wäre, wie denn auch die eines Berliner Bierstubenwir
würdige Schlußzeile des Goethewortes leider nicht allzu weit von manc
„humorvollen" Verslein Scheffels selber absteht. Doch wir wisse
nicht, und man muß nur wünschen, das Andenken Scheffels davon endg
entlasten zu können.

Es ist bekannt, daß man im Lande Weimar daran gedacht ha
Scheffeln eine bleibende Stelle zu bereiten, doch ziemlich dunkel,
welchen Umständen der Gedanke scheiterte. Der Geldpunkt allein wir
nicht gewesen sein, Dichter sind ja in Deutschland billiger zu haben,
Kapellmeister, Sänger und Schauspieler.

Soviel ist sicher, die Wartburg ist, durch die Ueberfülle „stillvol
alter oder alterthümelnder Inschriften, die er aus der Fülle seiner
lesenheit aushob, oder auch selber erfand, auch ein Denkmal für den Di
der Frau Aventiure geworden. Hat er sich's auch insofern bequem gem
als er ziemlich unbesehen aus dem bunten Sammelsurium, das
Freidanks Bescheidenheit zu einer schwer zu begreifenden Berühm
gelangte und ihrer noch immer genießt, mit vollen Händen rechts und
Sprüchlein an die Wände warf, so bleibt doch immer ein bedeute
Schatz echt deutscher Weisheit und Gesinnung bestehen, der den Di

ne Art neuen Freidanks legitimirt. Es ist dabei nebensächlich, denn ist schwerlich Scheffel verantwortlich zu machen, ob der Gedanke, anze neu auszugestaltende große Burg in dieser Weise litterarisch zu . richtig und zweckmäßig war, denn es liegt in der innersten Natur aus- und Zimmerspruches, daß er in seiner Vereinzelung, als uck eines Individuums, des Bauherrn, wirke. Jetzt ist die Wartburg großer steinerner Foliant und überall drängt sich der, wenn auch sinnige oder gescheidte litterarisch gestaltete Gedanke als Cicerone Betrachtung mit ein. Was würde man zu einer Kirche sagen, die it Hunderten von noch so herrlichen Bibelsprüchen von den Wänden berippen, Pfeilern anpredigte, statt dem Prediger auf der Kanzel ort zu lassen? Ob es mehr zur Sammlung beitrüge, oder zur euung, ich weiß nicht. Die Meinung ist ja gewiß, sinnige Betrachtung gen, und es ist ein Segen, daß man sich zu diesem Zwecke an so kenntnißreichen und geschmackvollen, zugleich so tief deutsch denden Dichter gewandt hat.

un aber regt die fast erdrückende Masse von Geistreichigkeit der ver-
nsten Zeiten, ja verschiedener Nationen und Sprachen — denn nicht er altsächsische Runenspruch steht da, auch italienisch, französisch, reden uns die Steine an — die Begehrlichkeit und die Kritik auf. wir das Latein der Vulgata stilgemäß in der Kapelle und den n, in denen die heilige Elisabeth gewaltet hat, so fragt man leicht, Absicht sei, daß in all den Räumen des Reformationsbaues von den durch Luthers Mund gegangenen volksgemäßen Sprüchen auch nicht ziger (außer dem bekannten, aber als echter Lutherspruch nicht zu nden vom Wein, Weib und Gesange) angebracht ward? Wollte naseweis sein, so fragte man etwa gar: Ja, wenn der Dichter fel mit seinen nicht immer ganz korrekten, mittelhochdeutschen Schul-
witzen dabei ist, wenn sogar sein Nachfolger und Vollender des , der österreichische Lyriker Franz Lechleitner das Recht hatte, los auch seinerseits zu alterthümeln und angebliches Mittelhochdeutsch brechen, sondern auch sich mit seinen manchmal ganz liebenswürdigen in zu bethätigen, ja sein Zimmer eigenhändig voll zu — dichten, man sich dann nicht eines gewissen Wolfgang Goethe auch n, der doch außer vielen anderen Vorzügen auch den hat, daß er licher Freund und Dutzbruder des Großvaters des gegenwärtigen erren war? Und war nicht Goethe, von dessen Erbe Weimar nd zehrt, mehr es blos besitzend, denn erwerbend, als die rechte nzung Luthers, wenigstens mehr Achtung werth, als daß man in neipe ein ganzes Diktum von ihm verunstaltete? Nun, wir klagen darüber, wissen wir doch auch, daß die ganze Neuromantik der irten Burg schwerlich Goethes Beifall würde gefunden haben, wie

auch er sich der Lisztschen Zaubermusik in dem Singspiel von
h. Elisabeth gegenüber wahrscheinlich ablehnend würde verhalten haben.

Wer in Ruhe den ganzen steinernen Spruchsprecher und popul
Moralisten, als der sich die Burg darstellt, durchkosten will, der mu
offizielle Buchausgabe zur Hand nehmen, die durch den eben gena
Franz Lechleitner von der H. Böhlauschen Verlagsbuchhandlung
Hofdruckerei vertrieben wird und die man als schönes Mitbringsel
Erinnerung kaufen mag.*) Wäre nur Herr Lechleitner dieser Au
auch nur annähernd gewachsen gewesen! Wie schade, daß nicht Sch
selber diese Publikation hat besorgen mögen, daß er nicht seine Mei
und etwa die seines hohen Auftraggebers kund that. Das wäre ein e
thümlicher Genuß und sicherlich eine werthvolle Belehrung gewesen.
es ein sehr zweifelhaftes Vergnügen geworden.

Wer Andern zum Cicerone dienen will und Erklärungen g
der sollte doch vor allen Dingen erst selber verstehen, was da
erst lesen lernen. Sehen wir, wie es mit der Kenntniß des Mhd
13. Jahrhunderts aussieht, das zu schreiben der Mann sich nach Sche
Vorgang doch vermißt. S. 20 steht ein Wort Wolframs, wie es
Dichter des Sängerkrieges ihm in den Mund legt. Darin:

Iuwern wac den wate ich wol.

Lechleitner erklärt: „euer Spiel kenne ich“ (!)
Ebenda und wieder Wolfram:

Ich enruoch wiez ostern western stat.

Der Herausgeber hat die Dreistigkeit, zu erklären: „ich kenn, w
gen Westen steht“. Was mag er sich dabei gedacht haben? Nun,
gar nichts.

Im Sängersaale steht (immer nach Herrn L., ob in Wirkl
möchte ich zunächst bezweifeln):

Minne ist zwier Herzen wonne.

Es heißt zweier (duorum); zwier heißt bis, zweimal. S. 20
zählt Klingsor von Ungerlant, er habe drei Jahre als Mohammedane
lebt, in Machmets Minne gedient. Was heißt das unserm Fü
„Die Weisheit Mohamets.“ Freidank läßt er sagen (S. 204) -
ist die bekannte Priamel: Swer im sacke koufet (85, 5) — „und b
ungewisser zit“ (statt diet, d. h. unsicheren Leuten. Das kann
wohl nicht Scheffel geschrieben haben. (In einem freilich
offiziellen Abdruck, den der Wirth dort verkauft, steht das richtige, n
das Initial S als Z gemalt.)

Im Speisesaale des Pallashauses, wo auch die Harfe Oswalds

*) Wartburg-Sprüche. Ausgewählt und angebracht von J. V. v. Scheffe
B. v. Arnswald. Neu aufgeschrieben, vervollständigt und herausgegebe
Franz Lechleitner. Weimar 1892. 207 S. kl. 8°. (2 Mk., geb. 3 Mk.

Wolkenstein, „des letzten Minnesängers“, zu bewundern ist mit der mystischen oder schleierhaften Inschrift

„Wann“

steht, so liest man wenigstens S. 52 oben:

„Schiesen alle nieman los abe
an biute gewinnend wil eine habe.“

Herr Lechleitner, der sonst so verwegene Interpret, streckte hier doch die Waffen, und er that wohl dran. Vielleicht erfahren wir einmal aus Scheffels Vorlage, wie der Text wirklich dasteht oder dastehen sollte; bis dahin sei er als Räthsel empfohlen mit dem Goetheschen Troste zwar:

„Manches können wir nicht verstehn.
Lebt nur fort, es wird schon gehn.“

In der Wohnung der Landgräfin (S. 70) steht außer einer pseudomittelhochdeutschen Begrüßung der Frau Großherzogin von Scheffelscher Faktur unter Freidanksprüchen auch:

Minne besiec den Zorn,
Hoffnung ist des Trostes Born.

Was wollte Scheffel mit dem besiec sagen? Besiegt? Imperativ soll es doch wohl nicht sein. Man möchte vermuthen:

Minne siget an dem zorn.

Doch wir wollen nicht in diese Aventiuren-Künsteleien selber verfallen, die ja ein unglaubliches Glück hatten — natürlich, es war immer ein wirklicher Dichter und kein Fex, der sich da gab! — aber doch im Grunde nicht höher zu bewerthen sind, als die ehedem geübte Schulmeisterkunst, sich in eleganten lateinischen Versen vorzutragen. Man muß da aber oft genug ein Auge zudrücken; es will sich doch nicht recht schicken, einem Manne wie Scheffel zu sagen: breit heiße auch im mittelhochdeutschen nur breit, niemals brît, es könne also unmöglich im Reime auf zît stehen, wie S. 71, das wäre so, wie wenn Berliner Possendichter, die aber kein Berlinisch verstehen, z. B. „meene Beene“ für „meine“ schreiben (mittelhochdeutsch mîne bein) — Nach L.'s Erklärung, S. 72, bedeutet „barn“ d. i. Kind, Sohn, vielmehr „Sprossen“, wohl nicht einen Sproß, sondern gleich eine ganze Menge.

Auch in dem für den Hofstaat bestimmten sogenannten Gadem hat offenbar Scheffel gewaltet, aber man traue auch hier dem Aufzeichner nicht. Wenigstens ich glaube nicht eher, als bis es mir bewiesen ist, daß wirklich dieser den Dichter der als der Kürnberger die Reihe der mittelhochdeutschen, wie sie heißen, eröffnet, habe singen lassen:

Gott sende sie zusammen,
Die sich in Liebe wollen sein.

Im Texte des Dichters, wo höchstens über die Stellung des Wortes „gerne“ gezweifelt werden kann, heißt es bekanntlich:

got sende si zesamene die geliebe wellen gerne sin.

Das substantivirte „geliebe“ ist der Plural des Adjektivs „geli
und bedeutet „Liebende“. Möge sich das herzliche Segenswort für
sehnsüchtig Liebenden noch recht oft an den Hofstaaten S. K. Hoheit
währen, aber womöglich in korrekter Form gelesen werden, zumal es a
zugleich verständlich wäre, was das „sich in Liebe wollen“ nicht ist.

S. 83—85 erscheint Franz Lechleitner selber als Spruchsprec
für das Gademe. Zum Theil ganz leidlich, aber was soll die frost
ethymologische Witzelei S. 85?

Frau Saelde wird das Glück benannt,
Wohl weil es so selten wird bekannt.

Der ganze Lechleitner aber steht zuletzt:

Sei's traurig, lustig, früh oder spät,
's gibt nichts, für das nicht ein Sprüchlein ich hätt'.

Nun, das weiß Gott, aber ob gerade die Wartburg dazu da ist, di
Allerweltsspruchweisheit von den Wänden zu predigen, das ist eine and
Frage.

S. 91 leistet sich Lechleitner wieder einmal mittelhochdeutsc
Aventiuren-Deutsch, z. B.

Unt waer daz himelrich auch min,
ich möcht ez nicht, hett ichs (l. ichz!) allin.

Ach nein, „allein“ ist eben „all — ein“, aber Allihn hieß
Philosophie-Professor in Halle. Den Imperativ „vergizze“ vergebe G
Herrn Lechleitner und der Wartburg!

Ueber die gereimten Versus memoriales unter den Bildern
Sachsenherrscher in dem Saalgange, die wenigstens unverfälschtes Cin
cento sind, sechzehntes Jahrhundert, urtheilt unser Aufschreiber sehr
fällig. Sie sind z. Th. gar nicht so übel, wie voraus die unter d
Bilde Friderichs I., der mit Fug hier von sich rühmen darf, daß er
Land aufs Neue mit Gebäuden geziert und zu Wittenberg die hohe Sch
gestiftet habe,

Den (denn) auß derselben kam Gottes wort
Und that groß ding an manchem ort
Das Bepstlich Reich storzt es nider
Und bracht rechten Glauben widder.

Es wäre wohl eine würdige Aufgabe für die Wartburg-Gelehr
gewesen, zu erkunden, wer denn wohl der sächsische Hans Sachs gewe
sei, der diese in ihrer Unbeholfenheit ehrwürdigen Chronikverse so deut
ehrlich und frei von aller elenden Lobhudelei zusammengeschmiedet hat,
denen doch wohl frühere Burgherren ihre Freude gehabt haben. Da
es scheint, diese Frage nach der Herkunft den Weimarischen oder Jenen
Gelehrten nicht gestellt worden ist, so will ich hier verrathen, was
[illegible]. Man hat sie bei dem braven Cyriacus Spangenbe

chen, der eine Zeit lang Mansfeldischer Schloßprediger war (geb. 1528 zu Nordhausen, gest. zu Straßburg 10. 2. 1604) und zwar ssen 1572 erschienener Mansfeldischer Chronik. Für die richtigere ellung der Texte wird man sich, glaube ich, mit Nutzen dieses Buches nen können; wie sie hier S. 95—107 geboten werden, sind doch noch Anzahl Lesefehler zu berichtigen, z. B. übersah der Aufzeichner S. 95 durch Bonifaciu", daß über dem u noch ein Strich war, der m be-. denn durch „Bonifariu", ist weder deutsch noch latein. Nicht 95 allein habe ich Vertauschung von Buchstaben zu rügen, hier aber, „Halterfteuen" kein Ortsname ist, denn das t ist ein d, r ist n, und nsleben ist gemeint (geschrieben Haltensleuen.) Und S. 102 meint wohl der Herzog Albrecht, der mit dem Kaiser über Meer zog, daß er Christen Heer" geführt, oder weiß Herr L. welches Volk die ten gewesen wären? S. 96 „viel grosser thadt ich mehr begos" eim auf „beschlos" ist gewiß verlesen.

In der Vorburg, die als Denkmal der Reformation gedacht ist, ich zwar vielerlei recht Hübsches wahrgenommen, aber ehrlich gesagt, Geist und Sinn der Reformation Spiegelndes herzlich wenig. . 126:

Diu groeste fröude, die wir han,
deist guoter dinge lieber wan.

ke ich nur, daß Scheffel wohl gemeint haben mag, mit dem Wahne, Vorstellung guter Dinge — war er doch selber so gern „guter Dinge" ndlicher zu sein, als mit dem wirklichen Texte Freidanks 22. 23:

Die groeste fröude die ich*) han,
Dast guot gedinge und lieber wan.

Gedinge ist eigentlich der Gedanke, dann die hoffende Zuversicht, und rmelhaft verbunden findet sich, wie hier, guot gedinge und lieber z. B. bei Ulrich von Liechtenstein 340, 25. Freidank ging wohl Walther (Lachm. 92, 10) aus:

Ein guwt gedinge, ein lieber wan.

Scheffel, der so absichtlich alterthümelnde, hatte hier also einmal Anwandelung, verständlicher zu sein, oder sollte er selber guot ge- so verstanden haben? Schwerlich. Oder hat der Herausgeber einmal falsch gelesen?

S. 131 wird Freidanken abermals Unrecht gethan. Man läßt ihn

Swer sich kratzet mit dem bern,
Dem muoz sin haut vil dicke wern.

Wer das so liest, der könnte kaum anders verstehen, als das sich

---

*) wir in 3 Hdschr.

kratzen mit dem Bären schaffe ein dickes Fell (dem muß seine Haut sehr dick werden). Nun, erstens steht im Freidank 139, 7. 8. nicht „haut“, sondern „hant“, zweitens heißt dicke „oft“, drittens sagt Freidank nicht „wern“, sondern „swern“ d. i. „schwären“, und endlich viertens wäre es Unsinn. Ob nun aber Scheffel oder sein unfähiger Ersatzmann die Schuld trägt, kann ich mit Sicherheit nicht sagen.

Daß Scheffel den Freidankspruch 37, 1. nach der Vulgata d. h. dem Texte Wilh. Grimms gab, will ich ihm nicht besonders aufmutzen. Wer sich über den Sinn des Wortes belehren will, (er besagt genau das Gegentheil von dem, was man Freidank bisher zutraute) der sei auf meine Ausgabe (Berlin 1877, S. 179 verwiesen. Hier sei mir nur gestattet, noch einige weitere Belegstellen für den „Widermut“ beizubringen. Müllenhof und Scherer, Denkm. 146, 73:

dîn schirm sî diu frie
mîn frouwe sant Marie
vor allem widermuote.

Bonerius, 64,5 des wart er vol Betrübde und widermuotes gar. Heßler, Nicodemus v. 2815 er hat mir manige stunde
widermutes vil getan.

Westf. Predigten (s. Jahrbüch. für niederd. Sprachf. X, 47) in den daghe sines wedermodes (Gegensatz ist syner walvaert d. i. seines Glücks.)

Wer sich die voranstehenden Glossen noch einmal zurückruft, und mir glauben will, daß sie nicht aus boshafter Kritikasterlaune und als das etwa einzige, was mit der Lupe zu finden wäre, sind zu Hauf gebracht worden, der wird schon jetzt, da wir es nur mit der eigenen Sprache, wenn auch entlegener Zeiten, zu thun hatten, erkennen, daß, wenn auch nicht durchaus die bemalten Wände der Wartburg, doch jedesfalls die offizielle Ausgabe ihrer Inschriften, sich in einer Weise darstellt, die schon nicht mehr schön ist. Oder handelte es sich um eine beliebige fixfertige Arbeit eines Touristen, der den Bädecker der Wartburg spielen wollte? Dagegen spricht der Auftrag, dessen der Herausgeber sich erfreute, die stolze Freude, die er selber an seiner Mitarbeit empfindet. Dagegen spricht die Art der Publikation in der Offizin der Hofbuchdruckerei, dagegen die doch wohl an nächstinteressirter Stelle nicht übel vermerkte Reklamenotiz, mit der jener Verlag das Buch gelehrten Kreisen empfehlen darf:

„Mit Allerhöchster Einwilligung und Begutachtung des Burgherren, Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen erscheinen die Wartburg-Sprüche in ihrer Vollständigkeit, im Sinne der Burgerweiterung vermehrt und berichtiget.“

Wir wissen bereits, die Wartburg spricht in Zungen. Sehen wir das Latein an. Vielleicht ist der allerhöchst begutachtete und seinerseits „be-

richtigende" Autor, der Konkurrent Scheffels als altschwäbischer Selbstdichter, hier beschlagener, als auf dem Gebiete der heimischen Litteraturkunde, die freilich etwas mehr Sitzfleisch fordert, als so ein heiteres jugendliches Dichtergemüth aufbringen konnte.

Seite 35 erfahren wir, daß im großen Festsaale die Inschrift prange:

Sitivit anima mea ad Deum fortem vivum.

Daß fortem nicht etwa Druckfehler sei, sondern daß der Herausgeber wieder n und r nicht hat unterscheiden können, ergiebt seine Verdeutschung: „Meine Seele dürstet nach dem starken lebendigen Gott." Das mag ja dem gewöhnlichen Laien, dem „Gebildeten" nicht auffallen, denn so weit reicht die heutige schöne Bildung ja nicht, daß er sich sagen sollte, dürsten thut einen doch gewöhnlich nach etwas Flüssigem und der Psalmist möchte wohl, in der Sprache des heiligen Hieronymus, der Vulgata, nicht fortem gesagt haben, sondern Gott als den lebendigen Quell gepriesen haben, nach dem des Frommen Seele dürstet, wie auch Jeremias (2,13) von dem fons aquae vivae, dem Brunnquell lebendigen Wassers redet. Wie wohl ein katholisches Pfäfflein schmunzeln mag, wenn er den offiziellen Text gedruckt läse, denn an dem genannten Orte steht hoffentlich richtig ad Deum fontem vivum.

Es kommt noch besser. S. 36:

Spe laetentur qui sperant in te

Das heißt nach unserm Cicerone, der eben kein Cicero ist: „Mit Hoffnung werden die gestillt, welche dich erwarten."(!) In Quinta lernt man laetor, laetatus sum, laetari sich freuen, und darnach sollte laetentur heißen: der Hoffnung mögen sich freuen. Aber wunderbar, der Mann trifft die Poesie des Bibelwortes, in der That wird die Hoffnung der Milch verglichen, die das unruhige Kind stillet, nur steht also nicht da, laetentur, sondern lactantur oder lactentur. Als ich das las, hatte ich grade zuvor eine Fastnachtspredigt des alten Geiler von Kaisersberg gelesen, die er Anno 1519 in Straßburg gehalten. Da erklärt er es für sehr rathsam, das Latein, über das man doch predige, wenigstens zu verstehen, damit es einem nicht gehe, wie jenem guten Manne, den er selber gehört, der aus dem 80. Psalm zitirte:

Quoniam ipse liberavit me de laqueo venantium.

„Sprach er von den vergifften stricken hat mich der her erlösset, wust kein vnderscheid inter venantium et venenantium" aber nichts destoweniger thue er sich groß damit, daß er „aus latin predigte." Ach ja! —

S. 37 (zu dem Bilde Kaisers Ludovicus II) Et erit tamquam lignum, quod planatum est . . . statt plantatum und mit der Erklärung: „Der wird wie ein Baum gepflanzt" statt: Und er wird sein wie ein Baum, so gepflanzet ist. S. 41 psaliam statt psallam. S. 43. Nicht einmal die Seligpreisungen aus der Bergpredigt des Heilands weiß der

Mann richtig abzuschreiben, in Eisenach oder Weimar war wohl
Exemplar der Vulgata aufzutreiben, um darnach Matth. 5 einzuse
wenn es nöthig war. Ist es nicht schimpflich, jetzt denken zu müssen
stünde dort, in der Burgkapelle:

Beati miseri cordes

und gar noch:

Beati qui persecutionem patiunt

Was einem Quartaner passirte, der patiunt schriebe, weiß ich, aber
allerhöchster Einwilligung drucken lassen darf man es.
S. 45. Speciosus forma quae filius hominum ... Das soll bedeu
„Du bist der Schönste unter den Menschenkindern". Man denke:
filius h. unter den Menschenkindern!!

S. 46 in saecula saeculorum laudabant te statt laudabunt.

S. 47 ist das tympanum eine „Flöte"!

Von dem Elisabethsaale und der Art seiner Erneuerung
gerühmt:

„Damit wurde in erlauchter Weise auf der deutschen Burg auch
katholischen Gemüthe ein Ort der Verehrung eingeräumt." Es wäre
klüger und taktvoller gewesen, das „katholische Gemüth" hier aus
Spiele zu lassen, wie denn die eifrigen Herren des Evangelischen Bun
dessen erhabener Protektor unser Serenissimus ist, es wohl nicht allzu
vernähmen. Und in der That, es handelt sich nicht im Geringsten
etwas spezifisch Katholisches, sondern lediglich um das allgemein christ
Bekenntniß, das Apostolicum, das ja freilich der liberalen Jene
Theologie von heute ein schwer zu verdauender Knochen sein mag.
etwa Luthers kleiner Katechismus auch nur noch was für das „kathol
Gemüth"?

Aber ein Skandal ist es freilich, daß in einer solchen autorisi
Ausgabe auch dieses Stück, das einfache alte Credo, nicht einmal ko
konnte abgedruckt werden. Ich glaube schon, daß es für einen Mann,
sein Bischen Latein so völlig ausgeschwitzt hat, mühselig sein mag, e
längeren Passus genau abzuschreiben, aber er konnte es sich ja spa
brauchte nur zu sagen: auf den Spruchbändern der Saalbögen liest
das apostolische Glaubensbekenntniß in lateinischer Sprache. Statt de
werden wir hier regalirt mit: descendit ad inferam (statt ad infer
inde statt unde, dextram statt dexteram, judicans statt judicare und
der remissio wird die Hauptsache, peccatorum, ganz einfach weggela
So sieht das Wartburg-Bekenntniß für das „katholische Gemüth"
wenigstens in der berichtigten Ausgabe.

S. 71 lernt man beiläufig von Herrn Lechleitner, daß die lat
des Hauses die „Pfähle" sind! Ein lateinisches Lexikon und den kle
Zumpt würde ich in die Wartburg-Bibliothek stiften zum Gebrauch
künftige Wartburg-Gelehrte, wenn ich da Einfluß hätte.

lber was soll man erst zu dem Spruche S. 72 sagen, der „das
hafte Gemüth" der „Landgräfin" ansprechen soll, nach der Meinung
von Scheffels doch wohl, der ihn in deren Wohnung in der
ate habe anbringen lassen?

Uxor tu sicut vitiis abundans.

aftig, so steht es deutlich gedruckt. Wenn der unwissende Heraus-
dazu als angebliche Verdeutschung setzt:

„Weib du die freie von Makeln",

eist er wenigstens, daß er wirklich vitiis abundans gelesen hat.*)
lich heißt abundans so wenig „frei von", daß es vielmehr das Gegen-
besagt, nämlich übervoll. Man glaubt selbstverständlich nicht,
scheffel etwa hier einen ungehörigen Scherz bis zu frecher Insolenz
die verehrte Fürstin könne getrieben haben, und es ist nichts riskirt
achzusehen, einen Eid darauf zu schwören, daß Scheffel vorgeschrieben
ind daß auch richtig dastehe:

Uxor tu sicut vitis abundans.

Du Gattin, reich mit Früchten behangen, wie ein Weinstock.
lnd da muß der arme gebildete Leser glauben, mit allerhöchster
bniß werde hier der edlen Frau eine flegelhafte Nichtswürdigkeit
. So etwas sollte denn doch nicht erlaubt sein. Aber wenn das für
Dinge verantwortliche offizielle Weimar sich nun schämte, so hätte
eiß Gott nichts dawider. Schade um das schöne Papier der
hlau'schen Offizin!

Die verehrte Frau Großherzogin Sophie hat aus ihren Mitteln
anderem in der Vorburg ein Pirkheimer-Stübchen herstellen lassen,
t amicis, das sie mit dem alten schönen Erker des Hauses Willibald
imers ausstatten zu können glücklich war. Wir verstehen diese
e, wenn wir allerdings zugleich die pietätlose Barbarei der heutigen
berger brandmarken, die ein solches Prachtstück ihrer alten Stadt für
verschacherten. Von unserem privilegirten Autor wundert uns nach
Bisherigen nichts mehr, also auch nicht, daß er unfähig war, die
h schöne lateinische Votivtafel der Fürstin auch nur richtig abzu-
en und den Druck zu überwachen, denn die Hofbuchdruckerei besitzt
keinen Korrektor, dessen Schulbildung dazu auslangte. Statt posuit
gräulicherweise da possunt. Da hört doch, ungeachtet aller sonstigen
eiswedelei des Berichtigers der Respekt auf.

Richtig! das heißt richtig falsch, wie ich schon früher vermuthete,
auch S. 154 der Unsinn Nunquam statt Nusquam. Endlich S. 184:
i statt expande alas tuas.

Was für banausischen Pöbel setzt der Verfertiger eines solchen Buches
s! Ich gestehe, fast komme ich mir selber unpatriotisch vor, der ich

*) D. h. gelesen zu haben glaubte.

einem weiten Leserkreise zeige, wie tief der Stand unserer einst mit R
gepriesenen Bildung heute taxirt wird, wenn es gestattet ist, derlei W
die sogar den Landesherrn mit kompromittiren kann, in prunkhafter F
auf den Markt zu werfen.

Wenn Scheffel, oder wer es war, auch eine kleine Anzahl nie
ländischer Sprüche auswählte, so war das als eine natürliche
Huldigung zu betrachten, die der Frau Großherzogin Sophie, einer Kö
lichen Prinzessin der Niederlande, der großgesinnten Förderin auch d
Burgbauten, der unermüdeten Wohlthäterin des Landes darzubringen
wohl ziemte. Möglich, daß ihr eigener Sinn sich in der Auslese from
und bescheidener Heimathsweisheit bethätigen wollte. Um so unbegreif
ist es in diesem, ganz ungehörig aber in jedem Falle, wenn dem Publ
ein fast unverständlicher Text und dazu eine Uebertragung geboten
immer mit allerhöchster Einwilligung und Begutachtung, die dazu wi
Faust aufs Auge paßt.

Von der Legende des altniederländischen Holztellers mit der Jah
zahl 1586 (s. S. 53) will ich nicht reden, nur sagen, daß der
unmöglich darauf stehen kann und daß die „offeranden", im deut
Dreikönigslied als „Opferhand" volksethymologisch gedeutet, Darbringun
Opfergaben sind (frz. offrandes). Auf derselben Seite liest man:

Ist moghelyk hout
met allen menschen vrede
ende doet ghetyk ghy vout
dat men v dede.

Es gehört eine unglaubliche Dreistigkeit dazu, statt einfach zu sa
„das verstehe ich nicht", folgende Uebersetzung darunter zu setzen:

„Bist du getreu in allen Dingen,
Wird Dir geeinte (so!) That gelingen."

Jeder sieht, daß der Spruch das evangelische Wort paraphra
thu dem andern nicht, was du nicht willst, daß er dir thue. Nach
wir nur ghetyk als ghelyk richtig gestellt haben, steht also klar
verständlich da: Ist es möglich, (so) haltet mit allen Menschen Friede
thuet gleich (wie) ihr wollet, daß man euch thäte (thue). Was müssen
Niederländer von uns denken! Was soll S. 54 die zweite Zeile
Spruches, der doch wohl ein Preis Wittenbergs, der Luthers
sein will

Want gods rechtverdicheyt worte doer geopenbaert*)

d. i. denn Gottes Rechtfertigkeit (durch den Glauben allein) ward
geoffenbart, nämlich:

Ig hesoove maekt sevendich for paulus verchen?

Ich vermuthe, es solle der Inhalt jener Offenbarung der Reforma

*) Gedruckt steht geopebaert.

gegeben werden: Der Glaube macht selig (lebendig) wie Sankt Paulus lehrt. Gott mag wissen, wie wirklich dasteht, nur das scheint sicher „Dy gheloove maekt levendich: . ." Also hesoove war gheloove, Glaube, und sevendich war levendich. Wie verstand aber der Herausgeber?

Wär Recht der Erden Ebenbild,
Wär Paulus Wort und Werk erfüllt."

Armer lieber Burgherr, so mißbraucht man in Weimar deinen Namen! So darf sich Weimar vor aller Welt blamiren! —

Spärlich vertreten, aber in derselben elenden Weise, ist der italienische Devisenschatz. S. 132 steht:

Che tempa ha, tempo aspetto, tempo pardi.

Und das soll heißen:

„Die Zeit vorüber ist, eh man sie recht genießt."

Heiliger Brahma! Es heißt:

Chi tempo ha, tempo aspetti

d. i. Wer Zeit hat, der nehme der Zeit wahr, und angeschoben ist, wozu derselbe Vordersatz

Chi tempo ha gehört, tempo perde d. i.

Wer Zeit hat, verliert die Zeit, ein sehr schöner uud beherzigenswerther Gedanke, denn nur der kauft seine Zeit aus, der arbeitet, also keine Zeit hat.

S. 126 wird dem Papste Sixtus V. in den Mund gelegt:

Le vuole chesi vuole
Si quo chesi vuole.

Dazu wird der Tiefsinn geboten: „Durch Wollen zum Willen!"*) !!! Man mag ja erstaunt sein, hier in der Vorburg, dem Reformationsdenkmal (alias S. 119 „das innigste und beste Denkmal Deutschlands für den großen Befreier seines Glaubens und Gewissens") den Papst Sixtus V, den großen ehemaligen Hüter der Schweine seines Vaters (1585—1590) zu uns sprechen zu hören, aber wir können uns das prächtige Manneswort gefallen lassen. Befreien wir es aber doch aus der blamablen Verquatschung! Der Mann hat gesagt:

Se si vuole, chè si vuole,
Si puo, chè si vuole

und das bedeutet natürlich nicht im entferntesten „Durch Wollen zum Willen!" sondern: Wenn man (wirklich) will, was man will, so kann man auch, was man will. Das ist ein schönes Wort und paßt insofern auch allenfalls zu unserm Luther. Einem verweichlichten und verweibischten Geschlechte, dem überall die Erziehung des Willens mangelt, das in kretinhaftem Glauben an die Descendenz-Theorie Darwins und die

*) Das Ausrufungszeichen gehört dem Uebersetzer, ich setze aber gern noch ein Paar hinzu, die sich der Leser selber übersetzen wird.

Vererbungslehre verlottert, kann es ein Anfang werden zu einer so n
wendigen Ascendenz-Lehre.

Sogar spanisch kommt uns die polyglotte Wartburg. Spanisch
gekommen ist uns zwar schon recht Vieles, aber das richtige Spanisch f
uns doch noch. Nun S. 132 steht:

Quieu se gubiemase mismo
gubiemaet mundo.

Was? Das ist spanisch? Wartburgspanisch, lieber Leser. Wart
bis du einmal hinaufkommst — ach, es ist doch schön da oben! —
wirst du sehen, daß es doch etwas anders aussieht. Quieu ist natü
Quien, gubiemase gubiernase und gubiemaet soll heißen gubierna
Dabei ist diesmal, o Wunder! die Uebersetzung tadellos richtig: „
sich selber steuert, steuert die Welt."*)

Doch ich muß zum Schlusse kommen, er soll sich rondeauartig
unser Motto lehnen. Es ist französisch, die Lieblingssprache der deut
Höfe. Ich übersetze à la Lechleitner.

L' envoie die Wahrheit, voit und, bien le fromage guter
mais sind, non sa vermine frei von Würmern. Brauche ich n
sagen, daß envoie dasselbe ist, was jetzt envie geschrieben wird (lat.
daß also dasteht: Der Neid sieht wohl den Käse, aber nicht sein
will sagen: der Neidhammel sieht nur das scheinbare Gut, das
aber nicht den Schaden oder Mangel, der daran haftet, damit

Weimar. Franz Sandvoß (Xan

Herm. Schrader. Aus dem Wundergarten der
Weimar 1896. Emil Felber.

„Jede noch so verborgene Schönheit, alles
weiß uns unser Führer zu enthüllen und zwar
läuterungen nicht in trockener ermüdender Auf
ziehendem, oft humoristischem Plauderton, da
Leser dadurch gewonnen wird. Wir
breitung."

So schließt eine dem M
„für den Fall, daß es de
fasser und Verleger bi
eine Besprechung ir
uns an das M

*) Da ei
Welt."



Sprache, wohl aber allerlei Kehricht aus den landläufigen Wörterbüchern, besonders „des großen Meisters der deutschen Sprachwissenschaft" Daniel Sanders (S. III), daneben einer diffusen, freilich durchweg sich im Trivialen haltenden Lektüre hat der unermüdliche Verfasser zusammengefegt, um redselig seine Erläuterungen darüber auszugießen. Warum wir dem Buche nicht dennoch weiteste Verbreitung gönnen und sogar versprechen sollen, ist nicht einzusehn. Denn solcher, die sich gern in des Verfassers Art unterhalten und belehren lassen, giebt es in Deutschland genug. O. S.

Nationalökonomie.

v. Kaufmann, Richard. Die Eisenbahnpolitik Frankreichs. 1. Band. Allgemeines. Geschichtlicher Theil. XXXVIII und 488 Seiten. 2. Band. Spezieller Theil. XXXII und 831 Seiten. Stuttgart 1896. J. G. Cottasche Buchhandlung.

Colson, C., Ingénieur en chef des ponts et chaussées, Maitre de requêtes au Conseil d'Etat. Les chemins de fer et le budget. 254 Seiten. Paris 1896. Librairie Hachette et Cie.

Von den beiden vorstehenden Büchern ist das zweite, das zuerst in der Revue des deux Mondes veröffentlicht wurde, bisher in Deutschland wenig beachtet. Der Verfasser ist ein kenntnißreicher, klar und ruhig denkender, in der Geschichte der französischen Eisenbahnpolitik vortrefflich bewanderter höherer Beamter. Er giebt in knappen Zügen eine Geschichte der französischen Eisenbahnfinanzpolitik und verhehlt sich nach ihren Ergebnissen in der Vergangenheit nicht die ernsten Gefahren, mit denen der französische Staatshaushalt durch die immer noch steigenden Opfer für die Eisenbahnen bedroht wird. Er empfiehlt Sparsamkeit in der Verwaltung, maßvolles Fortschreiten im Eisenbahnbau und vorsichtige Tarifpolitik. Dem Staatsbahngedanken, insbesondere auch seiner Durchführung in Frankreich, steht er grundsätzlich keineswegs ablehnend gegenüber.

Anders der deutsche Geschichtschreiber der französischen Eisenbahnpolitik. Dieser schwärmt für die französischen großen Privatbahnen. Den deutschen, insbesondere den preußischen Staatsbahnen sind sie seiner Meinung nach in jeder Beziehung überlegen. Das in Frankreich zur That gewordene Zusammenarbeiten von Staat und Privatindustrie habe auf finanziellem, technischem und wirthschaftlichem Gebiete die glänzendsten Erfolge aufzuweisen. Die finanzielle Behandlung der großen Bahnen insbesondere lege zwar dem Staat bis jetzt und noch auf Jahre hinaus schwere Opfer auf, aber diese Opfer werden mit der Zeit aufhören und der Staat werde glänzend belohnt sein, wenn ihm um die Mitte des

nächsten Jahrhunderts ein Eisenbahnnetz von 38000 km kostenlos [...]falle und er dann die Einnahmen der Bahnen, sei es zu Steuererla[...] sei es zu Tarifermäßigungen verwenden könne. Mit einem fast begeist[...] Lobeshymnus auf eine solche Mustereisenbahnpolitik klingt das Werk K[...]manns aus.

Diese Ergebnisse der Kaufmannschen Forschungen wurden [...] Monate vor dem Erscheinen des Buches in Artikeln der Tagespresse, [...] augenscheinlich mit dem Material des Verfassers arbeiteten, verkündet[...] gleichzeitig mit der Herausgabe des Buches im Buchhandel, ja schon e[...] Tage vorher, erschienen Besprechungen, die eine solche Eisenbahnp[...] unserer westlichen Nachbarn verherrlichten und rühmend hervorh[...] daß Kaufmann das Verdienst gebühre, die Vorzüge dieser Politik z[...] richtig erkannt zu haben. Seine Freunde haben meines Erachtens [...] Verfasser mit derartigen vorzeitigen Lobeserhebungen keinen Gefallen [...]than, sie haben damit sein doch zunächst auf wissenschaftliche Bedeu[...] Anspruch erhebendes Werk mehr oder weniger als eine bloße Tend[...]schrift gekennzeichnet. In der nachstehenden Besprechung will ich [...]suchen, das Werk wissenschaftlich und streng sachlich zu würdigen.

Der Inhalt des ersten Bandes ist ein wesentlich geschichtlicher, [...] des zweiten ein wesentlich kritischer. Jedoch bringt Kaufmann für [...] Kenner der französischen Eisenbahngeschichte keinerlei neue Thatsachen. [...] Darstellung beruht ausschließlich auf den veröffentlichten, jederman[...] gänglichen Quellen, den Parlamentsvorlagen und Parlamentsverhandlun[...] den Berichten der großen Privatbahnen, den amtlich herausgegeb[...] Statistiken und der Litteratur, insbesondere den großen bedeutenden W[...] von A. Picard. Die Archive der französischen Behörden und der fra[...]sischen Bahnen sind ihm nicht geöffnet worden. Nur einmal (II. S. [...] Anm.) erfahren wir, daß es dem Verfasser mit Hilfe eines hervorrage[...] Mitgliedes des französischen Finanzministeriums gelungen ist, zu ermit[...] welche und welcher Betrag der noch umlaufenden Obligationen der fra[...]sischen Eisenbahnen konvertirt werden können, im ganzen 48%, also [...] die volle Hälfte. — Ein näheres Eingehen auf die Geschichte der f[...]zösischen Eisenbahnen ist daher an dieser Stelle entbehrlich.

Dagegen ist allerdings Kaufmanns Beurtheilung der französi[...] Eisenbahnpolitik und ihre Vergleichung mit der deutschen dazu ang[...] die deutsche Kritik herauszufordern. Er hält dafür, daß die franzö[...] Regierung und die französischen Parlamente von dem Anbeginn [...] Eisenbahnzeitalters bis zum heutigen Tage eine konsequente und ri[...] Eisenbahnpolitik befolgt haben, die dem Lande durchaus zum Segen [...]reichte. Nur einmal sei man auf Irrwege gerathen, als 1877 der St[...]bahngedanke Wurzel zu fassen anfing und das Programm Freycinet [...]gestellt und seine Durchführung begonnen wurde. Mit den Verträgen [...] 1883 sei man dann auf den alten bewährten Weg zurückgekehrt. All[...]

Männer, die damals gegen das Privatbahnsystem ankämpften, werden von Kaufmann mit Spott und Hohn, als Phrasendrescher und unwissende Maulhelden gegeißelt. Ich will nicht behaupten, daß es damals möglich gewesen wäre, das Staatsbahnprogramm wirksamer weiter zu verfolgen, als dies geschehen ist. Es ist das eine mehr oder weniger müßige Frage. Aber ich halte die Darstellung Kaufmanns von diesen Vorgängen für eine durchaus einseitige, und bin auch heute noch davon fest überzeugt, daß die damaligen Angriffe einen heilsamen, Jahre lang nachwirkenden Einfluß auf das übermüthige Gebahren der Privatbahnen gehabt haben, also dem Wohle des Landes sehr dienlich gewesen sind. Ich glaube dies in mehrfachen Aufsätzen*) auch nachgewiesen zu haben und will deshalb meine von der Kaufmannschen abweichende Ansicht hier nur andeuten, und nunmehr etwas näher auf die Gesamtheit der Eisenbahnpolitik in Frankreich an der Hand des Kaufmannschen Buches eingehen.

Das festländische Eisenbahnnetz Frankreichs besteht aus Hauptbahnen (Chemins de fer d'intérêt général), Nebenbahnen (Chemins de fer d'intérêt local) und Tramways. Bei Weitem den größten Theil des Werkes nimmt die Betrachtung der Hauptbahnen, und unter diesen wieder die der Netze der 6 großen Gesellschaften ein. Der Gesammtumfang der letzteren beläuft sich auf 32192 km. Neben ihnen besteht als geschlossenes Netz nur noch das der französischen Staatsbahnen (2631 km.). Die Netze der übrigen Hauptbahnen vertheilen sich unter eine größere Anzahl verhältnißmäßig kleiner Unternehmungen. Ihr Gesammtumfang beträgt nur 1653 km. Schon diese Längenverhältnisse zeigen, daß solche Bahnen gegenüber den großen Privatbahnen keine Rolle spielen können, dies umso weniger, als ein Theil ihrer Strecken unter dem unmittelbaren Einfluß der Gesellschaften steht.

Das Staatsbahnnetz erscheint in der Geschichte der französischen Eisenbahnpolitik erst im Jahre 1878, zu einer Zeit, als die großen Gesellschaften längst eine machtvolle Stellung einnehmen. Es ist, darin stimme ich Kaufmann bei, eine Verlegenheitsschöpfung, es war gedacht als ein Provisorium, als der Kern eines großen, dem der Gesellschaften ebenbürtigen Netzes und sollte sich mit einem ihrer Netze, als welches in erster Linie das der Orleansbahn ins Auge gefaßt wurde, vereinigen und dann nach und nach auch die übrigen großen Privatbahnen an sich ziehen. Ein solches Ziel schwebte den Leitern der französischen Regierung vor, als im Jahre 1878 das Programm Freycinet aufgestellt, die Staatsbahnen gebildet und in den Ausbau des französischen Eisenbahnnetzes durch den Staat allein mächtig eingegriffen wurde. Diese Staatsbahnpolitik bildet eine Episode in der französischen Eisenbahngeschichte, deren einziges bleibendes Denkmal das Staatsbahnnetz geblieben ist. Die Regierung hat bisher Bedenken getragen,

*) Vgl. u. A. „Preuß. Jahrbücher" XL. S. 28 ff. XLII. S. 160 ff.



auch dieses Denkmal zu zerstören. Unter den außerordentlich schwieri
Verhältnissen, unter denen dieses Netz entstanden ist und heute noch
trieben werden muß, hat es befriedigende Leistungen aufzuweisen, und
hat unzweifelhaft zu Zeiten mittelbar einen guten Einfluß auf die gro
Privatbahnen ausgeübt.

Die Geschichte und die Politik der französischen Eisenbahnen im enge
Sinne ist die der sechs großen Gesellschaften, von denen 5, die Nor
Ost-, West-, Mittelmeer- und Orleansbahn ihren Ausgangspunkt in Pa
haben, von wo aus sie ihre Linien fächerartig in das Land erstrec
während die sechste, die Südbahn, das südwestliche Gebiet des Lan
durchzieht. Diese sechs Bahngesellschaften sind, darin hat Kaufmann Re
nicht Privatbahnen in dem Sinne der englischen oder gar der amerikanisc
Eisenbahngesellschaften, die ihr Zustandekommen ausschließlich dem Pri
unternehmungsgeiste verdanken und sich einer weitgehenden, die ameri
nischen einer nahezu unbeschränkten Selbständigkeit erfreuen. Der Pri
unternehmungsgeist hat in der französischen Eisenbahnpolitik niemals
hervorragende Rolle gespielt. Nach dem Gesetz von 1842 wurden
Bahnen gebaut auf gemeinschaftliche Kosten des Staats, der Gemein
u. s. w. und der konzessionirten Gesellschaften. Der Betrieb wurde
die letzteren verpachtet. Während die Dauer der Pachtzeit anfäng
eine verschiedene war, wurde sie unter der Regierung des Kaiserre
gleichmäßig auf 99 Jahre festgesetzt und die Regierung begünstigte außerd
den Zusammenschluß der vielen kleineren zu den vorgedachten gro
Bahnnetzen. Nach Ablauf der Pachtzeit, die in den Jahren 1950 bis 1
erfolgt, tritt das sog. Heimfallrecht ein. Der Staat tritt an Stelle
Gesellschaften in den Besitz des gesammten Bahnnetzes. Er hat nur
das Betriebsmaterial Vergütung zu leisten. — Der Staat hat dann weiter
die großen Bahnen noch durch Gewährung von Bürgschaften für
Erträge unterstützt. Zunächst in größerem Umfang im Jahre 1859,
dem es sich um den Ausbau des zweiten Netzes handelte. Dieser erfo
durch Ausgabe von Obligationen, deren Verzinsung und Tilgung
Staat, soweit die Erträge des älteren Netzes nicht ausreichten, verbür
In den Verträgen von 1883 tritt an Stelle der Zinsbürgschaft die Bü
schaft einer Mindestdividende. Die Leistungen, die der Staat auf Gr
dieser Bürgschaften zu gewähren hat, gelten als Vorschüsse, die verz
und zurückgezahlt werden müssen, auch ist die Bürgschaft nur auf bestim
längere Fristen gewährt. Wenn die Bahnen die Vorschüsse zurückgez
haben, auch Dividenden herauswirthschaften, die einen in den Verträ
von 1883 vorgesehenen Höchstsatz übersteigen, so erhält der Staat ei
Theil der Reinerträge. Der Ausbau des durch die Gesetze von 1883
grenzten Netzes erfolgt auf Kosten des Staats unter Betheiligung
Gesellschaften. — Wir sehen hier also eine sehr starke Betheiligung
Staats an der Finanzirung der Gesellschaften. Welche Lasten sind
daraus erwachsen? Welches Entgelt erhält er für seine Leistungen?

An den Anlagekosten der großen Bahnen war der Staat Ende 1894 betheiligt mit rund 4080 Millionen Francs. An Zinsgarantie-Zuschüssen aus den Verträgen von 1859 hat der Staat bis zur Aufhebung dieser Verträge gezahlt (einschl. Zinsen) 673408803 Francs. In den Verträgen von 1883 hat der Staat auf die Rückzahlung von 80 Millionen dieser Vorschüsse verzichtet. Der Rest wird zum Ausbau des dritten Netzes in der Weise verwendet, daß die Gesellschaften sich ihre Garantieschuld auf die Bauvorschüsse anrechnen lassen, die sie ihrerseits dem Staate leisten. Bis Ende 1893 waren in dieser Weise 380 Millionen verbaut, es blieben noch 170 Millionen zu verbauen. (II. S. 467. Die Gesammtgarantieschuld wird hier auf 630 Millionen angegeben.) Aus den Verträgen von 1883 war bis Ende 1894 eine neue Garantieschuld von 673087867 Francs einschl. Zinsen erwachsen.

Dieser finanziellen Belastung des Staates stehen unmittelbare Vortheile aus dem Betrieb der sechs Privatbahnen überhaupt nicht gegenüber, man müßte denn als solche die Fahrpreisermäßigungen annehmen, die die Gesellschaften für gewisse öffentliche Transporte (Militär-, Post-, Steuerverwaltung u. s. w.) zu leisten haben. Die sog. Transportsteuer, die in Frankreich erhoben wird, den Frachtbriefstempel, den Aktienstempel u. s. w. kann man doch nur als mittelbare, mit dem Gewerbe der Eisenbahnen, wie mit dem Betriebe anderer Gewerbe zusammenhängende Einnahme betrachten. Kaufmann bezeichnet diese Einnahmen als solche, die aus dem Eisenbahnwesen herrühren und rechnet sie gleichwohl auf gegen die jährlichen Zuschüsse an die großen Gesellschaften. Wie der Staat diese letzteren aufbringt, läßt sich bei der außerordentlich verwickelten Gestaltung des französischen Staatshaushaltsplanes nicht mit voller Bestimmtheit sagen. Wenn überhaupt, so ist jedenfalls nur ein geringer Theil dieser Ausgaben aus den laufenden ordentlichen Einnahmen bestritten. Die Franzosen selbst sind sich darüber klar, daß bei weitem der größte Theil der Leistungen durch außerordentliche Einnahmen, d. h. durch Anleihen gedeckt ist und demgemäß zur Vergrößerung der französischen Staatsschuld mitgewirkt hat. Der Gesammtbetrag der französischen Staatsschuld beläuft sich zur Zeit auf rund 33 Milliarden Francs.

Als wirkliches Aktivum steht also dem Passivum nur zweierlei gegenüber: Erstens die Hoffnung der Antheilnahme an den Dividenden der Privatbahnen; zweitens der auf Grund des Heimfallrechts dem Staate in Zukunft einmal zufallende Besitz des Netzes der französischen Bahnen. Nun behauptet Kaufmann und sucht diese Behauptung in einem sehr langen Abschnitt des zweiten Bandes zu beweisen, daß zur Zeit des Eintritts des Heimfallrechts die Erträge der großen Bahnen sich so gehoben haben würden, daß alle Vorschüsse des Staates voll zurückgezahlt seien, daß durch die Dividendenantheile die gesammte — heute vorhandene — Staatseisenbahnkapitalschuld getilgt sein werde, während gleich-

zeitig bis dahin die Bahnen alle ihre Aktien*) und Obligationen g
hätten. Somit werde der Staat in den schuldenfreien Besitz
Netzes der großen Bahnen gelangen. Zum Beweise dieser Behau
wird eine lange „Wahrscheinlichkeitsrechnung" auf folgender Grun
(II. S. 475 ff.) aufgestellt. Für jede einzelne Gesellschaft wird erm
auf wie hoch sich im Jahre 1893 ihre Kapitalschuld (noch nicht ge
Aktien- und Obligationenkapital) belief. Dann wird veranschlagt,
wieviel sich diese Schuld erhöhen wird bis zu dem im Jahre 1906 b
stehenden Ausbau der im Jahre 1883 übernommenen Linien. D
wird veranschlagt, welche Summen jede einzelne Gesellschaft in
Jahre aufbringen muß, um für ihre Aktien die Mindestdividende zu
und sie bis zum Ablauf der Konzessionen zu tilgen; um ferner
Obligationen zu verzinsen und bis zu demselben Zeitpunkte zu tilgen.
letztere Schätzung muß wieder verschieden ausfallen, je nachdem e
Bahnen gelingt oder nicht gelingt, ihre Obligationen oder einen Theil
auf einen geringeren Zinsfuß zu konvertiren. Den auf diese Weise
anschlagten Ausgaben werden gegenübergestellt die Betriebsüberschüsse
die Gesellschaft bis zum Ablauf ihrer Konzessionen muthmaßlich verk
werden. Diese Rechenexempel sind in 6 Tabellen (II. S. 536 bis
zusammengestellt. Das Ergebniß ist, daß bei der Ostbahn vom Jahre
an, bei der Westbahn vom Jahre 1920 an, bei der Orleansbahn un
Mittelmeerbahn vom Jahre 1915 an, bei der Südbahn vom Jahre
an die Einnahmen des Staates von den Eisenbahnen höher sind, als
Ausgaben. Die Einnahmen der Nordbahn haben von jeher hing
zur Verzinsung und Tilgung der Obligationen und Aktien. Das U
wiegen der Einnahmen über die Ausgaben dauert fort bis zum E
des Heimfallrechts.

Zählt man nun schließlich die von dem vorgedachten Wendepunkt a
Staate alljährlich zufallenden, von Jahr zu Jahr sich vermehrenden
nahmen zusammen, und zieht von der sich ergebenden Summe die Gesa
heit der vom Staate bis zum Wendepunkt geleisteten Zuschüsse a
haben wir für den Staat die erfreuliche Folge (II. S. 559, 560),
4 Gesellschaften sämmtliche Zuschüsse zurückbezahlt und aus ihrem U
schuß dem Staate einen Gewinnantheil von insgesammt 5900 Mil
Francs zugeführt haben. An die beiden anderen Gesellschaften
dagegen eine durch die Gewinnantheile nicht gedeckte Forderung von

*) Die französischen Privatbahnen tilgen auch ihr Aktienkapital, und haben hier
bis auf die Mittelmeerbahn — bereits begonnen. Für jede Aktie is
feste Verzinsung in den Bedingnißheften vorgesehen. Diese
verliert der Aktionär, dessen Aktie durch Rückkauf oder Ausloosung
wurde. Für die überschießende Dividende erhält er aber Genußsch
Man hat sich den Verlauf der Tilgung offenbar so gedacht, daß bei E
des Heimfallrechts keine Aktien mehr vorhanden sind und ein etwa
Staat — für das Betriebsmaterial — zu zahlender Betrag den Besitz
Genußscheine zufällt.

1000 Millionen Francs bestehen bleiben. Ein Baarsaldo des Staates von 4900 Millionen Francs wäre das Schlußergebniß neben dem schuldenfreien Besitz des gesammten Eisenbahnnetzes der Hauptbahnen. 4900 Millionen entsprechen ungefähr der im Jahre 1895 vorhandenen Staatseisenbahnkapitalschuld nebst dem Anlagekapital der Staatsbahnen. Quod erat demonstrandum.

Kaufmann weiß nun natürlich selbst, und er spricht das wiederholt aus, daß dieses große Rechenexempel zahlreiche, recht unsichere Faktoren in sich schließt. Er erklärt auch mehrfach, daß er bei seinen Schätzungen „mit äußerster Vorsicht" zu Werke gegangen sei, und wenn man die breiten Auseinandersetzungen über die Rechnungsunterlagen liest, so wird man gern zugeben, daß er bei den Muthmaßungen recht gewissenhaft gewesen ist. Mit alledem kommen wir aber nicht über das ernste Bedenken hinweg, daß alle die Zahlen nur auf ungewissen Anschlägen, Schätzungen Vermuthungen beruhen. Nun sind schon solche rein mechanischen Rechnungen über die wahrscheinlichen Ausgaben und Einnahmen von Eisenbahnen in den nächsten 60 Jahren an sich eine höchst unsichere Sache. Und sieht man dann näher zu, so stoßen eine weitere große Anzahl von Bedenken gegen die ganzen Grundlagen der Rechnung auf. — Zunächst einmal beruht sie auf der Annahme, daß im Jahre 1906 das ganze französische Hauptbahnnetz fix und fertig ist, daß für Neubauten und Ergänzungsbauten von 1906 bis 1960 (54 Jahre lang!) nichts mehr ausgegeben werde. Schon das ist ein unmöglicher Gedanke. Sodann legt S. 477 der Verfasser seinem Aktientilgungsplan nicht etwa gesetzliche oder konzessionsmäßige Bestimmungen, oder wenigstens die bisher thatsächlich erfolgten Tilgungen zu Grunde, denn nach den bisherigen Erfahrungen würden die bisherigen Tilgungsbeträge nicht ausreichen, um die Aktien bis zum Eintritt des Heimfallrechts zu löschen. Dazu sind erheblich höhere Beträge nöthig, die Kaufmann ganz vergnügt einstellt, weil seine Rechnung sonst nicht stimmen würde. Aber werden die Gesellschaften, um Kaufmann den Gefallen zu thun, daß seine Wahrscheinlichkeitsrechnung richtig abschließt, geneigt sein, diese höheren Beträge einzustellen? Bei seiner Wahrscheinlichkeitsrechnung brauche man sich, so sagt Kaufmann, S. 478 „an die in den Statuten vorgesehenen Tilgungspläne umso weniger im einzelnen zu halten, als auch die Praxis dieselben nicht regelmäßig berücksichtige." (!) Die ganze Tabelle über die Aktientilgung ist m. E. ein Phantasiegebilde. Das Aktienkapital kann man nun in seiner gegenwärtigen Höhe wenigstens feststellen und man kann — nach den bisherigen Erfahrungen — auch wenigstens mit einer gewissen Berechtigung muthmaßen, daß die Gesellschaften ihr Aktienkapital nicht gern vermehren werden. Ganz anders steht es mit den Obligationen. „Schon die Feststellung des gegenwärtigen Standes dieser Kapitalschuld," so sagt unser Rechenmeister S. 480, „soweit sie den Gesellschaften zur Last

fällt, bietet Schwierigkeiten.“ Er ist genöthigt, bei jeder einzelnen
wieder künstliche Berechnungen anzustellen, die, so vorsichtig sie ge
sein mögen, überall Angriffspunkte bieten. Nun gar die weitere
mehrung der Obligationen, mindestens bis zum Jahre 1906. Wie
werden sich die noch zu bauenden, gar nicht veranschlagten Bahnen st
zu welchen Bedingungen, in welchem Zeitpunkt werden die Geld
flüssig zu macheu sein? Und dann wieder, wie ist es mit der Ti
nicht nur der bestehenden, sondern der neu auszugebenden Obligati
Da heißt es Seiten lang das und jenes „könnte“, „müßte“, „dürft
und so sein; nirgends haben wir sicheren Boden unter den Füßen,
dann soll auf einmal der Leser glauben (S. 511), die ganze Red
„baue sich auf die bereits bestehenden Verhältnisse auf.“ (!)

Da es Kaufmanu zu schwierig ist, die Betriebseinnahmen un
Betriebsausgaben auf 50 bis 60 Jahre hinaus zu schätzen, so schä
den Unterschied zwischen Einnahmen und Ausgaben, die Ueberschüsse (S
bis 529) diesmal auf Grund der Ergebnisse in der Vergange
natürlich wieder „mit äußerster Vorsicht.“ Er rechnet sich hierna
prozentuales Fortschreiten der Ueberschüsse heraus. Aber alle seine V
bewahrt ihn nicht vor einem ganz groben Fehler. Für die Vergang
rechnet er mit den Gesammtüberschüssen, nicht den kilometri
Ueberschüssen, während bei einem fortdauernd sich vergrößernden
bahnnetz natürlich nur die kilometrischen Ueberschüsse als Grundlag
derartige Schätzungen dienen können. Wenn wirklich im Jahre
das französische Eisenbahnnetz fertig sein sollte, so werden die Gesa
überschüsse von da an erheblich langsamer, die kilometrischen vie
schneller fortschreiten, als bis zu diesem Zeitpunkt. Das hat Kauf
übersehen. So ist es denn kein Wunder, daß er (S. 548 ff.) bei
Schlußergebniß seiner Fortschreibung der Betriebsüberschüsse ein wenig
Im Jahre 1950 müßten die Einnahmen mehr als doppelt so hoch
als in den Jahren 1893 bis 1895. Zu diesem Ende müßte si
Verkehr verdoppelt haben (wiederum in der Annahme, daß die Tari
nicht ändern) und das französische Eisenbahnnetz diesen doppelt so
Verkehr bewältigen können. Wird es nun thatsächlich möglich sein
nach 55 Jahren auf dem französischen Eisenbahnnetze auf einen Bet
kilometer durchschnittlich 810 000 Personen- und 830000 Tonnenkilo
gefahren werden, während sich diese Zahlen im Jahre 1894 bei
französischen Bahnen auf 265 000 und 317 900 stellten? Kauf
bejaht diese Fragen schlankweg. Er stellt die Verkehrsvermel
der französischen Hauptbahnen, ihre Transportleistungen und
einnahmen für die 30 Jahre 1865 bis 1895 auf S. 550 zusammen
entnimmt aus seinen Zahlen, daß die Steigerung eine ganz erh
größere in der Vergangenheit gewesen, als sie in der Zukunft zu
brauche. Dem Verfasser ist aber auch hier wieder vollständig entga

daß sich das Netz der Hauptbahnen von 13500 km in 1865 und 19750 km in 1875 auf 32400 km in 1895 vermehrt hat, während es sich bis 1906 nur noch um weitere etwa 6000 km vermehren soll und dann fertig ist. Die Verkehrs-, Leistungen- und Roheinnahmesteigerung der Vergangenheit ist wesentlich eine Folge der Vergrößerung des Eisenbahnnetzes, die von 1906 ab aufhören wird. Es ergiebt sich dies ohne weiteres, wenn man die gefahrenen Personenkilometer und Tonnenkilometer auf das Kilometer Betriebslänge reduziert. Vergleichen wir die Jahre 1875 und 1895, so wurden 1875 auf das Kilometer Betriebslänge gefahren 242300 Personenkilometer und 412000 tkm, 1895 dagegen 323000 Personenkilometer und 394000 tkm. Die Zahl der letzteren hat sich also sogar vermindert, was seinen ganz natürlichen Grund in dem Zuwachs der neuen, zunächst verkehrsarmen Strecken hat. Daß aber die französischen Hauptbahnen durchschnittlich im Jahre 1950 mehr als den doppelten Verkehr auf einem im wesentlich unveränderten Netze fahren können, hält Kaufmann für möglich, weil sie nach der Tabelle auf S. 555 jetzt schon auf einigen Strecken größere Leistungen aufzuweisen vermögen. Ich kann die hier mitgetheilten Zahlen nicht kontroliren und will sie daher als richtig annehmen; aber aus diesen Zahlen ergiebt sich, daß doch nur auf ganz wenigen dieser Strecken gleichzeitig ein so starker Personen- und Güterverkehr stattfindet, auf der ganz überwiegenden Mehrzahl erreicht der Personenverkehr auch nicht annähernd 800000 Personenkilometer auf das Betriebskilometer. Zudem aber sind die für 1950 erforderlichen Zahlen Durchschnittszahlen für das ganze Bahnnetz. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß sich im Jahre 1950 der Verkehr über ganz Frankreich ganz gleichmäßig vertheilen, oder daß es den französischen Bahnen gelingen wird, die Ausnutzung der Betriebsmittel so zu steigern, wie dies eine solche Verkehrszunahme bedingen würde. Für den Personenverkehr endlich ist zu erwägen, daß die Bevölkerung Frankreichs sich schon jetzt kaum noch vermehrt; es ist nicht wahrscheinlich, daß jeder Franzose in 50 Jahren etwa drei Mal soviel reisen wird wie heute.

Endlich noch ein Punkt. Das Schlußergebniß von der Tilgung der französischen Eisenbahnkapitalschuld und dem schuldenfreien Eisenbahnnetz wird, wie wir vorher gesehen haben, dadurch gefunden, daß Kaufmann die von ihm vom Jahre 1915 an herausgerechneten dem Staate angeblich zufallenden Eisenbahnüberschüsse alle zusammenzählt. Dies würde voraussetzen, daß der Staat alle diese Beträge zur regelmäßigen Schuldentilgung verwendete. Kann man das wohl annehmen? Werden nicht vielmehr die Regierung und das Parlament, wenn endlich, endlich der Zeitpunkt eintreten sollte, in dem nach 50jährigen Zahlungen für die Eisenbahnen, die Eisenbahnen dem Staate zurückzuzahlen beginnen, nunmehr diese Einnahmen zu anderen Staatszwecken, Steuererleichterungen oder dgl. sogleich verwenden wollen? Werden sie sich nicht gern dabei be-

ruhigen, daß die dann vorhandene Eisenbahnkapitalschuld sich bis
Eintritt des Heimfallrechts nicht vermehrt?

Kurz — wo man diese Kaufmannsche Wahrscheinlichkeitsrec
anfaßt, da erweist sie sich als ein Phantasiestück, als ein Kartenhau
ein Luftschloß. Wie vorsichtig man mit solchen Wahrscheinlic
rechnungen sein muß, das hätte er sich füglich nach seinen eigenen
theilungen über andere solche Rechnungen sagen sollen. Band I. S
stellt er die auf Grund der Verträge von 1859 vom Jahre 1863 bis
wirklich geleisteten Zinsgarantiezuschüsse den Schätzungen gegenüb
in der Begründung des Gesetzes gemacht werden. Gezahlt sin
gesammt rund 602 Millionen, geschätzt waren 466 Millionen, m
sich also um 135 Millionen verrechnet. Auch abgesehen von den J
1870 und 1871, die natürlich 1859 nicht berücksichtigt werden ko
stimmt nur in wenigen Jahren die Wirklichkeit mit der Schätzun
es ist etwas stark, wenn Kaufmann angesichts der von ihm selbst
Seiten vorher mitgetheilten Zahlen auf S. 392 seinen Lesern g
macht, daß dieser Vorausberechnung „eine verhältnißmäßig große Pr
nicht abzusprechen sei." — Ferner, bei den Berathungen der Ve
von 1883 hatte der damalige Minister der öffentlichen Arbeiten
der Kammer mitgetheilt, daß nach sorgfältigen Berechnunge
Dividendenzuschüsse nur wenige Jahre dauern, daß schon 1887 der
einen Antheil von 3 Millionen Francs von den Reinerträgen erhalt
dieser sich von Jahr zu Jahr steigern werde. Bekanntlich sind d
(vgl. auch oben und Kaufmann II. S. 436. 437) die Dividendenzu
erheblich bedeutender geworden, als die früheren Zinsgarantiezu
und heute, 1896, haben sie noch nicht aufgehört und kein Franzos
zu berechnen, wann sie aufhören, geschweige denn, wann die G
betheiligung anfangen wird.

Seine Wahrscheinlichkeitsrechnung bildet gleichsam den Ang
des Kaufmannschen Buchs. Ihre Ergebnisse hauptsächlich sollen be
die Weisheit der französischen Eisenbahnpolitik, des Zusammenwirken
Staat und Privatindustrie. Nur dieses Zusammenwirken soll ein
eine Entfaltung der Privatindustrie, andererseits die Aufrechterhaltu
staatlichen Einflusses und am letzten Ende das Wirken der Privatin
für den Staat ermöglichen, indem sie dem Staate das Instrument, a
sie ein Jahrhundert lang gearbeitet und mit Hülfe des Staates zu e
Vortheil gearbeitet hat, dem Staate schließlich unentgeltlich üb
Ich glaube dagegen gezeigt zu haben, daß Kaufmann der Beweis, da
Eintritt des Heimfallrechts auch alle die vom Staate den Eisen
gewährten finanziellen Unterstützungen getilgt sein werden, nicht
gelungen ist. Nicht einmal die Tilgung der Aktien und Obligation
Eisenbahnen bis zum Eintritt des Heimfallrechts ist erwiesen, so fe
solche bis zu einem gewissen Grade in ihrem eigenen — nicht im

lichen — Interesse liegen mag. Noch weniger aber beweist Kaufmann, daß der Staat alle die ihm später möglicher Weise zufließenden Ueberschüsse ausschließlich zur Tilgung seiner Schulden verwenden müsse oder werde; er stellt nicht einmal Vermuthungen darüber auf, wie hoch die gesammte Staatseisenbahnkapitalschuld sich belaufen wird, wenn die Zeit der Ueberschüsse beginnt. Denn daß diese von 1895 bis 1915 nur noch durch die Dividendenzuschüsse vermehrt werden wird, ist mindestens unwahrscheinlich. — Besonders unklar aber ist, worin nun gerade die Weisheit dieses französischen Finanzplanes liegen soll? Die frühere und die jetzige Generation der französischen Steuerzahler müssen erhebliche Summen aufbringen, von denen ein ganz erklecklicher Betrag in die Taschen der Aktionäre der großen Privatbahnen abfließt, damit ihre Enkel einmal in den Besitz der Privatbahnen gelangen, damit die Privatbahnen Staatsbahnen werden. Kann man das in der That verständiger nennen, als wenn, wie das in Preußen der Fall ist, die Steuerzahler durch den Betrieb der Bahnen zur Zeit gar nicht belastet werden und ein beträchtlicher Theil ihrer Erträge unmittelbar zur Tilgung der Staatseisenbahnkapitalschuld verwendet wird? Wenn Kaufmann wiederholt bemerkt, die Aktien seien in Frankreich zum erheblichen Theil im Besitz kleiner Kapitalisten, die das, was sie an Steuern zahlen, an Dividenden zurückerhalten, so vermisse ich auch hier wieder den Beweis. Durchschnittszahlen (II. S. 325, 326) beweisen für solche Behauptungen gar nichts; ganz abgesehen davon, daß Leute, die z. B. 18 Stück Nordbahnaktien u. s. w., im heutigen Börsenwerth von doch reichlich 32000 Francs besitzen, selbst in Frankreich nicht zu den ganz kleinen Kapitalisten gehören.

Und wird nun etwa nach dem weisheitsvollen französischen System die Eisenbahnkapitalschuld stärker getilgt, als in Preußen? Kaufmann nimmt einen Tilgungssatz von 0,58 % jährlich für die Eisenbahn- und 0,30 % für die allgemeine Staatsschuld in Frankreich an und hält uns diese als Muster vor. Von der Tilgung der preußischen Staatsbahnschuld spricht er an 2 Stellen, Band II. S. 401 ff. und 810 ff. Aus der letzteren Stelle ergiebt sich u. A., daß er eine aus amtlichen Quellen geschöpfte Darstellung (Archiv f. Eisenbahnwesen 1894 S. 1043 ff.) kennt; an ersterer Stelle führt er u. A. Ulrich (Staffeltarife und Wasserstraßen) als Gewährsmann an. Gleichwohl behauptet er kühn, daß von der preußischen Staatsbahnkapitalschuld von 1882/83 bis 1892/93 thatsächlich nur 44,5 Millionen Mark getilgt seien! Er verschweigt, daß von 1882/83 bis 1893/94 113,8 Millionen der Prioritätsanleihen der verstaatlichten Bahnen thatsächlich getilgt, durch wirkliche Vernichtung der Schuldtitel beseitigt sind (Archiv a. a. O. S. 1049.) Er behauptet, daß die zur außerordentlichen Tilgung von Staatsschulden und zur Verrechnung auf bewilligte Anleihen verwendeten Summe von rund 441 Millionen Mark (bis 1893/94) als Tilgung nicht gelten könne. Warum denn nicht?

Die außerordentlich getilgten Anleihen sind doch auch getilgt. U
Verrechnung auf Anleihen, z. Th. für den Bau neuer Eisenbahn
keine Tilgung in Preußen sein, während sie in Frankreich (vgl. II. S
Tilgung ist? Es ist doch wahrlich einerlei, ob ich bei Ausgabe
Anleihe für produktive Zwecke von sagen wir 100 Millionen Mark
ganze Anleihe neue Konsols ausfertige und gleichzeitig 30 Millone
handener Konsols verbrenne, oder ob ich bloß 70 Millionen neuer K
ausfertige. Ulrich spricht zwar an der von Kaufmann angezogenen
(S. 111 unten) von einer wirklichen Tilgung von über 40 Millione
(zur damaligen Zeit), fügt aber in demselben Satze auf S. 112
daß 403½ Millionen zur außerordentlichen Tilgung und Verrechnu
bewilligte Anleihen verwendet seien. Letzteres verschweigt Kaufman
anderen Worten, damit die französischen Bahnen in glänzender Bele
erscheinen, werden über die preußischen Bahnen unvollständige
unrichtige Zahlen ins Feld geführt. Aus Anlaß einer Zeitungs
über das Kaufmannsche Buch ist neuerdings die nicht mehr angezweifelt
theilung gemacht, daß bis 1895/96 von der preußischen Eisenbahnk
schuld seit 1882/83 rund 700 Millionen Mark, d. h. jährlich durch
lich 0,96 % getilgt sind. Das ist ein höherer Prozentsatz als d
Tilgung der Eisenbahnschuld und Staatsschuld (0,88 %) in Fra
zusammen.

Ueber die preußische Staatsschuld werden übrigens dieselben
auch mitgetheilt in der — nach dem Erscheinen von Kaufmanns B
dem Abgeordnetenhause zugegangenen Vorlage des Gesetzentwurf
treffend die Tilgung der Staatsschulden. Hiernach betrug, wie ich erg
bemerke, die gesammte preußische Staatsschuld einschließli
Eisenbahnschuld im Jahre 1896/97 6581 Millionen Mark. Rechne
dazu noch den auf Preußen fallenden Theil der Reichsschuld von
1,3 Milliarden, so würde die Gesammtschuld Preußens noch
8 Milliarden Mark = 10 Milliarden Francs betragen. Die franz
Staatsschuld beläuft sich dagegen nach Kaufmann auf 33 Milli
Francs, sie ist mehr als drei Mal so hoch. Wie sich diese Verh
im Jahre 1950 gestaltet haben werden, darüber brauchen wir uns
lich heute noch nicht zu beunruhigen. Nach dem bisherigen Verla
Dinge ist vielmehr mit einiger Sicherheit darauf zu rechnen, daß d
die Eisenbahnkapitalschuld fallende Theil der gesammten Staatsschu
Frankreich eine ganz beträchtliche Höhe erreichen wird, so daß von
schuldenfreien Besitz der 38000 km. Eisenbahnen schwerlich die
sein dürfte. Dagegen wird sich die preußische Eisenbahnkapitalschuld,
wir auch nur mit der bisherigen Tilgung fortfahren, bis 1950 sic
bedeutend vermindert haben, wenn sie nicht ganz verschwunden ist.

Die Franzosen sehen denn auch ihre Lage ganz anders an. D
französischer Schriftsteller jemals die Kaufmannsche Tilgungsrechnung

gemacht habe, ist mir nicht bekannt geworden. Ein Mann, wie Colson, in dem in der Ueberschrift aufgeführten Buch ist aber von schwerer Sorge erfüllt über die dem Staate in Folge seiner Betheiligung am Eisenbahnwesen aufliegenden Lasten. Aus der von ihm S. 161 zusammengestellten Tabelle ergiebt sich, daß diese Lasten für alle französischen festländischen Bahnen von jährlich 277 Millionen Francs im Jahre 1884 auf 306 Millionen im Jahre 1894 gewachsen sind, eine Zahl, deren Bedeutung noch mehr in die Augen springt, wenn man ermißt, daß im Jahre 1884 66 Millionen, 1894 nur 11 Millionen vom Staate für Bauzwecke, also zur Verbesserung des Eisenbahnnetzes ausgegeben wurden. Colson gesteht ferner offen zu, daß der Staat mehrfach den großen Gesellschaften bedeutende Opfer gebracht hat, zu denen an sich ein genügender Anlaß nicht vorlag; er äußert sich sehr skeptisch über die geringfügige Tilgung der Obligationen, er meint, mit den Garantiezuschüssen könne man sich allenfalls unter dem Gesichtspunkt aussöhnen, daß sie Abschlagszahlungen auf den dereinstigen Eisenbahnbesitz seien. Seine verständigen, nüchternen und klaren Ausführungen machen auch deswegen einen so überzeugenden Eindruck, weil er seine ganze Kritik auf die bisherige Entwicklung gründet und sich von phantastischen Zukunftsträumereien frei hält.

Auch auf anderen Gebieten hat Kaufmann mit seinen vergleichenden Betrachtungen wenig Glück. So wird in dem letzten Kapitel (II. S. 696) die sog. Eisenbahnausstattungsziffer Frankreichs im Vergleich mit der anderer Länder betrachtet. Es ist ja richtig, daß Frankreich unter allen Großstaaten Europas im Verhältniß zur Einwohnerzahl die meisten Eisenbahnen hat (10,4 km. auf 10000 Einwohner gegen 8,9 km. in Deutschland und 8,6 in Preußen, sowie in Großbritannien und Irland). Aber woran liegt das? Die Bevölkerung Frankreichs ist erheblich dünner, als die der anderen Großstaaten! Im Verhältniß zum Flächeninhalt, der ein viel richtigerer Maßstab ist bei Ländern gleicher Kultur, kommen in Frankreich auf 100 qkm. 7,4 km. Eisenbahnen, in Deutschland 8,4, in Großbritannien und Irland 10,7, in Preußen 7,7 km., nicht, wie Kaufmann a. a. O. S. 699 Anm. 1 behauptet, „nur ebensoviel, wie in Frankreich". Es ist eigenthümlich, daß, während sonst die Tabelle S. 699 richtig aus dem Archiv für Eisenbahnwesen abgedruckt wird, gerade bei Preußen wieder ein diesen Staat in ungünstigem Lichte zeigender Fehler unterläuft.

Daß die französischen Bahnen besser wirthschaften, als die preußischen, will Kaufmann daraus folgern, daß der Betriebskoëffizient (das Verhältnis der Einnahmen zu den Ausgaben) der ersteren günstiger sei. Nun ist der Betriebskoëffizient zwar einer der Maßstäbe für die Beurtheilung der Wirthschaftlichkeit eines Unternehmens, aber doch wahrlich nicht der alleinige. Auf einem Eisenbahnnetz mit dichtem Verkehr und hohen Einnahmen ist an sich das Verhältniß der Einnahmen

zu den Ausgaben stets günstiger, als auf einem Netze mit geringem Verkehr. Aus diesem Grunde ist es auch wieder unrichtig, den Betriebskoëffizienten der französischen Hauptbahnen mit dem aller preußischen Staatsbahnen zu vergleichen, von denen beinahe der dritte Theil (8777 km. von 27713 km. im Jahre 1896/97) Nebenbahnen sind. Rechnet man zu den französischen 6 Privatbahnen nur noch das gleichfalls aus Hauptbahnen bestehende Staatsbahnnetz hinzu mit seinen Betriebskoëffizienten von 75,5 %, 77,4 % und 76,7 % in den drei Jahren 1892, 1893, 1894 (Kaufmann II. S. 164), so gestaltet sich der Koëffizient für die französischen Bahnen erheblich ungünstiger, als für die preußischen. Daß auch die Lokalbahnen Frankreichs eingerechnet werden, will ich gar nicht einmal verlangen.

Deßungeachtet haben die preußischen Staatsbahnen im Jahre 1895/96 mit einem Betriebskoëffizienten von 54,77 % gearbeitet, der günstiger ist, als der der französischen Hauptbahnen in den Jahren 1892, 1893 und 1894. Für 1895 liegen die Zahlen in Frankreich noch nicht vor. Also auch dieser Beweis einer Ueberlegenheit der französischen Privatbahnen hält vor den Thatsachen nicht Stand.

Sehr eingehend beschäftigt sich Kaufmann mit den Tarifen und der Tarifpolitik der Staaten Preußen und Frankreich. Auch hier wieder mit dem Ergebniß der angeblichen Ueberlegenheit der französischen Privatbahnen. Auf die gesetzlichen Grundlagen des Tarifwesens in beiden Ländern will ich nicht näher eingehen. In Frankreich hat der Staat das Recht der Genehmigung der Tarife, das droit d'homologation. In einem ziemlich schwerfällig büreaukratisch geordneten Verfahren sind ihm alle Tarife, sowohl Erhöhungen als Ermäßigungen, zur Genehmigung vorzulegen. Die Klagen des Publikums in den siebziger Jahren darüber, daß dieses Recht nicht genüge, um gesunde Zustände herbeizuführen, hatten u. a. die Folge, daß bei Gelegenheit der Verträge von 1883 die Gesellschaften Bedingungen und Verpflichtungen über Herabsetzung der Personentarife und Ordnung der Gütertarife eingingen, Verpflichtungen, denen sie nach Jahre langem passiven Widerstand endlich genügt haben. Das ist ein in der Geschichte des französischen Eisenbahnwesens vereinzelt dastehender Vorgang. Die Regel ist, daß dem Staat im Tarifwesen nur ein sozusagen negativer Einfluß zusteht. Er kann schädliche Tarife verhindern, nützliche nicht erzwingen. — Ob dies ein besserer Zustand ist, als der preußische, in dem die Festsetzung der Tarife Sache des Staats ist, der hier zusammen mit den wirthschaftlichen Interessenten prüfend und wägend vorgeht, darüber kann man eigentlich nicht wohl zweifelhaft sein. Kaufmann reicht natürlich Frankreich die Palme.

Ein sehr heikles Kapitel ist der Vergleich der Tarifsätze zweier Länder, insbesondere dann, wenn die Tarifsysteme verschiedene sind und wenn die reglementarischen Bedingungen — ich erinnere nur an die Liefer-

fristen, die Entschädigungssätze u. s. w. — von einander abweichen. Nun hat Frankreich eine andere Güterklassifikation, als wir, und hat ferner im Personenverkehr drei Klassen gegenüber den vier Klassen in Preußen und einem Theile der übrigen deutschen Staaten. In Frankreich ist ferner die Bildung der Tarifsätze nach fallender Skala die Regel, in Deutschland die Ausnahme. Wenn man sich in solchen Fällen nicht damit begnügen will, die Sätze für einzelne Gegenstände in wirthschaftlich einigermaßen gleichartigen Gebieten nebeneinanderzustellen, gleichsam einige Stichproben zu machen, so bleibt nur der Ausweg übrig, durch Theilung der Gesammteinnahmen des Personenverkehrs und des Güterverkehrs mit der Summe der gefahrenen Personen- und Gütertonnenkilometer einen Durchschnittssatz für die Einnahmen eines Personenkilometers und eines Gütertonnenkilometers zu suchen. Hieraus kann man dann wenigstens einen gewissen Rückschluß auf die Höhe der Tarifsätze ziehen. Ich gebe gern zu, es ist dies ein Nothbehelf. Aber ich wüßte kein anderes Mittel, zu vergleichsfähigen Zahlen zu kommen. Selbstverständlich haben für den wissenschaftlich denkenden Leser auch solche Zahlen nur einen relativen Werth; sie müssen wiederum in Verbindung gebracht werden mit der wirthschaftlichen Entwicklungsstufe eines Landes, dem Werth des Geldes, den Währungsverhältnissen u. s. w. Hierin scheint Kaufmann übrigens grundsätzlich mit mir übereinzustimmen (vgl. II. S. 77 ff. 763 ff.). Nun belief sich der Ertrag eines Personenkilometers im Jahre 1894 in Deutschland auf 2,96 Pfg., in Frankreich auf 3,14 Pfg., der eines Gütertonnenkilometers in Deutschland auf 3,85 Pfg., in Frankreich auf 4,18 Pfg. Daraus könnte einer schließen, daß die Tarife der französischen Bahnen durchschnittlich höher seien, als die der deutschen, und erst recht der preußischen Staatsbahnen, bei denen in 1894 die Durchschnittserträge des Personenkilometers nur 2,83 Pfg., die des Gütertonnenkilometers nur 3,76 Pfg. betrugen. Indessen auch die deutschen Zahlen, die hier einmal den französischen gegenüber gestellt werden, sind Kaufmann noch zu günstig. Sie werden also im Personenverkehr dadurch in die Höhe gesetzt, daß, weil in Frankreich eine vierte Wagenklasse nicht besteht, der Verkehr und die Einnahmen dieser Klasse in Deutschland einfach ausgeschieden werden! (II. S. 763.) Das scheint mir denn doch eine Spekulation auf die Gedankenlosigkeit des Lesers. Der einsichtige Leser wird sich sofort sagen, daß die vierte Wagenklasse einen organischen Bestandtheil des Personentarifsystems bildet. Wäre sie nicht vorhanden, so wären wahrscheinlich die Preise, sicher aber der Verkehr der höheren Klassen ganz anders. Kaufmanns kühne Statistik beruht auf der Annahme, daß, wenn die vierte Klasse nicht vorhanden wäre, alle die Personen, die jetzt die vierte Klasse benutzen, überhaupt die Eisenbahn nicht benutzt hätten! Und gleichwohl bleiben auch nach Ausscheidung der vierten Klasse die Durchschnittserträge der deutschen Bahnen im Personenverkehr noch niedriger als die französischen! — Im

Güterverkehr lassen sich solche Kunststückchen nicht machen. Hier wird
durch Vergleichung des wirthschaftlichen Werths des Geldes in b
Ländern der Schluß gezogen, daß „Frankreich die Transportleistu
seiner Privatbahnen (sic!) im Durchschnitt nicht theuerer als Deutsc
die seiner Staatsbahnen (sic!) bezahlen dürfte!" Verglichen sind nich
französischen Privatbahnen mit den deutschen Staatsbahnen, sondern
französischen Bahnen mit allen deutschen Bahnen. Es muß eben i
den Staatsbahnen etwas angehängt werden.

Weiter stellt Kaufmann, um zu beweisen, daß die französische N
und Ostbahn ein besseres Verständniß für die Bedürfnisse der Ind
haben, als die preußischen Staatsbahnen, einige der Frachtsätze
französischen Bahnen für Kohlen und Kokes zusammen. (II. S. 119.
Es sind das im wesentlichen Konkurrenzsätze gegen die Wasserstraßen
gegen die belgischen Bahnen. Wenn es ihm wirklich darum zu thun
brauchbare Vergleiche zu ziehen, so mußte er wenigstens sagen,
ähnlich niedrige Sätze, wie die dort mitgetheilten, für Kohlen und
auch auf den preußischen Staatsbahnen bestehen, so z. B. im Verkehr
westfälischen Kohlenrevier nach der Nordsee, vom oberschlesischen nach de
see, Sätze, die auf 1,51 Pfg., 1,40 Pfg., 1,34 Pfg., und 1,29 Pfg., fü
tkm nebst Abfertigungsgebühr von 6 Mk. heruntergehen. Statt
aber schließt Kaufmann an diese Mittheilung die Klagen gewisser
rheinisch-westfälischer Interessenten über angeblich engherzige Tarifpoli
Preußen. Er beklagt mit diesen z. B. (II. S. 119) die Höhe der
frachten von Lothringen nach Westfalen und dgl. Die Verhandlu
der letzten Sitzung des Landeseisenbahnraths haben wahrlich gezeigt,
hier nicht Fiskalismus und Mangel an Verständniß für die wirthschaft
Bedürfnisse des Landes die Einführung billigerer Erzfrachten gehi
haben. Die Schuld liegt eben in den außerordentlich verwickelten Konkur
verhältnissen der betheiligten Gebiete. Daß die Entwicklung u
Industrie durch die Höhe der Eisenbahnfrachtsätze gehemmt worde
wird im Ernste Kaufmann heute doch nicht behaupten wollen!

Auch in zahlreichen anderen Punkten, z. B. in der Beurtheilun
französischen Tarifreform, in der Kritik der Tarifbewegung der Jahre
und folgende (der Inhalt des Berichts von Waddington vom 17. Mai
[vergleiche Archiv für Eisenbahnwesen 1880 S. 150 ff.] wird todtgeschw
obgleich ihn Kaufmann [I. S. 293] zu kennen scheint), stimme ic
Kaufmann nicht überein. Es kann aber nicht Aufgabe einer Besprechung
sich über jeden einzelnen Punkt mit dem Verfasser eines so umfangr
Buches auseinander zu setzen. Daher zum Schluß nur noch ein Be
aus dem die eigenartige Tendenz dieses Buches hervorgeht. Bd. I
706 ff. spricht Kaufmann von der Betriebssicherheit auf den Eisenba
überhaupt und auf den französischen insbesondere. Eine zuverl
Unfallstatistik der französischen Bahnen ist mir nicht bekannt. Ic

indessen die Zahlen, die Kaufmann auf S. 707—709 — ohne Quellenangabe — über die Eisenbahnunfälle des Jahres 1893 in Frankreich giebt, als richtig annehmen und ich will auch dem Verfasser glauben, daß die Betriebssicherheit auf den französischen Eisenbahnen eine befriedigende ist. Aber ich frage ihn, was soll es heißen, wenn er der französischen Statistik von 1893 auch hier die der deutschen Bahnen u. s. w. von 1894/95 gegenüberstellt, und dabei bemerkt, die Zahl der im Jahre 1894/95 in Deutschland im Eisenbahnbetriebe verletzten Personen sei gegenüber der im Jahre 1893 auf den französischen Bahnen verletzten sehr hoch (S. 708) und ebenso die Zahl der französischen Eisenbahnunfälle im Jahre 1893 (1635) der der deutschen Eisenbahnunfälle im Jahre 1894/95 (3618) gegenüberstellt! Ein Gelehrter, der sich soviel mit dem Eisenbahnwesen beschäftigt hat, wie Herr von Kaufmann, weiß doch, daß ein „Verletzter" ebenso wenig ein statistisch faßbarer Begriff ist, wie ein „Unfall", er weiß, daß es ein elementarer, grober Schnitzer ist, wenn man die statistischen Thatsachen eines Jahres, noch dazu in dem einen Lande 1893, in dem andern 1894/95 miteinander vergleicht, und doch verleitet er auch bei dieser Gelegenheit durch falsche Zahlengruppirung seine Leser zu dem Schluß, daß die Betriebssicherheit auf den deutschen Bahnen geringer sei, als auf den französischen!

Ich fasse mein Urtheil über das Buch Kaufmanns dahin zusammen. Es ist eine fleißige, wenn auch nicht unparteiische Darstellung der Geschichte der französischen Eisenbahnen. Das Urtheil des Verfassers über die Vorzüge der französischen Eisenbahnpolitik halte ich für ein unrichtiges, ganz verfehlt sind seine Vergleiche der französischen mit der preußisch-deutschen Eisenbahnpolitik; und sehr bedauerlich ist es, daß der Verfasser durch seine Voreingenommenheit zu Gunsten der französischen Privatbahnen sich dazu hat bestimmen lassen, die heimischen Eisenbahnzustände zum Theil unter Anführung unrichtiger Thatsachen in dem allgemeinen Urtheil herabzusetzen. Nun hat der Verfasser noch, wie vor kurzem in vielen Zeitungen zu lesen stand, Anlaß genommen, sich bei dem Präsidenten der französischen Republik eine Audienz zu erbittten und ihm persönlich dieses sein Werk überreicht. Was würden wohl, frage ich, die Franzosen sagen, wenn ein französischer Professor ein Werk, in dem er die deutsche Eisenbahnpolitik auf Kosten der französischen verherrlichte, nach Berlin reiste und dem deutschen Kaiser dieses Werk persönlich überreichte?

(Uebernommen aus dem Archiv für Eisenbahnwesen.)

Dezember 1896. Dr. A. v. d. Leyen.

Juristisches.

Richter und Strafrechtspflege.

Zu dem Aufsehen erregenden Aufsatz „das Grundübel unserer Strafrechtspflege" von „Gotthelf Weiter" im letzten Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher" hat im Januarheft dieses Jahres ein Staatsanwalt das Wort ergriffen. Mag dasselbe einem Rechtsanwalt gestattet sein.

Zu der Frage sollte jeder Staatsbürger Stellung nehmen, denn ein derartiges Uebel kann seinen eigenen Leib schädigen. Wie jeder Gesunde krank werden, so kann Jeder, mag er noch so wenig Anlage zum Verbrecher haben, vor den Strafrichter gezogen werden. Man denke nur an fahrlässige Vergehen. Wer ein Pferd oder einen Wagen lenkt, wer ein Grundstück, eine Fabrik, eine Landwirthschaft besitzt, kann plötzlich in die Lage kommen, an der Körperverletzung oder gar Tödtung eines Menschen betheiligt zu sein. Ein Kind wird überritten oder überfahren, ein alter Mann bricht bei Glatteis auf dem Bürgersteig vor einem Hause ein Bein, ein Arbeiter geräth in eine Maschine, sofort kann die für den Betheiligten peinliche Frage entstehen, ob er die Verletzung durch Fahrlässigkeit verursacht hat. Das Publikum nimmt oft gegen ihn Partei, von einer gerechten Beurtheilung durch den Richter hängt Vermögen und Stellung ab. Auch ehrenrühriger Handlungen kann Jeder, der im Leben steht, zu Unrecht bezichtigt werden.

Der Staatsbürger hat daher das dringende Interesse, daß ein vorhandenes Uebel der Strafrechtspflege erkannt und geheilt wird. Daß ein solches besteht, gilt fast allgemein als feststehend. Es herrscht ein begründetes Mißtrauen, daß bei Aburtheilung der Strafsachen nicht überall die erforderliche Rechtssicherheit zur Erlangung sachgemäßer Rechtssprüche besteht. Ueber die Heilung sind die Ansichten verschieden, wie über die Gründe, deren Erkennung zur Heilung führen soll. Verschlechterung des Richterstandes und Fehlen der Berufung sind die meistgenannten Ursachen.

Es ist ein hartes Wort, daß der Richterstand verschlechtert sei, und „Gotthelf Weiter" sieht in der That schwärzer, als richtig ist. Wenn der Richterstand wirklich in der Weise zurückgegangen wäre, daß nicht bloß sein Können, sondern sein sittlicher Wille durch Strebertthum und ähnliche Gründe gelitten hätte, dann wäre es allerdings auf absehbare Zeit schlecht um unsere Rechtssicherheit bestellt. Denn, wie die Lauterkeit des Richterstandes durch Generationen erzogen wird, so würden Generationen dazu gehören, um sittliche Defekte zu beseitigen. Aber, Gott sei Dank, soweit ist es noch nicht gekommen.

Das Maß des Wollens und des Könnens ist bei den einzelnen Menschen verschieden, mithin auch bei den Richtern. Allgemeine soziale Strömungen beherrschen auch den Richter, denn er steht in seiner Zeit, nicht über ihr. Mag die jüngere Generation durch die veränderten sozialen

Anschauungen bei Beurtheilung der Rechtsfälle beeinflußt werden, das ist ein nothwendiges Kennzeichen der Zeit, kein Uebel. Daß aber Ehrgeiz und andere persönliche Motive das Urtheil der Richter beeinflussen, daß mithin den Richtern ein sittlicher Defekt anhafte, muß auf das Entschiedenste bestritten werden. Die Lauterkeit der Richter ist auch heute über allen Tadel erhaben. Wer ohne wirkliche Beweise Zweifel hieran ausspricht, nimmt eine große Verantwortung auf sich, denn er tastet den Deutschen ein Palladium der Freiheit an.

Es ist eine selbstverständliche Sache, daß unter den Tausenden von Richtern hier und da sich ein Element findet, welches ausgemerzt werden muß. Mit vereinzelten Fällen dieser Art führt man keine Beweise über Grundübel eines ganzen Standes. Wir können nach wie vor mit Stolz auf unsern Richterstand blicken, welcher unbeirrt durch das allgemeine Hasten und Jagen nach Reichthum und Gewinn Tag für Tag nach bestem Willen seines Amtes waltet.

Nicht der Charakter ist geschädigt, sondern das Können. Und hier hat „Gotthelf Weiter" den wahren Grund des Uebels ausgesprochen: die Ueberlastung. Diese liegt wie ein Alp auf dem Richterstande und drückt ihn nieder. Die Ueberlastung ist nicht bloß bei den größeren, sondern in gleichem Maße bei manchen kleinen Landgerichten vorhanden. Denn bei den letzteren kommt für den einzelnen Richter zu den Strafsachen die Zivilthätigkeit hinzu, und die Summe beider ist vielfach für das vorhandene Personal eine übermäßige. Wer jahraus jahrein die Thätigkeit der Richter beobachtet, und wer sie namentlich mit der Thätigkeit vor den neuen Justizgesetzen vergleicht, kann hierüber gar nicht in Zweifel sein.

Unser gewerbliches und soziales Leben hat in den letzten Jahrzehnten einen ungeheuren Aufschwung genommen, welcher von den Centren bis in die entferntesten Ortschaften pulsirt. Daraus folgt eine entsprechende Vermehrung der Thätigkeit für den Richter in Zivil= wie Strafsachen, welcher nicht ausreichend Rechnung getragen ist. Der Richter muß, um gerecht, d. h. richtig urtheilen zu können, allen Lebensverhältnissen sein Interesse widmen und allen Arbeiten der Gesetzgebung sowie der Judikatur folgen. Dazu gehört Zeit und Muße. Und beides gehört erst recht zum Urtheilen. Der Richter soll die Waage der Gerechtigkeit in steter Hand halten, nur sachliche Gründe, nicht aber ein durch überlange Sitzungen ermüdeter Kopf und Magen sollen das Abwägen beeinflussen, und das Schwert der Gerechtigkeit soll nicht zum „Durchhauen" beim Urtheil dienen. Die Rechtspflege ist auch kein Handwerk, bei welchem die einmal erlangte mechanische Kenntniß genügt, sondern sie ist eine Wissenschaft und zwar eine der umfassendsten, denn alle Zweige des Lebens sollen von ihr beurtheilt werden. Was nützen Sachverständige, wenn der Richter ihren Deduktionen nicht folgen kann? Und in dieser Wissenschaft schreitet rückwärts, wer nicht vorwärts geht. Ein solcher Rückschritt des Richterstandes folgt daraus, daß ihm die Zeit entzogen wird,

dem Fortschreiten der thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse ein aufmerksames Auge zu widmen. Wenn der Richter durch überlange Sitzungen erschöpft wird, wenn er in der sonstigen Arbeitszeit kaum die Abfassung der Urtheile und die andern Berufspflichten bewältigen kann, dann wird seine Fähigkeit, dem Amte gewachsen zu bleiben, geschmälert und sein Können erlahmt. Es ist ein betrübendes Schauspiel zu sehen, wie sich in diesem Kampfe mit der täglichen Ueberbürdung die besten Elemente aufreiben, und wie die weniger energischen Naturen der Sache ihren Lauf lassen und so rasch als möglich das Pensum abzuarbeiten suchen.

Als Folge treten dem Publikum Reizbarkeit, übermäßige Eile und endlich Fehlurtheile entgegen. Zu beklagen hat sich hierüber nicht bloß das Publikum, sondern in gleichem Maße der Richterstand selbst. Man trage dem Rechnung, man gebe dem Richter wieder Zeit, mit offenem Auge um und in sich zu sehen, sich mit Ruhe der Pflichterfüllung zu widmen, und der Richterstand wird mit einem Schlage aufathmen. Junge, tüchtige Richter gehen jetzt vielfach mit Grauen an die Landgerichte. Nachdem sie in jüngeren Jahren an den Amtsgerichten mit Lust und Liebe ihr Amt verwaltet haben, kommen sie an den Landgerichten in eine Tretmühle des Berufs, die Geist und Körper zu Grunde richtet.

„Gotthelf Weiter“ hat daher den Grund des Uebels richtig erkannt, wenngleich seine Folgerungen zu weit gehen.

Bei der Strafrechtspflege ist dann aber mit der Gewährung von Zeit allein nicht dem Uebel der Fehlsprüche gesteuert. Hier muß als Zweites die Berufung hinzukommen.

Die tüchtigsten Richter urtheilen bisweilen falsch, weil die erste Verhandlung ein getrübtes Bild der Sache ergeben kann. Natürlich wird das immer ein verhältnißmäßig seltener Fall sein, allein mit der Seltenheit ist für den Einzelnen die Gefahr nicht geringer. Zwar der routinirte Verbrecher wird in der ersten Instanz nichts bei seiner Vertheidigung versäumen. Auch mancher Unschuldige wird durch eigene Bildung oder Hülfe eines Vertheidigers sofort die Vertheidigung sachgemäß führen. Aber eine unleugbare Thatsache ist, daß bisweilen einfache Gemüther im Vertrauen auf ihre Unschuld versäumen, das nöthige Vertheidigungsmaterial zu beschaffen, daß die Erregung in der Verhandlung sie nicht zum Bewußtsein der Gefahr kommen läßt und erst das verurtheilende Erkenntniß sie aufklärt, daß sie das Opfer einer bewußt oder unbewußt falschen Darstellung von Zeugen geworden sind.

Hier ist das Fehlen der Berufung gegen Urtheile der Landgerichte in erster Instanz ein Grundübel.

Die jetzt bestehende Berufung gegen Urtheile der Schöffengerichte in kleinen Strafsachen ergiebt hinreichend Fälle der geschilderten Art, und es beweisen dasselbe einzelne Fälle, in welchen es gelingt, durch Formfehler die Aufhebung eines landgerichtlichen Urtheils erster Instanz zu erlangen.

Bisweilen kommen dann dieselben Richter bei nochmaliger Verhandlung zu einem anderen thatsächlichen Resultate. Unleugbar ist daher, daß manche Thräne eines unschuldig Verurtheilten ungesehen geweint wird und mancher Seufzer ungehört verhallt.

Die Einführung der Berufung gegen die Urtheile erster Instanz in mittleren Strafsachen ist daher das dringendste Erforderniß der Strafrechtspflege, und die Anstrengungen zu deren Erlangung dürfen nicht erlahmen. Den letzten Gesetzentwurf in dieser Richtung hat man in Juristenkreisen nicht ungern scheitern gesehen. Denn immer mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß die Berufung an die Oberlandesgerichte nicht zweckentsprechend ist.

Eine Berufung, ohne daß die mündliche Verhandlung in vollem Umfange vor dem Berufungsgerichte stattfindet, und ohne daß der Angeklagte jederzeit sachlich erhebliche Zeugen benennen kann, ist ein Messer ohne Klinge. Andererseits erscheint die Berufung an das Oberlandesgericht, welche diesen berechtigten Ansprüchen Rechnung trägt, geradezu unausführbar. Bei den großen Bezirken der Oberlandesgerichte würde bei denselben eine Arbeitslast zu bewältigen sein, welche die größte Gefahr in sich trüge, daß die jetzigen Mißstände der Landgerichte sich dort wiederholen. Die Kosten, die Unbequemlichkeiten und Geschäftsschädigungen für die Zeugen würden unabsehbare sein. Das Bild der Zeugenaussagen, namentlich bei einfachen Leuten, würde getrübt werden, wenn sie weit entfernt von ihrem Wohnort und durch die neue Umgebung verwirrt, vernommen werden. Andererseits kann der Richter die thatsächlichen Verhältnisse in der größeren Ferne weniger gut beurtheilen. Man sollte daher von den Oberlandesgerichten absehen.

Undurchführbar erscheint es aber auch, die Berufung an die Landgerichte, welche in erster Instanz erkennen, zu überweisen. Abgesehen von andern Unzuträglichkeiten sollte hier das ideelle Moment den Ausschlag geben. Wer sich über Jemand beschwert, hat kein Vertrauen, wenn er durch denjenigen beschieden wird, über welchen er sich beschwert. Das Publikum kennt nur das Landgericht als solches, nicht seine Organisation mit verschiedenen Kammern. Um die Achtung vor dem zweiten Rechtsspruch zu wahren, muß in zweiter Instanz ein anderes Gericht erkennen als in erster Instanz. Ich meine daher, daß man sich entschließen muß, für die Berufung in der Justizorganisation einen Schritt, statt nach oben (an die Oberlandesgerichte) oder statt in gleicher Linie (an die Landgerichte) nach unten (an die Amtsgerichte) zu thun.

Eine Ueberweisung aller Strafsachen erster Instanz (mit Ausnahme der Schwurgerichtssachen) an die Schöffengerichte oder ihnen nachgebildete Gerichte wird freilich nicht thunlich sein. Will man überhaupt zu einer Einigung kommen, so wird man an dem jetzigen Umfange bezw. Beschränkung der Betheiligung der Laien in der Strafrechtspflege nach oben (Schwurgerichte) und nach unten (Schöffengerichte) nicht rütteln dürfen.

Aber der Weg sollte möglich erscheinen, Amtsgerichtskammern aus 3 (oder 5) Amtsrichtern zu bilden, welche alle bisher in erster Instanz von den Landgerichten entschiedenen Sachen abzuurtheilen haben. Dann wäre das Landgericht mit 5 Richtern die gegebene zweite Instanz.

Man kann schon jetzt sagen: die Aburtheilung der kleinen Sachen durch Schöffengerichte mit Berufung an das Landgericht ist erheblich sicherer, als die Aburtheilung der größeren Sachen durch das Landgericht in erster Instanz ohne Berufung. Bei zweimaliger Verhandlung einer Sache vor Schöffen- oder Landgericht ist mir nie das Gefühl aufgetaucht, daß dem Angeklagten sein Recht geschmälert sei. Irrthümer des Schöffengerichts sind stets aufgeklärt, soweit dies überhaupt möglich war. Viel mehr noch wäre die erschöpfende Behandlung gesichert, wenn in erster Instanz eine Kammer von mehreren Amtsrichtern urtheilte. Die praktischen Vortheile wären groß. Beide Instanzen ständen den Personen und Örtlichkeiten nicht zu fern. Die Zeugen fühlten sich an den Gerichtsorten regelmäßig nicht fremd. Die Opfer an Zeit und Geld für die Zeugen würden ganz erheblich verringert und die Landgerichte würden entlastet. Daß das Einzelrichterthum durchbrochen würde, wäre nur ein Vortheil, denn ein regelmäßiger Gedankenaustausch erfrischte die Einzelrichter. Die Abgrenzung der Bezirke, die Vermehrung der Amtsrichterstellen und die erforderliche Mitwirkung der Staatsanwaltschaft würden gewiß Schwierigkeiten verursachen. Aber wo wären bei einer derartigen Umänderung Schwierigkeiten nicht zu überwinden? Wenn das praktische Bedürfniß seine Rechnung findet, muß das formale Recht folgen, nicht umgekehrt.

Rechtsanwalt Dr. Rewoldt.

Politische Korrespondenz.

„Kirche und Volksschule mit besonderer Berücksichtigung Preußens."

Unter diesem Titel hat der Jesuit Cathrein soeben ein in vieler Hinsicht sehr lehrreiches Büchlein veröffentlicht.

Schriften von Jesuiten über Dinge kirchenpolitischer, aktueller Bedeutung, sind allgemach regelmäßige Vorboten geworden für parlamentarische Vorstöße des Zentrums; Sturmvögel vor dem Sturme.

Diese Schrift ist zweifellos solch ein Sturmvogel; das Rauschen seiner Flügel wird sich bald am Dönhoffsplatz dadurch hörbar machen, daß die ultramontanen Wortführer ihre Reden aus Cathreins Schrift zusammenstellen. Auch das ist nämlich vor und nach in Uebung gekommen: bei Gegenständen grundsätzlicher Bedeutung werden von den Zentrumrednern die Bücher jesuitischer Schriftsteller von den Rednerpulten der Volsvertretungen herab geredet.

Sehen wir uns also den neuesten Sturmvogel etwas genauer an, zumal da der Sturm, den er heraufbeschwören soll, die tiefsten Tiefen unseres Volkslebens aufwühlen würde.

Bezeichnend ist zunächst, daß ein Ausländer, ein Nicht-Deutscher und Nicht-Preuße, sich hier in inner-preußische Angelegenheiten offiziell mischt; denn das Auftreten eines Jesuiten ist für die politisch maßgebenden ultramontanen Kreise immer offiziell.

Ein Schweizer, Cathrein ist Walliser, der kaum je andauernd in Preußen gewohnt hat, der jedenfalls nie dem preußischen Unterthanenverbande angehörte, stellt sich als Wortführer der deutschen und preußischen Katholiken hin: „Wir preußischen Katholiken", „Uns deutschen Katholiken" u. s. w. Es gehört das auch zur Unwahrheit und Unwahrhaftigkeit des Jesuitismus: seine Anhänger schmücken sich, wenn es ihnen paßt, mit den Farben jedes beliebigen Landes, selbst wenn die Farben schwarz-weiß sind, obwohl sie grundsätzlich und meistens auch thatsächlich nicht zu dem betreffenden Lande gehören.

Hätte der Schweizer Cathrein seine Schrift in Nordamerika oder Brasilien veröffentlicht, er würde mit dem gleichen „Brustton der Ueberzeugung" geschrieben haben: Wir amerikanische, wir brasilianische Katholiken. Ein Schweizer und Jesuit schreibt mit Emphase: „Wir haben uns schon längst das Wort zu eigen gemacht: „„Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemand!"" (S. 155)!!

Wie abstumpfend hat doch der internationale, vaterlandlose Ultramontanismus auch auf die deutschen Katholiken schon gewirkt, daß sie sich derartiges gefallen lassen.

Cathreins Schrift ist ein Sturmvogel nicht nur der Sache nach, sondern auch in der Form: „Könnte ich doch durch ganz Preußen, in jedes katholische Haus, in jede katholische Hütte eilen und den katholischen Eltern es mit Donnerstimme in die Ohren und tief in die Seelen hinein rufen: Es wird Krieg geführt gegen den Glauben eurer Kinder, und zwar in der Schule, geräuschlos und langsam, aber darum nicht minder wirksam. Die Kinder sollen zum Abfall von dem Glauben gebracht werden, den ihr ihnen als euer theuerstes Vermächtniß ins Herz zu pflanzen sucht". (S. 104). Diese Stimmung beseelt die 182 Seiten des Büchleins.

Es ist recht eigentlich eine religiös-fanatische Hetzschrift, die sich in unverantwortlichen Uebertreibungen und Entstellungen ergeht. „In Preußen sind die katholischen Eltern gezwungen, ihre Kinder in einen Religionsunterricht zu schicken, für dessen Richtigkeit und Zuverlässigkeit gesetzlich absolut gar keine Bürgschaften gegeben sind. Ist das nicht ein unerträglicher Gewissenszwang?" (S. 6). „Der Religionsunterricht in der Schule ist ganz in die Gewalt der Regierung gegeben" (S. 5). Solche Unwahrheiten schreibt man ins Land hinein, während in Wahrheit Artikel 24 der Preußischen Verfassung die Leitung des Religionsunterrichtes ausdrücklich der Kirche gewährleistet, und dieser Verfassungsartikel im Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872 aufs neue bestätigt worden ist. Unsere gegenwärtigen Volksschulen stellt Cathrein hin als Brutstätten aller Laster und — denn das rothe Gespenst muß überall an die Wand gemalt werden — der Sozialdemokratie (S. 23. 25. 57)! Im Angriff gegen das verhaßte Preußen scheint einem Jesuiten jede noch so tolle und unwahre Maßlosigkeit gerechtfertigt.

Schon vor Jahren schrieb der Jesuit Hammerstein: Das preußische Schulsystem „werde das Grab für Treue, Glauben und Sittlichkeit der Jugend und des gesammten Volkes" (Das Preußische Schulmonopol. S. 137); er möchte über jede nach diesem System geleitete Schule „als Kains-Mal die Inschrift setzen:

„Durch mich geht's ein zur Stadt der Qualerkornen,
„Durch mich geht's ein zum ew'gen Weheschlund,
„Durch mich geht's ein zum Volke der Verlorenen,
„Haß gegen Gott war meines Daseins Grund"

(Die Schulfrage, S. 125).

Cathrein stellt im ersten Kapitel vier Sätze auf: 1. „Die erste und wichtigste Aufgabe der Volksschule besteht in der religiösen Erziehung der Kinder". 2. „Die religiöse Erziehung ist nicht Sache des Staates sondern der Kirche". 3. „Die Kirche kann ihre erziehliche Aufgabe nicht erfüllen ohne das Recht einer wirksamen Theilnahme an der Beaufsichtigung und Leitung der ganzen Schule". 4. „Die Schule muß nothwendig konfessionell sein".

Sehen wir uns seine Beweisführung an. Die Volksschule soll den Kindern alles das anerziehen, was ihnen allen in jedem Stande und Berufe nothwendig ist. Nothwendig für Alle und in jedem Stand ist aber nicht Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. sondern nur die Vorbereitung auf das ewige Seelenheil, also ist dies auch die wichtigste Aufgabe der Volksschule.

Durch diesen Syllogismus, der mit falsch angewandten Schriftstellen verbrämt wird, ist die Sache bewiesen.

Daß die Schule wesentlich und in erster Linie Unterrichts- und nicht Erziehungsanstalt ist, daß besonders religiöse Erziehung wesentlich und in erster Linie Sache des Elternhauses ist, das ist nebensächlich, denn sonst würde der Syllogismus nicht klappen. Uns scheint ein anderer Syllogismus richtiger zu sein: die Volksschule soll die Kinder alles das lehren, was ihnen für ihr irdisches Fortkommen nothwendig ist; nothwendig für ihr irdisches Fortkommen ist aber zum Mindesten Lesen, Schreiben, Rechnen, also ist dies auch die oberste Aufgabe der Volksschule.

Natürlich wird jede gut geleitete Schule nicht bloße Unterrichtsanstalt sein, sie kann nicht anders, als auch erziehlich zu wirken; natürlich gehört zur Volksschule und zwar an hervorragender Stelle auch der Religionsunterricht und so werden in der Volksschule die Kinder auch religiös unterrichtet und erzogen, aber die religiöse Erziehung als erste Aufgabe der Volksschule hinstellen, ist falsch. Freilich, wer dahin kommen will, die Schule als wesentlich kirchliche und nicht staatliche Anstalt zu erklären, muß diesen falschen Grundsatz an die Spitze setzen.

Richtig ist der zweite Satz: „Die religiöse Erziehung in der Schule ist nicht Sache des Staates, sondern der Kirche."

Eine Einschränkung ist aber auch hier nothwendig, indem die religiöse Erziehung in der Schule nur insoweit Sache der Kirche ist, als diese Erziehung überhaupt Sache der Schule ist. Denn die religiöse Erziehung, wie alle Erziehung, ist vor Allem Sache der Eltern und nicht Sache der Schule oder der Kirche.

Cathrein, wie die übrigen ultramontanen Vertheidiger der „Rechte" der Kirche, berufen sich, um ihre Forderungen biblisch zu begründen, mit Vorliebe auf die Worte Christi: „Gehet hin und lehret alle Völker Alles halten, was ich euch befohlen habe." Daß hier den Jüngern und Aposteln der Auftrag ertheilt wurde, die Religion Christi zu lehren, d. h. in die

heutige Redeweise übertragen, Religionsunterricht zu ertheilen, soll gerne zugestanden werden; von Erziehung ist aber nichts gesagt. Die alles Maß übersteigenden Ansprüche und „Rechte“, die man auf Grund dieser Worte der Kirche als Erzieherin zuspricht, die Eingriffsrechte in das Leben der Familie, der Völker, der Staaten, womit man sie für diese Aufgabe ausstattet, sind also unbiblisch und deshalb unchristlich.

Cathrein giebt dem in seiner eingeschränkten Bedeutung richtigen Satz von der Aufgabe der Kirche, den Religionsunterricht in der Schule zu ertheilen, eine maßlos irrige Auslegung:

„Die religiöse Erziehung umfaßt nicht bloß den Religionsunterricht, nein, sie erstreckt sich viel weiter, sie umfaßt die ganze Schule mit allen ihren Einrichtungen. Alles muß dieser Erziehung untergeordnet werden.“ (S. 34). Also Alles in der Schule muß der Kirche unterstehen, weil sie ein Fach, die Religion, zu lehren hat. Auch hier beruft sich Cathrein wieder auf das Wort: „Gehet hin und lehret alle Völker Alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Hat denn Christus seinen Jüngern jemals befohlen, Lesen, Schreiben, Rechnen, Erdkunde, Geschichte u. s. w. zu lehren? Das „Lehren“ bezog sich doch ganz gewiß nur auf die religiösen Wahrheiten. Ich meine, auch Bibelworte haben das Recht, in ihrer wahren Bedeutung genommen zu werden.

Ganz falsch ist der dritte Satz: „Die Kirche hat das Recht einer wirksamen Theilnahme an der Beaufsichtigung und Leitung der ganzen Schule.“

Cathrein fragt verächtlich: „worauf stützt der Staat das Recht, alle Schulen zu beaufsichtigen? (S. 38).

Ich stelle die Gegenfrage: „Worauf stützt die Kirche dieses Recht? Daß die Päpste es zu besitzen behaupten, wie Cathrein ganz unnöthiger Weise ausführt, ist doch kein Beweis.

Das Recht des Staates auf die Schule läßt sich hingegen sehr leicht beweisen. Dies Recht ist ja fast identisch mit seinem Recht auf Existenz. Ein Staat, der die Schule sich nehmen läßt und sie einer anderen Macht ausliefert, giebt dadurch seine Existenz in die Hände dieser Macht.

Der dritte Satz lautet: „Die Volksschule muß konfessionell sein.“

Auf das Für und Wider dieses heißumstrittenen Satzes lasse ich mich hier nicht ein. Etwas von der Art und Weise, wie der Jesuit Cathrein sich die konfessionelle katholische, d. h. ultramontane Schule denkt, muß aber doch hervorgehoben werden. Es ist Zukunftsmusik, die hier dem Zentrum zur Beherzigung vorgespielt wird.

Nach Cathrein ist „eine konfessionelle katholische Schule eine solche, an der nicht nur katholischer Religionsunterricht ertheilt wird, sondern auch alle Lehrer der katholischen Kirche angehören, die Lehrbücher nach katholischen Anforderungen und Anschauungen abgefaßt sind“ (S. 48). Da bei Cathrein katholisch gleichbedeutend mit ultramontan ist, so würde eine

solche „konfessionelle katholische Schule“ eine Pflanzstätte des wildesten Fanatismus, des albernsten Aberglaubens, der gehässigsten Unduldsamkeit werden.

„Alle Lehrer müssen der katholischen Kirche angehören“, d. h. sie müssen ultramontan sein, in religiöser wie politischer Beziehung, Zentrumsmänner bis auf die Knochen. Jeder mild-religiös katholische Lehrer muß entfernt werden.

„Alle Lehrbücher müssen abgefaßt sein nach katholischen Anforderungen und Anschauungen.“

„Katholische Anschauungen“ sind z. B., daß der Papst jedes bürgerliche Gesetz umstoßen und abändern, daß er Könige und Fürsten, auch evangelische, absetzen kann; daß die heilige römische Inquisition „Ketzer erdrosseln oder verbrennen“ darf, daß Geld und Gut der „Ketzer“ der Kirche gehört, daß, wer „Ketzer aus heiligem Glaubenseifer tödtet“, kein Mörder ist; daß ein vom Papst „Gebannter“ überall getödtet werden darf; daß Konkordate zwischen Staat und Kirche einseitig von der Kirche gelöst werden können; daß „Ketzern“ gegenüber das gegebene Wort nicht bindet; daß das kanonische Recht mit allen seinen Bestimmungen auch heute noch überall zu gelten hat; daß alle Geistlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit völlig entzogen sind, daß, mit Ausnahme der katholischen Kirche, alle übrigen christlichen Kirchen „vom Geiste des Teufels getrieben werden“ u. s. w. u. s. w.

Man denke sich Schulen mit solchen Lehrern und solchen Lehren.

Aber würden diese Lehren in katholischen Volksschulen vorgetragen werden? In ultramontan-katholischen Volksschulen würden sie sicher vorgetragen werden; nicht zwar in wissenschaftlichem Gewande, mit Angabe der „Quellen“ nach Titel und Paragraph, aber in volksthümlicher Darstellung.

Das zweite Kapitel: „Das Verhältniß der Kirche zur Volksschule vom Standpunkte der Erfahrung und Geschichte“, übergehe ich. Es ist eine der Verhetzung dienende, mit patriotischer Heuchelei gemischte Entstellung von Thatsachen.

Eine patriotische Heuchelei ist es, wenn der Schweizer und Jesuit ausruft: „Der Schule verdankt Preußen das Volk, welches die Schlachten von Königgrätz, Wörth und Sedan schlug“ (S. 96). Niemand hat heißer gewünscht, daß Preußen in diesen Schlachten besiegt würde, als der Jesuitenorden. Eine arge Entstellung ist es, wenn die religiöse Verwilderung des französischen Volkes „der Organisation des öffentlichen Unterrichtes“ zur Last gelegt wird. Frankreich krankt an ungesunden religiösen Zuständen deßhalb, weil lange Zeit der Ultramontanismus und der Jesuitismus das dortige Unterrichtswesen beherrscht haben. Was heute an Irreligiosität dort aufsproßt, ist im vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gesäet worden. „Die 40000 Priesterfeinde“ — wie Cathrein die 40000

französischen Elementarlehrer nennt (S. 92) — sind das Ergebniß der Ueberzahl von Priestern in Frankreich. Es ist eine geradezu verleumderische Entstellung, zu schreiben: die preußische Schule wolle die Kinder erziehen „zum Kampf gegen die katholische Kirche, zum Kampf gegen die eigenen katholischen Eltern. Was man den Eltern mit Gewalt nicht nehmen konnte, den katholischen Glauben, die treue Anhänglichkeit an die Kirche, das will man durch allmählige Vergiftung in den bildsamen Herzen der Kinder ertödten. Durch die Schule sollen die Kinder um ihren katholischen Glauben betrogen und in Gegensatz zu ihren katholischen Eltern gebracht werden" (S. 104). Der drohende Hinweis auf die Sozialdemokratie darf auch hier nicht fehlen: Zu den Erfolgen der preußischen Schulgesetzgebung „gehört vor Allem das riesige Anwachsen der Sozialdemokratie .... Aus den Falkschen Schulen ist die große Masse der jetzigen Sozialdemokraten hervorgegangen" (S. 105).

Das dritte Kapitel: „Die Frage der geistlichen Ortsschulaufsicht im Besonderen", setzt dem Werk die Krone auf: Die Schule wird in toto der katholischen Geistlichkeit überantwortet. Wiederum durch einen Syllogismus wird diese Forderung bewiesen, dessen Obersatz erstaunlicher Weise der Artikel 12 der Preußischen Verfassung ist: „Nach Art. 12 der Preußischen Verfassung ist die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung gewährleistet. Zur Freiheit des religiösen Bekenntnisses der Eltern gehört aber auch die freie katholische Kindererziehung, und zwar nicht eine katholische Kindererziehung, wie sie den Staatsbehörden gefällt, sondern eine Kindererziehung nach den Anforderungen der Kirche. Und ob die Kindererziehung diesen Anforderungen genüge, darüber steht nur der Kirche das Urtheil zu, nicht aber irgend einem vielleicht völlig ungläubigen Schulrath oder Kultusminister" (S. 122). Hier erntet Herr D. Bosse den Dank für sein mannigfaches Entgegenkommen dem Zentrum gegenüber. Die Liebenswürdigkeit des Jesuiten Cathrein schließt sich würdig der seines Ordensgenossen Hammerstein an: „Schon der bloße Begriff eines Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten nach dem Zuschnitt der modernen Schulidee wird empfunden wie eine Kriegserklärung gegen die katholische Kirche und ein Manifest zur Protestantisirung" (Das Preußische Schulmonopol, S. 163). Nur immer recht freundlich!

Uebrigens ist die Cathreinsche Logik aller Ehren werth. Aus „der Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der häuslichen und öffentlichen Religionsübung" des Obersatzes, wird im Untersatz flugs „die katholische Kindererziehung nach den Anforderungen der Kirche." Mit dieser Logik kann man aus dem Art. 12 der Preußischen Verfassung auch das Recht der katholischen Kirche zur Ketzerverbrennung herleiten, sowie alle die schönen Dinge, die ich oben als „Anforderungen der Kirche" aufgezählt habe.

„Unter diesen Verhältnissen ist uns Katholiken in Preußen — so schreibt der Schweizer und Jesuit Cathrein — die Richtung unseres Handelns klar vorgezeichnet. Wir müssen uns den Bestrebungen der Regierung, die darauf ausgehen, in größeren Schulsystemen die Oberaufsicht den Hauptlehrern oder Rektoren zu übertragen, mit allen gesetzlichen Mitteln entschieden widersetzen. Wo die Aufsicht den Priestern belassen ist, muß sie nach Möglichkeit erhalten und gestärkt, und dort, wo sie ihnen entrissen ist, ihnen wieder verschafft werden und zwar mit gesetzlichen Garantien" (S. 126). Sehr müßte ich mich irren, wenn diese Aufforderung eines ausländischen Jesuiten nicht das Programm würde für die Thätigkeit des „deutschen" Zentrums auf dem Gebiete der Schule für die nächsten Jahre.

Cathrein wird auch pikant, wenn es gilt, die verhaßte Preußische Schule anzuschwärzen: „An einem Orte, nomina sunt odiosa, kam der neuernannte weltliche Ortsschulinspektor im höchsten Grade angeheitert in die Schule, um sich nach der sittlichen Erziehung der Kinder zu erkundigen!" (S. 129). Welches Zetern würde ausbrechen, wenn, um z. B. den Coelibat der katholischen Geistlichkeit zu verunglimpfen von anti-ultramontaner Seite geschrieben würde: An einem Orte, nomina sunt odiosa, leben die natürlichen Kinder eines katholischen Pfarrers? Verdächtigungen und Verleumdungen sind eben die stehenden Kampfmittel des Jesuitismus und Ultramontanismus.

Beim Durchlesen der Cathreinschen Schrift fielen mir verschiedene Konkordatbestimmungen aus neuerer Zeit ein. Ich setze sie her zu Nutz und Frommen Aller, die über die preußische Volksschule zu wachen haben.

Das Konkordat mit Ecuador aus dem Jahre 1862 sagt: „Der Unterricht in allen Stufen hat sich nach den Grundsätzen der katholischen Kirche zu richten. Die Bischöfe haben das ausschließliche Recht, die Bücher zu bezeichnen, deren man sich beim Unterricht in den kirchlichen und allen jenen Wissenschaften zu bedienen hat, die mit dem Glauben und der Moral in Verbindung stehen. Ueber alle Schulen haben die Bischöfe das Oberaufsichtsrecht".

Im Oesterreichischen Konkordat von 1855 heißt es:

„Die Bischöfe besitzen die volle Freiheit, um Bücher, die der Religion und den Sitten gefährlich sind, zu zensuriren. Auch die Regierung soll jedes zweckentsprechende Mittel anwendeu, um die Verbreitung solcher (von den Bischöfen zensurirten) Bücher zu verhindern. Die Bischöfe leiten kraft ihres Hirtenamtes die religiöse Erziehung in allen öffentlichen und nicht öffentlichen Schulen; sie wachen sorgsam darüber, daß bei keinem Lehrgegenstande etwas vorkomme, was der katholischen Religion widerspricht. Die Volksschullehrer in katholischen Schulen sind der kirchlichen Ueberwachung unterworfen. Die Diözesan-Schul-Oberaufseher ernennt der Kaiser aus den von dem Diözesan-Bischof vorgeschlagenen Männern."

Dieses und noch mehr fordert auch die Schrift des Jesuiten Cathrein.

Und nun ein ernstes Schlußwort.

Es giebt eine mächtige, angesehene und verdiente Partei in Preußen, die konservative, die im Bunde mit dem Zentrum ein „christliches Volksschulgesetz" einführen will. Nur Unkenntnis über das Wesen des Ultramontanismus kann solch widernatürlichen Bund hervorrufen. Die Herren mögen aus Cathreins Schrift lernen, was ein „christliches Volksschulgesetz" im Sinne des Ultramontanismus eigentlich ist.

Ein Zusammengehen mit dem Zentrum in dieser Frage heißt Henkerdienste leisten an der evangelischen Freiheit und der evangelischen Kirche. Ohne Prophet zu sein spreche ich die Prophezeiung aus: Unsere evangelischen Kinder und Kindeskinder werden dies Zusammengehen, wenn es zum erstrebten Ziele führen sollte, verfluchen.

Graf Paul von Hoensbroech.

Der Kampf in Böhmen.

Das Januar-Heft der „Preußischen Jahrbücher" enthält einen Brief aus Oesterreich, in welchem das Parteiwesen und die politische Situation unserer Deutschen klar und treffend gezeichnet ist. Da das Bild treffend ist, so ist es nicht erfreulich. Die Vertretung der acht Millionen Deutschen Oesterreichs zerfällt in eben so viel oder noch mehr größere und kleinere Fraktionen wie die der zweiundfünfzig Millionen Deutschen des Reiches. Die ehedem führende Gruppe, die deutschliberale, seit kurzer Zeit entzwei getheilt, besitzt zwar einzelne hervorragende Mitglieder, aber kein anerkanntes Haupt mehr und hat während und nach der Koalitionsperiode so viel von ihrer Volksthümlichkeit verloren, daß, wer sich volksthümlich machen will, sie nur anzugreifen braucht. Ein geschlagenes Heer wird oft im eigenen Lande verspottet, und eine eben durchgemachte Mode gilt bei den Modeleuten weniger, als irgend eine verschollene alte oder absonderliche neue. In dem eigentlichen Hauptsitze der Liberalen, in dem innersten Bezirke Wiens, ist neben ihr eine andere Partei entstanden, eine Partei der gebildeten Unzufriedenen. Die minder gebildeten Unzufriedenen reißt inzwischen jene Bewegung mit sich fort, von der man nicht weiß, ob sie mehr antisemitisch, mehr klerikal oder mehr zünftlerisch reaktionär ist. Deutsch-nationale verschiedener Nuancen versuchen ihr Glück. In den Industriebezirken organisirt die Sozialdemokratie ihre Truppen. Wohin man blickt — nirgends die Aussicht auf Zusammenschluß der Deutschen, auf deren Kosten die kleinen slavischen Stämme fortdauernd Eroberungen machen wollen. Es macht sich sogar ein, früher nicht zum Ausdruck gekommener leichter Gegensatz zwischen den von äußeren Eindrücken leicht zu beeinflussenden, Stimmungswechseln zugäng-

lichen Alpen-Deutschen und den beharrlicheren Sudeten-Deutschen bemerkbar. Es giebt Leute in Wien und den Alpenländern, die sich fragen, ob denn die politischen und landwirthschaftlichen Interessen beider Stämme identisch sind.

Unter diesen Umständen kann — so schreibt Ihr Korrespondent — „an eine Behauptung der Rechte der Deutschen nur bei strenger Absonderung jener Ländergruppen gedacht werden, deren Kultur sich selbständig zu entwickeln begonnen hatte, noch ehe durch ihren engern Aneinanderschluß die österreich-ungarische Monarchie gebildet war. Dieser Erkenntniß wollen sich die Deutschen in Böhmen durchaus nicht unterwerfen; sie wollen mit den Czechen nicht auf dem Standpunkte der Parität und auf dem Boden des Staatsrechts, das beide Nationen gleichmäßig schützt, den politischen Ausgleich durchführen, sie wollen einerseits eine Trennung des Königreichs in ein deutsches und ein czechisches Verwaltungsgebiet, die nicht auf administrativem Wege erzwungen, sondern nur durch Uebereinstimmung beider Volksgruppen als ein Bestandtheil der böhmischen Verfassung zum Gesetz erhoben werden kann und erwarten doch gleichzeitig die Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche d. h. die Wiedereinsetzung in den Status quo ante, durch Regierungshandlungen, die nur von einer ganz einseitigen absolutistischen Verwaltung durchgeführt werden könnten."

Auf diese Ausführungen nun, die ich für unrichtig halte, möchte ich, da ich glaube, daß sie, in den „Preußischen Jahrbüchern" auftauchend, nicht ohne Einfluß auf die Meinungsbildung sein können, im Nachstehenden antworten. Es ist ja richtig, daß die Deutschliberalen in Verkennung der wahren Sachlage versäumt haben, den Frieden mit den Czechen zu schließen als noch Kompensationen geboten werden konnten. Parteien sind eben nicht leicht geneigt, eine in jahrelanger Uebereinstimmung mit den Wählern gehaltene Position aufzugeben.

Gehört schon großer Muth dazu, gegen die allgemeine Stimmung und auf eigene Verantwortung eine Schlacht zu wagen, so gehört ein noch viel größerer Muth dazu, gegen die allgemeine Stimmung und auf eigene Vertretung einen Rückzug zu unternehmen. Erst unter dem Drucke der Verhältnisse drängten die Deutschen, im Jahre 1890, zum Ausgleich; sie zeigten in den damaligen Verhandlungen, die Graf Taaffe, wenngleich ohne Begeisterung einleitete, sehr viel Entgegenkommen, wie man aus Mengers lehrreichem Buche „Der böhmische Ausgleich" ersehen kann. Die Jungczechen haben den Ausgleich zum größten Theile zu vereiteln gewußt, und jetzt ist, wie man gestehen muß, die Aussicht auf die Verwirklichung des ihm zu Grunde gelegenen Gedankens der möglichsten Scheidung deutscher und czechischer Rechtssphäre so gut wie geschwunden. Das Band darf nicht zerrissen werden, heißt die czechische Parole. Die Hoffnung auf Wiederherstellung des Status quo ante wird wohl kaum noch irgendwo in politischen Kreisen gehegt; zum mindesten kann, wer sie hegt, nicht zu den Politikern

gerechnet werden. Künstliche Schranken gegen die czechischen Stürme waren gerechtfertigt, so lange die Verfassung sich erst einleben mußte: jetzt sind sie weder gerechtfertigt noch möglich. Aber daß die Deutschen sich jetzt unter den Schutz des Staatsrechts flüchten müssen, ist durchaus unrichtig. Es mag dabei von Allem abgesehen werden, was sich historisch über das Staatsrecht sagen läßt, insbesondere davon, daß Böhmen, Mähren und Schlesien allzeit nur in sehr loser Verbindung gewesen sind und sein wollten; es mag auch davon abgesehen werden, daß, wenn im Laufe der Zeit Dynastien stürzen, Staaten verschwinden und neue Reiche sich bilden konnten, doch unmöglich nur das böhmische Staatsrecht allein der, für alle Ewigkeiten feste, durch keinerlei dazwischen getretenes Recht hinfällig gewordene Boden sein kann.

Wir wollen indeß ausschließlich den politischen Standpunkt einnehmen, der verlangt, daß man das, was im Namen eines ganzen Volkes, unter dessen mannigfaltigen Gaben überdies die Zähigkeit obenan steht, verlangt wird, nicht mit historischen Erwägungen abthue. Andererseits muß man sich aber auch darüber klar sein, daß die Czechen in Böhmen eben so viel nationale Rechte besitzen, wie die Deutschen. Wenn der Staat verlangt, daß im inneren Amtsverkehr der Staatsbehörden auch in Böhmen überall die deutsche Sprache gebraucht werde, so ist dies Sache des Staates; findet er es mit seinem Interesse vereinbar, davon abzugehen, so werden die Deutschen von ihrem nationalen Standpunkte aus nichts dagegen einwenden.

Wenn gegen das Ueberschäumen czechischen nationalen Gefühls hier und da die Polizei Einspruch erhebt, so geht es den Deutschen ebenfalls nicht anders. Wenn Kundgebungen zur Ehrung des Andenkens von Huß verboten werden, so haben die Deutschen davon keinen Vortheil. Worin die Czechen noch benachtheiligt sind, ist schwer zu sagen. Seit der Regierung des Grafen Taaffe, den man mit Unrecht als einen grundsätzlichen Feind der Deutschen darstellte, der aber ein kluger Mann und auch im guten Sinne vorurtheilslos war, muß selbst in den deutschen Bezirken Böhmens und Mährens von Seite der Behörden auf czechische Eingaben geantwortet werden; seit damals besitzen sie auch eine selbständige Universität; für ihr Mittelschulwesen war schon früher gesorgt worden. Trotzdem behaupten ihre Redner im Abgeordnetenhause noch immer, die czechische Nation sei nicht gleichberechtigt und werde nicht eher ruhen, bis nicht das böhmische Staatsrecht verwirklicht sei.

Trotzdem mag es ja Angesichts der jetzigen Lage der Deutschen berechtigt sein, die Frage zu erörtern, ob es nicht besser sei, den Czechen das böhmische Staatsrecht unter leidlichen Bedingungen schon jetzt zu bewilligen, als es sich, vielleicht mit Hilfe einiger Klerikalen, aufzwingen zu lassen. Vom böhmischen Staatsrechte existirt bekanntlich nur der Grundgedanke: Zusammengehörigkeit Böhmens, Mährens und Schlesiens unter

einem gekrönten Könige aus dem Hause Habsburg. Alles Uebrige müßte erst festgestellt werden, und diese Feststellungen können, je nachdem man sie abfaßt, den Deutschen mehr oder weniger Schutz oder Vortheil gewähren. Geschichtsforscher versichern, daß es den Deutschen an Nichts fehlen würde. In einem interessanten Aufsatze, den der Abgeordnete Kramarz in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ veröffentlichte, heißt es: „Wollen die Deutschen nichts Anderes als die Freiheit ihrer nationalen Entwickelung, die ungehinderte Pflege ihrer nationalen Kultur und Eigenart, so wird ihnen das böhmische Volk für die Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes, für ihre Bereitwilligkeit, die Sache der Freiheit und die ökonomischen Interessen der böhmischen Länder gemeinsam zu vertheidigen, solche Garantien ihrer nationalen Interessen geben, wie sie dieselben nur selbst verlangen werden“. Bei alledem muß man sich aber fragen, weßhalb denn so hartnäckig auf der Wiedereinführung eines Staatsrechts bestanden wird, das vor nunmehr 250 Jahren seine praktische Bedeutung, dann unter Maria Theresia jeden Lebensrest verloren hat, und von dem seit zwei Menschenaltern auch keine formale Spur in unseren Einrichtungen zurückgeblieben ist, wie denn auch im Jahre 1849 die czechischen Abgeordneten mit den Deutschen zusammen, wenngleich nicht einig, an einer Verfassung für Oesterreich arbeiteten. Was hindert denn die czechische Mehrheit Böhmens und Mährens und die czechische Minderheit Schlesiens, sich schon jetzt mit den Deutschen zu wirthschaftlichen und kulturellen Zwecken zu einigen? In welcher Beziehung werden sie oder wird ihre Sprache in diesen Ländern als minderwerthig behandelt, wenn man von der inneren Amtssprache der Staatsbehörden und der Sprache der Armee absieht? Welchen Bedürfnissen auf dem Gebiete des Hoch- oder Mittelschulwesens oder der Landwirthschaft — denn auf diesen Gebieten erklärt der angeführte Aufsatz des Abgeordneten Kramarz die Dezentralisation für besonders wichtig — kann nicht entsprochen werden, weil Reichsrath und Ministerium dafür kompetent sind und warum sollen mährische oder schlesische Anliegen in Prag besser gewahrt sein als in Wien?

Es handelt sich eben offenbar um nichts Anderes als um Befriedigung des nationalen Ehrgeizes, und wenn den gemäßigten Anhängern des Staatsrechts vielleicht schon die Thatsache genügen wird, daß die Zusammengehörigkeit der drei Länder ausgesprochen und der Kaiser mit der Wenzelskrone gekrönt wird, so werden Radikalere gewiß verlangen, daß mit dem czechischen Staat ernst gemacht und seine Kraft einer konsequenten Czechisirungsarbeit zur Verfügung gestellt werde. Das Wort der Gemäßigten, mit denen man den Ausgleich abschließen wird, wäre durchaus keine Bürgschaft für die Zukunft, und es ist unmöglich, die Gesetze so zu formuliren, daß sie nationale Vergewaltigung hindern können, wenn der Wille und — in einem, mit erweiterten Befugnissen ausgestatteten Landtage — auch die Macht dazu vorhanden ist. In einem Lande wie Böhmen

oder Mähren kann Alles zur nationalen Frage werden; es kann vielleicht eines Tages, wenn das Agrar-Problem in die Hand genommen wird, Großgrundbesitz in deutschen Gegenden czechisch besiedelt und so die Sprachgrenze und damit auch das Verhältniß der beiderseitigen Vertretungen im Landtage verschoben und die Widerstandskraft der Deutschen gebrochen werden. Ueberhaupt läßt sich nicht voraussehen, auf welche Weise die Deutschen benachtheiligt werden können, wenn sie einmal ihr Schicksal selbst in die Hände eines anderen Volkes gelegt und dessen chauvinistische Parteien zu immer weiteren Eroberungsversuchen herausgefordert haben. Es ist ja ganz begreiflich, daß es hochstrebende Czechen giebt, die der Ansicht sind, ihre Nation, die schon so manchen bedeutenden Kopf, so manchen großen Künstler und Gelehrten hervorgebracht hat, sei nicht zu gering, um, wie andere Nationen auch, einen Staat eigenen Gepräges zu schaffen; ist ja vor ihren Augen ein Staat entstanden, dem die Magyaren ihr nationales Gepräge verleihen, in dem das Magyarische zur Staatssprache erhoben wurde, und andere Sprachen in Amt, Schule, Kirche und Theater offiziell und offiziös systematisch zurückgedrängt werden, damit die Nation immer mehr magyarisch werde. Es ist gar kein Zweifel, daß die bestausgedachten Paragraphen die czechischen Radikalen nicht hindern würden, ein gleiches Ziel zu verfolgen, und daß sich die Deutschen der drei Sudetenländer durch die Anerkennung des Staatsrechts nicht etwa Ruhe erkauft hätten, sondern nur die Aussicht darauf, den Kampf unter viel ungünstigeren Bedingungen führen zu müssen. So sagt auch Wittelshöfer, der in diesen Heften die böhmische Frage besprochen hat, eine Lösung bedeute das Staatsrecht nicht. Dies ist ganz folgerichtig, da er von der Anschauung ausgeht — die er gegen die deutsch-nationalen Kampfhähne ins Feld führt —, daß zur Erhaltung der czechischen Nation unaufhörliche Agitation, zur Erhaltung und Verstärkung der Deutschen größte Ruhe nöthig sei. Kleine, kulturell ärmere Nationen sind immer kampflustiger als die mit natürlicher Anziehungskraft ausgestatteten großen Nationen, und es ist daher höchst gefährlich, mit ihnen einen Vertrag zu schließen auf einem Boden, auf dem sie die Stärkeren sind. Die Deutschen bilden nur etwa 36% der Bevölkerung der Sudetenländer; sie stehen also nicht weit von der Grenze der Drittel-Minorität. Ebenso bilden die Deutschen Gesammt-Cisleithaniens 36% der Bevölkerung des ganzen Komplexes. Quantitativ ist das Verhältniß auf dem kleineren Gebiete dasselbe wie auf dem größeren. Aber während sie im Wiener Reichsrath eine Mehrheit sich gegenüber haben, die aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt ist, wäre die Mehrheit im Prager Generallandtage eine kompakt czechische. Im Wiener Reichsrathe können sich politisch gleichgesinnte Deutsche, Polen, Czechen, Ruthenen, Italiener u. s. w. zusammenfinden und werden es mit der Zeit immer mehr. In Prag wird, insbesondere, wenn die Befugnisse des Landtages erweitert sind, immer der nationale Gegensatz dominiren. Wären unsere

Provinzen national einheitlich, so würde die Freiheit der Nationalitäten sicherlich am besten durch möglichst weitgehende Dezentralisation verbürgt; da sie aber national gemischt sind, so liegt der beste Schutz für nationale Provinz-Minoritäten in dem Rest von zentralistischen Einrichtungen, den wir besitzen, in der Wiener Regierung und im Wiener Reichsrath.

Was die Deutschen der Alpenländer betrifft, so würden sie sich sehr täuschen, wenn sie glauben würden, daß etwas wenigstens sie sich Ruhe erkaufen würden durch Auslieferung ihrer nördlichen Brüder an den böhmischen Staat. Höchstens würden sich dadurch die Klerikalen das Uebergewicht über die Liberalen erkaufen, denn in den Alpenländern ist der Klerikalismus immer stark gewesen, und die antisemitische Bewegung hat ihm in fast allen alpinen Provinzen vollends zur Macht verholfen. Diese Macht könnte, wenn den Liberalen die nördliche Bundesgenossenschaft entgeht, auf dem Gebiete des Schulwesens, vielleicht auch des Gewerbewesens, ganz anders als bisher ausgenutzt werden. Ob man dies als Vortheil oder als Nachtheil betrachten will, hängt von der Parteistellung ab. National aber wäre die Position insoweit verschlechtert, als die Slovenen neuen Muth schöpfen würden, ihren Ansturm fortzusetzen und insoweit nicht verbessert, als die Czechen doch in den, als gemeinsame Staatsangelegenheiten auch weiterhin zu behandelnden Fragen nach wie vor als parlamentarische Macht in Wien auftreten und das Gewicht dieser Macht durch Beeinflussung der Regierung zu Gunsten der slovenischen Forderungen in die Waagschaale werfen könnten.

Das ist die Lage, die sich herausbilden müßte, wenn die Deutschen, in dem Glauben, sich dadurch vor Schlimmerem zu bewahren und die Herstellung nationalen Friedens zu ermöglichen, das böhmische Staatsrecht anerkennen würden. Jenes Schlimmere aber, vor dem sie sich bewahren wollten, worin kann es denn bestehen? Das ist doch wohl als ausgeschlossen zu betrachten, daß man ihnen gegen ihren Willen das Staatsrecht aufzwinge, und selbst wenn es möglich wäre — das auch von Menger zitirte Wort Deaks mag auch hier zitirt werden — daß, was immer einem Volke gegen seinen Willen auferlegt wird, wieder beseitigt werden kann, nicht aber was es selbst angenommen und sich selbst auferlegt hat.

Was kann denn von deutschfeindlichen Majoritäten oder Ministerien über die Deutschen verhängt werden? Gegen eine Antastung der deutschen Armeesprache sträubt sich das Reichsinteresse, und ebenso wie in der Armee ist auch in der obersten Zivil-Verwaltung der ausschließliche Gebrauch einer einzigen Sprache, die nur die deutsche sein kann, unbedingte Nothwendigkeit. In dieser Beziehung also sind die Deutschen durch das Lebensbedürfniß des ganzen Staates, ja der ganzen Monarchie gedeckt. Wenn aber etwa die Czechen einen Einbruch in die altösterreichischen Provinzen unternehmen und z. B. für ihre in Wien wohnenden Landsleute czechische Mittelschulen, czechische Erledigung von Eingaben bei den Behörden u. s. w. verlangen und mit Hülfe von Verbündeten durchsetzen

würden, so wäre dies noch immer das geringere Uebel im Vergleich mit der freiwilligen Preisgebung der Deutschen Böhmens, abgesehen davon, daß deren nationale Vernichtung ohnehin den nämlichen Angriffsversuch auf Wien zur Folge hätte, der dann ungleich erfolgreicher und gefährlicher wäre. Sind die Sudetenländer czechisirt, dann sinkt der Einfluß der Deutschen Alpenländer auf ein Minimum herab, und dann hat auch Wien seine Stellung verloren, womit freilich, in weiter Konsequenz, der Zusammenhalt der Reichstheile selbst gelockert wäre.

Ein Ausgleich in den Sudetenländern auf Grund des böhmischen Staatsrechts wäre für die Deutschen wie für das Reich verhängnißvoll. Da der, leider viel zu spät und unter zu ungünstigen Verhältnissen unternommene Versuch, das deutsche Sprachgebiet Böhmens abzuschließen, mißlungen ist, so kann, in Bezug auf dieses Land, ruhig gewartet werden; richtiger wäre es, die zerstreuten deutschen Minoritäten Mährens zu sichern, und dort giebt es glücklicher Weise noch Kompensationsobjekte. Wenn die Beamten Böhmens und Mährens, auch insoweit sie Deutsche sind, czechisch lernen müssen, so ist dies noch kein National-Unglück, so groß das Opfer sein mag, eine Sprache zu bewältigen, die litterarisch so wenig bietet und in der es eben darum so schwer ist, sich zu vervollkommnen. Wird dadurch wirklich das deutsche Bürgerthum mehr als bisher von der Beamtenlaufbahn abgeschreckt, so wird es sich um so eifriger, außer der militärischen Laufbahn, dem großen Erwerbsleben und auch dem politischen Leben widmen, und das wird kein Schade sein.

Die Czechen können sich schon jetzt sehr frei bewegen; nationale Luxuswünsche, die auf Kosten Anderer gehen, müssen allerdings in Oesterreich überhaupt ausgeschlossen bleiben; wie es scheint, selbst in Galizien, wo sich ein Rückschlag gegen die Polonisirung der ruthenischen Gebiete ankündigt. Die eine Zurücksetzung der Nichtdeutschen, die darin liegt, daß im Heere und an den Zentralstellen deutsch gesprochen wird, ist unvermeidlich; ähnliche Zurücksetzungen muß sich im Welthandelsverkehr die deutsche Sprache hinter der englischen und im diplomatischen Verkehr die deutsche, wie jede andere, hinter der französischen gefallen lassen. Germanisirungsversuche werden in Oesterreich nicht mehr gemacht, auch gegen die Slovenen nicht; und wenn die Slovenen einmal über dieselben geistigen Mittel verfügen werden, wie die Czechen, werden sie gewiß ebenso auch eine Universität erhalten, wie die Czechen sie erhalten haben. Die Deutschen haben keinen Grund, sich gegen kulturelles Aufsteigen der anderen Nationalitäten zu wehren.

Nicht die Fortbildung der Dezentralisation darf die nächste Phase der österreichischen Entwickelung sein; wenn Deutsche in den Alpenländern sich zu dem Glauben an die Nothwendigkeit weiterer Dezentralisation verleiten lassen, weil sie in ihr Schutz für die engere oder engste Heimath zu finden glauben, so spricht sich darin der alte deutsche Hang zum Partikularismus

und Provinzialismus aus. Der echte Wiener ist ja sogar vor Allem Wiener. Die nächste Phase der österreichischen Entwickelung wird, wenn wir uns nicht einschüchtern lassen, voraussichtlich sogar eine Kräftigung des Reichsgedankens mit sich bringen. Die Jungczechen sind gar nicht so siegesgewiß, wie sie zu sein vorgeben. Sie fühlen sehr wohl, daß die, wenngleich beschränkte Einführung des allgemeinen Stimmrechts, die Parteien-Zersetzung, die bisher nur bei den Deutschen bemerkbar war, auch zu ihnen übertragen wird. Das unbeschränkte allgemeine Stimmrecht wäre, insbesondere ohne Minoritäten-Vertretung, für die Deutschen heute noch verheerend; das beschränkte, das alle moralischen Wirkungen der politischen Mobilisirung des ganzen Volkes entfaltet, ohne alle ihre parlamentarischen Wirkungen mit sich zu führen, ist für die Deutschen geradezu vortheilhaft, weil es die nationale Geschlossenheit der Nichtdeutschen zerstört. Diese Geschlossenheit war bei den Deutschen nie zu erzielen gewesen, nicht nur wegen ihres unausrottbaren Fraktionsgeistes, nicht nur wegen ihrer provinziellen Verschiedenheiten (das deutsche Gebiet ist mehr durch Provinzialgrenzen getrennt, als jedes andere), sondern auch wegen ihres engern Zusammenhanges mit der großen Kulturwelt und den Strömungen, die das Kulturleben bewegen. Warten wir doch noch erst die Wirkungen des neuen Wahlgesetzes auf die anderen Nationalitäten ab, ehe wir entmuthigenden Gedanken Raum geben. Ich glaube gar nicht, daß die politischen und sozialen Kämpfe in absehbarer Zeit die nationalen bei uns ganz verdrängen werden; ich halte dies weder für möglich noch für unbedingt nöthig; ein bischen Kampf schadet niemals. Wohl aber werden die nationalen Kämpfe voraussichtlich ihre überragende Wichtigkeit verlieren und eben darum wäre es ganz verkehrt, wenn die Deutschen jetzt schnell nach einem Friedensschlusse um jeden Preis greifen würden, nach einem Friedensschlusse, dessen Konsequenzen die Czechen geradezu unwiderstehlich verlocken würden, einen neuen Krieg zur völligen Unterwerfung der Deutschen zu beginnen. Das böhmische Staatsrecht anerkennen, das hieße, dem Feinde in dem Augenblick, in dem der zum Schluß mit wenig Glück geführte Feldzug sich zu verzetteln beginnt, aus lauter Aengstlichkeit eine für ihn vortheilhafte, unsere Position beherrschende Grenze zugestehen, die ihn zu einem neuen und dann unwiderstehlichen Angriffe einladen würde.

Wien. B. Molden.

Die auswärtige Politik und die Erneuerung der Artillerie. Die populären Hochschul-Kurse. Das Polenthum.

Die unlustige Stimmung in Deutschland nährt sich an einzelnen kleinen Vorkommnissen des Innern, ihre Wurzeln aber hat sie nicht in der inneren Politik, sondern in der auswärtigen. Die Unfruchtbarkeit unserer auswärtigen Politik aber ist wiederum nicht verschuldet durch ihre eigenen Fehler, sondern durch den Kardinalfehler der inneren Politik, die ungenügende Machtentwickelung. Deutschland hat gekrochen vor Rußland im vergangenen Jahr — das ist schlimm. Aber es mußte kriechen und das ist schlimmer. Was wollen daneben alle die kleinen wirthschaftlichen Reibungen und Klassen-Eifersüchteleien besagen, in denen sich unser Parteileben bewegt und an denen die Leute sich ärgern und aufregen?

Wie horchte man auf, als die wundersame Mär kam, Deutschland habe sich Rußland und Frankreich angeschlossen, um den Frieden zwischen Japan und China zu vermitteln! Deutschland mit Rußland und Frankreich Arm in Arm! Eine solche Stellung konnte nicht anders als wohlüberlegt genommen sein. Man durfte erwarten, daß bei eintretenden Machtverschiebungen Deutschland in dieser Vereinigung seinen Antheil, sei es einen materiellen Gewinn, sei es etwa gar die Anbahnung der Aussöhnung mit Frankreich erlangen werde. Nichts, gar nichts ist zu Tage gekommen. Rußland hat mit China den Vertrag über die Eisenbahn durch die Mandschurei geschlossen, der die zukünftige Annexion dieses Landes bedeutet. Frankreich hat, freilich mit sehr schweren Opfern, die große, zukunftsreiche Insel Madagaskar seinem Kolonialreich angefügt. Von Deutschland ist nicht die Rede gewesen. Deutschland hat sich vor dem Zaren gedemüthigt; Deutschland hat sich sogar vor Li-Hung-Tschang gedemüthigt. Erlangt hat es nichts, nicht das Geringste, nicht einmal, daß es in der russisch-französischen Entente mit freundlicher Miene geduldet wird. Aengstlich, scheu suchen sich die großen deutschen Zeitungen, die die öffentliche Meinung in Deutschland repräsentiren, zu vergewissern, ob der neue russische Minister des Aeußeren, Murawiew, deutschfreundlich, sagen wir doch lieber gleich, uns gnädig gesinnt ist oder nicht.

Alles ganz natürlich — wir fürchten uns vor den Russen, aber die Russen fürchten sich nicht vor uns.

Nicht eher kann Deutschland wieder eine würdige Stellung unter den Großmächten einnehmen, ehe hier nicht Wandel geschaffen ist, ehe wir nicht die Energie gefunden haben, unsere Kriegsmuskeln ebenso anzuspannen wie die Russen. Wir brauchen den Krieg garnicht zu führen. Die Russen brauchen es nur zu wissen, daß wir im Stande sind, ihn so zu führen, daß sie ihn nicht bestehen können, und sie werden kommen und ebenso unsere Bundesgenossenschaft suchen, wie wir jetzt die ihrige.

Ist es wahr oder ist es nicht wahr, daß wir, der preußischen Tradition völlig vergessend, unsere Kräfte viel weniger anspannen, als unsere

Rivalen? Von Frankreich liegt es auf der Hand. Den wahrhaft beschämenden Vergleich aber bietet Rußland. Rußland hat eine größere Landarmee als Deutschland und Oesterreich zusammengenommen; das entspricht seiner großen Volksmenge. Aber Rußland hat eine Handelsflotte von 488000 Tonnen Gehalt, Deutschland von 1887000 Tonnen. Rußland aber hat dabei eine Kriegsflotte von 173 Schiffen, darunter 18 Schlachtschiffe und 10 Panzerkreuzer, Deutschland hat 96 Kriegsschiffe, darunter 14 Schlachtschiffe und einen Panzerkreuzer. Rußland verwendet 102,4 Millionen Mark, Deutschland 86,4 Millionen Mark auf seine Flotte. Mit anderen Worten, Rußland verwendet im Verhältniß zu seinem Seehandel das Vier- bis Sechsfache auf seine Kriegsflotte von dem, was Deutschland verwendet. Ist es ein Wunder, daß ein Volk, das eine solche, man darf fast sagen, grenzenlose patriotische Opferwilligkeit beweist, sich stärker fühlt, als wir und mit Hochmuth auf uns herabsieht? Ist es ein Wunder, daß die Phantasie begeisterter Nationalrussen bereits die halbe Erde ihrem Volksthum unterthan sieht? Oberst Komarow hat kürzlich im „Sswjet“ geschrieben:

„Absichtlich haben wir unsere Thätigkeit im Osten zu unseren inneren, nicht zu den äußeren Angelegenheiten gezählt. Der Osten mit seinem China, seinem Persien, Beludschistan und selbst Indien ist vom Willen der Vorsehung dem russischen Volke zum Antheil bestimmt. Ob nun ein wenig später oder früher, entgehen kann uns der Osten nicht. Zu diesem Zwecke müssen wir aber unsere Position behaupten und in Westeuropa stark sein. Hier müssen alle unsere Bemühungen, unser Verstand und unser Talent aufgeboten werden, hier müssen wir echte Russen sein, der deutschen Intrigue, den deutschen Tücken vorbeugen, die aus Berlin kommen, hier müssen wir unsere wahren Feinde gut kennen. Wenn wir uns im Westen ergeben, so verlieren wir im Osten Alles. Wenn wir im Westen stark sind, so gehört der Osten uns und wird uns nicht entgehen. Im Westen wird jetzt eine Lebensfrage für uns und unser Volk entschieden — die Frage des Bosporus und der Dardanellen, die um jeden Preis in unseren Händen sein müssen (wenn die Türkei nicht im Stande ist, ihr Wächter zu sein); um der Ruhe unseres Südens, um unserer Entwickelung, ja um unserer Existenz willen ist das nöthig. Ebenso stark, ebenso allmächtig haben wir an den Meerengen zu sein, wie unsere Stellung am Baltischen Meere und an der Weichsel unerschütterlich sein muß. Bei der Beschützung unseres Westens müssen wir vor Allem Slaven sein und das Verwandtschaftsbewußtsein innerhalb der westslavischen Bevölkerung aufrecht erhalten, die das Land bis zum Gestade des Adriatischen Meeres bewohnt und uns ein wahres Bollwerk, eine Kontreforce im Kampfe gegen den größten Feind unseres Volkes, ist — das Germanenthum. Um alle diese Fragen zu lösen, müssen wir alle unsere moralischen und physischen Kräfte unserem Westen zuwenden und hier dasjenige schützen, was im Osten unseren unzweifelhaften Besitz und unseren Reichthum bildet.“

Und vor wenig Wochen war in demselben Blatt zu lesen:

„Unsere Erfolge im fernen Ostasien werden vom wahrhaft russischen Standpunkte aus von unserer Bevölkerung durchaus nicht mit jener Begeisterung aufgenommen, mit welcher sie sich zu jedem russischen Erfolge an unserer europäischen Grenze verhält. Wenn wir in Europa stark und mächtig sind, an der Spitze des Bundes der slavischen Völker und Staaten stehen, mit Frankreich Hand in Hand gehen und die Deutschen auf ihren bescheidenen Platz stellen, so gehört ganz Asien ohnehin uns und entgeht uns nicht. Ist es nicht heute, so ist es morgen. Bestehen aber Wirren an unserer Westgrenze, fürchten wir uns vor deutschen Intriguen und deutschen Koalitionen, lassen wir uns den Bosporus und die Dardanellen entgehen, geben wir Konstantinopel in fremde Hände und lassen ausländische Mächte ins russische Schwarze Meer — gleichen dann nicht alle unsere Erfolge im fernen Osten einer Seifenblase, werden sie uns dann nicht sogar eine Last sein . . .?“

Sind diese Bilder eines der Führer der öffentlichen Meinung in Rußland etwa bloße Wolkenschlösser? Was antwortet die deutsche Presse darauf? Unermüdlich ist sie dabei, zu wiederholen, daß keinerlei Interessengegensatz zwischen Deutschland und Rußland bestehe, unermüdlich ist sie in Aufspürung von Zeichen russischen Wohlwollens für den gut deutschen Nachbar; unermüdlich ist sie in Anpreisung des Friedens, den in seiner erhabenen Gesinnung der Zar den europäischen Völkern verbürgt.

Aber Deutschland hat garnicht die Absicht oder den Wunsch, weitere Eroberungen zu machen! Gewiß ist Deutschland weit davon entfernt, aus bloßem grenzenlosen Machttrieb Länder auf Länder verschlingen zu wollen. Aber es handelt sich nicht um wollen, sondern um müssen. Ungeheure Ländermassen kommen in den verschiedensten Welttheilen in den nächsten Jahrzehnten zur Vertheilung. Die Nationalität, die dabei leer ausgeht, ist in der darauf folgenden Generation aus der Reihe der großen Völker, die dem Menschengeist seine Prägung geben, ausgeschieden. Haben wir das deutsche Reich gegründet, damit es unter unseren Enkeln wieder verschwindet?

Ein englischer Politiker hat kürzlich geäußert, Deutschland sei nicht in der Lage gegen England Krieg zu führen, da es dazu keine Bundesgenossen finden würde, und wenn es deren fände, nämlich Frankreich und Rußland, so würden diese bei der Zerstörung des britischen Weltreichs so sehr den Löwenantheil für sich nehmen, daß Deutschland an dem Ausgang des Krieges kein Gefallen finden könne. Der Mann dürfte nicht so ganz Unrecht haben. Im Kriege erhält die Beute, wer etwas gethan hat. Bei einem gemeinschaftlichen Kriege der Kontinentalmächte gegen England würde aber die deutsche Landmacht gar keine, die deutsche Seemacht eine so geringe Rolle spielen, daß Deutschland auch nur karge Früchte einheimsen könnte und den Nachtheil, einen möglichen Bundesgenossen gegen

Rußland ruinirt zu haben, in Kauf nehmen müßte. Die Engländer fürchten uns deshalb so wenig wie die Russen und behandeln uns demgemäß. Erst eine ebenbürtige deutsche Seemacht würde ebenso wie die Russen als Feinde niederhalten, sie als Bundesgenossen brauchbar machen. Diese Doppelseitigkeit ist das Entscheidende. An ihr erkennt man auch, daß der Fehler, wenigstens der prinzipielle Fehler nicht an der Leitung unserer auswärtigen Politik liegt. Mag sie England = freundlich sein, mag sie Russen = freundlich sein, sie ist immer falsch, immer mit Unfruchtbarkeit geschlagen, weil Deutschland für jede gesunde Politik zu schwach ist.

Eine erhebliche Verbesserung der deutschen Position würde es nun sicherlich sein, wenn es uns gelingt, durch Einführung eines neuen, allen bestehenden Systemen überlegenen Geschützes vor allen andern Staaten einen wesentlichen Vorsprung zu gewinnen. Wie verlautet, ist das der Fall. Es handelt sich nicht um ein Schnellfeuer=Geschütz, das nach Art des Revolvers oder des Magazin=Gewehres oder der Mitrailleuse ungeheuere Mengen von Geschossen schleudert, sondern um ein Geschütz, welches durch Verhinderung des Rücklaufs ein schnelles Laden ermöglicht und vor Allem das bestehende in der Wirkung des einzelnen Schusses übertrifft. In der artilleristischen Zunft ist ein dauernder Streit, wie die drei Forderungen der größtmöglichen Wirkung, der Beweglichkeit und der Feuergeschwindigkeit mit einander auszugleichen seien. Sowohl bei dem 1873 in Deutschland eingeführten Geschütz wie diesmal hat die Richtung die Oberhand behalten, die den Accent auf die größtmögliche Wirkung legt und Feuergeschwindigkeit wie Beweglichkeit als zwar auch sehr wesentliche, aber doch in Konkurrenz mit der Wirkung nur als sekundäre Forderungen betrachtet. Es ist sehr interessant, heute nachzulesen, was der frühere Chef des Waffen=Departements im Kriegsministerium, Generallieutnant von Müller, darüber vor vier Jahren in seiner 1893 erschienenen „Entwickelung der Feldartillerie"*) geschrieben hat.

Hier heißt es:

„Mit Sicherheit kann angenommen werden, daß die Artillerien, besonders in den Großstaaten, in nicht zu langer Zeit ein neues Geschützsystem annehmen müssen. Zum Theil zwingt dazu die durch die Gebrauchsdauer des bestehenden Materials mehr oder minder herabgesetzte Kriegsbrauchbarkeit desselben, zum Theil die eingetretene Verbesserung der Gewehre, hauptsächlich aber die mit der Einführung des neuen Pulvers zu erwartenden großen Fortschritte in der Leistungsfähigkeit der Geschütze."

„Die Anfertigung des neuen Materials für eine große Artillerie

*) Die Entwickelung der Feldartillerie in Bezug auf Material, Organisation und Taktik, von 1815 bis 1892. Mit besonderer Berücksichtigung der preußischen und deutschen Artillerie und mit Benutzung dienstlichen Materials dargestellt von H. Müller, Generallieutnant z. D. I.—II. Bd. Berlin 1893. III. Bd. Die Wirkung der Feldgeschütze 1815—1892. Berlin 1894, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.



erfordert, selbst nach Abschluß aller Modelle, mehrere Jahre. Ein in den nächsten Jahren unvermuthet ausbrechender Krieg würde daher wahrscheinlich noch mit den jetzt bestehenden Feldgeschützen durchgefochten werden. — Nach seiner Beendigung wird aber eine sofortige Beschaffung neuen Materials unbedingt nöthig und die Neubeschaffung wahrscheinlich mit fieberhafter Hast betrieben werden. Wohl dem, der dann ein fertiges Modell von der höchsten erreichbaren Leistungsfähigkeit besitzt."

„Als Frankreich im Jahre 1858 die ersten gezogenen Geschütze in der Absicht einführte, damit der Erste zu sein, waren sie schon im folgenden Jahre durch die preußischen Hinterlader überholt. Der dadurch nothwendig gewordene Uebergang zu einem neuen, wirksamen Geschütz unterblieb, und dies war nicht zum kleinsten Theile die Ursache der schweren Niederlagen von 1870."

In dem 1894 erschienenen dritten Bande des Müllerschen Werkes ist eine sehr interessante Uebersicht gegeben, welche Lebensdauer die Geschützsysteme in unserem Jahrhundert gehabt haben. Das 1842 eingeführte preußische Geschütz (das letzte glatte) lebte 17 Jahre; das folgende (gezogene Hinterlader) nur 14: das heute bestehende hat es auf 23 Jahre gebracht. In Frankreich lebte ein 1828 eingeführtes Geschütz 25, das folgende nur 5, das nächste 12, das nächste 6 Jahre, das bestehende jetzt 20 Jahre. Rußland hat ähnliche Wechsel durchgemacht, das bestehende ist 20 Jahre alt. Von allen bestehenden Geschützsystemen hat Deutschland das seinige am längsten. Nach Müller verdanken wir das dem Umstand, daß man bei uns als entscheidenden Grundsatz immer die Wirkung angenommen hat.

Eine wesentliche Opposition wird dieser Forderung im Reichstage nicht gemacht werden. Daß die Armee-Verwaltung ein neues Geschütz nicht vorschlägt, ohne daß es sehr wesentliche Vorzüge vor dem bestehenden hat und eine baldige Ueberholung nach dem Stande der Technik nicht zu besorgen ist, ist selbstverständlich. Die Verantwortung, bewußter Weise die deutsche Armee in einen möglichen Krieg mit einem Geschütz zu schicken, das nicht so gut ist, wie es die Technik nur irgend darbietet, wird Niemand übernehmen wollen. Die Forderung nun gar, daß wir mit der Beschaffung unseren Rivalen den Vortritt lassen sollten, würde heißen, Deutschland in der bevorstehenden großen Krisis, die die Orientfrage heraufführen muß, absichtlich an der wirksamen Vertretung seiner Interessen verhindern.

Die Reichstags-Opposition wird deshalb weniger der Artillerie-Forderung direkt widersprechen, als vielmehr diese Forderung als Vorwand benutzen, um die Marine-Forderung zu beschneiden, obgleich es sich auch hier eigentlich zunächst noch nicht um eine Vergrößerung, sondern um eine bloße technische Verbesserung, die Ersetzung veralteter, fast unbrauchbarer Schiffe durch neuere Konstruktionen handelt. Auch unter patriotisch gesinnten Deutschen ist ja das Verständniß für die Nothwendigkeit einer deutschen Flotte noch

keineswegs so weit durchgedrungen, daß die Regierung unbesorgt den Kampf darüber eröffnen könnte. Ein energisches Vorgehen ist aber unaufschiebbar, da der Bau der großen Schiffe vier Jahre dauert und es fast unmöglich erscheint, daß der Strom der Orientfluth, auf dem sie schwimmen müssen, noch so lange gedämmt wird.

Sind die jüngsten Nachrichten über den Gesundheitszustand des Zaren, der die Einsetzung einer Regentschaft oder eines Regentschaftsraths nöthig zu machen scheint, richtig, so wird die russische Politik völlig unberechenbar werden; der Faktionskampf im Regentschaftsrath wird Rußland wohl im Ganzen schwächen, im Einzelnen aber für unbedachte Vorstöße der panslavistischen Kriegspartei zugänglicher machen. Rußland wird Frankreich im Temperamente ähnlicher werden; um so mehr also müssen wir mit Heeresmacht auf dem Fleck sein, um das Schwert durch das Schwert in der Scheide zu halten.

Man stelle sich nicht vor, daß etwa so unerschwinglich viel dazu gehöre, um Deutschland eine gebietende Stellung zur See zu geben. Die russische Flotte ist, ganz abgesehen von Ostasien vertheilt auf zwei Meere, das Schwarze Meer und die Ostsee, die kaum miteinander kommuniziren können. Die französische Flotte wäre im Falle eines Krieges zu zwei Dritteln im Mittelmeer festgehalten. Die Benutzung des Kaiser-Wilhelm-Kanals aber gewährt gegenüber einer Kooperation russischer und französischer Schiffe den Deutschen außerordentliche strategische Vortheile.

* * *

Ein rechtes Zeichen von der Kleinlichkeit und Zerfahrenheit unseres öffentlichen Lebens ist die Aufnahme, die der Plan populärer Hochschul-Kurse gefunden hat. Man kann darüber denken, wie man will, man mag eine solche Einrichtung für gut oder schlecht, überflüssig, pädagogisch falsch, selbst schädlich halten — in ihr eine öffentliche Gefahr zu sehen, gegen die das schwerste Geschütz der Preß-Polemik aufgefahren werden muß, das ist doch nur in Deutschland möglich.

Das ganze Unternehmen ist an sich nicht so sehr bedeutend und ich gestehe, daß ich ihm keineswegs besonderen Enthusiasmus entgegengebracht habe. Als ein Kollege mir zuerst davon sprach, verhielt ich mich ziemlich abwehrend und ging in die Versammlung des kleinen Kreises, der die Vorbereitung in die Hand nehmen wollte, noch mit recht geringer Liebe zur Sache. Das Wort „Halbbildung" hat für einen deutschen Professor einmal etwas Unausstehliches, etwas Spinnenhaftes, das man sich nicht anriechen lassen mag. Die eingehenden, wiederholten Berathungen aber, die stattfanden, haben mich umgestimmt.

Das durchschlagende Moment für mich, und ich denke auch in der Sache, ist das Bedürfniß. Die Erfahrung in anderen Ländern wie in Deutschland hat gezeigt, daß in denjenigen Bildungsschichten des Volkes, die zu den höheren Lehranstalten und zu Universitätsstudien nicht gelangen

können, ein sehr starker Bildungstrieb vorhanden ist, der durch die bestehenden Lehranstalten nicht befriedigt wird. Es handelt sich da nicht bloß um den mittleren Bürgerstand, sondern auch um den höheren Arbeiterstand, den man zu Unrecht in dem gewöhnlichen Sinne als Proletarier bezeichnet, der im Gegentheil mehr und mehr die Umrisse eines neuen Kleinbürgerstandes zeigt. Zahlreiche Veranstaltungen sind bereits getroffen, um diesem Bildungsdrange entgegenzukommen: Fortbildungsschulen, Bildungsvereine, Wanderlehrer, populärwissenschaftliche Einzelvorträge, Volksbibliotheken, in Berlin die Humboldt-Akademie. Alle diese Institutionen sind, mag ihnen auch diese oder jene Schwäche anhaften, gut und nützlich. Aber sie lassen noch viel Raum neben sich. Die Mannigfaltigkeit an sich ist auf diesem Gebiet ein Vortheil. Nicht große systematisch durchaus gleichmäßig eingerichtete Institute verbürgen am besten eine gesunde Bildung, sondern ein Nebeneinander von vielerlei verschiedenartigen Anstalten, sodaß der unermeßlichen Verschiedenheit des individuellen Strebens und subjektiven Bedürfnisses auch durch Kombination und Wechsel verschiedener Anstalten nachgekommen werden kann. Bei weitem die größte Macht, die die Bildung des Volkes neben der Schule und der Kirche beeinflußt, ist das gedruckte Wort, die Litteratur, einschließlich der Zeitungen. Es ist dies eine Macht, die sich der Kontrolirung und Disziplinirung so gut wie vollständig entzieht. Um der geistigen Freiheit willen kann und darf das nicht anders sein. Aber es ist naturgemäß, daß auch eine Menge schädlicher Stoffe auf diesem Wege dem Volksgeist zugeführt werden; die direkt unsittlichen, religions- und vaterlandsfeindlichen Einflüsse sind noch nicht einmal die schlimmsten; platte, die Ahnungen der tieferen Wurzeln des Daseins abtödtende Aufklärung hat recht eigentlich hier ihren Sitz. Es ist der breite Sammelplatz der Halbbildung.

Diesen Einflüssen entgegenzutreten, ist eine der höchsten und wichtigsten Aufgaben der Bildungsträger im Volke; Zeitung gegen Zeitung, Litteratur gegen Litteratur zu setzen, genügt nicht. Plattheit und gar Gemeinheit sind an sich in der Masse nicht schwächere sondern eher stärkere Mächte als Tiefe und Edelsinn. Ist das Bildungsbedürfniß in den Massen erst erwacht, so ist es nur natürlich, daß sie sich zunächst an die bereiten Bettelsuppen wenden, die am Wege stehen, wenn nicht persönliche Einwirkung sie an die Hand nimmt und sie die schwierigeren Pfade zu den Tischen echter Bildung führt. Wir lachen über die Sozialdemokratie, wenn wir lesen, was sie ihren Anhängern als Ergebnisse der Wissenschaft vorführt. Aber wenn den Arbeitern nichts anderes geboten wird, ist es wohl ganz natürlich, daß sie ihren Führern glauben, daß dies wirkliche Ergebnisse der Wissenschaft seien. Von anderen Parteien zu schweigen, so haben wir nur die Wahl, die bildungheischende Arbeiterschaft entweder der Sozialdemokratie und ihrer sogenannten Wissenschaft einfach zu überlassen oder ihr thatkräftig andere überlegene Institutionen entgegenzusetzen.

Dies zu thun, sind in erster Linie die deutschen Universitäten im Stande und berufen. Jede private Vereinigung wird, wenn nicht schon in einer bestimmten Tendenz gegründet, doch sehr bald eine Tendenz annehmen. Das ist, auch wenn die Leiter garnicht die bewußte Absicht haben, doch unvermeidlich. Art gesellt sich zu Art; kleine und kleinste Differenzen und Friktionen verscheuchen die weniger dazu Gehörigen. Die Berliner Humboldt-Akademie steht unter Leitung des Herrn Dr. Max Hirsch — Herr Dr. Max Hirsch in allen Ehren, aber Herr Rickert hätte sich doch kaum so sehr zu wundern brauchen, daß die Berliner Professoren zur Lehrthätigkeit an der Humboldt-Akademie sich bisher nicht haben bereit finden lassen.

Ein Institut, das die bildungsdurstigen Söhne des Volkes befriedigen soll, muß vor Allem eine Gewähr für Objektivität geben. Auch der gemeine Mann hat eine sehr feine Witterung für zurechtgemachte Wissenschaft, für Wissenschaft, die irgend einer Tendenz, sei es einer politischen, religiösen, einem Klasseninteresse dient. Nicht Tendenz gegen Tendenz ist zu setzen, wenn man wahre Bildung schaffen will, sondern gegen die Tendenz die Objektivität. Objektivität mag ein Begriff sein, dem der menschliche Geist sich immer nur mehr oder weniger annähert, ohne ihn je voll zu erreichen. Das muß hingenommen werden. Schon der Wille zur Objektivität ist ein kostbares Gut, und bei allen Angriffen, denen unsere Universitäten heute von rechts und links ausgesetzt sind, sind sie doch zweifellos die besten und zuverlässigsten Hüter der Objektivität, die heute auf der Welt existiren. Zum Theil wird das nur dadurch erreicht, daß die Professoren sich untereinander bekämpfen und befehden. Ein unfehlbarer Stuhl, der entscheidet, was die wissenschaftliche Wahrheit ist, ist nicht vorhanden. Der Wahrheit selbst wohnt soviel objektive Kraft inne, daß sie sich in diesen Kämpfen und Fehden zuletzt durchsetzt. Selbst bei unseren Sozialdemokraten ist, trotz ihrer mit Herrn von Stumm wetteifernden Angriffe, die deutsche Universität doch noch in hohem Ansehen und ein unter den Flügeln der Universität erwachsenes Bildungs-Institut, dem auch die Arbeiter zuströmen, wird bei diesen eine Autorität haben, die den sozialdemokratischen Führern große Unbequemlichkeiten verursachen dürfte. Keine Staatsschule, keine Kirchenschule, kein freier Verein würde diese autoritative Wucht entwickeln können.

Man dürfte noch fragen, ob es besser ist, daß die Universitäten solche Institute aus sich heraus mit privater Unterstützung entwickeln, oder sich die nöthige Mithülfe vom Staate erbitten. Man hat sich für die Staatshülfe entschieden und mit Recht. Private Unterstützungen würden die Gefahr mit sich führen, die die freien Vereine haben; die Unterstützer würden einen, wenn auch nur unbewußten Druck zur Tendenz ausüben. Das ist vielleicht auch einmal von einem Kultusminister zu erwarten, aber die Universitäten sind es gewohnt, gerade an dieser Stelle ihre Unabhängkeit mit der größten Zähigkeit und Entschlossenheit zu vertheidigen. Dies ist einer

der wenigen Punkte, wo die gesammte Professorenschaft stets einmüthig zusammenhält. Selbst die orthodoxen protestantischen Theologen trennen sich hier von ihren religiös-kichlichen Gesinnungsgenossen und werden zu Vertheidigern der akademischen Freiheit.

Wie kann man aber hoffen, akademische Bildung auf eine Volksschulvorbildung zu pfropfen? Wie kann das einen guten Baum geben? Ist das nicht Halbbildung in der allerschlimmsten Form, da sie die äußere Autorität der akademischen Wissenschaft für sich in Anspruch nehmen kann? Wenn man dergleichen schaffen wollte, so wollte man allerdings den Nonsens. Die Kreuzzeitung sagt in ihrer zornigen Bekämpfung der neuen Unterrichts-Idee: „Die Wissenschaft kann nicht in dem Sinne „volksthümlich" d. h. den Massen zugänglich gemacht werden, wie es geplant wird, weil sie damit aufhört, Wissenschaft zu sein, d. h. eine Leistung geistiger Art, die auf der strengsten und umfassendsten Arbeit in einer bestimmten Richtung beruht, während sie gleichzeitig einen allgemeinen Unterbau voraussetzt, der ebenfalls nur durch die Mühe langer Jahre erreicht werden kann. Wo dieser allgemeine Unterbau und dieses strenge methodische Studium fehlen, da kann der Versuch, die Ergebnisse der Forschung in die Masse zu tragen, nur verwirrend wirken; damit aber wird das Uebel, das man bekämpfen möchte, ärger als zuvor: denn das ist ja eben das Wesen der Halbbildung im Gegensatz zu der wahren d. h. vollständigen, den ganzen Menschen durchdringenden Bildung, daß sie da Unklarheit schafft, wo jene zu Klarheit führt."

Hier ist die Schwierigkeit, um die es sich handelt, sehr gut gezeichnet, nur merkwürdig, daß die Kreuzzeitung nicht gesehen hat, daß sie damit alle Bildung, die nicht das akademische Studium einschließt, verworfen hat. Wie steht es denn mit dem Offizier, der von dem Kadettenkorps kommt und in die Armee eintritt?

Halbbildung besteht nicht darin, daß man das Wissen nicht voll besitzt. In diesem Sinne giebt es überhaupt keine Vollbildung. Die zu bekämpfende, schädliche, widerwärtige Halbbildung ist diejenige, der mit dem Wissen nicht gleichzeitig eine Vorstellung von den Schranken dieses Wissens eingeflößt worden ist. Halbbildung hat, wer auch das zu verstehen glaubt, was er nicht versteht. Wahre Bildung wie wahre Religion hat, nach Goethes Ausspruch, Ehrfurcht: Ehrfurcht vor dem, was über uns, vor dem, was neben uns, vor dem, was unter uns ist. Das Wesen der Halbbildung ist der Mangel an Ehrfurcht, die Blasirtheit. Nun stehen wir vor der Aufgabe, daß gewisse Schichten des Volkes nach den ringsherum hängenden Bildungsfrüchten greifen; verhindern können wir sie daran nicht; es kommt darauf an, sie ihnen auf eine solche Weise zukommen zu lassen, daß sie darum nicht glauben, die Welt ausgekostet zu haben, mit andern Worten, sie ihnen von Lehrern verabreichen zu lassen, die selbst so sehr in dem Kreise der höchsten, der akademischen Bildung leben, daß sie im Stande sind, und es ganz unbewußt thun, ihre Schüler fort-

während merken und fühlen zu lassen, daß sie sich noch nicht in dem Garten der Wissenschaft, sondern erst in den Vorhöfen befinden. Daß zwischen Volksschulbildung und akademischer Bildung zahlreiche Mittelstufen liegen, ist nothwendig; diese Stufen sind den Gefahren der Halbbildung ausgesetzt; je mehr die Halbbildung selber hier auch die Lehrstellung einnimmt, desto größer die Gefahr der blasirten Mißbildung; je enger die Beziehung zur Wissenschaft selbst, desto geringer diese Gefahr.

Also gerade durch das Eingreifen, nicht etwa einzelner Professoren, sondern der ganzen Universitäten als Korporationen, wird die beste Bürgschaft geboten, daß die ganze Bewegung in den richtigen Bahnen bleibt.

Vermehrt man aber durch ein solches Institut nicht das Bildungs-Proletariat? Leiden wir nicht schon an einer Bildungs-Ueberproduktion? Wird der Drang, aufzusteigen in Sphären, wo ohnehin kein Raum mehr ist, nicht verstärkt werden? Diese Fragen sind nicht unbedingt zu verneinen. Mit jeder neuen Schule, mit jeder neuen Bildungsmöglichkeit werden nicht nur bestehende Bedürfnisse befriedigt, sondern auch Triebe geweckt, die ohne diesen Anreiz vielleicht im Schlummer geblieben wären. Aber die Bedrängniß, die daraus entsteht, darf kein Grund sein, das Bildungs-Niveau im Allgemeinen künstlich herunterzudrücken. Es wäre zweifellos falsch, heute nach weiterer Vermehrung der höheren Schulen in Deutschland zu streben. Was die populären Hochschul-Kurse anstreben, ist ja aber auch etwas ganz Anderes. Sie wollen Leuten, die in ihrer sozial-wirthschaftlichen Sphäre bleiben, eine gute geistige Nahrung bieten. Es ist möglich, daß dadurch Einzelne verlockt werden, ihren bisherigen Beruf zu verlassen und höher hinauf zu streben, und es ist richtig, daß Andere durch ein Mißverhältniß zwischen ihrer Bildung und ihrer sozialen Position unglücklich gemacht werden können. Aber das sind Opfer, die unvermeidlich sind. Die Nation im Ganzen steigert ihre Kräfte, blüht und gedeiht, wenn sie dafür sorgt, daß der Bildungstrieb, wo er sich zeigt, in gesunder Weise gepflegt und versorgt wird. Sehr gut hat die „Nat.-Ztg." daran erinnert, daß Faraday ein Buchbindergeselle und Edison ein Zeitungsjunge war. Das strenge Prüfungs-, Berechtigungs- und Zulassungs-Wesen in Deutschland hat gewiß große Vorzüge, aber auch die Gefahr eines gewissen gelehrten Mandarinenthums, einer Unterdrückung aller Talente, die durch irgend welche Zufälle verhindert worden sind, genau den vorgeschriebenen Weg der Schulen, Prüfungen und Diplome zu gehen, auf dem die Menge der gebildeten Durchschnittssöhne gebildeter Durchschnittseltern wandelt.

Mit einer Art elementarer Gewalt, schon dadurch den Beweis der Existenzberechtigung führend, ist das neue Bedürfniß hervorgetreten. Vier Universitäten zugleich, Jena, München, Leipzig, Berlin haben, gänzlich unabhängig von einander und auch in ganz verschiedener Art, die Ausführung in die Hand genommen. Von den 84 Ordinarien der Berliner Universität haben 52 ohne weiteres den Antrag auf Einführung des In-

stitutes unterschrieben. Von mehreren andern weiß man, daß sie nur aus zufälligen Gründen nicht unterschrieben oder wenn auch keineswegs dagegen, sich noch nicht ohne weitere Prüfung, oder aus formellen Gründen nicht dafür haben aussprechen wollen. Von nicht mehr als einem halben Dutzend ist bekannt, daß sie wirklich dagegen sind. Ein wunderlicher Zufall will, daß von diesen Opponenten gerade mehrere im Senate sitzen, der nichts als ein gewählter wechselnder Ausschuß der Gesammtheit der Ordinarien mit dem Universitäts-Richter ist. Es ist in diesem Augenblick daher noch nicht abzusehen, wie die Abstimmung hier ausfallen wird. Im nächsten Jahr aber würde die Annahme sicher sein.

Nun hat sich bereits ein wahrer Sturm in der Presse erhoben, um auf den Kultusminister zu drücken, daß er die erbetene Unterstützung von 15000 Mark nicht bewillige. Wenn die „Germania“, die „Kreuzzeitung“ und der „Reichsbote“ so operiren, so kann man das von ihrem Standpunkt aus verstehen. Sie vertreten Weltanschauungen, die mit der Wissenschaft mehr oder weniger auf Kriegsfuß leben; sie sehen es daher lieber, wenn das Volk sozialdemokratisch vergiftet, als wenn es wissenschaftlich gerettet wird. Denn vor der Sozialdemokratie flüchtet sich die Welt, wie sie hoffen, noch einmal in die Arme der kirchlichen Autorität. Gelingt es aber einer freien wissenschaftlichen Bildung, der Sozialdemokratie einen Theil ihrer Gefährlichkeit zu rauben, so sinken damit die Hoffnungen der Reaktionäre und Ultramontanen. Sie opponiren nicht bloß, sie denunziren sogar. Da sie eine andere Gegenwirkung gegen den revolutionären Nihilismus als eine festummauerte Kirchenlehre nicht kennen, so ist ihnen Verbreiterung und Verbesserung selbständiger geistiger Bildung im Volke nichts als eine „unbewußte Hülfsarbeit für die Sozialdemokratie.“ In ihr volles Licht tritt diese Anklage erst, wenn man sie neben die Majorität in der Professorenschaft stellt, die sich dafür ausgesprochen hat: das ist der heutige geistige Status unserer konservativen Partei, daß ihr führendes Organ nicht etwa einzelne Professoren, nicht etwa eine Gruppe, sondern so ziemlich die Gesammtheit der Universitäts-Lehrer als Helfershelfer der Sozialdemokratie an den Pranger zu stellen wünscht.

Von der „Post“, seit sie das Organ des Herrn v. Stumm geworden ist, war nichts anderes zu erwarten. Charakteristisch aber ist, wie sie den neuen Schrecken abzuwehren sucht. Sie empfiehlt für die unteren Stände statt der allgemeinen eine bessere Berufsbildung. Da habe ich doch noch Respekt vor der „Kreuzzeitung“ oder der „Germania“. Ich halte ihre Weltanschauungen für falsch, aber sie entbehrt doch nicht gewisser Elemente des Tiefsinns; sie haben ein Recht, der Sozialdemokratie ihren Materialismus vorzuwerfen.

Die Berufsbildung aber, die die „Post“ empfiehlt, ist der Ausdruck für ein Banausenthum, das schlimmer ist als jeder Materialismus. Welche Oede im Horizont, welche Herzensleere, die da meint, dem Bildungsbedürfniß

in der bloßen Berufsbildung genugthun zu können! Wehe dem Volk, in dem es kein höheres Streben giebt als die Berufsbildung!

Auch die „Kölnische Zeitung", die doch noch nicht zu den Bildungsfeindlichen gehört, hat sich der Opposition angeschlossen. Liest man aber, was sie ins Feld führt, so scheint es, daß nur eine ganz ungenügende, ja geradezu falsche Information sie auf den Irrweg geführt hat. Sie fängt ihren Artikel an „Eine kleine Anzahl Berliner Professoren, vorzugsweise auf Anregung der Volkswirthschaftslehrer Schmoller, Sering und Wagner ..." Weder ist der Plan vorzugsweise auf eine Anregung der drei genannten Herren zurückzuführen, noch ist es, wie sich mittlerweile die „Kölnische Zeitung" überzeugt haben wird, „eine kleine Anzahl" Professoren, die den Plan betreibt.

Wohl nicht ganz ohne Absicht hat aber durch diese Art des Berichts von vornherein der Schein erweckt werden sollen, als ob das ganze ein kathedersozialistisches Unternehmen sei. Wie wenig in Wirklichkeit das politische Element dabei mitgespielt hat, möge man daraus entnehmen, daß einer der Herren Kollegen, der sich lebhaft für den Plan interessirte, mich neulich fragte, was eigentlich die „Zeit" sei, von der ihm ein Artikel zu Gesicht gekommen war. Zu dem Mißverständniß der „Kölnischen Zeitung" hat ferner beigetragen ein Satz des Antrages, der „Vorträge über solche Fragen, auf die sich die politischen, religiösen und sozialen Kämpfe der Gegenwart beziehen, oder deren Behandlung zu Agitationen Anlaß geben könnte" ausschließt. Man hat gemeint, daß damit gerade diejenigen Gebiete vermieden seien, auf denen man am nöthigsten und auch am besten der sozialdemokratischen Scheinbildung entgegenwirke, nämlich Geschichte, Philosophie und Nationalökonomie. So ist der Satz jedoch nicht gemeint. Der Accent ist zu legen auf das Wort „Fragen". Historische, philosophische, nationalökonomische auch religionsgeschichtliche Vorträge systematischer Art sind dadurch so wenig ausgeschlossen wie auf den Universitäten selber; nur direkte Zuspitzung auf aktuelle Fragen, die die Vorträge aus wissenschaftlichen in politische verwandeln würden, soll vermieden werden. Die Grenze ist da nicht leicht zu ziehen, kann auch nach Stimmung und Temperament der Zeiten wechseln. Verständige Erwägung und Takt müssen von Fall zu Fall entscheiden. Gerade darum ist es wieder von Wichtigkeit, daß die Universität selbst, nicht ein Privatausschuß von Dozenten die Sache in die Hand nimmt, damit hier die Objektivität nach Menschenkräften gewahrt bleibe. Da eine rein begriffliche Abgrenzung nicht möglich war, doch aber eine Begrenzung stattfinden muß, so konnte man das nicht wohl anders als geschehen zum Ausdruck bringen.

Zum Schluß noch einmal die Bemerkung, daß das ganze Unternehmen nicht überschätzt werden darf. Irgend eine sofort deutlich wahrnehmbare Einwirkung auf unser öffentliches Leben, auf das Verhältniß der Stände, auf die soziale Frage ist davon nicht zu erwarten. Der Kreis der Hörer

der Kurse wird sich immer in ziemlich engen Grenzen halten. Immerhin wird dadurch eine Lücke in unserem gesammten Schul- und Volksbildungssystem ausgefüllt und je wüthender sich das Obscurantenthum dagegen erhoben hat, desto mehr müssen die Vertreter ruhiger Bildung und gesunden Fortschritts auf der Durchführung bestehen.

* * *

Da im Abgeordnetenhause wieder eine große Polendebatte stattgefunden hat, will ich auch auf unsere noch so häufig mißverstandene Stellung wieder einmal zurückkommen. Der Kardinalfehler der preußischen Polenpolitik ist, daß die Regierung die Polen deutsch lehrt. Kein einziger Pole wird dadurch zum Deutschthum hinübergeführt, oder auch nur ihm angenähert; im Gegentheil, die Polen werden dadurch nur mit einer neuen ausgezeichneten Waffe in dem Kampf um ihre Nationalität versehen. Erst indem wir den Polen die deutsche Sprache beigebracht haben, haben wir sie wirthschaftlich mit den Deutschen konkurrenzfähig gemacht. Der preußische Staat hat vom Standpunkt einer bequemen Verwaltung aus allerdings ein Interesse daran, daß alle Staatsbürger die deutsche Sprache verstehen, namentlich auch für die Armee ist das sehr wünschenswerth; für das Deutschthum aber wäre es unendlich viel nützlicher, die Polen lernten nicht deutsch, weil sie dann im wirthschaftlichen Wettstreit der Nationalitäten nothwendig unterliegen müßten. Der Schade, den das Deutschthum von dem Deutschlernen der Polen hat, ist aber ein doppelter. Die Sprache wird ihnen mit einer gewissen Gewalt aufgezwungen; Zwang, auch wohlthätiger, erbittert; aus diesem Zwang und dieser Erbitterung erfließt ein Kitt, der sehr viel dazu beiträgt, daß die Polen unter sich so fest zusammenhalten. Niemals in ihrer ganzen tausendjährigen Geschichte sind die Polen unter sich einig gewesen; Dank unserer falschen Politik sind sie es jetzt, und Dank dieser Einigkeit, indem Jeder dem Andern hilft, jeder Pole nur einem Polen, nie einem Deutschen etwas zu verdienen giebt, machen sie wirthschaftlich und national nie dagewesene Fortschritte. Nehmen wir an, der Zwang zur Erlernung der deutschen Sprache fiele fort, so würde sofort eine Spaltung eintreten; die Einen würden einsehen, daß diese Kenntniß für das Fortkommen ihrer Kinder schlechterdings unentbehrlich ist, der nationale Fanatismus der Andern würde sich widersetzen, und die Spaltung wäre da. Ist der Riß erst vorhanden, so wäre es nicht schwer, ihn allmählich durch geschickte taktische Züge zu erweitern und damit wäre auch die Möglichkeit gewisser Erfolge gegeben, die jetzt schlechterdings ausgeschlossen sind.

Geht es so weiter wie jetzt, so wird Jahr für Jahr weiter das Polenthum zunehmen und das Deutschthum zurückgehen und nicht lange wird vergehen, so wird die Million Wasserpollacken, die wir in Oberschlesien haben, in richtige Nationalpolen verwandelt sein. Dann hat es, ganz abgesehen von der Zunahme in Posen und Westpreußen, die preußische Re-

gierungskunst fertig gebracht, aus 2 Millionen Polen 3 Millionen zu machen. Wir sind auf dem besten Wege dahin.

Der Herr Minister des Innern und der Herr Kultusminister haben von der rücksichtslosen Energie gesprochen, mit der namentlich gegen die Agitation in Oberschlesien vorgegangen werden soll. Ja, was will man denn machen? Will man auch die Farben der Provinz Schlesien ändern und hofft man damit, die polnische Agitation einzudämmen? Die Vorschläge, die vor einigen Monaten in der „Kölnischen Zeitung", in der „Münchener Allgemeinen" und anderwärts auftauchten zur Bekämpfung des Polenthums, hat man alle schon wieder stillschweigend unter den Tisch fallen lassen, weil sie alle nichts taugten.

Will man, was jetzt im Werke zu sein scheint, alle Volksversammlungen verbieten, in denen Polnisch gesprochen wird? Der Erfolg würde sein, daß das Volk noch mehr als bisher auf den ausschließlichen Einfluß der Geistlichkeit angewiesen ist, daß also die preußische Regierung die Hochburg des Polenthums ihrerseits noch mit einer neuen Schutzmauer umzieht und die letzte Aussicht, einmal einen Riß in diesem festen Mauerwerk entstehen zu sehen, schwindet.

Das ist es ja, was man zu erkennen nicht die Selbstüberwindung und den Muth hat, daß alle Mittel zur Bekämpfung des Polenthums sich sammt und sonders als unpraktisch, zweckwidrig, nicht das Deutschthum sondern das Polenthum fördernd, erwiesen haben. Was hilft es, daß die „Berliner Neuesten Nachrichten", die „Post" und andere Organe die Regierung fortwährend zur Energie anfeuern, wenn sie selber nicht den allergeringsten Vorschlag zu machen wissen, was zu thun ist? Die Leute kommen sich groß vor, wenn sie einmal einen Erfolg, wie gegen den Probst von Witaschütz, erreicht haben. Als ob damit für das ungeheuere Problem dieser gemischten Provinzen etwas ausgerichtet würde.

Ich weiß, daß augenblicklich ein Wandel unserer Politik auf diesem Felde nicht zu erwarten ist. Aber wenn die Jahre ins Land gehen und das Polenthum wächst und wächst und alles Suchen nach Kampfesmitteln in der bisherigen Richtung nichts, gar nichts zu Tage gefördert hat, dann wird endlich die Erkenntniß durchbrechen, daß eine vollkommene Aenderung der Grundsätze eintreten muß. Der Schade, der heute tagtäglich hier wie in Schleswig angerichtet wird, wird dann sehr schwer wieder gut zu machen sein.

24. 1. 97. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bourget, Paul. — Jenseits des Oceans. Zwei Theile. Gr. 8°. (338, 318 S.) à 4,50 M. Breslau 1896, L. Frankenstein.
Brüuer, E. — Charles Gounod, Aufzeichnungen eines Künstlers. Gr. 8°. (280 S.) 5 M. Breslau 1896, L. Frankenstein.
Brecher, Adolf. — Napoleon I. und der Ueberfall des Lützowschen Freikorps bei Kitzen am 17. Juni 1813. Mit einer Karte von Kitzen und Umgegend 1813. 100 S. Berlin, R. Gaertner, (Hermann Heyfelder).
Bulthaupt, Heinrich. — Dramaturgie des Schauspiels. I. Band. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Sechste durchgesehene und erweiterte Auflage. 540 S. 5 M. Oldenburg und Leipzig, Schultze, (A. Schwartz).
Gaedertz, K. Th. — Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden. Gr. 8°. (XI 170 S.) 4 M. Wismar 1897, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.
Jacobi, Dr Leonard, Justizrath, Universitätsprofessor, Privatdozent in Berlin. — Das persönliche Eherecht des bürgerlichen Gesetzbuch für das deutsche Reich. 90 S. Berlin, J. Guttentag.
Junghaus, Sophie. — Um das Glück. Roman in 2 Bd. 8 M., geb. 10. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn.
Nussbaum, Sophie. — Education in the Netherlands and in Italy. (United States of education.) Washington, Government Printiny Office.
Procella, Max. — Irmgard. Novelle. 82 S. Berlin, E. Gross.
Schrader, Dr. Hermann. — Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. 266 S. 3,50 M., geb. 4,50 M. Weimar, Emil Felber.
Schmidt, Lothar. — Juvenes dum sumus. Gr. 8°. (148 S.) 3 M. Breslau 1896, Verlag von L. Frankenstein.
Schmidt, Lothar. — Sprechstunde. Einakter. Gr. 8°. (68 S.) 80 Pf. Breslau 1896, Verlag von L. Frankenstein.
Viezens, Dr. jur. — Die Taugenichtse. Eine Betrachtung über Preussische Richter. Gr. 8°. (68 S.) 1 M. Berlin 1897, Carl Heymann's Verlag.
Baasch, Dr. Ernst. — Beiträge zur deutschen Territorial- und Stadtgeschichte. Die Hansestädte und die Barbaresken mit einem Anhang. 8°.(238 S.) 6 M. Kassel, Max Brunnemann.
Bell, Alexander, Melville. — Englische sichtbare Sprache in zwölf Lektionen. Illustriert, 80 S. 50 Cents. Volta Bureau, Washington.
Berichte und Verhandlungen der deutsch-östereichischen Konferenz am 12. u. 13. Oktober 1896 zu Berlin, herausgegeben v. Dr. A. Osterrieth, Berlin, und Dr. J Wechsler, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien. 169 S. Berlin, Karl Heymann.
Böckh, R., Direktor d. Statist Amtes der Stadt Berlin. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 21. Jahrgang, Statistik des Jahres 1894. Im Auftrage d. Magistrats herausgegeben. Berlin, P. Stankiewirz.
de la Chevallerie O. — Die Dummallheit oder, Wir sind schon über das Ende hinaus. 8°. (24 S.) Leipzig, Emil Herrmann'sen.
Coloma, Luis. — Lapalien, aus dem Spanischen. Gr. 8°. (XII 655 S.) 3 M. Berlin, Verlag der Romanwelt.
Coronna, Jean. — Ikarus, Phantastika. Kl. 8°. (65 S.) 1,50 M. Berlin, Karl Siegismund.
Dehn, Paul. — Hinter den Kulissen des Modernen Geschäfts Gr. 8°. (96 S.) 80 Pf. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Egidy M. von Oberstl. a. D. — Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragskurse. Bd. III. Ueber Erziehung. Gr. 8°. (59 S.) 60 Pf. Bern 1896, A. Siebert.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W. Magdeburger Strasse 27.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.



Christenthum und Religionsgeschichte.

Von

E. Troeltsch,
Professor der Theologie in Heidelberg.

Der allgemeinste, jedem erkennbare und sich aufdrängende Charakter der religiösen Lage ist der einer Zersetzung der kirchlichen Religion, die trotz aller gelegentlich sehr tief einschneidenden äußeren Herrschaft in ihrem inneren Gefüge sich bedenklich gelockert hat und das innere Leben der geistig vorwärts strebenden Kreise nicht mehr beherrscht. Das Maß subjektiver Frömmigkeit und religiösen Bedürfens ist heute vielleicht nicht viel geringer als jemals sonst. Es sind nur die äußeren Zwangsmittel und die allgemeine Kirchlichkeit weggefallen, die in den Zeiten stärkerer äußerer Herrschaft der Kirchen und strenger theologischer Gebundenheit der Wissenschaft den Schein allgemeiner Gläubigkeit hervorriefen. Wo früher lediglich gleichgiltige Unterwerfung oder gemüthloser Gewohnheitsglaube stattgefunden hat, da finden wir heute offenen Gegensatz und bewußte Emanzipation oder den gleichen Gewohnheitsglauben an religionsfeindliche Theorien oder die gleiche, nur jetzt prinzipiell gewordene Indifferenz. Der wichtige Unterschied liegt vielmehr in der Erschütterung des Glaubens auch bei den Gläubigen und Glauben-wollenden selbst, in dem auflösenden Kampfe großer neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden gegen die Grundbegriffe und Darlegungsmethoden des bisherigen christlichen Glaubens. Freilich gehen die beirrenden Wirkungen keineswegs bloß von der Wissenschaft aus, sondern ebensosehr von ethischen oder öfter noch unethischen Gegenwirkungen gegen die bisherige

Moral, von dem Hasten und Treiben einer rein innerweltlich gerichteten Kulturseligkeit, innerhalb deren dem Glauben die stärkende Resonanz im Gesammtbewußtsein und in einer allgemein verehrten väterlichen Ueberlieferung fehlt. Aber trotzdem sind bei allen ernsteren und tieferen Gemüthern die Einwirkungen der Wissenschaft die eigentlichen Gründe der unsicheren Lage, wenigstens soweit der Protestantismus in Frage kommt. Seit in der Aufklärungsepoche eine völlig neue Grundlegung des wissenschaftlichen Denkens und damit eine neue Gestalt der europäischen Kultur geschaffen worden ist, hat der Protestantismus, theils vermöge inneren Entgegenkommens, theils infolge seiner geringeren kirchlichen Geschlossenheit einen unauflöslichen Bund mit der Wissenschaft geschlossen, der ihn in ein beständig hin- und herwogendes Ringen mit ihr verflochten hat, wo bald die Einwirkungen der neuen Wissenschaft, bald die der Ueberlieferung überwiegen. Der Katholizismus hat nach vorübergehenden Beirrungen die neue Wissenschaft innerhalb seines Machtbereiches vernichtet, und, da auch er natürlich seinen Compromiß mit der neuen Welt schließen mußte, hat er ihn nicht mit der Wissenschaft, sondern mit den politischen, rechtlichen und sozialen Strömungen der neuen Zeit, mit den Mächten des allgemeinen Stimmrechtes geschlossen, während er unter der Bedingung runder Anerkennung seines Bestandes den Gebildeten eine sehr verschiedenartige Privatstellung zu seinen Glaubenslehren überläßt. Sein Schicksal hängt in erster Linie an der Entwickelung der Consequenzen, welche seine in unserem Jahrhundert eingeschlagene Politik aus sich hervortreiben wird. Dagegen hängt das Schicksal des Protestantismus in erster Linie an der Entwickelung der Wirkungen, die sein im achtzehnten Jahrhundert mit der Wissenschaft eingegangenes Bündniß entfaltet hat und noch entfalten wird. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß das Interesse an der religiösen Lage heute keineswegs sich deckt mit dem an dem Schicksal der beiden Konfessionen. Wenn auch vorwiegend vom Protestantismus ausgehend und nur durch ihn möglich, hat sich doch eine Gemeinschaft solcher gebildet, die, weniger irreligiös als unkirchlich, die religiöse Frage rein sachlich in ihrem Verhältniß zu den wissenschaftlichen Problemen untersuchen und von einem konfessionell völlig neutralen Standpunkte aus die Lage zu entwirren und soweit möglich zu klären versuchen. Auch wer wie ich fest überzeugt ist, daß eine Gesundung der religiösen Verhältnisse endgiltig nur von dem Boden der kirchlichen Gemeinschaften

zu erreichen ist, muß doch zugestehen, daß gegenwärtig der Schwerpunkt aller Verhandlungen über die Religion bei dieser Gruppe liegt und nicht in der zünftigen Theologie. Wer Klarheit über die Lage haben will, muß sie von hier aus suchen. In diesem Sinne einer ganz unzünftigen Betrachtung sollen die folgenden Zeilen die Lage von einer Seite beleuchten, deren Wichtigkeit mit jedem Jahre deutlicher werden wird.

Der Grund der kritischen Erschütterung ist nicht die neue mit der Aufklärung entsprungene Spekulation, die an Stelle der aus neuplatonischen, aristotelischen und biblischen Elementen erbauten Philosophie der Kirche eine neue, die antike Ueberlieferung selbständig aufnehmende und zugleich die Anfänge einer prinzipiell modernen Natur- und Geschichtswissenschaft verarbeitende Metaphysik setzte. Spekulation und Theologie sind wesensverwandt. Beide entspringen aus dem Zuge des menschlichen Wesens zum Unendlichen und Uebersinnlichen, das die eine wissenschaftlich, die andere religiös zu erfassen versucht. Wo ein allgemeiner Sinn für Spekulation vorhanden ist, da versteht man, was die Theologie will, und wo ein starkes religiöses Bedürfniß in den Menschen steckt, da ist auch der stärkste Antrieb zur Spekulation. So sehr beide in ihren Ergebnissen sich entzweien mögen und das namentlich seit der Aufklärung, wo die Spekulation ganz neue, der Antike und der Bibel unbekannte Elemente aufnahm, auch gethan haben, so finden sie sich doch immer wieder und verstärken sie sich gegenseitig. Eben weil aus der bisherigen Ueberlieferung das religiöse Interesse als das beherrschende nachwirkte, hat die Aufklärung mit einer neuen Spekulation eingesetzt, und eben weil Spekulation und Theologie bei allem Gegensatze wahlverwandt sind, hat sie auch zu Friedensschlüssen und Compromissen zwischen beiden geführt, die vielen der Besten im vorigen Jahrhundert als eine dauernde Lösung des von der Zeit gestellten Problems und als der Beginn einer herrlichen Periode erschienen. Das Zeitalter Schleiermachers und Hegels schien diesen Friedensschluß nur zu vertiefen und auf eine prinzipiellere Basis zu stellen. Der Hauptertrag der neuen Spekulation, die metaphysische Immanenzirung des Verhältnisses von Gott und Welt und die ethische Ausbreitung des geistigen Gehaltes über den Gesammtumfang des innerweltlichen Lebens, schien neben antiken doch auch christlichen Einflüssen sein Wesen zu verdanken und von dem christlichen Prinzip leicht assimilirt werden zu können. Ein glänzendes Feld neuer theologischer und philosophischer Unter-

suchungen schien sich zu eröffnen, an denen, wie die Biographien aus jener Zeit zeigen, Männer aller Berufsarten lebhaften Antheil nahmen.

Dieser Friede und dieses Interesse sind längst verschwunden, theils weil die Kirche und Volksreligion sich einen solchen, im Grunde doch sehr tief einschneidenden Compromiß nicht gefallen lassen wollte und sich lieber vom wissenschaftlichen Leben isolirte, theils aber und vor allem, weil die Spekulation gesprengt wurde von dem selbständigen Wachsthum der Elemente, die sie zuerst noch unter sich zu befassen und sich dienstbar zu machen gewußt hatte. Die beiden neuen Schöpfungen der Aufklärung, die mathematisch-mechanische Naturwissenschaft und die kritisch vergleichende Geschichtswissenschaft, befreiten sich und erlebten eine ganz außerordentliche, alle Thätigkeit und alles Interesse aufzehrende Ausbreitung. Beiden gegenüber konnte die bisherige Spekulation sich nicht mehr behaupten. Die Folge davon war, daß in der ohnedies von der erneuerten Orthodoxie abgestoßenen Bildung mit der Spekulation sich auch der Sinn für das von der Religion erlebte und gelehrte Uebersinnliche verlor und ein völlig empirisch geschultes Denken sich ihren Problemen überhaupt nicht mehr zu nähern wußte. Noch wichtiger aber war die andere Folge, daß die beiden Wissenschaften eine ungeheure Veränderung des Welt- und Geschichtsbildes herbeiführten, die auf Schritt und Tritt die religiösen Begriffe von Gott und Seele zerstören zu müssen schien und zu gleicher Zeit die geschichtlichen Grundlagen unterwühlte, auf denen die bisherige Anschauung des Christenthums von sich selbst beruht hatte. Der Kampf, der so entbrannte, ist viel heftiger und gefährlicher als der mit einer feindlichen, aber doch immer verwandten Spekulation. Es ist der Kampf mit einer veränderten, alle Lebensgebiete durchdringenden Kenntniß und Auffassung der Thatsachen. Die von der Lage geforderte Auseinandersetzung ist eine solche mit ihnen. Die Spekulation kommt erst in zweiter Linie.

Von den beiden neuen Wissenschaften erscheint vielen die Naturwissenschaft als der eigentliche Gegner, sie jubeln oder klagen über ihre den Glauben täglich mehr zurückdrängenden Triumphe. Das ist aber eine der großen Täuschungen, wie sie unerwartete Erfolge zu begleiten pflegt, die Verallgemeinerung und Uebertragung von Erkenntnissen und Methoden, die auf ihrem Gebiete eine aller-[illegible] großartige Leistungsfähigkeit bewährt haben. Zwar hat die [illegible] der Naturwissenschaft aufgewiesene Eigengesetzlichkeit und Regel-

mäßigkeit des Naturwirkens die alten anthropomorphen Vorstellungen von dem göttlichen Wirken unmöglich gemacht. Aber diese Vorstellungen sind auch schon aus anderen und zum Theil gerade aus religiösen Gründen erschüttert und können einer vertieften Fassung des Gottesbegriffes weichen. Zugleich haben die Versuche, das geistige Leben den Naturgesetzen zu unterwerfen, nur gezeigt, daß jenes ebenfalls seine eigene, aber ganz andersartige, mit der der Natur gar nicht zusammenfallende Gesetzlichkeit und Wirkungsweise hat. Zwar hat die Naturwissenschaft ferner den Eindruck verstärkt, daß die Natur unfühlend nur nach ihren eigenen Gesetzen verfährt und um das geistige Leben, seine Zwecke und Güter sich nichts kümmert, daß sie launisch es bald fördernd vorzubereiten und zu begünstigen, bald aber auch wieder es brutal zu vernichten scheint. Aber dieser Eindruck ist uralt und gerade an ihm vor allem belebt sich die religiöse Sehnsucht, sich in dem tiefsten Lebensgrunde des Geistes festzuwurzeln, um von jenen großen Räthseln nicht erdrückt zu werden. Zugleich hat doch auch jede ernstere Forschung gezeigt, daß, so sehr man alle Zusammenhänge als rein mechanische auffassen möge und so sehr jede Abwandelung und Abbiegung für willkürliche Einzelzwecke ausgeschlossen ist, doch in den Formen dieses Zusammenhanges organisirende Ideen wirksam sind, daß wenigstens im organischen Leben der mechanische Zufall nichts erklärt. Was die wirkliche Welt darbietet, ist in Wahrheit ein Dualismus von Vernünftigem und Werthvollem auf der einen, von Unvernünftigem und rein Thatsächlichem auf der anderen Seite. Daß eines von beiden Schein oder doch eines allein das wahrhaft Herrschende sei, läßt sich nicht beweisen. Es ist und bleibt immer ein Glaube, sich so oder so zu entscheiden. Daß aber der Glaube, der Natur und Materie alles sein läßt und aus ihr alles andere ableitet, ein unmöglicher ist, zeigt die thatsächliche Selbständigkeit der geistigen Welt. Das allein, ob die geistige Welt der Natur gegenüber etwas Selbständiges und Eigenkräftiges sei, ist daher die Frage, die wir gegenüber der Naturwissenschaft zu stellen haben, während wir sie im übrigen ruhig ihre Wege gehen lassen können, die doch kein Bearbeiter der Geisteswissenschaften überschauen kann. Die Antwort aller wirklich bedeutenden Forscher hierauf ist eine bejahende, wie verschieden auch ihre genaueren Anschauungen über das Verhältniß sein mögen. Für die Naturforschung selbst drängen sich die spezielleren Probleme zusammen in die Fragen nach dem Verhältniß von Gehirn und Seele und nach dem Vorhandensein organisirender

teleologischer Ideen in der Naturentwickelung, die die Natur als eine wenigstens im Allgemeinen den Zwecken des Geistes dienende erweisen. Beide Probleme sind nur von Naturforschern und Philosophen vereint zu lösen. Der Historiker und Erforscher des geistigen Lebens aber braucht diese Lösungen nicht abzuwarten. Für ihn steht nicht bloß fest, was gegenwärtig ein Gemeingut gegenüber jeder Art von Materialismus ist, daß nämlich der Geist eine aus der Natur unableitbare selbständige Kraft ist, sondern auch der wichtigere Satz, daß diese selbständige Potenz ihre Eigenkraft nicht lediglich in einer formalen Anpassung an die Natur bethätigt, vielmehr von Hause aus in sich auch selbständige geistige Inhalte, Anlagen und Triebe enthält, aus denen in Wechselwirkung mit den Anforderungen der sinnlichen Wirklichkeit die reiche Welt der Geschichte entsteht. Auf seinem Gebiet tritt ihm die dem Naturforscher weniger vertraute Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit der geistigen Entwickelung in Religion, Moral und Kultur so deutlich entgegen, daß er sich diesem Gebiete als einem mindestens relativ selbständigen zuwenden kann und seine Probleme als solche der geistigen Welt behandeln darf.

Hier auf diesem unserem eigenen Gebiete liegt aber auch der eigentliche Schwerpunkt der religiösen Frage. Wie die Religion ein Bestandtheil des geschichtlichen Lebens ist, so liegen die Hauptfragen auf dem geschichtlichen Gebiete. Die moderne Geschichtswissenschaft, die über früher ungekannte Zeiten und Breiten sich erstreckt, hat auch den christlichen Glauben vor ganz neue Probleme gestellt, und die Entstehung einer vergleichenden Religionsgeschichte ist es, die ihn im Grunde am tiefsten erschüttert hat. Bis zum 18. Jahrhundert kannte die Theologie und die Wissenschaft überhaupt mit geringen und einflußlosen Ausnahmen nur die streng supranaturalistische Voraussetzung der christlichen Welt, daß das Christenthum auf einer übernatürlich mitgetheilten und durch naturdurchbrechende Wunder legitimirten Offenbarung beruhe. Nur über deren Auslegung, nicht über ihre Thatsächlichkeit, verbreitete sich das wissenschaftliche Denken. Von nicht-christlichen, konkurrirenden Erscheinungen kannte man nur die griechisch-römische Mythologie und den Islam. Die erste aber betrachtete man als sündhafte Verderbung der Reste paradiesischer Erkenntniß, den anderen als eine Ketzerei des Christenthums. Ihre Wunder waren wie die der Ketzer Aeffungen des Teufels. Der Gottesglaube der griechischen Philosophie dagegen bedeutete keine Konkurrenz mit der christlichen

Offenbarung, sondern stellte den Ertrag „des natürlichen Denkens“ dar, das normale und kanonische Erzeugniß des lumen naturale, das sich zur Offenbarung als mehr oder minder freundlich gewürdigte Analogie und Vorstufe verhielt und das man zur Definirung und Darstellung des Offenbarungsinhaltes selbst nicht entbehren konnte. Diese enge und kleine Welt einfacher, selbstverständlicher, historischer Voraussetzungen wurde vom 18. Jahrhundert zerstört. Zwar war es zuerst die neue Naturwissenschaft und Metaphysik, die das Wunder und den Supranaturalismus in Frage stellte, aber bald ging in immer höherem Maße diese Wirkung von der historischen Forschung aus. Neben das Christenthum, die Antike und den Islam stellten sich die anderen großen Religionen der alten Welt mit ihren analogen theologischen Lehren, außerhalb der christlichen Welt eröffnete sich eine unermeßliche „heidnische“ Welt in den neu dem Verkehr erschlossenen und von vielbewunderten Reisebeschreibungen dargestellten Erdtheilen. Dadurch wurden die analogen Wunder und Uebernatürlichkeiten der jüdischen und christlichen Geschichte und die angebliche Einzigartigkeit des Kirchenthums doppelt zweifelhaft. Voltaire und Montesquieu liebten es, durch solche Parallelen christlicher und heidnischer Religion zu wirken. Die Anwendung der neuen pragmatischen und kritischen Methoden, vom Deismus vorbereitet und von den deutschen Theologen des 18. Jahrhunderts energisch vertieft, zeigte an der eigenen Geschichte des Christenthums seine Wandelbarkeit, zerstörte die katholische Fiktion, als stelle die Kirche die einfache Fortsetzung des Urchristenthums dar, nicht minder als die protestantische, nach der die Reformation die Wiederherstellung desselben sei. Alle Fragestellungen der bisherigen konfessionellen Geschichtsanschauung wurden aufgehoben und durch neue, die Offenbarungs- und Kirchengeschichte in den allgemeinen historischen Pragmatismus hineinziehende ersetzt. Was das 18. Jahrhundert immer noch zögernd und in Allem eine unwandelbare Vernunftwahrheit suchend, in aller Religion, besonders aber im Christenthum, die „natürliche Religion“ verehrend, begonnen hatte, das setzte das 19. Jahrhundert mit wachsendem Erfolge und in ganz unermeßlicher Verbreiterung fort. Es hat das Leben der Menschheit in einen rastlosen Strom geschichtlichen Werdens, beständiger Wandelungen aufgelöst, indem es das uns zugängliche Bruchstück desselben in seiner inneren Bewegung aufzeigte und für die uns unbekannten Theile, die vor und nach diesem Bruchstücke liegen, der Phantasie das Bild endlos fluthender Veränderungen aufrollte.

Vor Allem aber bildete es für die einzelnen Gebiete wie für die Gesammtbetrachtung der Geschichte konkrete, philologisch-historische Methoden aus, an Stelle der pragmatischen die genetische Methode, die auf der Voraussetzung einer kontinuirlichen und gleichartigen Entwickelung des geistigen Lebens beruht, die Gesetze der Traditionsbildung bei den alten Völkern untersucht und gerade hier zeigt, wie sich aus diesen, jede Entwickelung und natürliche Bedingtheit verwischenden Traditionen der wirkliche Gang der Dinge deutlich rekonstruiren läßt. In jenem gewaltigen Strome schienen auch die kleinen und großen Religionen, zu denen mit dem Beginn unseres Jahrhunderts auch die neu entdeckte indische Religion sammt ihren Nachbarreligionen hinzutrat, nur auf- und niederbrausende Wellen zu sein, endlos verschieden und ohne Bestand. Denn aus der neuen philologischen Methode ging naturgemäß auch eine ganz neue Erforschung der antiken Religionen hervor. Bilden doch die „Religionsalterthümer" in ihrer engen Verbindung mit Recht, Politik, Gesellschaftsgliederung, Kunst und Wissenschaft der alten Völker den Hauptstock der Ueberlieferungen. Mythen und Traditionen, Kulte und religiöse Gesetze wurden nunmehr in ihrem natürlichen Zusammenhang mit dem Gesammtleben erkannt. Dazu kamen schließlich die Forschungen der Ethnologen und Anthropologen über die „geschichtslosen" Völker, welche bei diesen eine große Anzahl von Zügen aufwiesen, die sich mit den ältesten Spuren kultureller und religiöser Entwickelung jener Kulturvölker nahe berühren und ein ganz neues Licht auf deren Anfänge warfen. So hat sich aus dem Zusammenwirken von Alterthumsforschung, orientalischer Philologie und Ethnologie eine große neue Disziplin, die Religionsgeschichte, erhoben, die zwar noch sehr unfertig und sehr ungleichmäßig bearbeitetet ist, von der aber bereits jetzt direkt und indirekt die stärksten Wirkungen ausgehen. Ihre Methoden sind tief in die Erforschung der israelitischen und christlichen Religion eingedrungen. Niemand bezweifelte ihre glänzende Wirkung auf dem profanen und außerchristlichen Gebiete, und als man sie grundsätzlich auf das Ganze der christlichen Tradition anwandte, zeigte sich, daß dieser Schlüssel, der überall öffnete, auch hier in das Schlüsselloch paßte. Die Geschichte des Christenthums war damit unwiderruflich der allgemeinen Religionsgeschichte eingegliedert, so sehr man sich das auch an den wichtigsten Punkten wieder auszureden suchte. Von der anderen Seite nöthigte aber auch die prinzipielle Untersuchung von Wesen und Wahrheit religiöser Erkenntnisse, die ge-

schichtliche Mannigfaltigkeit der Religionen im Allgemeinen ins Auge zu fassen. Der historisirende Geist des modernen Denkens hat Philosophen wie Theologen auf allen Gebieten zu geschichtlichen Betrachtungen genöthigt und das frühere, einfacher verfahrende, rein logisch-spekulative Verfahren beseitigt. So hat sich von allen Seiten der Ring religionsgeschichtlicher Betrachtung um das Christenthum geschlossen.

Die Wirkungen von alledem liegen auf der Hand, sie sind aber bedeutender, als man zunächst annahm und als man noch jetzt oft annimmt. Die nächste Folge war, daß alle Uebernatürlichkeiten und besonderen Kausalitäten aus der Auffassung der Geschichte des Christenthums verschwanden und diese Geschichte bei voller Festhaltung ihrer bisherigen Bedeutung doch nach der Analogie anderer Ueberlieferung untersucht wurde. Damit fiel aber die das Christenthum von aller andern Religion unterscheidende übernatürliche Grundlegung dahin, seine Urgeschichte war nur mehr seine Quelle, nicht mehr sein Beweis. Seine geschichtlichen Fundamente, die für seine bisherige Anschauung von sich selbst die beherrschende Rolle gespielt hatten, geriethen ins Wanken und damit veränderte sich sein ganzes bisheriges Wesen. Aber dadurch war im Grunde nicht bloß seine Uebernatürlichkeit, sondern, wie sich bald zeigte, auch seine Einzigartigkeit und sein ausschließlicher Wahrheitswerth bedroht. Es war nur eine der großen Weltreligionen neben Islam und Buddhismus, wie diese aus einer langen Vorgeschichte sich entwickelnd und den Abschluß weitverzweigter geschichtlicher Bildungen vollziehend. Wo blieb da seine Alleinwahrheit oder auch nur sein beherrschender Vorzug, wo blieb da vor allem der Glaube an Offenbarung? Die Frage nach der Aechtheit der Ringe wurde noch viel ernster als sie bei Lessings Vernunftreligion gewesen war. Aber die Konsequenz geht noch weiter. Nicht bloß die Geltung und Wahrheit des Christenthums, sondern auch die der Religion überhaupt als eines selbständigen und eigenthümlichen Lebensgebietes wird von diesem Strudel geschichtlicher Mannigfaltigkeit fortgerissen. Wie kann überhaupt eine Wahrheit in dem religiösen Gottesglauben sein, der in tausend verschiedenen, deutlich von Lage und Verhältnissen abhängigen Formen sich kundgiebt und der auf Offenbarungen zurückgeht, die sich alle für unfehlbar und allgemeingiltig oder doch mindestens für ein unmittelbar übernatürliches Werk der Gottheit ausgeben und zugleich sich vollständig widersprechen? Wie kann es bei der unübersehbaren Vielheit und den tiefen Unterschieden der Reli-

gionen überhaupt noch Religion geben, wenn Religion in Wahrheit Gemeinschaft mit der Gottheit bedeuten soll? Oder muß es dann nicht wenigstens mit dem allerdings schwer verständlichen Worte Schillers heißen?

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

Oder mit dem freilich nicht seine ganze und eigentliche Anschauung ausdrückenden Worte Goethes?

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Der hat auch Religion.
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion."

Es ist eine Geschichte des Wahns und des Aberglaubens, im besten Falle die rohe Vorstufe und der populäre Ersatz der Philosophie und Kunst, rein aus menschlichem Denken und Irren entsprungen, und nicht ein Werk der Gottheit, wenigstens nicht mehr und nicht anders als irgend ein anderes Geschehen, da die Gottheit sich mit sich selbst nicht entzweien kann. Aber damit gehen dann freilich die Fragen wieder von vorne an: warum dann diese ungeheuren Umwege durch die Religionen zur Wahrheit der Philosophie und Kunst, warum die Nothwendigkeit eines populären Ersatzes? woher die räthselhafte Selbständigkeit und Eigenkraft der Religionen, die bald mit Kunst und Wissenschaft sich vertragen und sie zu ihren höchsten Leistungen inspiriren, bald sie in ihrer Blüthe vernichten und sich an ihre Stelle setzen? wozu der eigenthümliche, nirgends sonst erlebte und in Kunst und Wissenschaft aus der Religion nur entlehnte innere Gehalt zwingender, lebendiger Beziehungen zur Gottheit?

Hier liegen in der That die eigentlichen Probleme für den, der eingesehen hat, daß die Naturwissenschaft über Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Religion nichts oder doch nur die allgemeinsten Vorfragen entscheiden kann. Sie bilden auch den tiefsten Grund der gegenwärtigen Krisis, wenn auch die Durchschnittsbildung zunächst dabei beharrt, diesen Fortschritt oder dieses Unglück — je nach dem Standpunkt — allein der Naturwissenschaft zuzuschreiben. Wie die gegenwärtig auf allen Gebieten um sich greifende Skepsis ihren Hauptgrund in dem durch die ausgebreiteten historischen Studien bewirkten Relativismus hat, so hat hierin auch bald mehr bewußt, bald mehr unbewußt die widerspruchsvolle Stellung unserer besseren Bildung zur Religion ihre Wurzel, die zwischen halber Anerkennung und halber Bestreitung hin- und herschwankt, irgendwo

und irgendwie in einer so machtvollen geschichtlichen Erscheinung Wahrheit und Nothwendigkeit anerkennt und doch mit keiner ihrer konkreten Gestalten sich ernstlich einläßt.

Allein die großen historischen Krisen pflegen wie der Speer Odins die Wunden selbst zu heilen, die sie geschlagen haben. Wie die neue Naturwissenschaft gerade durch ihre folgerichtige Ausbildung zu erkenntnißtheoretischen Untersuchungen über Kausalität und Substanz nöthigte und dadurch selbst zur Aufhebung ihres materialistischen und naturalistischen Charakters führte, so hat auch die neue Geschichtswissenschaft uns genöthigt, die treibenden und einheitlichen Kräfte der Geschichte in größerer Tiefe zu suchen als bisher. Hatte die Aufklärung noch unter der Nachwirkung des Supranaturalismus eine dauernd gleiche, starre Vernunftwahrheit als den Inhalt der Geschichte angesehen, von dem aus sie alle Abweichungen und Veränderungen aus rein subjektiven Gründen erklärte, so ging unsere Geschichtsanschauung unter der Einwirkung der neuen poetischen Ideen der Lessing, Herder, Goethe von den bunten, mannigfachen äußeren Erscheinungen zurück auf ihnen zu Grunde liegende und in ihnen nur verkörperte geistige Grundtendenzen des menschlichen Wesens und lehrte dann wieder diese Tendenzen in ihrem innern Zusammenhang als Entfaltung der menschlichen Gesammtnatur erkennen, die im Laufe der Entwickelung wie ein großes Individuum ihren geistigen Gehalt durch die Folge der Geschlechter hindurch entfaltet. Damit ist die große moderne Geschichtsanschauung, die neue Voraussetzung aller Geisteswissenschaften begründet, die noch schwere Probleme in sich schließt, die sich aber als überaus fruchtbar erwiesen hat. Von ihr aus entstand auch eine neue Anschauung von der Religion und ihrer geschichtlichen Entwicklung. Auch bei der Religion ging man von den unendlich verschiedenen Erscheinungsformen auf einen inneren, überall vorhandenen und mindestens formell identischen Kern zurück, auf innere Erlebnisse des Bewußtseins, die sich zu jenen Erscheinungsformen erst unter Mitwirkung von mancherlei äußeren Bedingungen verhärten und verzweigen. Dieses Grunderlebniß galt es zu verstehen und zu analysiren. Von den ursprünglichen und erobernden Offenbarungen dieses Grunderlebnisses aus galt es die Bildung von Religionsgruppen zu verstehen, und in der Entstehung immer größerer und umfassenderer Religionsgruppen galt es die Entfaltung der religiösen Idee zu erkennen. Natürlich gab es sehr verschiedene Wege zu solcher Analyse nnd ist hierbei viel geirrt worden.

Natürlich ist für eine solche Untersuchung die gründliche Kenntniß der empirischen Religionsgeschichte die Voraussetzung und kann von einer solchen bis jetzt nur sehr theilweise die Rede sein. Aber im Ganzen ist es der mit der Tendenz des wissenschaftlichen Denkens überhaupt übereinstimmende Weg und im Ganzen hat er bereits zu vielen werthvollen Erkenntnissen geführt. Wir müssen nur lernen die Religion immer liebevoller, immer freier von doktrinären, rationalistischen und systematisirenden Voraussetzungen zu betrachten und sie immer eingehender gerade an den charakteristischen, auffallenden religiösen Erscheinungen und Persönlichkeiten statt am Durchschnittsmenschen zu studiren. Dann enthüllt sich uns als tiefster Kern der religiösen Geschichte der Menschheit ein nicht weiter zu analysirendes Erlebniß, ein letztes Urphänomen, das ähnlich wie das sittliche Urtheil und die künstlerische Anschauung eine einfache letzte Thatsache des Seelenlebens, von beiden aber wieder ganz charakteristisch verschieden ist. Wir erkennen besondere, diesem Lebensgebiete eigenthümliche Gesetze der Gedanken- und Normenbildung, der Erzeugung religiöser Symbole und Handlungen, der Ausbreitung, Fortpflanzung und Bearbeitung, der Auseinandersetzung und des Kampfes mit fremden oder entgegengesetzten Mächten, der Veräußerlichung und der Vertiefung, der Verflechtung in die anderen Lebenssysteme und der wieder herausführenden Konzentration, der Traditions- und Gemeinschaftsbildung und der daneben immer fortdauernden originellen Produktion, des Verhältnisses von führenden produktiven Geistern zu den ihnen untergeordneten Gläubigen. In allen diesen tausendfach verschiedenen Bildungen lebt doch eine einheitliche Grundwirklichkeit, nämlich die Religion, die unableitbare, rein thatsächliche, immer wieder erlebte Berührung mit der Gottheit. Man kann von einer Religion zur andern übergehen, die entgegengesetztesten Religionen können bei einiger Sorgfalt ihre religiöse Sprache verstehen. Es ist ein und dieselbe Wirklichkeit, die in verschiedenem Grade und von verschiedenen Seiten erfaßt wird. Aber diese Einheit ist nicht die starre der natürlichen Religion, wie die Geschichtsauffassung des vorigen Jahrhunderts geglaubt hatte, und beruht nicht auf der Uebereinstimmung bewußter Verstandsoperationen, sondern diese Einheit ist begründet in einer gemeinsamen, verschieden vorwärtsdringenden Bewegungstendenz des menschlichen Geistes und vollzieht sich durch die in der unbewußten Tiefe des einheitlichen menschlichen Geistes geheimnißvoll wirkende Bewegung des göttlichen. Unfähig, in der kurzen Spanne individuellen



Lebens ihr Ziel zu erreichen, vollzieht sich diese Bewegung durch die zusammenwirkende Arbeit zahlloser Geschlechter, die von dem göttlichen Wirken ergriffen und geführt, sich ihm hingeben und seinen inneren Gehalt immer reicher und tiefer erleben. Diese Bewegung ist eine mannigfach gestörte, aber in allen Störungen sich doch immer wieder herstellende Entwickelung, die den in dem religiösen Lebenssystem als Möglichkeit und Keim gesetzten Gehalt zur Verwirklichung bringt, die verschiedenen Religionsgruppen uns in Wechselbeziehung und Stufenfolge zeigt, und im Laufe der Geschichte selbst mit der Gegeneinanderstellung verschiedener Religionen den Beurtheilungsmaßstab hervorbringt. So steigt vor unserem Auge statt des Chaos ein Kosmos von Religionen empor, bei dem nur nicht zu vergessen ist, daß die Stufenfolge nicht bloß ein Nacheinander, sondern ein Nebeneinander zeigt. Man hat diesen Kosmos freilich oft betrachtet als ein die gemeinsame Grundwirklichkeit nur beliebig bunt und reich nüancirendes Spiel oder als Zusammenwirkung verschiedener einseitiger Theilwahrheiten zum schönen Ganzen. Allein diese ästhetische Betrachtungsweise, die die Religionsgeschichte nur zu einem reichen und schönen Schauspiel für die Gottheit machte, widerspricht sowohl dem wahren Sinne des Entwickelungsgedankens als dem wirklichen Wesen der Religionen. Der Entwickelungsgedanke, der von den geistigen Erscheinungen der Bewegung eines einheitlichen Endziels durch verschiedene Mittelgedanken hindurch hergenommen ist, drängt durchaus auf die Erreichung des in alledem angestrebten und wirksamen Endzieles, und die großen Religionen beruhen, je mehr sie ihr Ziel erfaßt haben, um so weniger bei sich selbst, sondern streben mit oft verzehrender Leidenschaft nach der ganzen und vollen Wahrheit. Nur wo der Entwickelungsgedanke in jenem seinem vollen Sinne festgehalten wird, wirkt er nicht entnervend und zerstörend, und nur wo die Religionen von dieser Leidenschaft beseelt sind, entfalten sie innere, vorwärtstreibende Lebendigkeit. Es gilt also zuletzt und vor allem das Ziel oder doch die Zielrichtung der Religionsgeschichte zu finden, die ihr Ende nicht in den benachbarten Lebenssystemen der Wissenschaft und der Kunst oder einem Abstraktum von Religion, sondern nur in einer besonders tiefen und mächtigen, besonders stark und rein ausgeprägten konkreten Religion finden kann. Sie muß die Wahrheitsmomente der andern enthalten oder sich aneignen können und muß die Möglichkeit schlechthin allgemeiner Durchsetzung in sich tragen.

Damit ist die alte Methode der supranaturalistischen Theologie freilich umgekehrt. Sie ging von der selbstverständlichen Voraussetzung aus, daß das Christenthum infolge seiner Uebernatürlichkeit alleinige Wahrheit sei, und bemühte sich nur, die wenigen bekannten übrigen Religionen zu dieser übernatürlichen und allein wahren Religion in ein leidliches Verhältniß zu setzen. Ihre Geschichtsphilosophie knüpfte das Christenthum als übernatürliche Wiederherstellung unmittelbar an den vollkommenen und einfachen Anfang der Menschheit; die Mannigfaltigkeit der anderen Religionen war ihr ein Erzeugniß der vom Sündenfall ab wirkenden Verfinsterung und die Wahrheitselemente derselben waren ihr Reste der alten Urstandsvollkommenheit. Das Christenthum war ihr nicht bloß die höchste und tiefste Erlösung, sondern die einzige und die unmittelbar von Gott gewirkte, während alle anderen Religionen aus menschlichem Denken und Irren allein entstanden und ihr Erlösungsglaube nur Selbsterlösung aus natürlicher Kraft gewesen sein sollte. Die neue Geschichtsforschung nöthigt den umgekehrten Weg zu gehen. Sie zeigt, daß dieser Supranaturalismus und diese Form seiner Begründung eine allen höheren Religionen irgendwie gemeinsame Art ist, ihre Ueberzeugung von ihrer Wahrheit auszusprechen; sie vernichtet die Vorstellung von einem solchen einfachen übernatürlichen Anfang der Geschichte und sie zeigt die tiefste lebendigste Kraft erlösenden Glaubens nnd unmittelbarer Gottesgemeinschaft auch bei den Frommen des Indus und der persischen Gebirge. So geht sie den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen, von der Erforschung der Religion als einer überall stattfindenden eigenthümlichen Berührung mit Gott zu der der besonderen konkreten Religionskreise, und, indem sie diese in ihrem inneren Verhältniß entwickelungsgeschichtlich zu begreifen sucht, sucht sie nach dem höchsten Ertrag dieser Geschichte, geleitet von der freilich unbeweisbaren, vielmehr selbst einen ethisch-religiösen Glauben darstellenden Ueberzeugung, daß die Geschichte nicht ein Spiel endloser Varianten, sondern die Entfaltung des tiefsten und einheitlichen Gehaltes des menschlichen Geistes sei. Ihr ist die Religionsgeschichte eine Geschichte Gottes mit den Menschen, eine Erlösungsgeschichte, die die Menschheit und den einzelnen Menschen aus der Gebundenheit an die bloße sinnliche Natur, an sein bloß naturhaftes Bedürfen und Streben erhebt in die Gemeinschaft mit Gott und zur Freiheit des Geistes über die Welt und die bloße, stumpfe Thatsächlichkeit des Daseins. Indem die Religionsgeschichte derart in verschiedenem Grade je

nach Lage und Verhältnissen die Wahrheit erreicht oder besser verwirklicht, den Menschen mit dem tiefsten Grunde seines Daseins und dem Inbegriff seiner geistigen Güter verbindet, ist ihr auch die Ueberzeugung eingeboren, daß in ihr und in ihr allein ein wirklicher Fortschritt der Geschichte erreicht wird und daß sie ganz anders als die Geschichte der übrigen Lebensgebiete an die Erreichung eines endgiltigen und einfachen Zieles glauben darf. Während Moral, Recht, Kultur, Wissenschaft und Kunst es mit der beständig wechselnden Weltlage zu thun haben und von hier aus beständig unabsehbare neue Anpassungen, zahllose Auflösungen und Neubildungen mit sich bringen müssen, hat es die Religion mit dem immer sich selbst gleichen, ewigen Grunde des Lebens zu thun. Indem sie in ihn immer tiefer hineinwächst, darf sie es für möglich halten, einmal dasjenige Maß der Wahrheit und inneren Einigung zu erreichen, das dem Menschen auf Erden überhaupt vergönnt ist, dabei immerdar in beständig wechselnde Beziehungen zur sich wandelnden Gesammtlage verflochten, mit den entgegengesetzten Mächten der Trägheit, der Sünde, der selbstsüchtigen Veräußerlichung kämpfend und aus der einmal erreichten Wahrheit immer neue und tiefere Lebenskraft schöpfend, aber doch immer in der Gewißheit, den Kern der übersinnlichen Welt erlebt und erfahren zu haben. Das ist ein Postulat, von dem niemand lassen kann, der überhaupt in der Religion ein selbständiges Lebensgebiet erkannt hat. Freilich eröffnen sich von hier aus dann erst recht die letzten und tiefsten Probleme, die Grundfragen der Geschichte überhaupt: Weßhalb überhaupt Geschichte stattfindet, weßhalb die Menschen überhaupt erst aus dem Banne der Natur und der von ihr über uns verhängten Leiden, aus der Trägheit und Selbstsucht durch die Religion herausgehoben und erlöst werden müssen, weßhalb die Bedingungen dieses Prozesses und seine Wirkungen so überaus verschieden sind und von einer gleichen Möglichkeit aller, an seinem Ertrag theilzunehmen, nicht die Rede sein kann, weßhalb zahllose Generationen und Individuen in ihm verbraucht werden und Stufenunterschiede nach- und nebeneinander immerdar bestehen bleiben müssen, wie alle diese Ungleichheit etwa ausgeglichen werden möge? Es sind die letzten und tiefsten Fragen überhaupt, die eine spekulationsmuthige Zeit durch eine von den Thatsachen des inneren Lebens ausgehende Spekulation ahnend aufzuhellen suchen würde, in denen eine spekulationsmüde wie die unsrige resignirt die Grenzen alles menschlichen Erkennens verehrt, die

dunkel und abgerissen, aber tiefsinnig und ergreifend durch die Religion selbst beantwortet werden, durch die christliche Lehre von der schaffenden Liebe Gottes und dem Leben nach dem Tode, von der Selbsterlösung Gottes in der Erhebung der endlichen Geisterreiche zur Gemeinschaft mit ihm.

Es sind deßhalb nicht diese letzten Fragen, die weiter verfolgt werden müssen, wenn das durch die religionsgeschichtliche Betrachtung geschaffene Problem aufgelöst werden soll. Auch darum kann es sich nicht handeln, die hierbei vorausgesetzte Grundannahme selbst, daß nämlich die Religion ein selbständiges Lebensgebiet, eine innere Berührung mit der Gottheit sei, gegen Einwände zu sichern, die aus der Fülle geschichtlicher Verschiedenheiten den Anlaß zu einer illusionistischen, die Religion von anderen Grundthatsachen als sekundäres Folgeerzeugniß ableitenden Erklärung entnehmen. Jede solche Erklärung scheitert immer wieder daran, daß die Religion weder aus dem Kausaldenken oder dem philosophischen Triebe noch aus der Phantasie und dem Glücksbedürfniß abzuleiten ist, was man sich besonders an den leitenden religiösen Persönlichkeiten klar machen kann, wo die volle Kraft der Inspiration noch wirkt und die Religion noch nicht in Theologie, Ethik oder Kultus über- und aufgegangen ist, was aber jeder Fromme auch an sich selbst, an seiner eigenen Erfahrung feststellen kann. Er folgt einem über ihn kommenden Zwange, einem Zuge zu etwas, was aus der Welt sinnlicher Erfahrungen und sinnlicher Bedürfnisse nicht stammt, sondern was schon in dem Gemüthe enthalten gewesen sein muß, ehe es erschlossen oder postulirt werden kann. Für eine wirklich illusionistische Erklärung bliebe nur die Hypothese übrig, die auch versucht worden ist und die in vieler Hinsicht noch die annehmbarste wäre, die Erklärung aus ansteckendem Wahnsinn, aus den Hallucinationen besessener Schwärmer, die abgeschwächt auf die gewöhnlichen Gläubigen übergegangen wären und dauernd eine räthselhafte Ansteckungskraft behielten. Ueber eine solche Hypothese kann natürlich nicht gestritten werden, sie bedeutet nur die Anerkennung der Thatsache, daß es sich in der Religion um eine der letzten, nicht weiter aufzulösenden, immerdar geheimnißvoll und inkommensurabel bleibenden Grunderscheinungen des geistigen Lebens handelt und daß in ihr ein eigenes selbständiges Prinzip des Wachsthums steckt, das von dem übrigen Leben wohl mitbedingt, aber von ihm allein nicht bewirkt wird. Es darf also im allgemeinen bei der erwähnten Grundanschauung unserer klassischen

Poesie und Philosophie, unserer großen Historie bleiben, die in der Religion ein allgemeines Phänomen des geistigen Lebens erkennt und auf seine Geschichte den Entwickelungsgedanken anwendet, die nur zu einem immer realistischeren und vorurtheilsloseren Studium der spezifisch religiösen Erscheinungen fortgeführt und von der auch bei ihr noch herrschenden allzuengen Verbindung der Religion mit metaphysischen und ästhetischen Gesammtanschauungen befreit werden muß. Die Fragen, die sich aus dieser Auffassung ergeben, sind vielmehr solche, die sich ganz eigentlich auf das Verhältniß der geschichtlichen Mannigfaltigkeit und Relativität zu der von dem religiösen Glauben zu postulirenden letzten Einheit und Wahrheit seiner selbst beziehen. Es entstehen gerade für den in die Fülle der Wirklichkeit sich vertiefenden Historiker immer wieder die Probleme, wie denn von hier aus die thatsächliche Verschiedenheit der religiösen Grundkonzeptionen selbst, die Verschiedenheit der Intensität und Reinheit, die bisweilen ganze Perioden und Völker charakterisirende Schwäche des religiösen Lebens zu erklären sei. Die andere noch viel unmittelbarer das allgemeine Interesse berührende Frage ist, ob denn wirklich eine der konkreten Religionen, oder da das Christenthum allein in einer prinzipiell durchgreifenden und aus seinem inneren Wesen folgenden Weise diesen Anspruch erhebt, ob das Christenthum als der Convergenzpunkt des religiösen Lebens thatsächlich angesehen werden dürfe.

Zur Beantwortung der ersten Frage ist darauf hinzuweisen, daß der Begriff der Religion mit dem Bisherigen noch sehr unbestimmt und unvollendet geblieben ist. Die Religionsgeschichte zeigt vielmehr so deutlich wie nur möglich, daß die Religion keine rein innerlich in sich gegen alle übrige Wirklichkeit abgeschlossene, unmittelbare und jedesmal sich ganz spontan neuerzeugende Einwirkung Gottes auf das Gemüth sein kann. Daß sie das sei, ist überall erst die Theorie der Mystik, jenes eigenthümlichen Ergebnisses komplizirter religionsgeschichtlicher Entwickelungen, das überall da eintritt, wo man an den einzelnen konkreten Formen des Gottesglaubens irre geworden, sich auf ein völlig unaussagbares, überall gleiches Wirken Gottes an den Seelen zurückzieht, oder wo man jede Aeußerlichkeit und Vermittelung ängstlich scheuend eine möglichst innerliche und unmittelbare Gottesgemeinschaft anstrebt. Die Leere und atomistische Selbstbeschränkung dieser Frömmigkeit, die künstliche mit Ueberreizung und Ermattung sich strafende Konzen-

tration und Weltabziehung zeigen von vornherein, wie wenig das normale Erscheinungen sind. Eine derartige Theorie übersieht vielmehr Thatsachen von grundlegender Wichtigkeit. Jene Gotteswirkung erfolgt nämlich durchaus nicht in jedem Menschen auf schlechthin neue und selbständige Weise und nicht rein innerlich wie eine Art Seelenmagie, sondern durch Vermittelungen von mancherlei Art. Der religiöse Eindruck oder, um ein Bild aus der empirischen Psychologie zu gebrauchen, der religiöse Reiz entsteht immer nur an Ereignissen und Erlebnissen äußerer und innerer Art, in Natur und Geschichte, in Gewissen und Herzen. Für die ungeheure Mehrzahl der Menschen ist der Vermittler des religiösen Reizes die religiöse Ueberlieferung, neben der davon unabhängige religiöse Reize nur eine meist geringe Rolle spielen. Es ist das eigenthümliche Geheimniß der individuellen religiösen Entwickelung, zu sehen, wie an den unverstandenen, zunächst fremden und kindlich mißdeuteten Ueberlieferungen allmälich die selbständige, innerliche und persönliche Frömmigkeit entsteht, die sich einer inneren Gemeinschaft und Wechselbeziehung mit dem göttlichen Leben wenigstens auf ihren Höhepunkten bewußt ist. Geht man aber auf die Entstehung solcher – mitunter in einander geschachtelten oder sich kreuzenden – Ueberlieferungskreise zurück, so trifft man da, wo man überhaupt zu den Anfängen einer Religion kommen kann, auf originale Persönlichkeiten, die weniger eng an die Vermittelung der Ueberlieferung gebunden aus großen Ereignissen der Natur oder Geschichte, aus individuellen Lebensschicksalen oder aus den Vorgängen ihres Innenlebens den Reiz zu neuen großen Anschauungen empfangen und die übrigen in die Macht ihrer Frömmigkeit und Persönlichkeit hineinziehen. Je tiefer und persönlicher, mit je größeren und bedeutsameren Ereignissen verknüpft solche rein thatsächlich auftretende und nicht weiter ableitbare Grundkonzeptionen sind, um so mehr erweisen sie sich als Keime großer Lebensinhalte, in der Arbeit vieler Generationen sich entfaltender Prinzipien. Die Seher, Ekstatiker und Inspirirten der alten Religionen, die Propheten, Reformatoren und Heiligen pflegen solche Persönlichkeiten zu sein und ihr Hauptcharakter ist eine ungeheure, alles andere zurückdrängende Einseitigkeit, durch die allein sie diese Wirkung hervorzubringen vermögen. Einmal aber von ihnen in dieser bestimmten Weise eröffnet, schafft die Gemeinschaft mit der Gottheit eine außerordentliche Erweiterung und Ausbreitung des so gegebenen Grundverhältnisses. Es wächst fort, so lange es noch unverbrauchte

Kraft des Wachsens hat und nicht von mächtigeren Eindrücken überwunden wird.

Die Thatsache, daß auf dem Gebiete der Religion wie auf allen anderen die Anlagen und Fähigkeiten verschieden sind, daß Inhalt und Tragweite eines religiösen Prinzips erst in der aneignenden Arbeit vieler Generationen entwickelt werden können, daß das religiöse Erlebniß an verschiedenen Bestandtheilen der unendlich mannigfaltigen Wirklichkeit entsteht, daß so die eine Wahrheit in verschiedenen Grundkonzeptionen sehr verschieden erfaßt wird: alles das ist mit dem Räthsel der Geschichte selbst gegeben, die den Gehalt des geistigen Lebens auf die Arbeit von Milliarden vertheilt und deren Geheimniß nur Gott selbst bekannt ist. Alles das hebt aber den Glauben nicht auf, daß in dieser Mannigfaltigkeit eine einheitliche Wahrheit erlebt wird. Gehen wir von den durch Ort und Zeit, persönliche und kulturgeschichtliche Besonderheiten bedingten Unterschieden, von dem Gewirr der Götternamen und Mythologien, von kindischen und rohen oder selbstsüchtigen und frevelhaften Veräußerlichungen und Verunstaltungen auf den einheitlichen Kern, so finden wir überall eine nahe verwandte Wahrheit, überall den großen Schauer vor dem Geheimniß einer übersinnlichen Welt, die in den Lauf des Alltagslebens hineinspricht und bald schreckend, bald tröstend den Menschen aus dem Schlafe eines rein innerweltlichen Daseins aufweckt, die Kundgebung göttlich waltender Kräfte in der Natur, aus denen sich eine pantheistische Stimmung schließlich erhebt, die Autorisirung sittlicher und rechtlicher Normen durch die Gottheit, die sich als eine heilige offenbart und vor allem Reinheit und Wahrheit, Folgerichtigkeit und Strenge des Handelns will, die Darbietung höherer beseligenderer Güter über der Sinnenwelt, eines Bleibenden und Ewigen über dem Wechsel des Begehrens und Bedürfens, woraus der Erlösungsglaube entsteht, der in der Religion überhaupt die Erlösung aus Leid oder Schuld, aus dem Gefängniß der ewig wechselnden Unbefriedigung erkennt. Alles das darf als sachlich zusammengehörend, auf eine einheitliche Zusammenfassung hindrängend angesehen werden, und die Frage, warum die Individuen nur so ungleichen Antheil an der sachlich zusammengehörenden vollen Wahrheit haben, darf als eine auf Erden ewig unlösbare Frage diese Erkenntniß nicht stören.

Aus der gleichen Grundthatsache der Vermittelung aller religiösen Erregungen erklären sich aber auch im Verein mit einer

zweiten Grundthatsache die weiteren oben erwähnten Erscheinungen, die verschiedenartige Intensität und Richtung des religiösen Interesses, die nicht immer nur aus Stumpfheit und Abneigung gegen jede ideale Erhebung oder aus bewußtem Widerwillen folgende Schwäche des religiösen Lebens. Von dieser letzteren Bedingtheit durch Trägheit, Selbstsucht, Rohheit und Aeußerlichkeit, von den Wirkungen des beständigen Kampfes der Religion gegen ihr entgegenstehende Hindernisse des Willens soll als von selbstverständlichen Dingen hier nicht die Rede sein. Es kommen vielmehr noch andere Dinge in Betracht. Die Gottesanschauung ist wie kein rein für sich isolirtes, so auch kein passiv hingenommenes Erlebniß. Sie ist von Hause aus mit bestimmten Zügen poetischer Symbolisirung bekleidet, durch konkrete Hinweise auf bestimmte natürliche oder sittliche Erscheinungsgebiete und durch bestimmte sprachliche Ausdrucksmittel wirksam, und, indem sie mit diesem konkreten Inhalt als Reiz auf die Seele wirkt, ruft sie wie jeder andere Reiz zugleich eine Fülle von Reaktionen hervor, sodaß sie überhaupt nie rein für sich herausgelöst werden kann, sondern in jedem Moment ihrer Wirksamkeit schon unlösbar mit tausendfachen psychischen Reaktionen verbunden ist. Ja die Verbindung ist hier eine engere und verzweigtere als bei irgend einem andern Reize, weil das religiöse Erlebniß das alles beherrschende, an sich ziehende oder abstoßende ist und weil es mehr als irgend etwas anderes das Gefühl in allen seinen Nüancen erregt. Es giebt auch eine religiöse „Apperzeption", infolge deren der religiöse Reiz sofort in den Zusammenhang aller Vorstellungen und Gefühle eintritt, von ihnen in Richtung, Stärke und Umfang beeinflußt wird, aber auch seinerseits wieder dem ganzen Gefüge neue Richtungslinien und Stimmungen giebt. Es ist bekannt, wie die spezifisch religiösen Naturen alles Nahe und alles Ferne in ihren religiösen Grundgedanken stürmisch verflechten oder alles ihm Widerstrebende, mit ihm nicht unmittelbar Zusammenhängende ablehnen als Dinge der Welt und Sorgen des Tages für den Tag, ebenso, wie solche, die ihren überwiegenden Schwerpunkt in anderen Anlagen haben, die Religion wissenschaftlichen, ethischen, ästhetischen Interessen anpassen, mit dem übrigen zu vermitteln oder, wo diese Anpassung unmöglich scheint, abzustoßen suchen. In den Bedingungen dieser bei allen Individuen verschiedenen Apperzeption liegt zumeist der Grund der ungeheuren individuellen Verschiedenheiten innerhalb des einzelnen Religionskreises, der verschiedenen religiösen Vorstellungen und

Empfindungen, der verschiedenen Stellung und Kraft des religiösen Reizes, der überwiegenden Abhängigkeit von Ueberlieferung und Symbol, der überwiegenden Selbständigkeit und Gegenwirkung, des verschiedenen Maßes von hinreißender Kraft und überlegender Aneignung. Je höher entwickelt nnd je reicher das geistige Leben ist, um so verwickelter und undurchsichtiger werden die Bedingungen jener Apperzeption und um so energischer pflegt die Religion jene Sammlung und stille Aufmerksamkeit auf den religiösen Reiz zu fordern, die man Andacht und Gebet nennt. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Individuen nicht allein stehen, sondern in engster Wechselwirkung gewisse Neigungen und Richtungen zu allgemeinen Mächten erheben. So giebt es auch in religiöser Hinsicht überwiegend konservative und überwiegend kritische Epochen, wo bald die Macht der kultisch und kirchlich verfestigten Tradition durch das Gefühl unantastbarer Heiligkeit alles beherrscht, bald eine von allgemeinen Erschütterungen des geistigen Lebens erregte kritische Selbständigkeit sich auflehnt und jeden Gedanken auf Recht und Zusammenhang prüft. So kann es schließlich nach heftigen religiösen Kämpfen eine den weltlichen und leichter festzustellenden Dingen zugewandte Periode des Ueberdrusses, unter dem Einfluß großer materieller, politischer und sozialer Bewegungen oder unter dem wissenschaftlicher Erkenntnisse eine solche wachsender Abneigung großer Massen gegen die Religion geben, wie z. B. die Kultur der römischen Kaiserzeit, die konfuzianische, nicht religionslose, aber religiös sehr dürftige Moral der höheren Klassen Chinas und moderne Verhältnisse des europäischen Lebens zeigen. Aehnlich sind auch die Schwächezustände des religiösen Lebens mancher Naturvölker zu verstehen, denen andere mit um so lebhafterem und verhältnißmäßig reinem gegenüberstehen. Immer von neuem muß uns auch hierbei natürlich die räthselhafte ungleiche Betheiligung des Individuums an dem Kerne des Daseins und die unvermeidliche Einseitigkeit alles Menschlichen befremden, aber die Religion selbst ist und bleibt in alledem wesentlich dieselbe. An ihrer wesentlichen inneren Einheit zu zweifeln haben wir keinen Anlaß. Es ist ein und dieselbe Wahrheit, die von verschiedenen Seiten und in verschiedenem Verhältniß zu den übrigen Elementen des geistigen Lebens erreicht wird.

Damit stehen wir aber bei der zweiten, oben aufgeworfenen Frage, ob es einen Konvergenzpunkt dieser verschiedenen theilweisen Erfassungen der Wahrheit giebt oder noch genauer, ob das Christen-

thum, das ein solcher sein will, dafür gelten dürfe. Der Grund, die Frage so bestimmt zu formuliren, ist nicht die Geneigtheit, die Religion, in der wir geboren und erzogen sind und die uns allein vollkommen vertraut ist, zum Inbegriff der Wahrheit überhaupt zu verabsolutiren. Denn ihre Herrschaft ist nicht mehr eine so selbstverständliche und naiv unmittelbare, daß wir diesem Triebe zur Verallgemeinerung ohne Weiteres unterliegen müßten. Unter uns wirkt der Optimismus des an der antiken Kunst sich immer von neuem darstellenden pantheisirenden Naturgefühls und auf der andern Seite der Eindruck der geheimnißvollen, pessimistischen Religionen des Orients stark genug, um uns zu völlig bewußter Entscheidung zu nöthigen. Es spricht aus dieser Fragestellung auch nicht nur das nothwendige Postulat, daß irgendwo die volle Wahrheit der Religion sich offenbaren müsse. Denn an und für sich könnte das vielleicht erst einer fernen Zukunft vorbehalten sein. Wenn wir so fragen, so hat das seinen Grund darin, daß das Christenthum allein in seiner Entwickelung diesen Anspruch immer schärfer und durchgreifender erhoben und immer prinzipieller aus seinem innersten Wesen abgeleitet hat. Getragen von der ganz innerlichen und persönlichen, aber immer einen Rest des Incommensurablen in sich enthaltenden Autorität seines Meisters wendet es sich ausschließlich an den inneren Wesenskern des Individuums, an die allgemeinsten, tiefsten und einfachsten Bedürfnisse nach Ruhe und Frieden des Herzens und nach einem positiven, letzten, endgiltigen Sinn des Daseins; es wendet sich an jedes Individuum ohne Ausnahme, indem es bei jedem diesen Wesenskern voraussetzt und jedes zu diesen Bedürfnissen erziehen zu können gewiß ist. Friede der Seele mit Gott und damit Ueberwindung des Weltleides und aller Schmerzen des Gewissens, aber auch lebendige und thätige Erfüllung mit dem Willen Gottes, dem Gebot der Liebe zu den Brüdern, die Brüder sind um des gemeinsamen Vaters Willen: das ist sein Evangelium. Daraus entspringt ihm aber auch die festeste und umfassendste Gemeinschaft, indem es den Ursprung des menschlichen Wesens ableitet aus dem göttlichen Geiste und es zusammenfaßt zu dem Ziel der Gemeinschaft mit Gott und den Brüdern, indem es jeden Gläubigen nöthigt, an jener Allgemeinheit und dem Ziele der gemeinsamen Vollendung mitzuarbeiten. Es ist daher die einzige Religion, die eine schlechterdings unbedingte Allgemeinheit in Anspruch nimmt, die einzige, die deßhalb eine Anfang, Mitte und Ende der Menschheitsgeschichte

verknüpfende Geschichtsphilosophie aus sich hervorgetrieben hat und in dieser Geschichte eine in sich zusammenhängende, unwiederholbar eigenthümliche und unbedingt werthvollen Zwecken dienende Wirklichkeit erkennt. Vor Allem aber ist das eine nicht bloß thatsächlich behauptete Allgemeingiltigkeit, sondern sie fließt aus der inneren Wesensnothwendigkeit Gottes selbst, der aus Liebe die Welt schaffend, seine Geschöpfe aus Welt und Irrthum, Schuld und Mißmuth zu sich zurückführen muß. Seine Gnade ist nicht Willkür und seine Gebote sind nicht bloße Satzung, beide fließen aus seinem Wesen und verwirklichen sich von innen heraus durch die Liebe zu Gott, der seine Kinder zuerst geliebt hat. Hier ist die Tendenz der Religion zur Allgemeingiltigkeit auf ihren Gipfel gelangt, alles Partikulare, Volksthümliche, weltlich Bedingte ausgetilgt, jede Abhängigkeit von einer bloß gegebenen, immer uneinheitlichen Lage durch die Allgemeinheit eines erst zu erreichenden, aber in Bestimmung und Wesen begründeten Zieles überwunden. Der Islam, der jüngere, mit dem Christenthum gemeinsam aus dem Judenthum entsprossene Bruder, hat diesen Universalismus sammt der Form der Buchoffenbarung und den Fragmenten seiner Geschichtsphilosophie rein äußerlich von beiden übernommen. Er haftet bei ihm nur an der Einheit seines Gottes und an der einfachen Verständlichkeit seiner wenigen und dürftigen Moralgebote, aber er fließt bei ihm nicht aus der inneren Wesensnothwendigkeit seines Gottes, der ein Gott harter, unberechenbarer Willkür ist. Er ist eine Rückbildung aus Juden- und Christenthum und hat niemals ganz den Charakter einer nationalarabischen Kriegsreligion verdecken können. Der Buddhismus, in mancher Hinsicht eine Parallele des Christenthums, ist von Hause aus nur die Religion eines Mönchsordens, dem freilich alle beitreten können und sollen, die die Nichtigkeit des Willens zum Leben erkannt haben, von dem daher auch ein lebhafter Missionstrieb ausgeht. Aber seine Allgemeingiltigkeit folgt bloß aus der Allgemeingiltigkeit dieser Erkenntniß, nicht aus dem Wesen einer, Alle zum gemeinsamen Ziel berufenden Gottheit, an deren Stelle hier vielmehr lediglich eine unpersönliche Erlösungsordnung getreten ist. Der Orden der Erleuchteten setzt immerdar die große Menge der Einsichtslosen und Laien voraus, die dem Mönche den Unterhalt darreichen. Die ungeheuere Mehrzahl kehrt immer wieder im Kreislauf der Seelenwanderung und bildet nur die Masse, aus der die Wissenden sich aussondern und von deren Wohlthätigkeit sie leben, bis sie im Nirvana aus dem Seelenumlauf

verschwinden. In endlos sich folgenden Weltperioden wiederholt sich ohne Ziel und Zusammenhang dieser Prozeß, immer sondern Erleuchtete sich aus von der Welt des Scheines und immer bleibt die Masse in eben dieser Welt des Scheines befangen. Wie die Welt selbst kein einheitliches positives Ziel hat, so auch das Leben und die Frömmigkeit. Man wirbt für den Orden und preist den Frieden der Erlösung, aber keine innere Nothwendigkeit zwingt jemals, die gesammte Menschheit in ihm zu versammeln. So sehr in ihm wie im Islam die Allgemeinheit der Religion sich geltend macht und so oder so gefordert wird, der Anspruch beider ist im thatsächlichen Umfang und in der Begründung weniger intensiv als der des Christenthums. Es ist die einzige Religion, die aus der eigentlich religiösen Triebkraft heraus sich unbedingt als allgemeingiltige Wahrheit empfindet und durchsetzt und damit thatsächlich erreicht, was in der Tendenz der Religion überhaupt liegt.

Daß sie das wirklich sei, läßt sich freilich nicht durch einfache geschichtsphilosophische Konstruktion erweisen. So sehr wir überzeugt sein müssen, daß in der Religionsgeschichte ein zusammenhängender Fortschritt erfolgt, der auf der inneren Bewegung des göttlichen Geistes im menschlichen beruht, so können wir doch nicht einen allgemeinen Begriff der Religion als die Triebkraft dieser Entwickelung aufstellen und das Christenthum als dessen nothwendige Vollendung erweisen. Jener Begriff könnte auf Grund mangelhafter Erfahrung aufgestellt sein und durch zukünftige Entwickelungen gründlich verändert werden. Wir können auch nicht im Christenthum die thatsächlich erfolgte Konvergenz der verschiedenen Entwickelungsreihen aufweisen, so sehr wir in ihm die abstrakte Transzendenz des Judenthums durch Aufnahme der unentbehrlichen pantheistischen Elemente des Heidenthums erweicht und den Gegensatz durch eine höhere Einheit überwunden finden mögen. Denn der Zusammenschluß der Bewohner unseres Planeten und damit eine Konvergenz der verschiedenen Entwickelungen bahnt sich erst in unseren Tagen an. Die Auseinandersetzung und die Konvergenz des Christenthums mit den Religionen des Ostens gehört noch der Zukunft an und wird vielleicht am Christenthum bisher unentwickelt gebliebene Seiten überraschend betonen. Alle derartigen Konstruktionen beruhen auf einer Geschichtsanschauung, die in ihrem Grundgedanken für jede religiöse und idealistische Betrachtungsweise unausweichlich ist, sie reichen aber nicht aus zu einem Beweise. Ein solcher würde erst am Ende der Tage vielleicht möglich sein.

Das Einzige, was unmittelbar für den Selbstanspruch des Christenthums geltend gemacht werden kann, ist der Umstand, daß diesem seinem einzigartigen Anspruch auch eine thatsächliche Einzigartigkeit seines Inhalts und Wesens entspricht, die gerade einer religionsgeschichtlichen Forschung deutlich entgegentritt. Allerdings bilden die Religionen eine im Ganzen aufsteigende Einheit und ist eine allgemeine Tendenz erkennbar, die auf zunehmende Vergeistigung, Verinnerlichung, Versittlichung und Individualisirung und damit — denn das ist die nothwendige Folge — auf die Herausbildung eines immer tieferen Erlösungsglaubens gerichtet ist. Das ist oben bereits angedeutet worden. An allen großen Religionen findet die hiermit gekennzeichnete Entwickelung statt. Durch Ablösung von den Naturerscheinungen vergeistigt sie die Gottheiten bis zum Untergang aller Einzelgötter in einem göttlichen Allwesen, in dem sie Formen seines Wirkens sind; durch Ethisirung einzelner Gottheiten und religiöse Durchdringung der Moral versittlicht sie die Gottheit zum Inbegriff und Wächter der sittlichen Gesetze und ordnet sie den Seelenglauben dem Götterglauben in einer mehr oder minder ethisch beeinflußten Eschatologie unter, während die in diesen Prozeß nicht eingehenden Gottheiten zu Lokalgöttern, Dämonen und bösen Geistern werden. Indem sie die Götter an Gesinnung und Willen statt bloß an kultischen Gehorsam und zeremoniale Gewissenhaftigkeit sich wenden läßt, bezieht sie die Gottheit auf das Individuum als solches und nicht mehr nur auf Familie, Sippe, Staat und Bundschließung. Mit der Individualisirung endlich beginnt der universalistische Charakter der Religion hervorzutreten. Eben damit aber erhebt sie Gott über Welt und Natur als ihren tiefsten, hinter aller Endlichkeit und Verworrenheit waltenden Urquell und mit der Gottheit zugleich den Menschen aus der Getheiltheit, Zerstreutheit und Unruhe des Endlichen, sowie aus Schuld und Verhängniß des Erdenlebens. Je nach dem Maße der Kraft, die von Hause aus in der Grundkonzeption gelegen hat, schreitet dieser Prozeß mehr oder weniger vorwärts, bleibt er hier früher, dort später stehen. Aber auch wo die Religionen zu voller Höhe und Reife kommen, wo sie in Mystik und Erlösungsglauben ausmünden, wird die in den ursprünglichen Anfängen der Naturverehrung enthaltene Schranke nicht überwunden. Sie behalten die Spuren ihres partikularistischen und naturreligiösen Ursprungs und schlagen um in phantastische Priesterspekulationen, in monistische Philosophie, akosmistische

Mystik oder, wie der Buddhismus, in eine skeptische Erlösungsmethodik. Die bereits erreichte Versittlichung geht in dem Abgrund des Pantheismus wieder unter und die Volksreligion verfällt orgiastischen Spezialkulten oder einem üppig wuchernden synkretistischen Aberglauben, der zum alten Polytheismus zurückartet. Nur eine Religion hat den Bann der Naturreligion völlig durchbrochen und steht insofern einzigartig da: die Religion Israels und das Christenthum. Angesichts des bevorstehenden Untergangs des Volkes hat die Religion Israels sich von ihren partikularistischen und naturreligiösen Grundlagen prinzipiell gelöst, den Glauben an Jehova geknüpft an die Reinheit des Herzens und an die Gewißheit einer alles auflösenden Entwirrung der Erdenläufe am Ende der Tage. Aus diesem Kerne ist in der Person Jesu das Christenthum hervorgebrochen, das, wenn es auch Gott in größerer Nähe am einzelnen Herzen und unmittelbarer Wirksamkeit an der Welt empfindet, doch durch diese Grundlage verhindert ist, je wieder in den Pantheismus und die Mystik der vollendeten Naturreligion zu fallen, das wenn es auch dem Herzen Seligkeit und Ruhe in Gott giebt, doch in der Gewißheit der Vergänglichkeit des Sinnendaseins einer höheren Welt wartet und dadurch jedes rein immanente Untergehen in Gott ausschließt. Indem es nicht bloß vom Leid der Endlichkeit und dem Druck der Natur erlöst, sondern vor allem von dem Trotz und der Verzagtheit des menschlichen Herzens, von Schwäche und Schuldbewußtsein, indem es mit dieser Befriedung des Herzens und mit der Gewißheit einer die Zeit überwindenden Gottesgemeinschaft zugleich Kraft zum Handeln und Lieben auf Erden verleiht, ist es eine Erlösungsreligion höherer Ordnung, die gleich hoch über dem buddhistischen Pessimismus wie über der neuplatonischen Mystik, den beiden letzten Ergebnissen außerchristlicher Frömmigkeit, steht. Durch diesen prinzipiellen Bruch mit jeder Art von Naturreligion vollendet es allein unter allen Religionen die Tendenz auf Erlösung, wie es im Zusammenhang damit allein die Tendenz auf Allgemeingiltigkeit vollendet hat.

Um dieser thatsächlichen Eigenthümlichkeit, um dieser inneren Uebereinstimmung zwischen Forderung und Wesen willen erkennen wir im Christenthum den Höhepunkt, oder besser einen neuen Ausgangspunkt in der Religionsgeschichte, den Aufgang der Sonne nach der Morgenröthe, nicht Abschluß und Ende zur Ruhe, sondern Beginn eines neuen Welttages mit neuer Arbeit und neuen pfen. Es gilt noch viele dunkle Theile zu erleuchten, es gilt



sein eigenes Licht immer reiner zu erkennen. Eine unermeßliche Arbeit liegt noch vor ihm, und aus seiner inneren Triebkraft wird in der Berührung mit der sich wandelnden Weltlage und mit anderen Religionen ein zum voraus gar nicht zu konstruirendes weiteres Wachsthum der Religion sich ergeben. Gerade, daß es das kann, daß es diese Fähigkeit beständiger Verjüngung und Anpassung besitzt, ist eine weitere Folge seiner Eigenthümlichkeit. Als Religion des Geistes, die im Unterschied von jeder wie immer pantheistisch vertieften oder ethisch gefärbten Naturreligion, auf den immer lebendigen und thätigen, inneren geistigen und sittlichen Wesenskern der Menschen sich bezieht, hat sie die Kraft der Selbstkritik und Reinigung, der Vertiefung und Erneuerung, kann sie von mythologischen Hüllen immer wieder auf ihr inneres Wesen zurückgreifen und von den nie ausbleibenden Verschmelzungen mit fremden Gedankenmassen sich immer von neuem reinigen. Es ist nicht an bestimmte Naturauffassungen und nicht an vergängliche und partikulare Gemeinschaftsbildungen gebunden, es enthält einen Trieb des Strebens, der Thätigkeit und Vervollkommnung, der jeder nur in die gegebene Einheit des Universums sich versenkenden Mystik fehlt, es enthält positive Ziele, die der nur am Pessimismus haftende quietistische Buddhismus nicht kennt, und es faßt den universalistischen Glauben in einer triebkräftigen Tiefe, von der der Islam sich nur die Oberfläche hat aneignen können. Setzen wir z. B. den an sich möglichen Fall, den der Astronom Schiaparelli aus Anlaß der sogenannten Marskanäle für unseren Planeten konstruirt, daß nämlich einmal mit der Erkaltung der Erde und der Verringerung ihrer Existenzmittel eine ähnliche ungeheure Vereinigung menschlicher Arbeit nöthig sein möge und nur mehr solche mit äußerster Gesammtanstrengung unternommenen Schutzarbeiten dann noch die Existenz ermöglichen werden, so werden wir uns zugleich unendliche Veränderungen in Recht, Moral, Gesellschaft und Staat denken müssen und sicherlich auch in der Religion. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein solches Unternehmen unter dem Schutze des päpstlichen Segens oder unter dem Antrieb oberkirchenräthlicher Erlasse unternommen oder daß es durch einen Streit um das Apostolikum gestört werden wird. Nichts aber macht uns unmöglich zu denken, daß die zu diesem Werke nöthige Kraft des Gemeingeistes aus christlicher Frömmigkeit stamme, welche Formen sie immer in solchen Tagen angenommen haben möge. Es ist, wie gesagt, die thatsächliche Bedeutung des Christenthums unter den

Religionen, die zu dieser Zuversicht veranlaßt, nicht eine geschichtsphilosophische Konstruktion. Aber man wird einer solchen Zuversicht auch nicht vorwerfen dürfen, daß sie dem Zufall huldige, der gerade über dem uns bekannten kleinen Bruchstück der Geschichte wie über einer Insel im endlosen Meere die Sonne der Wahrheit scheinen lasse. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Entstehung großer Religionen überhaupt in die Jugend der Menschheit fallen muß, wo das Leben einfacher und die unbedingte Versenkung in die Religion leichter, die Zusammenhänge des Erdendaseins noch weniger verschlungen und die reine Herausbildung religiöser Mächte ungestörter ist. Der Ursprung der Naturreligionen verläuft in graue unerforschliche Urzeiten. Die Religion Israels mit ihren beiden Kindern, dem Christenthum und dem Islam, ist eine junge Religion und hat das Thema der Zukunft angeschlagen, aus dem das Christenthum die endgiltig allgemeine religiöse Wahrheit als Grundlage aller weiteren Entwickelung herausgebildet hat. Dazu kommt ein Weiteres. Die Variationen menschlichen Lebens und Denkens sind im Einzelnen unabsehbar, im Großen sehr gering. So wird sich die der Zukunft zugewandte Phantasie auch nicht ein endloses hin und her wogendes Spiel grundverschiedener geistiger Lebensgehalte, sondern eine immer mühseligere und verschlungenere, immer ausgebreitetere und verwickeltere Durcharbeitung errungener Grundgedanken vorstellen dürfen. Unter diesen Grundgedanken aber wird der festeste und stärkste der der christlichen Frömmigkeit sein, weil er allein die Menschheit mit dem dauernden und ewigen Grund des geistigen Lebens auf rein innerlich geistige Weise verknüpft und in dieser Verknüpfung zugleich Not und Leid des Erdendaseins thätig erlösend überwindet.

So lichtet sich das Gewirr der Religionsgeschichte und zeigt sich eine Entwickelungstendenz, in der wir die Richtung der Zukunft erkennen dürfen. Zerstreut und vereinzelt, ihr Leben der Natur abkämpfend, von Eindrücken und Ereignissen in Natur, Volksleben und Einzelleben ergriffen, erzeugt die menschliche Urwelt eine Unzahl von äußerlich sehr verschiedenen, innerlich aber sehr nahe verwandten Religionen, von denen die meisten mit dem Leben der betreffenden Horden, Stämme oder Völker selbst sich verhärtet und auf ihre Stufe beschränkt haben. Hier wird Natur und Mensch hingenommen, wie beide sich unmittelbar vorfinden, und gehen aus diesem Zustande religiöse Eindrücke von sehr geringer Entwickelungsfähigkeit hervor. Nur wenige große Völker vollziehen mit dem breiteren nationalen und sprachlichen Zusammenschluß zugleich die

Fortbildung und Vertiefung dieser Religionsstufe, indem die entwickelungsfähigen Grundzüge erweitert und vertieft, die rohe Mythologie und abergläubische Kulte abgestoßen oder depotenzirt und alle von den neuen Lebens- und Kultureindrücken ausgehenden religiösen Erregungen in die bisherige Ueberlieferung eingeschmolzen werden. Sie münden in Moralitätsreligion, Pantheismus, schließlich Pessimismus und Mystik aus, bleiben aber auch dann noch immer bei der Welt und dem Menschen stehen, wie sie ihn vorfinden, ohne ihm positive, die Natur überwindende Ziele zu zeigen. Nur Sehnsucht und Ahnung weist in ihnen auf solche Ziele hin. Nur eine Religion hat schließlich das mit der Natur unmittelbar verknüpfende Band gelöst und, indem sie einen schaffenden, von der Natur als Geist sich unterscheidenden Gott erkannte, zugleich dem Menschen das Ziel einer positiven Erhebung über die materielle Natur und seine ihm zunächst angeborene Seelennatur gewiesen. Als Abschluß einer weitverzweigten Entwickelung erhob sich auf dem Trümmerfelde der von den Weltreichen zerschlagenen Nationalreligionen das Christenthum, die Vollendung und Ueberwindung der israelitischen Religion, während neben ihm um dürftige Bruchstücke dieser Religion der Islam auf dem asiatischen und afrikanischen Trümmerfelde seine Bekenner sammelte. Mit dem Auftreten dieser großen, religiösen Prinzipien ist die religiöse Produktion immer mehr eingeengt worden, sie bewegt sich nur mehr in der Schaffung synkretistischer Zwischengebilde oder von Spielarten. Die Zukunft gehört dem Kampfe der großen Religionsgebilde. Unter diesen aber ist das Christenthum als der Ausgangspunkt einer prinzipiell neuen Stufe die Kraft, die mit der höchsten Kultur verbündet in dem Mittelpunkt des großen Weltkampfes steht, nicht als ein fertiges und starres Gebilde, sondern als eine lebendige Macht, die den Anschließungspunkt für alle weiteren religiösen Erkentnisse und Erregungen bildet und nach dem unberechenbaren Gesetze des religiösen Lebens weiterwächst in die Zukunft. Einen großen Theil dieses seines Entwickelungsprozesses, der es bereits sehr erheblich verändert hat, sehen wir schon hinter uns, ein wichtiges Stück desselben, die fortschreitende Differenzirung, die Loslösung von der unmittelbaren Verbindung mit Staat und Politik, Recht und weltlicher Moral, Wissenschaft und Welterklärung, die Konzentration auf seinen rein religiösen Gehalt vollzieht sich vor unseren Augen. Es sammelt und wandelt sich zu einer neuen Wirksamkeit.

Es liegt auf der Hand, daß wie die ganze bisher zu Grunde gelegte Gesammtanschauung von der Geschichte auf unsere klassische

Litteratur und Philosophie zurückgeht, so insbesondere diese Anschauung von der Religionsgeschichte sich nahe berührt mit den Ideen Lessings, Goethes, Herders, Hegels, Schleiermachers und anderer verwandter Denker. Sie sucht nur die Auffassung der Religion von der allzugroßen Nähe zu befreien, in die sie diese Männer zu anderen geistigen Mächten gestellt haben. Lessing hat sein evangelium aeternum zu sehr nach Analogie der freischwebenden, sich selbst tragenden und durch ihren inneren Zusammenhang beweisenden Aufklärungswissenschaft gedacht. Herder hat die Religion zu nahe an den ethischen Begriff der Humanität gerückt und, indem er überall diese Humanität erblickt, zu sehr die Grenzen der Religionen verwischt, Schleiermacher sie zu sehr aufgelöst in einen romantischen Spinozismus, der in den Religionen nur die individuell verschiedenen Arten sah, wie man sich der Immanenz in Gott bewußt ist. Hegel hat gleichfalls die Religion zu sehr dem metaphysischen Monismus konformirt und vor Allem ihre Entwickelung zu starr und steif aus der logischen Nothwendigkeit der Gedankenbewegung abgeleitet, wodurch die rein ursprüngliche Thatsächlichkeit ihrer verschiedenen Entwickelungen und ihre geheimnißvolle Macht beeinträchtigt worden ist. Auch Goethe, dieser universale Geist, hat die von ihm wohlgekannte Eigenthümlichkeit des Christenthums unter den andern Religionen zu sehr an seiner poetischen, organischen Naturauffassung gemessen und in seiner künstlerischen Abneigung gegen Brüche und Katastrophen, Spannungen und Kämpfe seine pessimistischen Elemente zurücktreten lassen. Gleichwohl enthält seine Altersweisheit eine Reihe tiefer Einsichten, zu denen unsere modernen Untersuchungen nur im Verhältniß der genaueren Ausführungen stehen. Zeugniß hierfür sei, statt vielen andern, das oft angeführte Wort aus den Wanderjahren: „Was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniße des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen. Hiervon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.“ Seine „Geheimnisse“ sollten geradezu ein die Religionsgeschichte symbolisirendes Epos werden, das in

allem Wesentlichen die hier vorgetragenen Grundgedanken enthalten sollte und in dem fertigen Bruchstück durch das Symbol des mit Rosen umwundenen Kreuzes das Christenthum ebenso als Endziel darstellt, wie die Betrachtungen der Wanderjahre.

Freilich hat die „moderne" Wissenschaft inzwischen von diesen tiefsten Grundlagen unserer Bildung sich, in der Hauptmasse wenigstens, wieder weit entfernt. Maßgebend für diese Entfernung waren weniger wissenschaftliche Konsequenzen, sondern die von den ungeheueren praktischen Umwälzungen unseres Jahrhunderts ausgehenden Wirkungen äußerer Verhältnisse. Die Alles verwandelnden Leistungen der neuen Technik, die aus ihnen hervorgegangenen brennenden sozialen Fragen, die Wiedererweckung des nationalen Egoismus, nicht zum Mindesten die unter diesen Verhältnissen gesteigerte und besser erhaltene Population haben alles Interesse auf praktische Kulturfragen abgelenkt und das Problem innerweltlichen Glückes in den Mittelpunkt gerückt. Das Dogma vom Kulturfortschritt, der Kulturoptimismus, beherrscht die Meinung des Tages und in seinem Lichte werden alle wissenschaftlichen Errungenschaften angesehen. Man zieht aus der von unserer großen Epoche eröffneten Periode historisirenden Denkens eifrig die Konsequenz des Relativismus, aber nur um die bisherigen idealen Mächte und besonders das Christenthum, zu entwerthen, während man zugleich ruhig an den Fortschritt und ein absolutes Kulturglück der Zukunft glaubt. Man verwendet mit Eifer die Naturwissenschaft zur Unterwerfung alles Daseins und Lebens unter die „Naturgesetze", aber nur um alle über das innerweltliche Glück hinausgehenden geistigen Werthe zu Fabeln zu machen, während man gegenüber derselben Naturgesetzlichkeit dem menschlichen Willen eine ungeheure, sie dem Kulturglück kunstreich unterwerfende Macht zutraut. Man erhebt sich hoch über die phantastischen Träume einer die Verknüpfung der sinnlichen und übersinnlichen Welt suchenden Metaphysik und konstruirt aufs sorgloseste den eigenen Zustand als das logische Endziel der Geschichte, indem man der Periode religiöser und dann metaphysischer Welterklärung die rein innerweltlichen praktischen Zwecken dienende „positive" gegenüberstellt. Gegen solche Gesammtstimmungen ist direkt nichts auszurichten, am wenigsten durch den Aufweis ihrer Widersprüche. Sie werden ihre praktischen Konsequenzen noch deutlicher entfalten müssen, als es bisher geschehen. Die Verödung und Versandung des geistigen Lebens, die fortwährende Abnahme sittlicher Kraft und religiösen Ernstes, die im Genuß immer neu nach Begierde verschmachtende Abstumpfung

müssen zeigen, wohin wir auf diese Weise trotz aller äußeren Fortschritte kommen und daß ein innerweltliches vollendetes Kulturglück das täuschendste von allen Trugbildern ist. Dann wird man auch wieder auf unseren besten geistigen Besitz zurückgreifen und von ihm aus die wissenschaftlichen Fortschritte zu verwerthen wissen. Dann werden auch die schweren Gefahren, die die Historisirung aller Wissenschaft nnd auch der Religionswissenschaft mit sich bringt, leichter gehoben werden können, als das jetzt der Fall ist.

Wie weit die hier entwickelten Anschauungen auf die Theologie einwirken können und dürfen, ist hier zu untersuchen nicht der Ort. Sie wirken bis jetzt vereinzelt hier und dort als biblisch-kritische oder dogmen-geschichtliche Forschungen, deren Konsequenzen selten ganz gezogen werden, und haben ihr systematisches Gefüge mehr angehaucht als wirklich umgebildet. Aber die Theologie von sich aus ist auch gar nicht berufen, diese Fragen prinzipiell in die Hand zu nehmen. Sie ist nicht reine, jedenfalls nicht freie Wissenschaft, sondern vielmehr an die rechtlichen Bestimmungen, die thatsächliche Tradition und die vorliegenden Verhältnisse und Zwecke gebunden, und ist daher mehr Kompromiß mit der Wissenschaft, als eigentliche Wissenschaft. Ihre Aufgaben sind in erster Linie praktische, durch den thatsächlichen Bestand des Kircheninstituts gegebene, und sie kann wissenschaftliche Erkenntnisse meist nur indirekt auf ihren Stoff wirksam machen, indem sie allzuschroffe Gegensätze beseitigt und im übrigen vermittelt und ausgleicht. Wohl mögen Theologen, soweit sie Gelehrte sind, die großen Fragen bedeutsam fördern; soweit sie kirchlichen Zwecken mit zu dienen haben, sind sie durch die praktischen Aufgaben und Verhältnisse gebunden. In Wirklichkeit sind ja auch bei aller Wichtigkeit der Mitarbeit der Theologen die großen wissenschaftlichen Fragen immer außerhalb der Theologie entschieden worden. Die hier getroffenen Entscheidungen werden dann schon auf die Theologie zurückwirken und eine Art Ausgleich der Temperaturen veranlassen. Der einzelne Theologe wird unter solchen Verhältnissen des Gegensatzes eine exoterische und esoterische Theologie unterscheiden dürfen, so lange er sich bewußt ist, in Wahrheit in beiden den gleichen Zweck zu wollen; den circulus vitiosus aber, daß jede Abschließung der Theologie die Abneigung der Wissenschaft und jede Feindseligkeit der Wissenschaft die Abschließung der Theologie steigert, wird er nicht durchbrechen können, so lange die außerordentliche Bedeutung der kirchlichen Frage für das Gesammtleben einer aufgeklärten Indifferenz verborgen bleibt.

Für das allgemeine Interesse kommt es auf ganz andere Dinge an als auf spezifisch theologische Untersuchungen. Es erfordert, daß der historische Relativismus, der uns auf allen Gebieten in Gelehrsamkeit zu ersticken und alle schöpferische Kraft zu lähmen droht, gerade auch auf dem Gebiete der Religion als der gefährlichste Gegner erkannt und überwunden werde. Es mehren sich von allen Seiten die Anzeichen, daß man seiner müde zu werden beginnt. Man versucht ihn durch patriotische Begeisterung, durch das Ideal sozialer Gerechtigkeit, durch Zukunftsmusik, durch religionslosen Altruismus zu überwinden, man dürstet nach einfachen, absoluten und allgemeingiltigen Idealen. Mit alledem wird es nicht gethan sein. Aber man wird auf diesem Wege erkennen, daß die eigentliche Heimath aller solcher Ideale die Religion ist und daß daher in ihr vor allem der sichere und freudige Glaube an ein absolutes Ziel wieder gewonnen werden muß. Das kann freilich nicht dadurch geschehen, daß man die Geschichte plötzlich ignorirt und ihre Methoden abschwört. Aber es kann geschehen, wenn wir die großen Grundideen unserer klassischen Litteratur, Philosophie und Geschichtsschreibung wieder aufnehmen und in der Geschichte die Entfaltung eines einheitlichen und im Kerne einfachen geistigen Gehaltes erblicken, wenn wir in der größten und gewaltigsten aller Religionen nicht mehr bloß das interessante geschichtliche Phänomen, sondern den Zusammenhang mit jenem ewigen Kerne des geistigen Lebens suchen. Man wird dann wieder erkennen, daß auch die Religionsgeschichte nicht bloß Glieder hat, sondern auch ein geistiges Band, und daß dieses Band nicht so schwer zu finden ist, wie die vorsichtigen Leute meinen, welche die historische Wahrheit nur dem Spezialstudium zugänglich wähnen. Man wird nicht mehr vor der Möglichkeit erschrecken, daß etwa gar das Ende dieses Bandes in unserer eigenen Hand läge und von uns nur verlangte, schlicht und einfach fortgesponnen zu werden. Ist die Geschichte in der That nur der unendlich verwickelte Kampf um die Entfaltung eines einfachen geistigen Gehaltes, wäre es da so wunderbar, wenn wir im Christenthum zum Kern dieses Gehaltes vorgedrungen wären und nunmehr von ihm aus und in seiner Kraft unsere Wirklichkeit zu gestalten hätten? Es würde uns noch Arbeit genug übrig bleiben, um ein Dutzend Jahrtausende damit auszufüllen.

Grillparzer und Katharina Fröhlich.

Von

Dr. Wilhelm Büchner, Darmstadt.

Grillparzer schreibt in seiner aus der Mitte dieses Jahrhunderts stammenden Selbstbiographie, er halte sich denn doch trotz allem Abstand für den Besten, der nach Schiller und Goethe gekommen sei. Wir sind von der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts jetzt weit genug entfernt, um in der verwirrenden Fülle der literarischen Erscheinungen die Großen und die Kleinen, die Echten und die Blender ohne Mühe unterscheiden zu können. Auch die vox populi, die dem Dichter gegenüber auf die Dauer allerdings zur vox dei wird, hat gesprochen: Jahr um Jahr ziehen die einst vergessenen Gestalten des österreichischen Dichters blühenden Lebens voll siegreich über die deutschen Bühnen; und während jene Bemerkung Grillparzers zu ihrer Zeit einem höchstens mitleidigen Lächeln begegnet wäre — er war klug genug, sie nicht zu veröffentlichen — findet man heute kaum noch Widerspruch bei der Behauptung, daß ihm neben Heinrich von Kleist der Platz gebührt, den er für sich in Anspruch nahm.

Das Leben eines Mannes wie Grillparzer ist uns nicht gleichgültig, selbst in Punkten, die mit dem Verständniß seiner Dichtungen wenig zu thun haben. Daß dieses Interesse für die Persönlichkeit eines Dichters oft ins Krankhafte ausartet, erleben wir ja schaudernd jeden Tag. Schon Goethe höhnte:

> „Der denkt die Welt erst zu beglücken,
> Zeigt des Propheten Strümpf und Schuh',
> Betheuert, er hab' auch Hosen dazu,
> Und was sich niemand denken kann,
> Einen Steiß habe der große Mann.“

Noch widerwärtiger ist es, wenn das Privatleben von Schriftstellern zweiten und dritten Ranges mit allen erreichbaren Zetteln und Briefen beleuchtet wird. Was Gustav Freytag und Gottfried Keller waren, steht in ihren Werken. Deßhalb handelte jener sehr klug, wenn er verhinderte, daß mit seinen Papieren dergleichen Unfug getrieben wird, und an Gottfried Keller versündigt man sich, wenn man seinen Kram verbotenus für theures Geld auf den Markt wirft. Andererseits ist es wohl begreiflich, daß man einen Grillparzer in allen seinen Lebensäußerungen zu erfassen sucht. Denn den Menschen zieht es zu dem Menschen, bei dem Gedanken und Gefühle in höchster Steigerung erscheinen, mag er nun das Produkt dichterischer Phantasie oder ein leibhaftiges Wesen sein. Auch Grillparzer selbst konnte sich diesem Interesse einem Goethe und einem Tasso gegenüber nicht entziehen.

In sein eigenes Leben gestatten uns seine Tagebücher, Briefe und die anderen Veröffentlichungen, die das Grillparzer-Jahrbuch in den letzten Jahren gebracht hat, einen tiefen Einblick, und mit Spannung sieht man der Biographie entgegen, die August Sauer, der rühmlichst bekannte Herausgeber von Grillparzers Werken, auf Grund dieses Materiales vorbereitet. Es wäre aber sehr zu beklagen, wenn Sauer seiner in der Einleitung zu den Werken und jetzt auch in einem besonderen Aufsatz des Grillparzer-Jahrbuchs vertretenen Auffassung der Beziehungen Grillparzers zu Katharina Fröhlich, seiner „ewigen Braut“, auf die Gestaltung der Biographie Einfluß gönnte. Denn diese Auffassung thut dem Dichter bitter Unrecht.

Sauer befindet sich in dieser Frage, ohne es zu merken, in dem Bannkreis des von ihm selbst verurtheilten berüchtigten Buches von Heinrich Laube.*) Es muß als ein wahrhaft tragisches Schicksal bezeichnet werden, daß einem Mann wie Laube, der den Dichter von der Höhe eines großstädtischen Lebemanns beurtheilte, zuerst die Tagebücher in die Hände fielen, in denen der zu hypochondrischer Selbstquälerei neigende Dichter seine Seelenzustände zerfaserte. Wenn solche Dinge in die Oeffentlichkeit gezogen werden sollen, so erfordert doch die Pietät, daß sie wenigstens in chronologischer Folge und vollständig mitgetheilt werden, soweit das nicht besondere Rücksichten verbieten. Laube riß dagegen die Stellen, die ihm am pikantesten schienen, aus dem Zusammenhang heraus und reihte sie, die oft den verschiedensten Zeiten angehören, willkürlich und still-

*) Grillparzers Lebensgeschichte von Heinrich Laube, Stuttgart 1884.

schweigend aneinander. Das Unkraut, das er damit gesäet hat, wuchert jetzt lustig weiter.

So beginnt bei Sauer die Schilderung jener seltsamen Herzensgeschichte durchaus zutreffend; aber von dem Augenblick an, wo er eine von Laube mißverstandene und in falschen Zusammenhang gebrachte Stelle aus den Tagebüchern ins Auge faßt, verliert er den Boden unter den Füßen und kommt zu einem Ergebniß, das Grillparzers Charakter in einem sehr üblen Licht erscheinen läßt. Wäre die Gemeinheit dem Dichter wirklich so wenig fremd gewesen, dann könnte man nur lachen bei seiner Mahnung:

„Wenn der Priester opfern geht,
Geht er mit reinen Händen.
Wer nicht des Lebens Schmutz verschmäht,
Wird nie das Edle vollenden."

Laube behauptet nämlich, die Frage, warum Grillparzers langer Brautstand nicht mit einer Ehe abgeschlossen habe, beantworte der Dichter selbst mit entscheidenden Worten in seinem Tagebuche (Mai 1826): „Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat. Grillenhaft beobachtet, sage ich, denn es war kein eigentlich tugendhafter Entschluß, er war erzeugt durch ein vielleicht bloß ästhetisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhielt, das zu thun, wozu alle Gefühle und Gedanken mich beinahe unwiderstehlich hintrieben. So kämpfte ich mich ab gegen die fast immerwährende Aufregung, und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldvolle hinüberging, setzte auch sie unbewußt in Bewegung und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtstriebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältniß nun auch in seinen geistigen Bestandtheilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten. Meine Phantasie kann sich übrigens von jener Niederlage noch immer nicht erholen. Es ist, als ob mir die Darstellung aller innigen Gefühle unmöglich geworden wäre, nachdem ich ein selbstempfundenes, so überschönes in Kälte und Gemeinheit übergehen gesehen hatte." *)

Man mag es mit mir bedauern, daß eine solche Notiz aus Geheimpapieren heut zu Tage in die Oeffentlichkeit dringen kann.

*) Laube a. a. O. 62. Für einen Theil der Tagebücher ist Laube leider immer noch einzige Quelle. Denn Glossy, der die Tagebücher im 3. Band des Grillparzerjahrbuches herausgab, hat bedauerlicherweise das von Laube Veröffentlichte nur zum Theil aufgenommen.

Wenn das aber einmal geschehen ist, dann handelt nicht der pietätvoll, der sich bekreuzigend an ihr vorbeigeht, sondern Derjenige, der sie zu erklären sucht. Denn man bedenke: wenn Laube — und zwar, wie es scheint, mit Recht — sagt, hier liege des Räthsels Lösung, so behauptet er, Grillparzer habe das Lebensglück seiner Braut zerstört, weil er an ihrer Reinheit ein ästhetisches Wohlgefallen gefunden habe. Dann war der Dichter ein Narr und ein Lügner zugleich. Denn er sagt in seiner Selbstbiographie mit Beziehung auf Katharina Fröhlich: „Einmal schien ein solches Verhältniß (eine Ehe in seinem Sinn) sich gestalten zu wollen, aber es ward gestört, weiß Gott, ohne meine Schuld." (Werke XIX 81).

Diese bösen Folgerungen aus jenen Worten zu ziehen, hat sich Sauer denn doch gesträubt. In einer seltsam gewundenen Auseinandersetzung sucht er sie unterzubringen. Grillparzer habe die Liebe oft und gern wie ein Fieber, eine Krankheit aufgefaßt, die einen ergreife und durchrüttele, und von der man wieder geheilt werden könne, so bei Hero und Leander (?!), dem König in der „Jüdin von Toledo", dem Prinzen von Meran, besonders aber bei Jason. „Was er im Jason des „Goldnen Bließes" mit solcher Eindringlichkeit dargestellt hat, die Ernüchterung des Mannesalters, nachdem die Wünsche der Jugend sich ihm erfüllt haben, das erlebte der Dichter jetzt am eignen Leibe. — Der Traum der ersten Seligkeit hat der Ernüchterung Platz gemacht. — Es hätte ihm wie dem Jason nur auch der Muth und die Kraft zu Gebote stehen müssen — um sich von Kathi loszusagen. Die Liebe war versiegt, nicht aber die Achtung, das ästhetische Gefallen an dem Reinen und Unberührten, wie er sagt; wenn man will, das Mitleid mit dem warmherzigen, treuen, unschuldsvollen Mädchen, neben dem er in dumpfer Schwüle begehrlich-entsagend dahinlebte, neuerliche Hoffnungen erweckend, die er doch nicht erfüllen konnte ꝛc. (Grillparzer-Jahrbuch V, 243 f.).

In welchem Abgrund der Erbärmlichkeit läßt doch diese Schilderung den Dichter untergehen! Man weiß nicht, was beleidigender ist: die Zusammenstellung mit einem Wüstling wie dem Prinzen von Meran und einem verachtungswürdigen Schwächling wie Jason, oder die Behauptung, Grillparzer habe zu einer Zeit, wo ihn nur noch Mitleid und ästhetisches Vergnügen zu seiner Braut gezogen hätten, in dumpfer Schwüle begehrlich-entsagend neben dem unschuldigen Mädchen dahingelebt!

Die richtige Erklärung jener verwirrenden Notiz läßt sich nur im größeren Zusammenhang geben.

Im Winter 1820/21 lernte der Dichter Katharina Fröhlich kennen. Sie war die zweitjüngste von vier Schwestern, die vermögenslos und auf eigenen Verdienst angewiesen, doch in Folge ihrer musikalischen Begabung im Kunstleben des damaligen Wiens eine hervorragende Rolle spielten. Die schöne und kluge Katharina machte auf den Dichter einen tiefen Eindruck, sie hat ihn für immer in ihr Herz aufgenommen. Einige der schönsten Gedichte Grillparzers, so „Allgegenwart", „Wie sie zuhörend am Klavier saß" u. A. sind in jenem Frühjahr entstanden. Was sie ihm war, hat er noch in kälteren Tagen empfunden und bekundet:

„Da fand ich sie, die nimmer mir entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie.
Ich glaubte meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimstes Wesen rief: nur sie!

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenn gleich von Güte überragt;
Ans Märchen grenzt, was sie für Andre konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt.

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet,
Ob Güte sei? Durch sie ward er erhellt;
Der Mensch ist gut, ich weiß es, denn sie lebet,
Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt."*)

Daß der Verlobung der Beiden nicht bald die Heirath folgte, hing mit Grillparzers äußeren Verhältnissen zusammen.**) Der Dichter der „Ahnfrau", der „Sappho", des „Goldenen Vließes" war zwar damals ein berühmter Mann, aber als Beamter war er noch nicht weit gekommen. Er saß nämlich in der K. K. allgemeinen Hofkammer als Konzeptspraktikant mit 400 fl. Gehalt. Zwar hatte er nach der Aufführung der „Sappho" (1818) einen Kontrakt mit dem Burgtheater geschlossen, wonach er als Theaterdichter jährlich 2000 fl. Papiergeld erhalten sollte. Aber die darin eingegangene Verpflichtung, jährlich mit einem neuen Drama aufzuwarten, drückte ihn. Der Mann, dem die Poesie immer „ein Heiliges, eine Feiertagsfeier und kein Werktagsgeschäft" war, und der die kleinen Leute, die vom Dichten leben wollten, ärgerlich auf Goethe hinwies, konnte diese Stellung nur als Provisorium ansehen, und er hat auch den Kontrakt bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit gelöst. Es ist

*) Aus „Jugenderinnerungen im Grünen." Werke I[5] 228.
**) Für das Folgende sind außer den Angaben der Selbstbiographie herangezogen die im 2. Band des Jahrbuchs veröffentlichten Aktenstücke zu Grillparzers Beamtenlaufbahn.



begreiflich, daß der Dichter unter diesen Verhältnissen zunächst von einer Heirath absah, zumal auch seine Braut vermögenslos war und er von seinen eigenen Brüdern stets stark in Anspruch genommen wurde.

Wie ernst es ihm aber mit seiner Heirath war, ersehen wir aus seinen fortwährenden Bemühungen um eine feste Anstellung im Staatsdienst. Bei seiner Reise nach Italien im Jahre 1819 hatte es der stolze Dichter trotz aller Winke verschmäht, die Bekanntschaft der gleichfalls dort reisenden Kaiserin von Oesterreich zu machen, da er fürchtete, jede Annäherung an den bigotten Hof dränge ihm Rücksichten bei seinen Arbeiten auf. Jetzt im Jahre 1821 schreibt der Liebhaber Bittschriften an den Kaiser und an die Kaiserin, um als Skriptor an der Kaiserlichen Privatbibliothek anzukommen. Hatte er vorher mit seinen Vorgesetzten wegen bedenklichen Urlaubsüberschreitungen stets auf Kriegsfuß gelebt, so sehen wir ihn jetzt als musterhaften Praktikanten auf dem Finanzministerium, und keine Gelegenheit wird versäumt, um ein Gesuch wegen einer erledigten Konzipistenstelle vorzubringen. In einem damals angefangenen Lustspiel (das Prius oder die Bekehrung, Werke XIII 95 f.) hat Grillparzer selbst den verliebten Dichter, der auf Anstellung in der Kanzlei arbeitet, in der Gestalt des Praktikanten Fixelmüllner köstlich karrikirt. Nach manchen Enttäuschungen wurde er dann im Juli 1823 durch seinen Gönner, den Grafen Stadion, zum Konzipisten im Finanzministerium mit einem Gehalt von 900 bezw. 1100 fl. ernannt. Er hatte dann den Minister nach Jamnitz zu begleiten und nach seiner Rückkehr sollte im Herbst die Hochzeit stattfinden.*)

Alle Vorbereitungen waren getroffen, aber es kam nicht zur Heirath. Wenn man die frostigen Briefe liest, die Grillparzer aus Jamnitz an seine Braut geschrieben hatte (sie sind im ersten Band des Grillparzer-Jahrbuchs veröffentlicht), so wird man diesen Ausgang nicht überraschend finden. Diese Briefe sind unter den an Katharina Fröhlich gerichteten, soweit sie wenigstens veröffentlicht sind, die ersten, und man bekommt aus ihnen leicht ein ganz falsches Bild von Grillparzer. Er habe sogar seiner Braut gegenüber selten ein offenes Wort gefunden, wird behauptet. Es ist dabei übersehen, daß sich der Dichter in der Zeit, aus der die Briefe stammen, von seiner Braut schon sehr weit entfernt hatte. Diese Entfremdung beginnt, wie wir aus den Tagebüchern ersehen, schon im Jahre 1821.

*) Das notirt Laube S. 63, natürlich ohne den Zusammenhang mit Grillparzers äußeren Verhältnissen zu durchschauen.



Grillparzer konnte sich eine Ehe nur auf Grund völliger Seelenharmonie denken. Denn er hatte als äußerst sensible Natur das Unglück, daß sich bei jedem Mißton sein Gefühl scheu in die Brust zurückzog. Alles Ankämpfen dagegen war fruchtlos; er konnte das „Pflanzenartige“ seiner Natur nicht ändern. „Meine Meinung mag ich noch allenfalls mittheilen, nicht aber mein Gefühl, und ich muß vergessen, daß ich nicht allein bin, meine Umgebung muß genau die Temperatur meines eigenen Wesens angenommen haben, wenn mein Inneres sich ergießen soll.“ (Jahrbuch III 186.)

So konnte er sein Ideal von einer Ehe wohl in die Worte zusammenfassen: „Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein Anderes sei, meinen Antheil an dem wechselseitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen. Aber eigentlich zu Zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens.“ *) Es ist sicherlich falsch, wenn Sauer den letzten Satz so verwendet, als gestehe Grillparzer damit zu, er habe überhaupt nicht zu einer Ehe gepaßt. Ergiebt sich doch aus dem Zusammenhang deutlich, daß Grillparzer unter einem Leben zu Zweien eine Ehe ohne jene völlige Seelenharmonie versteht. Nicht minder fordert es zum Widerspruch heraus, wenn Sauer behauptet, was der Dichter verlangt habe, sei nur bei sklavischer Unterordnung der Frau unter den Willen des hohen Herrn möglich.

Aber freilich ist es begreiflich, daß der Dichter in Grillparzer sich zu den Frauen am lebhaftesten hingezogen fühlte, die sich zu diesem Ideal am wenigsten schickten, „zu denen nämlich“, so klagt er, „die meinen Hang zu psychologischer Forschung und stoffumbildendem Dichtersinn in der Idee die meiste Nahrung geben, auf der anderen Seite aber durch ihr Sprödes und Abgeschlossenes im Wirklichen jedes Zusammenschmelzen nur noch unmöglicher machen.“ **)

Eine solche Frau war auch Katharina Fröhlich. Sie hatte es schon dahin gebracht, ihn „vergessen zu lassen, daß sie ein Aeußeres sei“ (Jahrbuch III, 186), aber bald machte sich die Selbständigkeit ihres Wesens mit aller Wucht geltend. Und mit je größerer Leidenschaft sie dabei verfuhr, umsomehr zog sich der Dichter in sich zurück. „Das Mädchen ist durch Liebe und Achtung lenksam bis zur Willenlosigkeit, aber gleich auf gleich die größte Rechthaberin von der Welt und, so lange die Aufregung dauert, nicht im Stande, zu schweigen

*) Werke XIX 81.
**) Aus einem bei Laube S. 60 unvollständig abgedruckten Brief an Altmüller.

oder den Streit liegen zu lassen, wenn es auch alles gälte, was zu erhalten sie sonst das Uebermenschliche thut und duldet." (Jahrbuch III 197).

Diese Schilderung aus dem Jahre 1831 trifft auch auf die ersten Jahre des Brautstandes zu. In einer das ganze Verhältniß wiederspiegelnden Lustspielszene, die Grillparzer 1821 anknüpfend an Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung" gedichtet hat (Werke XIII 57 f.), läßt er Petruchio von seinem Käthchen Aehnliches erzählen, und in demselben Jahr stellt sich ihm ein Zwist mit seiner Braut im Schlaf als eine „verwickelte Schachpartie mit einem Abzugschach dar" (Jahrbuch III 145). Wir sehen, wie er in seinen Tagebüchern von 1821—1823 nach Gründen sucht, um seine innerliche Abkehr von ihr zu erklären.*) Es verlohnt nicht, auf die Einzelheiten einzugehen, hat er doch selbst 1824 den wahren Grund als Dichter geschaut:

„Im Glutumfassen stürzten wir zusammen.
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht.

Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz.
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzufest geschlungen war der Kranz.

So standen beide, suchten sich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in sich:
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!

Ja, bis zum Grimme ward erhöht das Mühen,
Gesucht im Einzeln, was im Ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.

Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wettersturm, von Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärkre Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwächere neigte sich und ward zerknickt.

O seliges Gefühl der ersten Tage,
Warum mußt du ein Traum gewesen sein!
Lebt denn das Schöne nur in Bild und Sage
Und schlürft's die Wirklichkeit wie Nebel ein?"**)

---

*) Vgl. Werke XIX 190. „Mein Denken ist immer nur ein Suchen von Gründen, das Resultat war lange vor der Untersuchung da."

**) Werke I⁵ 228.



Daß Grillparzer unter diesen Umständen von einer Heirath absah, wird nur Derjenige zu tadeln wagen, dem es bei einer Ehe mehr auf das „ob“ als auf das „wie“ ankommt. Wenn es aber auch zu keiner Trennung kam, obwohl sich Grillparzer schon im Jahre 1824 vollständig klar war und das Verhältniß als etwas Vergangenes betrachtete, so geschah das auf Wunsch Katharinas. Sie hatte sich die Liebe zu dem Dichter fest bewahrt und wußte, „daß kein anderer Mann je einen Eindruck auf sie machen würde.“

Wenn sie den Geliebten nicht ganz haben konnte, so war sie keineswegs gewillt, sich von ihm zu trennen. Man begreift das bei der rührenden Verehrung, mit der noch in späteren Jahren das alternde Mädchen zu dem Dichter aufsah: „Alles, was gut an mir ist, habe ich seinem Umgang zu danken“, „es ist ganz was eigenes um das Gefühl, wenn man seine Ansichten, seine Meinungen ohne Scheu einem solchen Mann mittheilen kann“, „sagt er es, so ist es auch wahr“ — so tönt es in hundert Variationen aus ihren Briefen.*) Ihrem und der Ihrigen Wunsch, die wohl lange an der Hoffnung festhielten, das Einvernehmen werde sich wiederherstellen, fügte sich Grillparzer und verkehrte wie früher im Fröhlichschen Hause. Er hat sich über den „unpassenden Mittelweg“, wie man das genannt hat, bei Gelegenheit eines französischen Romanes ausgesprochen, in dem die Schwäche eines Mannes gegeißelt wird, der in ähnlichen Verhältnissen bei einem nicht mehr geliebten, liebenden Weib aushält. Grillparzer bemerkt dazu: „Im konkreten Fall selbst aber dürfte doch schwer sein, zu entscheiden, ob man durch eine fortgesetzte Verbindung sich und das Weib unglücklich machen soll, zu dem eine jugendliche Unvorsichtigkeit uns hingeführt, oder ob man sie geradezu tödten soll, indem man sie verläßt. — Die moralische Kraft ist mir verdächtig, die den Weg der Stärke wählt, wenn er zugleich der des eignen Vortheils ist. Wenn Derjenige, den ich im Auge habe, die Trennung wiederholt angeboten, ja ausgeführt hat, er aber jedesmal die Erfahrung machte, daß ein Menschendasein bedroht wurde, das Dasein des liebevollsten, vortrefflichsten Geschöpfes, wenn — Schwachherzigkeit ist ein Fehler, Hartherzigkeit aber keine Tugend“, (11. März 1829, Jahrbuch III, 179).

Diese Worte, die jedem Vorwurf gegen die Handlungsweise des Dichters die Spitze abbrechen, sind einem Mann wie Sauer

*) Die Zitate sind Briefen entnommen, die sie 1826 und 1830 aus Prag und Mailand an ihre Schwestern richtete, Jahrbuch IV 96 ff.

natürlich nicht unbekannt. Sie hindern ihn aber nicht, Grillparzer an anderer Stelle wegen derselben Sache Unentschlossenheit, Halbheit und Unmännlichkeit vorzuwerfen und zu behaupten: „Es hätte ihm wie dem Jason nur auch der Muth und die Kraft zu Gebote stehen müssen, um den innerlich vollzogenen Bruch auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, um sich von Kathi loszusagen."

Das Opfer, das Grillparzer damals brachte, ist in der Folgezeit reich belohnt worden, als er und Katharina sich in einer ruhigen Freundschaft zusammenfanden. Es ist bekannt, daß er die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens Hausgenosse der Schwestern Fröhlich war, und die Bestimmungen seines Testaments bekundeten es vor aller Welt, was Katharina Fröhlich in seinem Leben gewesen war.

In dem auf 1823 folgenden Jahrzehnt freilich, in dem die Beiden in Zwist und Versöhnung die alten Wunden stets wieder aufrissen, war das Verhältniß höchst peinlich, und es muß berücksichtigt werden bei der Erklärung der trostlosen Stimmung, in deren Banne sich der Dichter während dieser Zeit befand. Immer und immer wieder sehen wir ihn über die Sache grübeln. Es kommen Stunden, in denen er mit starken Worten einzig und allein seiner unglückseligen Veranlagung die Schuld an all dem Unglück beimißt. „So war es bei mir immer mit dem, was andere Leute Liebe nennen. Von dem Augenblick an, als der theilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu erhalten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern schon oft die Rolle eines Betrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie wünschten. Ich habe auf diese Art das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht. Zwei davon sind nun bereits todt.*) Aber ich habe nie eine

*) Gemeint sind Marie Piquot, von deren verzehrender Leidenschaft der Dichter erst nach ihrem Tod erfuhr, und Charlotte von Paumgarten, die Frau seines Freundes und Verwandten, mit der er in den Jahren 1819 und 1820 ein Liebesverhältniß unterhielt. Es kann nur als ein Unfug bezeichnet werden, daß die Biographen dem Dichter verblümt oder unverblümt den Vorwurf des Ehebruchs machen, ohne den Schatten eines Beweises zu zitiren. Oder sehen sie gar einen Beweis in der Bemerkung Grillparzers, dies Verhältniß habe seine bis dahin platonische Natur verändert?

Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätte" (1827 Jahrbuch III 164). Den daraus sich ergebenden Schluß zieht er in dem oben erwähnten Brief an seinen Freund Altmüller: „Mit einem Wort: ich bin der Liebe nicht fähig." In solcher Stimmung nennt er sich wohl auch einmal einen Erbärmlichen (6. Aug. 1830).

Man soll sich aber wohl hüten, in solchen Aeußerungen, denen andere besser erwogene z. B. in der Selbstbiographie gegenüberstehen, die objektive Wahrheit zu sehen. Zu anderen Zeiten bedauert er, die Ehe trotz aller Bedenken nicht abgeschlossen zu haben. Wenn er bei einem Freunde Zeuge häuslichen Glückes geworden ist, bemerkt er: „So hätte ich's auch haben können. Man ist doch nur ein vacirender Räuber und Spitzbube, wenn man das dreißigste Jahr überschritten hat, ohne verheirathet zu sein. Aber wenn es mißlingt, wie es bei mir aller Wahrscheinlichkeit nach der Fall gewesen wäre! Wenigstens wüßte ich nun, daß es mir nicht taugt, und das wäre immer ein Gewinn." (1830, Jahrbuch III 185).

In diesem Gedankenkreis wurzelt auch jene Aeußerung Grillparzers vom Mai 1826, von deren übler Verwendung bei Laube und Sauer wir oben ausgegangen sind. Der Dichter bemerkt an jener Stelle, weil seine Braut argwöhnisch, heftig, zänkisch geworden sei, sei das Verhältniß auch in seinen geistigen Bestandtheilen gestört worden, die es so fabelhaft schön gemacht hätten. Da wie gezeigt worden ist, diese Störung schon in den ersten Jahren der Verlobung eintrat, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sich die ganze Bemerkung auf die Jahre 1821 und 1822 bezieht. Die Verwirrung ist nur dadurch entstanden, daß man die Notiz aus dem Jahre 1826 auch auf dieses Jahr beziehen zu müssen glaubte. Davor hätte die von Grillparzer gewählte Zeitform schon warnen sollen. Auf den Anfang des Brautstandes bezogen sind die Worte ganz verständlich. Grillparzer führte die Veränderung im Wesen seiner Braut, die ihn so sehr erkältete, darauf zurück, daß sie, zwei leidenschaftliche Naturen, durch die Sitte getrennt, einem längeren Brautstand ausgesetzt gewesen seien. „Der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldvolle überging, setzte auch sie unbewußt in Bewegung und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtstriebe hervor. Sie wurde argwöhnisch, heftig ꝛc." In dem kläglichen Zustand der Gegenwart (1826) meint er, es wäre besser gewesen, wenn er damals der Stimme der Natur anstatt dem Gebote der Sitte gefolgt wäre, weil die allmählich eingetretene Entfremdung sich so hätte vermeiden lassen.

Wenn er hinzufügt, kein tugendhafter Entschluß habe ihn davon zurückgehalten, sondern das ästhetische Gefallen an der Reinheit seiner Braut, so sehen wir den Selbstquäler wieder am Werk. Denn die Tiefen der Seele, aus denen solche Entschlüsse auftauchen, waren doch wohl auch für das Auge eines Grillparzer nicht zu durchdringen.

Die Größe des Körnleins Wahrheit zu bemessen, das in diesem Räsonnement stecken mag, muß dem subjektiven Urtheil jedes Einzelnen überlassen werden. Jedenfalls hängt eines der Meisterwerke des Dichters, das ihn in diesen Jahren viel beschäftigte, „des Meeres und der Liebe Wellen" (beendigt 1829), auf eigenthümliche Weise mit der an dieser Stelle des Tagebuchs geäußerten Stimmung zusammen. Es ist nicht selten, daß in einer Dichtung das Leben gewinnt, was der Dichter im eigenen Leben schmerzlich vermißte. Man hat das Klärchen im „Egmont" als Kontrastfigur zu Lilli Schönemann bezeichnet. An der Seite einer ungeliebten Frau tief unglücklich, hat Richard Wagner seinen aufwühlenden Gesang von der Herrlichkeit der Liebe erhoben. So hat auch Grillparzer, gequält durch die unerquicklichen Folgen einer in bürgerlicher Ehrbarkeit, wie er damals glaubte, versandeten Liebe in jenem Drama ein leuchtendes Gemälde entworfen von dem reinen Glück der beiden Armen, die alles vergessend einander sich hingeben und dann zusammen untergehen.

Es widerspricht dieser Bemerkung natürlich nicht, wenn Grillparzer einmal sagt, er habe bei der Ausarbeitung des Stückes in der Figur der Hero stets Marie von Smolenitz, die spätere Frau Daffinger vor sich gesehen, deren berückende Schönheit ihn in den Jahren 1826 und 1827 vorübergehend in ihre Zauberkreise gezogen hatte.

Daß Katharina Fröhlich sonst auf des Dichters Schaffen wenig Einfluß ausgeübt hat, ist begreiflich bei der Kürze der Zeit, in der das Verhältniß ungetrübt war. Nur in der gedankenschweren „Libussa" erinnert, wie Sauer richtig bemerkt, manches in dem Verhältniß des Primislaus und der Libussa an Grillparzers eigene Erlebnisse. Wir hören den Dichter, wenn Primislaus sagt:

„Es ist die Herrschaft ein gewaltig Ding,
Der Mann geht auf in ihr mit seinem Wesen,
Allein das Weib, es ist so hold gefügt,
Daß jede Zuthat mindert ihren Werth.
Und wie die Schönheit, noch so reich geschmückt,

Mit Purpur angethan und fremder Seide,
Durch jede Hülle, die du ihr entziehst,
Nur schöner wird und wirklicher sie selbst,
Bis in dem letzten Weiß der Traulichkeit,
Erbebend im Bewußtsein eigner Schätze,
Sie feiert ihren siegendsten Triumph —
So ist das Weib der Schönheit holde Tochter,
Das Mittelding von Macht und Schutzbedürfniß,
Das Höchste, was sie sein kann, nur als Weib,
In ihrer Schwäche siegender Gewalt.
Was sie nicht fordert, das wird ihr gegeben,
Und was sie giebt, ist himmlisches Geschenk;
Denn auch der Himmel fordert nur durch Geben.
Doch mengt der Stolz sich in die holde Mischung,
Ein scharfer Tropfen in die reine Milch,
Dann lösen sich die Theile; Stark und Schwach,
Und Süß und Bitter treten auseinander,
Der Schätzung unterwerfend und Vergleichung,
Was unschätzbar und unvergleichlich ist."

Es hat sich ergeben, daß Grillparzer sehr wohl Gott zum Zeugen anrufen durfte, wenn er in seiner Selbstbiographie sagte, das Verhältniß sei ohne seine Schuld gestört worden. Nicht minder verkehrt würde aber sein, nun seiner Braut die Schuld aufbürden zu wollen. Der Dichter erfuhr hier eben am eigenen Leibe, was er in seiner „Sappho" vorahnend geschildert hatte, den Fluch der Größe, „des Dichters blendend trauriges Geschick".

„Ihr habt der Dichterin vergönnt, zu nippen
An dieses Lebens süßumkränztem Kelch!
Zu nippen nur, zu trinken nicht.
O, seht! Gehorsam Eurem hohen Wink,
Setz' ich ihn hin, den süßumkränzten Becher,
Und trinke nicht." (Sappho V 6).

Es sollte sich doch Jedermann, der solche Verhältnisse zu beurtheilen wagt, klar darüber sein, daß für einen Goethe, einen Grillparzer oder einen Richard Wagner die Aussicht auf eine Ehe, die ihren Namen verdient, um so geringer war, je weiter sie sich von dem Gewöhnlichen entfernten. Denn wie gering ist die Wahrscheinlichkeit, daß einem solchen Manne ein ebenbürtiges Weib begegnet, noch geringer aber ist die Wahrscheinlichkeit, daß es im geeigneten Augenblick und unter günstigen Umständen geschieht. Das diese Thatsache ignorirende Tugendgeschwätz über Friederike von Sesenheim und Christiane Vulpius hat sich allmählich in die Niederungen der Literatur und in die Kaffeekränzchen zurückziehen

müssen. Es wäre Zeit, daß auch Grillparzer sein Recht würde. Ehe ein Mann wie Sauer die kühne Behauptung noch einmal in die Welt schickt, Grillparzer sei mit schwerer Schuld aus seinen Liebestragödien hervorgegangen, möge er sich doch einmal überlegen, ob man nicht mit besserem Recht dasselbe von dem Dichter sagen kann, was dieser einst am Grabe Beethovens gesprochen hat: „Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand."

Zur Medizinalreform II.

Vom

Geh. Medizin.-Rath **Hüpeden** in Hannover.

Die Verstaatlichung des Medizinalwesens in Preußen von Professor Dr. med. Lahs in Marburg a. L. Marburg 1896.

Wenn man die ärztlichen Verhältnisse betrachtet, die zur Zeit bei uns bestehen, so finden sich nach allen Richtungen hin Unsicherheit, Unfertigkeit, Verworrenheit und Mängel. Kein Wunder, daß Aeußerungen der Unzufriedenheit nicht nur in der Fachpresse sich Luft machen und daß es an Vorschlägen zur Besserung nicht fehlt.

Durch das Gesetz vom Jahre 1869 ist den Aerzten ihre Stellung gemeinsam mit den Pfuschern in der Gewerbeordnung angewiesen. In Folge der Freigabe der ärztlichen Praxis an Nichtapprobirte ist eine Generation von Quacksalbern entstanden, die ihr unheilvolles Wesen nicht allein zum Schaden des Publikums treibt. Sie schadet den Aerzten dadurch, daß sie das Feld ihrer Thätigkeit einschränkt. Ihr nicht selten gewonnener äußerer Erfolg übt daneben indirekt einen demoralisirenden Einfluß auf manchen Jünger Aesculaps aus, der, gedrängt durch die Noth des Lebens, ihren Wegen folgt und sich nicht scheut, mit Hilfe der Reklame Patienten heranzuziehen, sei es unter der Devise der Homöopathie oder des Naturheilverfahrens mit Betonung der Verurtheilung aller inneren Heilmittel; wie wenn der vernünftige und gebildete Arzt jemals im Widerspruch mit den Naturgesetzen Kranke behandeln würde und die Wirkung der inneren Heilmittel ihnen widerspräche!

Durch die vielfache Zersplitterung der Heilkunde in Spezialitäten, ein Vorgang, in welchem das Reich der Mitte uns zuvorkam,

wenn auch nicht als Muster diente, hat der einheitliche Ueberblick über das ganze Feld der Medizin Schaden gelitten. Bei Laien und Aerzten hat sich ein Skeptizismus entwickelt, der häufig den Nutzen der gesammten innern Heilkunst in Zweifel ziehen läßt und seinen natürlichen Kontrast findet in einer Ueberfluth neuer chemischer Präparate zu Heilzwecken und in Pilzen gleich aufschießenden angeblich neuen Heilmethoden in den Händen von Pastoren, Schustern, Badern und Schäfern, bei denen das gläubige Publikum Hilfe sucht und häufig mit Zeit und Geld auch seine Gesundheit verliert. — So ist die Stellung der Aerzte dem Publikum gegenüber gesunken, ihr Wirkungskreis eingeengt.

Die sozialpolitischen Gesetze haben ebenfalls dazu beigetragen, die Stellung der Aerzte zu verschlechtern. Kein Unbefangener kann den Segen verkennen, welcher mit der staatlich geordneten Versicherung gegen Krankheiten, Unfälle, Alter und Invalidität für die Arbeiterbevölkerung gewonnen wurde. Dennoch findet sie nicht immer die verdiente Anerkennung, theils weil ihre Wohlthaten erst im Laufe der Zeit sich immer mehr bemerkbar machen werden, theils auch, weil ihr unläugbar große Unvollkommenheiten der Veranlagung anhaften. Zum Theil, wenn auch nicht in der Hauptsache, liegen diese auf medizinischem Gebiete.

Die Anwendung der sozialpolitischen Gesetze stützt sich wesentlich auf die Mitwirkung der Aerzte. Ihr Gutachten muß den Entschädigungen resp. Pensionen nach Unfällen oder bei Invalidität vorausgehen; sie tragen Sorge für Wiederherstellung der erkrankten Kassenmitglieder. Von Garantien bezüglich der Zuverlässigkeit der mit diesen Geschäften betrauten Aerzte ist in den Gesetzen keine Rede. Man scheint es für gleichgültig gehalten zu haben, wie und von wem die ärztlichen Geschäfte erledigt werden. Der Geist des Skeptizismus, der auch auf andern Feldern unseres staatlichen Medizinalwesens hervortritt, z. B. bei der Vertretung der Gewerbehygiene, scheint auch hierfür verantwortlich gemacht werden zu müssen. Er gipfelte in der behördlichen Sanktion von nichtapprobirten, sogenannten Naturheilkundigen zur ärztlichen Behandlung bei den Krankenkassen im Königreich Sachsen. Man erkennt die Nothwendigkeit der ärztlichen Hülfsleistung wohl an, macht sich aber wegen der Qualität derselben keine Sorge. Die übeln Folgen dieser Versäumniß sind nicht ausgeblieben. Die Zahl der Prozesse steht im Verhältniß mit der Unsicherheit der Begutachtungen.

Durch vielfachen Wechsel der die Kassen vertretenden Aerzte leiden die Leistungen. Die Kassen werden direkt in Mitleidenschaft gezogen, weil die Aerzte in der natürlichen Besorgniß, nicht wieder gewählt zu werden, die Wünsche der Patienten nicht selten mehr als billig auf Kosten der Kassen berücksichtigen. — Schlimmer noch sind die Folgen für die Aerzte selbst. Durch eine schrankenlose Konkurrenz und Unterbietungen sind die Vergütungen für ärztliche Bemühungen bei den Kassen häufig, ja wohl meistens weit unter das billige Maß herabgedrückt — nicht zum Besten der Leistungen. Beschäftigung suchende Aerzte streben im Verein mit den Arbeitern dahin, das Institut der für bestimmte Zeiträume angestellten, an Zahl auf das Nothwendige beschränkten Kassenärzte durch sogenannte frei gewählte, an Zahl unbeschränkte Kassenärzte zu verdrängen. Das Resultat ist, daß ein häufiger Wechsel in der Wahl der Aerzte stattfindet und, da die Einzelleistungen vermehrt werden, für die Gesammtleistung aber ein Fixum festgesetzt wird, erstere schlechter honorirt werden, als früher. Schwerlich hat der Leser einen Begriff davon, bis zu welcher Miserabilität dieser Druck stattfindet. Man schämt sich in der Seele der Aerzte, es niederzuschreiben. Nach Analogie der durch das Krankenkassengesetz ins Leben gerufenen Kassen bilden sich vieler Orten Vereinigungen von Solchen, welche diesem Gesetze nicht unterworfen sind. Auch diese wirken in derselben Weise herabdrückend auf die Entschädigung für ärztliche Bemühungen.

Die ärztliche Vorbildung auf den Universitäten hat in den letzten Jahren häufig zu Verbesserungsvorschlägen Veranlassung gegeben. Man ist entschlossen, hinter der Studienzeit ein Jahr der praktischen Uebung obligatorisch zu machen, bevor der junge Arzt die venia practicandi erhält. Ohne Frage wird hierdurch ein wesentlicher Schritt zum Bessern gemacht werden, da bislang in der Approbation zwar die Garantie erheblichen theoretischen Wissens, aber nur in geringem Grade die des praktischen Könnens gegeben wurde. — Die akademischen Verhältnisse, so wohl geordnet und musterhaft sie auch dem Fernstehenden erscheinen mögen, sind nichts desto weniger, was die ärztlichen Verhältnisse betrifft, auch abgesehen von dem eben erwähnten Mangel genügender praktischer Vorbildung in mehr als einer Beziehung der Aenderung bedürftig. Die Gewinnung des Doktorgrades hat neben der Approbation für den jungen Arzt, abgesehen von der im Grunde überflüssigen Forderung desselben für das Physikatsexamen, nur eine dekorative, für

die Examinatoren freilich eine erhebliche finanzielle Bedeutung; deßhalb wird seine Abschaffung von den medizinischen Fakultäten nie beantragt werden; für den Unbetheiligten würde die Entfernung dieses Zopfs ein dankbares und allgemeine Befriedigung gewährendes Vergnügen sein. Die Ueberfüllung der Hörsäle und Kliniken, namentlich bei den größeren Universitäten, wird hervorgerufen durch eine ungenügende Anzahl von Lehrern und das Monopol, welches ihnen als Examinatoren für den Besuch ihrer Kollegien resp. klinischen Vorträge gegeben ist. Auch hier wird man Abänderungsvorschläge von den Fakultäten nicht erwarten dürfen, da eigene Interessen zu sehr in Frage kommen. Dennoch wären sie höchst wünschenswerth. Daß man die bedeutendsten Aerzte auf die hervorragenden Posten der klinischen Lehrstühle beruft, ist selbstverständlich, auch begreiflich, daß das Publikum ihren Rath mit Vorliebe aufsucht; zu bedauern ist es aber, wenn darunter die Lehrthätigkeit leidet und wenn durch zu sehr angehäuftes Material ebenso wie durch eine zu große Schülerzahl die Beobachtung des einzelnen Kranken beeinträchtigt wird. In Oesterreich steht man im Begriff, die Kollegiengelder für den Staat zu beanspruchen, die Professoren aber durch höheren Gehalt zu entschädigen.

Die obligatorische Gymnasialbildung der Studenten der Medizin hat seit einer Reihe von Jahren vielfach zu Debatten und Petitionen angeregt; letzteres von Seiten der Realschulmänner im Interesse ihrer Schulen. Bislang ist ein Erfolg nicht erreicht. Daß die Gymnasialbildung für den angehenden Mediziner nicht Alles leistet, was ihm von Nöthen wäre, darüber wird ein ernsthafter Streit wohl kaum entstehen können. Die Kunst der Beobachtung, die Uebung und Schärfung der Sinnesorgane sind Vorbedingungen zu einer erfolgreichen Ausübung des ärztlichen Berufs. Die gründliche Beschäftigung mit der Medizin als Wissenschaft setzt eine Ausbildung in der Mathematik und in deren Anwendung auf Physik und Chemie voraus, wie sie auf den Gymnasien zur Zeit nicht gewonnen werden kann. Welchen bedauerlichen Einfluß dieser Mangel auf den wissenschaftlichen Geist der Aerzte im Allgemeinen ausüben muß, scheint nur Wenigen zum Bewußtsein gekommen zu sein. Da auf der Universität ein überreicher Stoff bereits zu bewältigen ist und die Uebung in der Beobachtung frühzeitig stattfinden muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, die günstigste Zeit zum Lernen zu verlieren, so hat die Schule für den angehenden Mediziner andere Zwecke zu verfolgen

als etwa für die künftigen Juristen, Philologen und Theologen. Ob es möglich ist, daß die gymnasiale Bildung jemals diese Zwecke mit ihren näher liegenden Aufgaben vereinigen kann, ist mindestens zu bezweifeln. Es wäre deßhalb wohl gerechtfertigt gewesen, einen Versuch mit den Realgymnasien zu machen.

Ueber die Mängel unserer Medizinalverfassung habe ich Gelegenheit gehabt, mich im dritten Hefte des Jahrgangs 1896 der Jahrbücher zu äußern. Nicht allein das allgemeine Interesse des Staates und insbesondere das Interesse der Medizinalbeamten wird durch dieselben in Mitleidenschaft gezogen, auch die Stellung der praktischen Aerzte im Allgemeinen wird durch sie in wesentlicher Weise berührt. Daß die allgemeine Unzufriedenheit gerechtfertigt ist, wird von Niemandem bestritten; weniger gerechtfertigt ist es, daß sie sich häufig in mißgünstiger Stimmung gegen die Medizinalbeamten äußert.

Die Regierung ist den im Obigen skizzirten Mißständen gegenüber nicht lediglich passiv geblieben. Der Druck der öffentlichen Meinung, die sich zum Theil in der Presse, theils in lebhaften Debatten der Abgeordnetenkammer, theils in Verhandlungen und Eingaben der Aerztekammern seit Jahren äußerte, ist nicht unbeachtet geblieben. Verschiedene Kommissionen sind beauftragt, die Verhältnisse des Apothekenwesens, die Stellung der Aerzte zur Gewerbeordnung, die ärztliche Prüfungsordnung und eine allgemeine Reformation des Medizinalwesens, insbesondere bezüglich der öffentlichen Gesundheitspflege und der gerichtsärztlichen Thätigkeit der Physici zu bearbeiten. Da, abgesehen von den Verhandlungen über Abänderung der Prüfungsordnung, die Resultate dieser Berathungen noch nicht vorliegen und dieselben vertraulich behandelt werden, so ist Genaues über die Absichten der Regierung bislang nicht bekannt geworden. Hoffentlich wird der Reformplan im großen Style angegriffen und man beabsichtigt nicht, mit halben Maßregeln die Gemüther zu beruhigen. Darüber, daß die der Regierung hier gestellten Aufgaben hochwichtige und keineswegs leicht zu lösende sind, kann bei Einsichtigen kein Zweifel sein. — Es ist begreiflich, daß die Aerzte, beamtete und frei praktisirende, mit großem Interesse der Entwickelung der Dinge entgegensehen.

* * *

Die medizinische Fachpresse beschäftigt sich seit Jahren mit Versuchen zur Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten, sei es, daß nur einzelne Uebelstände behandelt werden, sei es, daß man von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus die Fragen im Ganzen zu beantworten sucht. Von verschiedenen Seiten wird alles Heil von der Verstaatlichung der gesammten Heilkunde erwartet. Auch in der vorliegenden Broschüre wird dieses Ziel ins Auge gefaßt. In der politischen Presse ist davon bislang meines Wissens nicht Notiz genommen, ausgenommen vielleicht in der sozialdemokratischen, mit deren Tendenzen der Gedanke harmonirt. Den meisten Lesern wird er deßhalb auch unerwartet kommen und von der überwiegenden Mehrzahl als undiskutirbar a limine abgewiesen werden, da er so gänzlich aller Tradition widerspricht. Bei weiterem Nachdenken wird man sich aber nicht wundern können, wenn in einer Zeit, in der alle Stände bis zu den hochkonservativen hinauf, ihre Hoffnung auf Staatshilfe richten, auch der ärztliche Stand hier seine Zuflucht vor der Noth sucht. Die bislang zur Veröffentlichung gelangten Pläne waren zu wenig durchgearbeitet, um zu näherem Eingehen aufzufordern, wenn sie auch als Zeichen der Zeit Beachtung verdienten. Im Gegensatz hierzu giebt die vorliegende Broschüre des Professor Lahs die gründliche Analyse eines großen Theils der bezüglichen Verhältnisse und positive, ins Detail gehende Vorschläge. Sie verdient deßhalb einer ernsten Prüfung gewürdigt zu werden. Wir haben um so mehr Veranlassung, uns mit ihr zu beschäftigen, als der Verfasser nicht allein akademischer Lehrer, sondern auch bewährter Praktiker ist und außerdem die Mitte des Lebens überschritten hat. Von jugendlicher Schwärmerei kann deßhalb keine Rede sein, vielmehr ein reifes Urtheil erwartet werden. Können wir uns nach sorgfältiger Prüfung auch mit dem Ganzen nicht einverstanden erklären, so ist doch vielleicht im Einzelnen Beachtenswerthes und für die bevorstehende Medizinalreform Verwerthbares zu finden. Im Uebrigen darf hier nicht verschwiegen werden, daß auch der Verfasser selbst keineswegs der Ansicht zu sein scheint, sein Plan sei in allen Theilen ohne Weiteres in die Wirklichkeit überzuführen. Ihm, wie dem erfahrenen Leser kann es ja nicht verborgen sein, daß Neugestaltungen, wie sie hier geplant werden, nicht ohne große Kämpfe ins Leben treten und daß für manchen schönen Plan das Sprichwort gilt: Es ginge wohl, aber es geht nicht.

Der Verfasser beginnt mit einer eingehenden Auseinandersetzung

der Mängel in der heutigen Medizin, die er unter sechs Kapiteln behandelt. Es sind dies 1. die zu mangelhafte praktische Vorbildung unserer jungen Aerzte zur selbständigen Praxis; 2. die zu ungleiche Vertheilung der Praxis; 3. die Mängel des Spezialistenthums und die ungesunden Verhältnisse zwischen Spezialisten und praktischen Aerzten; 4. die mangelhafte Bethätigung der praktischen Aerzte in der Hygiene; 5. die mangelhafte ärztliche und Pflegehilfe in Epidemien; 6. die mangelhafte Entwickelung der Therapie.

Man wird sich im Allgemeinen mit den gegebenen Ausführungen einverstanden erklären können. Auf Einzelnes näher einzugehen, würde hier zu weit führen und erscheint um so weniger angezeigt, als ein Theil des betreffenden Stoffes bereits eingangs berührt wurde. Wenden wir uns also sogleich zu dem Plane selbst, welcher alle Schäden und Mängel beseitigen soll.

Der ganzen Organisation soll ein selbständiges Medizinalministerium vorstehen und dieses nicht weniger als 6 Abtheilungen haben:

1. für Gesetzentwürfe und Verordnungen, Normallehrbücher, Statistik, Veröffentlichungen.
2. für Personalien;
3. für Therapie;
4. für Hygiene (hygienisches Zentralinstitut, hygienische Zentralkommission);
5. für pharmazeutische und gesundheitschemische Fragen und Personalien;
6. für Medizinalbauten.

Am Sitze einer jeden Regierung soll eine Medizinaldirektion stehen mit 3 Abtheilungen:

1. einer medizinischen;
2. einer hygienischen mit hygienischem Institut;
3. einer pharmazeutischen und gesundheitschemischen Abtheilung.

Unter der Medizinaldirektion stehen die Bezirksärzte und Oberärzte. Erstere versehen die Behandlung der Kranken in deren Wohnungen und in den Sprechstunden und leisten den ärztlichen Antheil an der praktischen Hygiene. Ihnen zur Hülfe sind Krankenschwestern in genügender Anzahl und ein Hülfsarzt einem Theile derselben auch zur Ausbildung beigegeben. Die Oberärzte zerfallen in 3 Klassen: 1. in Oberärzte der Landkrankenhäuser und Großkrankenhäuser;. 2. in Landgerichtsärzte; 3. in Oberärzte von Spezialkrankenhäusern.

Am Sitze eines jeden Landgerichts befindet sich ein Landkrankenhaus. Seine Oberärzte behandeln die Hospitalkranken, sind konsultirende Aerzte für die ihrem Bezirk zugehörigen Bezirksärzte, auch leiten sie die weitere Ausbildung der Hülfsärzte. Hieran betheiligen sich auch die Landgerichtsärzte, welche neben ihren gerichtsärztlichen Arbeiten die Funktionen des pathologischen Anatomen am Krankenhause zu versehen haben.

Von Spezialkrankenhäusern befinden sich solche für Gynäkologie und Hebammenunterricht, für Ophthalmologie und für Psychiatrie an geeigneten Plätzen jedes Regierungsbezirks.

Das medizinische Studium umfaßt 10 Semester außer der Militärdienstzeit. Dann wird jeder junge Arzt Hülfsarzt 2. Klasse, um zwei Jahre bei einem Bezirksarzte, ein drittes und viertes Jahr auf der chirurgischen und inneren Abtheilung eines Land- resp. Großkrankenhauses Dienst zu thun. Erst dann ist es ihm erlaubt, als Privatarzt sich irgendwo niederzulassen. Die besten Kräfte werden als Hülfsärzte 1. Klasse nach Absolvirung des vierjährigen Dienstes von den Oberbehörden ausgesucht, um nach weiteren zwei Jahren der Beschäftigung im Spitaldienst oder bei einem Bezirksarzt entweder als selbständige Bezirksärzte oder als Sekundärärzte (Vertreter der Oberärzte) an Krankenhäusern feste Anstellung zu gewinnen. Bis zum Eintritt in die Stellung eines Hülfsarztes 1. Klasse findet keine Besoldung statt.

Die Beschaffung sämmtlicher Ausgaben für Medizinalzwecke geschieht durch eine Medizinalsteuer. Jedermann hat ein Recht auf freie ärztliche Behandlung und Verpflegung. Im Haupttheile des Werkchens, dem Grundriß der Organisation des Medizinalwesens werden in allen Einzelheiten die Funktionen der Bezirksärzte, welche zugleich Vertreter der öffentlichen Gesundheitspflege sind, der Oberärzte, der Landgerichtsärzte, der Hülfsärzte, ebenso die Einrichtungen des medizinischen Studiums und der Krankenhäuser beschrieben, auch die Verhältnisse der Krankenschwestern, des Hebammendienstes, die Pflichten der Gesundheitskommissionen, die Einrichtungen der Medizinaldirektionen und der Zentralinstanz, des Medizinalministeriums behandelt. Ueber die Neuordnung des Apothekenwesens läßt sich Verfasser nicht aus.

Dieser kurze Ueberblick genügt, um zu beweisen, daß es sich hier nicht um eine Arbeit handelt, die mit den gegebenen Verhältnissen rechnet. Die jetzigen Besitzverhältnisse der Heilanstalten, welche, soweit sie nicht in Privathänden sind, nur zum kleinsten

Theile dem Staate gehören (Universitätsanstalten), meist in den Händen der Provinzverwaltungen, der Städte oder von kirchlichen Vereinigungen resp. Wohlthätigkeitsgesellschaften sich befinden, würden sich der Einführung einer straff zentralisirten staatlichen Krankenfürsorge nach dem Plane des Verfassers entgegenstellen. Daß zu einer Expropriation, welche mehr oder weniger den Charakter einer Gewaltthat annehmen würde, unter unseren heutigen Verhältnissen keine Neigung an zuständiger Stelle, weder bei den Regierungen noch bei der Majorität der Volksvertretungen, bestehen würde, darüber wird auch bei dem Herrn Verfasser kein Zweifel obwalten. Ebenso wenig zweifelhaft ist es dem Referenten, daß eine so weit gehende Zentralisation und Absorption von Lokaleinrichtungen nicht im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt wäre. Auch an anderen Stellen hat das Streben, mit möglichster Folgerichtigkeit das Beste zu erreichen, den Verfasser über das Ziel hinausgeführt. So bezüglich der Sammlung der praktischen Resultate in der Krankenbehandlung durch das Ministerium und deren Verwerthung in Direktiven für das gesammte Aerztepersonal. Der heutige Standpunkt unseres Wissens dürfte für eine solche Einrichtung noch nicht den genügend ausgedehnten und zugleich festen Boden darbieten. Auch die geplante Abfassung von Normallehrbüchern in allen Disziplinen der Heilkunde durch das Ministerium möchte besser der freien Entwicklung der Presse überlassen bleiben. Es kann auch zu viel reglementirt werden. Der Herr Verfasser scheint den so oft schon von Doktrinären in der Staatskunst vergessenen Grundsatz nicht anzuerkennen, daß jede unnöthige Zentralisation vom Uebel ist.

Es wäre indessen unrecht, den guten Kern, der in der Arbeit liegt, deßhalb unbeachtet lassen zu wollen. — Die Aufgaben, welche einer befriedigenden Medizinalreform demnächst erwachsen werden, sind so große, der von ihr verfolgte Zweck ein so eminent wichtiger, daß nicht zu erwarten ist, hier könne mit kleinen Mitteln das Nöthige erreicht werden. So wünschenswerth und erstrebenswerth für ein großes Staatswesen es auch sein mag, in allen Verwaltungsangelegenheiten, die es erlauben, Dezentralisation eintreten zu lassen und der individuellen Entwicklung Raum zu geben, so hat doch das Prinzip des Individualismus für eine Reihe von Funktionen unseres staatlich geordneten Lebens selbstverständlich keine Geltung. Auch die Verwaltung der Medizinalangelegenheiten sollte heute zu diesen gerechnet werden — außer anderen

Gründen vor allem, weil die Verhältnisse der öffentlichen Gesundheit ein einheitliches Vorgehen gegen die mannigfachen Feinde derselben und besonders gegen die Infektionskrankheiten gebieterisch fordern. Wohin das beliebte laissez aller in diesen Angelegenheiten geführt hat, bedarf hier keiner neuen Erörterung. (Vergl. meinen Aufsatz vom März 1896.) Es ist deßhalb auch der vom Verfasser geplanten Vertretung der Medizinalangelegenheiten durch ein selbständiges Ministerium nur Beifall zu zollen, wenn auch augenblicklich die Aussichten dafür keine großen zu sein scheinen und diesem Gedanken vieler Orten ein ungläubiges Lächeln begegnen wird. Eine nicht all zu ferne Zukunft wird in dieser Beziehung vielleicht manche Zweifel beseitigen. Die vom Verfasser vorgesehenen einzelnen Abtheilungen des Ministeriums mögen freilich mancher Modifikation zu unterwerfen sein. Daß das Medizinalwesen weniger Fürsorge von Seiten des Staates verdiene und fordere, als Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, Verkehrswesen, Justiz, Kultus und Unterricht, konnte zu einer Zeit begründet erscheinen, als die medizinische Wissenschaft zu praktischen Resultaten allgemeiner Art noch nicht geführt hatte; heute muß diese Ansicht als veraltet angesehen werden.

Unter einem Medizinalministerium wird man als mittlere Instanz eine Medizinalbehörde, sei es am Sitze des Oberpräsidiums, sei es der Regierungen, nicht entbehren können, insbesondere wird eine hygienisch-bakteriologische Station, auch eine Sammelstelle für Statistik und eine Abtheilung für Personalien mit Rücksicht auf straffere Organisation erforderlich sein. Soweit es überhaupt möglich ist, über derartige neue Einrichtungen ohne genaue Detailpläne eine Ansicht zu gewinnen, meine ich, daß die Mittelbehörde am Sitze des Oberpräsidenten Platz finden sollte. Bekanntlich haben letztere zur Zeit eine direkte Veranlassung zur Beschäftigung mit hygienischen Angelegenheiten nicht, da die Medizinalkollegien, welche ihnen zugetheilt sind, nur mit gerichtlichen Sachen beschäftigt werden. Dadurch, daß man die Mittelbehörden an den Sitz der Regierungen verlegt, würde der Verwaltungsapparat über das Nothwendige hinaus ausgedehnt werden.

Die Einrichtung der Bezirksärzte, denen nach Vorschlag des Verfassers neben der ärztlichen Behandlung des Publikums im weitesten Sinne des Wortes, insofern sie Jedermann unentgeltlich zur Disposition stehen sollen, die Vertretung der Hygiene in der

ersten Instanz obliegt, wird nicht den Beifall der maßgebenden Kreise finden. Dennoch dürfte diese Idee sich unseren sozialen Verhältnissen, wenn auch zur Zeit in beschränktem Umfange, sehr wohl anpassen. Die Ziele der Unfall-, Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung würden weit sicherer und glatter erreicht, eine Unzahl von Prozessen vermieden werden, wenn diesen Anstalten ein Stab gut geschulter, erfahrener und durchaus zuverlässiger Beamten zur Seite stände. Daß diese Eigenschaften sich nicht bei allen Aerzten vereinigt vorfinden, ist zu selbstverständlich, um nur ein Wort darüber verlieren zu müssen. Wenn man nun den Plan des Verfassers bezüglich der Anstellung von Bezirksärzten für diese Anstalten ins Leben treten ließe, so würde man in der Fürsorge gewissenhafter Beamten sowohl die Interessen der Kassen, wie jene der Kranken und Entschädigungs- resp. Unterstützungsbedürftigen aufs Beste gewahrt haben. Der Umfang der Aufgaben der sozialpolitischen Gesetze ist so groß, die Zahl der auf sie Angewiesenen eine so bedeutende, daß sie eine großartige organisatorische Neugestaltung auch auf dem Felde der medizinischen Verwaltungseinrichtungen wohl motiviren kann. Wird doch von v. Woedtke die Zahl der auf Alters- und Invaliditätsversicherung Angewiesenen auf über elf Millionen im deutschen Reich angegeben. Vernünftiger Weise wird man nicht fürchten können, durch eine derartige Maßregel zu sehr in das soziale Fahrwasser zu gelangen. Analoge großartige Maßregeln bringt ein weit fortgeschrittenes Kulturleben auch auf anderen Gebieten der Verwaltung mit sich. Nachdem man sich zum Reichszuschuß für die Invaliden- und Altersversicherung entschlossen hat und niemand einen Rückschritt in unserer Sozialpolitik ernsthaft für möglich hält, kommt es jetzt darauf an, dem kühnen Gebäude die erforderliche, bis jetzt fehlende Festigkeit zu geben. Dieser Aufgabe würde auf ärztlichem Gebiete die vorgeschlagene Neuerung gerecht werden. Dadurch, daß man den Interessenten der sozialpolitischen Gesetze für ärztliche Behandlung und Begutachtung beamtete Aerzte giebt, welchen es verboten ist, Privatpraxis zu haben oder sich vom Publikum überhaupt honoriren zu lassen, werden, wie der Verfasser ganz richtig voraussetzt, zugleich die richtigen Elemente für die Interessen der öffentlichen Gesundheitspflege gewonnen werden. Wie es scheint, denkt man daran, besondere Gesundheitsbeamte als Kreisärzte anzustellen. Man wird gezwungen sein, diesen ebenfalls die Privatpraxis zu verbieten, weil man den Beamten nicht zum bezahlten Diener des Publikums

machen darf, dessen Vortheil häufig mit dem öffentlichen Interesse in Konflikt ist. Nun entsteht die Schwierigkeit, dem Kreisarzt die nöthige Gelegenheit und Uebung des Verkehrs mit Kranken zu verschaffen, da hierin gerade die Schäden der öffentlichen Gesundheit sich ausweisen und nicht selten zuerst entdeckt werden. Diese Schwierigkeit ist im einzelnen Falle zwar durch Uebertragung von ärztlichen Stellen an öffentlichen Krankenhäusern, Gefängnissen oder Behörden zu umgehen, im Allgemeinen bleibt sie aber bestehen. Man wird sich also in den meisten Fällen damit abfinden müssen, Gesundheitsbeamte zu haben, die keine praktischen Aerzte mehr sind. Man rechnet bei der geplanten Medizinalreform auf die Mitwirkung der praktischen Aerzte neben den Gesundheitsbeamten. Diese Rechnung wird aber voraussichtlich nicht immer stimmen, nämlich dann nicht, wenn die Aerzte gezwungen werden sollen, die Interessen ihrer Patienten preiszugeben. Wollte man dem Vorschlage des Verfassers bezüglich der Interessenten der sozialpolitischen Gesetze folgen, so würden alle Schwierigkeiten fortfallen, da den Bezirksärzten, welche als Beamte dem Publikum gegenüber unabhängig dastehen, jedenfalls ein bedeutendes Beobachtungskontingent an Kranken zufallen würde. Der Referent weiß sehr wohl, welche Schwierigkeiten der Ueberführung dieses Gedankens in die Wirklichkeit namentlich durch die Vielköpfigkeit unserer Regierungen und der Volksvertretung entgegenstehen würden. Was man indessen fertig bringen kann, haben die sozialpolitischen Gesetze selbst am besten gezeigt. Neben dem bereits Geleisteten würde diese Neuerung immer nur eine kleine, aber deshalb nicht weniger wichtige Arbeit bedeuten. — Voraussichtlich wird man diesen Gedanken nicht eher in ernstliche Erwägung nehmen, wenn man ihn überall der Erwägung werth hält, als es gelungen ist, eine radikale Reformation der sozialpolitischen Gesetze in die Wege zu leiten, deren großartiger, einheitlicher Zweck durch eine unglückliche, wenn auch vielleicht aus taktischen Gründen unvermeidbare Zerreißung der Gesetzgebung, und in Folge dessen unausbleibliche gesetzliche Verwicklungen in seiner Ausführung Widerwillen und allseitiger Unzufriedenheit begegnet.

Zwei Einwürfe könnte man diesem Plane entgegen stellen. Erstens die Größe der Kosten. Indessen werden dieselben nur entsprechend den Leistungen der Aerzte in der öffentlichen Gesundheitspflege größer sein als jetzt, wo Kassenärzte und Begutachtungen bereits bezahlt werden müssen. Diese Ausgabe wird man aber

unter allen Umständen machen müssen, wenn überall aus der Medizinalreform etwas werden soll. Dann wird man ohne Zweifel die Befürchtung aussprechen, daß Beamte weniger sorgsam in der Behandlung der Kranken sein würden, als andere Aerzte, da ihnen das persönliche Interesse fehle. Dagegen kann man sagen, daß es ungerechtfertigt wäre, gerade des ärztlichen Beamten Pflichttreue von vornherein in Zweifel zu ziehen und daß auch diese Beamte der Kontrolle unterliegen und bei Vernachlässigungen den Maßregeln der Oberbehörde nicht entgehen würden. Ueberdem kommt es den Interessenten der Sozialgesetzgebung gegenüber nicht darauf an, Ueberflüssiges zu leisten, wie es oft vom Arzte erwartet wird. Bei der ärztlichen, wie bei den sonstigen Hülfen, welche das Gesetz bietet, sollte man sich mit dem Nothwendigen begnügen. Unzweifelhaft ist das auf diese Weise möglich. Man kann die ärztlichen Beamten der Sozialversicherung mit den Militärärzten, den Armenärzten und den Aerzten in schwachbevölkerten Gegenden in eine Linie stellen. In allen diesen Fällen ist der Kranke auf seinen bestimmten Arzt angewiesen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß vorkommenden Falles auch andere Aerzte in Rath genommen werden können, sei es auf Wunsch und Veranlassung des beamteten Arztes oder des Patienten selbst.

Die vom Verfasser vorgeschlagene 4jährige praktische Vorbereitung nach 5jährigem Studium und einjährigem Heerdienst wird mit dem Referenten den meisten Lesern übertrieben lang erscheinen. Die Möglichkeit des Erwerbs wird bei diesen Anforderungen im Allgemeinen erst im Alter von 30 Jahren eintreten. Das Verhältniß des Wartens würde also noch drückender als zur Zeit bei den Juristen werden. Wenn trotz der langen Carenz letztere noch immer der Fahne Justinians folgen, so darf man schließen, daß auch bei wesentlich erschwerenden Bedingungen der Zudrang zum ärztlichen Stande nicht unter das Bedürfniß sinken würde. Zur Zeit wird dies erheblich überschritten. Der Vorschlag des Verfassers findet seine Begründung in der, auch nach Einführung des beabsichtigten praktischen Jahres immer noch ungenügenden Ausbildung unserer Aerzte. Der Weg, den er angiebt, würde das Ziel in idealer Vollkommenheit erreichen. Vor der Hand ist allerdings keine Aussicht, daß sein Vorschlag angenommen werde. Darüber würde man sich übrigens klar sein müssen, daß ohne ein streng aufrecht erhaltenes Pfuschereiverbot eine so lange hinaus gezogene Wartezeit wesentlich dazu dienen würde, einen

noch erheblicheren Theil der ärztlichen Praxis in die Hände nicht Approbirter übergehen zu lassen, als es jetzt schon der Fall ist.

Der Gedanke des Verfassers, die gerichtliche Begutachtung in die Hände der pathologischen Anatomen bei den Krankenhäusern zu legen, ist kein glücklicher. Die gerichtsärztliche Thätigkeit ist so vielseitig und schließt sich so eng an die Erfahrung des praktischen Arztes an, daß sie dem Spezialisten in einem zwar hochbedeutenden aber doch immerhin beschränkten Theile der medizinischen Wissenschaft, dem pathologischen Anatomen nicht überlassen werden darf. Am besten würden dazu die Abtheilungs-Oberärzte der Krankenhäuser sich eignen.

Das Werkchen von Lahs ist eine Studie, welche unbeirrt von thatsächlichen Verhältnissen dem Idealen gerecht zu werden sucht. Für den aufmerksamen Leser, der sich durch manches Unausführbare nicht zurückschrecken läßt, bietet es eine Fülle von Anregungen, die zum Besten der Sache nicht verloren gehen mögen!

Hannover, Januar 1897.

Die Marcussäule auf Piazza Colonna in Rom.

Von

Adolf Michaelis.

Unter diesem bisher kaum gebräuchlichen Namen führt sich die neueste Publikation der gewöhnlich sogenannten Marcaurelssäule ein*). Der Zusatz sorgt dafür, daß die Gedanken nicht nach Venedig schweifen, man erinnert sich vielmehr des römischen Scherzwortes: questa colonna è la colonna di Piazza Colonna. Der offizielle Name des philosophischen Kaisers, Marcus, und die überlieferte antike Bezeichnung columna divi Marci (oder vollständiger columna centenaria divorum Marci et Faustinae) erlauben in der That für diese Säule eine ebenso kurze Bezeichnung, wie sie für die Trajanssäule längst üblich ist.

Beide mit Reliefbändern umzogene Säulen gehören zu den Wahrzeichen der Stadt Rom. Sie galten als die Thürme der Paläste Trajans und Antonins. Sie fehlen nicht leicht auf den mittelalterlichen Plänen der Stadt; wo kein Platz für beide war, ist bald die Traiana oder Adriana — im Volksmund auch die trojanische Säule genannt — bald die Antoniana oder Antonina allein dargestellt. So erscheint schon auf dem berühmten Siegel Ludwig des Bayern eine der Säulen anstatt beider; ohne sie würde das Stadtbild eines charakteristischen Schmuckes entbehren. Seit dreihundert Jahren schauen von den beiden Säulen die Apostelfürsten auf die ewige Stadt herab: Petrus ist an die Stelle

---

*) Die Marcussäule auf Piazza Colonna in Rom, herausgegeben von Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1896. Ein Textband und zwei Mappen mit 128 Tafeln in Lichtdruck in Querfolio.

Trajans, Paulus an die Marcaurels und vielleicht seiner Gemahlin Faustina getreten. Und wer heutzutage von San Pietro in Montorio seine Blicke über die vor ihm ausgebreitete Stadt schweifen läßt, der sucht wie Zielpunkte neben der Kuppel des Pantheon die beiden thurmartig aus dem Häusergewimmel aufragenden Säulen.

In nicht ebenso gleichem Maße hat sich beiden Säulen das wissenschaftliche und künstlerische Interesse zugewandt. Seit den Tagen Raphaels ist die künstlerisch weit überlegene Trajanssäule oft gezeichnet, gestochen, abgeformt worden. Raphael und seine Schüler zeichneten Proben der Reliefs; ja es heißt, daß in der Sammlung Modena zu Wien sich noch eine vollständige Aufnahme von der Hand Giulio Romanos befinde. Primaticcio ließ um 1541 im Auftrage des Königs Franz I. von Frankreich einzelne Stücke abgießen; sie gelangten nach Fontainebleau, sind aber — angeblich beim Bau eines Pferdestalles — spurlos verschwunden. Im weiteren Verlaufe des sechszehnten Jahrhunderts besorgten zwei Künstler, Giulio Campi und Girolamo Muziano, Abbildungen des ganzen Reliefschmuckes; die Zeichnungen des Ersteren ruhen unbenutzt in der Königlichen Bibliothek zu Windsor, die des Zweiten wurden auf des Künstlers eigene Kosten von Francesco Villamena gestochen und 1576 mit kurzen Erklärungen des spanischen Mönches Alfonso Chacon und einer Widmung an Philipp II., „den Landsmann Trajans", herausgegeben. Auf Grund dieser ersten Ausgabe erschien hundert Jahre später die verbreitetste Publikation von der Hand des überaus fleißigen Kupferstechers Pietro Sante Bartoli, dessen Originalzeichnungen ebenfalls unter den Schätzen der Bibliothek zu Windsor ruhen. Diese Publikation schloß sich an die Abformung der Reliefs an, die Ludwig XIV. in den Jahren 1665—1670 vornehmen ließ, insofern leider wieder ohne vollen Erfolg, als die Abgüsse zerstreut wurden und nicht einmal alle nach Paris gelangten. Bartolis in Stil und Einzelheiten ziemlich willkürliche Ausgabe rief den ersten ernsthaften Erklärungsversuch hervor, von dem ausgezeichneten Antiquar Raffaele Fabretti (1683). Wieder ein Jahrhundert später begann der geniale Kupferstecher Giambattista Piranesi eine prächtige Wiedergabe der Säule, blieb aber bei deren Basis stecken (1770). Und aber nach hundert Jahren — nachdem inzwischen der französische General Pommereul 1798 eine Ueberführung der Säule selbst nach Paris vorgeschlagen hatte! — ließ Napoleon III. die ganze Säule in den Jahren 1861 und

1862 abgießen und galvanoplastisch nachbilden; diese Kopie befindet sich jetzt im Nationalmuseum zu St. Germain-en-Laye. Ein großes Prachtwerk von Fröhner (1872 ff.) in Lichtdruck gab auf Grund dieser Abgüsse die erste authentische, wenn auch etwas flaue Wiedergabe, eine kleinere Begleitschrift desselben Gelehrten (1865) eine kurze geschichtliche Erläuterung. Ein zusammengesetzter Abguß der ganzen Säule in zwei Stücken fand 1876 im South-Kensington-Museum in London seinen Platz, ein anderer Abguß in den einzelnen Formstücken verblieb in Rom. Diese letzten Abgüsse bilden die Grundlage der neuen großen Ausgabe der Trajanssäule, die der Leipziger Professor Conrad Cichorius soeben mit Unterstützung des sächsischen Unterrichtsministeriums begonnen hat*).

Man sieht, welch stattliche Reihe werkthätigen Interesses der Trajanssäule zugewandt worden ist; drei mächtige Herrscher Frankreichs und der Sohn Karls V. glänzen in der Reihe der Protektoren, vier große Ausgaben sind hergestellt worden. Sehr bescheiden ist dem gegenüber der der Marcussäule gewidmete Antheil. Aus dem ganzen Cinquecento besitzen wir nichts als ziemlich flüchtige Ansichten der ganzen Säule, die ihren sehr verkommenen Zustand auf hoher, schmaler, ihrer ehemaligen Umkleidung beraubten Basis kund thun. Dieser Zustand macht es erklärlich, daß der gewaltige Organisator des modernen und ebenso gewaltsame Zerstörer des antiken Rom, Papst Sixtus V., im Jahre 1589 die Säule sichern und ausbessern ließ. Hätte nur der Architekt Domenico Fontana nebst seinen Bildhauern die Aufgabe nicht gar so schlecht gelöst! Die Basis verschwand fast zur Hälfte, mit ihrer Eingangsthür, im aufgehöhten Erdboden; die damals erhaltenen Reliefs der Basis, theils figürlicher, theils dekorativer Art, wurden einfach weggemeißelt, der Rest der Basis in zugleich plumpen und flauen Formen umkleidet und mit einer Inschrift versehen, die anstatt des Kaisers Marcus seinen Vorgänger Antoninus Pius nennt! Diese Entstellung war schon arg genug, noch viel schlimmer aber war die rohe, willkürliche, schonungslose Flickarbeit, mit der die vielen schadhaften Stellen der Säulenreliefs ausgefüllt und verunziert wurden. Denn während die Trajanssäule aus hartem, wetterbeständigem parischen Marmor errichtet und ihr Bilderschmuck in maßvollem Flachrelief gehalten

---

*) Die Reliefs der Trajanssäule, herausgegeben und historisch erklärt von Conrad Cichorius. Berlin, Georg Reimer. Erschienen sind (1896) die erste Hälfte der Tafeln (57 Tafeln) und der zweite Band des auf fünf Bände berechneten Textes.

ist, besteht die Marcussäule aus dem viel unsolideren Marmor von Carrara und ihre Reliefs springen in weit stärkerer Erhebung aus dem Grunde hervor. So hatte die Zerstörung, anscheinend durch Erdbeben und Blitzschläge gefördert, an ihr weit größere Fortschritte gemacht, als an der älteren Genossin. Leider war allem Anschein nach vor der Entstellung der Säule durch die „nichtswürdigen" Ausflickungen keine Zeichnung des Reliefbandes in seinem früheren Zustande aufgenommen worden. Denn auch die verloren gegangene Zeichnung in der barberinischen Bibliothek, die der schon oben genannte Pietro Sante Bartoli etwa um 1675 seiner Ausgabe der Säule zu Grunde gelegt und mit dem Original verglichen zu haben angiebt, kann füglich erst nach Fontanas Restauration entstanden sein. Bartolis Ausgabe aber, so unzuverlässig sie sich auch bei näherer Prüfung erweist, ist bis auf den heutigen Tag die einzige Quelle unserer Kenntniß von den Reliefs geblieben.

Und doch haben die Darstellungen dieser Reliefs namentlich für uns Deutsche ein ganz besonderes Interesse. Sie stellen nämlich die Kriegszüge Marcaurels in den Donauländern, Böhmen, Mähren, Ungarn, in ausführlicher Schilderung dar und bieten die ältesten*) und weitaus reichsten Abbildungen aus der deutschen Vorzeit, die die römische Kunst uns überliefert hat. Somit war es ganz gerechtfertigt, daß der erste Sekretär des deutschen archäologischen Instituts in Rom, Eugen Petersen, anläßlich des Besuches Kaiser Wilhelms in Rom im Frühjahr 1893 nachdrücklich auf diese Seite des Interesses an der Säule hinwies. Ein paar eigens für diesen Zweck angefertigte Photographien ließen theils eine Menge charakteristischer ethnologischer Einzelheiten zum ersten Mal feststellen und erweckten den Wunsch nach einer vollständigeren Aufnahme der Reliefdarstellungen, theils boten sie die erste getreue Abbildung der populärsten Scene in der ganzen Darstellung, des sog. Regenwunders, in dem die christliche Legende die Wirkung des Gebetes christlicher Legionssoldaten erblickte. Petersens Ansicht, daß nur die mißverstandene Darstellung auf der Säule den Anlaß zur Legende

*) Dies ist kürzlich von Furtwängler bestritten worden, der das in der Dobrudscha wiedergewonnene und von Tocilesco, Benndorf und Niemann herausgegebene Siegesmonument von Adamklissi nicht auf Trajans Dakerkriege, sondern auf die Unterwerfung der germanischen Bastarner zur Zeit des Augustus bezieht. Ich fühle mich zu einem Urtheil nicht kompetent, weiß aber, daß die genauesten Kenner der einschlägigen Verhältnisse und Denkmäler die Ansicht des Münchner Gelehrten nicht theilen.

geboten habe — sie hat sich aus chronologischen Gründen als nicht haltbar erwiesen -- erregte zunächst eine eifrige litterarische Diskussion, an der Harnack, Domaszewski, Mommsen und Petersen Theil nahmen, und drohte fast die Aufmerksamkeit vom Hauptpunkte abzulenken, doch zeigte grade sie recht eindringlich, wie wichtig eine genaue Veröffentlichung der ganzen Reliefdarstellungen sein würde: die Reliefs widerlegten aufs deutlichste die Angaben jener Legende.

Inzwischen hatte das neubelebte Interesse für das germanisch-römische Alterthum, wie es sich in dem Reichsunternehmen der Erforschung des Grenzwalles oder Limes aussprach, unter den betheiligten Gelehrten jenen Wunsch ebenfalls lebhaft angeregt: namentlich waren Mommsen und Zangemeister in dieser Richtung thätig. Unter Führung des Letzteren bildete sich in Heidelberg ein Komité, das eine vollständige Abformung und darauf beruhende Herausgabe der Säule ins Auge faßte und die erforderlichen Mittel durch eine Subskription zusammenzubringen gedachte. In der That fanden sich einige liberale Förderer des Plans, an ihrer Spitze der Großherzog von Baden. Allein man mußte sich bald überzeugen, daß auf solchem rein privaten Wege ein so umfassendes und kostspieliges, auch die Mitwirkung italienischer Behörden erforderndes Unternehmen sich kaum würde durchführen lassen. Als die berufenste Instanz zur Uebernahme der Aufgabe mußte das deutsche archäologische Institut mit seiner Zweiganstalt in Rom erscheinen. Verhandlungen führten bald zu einem Einverständniß und zur Bildung eines größeren Komités, in dem Männer aus allen Theilen Deutschlands, außer Mitgliedern des Heidelberger Komités und des Archäologischen Instituts auch Vertreter der germanischen Alterthumswissenschaft, vereinigt waren. Mit Recht sah man von der kostspieligen, bei dem Erhaltungszustand des Denkmals sogar nicht unbedenklichen, bei dessen mäßigem Kunstwerth überflüssigen Abformung der ganzen Säule ab, zu der die italienische Regierung überdies kaum die Erlaubniß ertheilt haben würde. Eine vollständige photographische Aufnahme und genaue Untersuchung jeder Einzelheit, daneben die Abformung charakteristischer Probestücke, wurden als Ziele des Unternehmens aufgestellt und die Kosten auf 22 000 Mark veranschlagt, wovon 2000 Mark bereits durch die Heidelberger Bemühungen gesichert waren. Der niedrige Anschlag ward wesentlich dadurch ermöglicht, daß die italienische Regierung sich mit dankenswerther Liberalität zu kostenfreier Herstellung der

Gerüste erboten hatte; auch die städtischen Behörden Roms hatten alle Erleichterung versprochen. Alle Sorge wegen des Zustandekommens schwand endlich, als der deutsche Kaiser im Mai 1894 die ganze fehlende Summe als seinen Beitrag übernahm und so der Unternehmung einen nationalen Stempel aufdrückte. Ein engerer Ausschuß übernahm die Leitung; die Ausführung ward Eugen Petersen in Rom, der durch seine einschneidenden Untersuchungen über römische historische Reliefs besonders vorbereitet erscheinen mußte, und Alfred von Domaszewski in Heidelberg, dem hervorragenden Kenner des römischen Militärwesens, übertragen. Indem diese den bewährten römischen Architekten Guglielmo Calderini hinzuzogen, war auch Italien der Antheil an der wissenschaftlichen Seite des Unternehmens gesichert, den es sich durch seine materielle Unterstützung verdient hatte. Diesem Verhältniß geben die schönen Worte, mit denen Theodor Mommsen seinen Beitrag zum vorliegenden Werke einleitet, den üblichen lapidaren Ausdruck:

„Die mächtige, bildergeschmückte Säule, welche den Mittelpunkt des heutigen Rom bildet und seinem Hauptplatz den Namen giebt, ist vor mehr als anderthalbtausend Jahren aufgerichtet worden, damals, als zwischen den germanischen Stämmen und dem römischen Weltreich der große Völkerkampf begann .... Ihren Bilderschmuck so weit es noch möglich ist, in vollem Umfang Allen vor die Augen zu bringen haben die Nachkommen jener Römer und jener Germanen sich vereinigt, und dieses Werk legt ihn dar.“ —

Mit Staunen sah das römische Volk im Frühjahr 1895 auf seinem Lieblingsplatze den hölzernen Eiffelthurm errichten, dessen Leitern bis zum Kapitell der Säule reichten, und sah an letzterem das balkonartige Hängegerüst befestigen, das an Seilen auf und nieder bewegt werden konnte. Manchem Leser wird dieser Anblick aus einer Abbildung in der Leipziger Illustrirten Zeitung vertraut sein. Am 21. April, dem „Geburtstage Roms“, stand Alles fertig da, aber der Regengott von der Säule schien sich mit modernen Sturmgöttern verbunden zu haben, um sich den neugierigen Epigonen zu widersetzen. An Photographiren war zunächst nicht zu denken. So begann denn der Architekt mit dem Untersuchen und theilweisen Freilegen der tiefverschütteten Basis; die beiden Gelehrten führten auf dem Gerüste aller Unbill des Wetters zum Trotz eine genaue Vergleichung der Reliefs mit Bartolis Publikation durch, wobei ihnen ein jüngerer Archäologe, Ludwig Pallat, zur Seite stand; endlich wurden noch die dringend nöthigen Aus-

besserungen an den gefährdetsten Theilen der Säule vorgenommen. Fast zwei Monate dauerte der Kampf der Elemente gegen die Vertreter der Wissenschaft — desto bedenklicher, da die Gerüste nur bis Anfang September bleiben durften Endlich konnte in der zweiten Hälfte des Juni der ausgezeichnete Photograph D. Anderson seine Arbeit beginnen, die er nun ununterbrochen förderte. Jede der zwanzig Windungen wurde in zwölf einander ablösenden Platten aufgenommen, alles unter künstlich hergestellter gleichmäßiger Reflexbeleuchtung. Die technische Leistung war so ausgezeichnet, daß von den 248 Platten nur ganz wenige sich als schadhaft erwiesen und ersetzt werden mußten. Dann blieb noch die Zeit zu erneuter Revision des ganzen Bilderschmuckes durch Petersen und Domaszewski an der Hand der Photographien und zur Abformung von etwa 70 Quadratmetern Hautrelief durch den römischen Gipsgießer Piernovelli. Am letzten August war bei Aufbieten aller Kräfte sämmtlicher Betheiligten das ganze Werk vollendet und das Gerüste konnte zur bedungenen Zeit hinweggeräumt werden: die Septemberfeste fanden die Piazza Colonna wieder frei.

Nur etwas mehr als Jahresfrist hat es bedurft, um die Herausgabe des ganzen Werkes, die die namentlich im Lichtdruck wohlbewährte Münchener Verlagsanstalt Fr. Bruckmann übernommen hatte, fertigzustellen. In weiser Zurückhaltung ist der Text auf das Nöthige beschränkt worden, in starkem Gegensatz zu dem auf fünf Bände berechneten Text zur neuen Ausgabe der so viel besser erhaltenen Trajanssäule. Petersen giebt zunächst einen Ueberblick über die Geschichte der Säule in alter und neuer Zeit, über ihre Publikationen, über die neue Aufnahme. Sodann folgt von der Meisterhand Mommsens — eine hocherfreuliche Ueberraschung für den Leser, da der Name des Verfassers auf dem Titel nicht erscheint — eine knappe Darstellung von Marcaurels Marcomanenkriegen nach den spärlichen Angaben der antiken Schriftsteller; wie es bei Mommsen nicht anders zu erwarten ist, keine bloße Kriegsgeschichte, sondern eine Betrachtung des Krieges im großen Zusammenhange der Zeitgeschichte, eingeleitet durch eine warme Charakteristik Marcaurels. „Wenn Kaiser Marcus nach seiner Neigung sicher nicht, und nach seinen Leistungen schwerlich ein Militär genannt werden kann, so war er dafür ein ganzer Mann und ein pflichttreuer Herrscher. Er ist der einzige unter den römischen Kaisern, dessen Herz offen vor uns liegt.“ Seine „Selbstermahnungen“ (die manchem Leser vielleicht zumeist aus der

Rolle erinnerlich sind, die sie in Fritz Reuters „Franzosentid" spielen) sind während jenes achtjährigen Krieges im Lager entstanden. „Wenn die Weisen der Welt nicht an dem gemessen würden, was sie lehren, sondern an dem, was sie demgemäß thun, so würden nicht viele Philosophen diesem gekrönten verglichen werden dürfen.... Die Hofgelehrten, mit denen er über philosophische Fragen gerne disputirte, beschworen ihn, nicht in das Feldlager abzugehen und sein Leben der Wissenschaft zu erhalten; aber er erinnerte sich, daß er zwar ein Philosoph war, aber auch „ein Römer und ein Mann", und zog gegen die Germanen."

Mommsens Darstellung sieht von den Schilderungen der Säule ganz ab. Dieser wendet sich im dritten Abschnitt zunächst der Architekt Calderini wieder zu, indem er das Ergebniß seiner Ausgrabungen, Vermessungen und sonstigen Ermittelungen vorlegt und für die Basis eine, wohl nicht ganz einwandfreie, Wiederherstellung versucht. Zur Erläuterung dienen die ersten vier Tafeln des Atlas. Sodann tritt Petersen wieder ein mit einer den einzelnen Tafeln folgenden, aber immer auf die Hauptsachen sich beschränkenden Beschreibung, die daher auch nicht ermüdet; vielmehr möchte man der allzu gedrängten Schreibweise hie und da eine etwas behaglichere Breite wünschen. Der Beschreibung voran gehen allgemeine Erörterungen über Technik, Kompositionsweise, Zerlegung in einzelne Szenen (deren Petersen 116 scheidet), über Eigenthümlichkeiten der hier angewendeten bildlichen Sprache. Der Kaiser und seine nächste Umgebung, darunter sein schon bejahrter semitischer Schwiegersohn Pompejanus und minder deutlich der spätere Kaiser Pertinax, werden in ihrem Aussehen beschrieben, die Legionssoldaten, Leibgarden, barbarischen Hilfstruppen unterschieden, endlich ausführlich die vorkommenden Barbarentypen geschildert. Deutlich unterscheiden sich dem Typus und der Kleidung nach Germanen von ruhigerer Haltung und aufgeregtere Slaven, letztere namentlich in den späteren Abschnitten gern beritten. Hier sind offenbar die Sarmaten oder Jazygen der ungarischen Ebene gemeint, dort hauptsächlich die Quaden und Marcomanen, wie sich denn in der That verschiedene Germanentypen sondern lassen. Im Ganzen zeigen die einzelnen Germanenköpfe mehr individuelles Gepräge, die Sarmaten mehr feste Typik; offenbar waren jene den ausführenden Bildhauern genauer bekannt.

Auf 124 Tafeln sind die 248 Lichtdrucke vertheilt, zu denen die darauf folgende Beschreibung gehört. Die Aufnahmen und

Abdrücke sind durchweg vorzüglich gelungen. Wären sie unmittelbar auf einen weißen Karton gedruckt, so würden sie ohne Zweifel noch haltbarer sein als jetzt, wo jedes Blatt aufgeklebt ist; die Erfahrung bei anderen Werken der gleichen Firma, z. B. Brunn-Bruckmanns „Denkmälern griechischer und römischer Skulptur", lehrt leider, daß die so hergestellten Tafeln bei stärkerem Gebrauch erheblich leiden. In Cichorius Ausgabe der Trajanssäule ist, da die Heliogravuren unmittelbar auf Karton gedruckt sind, dieser Uebelstand vermieden. Auch ist der Gebrauch der letzteren Tafeln dadurch bequemer, daß die einzelnen Abgußstücke hier zu längeren Streifen vereinigt sind, wodurch der Ueberblick über je ein größeres Stück der Darstellung ermöglicht wird. Freilich sind diese Abbildungen nicht nach dem Original, sondern nach Abgüssen gemacht, und selbstverständlich ließ sich aus den gerundeten Abgußstücken keine glatte Fläche herstellen, sondern man muß alle die Wölbungen, Nähte, Buckeligkeiten, die von diesem Verfahren unzertrennlich sind, mit in den Kauf nehmen, so anerkennenswerth auch die erfolgreiche Bemühung ist, diese Uebelstände möglichst zu mildern. Bei der Marcussäule wäre ein solches Verfahren ganz unmöglich gewesen, wegen des viel stärkeren Reliefs der einzelnen Figuren, die bei jeder Verschiebung des Gesichtspunktes in ganz anderer Verkürzung erscheinen. Hier ist demzufolge ein Aufrollen nur durch Nachzeichnen mit unaufhörlich wechselndem Standpunkt möglich. Statt dessen führt die Publikation uns, statt vor den immer etwas leblos wirkenden Gips, vor das Original selbst mit allen den Marken, die ihm eine siebzehn Jahrhunderte umfassende Geschichte aufgeprägt hat. Indem wir, wie oben bemerkt, jede Windung des Reliefs in zwölf Bildern verfolgen, und indem jedes einzelne Bild einen Theil der vorhergehenden und der nachfolgenden Scene mit einschließt, so daß wir dieselbe Scene und dieselben Gestalten zuerst von links, dann von vorn, dann von rechts zu Gesicht bekommen, ergiebt sich ein, wenn auch nicht ganz bequemes, so doch höchst reizvolles und anregendes Nacheinander: wir umschreiten gewissermaßen Schritt für Schritt die ganze Säule — immerhin noch in erheblich bequemerer Betrachtung, als diejenigen Beschauer, die diesen mühsamen Weg an der hundert Fuß hohen Säule selbst zurücklegen sollten und sollen. Und wo bei dem allen noch eine Undeutlichkeit bleibt, namentlich bei den stark zerstörten oder den unverständig ergänzten Stellen, da bietet Petersens Text, der auf genauester Untersuchung des Originals selbst beruht, den sicheren Führer.

Petersens Beitrag schließt mit einer feinsinnigen Vergleichung der Trajans- und der Marcussäule. Ehe ich darauf zurückkomme, sei der letzte Abschnitt des Textes erwähnt, in dem Domaszewski gewissermaßen die historische Summe aus den zwiefachen Quellen zieht, den schriftlichen und der bildlichen, im Einzelnen bald von Mommsens, bald von Petersens Ergebnissen abweichend. Hier wird die Bilderchronik der Säule so zu sagen in lokalisirte Geschichte umgesetzt. Nach Domaszewski beschränkt sich die Säule auf diejenigen Kriegsereignisse, an denen Kaiser Marcus persönlich theilnahm, also auf die Jahre 171—175. Die ersten drei Jahre, der sogenannte germanische Krieg, würden uns zunächst über die Donau in das Land der Quaden (Mähren), die Stätte des Regenwunders, führen; auch die Langobarden und die Buren glaubt Domaszewski unter den Gegnern der Römer nachweisen zu können. Im zweiten Kriegsjahr wird der Schauplatz des Krieges nach Böhmen zu den Marcomanen verlegt, doch tritt außer diesen auch ein Volk von slavischem Typus auf. Eine große Victoria, die die Siege auf einem Schild einträgt, würde den Erfolg dieser beiden Kriegsjahre und einen erstmaligen Abschluß bezeichnen. Das nächste Jahr 173 würde durch eine Reihe einzelner Ereignisse, zum Theil ohne persönliche Theilnahme des Kaisers, vertreten sein, die mehr den Charakter hätten, das bereits Erreichte zu sichern. Mit dem Jahr 174, mit einem neuen Auszug und Flußübergang, setzt dann der „sarmatische Krieg" ein, der allerdings erst nach einigen Vorereignissen zu dem zwischen Donau und Theiß ansässigen Reitervolk der Sarmaten oder Jazygen führt. Daß der Krieg im folgenden Jahre wegen der Unruhen im Orient mehr abgebrochen als beendigt ward, ist auf der Säule natürlich nicht angedeutet: die Rückkehr des römischen Heeres und die Uebersiedelung besiegter Barbaren bilden den Schluß der Schilderung. —

Es ist ein schöner, von Philippi weiter ausgeführter Gedanke Sempers, daß in den großen Reliefs der römischen Triumphbögen und Reliefsäulen gewissermaßen versteinerte und dadurch dauerhaft gemachte Nachbildungen jener Velarien und lang sich hinziehenden Gemäldefolgen zu erkennen seien, die seit mindestens dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert die Triumphalstraße der siegreich heimkehrenden römischen Feldherren und Heere schmückten. Dieser Gedanke gewinnt an Evidenz durch den Nachweis, daß auch die Reliefs der Farbe nicht entbehrten. Man wird geradezu sagen dürfen, daß erst mit Hilfe der Farbe die Ereignisse und die ein-

zelnen Gestalten auf so weite Entfernung hin kenntlich gemacht werden konnten. Betrachten wir so die Spiralreihen des Säulenreliefs als ein aufgerolltes langes Panorama des Kriegsverlaufes — wie z. B. einst die Einnahme Karthagos in einer Schilderei der Stadtlage und der einzelnen Belagerungs-Operationen der auf dem Forum versammelten Menge vorgeführt worden war — so ergiebt sich von selbst der Charakter fortlaufender Erzählung für die Darstellung. Das ist keineswegs, wie wohl behauptet wird, eine römische Erfindung. Schon im fünften oder vierten vorchristlichen Jahrhundert wird auf dem sogenannten Nereidendenkmal von Xanthos, der Hauptstadt Lykiens, eine zusammenhängende Kriegsbegebenheit in ununterbrochener Szenenfolge erzählt. An dem großen pergamenischen Gigantenaltar aus dem zweiten Jahrhundert führte ein kleiner Fries in ähnlichem Zusammenhange Szene für Szene die Geschichte des pergamenischen Nationalhelden Telephos vor; wie Kaiser Marcus in den einzelnen Szenen unserer Säule, so tritt dort bei jedem neuen Vorgange Telephos auf. Die wechselnden Abenteuer der Ilias und Odyssee in solcher Weise zu schildern, war ebenfalls üblich; ein Beispiel, allerdings aus Rom und dem letzten Jahrhundert vor Christo angehörig, aber sicher auf hellenistische Vorbilder zurückgehend, bietet die bekannte Folge von unmittelbar einander ablösenden Odysseebildern in der vatikanischen Bibliothek. Es läßt sich daher sehr wohl die Frage aufwerfen, ob nicht auch die Ausschmückung von Bögen und Säulen mit historischen Darstellungen ihre Vorbilder im hellenistischen Orient gehabt hat. Daß dort Bögen sehr üblich waren, daß Säulen als Träger von Ehrenstatuen in Griechenland wie in Rom alter Brauch waren, ja daß reliefgeschmückte Säulen aus alter Tradition in Kleinasien vorkamen, wissen wir, sonst aber sind wir leider über die Residenzen der Ptolemäer und der Seleukiden viel zu wenig genau unterrichtet, um auf jene Frage eine bestimmte Antwort geben zu können.

In Rom selbst hat die Marcussäule ihre, soviel wir wissen, erste Vorgängerin in der Trajanssäule gehabt. Diese bildete bekanntlich nur einen Theil des reichen Schmuckes des Trajansforums, dessen Anlage dem großen Baumeister Apollodoros von Damaskos verdankt ward, demselben Manne, von dem schon früher einmal in diesen Jahrbüchern (1893, LXXI, S. 223) im Zusammenhang mit dem Pantheon die Rede war. Mit vollem Recht betont nun Petersen den im Grunde griechischen Charakter im Bilderschmuck jener Säule. Schon die Gerechtigkeit gegen den

Sieger, der menschliche Antheil an dem heldenmüthigen Dakervolk und seinem großartigen Führer Decebalus hat wohl sein Vorbild in den pergamenischen Darstellungen der besiegten Galater, während rein römische Denkmäler, wie beispielsweise die Marcussäule, keinen Erfolg der Barbaren kennen. Damit fehlt ihnen ganz jene „dramatische Spannung und Steigerung der Theilnahme", die uns auf der Trajanssäule fesselt. Und weiter lese man Petersens schöne Ausführungen über den an dieser herrschenden echt künstlerischen „Gestaltungstrieb, unerschöpflich in seinen Mitteln, treu bis ins Kleinste", voll Freude an der Wirklichkeit; über „jenes ergreifende Bild, wo die letzten Häupter der Daker nächtens im Dickicht der Wälder gefangen werden, wo Hirsch und Eber sich begegnen und hinter dem Berge Luna aufgeht"; über das Interesse an jedem landschaftlichen und namentlich baulichen Detail; über die lebensvolle Schilderung der Menschen in den allerverschiedensten Situationen, und ebenso der mannigfachen Thiere bei der Arbeit und in Ruhe. Dazu vergleiche man auf Cichorius Tafeln die feine anziehende Formgebung in dem vornehm bescheidenen Flachrelief der Trajanssäule, und werfe von da einen Blick auf die Marcussäule — man ist in einer anderen Welt, aus der Poesie eines packenden Epos in die nüchterne Prosa eines parteiischen Kriegsberichtes versetzt!

Die künstlerischen Ausdrucksmittel der Marcussäule sind durchweg von dem trajanischen Vorbild entlehnt. Die ganze Art der Anordnung, indem auf dem verhältnißmäßig niedrigen Bildstreifen das Hintereinander der Wirklichkeit zu einem Uebereinander wird, als ob das Ganze in leichter Vogelperspektive aufgenommen wäre, ohne daß doch die einzelnen Figuren sich demgemäß verkürzten, diese Art ist freilich uralt: von der altägyptischen Kunst durch die sog. mykenische hindurch bis in die große griechische Malerei läßt sie sich verfolgen. Aber sonst blickt überall das ältere Vorbild der Trajanssäule hindurch. Eigene Erfindung tritt in der mehr oder weniger trockenen Erzählung immer gleicher Vorgänge und römischer Siege nur selten hervor. „Nicht die Freude an der Gestalt und Erscheinung ist es, was den Darsteller treibt und bewegt, sondern das, was er zu erzählen hat: darum werden die Gestalten bei ihm zu Typen, die Vorgänge zu Formeln." Auch die derbere Formensprache lähmt das künstlerische Interesse des Beschauers. Nur in einem Punkte zeigt sich eine altitalische Stärke, in der scharfen Beobachtung und realistischen Wiedergabe der Portraits und der ethnologischen Charakteristik. Nicht als ob Beides der späteren

griechischen Kunst fremd gewesen wäre — man denke nur an die meisterhafte Schilderung der Galater in der pergamenischen, der Skythen in der attisch-bosporanischen Kunst —, aber hier ist ein Element, das die Römer nicht erst von den Griechen zu lernen brauchten: die ganze zweitausendjährige Entwickelung der italischen Kunst von den altetruskischen Wandmalereien bis zu den Thonbildnissen des Quattrocento legt Zeugniß für diese Seite echt italischer Begabung ab. Auch die treue und einzelne Besonderheiten berücksichtigende Wiedergabe der barbarischen Häuser und Hütten, wenn auch jener technischen Klarheit entbehrend, welche die ähnlichen Schilderungen auf der Trajanssäule auszeichnet, gehört der gleichen Kategorie an. Mit Recht ist daher auch bei der Auswahl der Abgüsse der ethnologische Gesichtspunkt in den Vordergrund gestellt worden. Hier ist sogar insofern ein Vorzug der Marcussäule vor der älteren Genossin anzuerkennen, als es sich bei dieser nur um das eine Dakervolk handelt, auf der Marcussäule dagegen eine ganze Reihe mehr oder weniger deutlich geschiedener Spielarten von germanischen, slavischen und vielleicht noch anderen Völkerschaften zur Darstellung gelangt sind.

Mag nun auch die genauere Kenntniß der Marcussäule, abgesehen von ihrem inhaltlichen Werth, kunstgeschichtlich zunächst für den raschen Verfall zeugen, den die bis auf Trajan sich organisch entwickelnde und zu einer harmonischen Verbindung von realistischer Darstellung und idealer Empfindung sich steigernde Plastik in Folge des verwirrenden Eingriffs durch den Eklektiker Hadrian erlitten hat, so daß auf die Zeit der Antonine alsbald eine so traurige Kunst wie die des Severusbogens folgen konnte – den Wunsch machen die beiden Säulenpublikationen doch von neuem rege, daß endlich einmal eine zusammenhängende Bearbeitung der Kunst in Rom und im römischen Reich überhaupt in Angriff genommen werde. Vor vierzig Jahren, damals entschieden verfrüht, trug ich mich mit dem Plane einer solchen Arbeit über römische Skulptur, wobei die historischen Reliefs der Stadt und der Provinzen das feste Gerüst abgeben sollten. Die Fülle griechischer Entdeckungen hat seitdem die Aufmerksamkeit und das Interesse der Archäologen fast noch mehr als früher von der Kunst der römischen Kaiserzeit abgelenkt. Erst neuerdings hat Petersen von der kapitolinischen Institutswarte aus dergleichen Studien wieder fest in Angriff genommen. Die Photographie erweist sich bei diesen schwer aus der Nähe zugänglichen Monumentalbauten in besonderem Maße als hilfreich. Möchte sich doch der

rechte Mann oder die rechten Männer finden, dies fast unbeackerte Feld mit andauernder Kraft und Sorgfalt zu bebauen: es würde an lohnender Frucht nicht fehlen. —

Noch ein Wort über das Aeußere der Publikation. Der Textband, mit einigen hübschen bildlichen Zugaben ausgestattet, ist in Format und Umfang handlich. Der Atlas, in zwei Mappen vertheilt, weist ebenfalls ein bequemes Querfolio, dem des Cichorius-schen Atlas entsprechend, und, wie schon gesagt, eine vorzügliche Ausführung der Lichtdrucke auf. Räthselhaft bleibt nur, da die Aufnahme der Photographien aus den Mitteln der kaiserlichen Bewilligung bestritten worden ist, der außerordentlich hohe Preis von 300 Mark, zumal im Vergleich mit der mit weit geringerer Unterstützung hergestellten Ausgabe der Trajanssäule. In trefflicher Heliogravure ausgeführt, wird hier der vollständige Atlas, nur um wenige Tafeln kleiner, mit den zwei beschreibenden Textbänden, wenig mehr als ein Drittel jenes Preises kosten! Dieser unerklärliche Preisunterschied muß leider der Verbreitung des Werkes über die Marcussäule hindernd im Wege stehen.

Philipp Melanchthon.*)

Von

Max Lenz.

Uns Deutschen ist es selten vergönnt, unsere Feste gemeinsam zu begehen. Jede Erinnerung an die Epochen, welche die Marksteine in unserer Entwickelung setzten, an die Bildner unserer Nationalität, die Helden des deutschen Geistes reißt alte Wunden auf, und schmerzlich können wir an der Gleichgültigkeit und Abneigung, oder auch dem Hasse aller Gegner der Reformation jedes Mal ermessen, wie tief die Kluft in unserem Volke geworden ist, seitdem Luther und seine Freunde es unternahmen, die lateinische Kirche zu den Quellen der Religion und der Bildung zurückzuführen. So an dem Tage, als die protestantische Welt in freudiger Bewegung das vierte Säcularfest ihres Reformators feierte, und so auch jetzt wieder, da wir uns zu der gleichen Ehrung Melanchthons vereinigten. Und wenn unsere Widersacher, welche vor dreizehn Jahren die Reformation und ihre Helden mit Wogen von Schmutz übergossen, diesmal stiller geblieben sind, so verdanken wir das vielleicht nur dem Verhalten unserer Regierung, welche vor ein paar Jahren zu Ehren eines çechischen Schulmeisters, dessen Name die Wenigsten kannten, einen ganzen Apparat in Szene setzte, heute aber, da es dem Schildträger Luthers, dem Verfasser der Augustana, dem Reorganisator, ja dem Schöpfer der protestantischen Schule und Gelehrsamkeit, dem **Praeceptor Germaniae** galt, sich mit der Anweisung begnügen zu können glaubte, der Verdienste des Mannes gelegentlich und im Laufe der Unterrichtsstunden zu gedenken.

*) Als Vortrag im Evangelischen Bunde zu Berlin gehalten.

Freilich würden wir weder die historische Wahrheit noch die eigene Meinung des selbstlosen Gelehrten treffen, wenn wir Melanchthon als einen religiösen Heros ebenbürtig seinem großen Freunde schildern wollten. Solche Rolle hat ihm von allen Zeitgenossen nur noch Luther in bescheidener Selbstverkennung zuschreiben wollen. Melanchthon selbst ist fern davon gewesen, seine Gaben so hoch einzuschätzen. Und wenn man in unserm Jahrhundert einen Fortschritt der religiösen Ideen gegen Luther in ihm hat wahrnehmen wollen, wenn man ihm einen freieren und lichteren Geist vindizirt, seine tolerante Natur der starren Lehre und Unbeugsamkeit Luthers gegenüber gepriesen hat, so hat man damit vielleicht doch mehr von ihm behauptet, als er selbst wohl zugegeben oder auch nur gewünscht haben würde. Zum Theil wenigstens entsprang seine Friedensliebe, gestehen wir es nur, eher augenblicklicher Schwäche als einer freien oder tieferen Auffassung der religiösen Probleme; und mehr als einmal ging bei ihm die Nachgiebigkeit gegen altgläubige Gegner Hand in Hand mit unduldsamer Gesinnung gegen die geringen Lehrdifferenzen, welche Wittenberg von Straßburg oder Zürich schieden.

Als er nach Sachsen kam, im Sommer 1518, begann Luther eben aus seinem theologischen Winkel hervorzutreten und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu erregen. Kürzlich erst war er in Heidelberg gewesen, Melanchthons alter Hochschule, wo er dem Kreise seiner Jugendfreunde und Lehrer nahe trat, und schon hatte er mit Johann Eck und anderen Vorkämpfern des Papstes seine ersten Fehden ausgefochten. Auch ein vatikanischer Theologe, Sylvester Prierias, hatte bereits einen Pfeil gegen den deutschen Ketzer abgeschossen, und soeben war in Wittenberg die Citation eingelaufen, welche ihn nach Augsburg zum Verhör vor Cajetan beschied. Hinter ihm lagen die Jahre des Klosters, „da er den Kampf in banger Brust verhüllt trug, der bald der Erde halben Kreis erfüllen sollte"; die Universität stand ihm treu zur Seite, und sein Kurfürst, von Spalatin berathen, hielt die schützende Hand über seinem Professor. Aber Niemand konnte doch schon ahnen, welche Stürme so bald aus diesem Kreise von Gelehrten über Staat und Kirche Deutschlands daher brausen würden, und in voller Pracht ragte noch der Dom der Hierarchie himmelan; kein Stein war bis jetzt aus dem wie für die Ewigkeit gegründeten Gemäuer losgebröckelt.

Am wenigsten sah wohl der junge Professor, den Spalatins Eifer für die Elb-Universität gewonnen hatte, in die Zukunft. Recht

im Gegensatz zu Luther, der schon als Knabe in die Welt hinaus geworfen, war Melanchthon niemals von den Latein- und Hochschulen seiner Heimath und aus der Obhut der Verwandten und väterlicher Freunde weg gekommen. Bretten, Pforzheim und die beiden Neckar-Universitäten, die anmuthigen Thäler Oberdeutschlands, waren die Stätten seines Lebens und Lernens gewesen, seine Welt die klassischen Autoren des heidnischen und des kirchlichen Alterthums. Niemals hatte er das Bedürfniß eines Bruches mit den alten Ordnungen in sich empfunden, jenen Widerwillen gegen Wissenschaft nnd Welt, der Luther von dem bunten Treiben an der Universität in das Kloster, von der Jurisprudenz zur Theologie getrieben hatte.

Begabung, Erziehung, die Verwandtschaft mit Reuchlin, vorzüglich doch die angeborene Neigung hielten Melanchthon im gewohnten Geleise fest. Er kannte nicht süßeres, als die Schultriumphe, durch die er schon als Knabe in Pforzheim das Erstaunen seiner Lehrer erweckt und die Liebe seines Großoheims gewonnen hatte. Und niemals ist er glücklicher gewesen, als in den Jugendjahren; nie vergaß er die Stunde, da ihn Reuchlin mit dem Segen Abrahams in die Fremde gesandt hatte, und noch unter den Schrecken des Schmalkaldischen Krieges erinnert er sich seufzend des Tages, da er in das sächsische Land gekommen sei, „unwissend, wie süß das Vaterland ist."

Es waren die Jahre, da der Humanismus auf deutschem Boden seine Blüthe fand, da sich die Schaar der Poeten sammelte zur lustigen Fehde gegen die Dunkelmänner; zu keiner Zeit waren sie kecker, übermüthiger, selbstzufriedener gewesen. In ihrem Kreise hatte auch Melanchthon, so jung er war, eine ehrenvolle Stelle gewonnen. Lebte er doch gleichsam als Schildknappe in der Nähe des würdigen Gelehrten, zu dessen Schutz sich die Humanisten damals zusammenschaarten. Von ihm stammt die Vorrede zu den Briefen der Berühmtheiten aus dem gelehrten Lager, die als Ehrengabe dem schwer gekränkten Manne dargebracht wurden; und in den Episteln der obscuri viri wird er selbst als einer der ärgsten Theologenfeinde geschildert.

Noch immer spukt in unserer historischen Litteratur die Vorstellung von einem ausgesprochenen Gegensatz zwischen der älteren, korrekt-kirchlichen und der jüngeren Humanistenschule, den Stürmern und Drängern, die berauscht von dem Schönheitssinn und Geistesadel der Antike der hierarchischen Weltanschauung grundsätzlich den

Krieg erklärt hätten. Luther habe, so pflegt man weiter zu sagen, diese freie Weltauffassung, die jung erwachte Lust am Schönen und an der Kritik durch seine starre Theologie geknickt oder doch eingeschnürt in die Fesseln der Konfession, und man hat wohl gar gemeint, daß erst das 18. Jahrhundert die humanen Ideale eines Hutten und Erasmus wieder aufgenommen habe. Sogleich sind dann unsere römischen Freunde geschäftig gewesen, den von uns geschaffenen Riß zu erweitern: weil die jungen Humanisten, die Glaubenslosen, die Revolutionäre von der Kirche abgewichen wären, so schallt es in dem Chor, den Janssen führte, sei die Wissenschaft, die unter dem Schutz der Kirche fromm und frei emporgeblüht, verkommen; ihres Geistes sei Luther schon vor der Klosterzeit gewesen, und sie seine Bundesgenossen geworden in der Zerstörung der Kirche, und damit aller wahrhaft freien Studien.

Wenn irgendwo, so läßt sich bei dem Lebenslauf Melanchthons die Verworrenheit solcher Anschauungen klar machen. Zu den Geschorenen stand er, wenn nicht schon in Heidelberg, so doch gewiß in Tübingen kaum anders als der Spötter Erasmus, dem er, wie die Humanisten ohne Ausnahme, eine grenzenlose Bewunderung widmete, und der die seinem Ohr so süßen Kosenamen mit nicht weniger glänzenden Censuren vergalt. Nirgends waren die Dunkelmänner heftiger gezwackt worden, als in jenen Briefen, worin sie ihre eigene Barbarei zur Schau stellen mußten; und derbere Possen über die faulen und geilen Mönche hatte auch Erasmus niemals drucken lassen als in den Facetien Heinrich Bebel, Melanchthons Kollege und Lehrer, „der Vater der Schwarzwälder Musen", wie er ihn in der griechischen Todtenklage, die er ihm widmete, nennt. Aber derselbe Melanchthon war in Heidelberg Schüler des gefeierten Theologen Pallas Spangel gewesen, der noch ganz im Bann der scholastischen Doktrinen stand; zeitlebens hat er ihm das treueste Andenken bewahrt. Auch in Tübingen hat er noch den scholastischen Studien Zeit gewidmet; er hat damals versucht, zwischen dem nominalistischen und realistischen System, die beide dort recht friedlich mit einander auskamen, eine Brücke zu schlagen, und dabei schon die dispositionelle Klarheit und die Leichtigkeit der Begriffsbestimmung entwickelt, welche wir in seinen protestantischen Lehrschriften bewundern. Und wenn er auch den scholastischen Spitzfindigkeiten keinen Geschmack abgewinnen konnte, gab es doch kaum einen eifrigeren Freund theologischer Studien. Aufs tiefste ergriff

ihn die Lektüre des Neuen Testaments in der Ausgabe des Erasmus: „welche Blitze“, schreibt er bewundernd, indem er sie mit der Vulgata vergleicht. Auch darin stand er nicht allein. Denn der Ruhm jenes großen Humanisten gründete sich nicht blos auf seine Angriffe gegen die überlieferte Theologie und die Trägheit ihrer berufenen Lehrer, sondern viel mehr noch auf seine Studien in den heiligen und kanonischen Schriften. Seit frühester Jugend war Melanchthon in diesem Sinn erzogen worden. Noch in seinem Alter gedenkt er des tiefen Eindruckes, den die Cäremonien der alten Kirche auf sein Kinderherz gemacht hatten. In dem Elternhause lebte der Geist schlichter Fömmigkeit, dem wir so oft in den deutschen Bürgerhäusern vor der Reformation begegnen. Von seinem Vater wird erzählt, daß er in jeder Mitternacht vom Lager sich erhoben und auf den Knieen ein Gebet verrichtet habe; als er starb, ermahnte er seine Kinder, immerdar der Kirche treu zu bleiben. Und nicht anders empfand Reuchlin trotz aller Angriffe, die ihm von der Inquisition her widerfuhren. An einen Bruch mit der Hierarchie im Sinne Luthers dachte in diesen Kreisen Niemand.

So also kam Melanchthon nach Wittenberg — und von der ersten Stunde ab steht er an der Seite des Mannes, der schon zu den vernichtendsten Streichen gegen den Bau ausholt, an dem die Jahrhunderte gearbeitet hatten.

Und nicht anders wird er aufgenommen. Vor Allen Luther neigt sich neidlos vor den herrlichen Gaben des Jünglings. Er eignet sich fast die Ueberschwänglichkeiten der Humanisten an, wenn er von ihm spricht: er sei ein wunderbarer Mensch, nichts sei an ihm, was nicht übermenschlich wäre. Aber niemals gab es eine reinere, überzeugtere Begeisterung. Der Reformator vergleicht sich dem „groben Waldrechter“, der die Bahn brechen müsse: „aber Magister Philippus fährt säuberlich stille daher, säet und begießt mit Lust, nach dem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich.“ „Ach,“ sagt er ein ander Mal, „Magister Philippus ist ein fromm Herz, ich verstehe ihn wohl; er versucht mit ruhigen Worten die Gegner zu bekehren; er ahmt den Propheten Joel nach; er braucht die Hacke, ich die scharfe Streitaxt.“*) Nicht die leiseste Spur von Widerspruch gegen den Geist, in dem der junge „Grammatist“, der „Graecanissimus“ aufgewachsen, athmen

*) Citirt von O. Vogt, Mel.'s Stellung als Reformator, Stud. u. Krit. XL, 90.

Luthers Briefe aus dieser Zeit; und keinen Augenblick ward Melanchthon sich bewußt, daß er in ein ihm fremdes Lager übergegangen sei. Also können wir getrost sagen, daß ein solcher Zwiespalt überhaupt nicht bestand, daß die Bildung, aus der er herkam, in Wittenberg einmündete, daß die Reform von Schule und Kirche, die sie anstrebte, sich wenigstens aufs leichteste verbinden ließ mit dem Geist, der in Wittenberg eben zur Herrschaft kam.

Daß Erasmus und so viele andere Gelehrte, Pirckheimer und Crotus Rubianus, Beatus Rhenanus, ja selbst ein Wimpheling, zurückwichen, kann kein Gegenbeweis sein, so wenig wie die Zerstörung und Verödung mancher Schulen und Universitäten Deutschlands unter den unvermeidlichen Stürmen der Revolution, welche Staat und Kirche in ihren Grundfesten erschütterte. Der Humanismus ist doch wahrlich nicht mit der Reformation zu Ende gegangen. Wo immer die protestantische Kirche in Europa sich erhob, kamen ihre Wortführer gerade aus den humanistischen und geistig angeregtesten Kreisen hervor: Zwingli und Vadian, le Fèvre, Calvin und Beza, Johann Laski und Dryander sind die Zeugen; und so waren auch die analogen Bestrebungen im katholischen Lager, man denke an Männer wie Contarini und seine Freunde, mit den litterarischen Idealen Melanchthons verwandt: als einer der größten Gelehrten im ganzen Abendlande ward er gerade in den Wittenberger Jahrzehnten gepriesen.

Als er kam, hatten diese Studien dort noch kaum Eingang gefunden. Auch in Erfurt war Luther, wie wir jetzt bestimmt sagen dürfen, von ihrem Geiste kaum gestreift worden. In die Tiefen, in die ihn seine Spekulationen geführt hatten, reichte dieser überhaupt nicht hinab, weder die historischen noch die philosophischen oder gar die theologischen Vorstellungen, die sich an der Wiederbelebung der klassischen Welt entzündet hatten. Die Humanisten glaubten, des scholastischen Systems durch Ignorirung Herr zu werden; sie meinten, indem sie es bei Seite schoben, es schon mit allen Wurzeln ausgerissen zn haben; sie verkannten, daß es mit dem Wurzelgeflecht der Hierarchie zusammenhing, und daß sie also den Ast absägten, auf dem sie doch sitzen bleiben wollten. Luther hatte die kirchliche Philosophie von Grund aus studirt. Er dachte nicht an eine Vermittlung ihrer beiden Schulsysteme, sondern versenkte sich mit allem Ernst und ausschließlich in die fortgeschrittene, die nominalistische Doktrin, die zur Skepsis, zur Selbstauflösung der Scholastik hinführte. Und indem er die Unvereinbarkeit einer

Philosophie, welche auf die Ergründung der göttlichen Geheimnisse durch die menschliche Vernunft ausging, mit der Gottesvorstellung erkannte, zu der er sich in den einsamen Kämpfen, ganz er selbst dem Ewigen gegenübergestellt, hindurchrang, hob er sie mit der Wurzel aus dem Boden, den sie ganz überwuchert hatte und tausendarmig umklammert hielt. Von seinem Gottesbegriff aus zerstörte er den Gottesbegriff der Kirche, dem auch ihre Philosophie und alle ihre Wissenschaften unterworfen waren.

Dies war ein Angriff, so in der Front und gegen die stärksten Bollwerke der römischen Kirche ausgeführt, daß die litterarischen Fehden der Humanisten dagegen wie ein bloßes Geplänkel und wie Scheingefechte erscheinen müssen.

Denn sie wollten ja die lateinische Bildung, welche als das Erbe Roms von den Barbaren, die es zerstörten, doch auch festgehalten war und sich immer dichter mit den Anschauungen und Ordnungen der herrschenden Kirche verwebt hatte, behaupten, und dachten nur eben daran, sie in ihrer alten Reinheit herzustellen. Und wenn sie schon darüber hinaus zu den noch tieferen Quellen des antiken Geistes vordrangen, so traten sie auch damit nur auf einen Boden, in dem die lateinische Kirche selbst ihre Wurzeln, und den sie nie ganz verleugnet hatte. Wie hoch sie aber auch die Kenntniß der beiden originalen Sprachen des christlichen Alterthums schätzen und wie begeistert sie das Lob des hellenischen Geistes, Homers und Pindars verkündigen mochten, blieben sie dennoch weit davon entfernt, diese nationalen Kulturen in ihrer Eigenart und ihren Ursprüngen zu verstehen oder auch nur von der Latiums recht zu unterscheiden. Den Hauptton legten sie nach wie vor auf die lateinische Schulung, die Sprache der Kirche. In ihr lehrten, schrieben und dichteten sie; fast als die Hauptaufgabe für jeden Kenner der griechischen und hebräischen Sprache galt es, ihre Schriftsteller in das lateinische Idiom zu übertragen; und ebenbürtig standen in ihren Augen Cicero und Terenz neben Demosthenes und Aristophanes, oder Ovid und Virgil neben Pindar und Homer. Nicht einmal ihre Methode wich in Unterricht und Forschung so sehr ab von der herkömmlichen, und nie waren sie im Stande, mit ihren moralisirenden und allegorischen Deutungen den Sinn der Alten recht zu erfassen. Trivium und Quadrivium blieben die Wege, auf denen sie zum Verständniß der Antike zu gelangen strebten: und die Philosophie und Eloquenz, welche Melanchthon als Endziel aller humanen Studien hinstellt, war doch, mag man

sie nun an ihren klassischen Vorbildern oder an der Religion Luthers und Roms, oder gar an der Fülle und Freiheit moderner Wissenschaft und Dichtung messen, nicht viel mehr als hausbackene Moral und trockene, eklektische Imitation. Eine freie und selbständige Bildung haben die deutschen Humanisten wenigstens niemals angestrebt. Sie waren von Anfang her Pädagogen, und stellten in letzter Linie ihre Bemühungen um reine Latinität und die Herstellung der alten Litteratur in den Dienst der Schule und der Kirche. Wenn irgend einer, so ist Melanchthon allein unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen. Darin gleicht er ganz Jakob Wimpheling, der alle Fragen in Kirche und Welt, wie ein geistreicher Schriftsteller gesagt hat, mit dem Schulmeister lösen, alle Schäden pädagogisch heilen wollte; wie denn auch sein Lehrer in Pforzheim, Simler, der ihm in Tübingen als Kollege wieder nahe trat, in Wimphelings Heimathsort, zu Schlettstadt, an der Quelle des elsässischen Humanismus seine Bildung erworben hatte. Ganz so leitet auch Melanchthon in der Rede, mit der er sich in Wittenberg einführte und die ihm mit einem Schlage die Bewunderung der neuen Kommilitonen gewann, den Abfall und das Verderben in der Kirche von dem Untergange der echten Studien ab: in den ersten vier Jahrhunderten der Kirche, meint er, in ihrer unrömischen, glaubensreinen Zeit seien auch Philosophie und Eloquenz, und alle Wissenschaften auf ihrer Höhe gewesen; erst mit dem Untergange des römischen Reiches und dem Aufkommen des Papstthums sei die Bildung erstickt worden. Darum stellt er es als seine Lebensaufgabe hin, die Wissenschaften zu pflegen; denn unrettbar sei sonst die Welt der Barbarei, der geistigen und sittlichen Verödung verfallen.*) Und darum ward er in den Jahren der Revolution, die den Ahnungslosen überraschte, so vom Schrecken ergriffen, als er die Schulen und Universitäten unter der allgemeinen Verwirrung leiden und Verwüstung an Stelle des frischen und frohen Treibens seiner jungen Jahre treten sah*).

*) So unter vielen andern Stellen in einem Briefe an Spalatin, 22 Juli 1520 (C. R. I 207): „Nam ego aliud nihil sequor, quam quod ex re literarum esse judico, quas nisi fideliter prudenterque tuebimur, rursus barbaries irruet.“ Und weiterhin: „Non ignoras tu, quae rerum omnium bonarum vastitas literarum ruinam sequatur. Religionem, mores, humana divinaque omnia labefactat literarum inscitia. Propterea, si quid potes, te adhortor in hanc incumbas curam deliberesque, qua possit ratione rectissime consuli rebus. Meum studium nulla in re vobis defuturum est. Et ut quisque optimus est, ita vehementissime cupit salvas esse literas, quod videt nullam esse inscitia capitaliorem pestem.“

Hier aber ist der Punkt, wo er sich mit Luther treffen mußte. Auch dieser hatte die scholastische Barbarei bekämpft, und viel radikaler noch als jemals Melanchthon und alle Poeten: er hatte ein Prinzip aufgestellt, das, wenn es durchgeführt ward, die in der herrschenden Theologie dicht verwebten Elemente antiker Bildung und christlicher Spekulation von einander lösen mußte und wenigstens die Möglichkeit für eine freie und eigenartige Entwickelung in beiden Sphären, der Forschung und der Religion, schuf: über die Jahrhunderte hinweg war er bis zu den Quellen der Offenbarung, die ihm in den heiligen Schriften bloßgelegt lagen, vorgedrungen. Und so mußte er, der die Religion zu ihrem Ursprung zurückführte, in jenen auf die echten Quellen der Theologie gerichteten Studien einen Strom lebendigen Wassers erblicken, der auf die neuentdeckten Fruchtgefilde des evangelischen Glaubens geleitet werden konnte. Man weiß, wie instinktiv Luther jeden ihm feindlichen Geist gewittert, und wie unbarmherzig er ihn dann bekämpft hat. Aber keinen Augenblick zögerte er, dem jungen Gelehrten das Gastrecht an seiner Universität zu gewähren. Nicht das Neue und Originale, sondern gerade die Klarheit, die Hingebung und der Nachdruck, mit der Jener sein Programm in der Antrittsrede entwickelte, war es, was ihn entzückte und ganz Wittenberg zur Bewunderung hinriß. Ein Arsenal von Waffen brachte ihnen der Sohn des Waffenschmiedes von Heidelberg herbei.

Melanchthon selbst aber ward überwältigt von der Tiefe und Fülle der Religion, die ihm in Luthers Lehre entgegentrat. Eben jetzt, wo Luther stürmischer als je vordrang und Stück auf Stück der Hierarchie unter seinen Schlägen zusammenbrach, schloß sich Melanchthon enger an ihn an als jemals später. Er wolle lieber sterben, schreibt er, als je von Luther weichen, und Alles für ihn ertragen. Er nennt ihn seinen Elias, seinen besten Freund, seinen Lehrer und Meister, er vergleicht ihr Verhältniß mit dem des Alcibiades zu Sokrates; jugendlich schwärmend bekennt er, daß ihm Martinus lieber sei als sein Leben, daß ihn nichts Traurigeres treffen könne, als ihn zu missen; er möchte ihn höher stellen als die Kirchenväter aller Jahrhunderte. Er fürchtet nicht die Drohungen der Romanisten und den Bann des Papstes. Wenn Gott für uns ist, ruft er aus, wer kann wider uns sein! Vergebens suchen wir in dieser Zeit nach einem Lehrunterschiede zwischen ihm und seinem großen Freunde. Auch in den Loci communes hat er doch nur Luthers Gedanken mit der ihm eigenen

klassischen Knappheit und Klarheit zusammengefaßt. Mag es denn sein, daß er in späteren Jahren von der Starrheit Lutherscher Lehrsätze in mehr als einem Punkte abgewichen ist oder, besser gesagt, gewünscht hätte, sie mildern zu können, und zwar nicht bloß aus Schwäche, sondern auch von dem Gefühl getragen, welches die klassischen Studien in ihm nähren mußten, daß die theologischen Formeln doch nicht allen Problemen und der Fülle des sittlichen und geistigen, ja des religiösen Lebens ganz gerecht würden, so ist er sich doch eines tieferen Unterschiedes in der Lehre auch dann noch nicht bewußt gewesen; an den Kerngedanken Luthers hat er Zeit seines Lebens fest gehalten, auch in den bitteren Stunden, die ihm die Reizbarkeit des alternden Reformators und die Streitsucht seiner orthodoxen Nachfolger bereitet haben. Er blieb bis ans Ende sein treuer Schüler, und ganz von Herzen kam ihm das Wort, das er ihm ins Grab nachrief: er habe, wie alle Freunde und Schüler des Entschlafenen, in ihm den Vater verloren.

Jedoch auch seinen geliebten Alten ist Melanchthon in jedem Moment seines Lebens treu geblieben. Nur Aristoteles, dessen Ausgabe er früher als sein Lebenswerk betrachtet hatte, setzte er Anfangs, auch darin dem Einfluß Luthers weichend, bei Seite; die Dichter hingegen vergaß er niemals, und bald genug ist er auch zu dem Stagiriten zurückgekehrt. Das Ziel aller seiner Bemühungen war stets, die humanistischen Studien und die evangelische Theologie gemeinsam zur Herrschaft zu bringen. Hierin hatte er in Luther und Spalatin nie fehlende Bundesgenossen. Noch hatten die Humanisten nirgends wirklich gesiegt, wie hitzig sie auch überall vorgehen mochten. Vielmehr ist gerade Wittenberg die erste Universität gewesen, wo die Scholastik gründlich ausgefegt wurde. Durch die Konflikte mit Rom und dem Kaiser ließen sich die drei Baumeister nicht aufhalten, nur um so rascher gingen sie vorwärts; alle Disziplinen, auch die medizinischen und juristischen Lehrstühle wurden mit Anhängern der neuen Richtungen besetzt. So ward hier die festeste Burg für den protestantischen Humanismus errichtet, ein Vorbild, nach dem alle evangelischen Schulen und Universitäten des neuen Glaubens sich fortan entwickelt haben. Zwei Jahrhunderte protestantischer Gelehrsamkeit ruhen auf diesen Fundamenten. Und unermüdlich arbeitete Melanchthon weiter, um sein System in den verschiedenen Stufen, von der Volksschule bis zur Universität auszubauen; immer war es dieselbe Verbindung zwischen

humanistischer Bildung und evangelischer Religiosität. Großartig ist die Thätigkeit und das organisatorische Geschick, das er dabei entfaltet hat. Nach seinen Plänen wurden die Schulen und Universitäten gegründet oder reformirt, Marburg, Königsberg, Rostock, Leipzig und so fort, auch Tübingen und Heidelberg, und selbst noch Jena, das dann die Hochburg seiner flacianischen Gegner werden sollte. Seine Lehrpläne und Lehrbücher lagen den Vorlesungen überall zu Grunde, auch für medizinische und juristische, mathematisch-astronomische, historische Professuren; und er entschied über die Berufungen weit über die deutschen Grenzen hinaus. Mit demselben Eifer umfaßte er den Unterricht auf allen Stufen und in allen Fächern. Sein Weltruhm als Gelehrter hat zu keiner Zeit geschwankt. Darin wenigstens wurde er niemals enttäuscht; und auch in den Jahren, da er sich vor der Rabies Theologorum nach der Ruhe des Grabes sehnte, fand er in den geliebten Alten immer wieder den Nektar, der seine Seele erquickte. Er war ein Professor ohne Gleichen. Tausende von Schülern hat er nach Wittenberg gezogen: und gerade in den späteren Jahren, zumal vor dem Schmalkaldischen Kriege, sah er wieder die Auditorien dichter gefüllt als je; er hat immer größeren Zulauf gehabt als Luther selbst. Aus der ganzen Christenheit kamen die Hörer herbei, oft ältere und hochgelehrte Männer, denen es eine unvergleichliche Freude gewährte, an dem bescheidenen Tisch des bewunderten Meisters als Gäste weilen zu dürfen. Er hatte jetzt eine Stellung gewonnen wie weiland Erasmus; so fest gegründet, daß er sogar aus dem katholischen Lager, wie vom Kardinal Sadoletus, bewundernde Briefe erhielt. Seine Korrespondenz war ganz so ausgebreitet wie die des alten Humanistenkönigs; mit seinen Gutachten umschließt das, was von ihr gedruckt wurde, schon weit über zehn Quartbände, und an 2000 Briefe harren noch der Veröffentlichung. Kein größeres Vergnügen aber kannte er, als auf dem Katheder zu sitzen und vor seinen Studenten den Römerbrief zu interpretiren oder aus dem Pindar zu übersetzen, oder mit ihnen Prosodie und Grammatik zu treiben.

Hat er es doch sogar fast als Zeitverschwendung betrachtet, daß er heirathen mußte. Beim frühesten Morgengrauen war er des anderen Tages schon wieder am Schreibtisch, um, wie er Spalatin scherzend schreibt, die Ansicht der Freunde zu widerlegen, daß es mit seinen Studien nun aus sein werde. „Eher will ich Leib und Leben verlassen“, ruft er aus, „als die echten Wissen-

schaften". Eben die Freunde aber waren es gewesen, die ihn, wie er selbst bekennt, fast wider Willen verheirathet hatten, zumal Luther, der seinem zarten Körper die häusliche Pflege verschaffen und ihn auch wohl damit — denn er verschmäht solche Diplomatie nicht — an die neue Heimath fesseln wollte. Es war die Tochter des Bürgermeisters, Αἰκατερίνη Κράπτι, wie Melanchthon ihren Namen sofort graecisirt, die sie ihm ausgesucht hatten. „Niemals ist mir kühler ums Herz gewesen als eben jetzt", gesteht der junge Ehemann wiederholt. Aber er ergab sich in sein Schicksal, und hat danach Jahrzehnte in glücklichster Ehe gelebt.

Es ging ihm wie Luther, der am liebsten auch sein Lebelang im Winkel geblieben wäre, des Dienstes an seiner Gemeinde gewartet hätte. So ward Melanchthon am wohlsten bei seinen Büchern und Studenten; außerhalb der Universität schien ihm das Leben werthlos zu sein. Aber öfter noch als jener mußte er hinaus, um seine Kirche zu vertreten. Nur bei den Visitationsreisen im sächsischen Lande, bei den Reformationen benachbarter Gebiete, oder bei Verhandlungen mit den Glaubensverwandten, wie in Marburg und Schmalkalden, durfte ihn sein Freund begleiten. Vor Kaiser und Reich auf dem Tage in Augsburg, oder bei den großen Religionsgesprächen mit der altgläubigen Partei konnte der Geächtete und Gebannte nicht wohl erscheinen, und so mußte hier überall Melanchthon für ihn einspringen. Es waren Geschäfte, bei denen die Politik ebenso sehr mitsprach wie religiöse Erwägung, und die dem empfindsamen Gelehrten durchaus unsympathisch waren. Oft hielten sie ihn Monate lang von Wittenberg fern. Aber immer war er bereit, wo es der Sache galt, der er sein Leben geweiht hatte. Unentbehrlich und wahrhaft großartig war die Arbeitskraft, die er dann bewährte, und die Hingabe, womit der kränkliche Mann allen Unbilden der Reise und den Feindschaften zahlloser Gegner trotzte. Gewiß, er ist manchmal kleinmüthiger gewesen als nöthig war, und wohl auch ungerecht gegen den Fürsten, der ihn erhielt und das eigene Schicksal mit den hohen Gedanken verknüpft hatte, die in Wittenberg ans Licht getreten waren. Aber an sich hat er dabei zu allerletzt gedacht. Nur die Furcht für seine Schöpfung, die Angst, daß seine junge Pflanzung vernichtet werden und die Barbarei wiederkehren könnte, hat ihn dann und wann zur Nachgiebigkeit oder Ungerechtigkeit verleitet. Man muß diese brennende Liebe zu seinem Beruf im Auge behalten, wenn man über solche Schwächen leichthin den Stab brechen will.

Wo es galt, für die Studien und die Universität einzustehen, da war Melanchthon tapfer und entschlossen wie kein anderer. Als einmal nicht lange vor seinem Tode unter seinem Rektorat Studenten-Unruhen ausbrachen, da ist das kleine graue Männlein mit seinem Degen allein den Tumultuanten entgegengegangen. Auch dürfen wir nicht vergessen, wie engherzig und bornirt die regierende Gesellschaft war, auf deren Einfluß und Unterstützung die Gelehrten damals angewiesen waren. Wie oft bricht Melanchthon über die Centauren und Cyklopen an den Höfen in bittere Klagen aus! „Wir Professoren", schreibt er einmal, „werden auf das Hochmüthigste verachtet, und nicht allein von den Ignoranten, den Pfeffersäcken und den Krautjunkern, sondern auch von jenen Halbgöttern, welche in den Regierungen sitzen. Ja man verachtet uns nicht blos, man haßt uns geradezu."*)

In ihm selbst war nichts als Hingabe an die Aufgabe, der er sein Leben geweiht hatte. Darum hielt er in dem Lande, wo er nie recht heimisch werden konnte, bis ans Ende aus, und lehnte jeden Ruf, so noch den letzten an seine Jugenduniversität, ab. Auch mit solchen Anschauungen aber stand er nicht allein. Uns wird es heute, wo die banausischen Interessen von allen Seiten auf uns einstürmen, schwer, die Heldenkraft einer Gesinnung zu begreifen, welche sich nicht scheut, nur um der Idee willen, an die sie sich gebunden hält, das System eines Jahrtausends zu zertrümmern, und nach den Gedanken, an die sie glaubt, die Welt neu zu gestalten. Aber die Reformation wäre nie möglich geworden, wäre nicht die weltverachtende Sicherheit dieses Glaubens in ihren Bahnbrechern mächtig gewesen. Zu diesen Helden des Gedankens aber rechnet auch Philipp Melanchthon, und darum vor Allem wollen wir seine ehrwürdige Gestalt in treuem Gedächtniß bewahren.

*) Adde, quod superbissime contemnimur, non solum ab imperitis, a mercatoribus, centauris, sed etiam ab illis semideis, qui regnant in aulis. Postremum non tantum contemnimur, sed etiam in odio sumus." Cit. Hartfelder, 80.

Die Aktie im neuen Handelsgesetzbuch.

Von

Ernst Heinemann.

Von jeher ist von dem Verfasser dieser Zeilen der Standpunkt vertreten worden, daß eine rationelle Bekämpfung der im Bereiche des Bank- und Börsenwesens zu Tage tretenden Mißstände in erster Linie auf dem Gebiete der Aktiengesetzgebung einzusetzen habe und daß eine zweckmäßige Reform des Aktienrechtes eine große Anzahl von Bestimmungen überflüssig gemacht haben würde, die im Zusammenhang mit den gegen die Börse gerichteten Reformbestrebungen geschaffen worden sind. Ganz abgesehen von der großen Bedeutung, die die Aktie für das Bank- und Börsenwesen überhaupt besitzt, verdient die erwähnte Methode schon deßhalb den Vorzug, weil sie in vielen Fällen die eigentlichen Grundursachen der sich zeigenden Mißstände trifft und weil sie diesen Zweck erreicht, ohne wie es das Börsengesetz thut, in das feine Gefüge der allgemeinen Verkehrsorganisation einzugreifen. Es läßt sich nicht verkennen, daß bei der Schaffung der Börsenreform die Rücksichtnahme auf äußerliche Erscheinungen eine zu dominirende Rolle gespielt hat, daß bei zahlreichen Bestimmungen dieser Reform die verschiedenartigsten Dinge über einen Kamm geschoren wurden, während andere Bestimmungen sich gegen Institutionen richteten, die gar nicht die Ursache derjenigen Mißstände waren, die man eigentlich bekämpfen wollte. Richtiger wäre es gewesen, wenn man überhaupt den Anfang mit einer Reform des Aktienrechtes gemacht und hernach eventuelle ergänzende Bestimmungen dazu geschaffen hätte. Leider hat die Gesetzgebung nicht allein in Bezug auf die zu beobachtende Reihenfolge, sondern auch hinsichtlich des ganzen Tenors der in Frage

kommenden Gesetze unseres Erachtens den unrichtigen Weg eingeschlagen, denn während gerade im Börsengesetz der Bogen auf das Aeußerste angespannt worden ist, hat das Aktienrecht in dem neuen Entwurf zum Handelsgesetzbuch ein Aussehen erhalten, bei dem selbst einem Verfechter des Prinzips der uneingeschränktesten Verkehrsfreiheit mitunter gewisse Bedenken aufsteigen dürften. Nicht allein, daß man es in sehr wichtigen Fragen im Wesentlichen bei den jetzigen Zuständen bewenden ließ, hat man es obendrein für nöthig gehalten, in gewissen Punkten „Erleichterungen“ bedenklichster Art ins Leben zu rufen.

Wir haben bereits in einem früheren Aufsatz*) über die Existenzberechtigung der Aktie darauf hingewiesen, daß das ganze Wesen dieser Kapitalsassoziation es überhaupt unmöglich mache, einen völlig befriedigenden Zustand im Bereiche des Aktienwesens herzustellen, weil diese Form einen durch keine Gesetzgebung aus der Welt zu schaffenden inneren Widerspruch enthalte, der die Aktie dauernd von der ihr eigentlich zukommenden Bestimmung trennt. Wir haben gezeigt, daß die Organisation der Aktiengesellschaft bei den Aktionären, als Eigenthümer des Unternehmens, den Eigenthumsbegriff in Betreff ihres Besitzthums garnicht aufkommen lasse, daß die Aktie in Folge dessen für den Besitzer sehr häufig nicht mehr die Bedeutung eines Antheilscheines, sondern eines Spielobjektes erhalte und daß gerade in dem Abweichen von ihrer wahren Bestimmung die Ursache der erhöhten und zumeist recht zweifelhaften Gründungsthätigkeit zu erblicken sei. War unter solchen Umständen die Schaffung eines, wie der Ausdruck lautet, idealen Zustandes durch die Natur der Dinge von vornherein ausgeschlossen, so mußte die Gesetzgebung vor Allem darauf sehen, bei der Neugestaltung des Aktienrechtes das Schwergewicht auf diejenigen Neuerungen zu legen, durch welche der Aktionär seinem Unternehmen, wenn wir es so nennen sollen, „näher“ gebracht wird. Zu diesem Zwecke war es zunächst nothwendig, daß die Verhältnisse der aktiengesellschaftlichen Betriebe, sowohl bei der Gründung als auch im weitern Entwicklungsgange möglichst offen gelegt wurden, um durch die Kenntniß der Dinge das Interesse des Aktionärs für sein Unternehmen wachzurufen; aus demselben Grunde mußte ferner eine gewisse Dezentralisation des Einflusses einzelner Persönlichkeiten in den Aktiengesellschaften erstrebt werden, da das Prinzip der Aktien-

*) Preuß. Jahrb. Bd. 83. S. 41, 1.

gesellschaft, das auf die Theilung des Einzelbesitzes unter Viele hinausläuft, mehr oder minder illusorisch wird, wenn die thatsächliche Gewalt in den Händen Einzelner — merkwürdiger Seite pflegt es stets die Minderheit der Gesammtaktionäre zu sein — konzentrirt ist.

Die dem neuen Entwurfe beigegebene Denkschrift konstatirt, daß grundlegende Aenderungen im bisherigen Aktienrecht nicht vorgenommen seien und sie hat diesen Standpunkt namentlich in einer der vielumstrittensten Fragen, in der Frage der Festsetzung des Nominalbetrages der Aktie, zu vertheidigen gesucht. Man wird allerdings der Denkschrift in ihrem Widerstande gegen eine weitere Erhöhung des Nominalbetrages der Aktie beipflichten können, denn ganz abgesehen davon, daß selbst eine respektable Erhöhung des Nominalbetrages der Einzelaktie die Spekulation in solchen Aktien gegen Unterlage auf Kredit nicht würde einschränken können, läßt sich eine solche Veränderung vom Standpunkte derjenigen, die sich nicht grundsätzlich gegen die aktiengesellschaftliche Form wenden, nicht wohl rechtfertigen, weil eine solche Erhöhung, wenn sie von Einfluß wäre, zu gleichmäßig wirken d. h. die Bildung von Aktiengesellschaften überhaupt, von guten wie schlechten, erschweren würde. Gleichwohl muß bestritten werden, daß der jetzige Zustand in dieser Hinsicht nicht verbesserungsfähig sei, und zwar in der Richtung, daß von der Festsetzung eines Nominalbetrages überhaupt Abstand genommen würde. Durch die Fixirung eines bestimmten Nominalbetrages für die Einzelaktie wird gleich von vornherein in die Gründung ein Vorgang hineingebracht, der nicht hineingehört und der zunächst ganz falsche Vorstellungen bezüglich des Werthes der Aktie zu erwecken geeignet ist. Wir meinen die Taxationen von Werthen, die in die Gesellschaft eingebracht werden, Taxationen, die durch die Fixirung eines bestimmten Betrages für die Aktien ganz unvermeidlich werden und die — selbst bei größter Sorgfalt und Genauigkeit in der Vornahme derartiger Schätzungen — immer von zweifelhaftem Werthe sind und um so bedenklicher erscheinen, als diese Ansätze durch alle späteren Bilanzen geschleift und daher, ohne Rücksicht auf den Wechsel der Verhältnisse, die Grundlage für die späteren Bilanzaufnahmen bleiben. Es würde sich u. E. empfehlen, wenn die Aktie, anstatt auf einen bestimmten Nominalbetrag gestellt zu werden, sich lediglich als ein Antheil von einer Anzahl von Antheilen darstellen würde, wobei natürlich den jetzigen Gesichtspunkten, betreffs des zulässigen Höchst- oder

Mindestbetrages dieser Antheile, beziehungsweise des Ausgabepreises derselben gleichfalls Rechnung getragen werden könnte. Dasselbe gilt in gleichem Maße von der Offenlegung der gesammten finanziellen Verhältnisse der Gesellschaft. Mit der Aufhebung des Nominalbetrages würden gleichzeitig die falschen Vorstellungen, die sich bezüglich des Werthes der Aktie an die Fixirung eines bestimmten Betrages für dieselbe knüpfen, verschwinden, die scheinbare Grundlage zur Beurtheilung seines Besitzes wäre für den Aktionär nicht mehr vorhanden, und er wäre geradezu gezwungen, die Verhältnisse des Unternehmens sich etwas näher anzusehen. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, dürfte das schwerlich jemals erreicht werden; der Aufdruck auf der Aktie: Antheilschein über tausend Mark in Verbindung hernach mit der Börsennotiz für den Kurs der Aktie ist für den Aktionär eine ausreichend sichere Grundlage für die Bewerthung seines Besitzes, die gegenwärtig jedenfalls nach anderen Gesichtspunkten erfolgt als in Gemäßheit der Erwägung, daß diese Ziffer nur ein relativer Begriff, und daß er lediglich im Verhältniß von tausend Mark zum Grundkapital der Gesellschaft an dem Unternehmen betheiligt ist.

Die Beseitigung des bisherigen Modus der Kapitalsnormirung für die Aktie bei den stets unsicheren, überaus dehnbaren Taxationen in den Werthansätzen der Gesellschaften rechtfertigt sich um so mehr, als auf einem der wichtigsten Gebiete des Aktienwesens, auf dem Gebiet der Bilanzrevisionen, — von einer einzigen Aenderung vielleicht abgesehen — durch den Entwurf keine wesentlichen Neuerungen vorgenommen sind, und daher erst recht Gefahr besteht, daß unzuverlässige Ansätze die Grundlage auch aller späteren Bilanzaufnahmen bleiben werden. Was die Revision bei der Gründung betrifft, so bleibt nach wie vor die Regel, daß die Mitglieder des Vorstandes und des Aufsichtsrathes den Hergang der Gründung zu prüfen haben. Allerdings schafft der Entwurf eine wichtige und dankenswerthe Neuerung insofern, als er die Vorschrift betreffs einer Prüfung des Gründungsherganges durch besondere Revisoren neben den bereits bestehenden Fällen auch auf den Paragraphen 184 Abs. 2 des neuen Gesetzentwurfs ausdehnt, d. h. also, daß eine solche Prüfung durch besondere Revisoren stattzufinden hat, wenn auf das Grundkapital nicht in Baar zu leistende Einlagen gemacht werden. Auch ist anzuerkennen, daß der Gesetzentwurf dem Vorstande wie dem Aufsichtsrathe das Recht entzieht, dergleichen besondere Revisoren zu bestellen, und daß er

dieses Recht in die Hände des für die Vertretung des Handelsstandes berufenen Organs, in Ermangelung eines solchen aber in die Hände des Gerichtes legt. In welchem Umfange aber von der Bestellung besonderer Revisoren Gebrauch gemacht werden müßte, das deutet sehr zutreffend die Denkschrift zu dem Entwurf an, indem sie eine solche Bestellung als nothwendig bezeichnet in allen Fällen, in welchen, in Ansehung der Prüfung, Vorstand oder Aufsichtsrath als — „befangen" und daher als zur alleinigen Vornahme der Revision nicht geeignet angesehen werden könnten. Hieraus aber würde sich ergeben, daß die Revision dem Vorstande oder Aufsichtsrath überhaupt entzogen werden müßte, denn ein gewisses Interesse pflegt bei diesem Vorgange für die Mitglieder dieser Organe stets im Spiele zu sein. Wenn, um ein Beispiel anzuführen, eine Bank eine Aktien-Gesellschaft gründet, und die Direktoren dieser Bank treten in den Aufsichtsrath dieser Gesellschaft ein — glaubt man im Ernste, ein solcher Aufsichtsrath sei nicht „befangen?" Wir halten es daher für richtiger, wenn die Prüfung des Gründungsherganges ein für allemal besondern Revisoren übertragen wird, da die Anforderungen, die eine unbefangene Prüfung an den Revisor stellt, dem Aufsichtsrath oder Vorstande nicht zugemuthet werden können.

Unerheblicher sind die Aenderungen, die der Entwurf in Bezug auf die *späteren* Bilanzrevisionen vorgenommen hat. Es bleibt also dabei: Der Aufsichtsrath „überwacht" laut Paragraph 241 des Entwurfs die Geschäftsführung, er prüft die Jahresbilanzen und erhält für diese angreifende Thätigkeit eine Tantieme, die jedenfalls als ein interessanter Beitrag zu dem bekannten Kapitel: Lohn und Leistung zu betrachten ist. Die Fürsorge des Gesetzgebers ist aber damit nicht erschöpft: er bestimmt wie bisher ferner, daß mit einfacher Stimmenmehrheit in der Generalversammlung die Bestellung von Bilanzrevisoren beschlossen werden kann. Wir müssen gestehen, daß, wenn es nicht möglich wäre, einen bessern Zustand, als den hier vorgeschlagenen zu schaffen, es richtiger wäre, das ganze Revisionsverfahren ruhig an den Nagel zu hängen, weil die Art, wie die Revisionen jetzt vorgenommen werden und wie sie nach dem Entwurf beibehalten werden sollen, nahezu werthlos und nur unzuverlässige Vorstellungen hinsichtlich der Zuverlässigkeit dieser Bilanzen bei den Aktionären zu erwecken geeignet ist. Bei dem jetzigen Modus beschränkt man sich, wie schon früher hervorgehoben, darauf, die Endziffern der Bilanz mit d

Büchern zu vergleichen oder einige Stichproben vorzunehmen, womit der Prüfungsvorgang erledigt ist. Einen Sinn hat aber die Prüfung nur dann, wenn sie bis in die einzelnen Details vorgenommen, und wenn dabei insbesondere die Uebertragungen und Umbuchungen unter den einzelnen Kontis genau unter die Lupe genommen werden. Die Prüfung hat bei den Belägen zu beginnen und bis zu den Endziffern sich zu erstrecken und ihre Ausübung dürfte überhaupt nur Fachmännern übertragen werden, die mit dem Gange der Aktienbankbuchführung genau vertraut, angemessen zu honoriren sind und die vor Allem die Verantwortung für ihre Arbeiten tragen. In letzterer Hinsicht schweigt sich der Entwurf überhaupt völlig aus. Eine zuverlässige Prüfung der Bilanz würde es nahezu ausschließen, daß Spekulationen von Direktoren solcher Gesellschaften mit dem Gelde der ihrer „Obhut" anvertrauten Unternehmungen Jahre hindurch fortgesetzt würden, und sie würde vor Allem die Gewähr dafür bieten, daß die Bilanz der wahre Ausdruck der Vermögenslage des Unternehmens ist, wofür gegenwärtig nicht die geringste Garantie geboten ist. Die Prüfungsthätigkeit des Aufsichtsraths ist der offenste Hohn auf dieses Amt, und wenn in dieser Hinsicht nicht Wandel geschaffen wird, dann wird sich immer wieder derselbe Vorgang erneuern: Der Aufsichtsrath „prüft", streicht dafür die Tantiemen ein, und erfährt eines Tages aus der Zeitung, daß der ihm „unterstellte" Direktor das Geld der Bank ganz oder zum Theil durchgebracht hat. Von Bedeutung ist, daß die Gesellschaften verpflichtet werden, im Statut in ausreichender Weise für die Revision Sorge zu tragen. Erfolgt die Wahl des Revisors durch eine Handelskammer, so dürften diejenigen ihrer Mitglieder, die bei der betreffenden Gesellschaft, für die die Revisoren ernannt werden, betheiligt sind, bei dieser Wahl nicht mitwirken. Die Hauptsache aber ist, daß die Revisoren mit einer Verantwortung zu belasten sind, die allein geeignet ist, sie von den Gründern wie von den Aufsichtsorganen der Gesellschaft unabhängig zu machen.

Die Veröffentlichung des über die Gründung erstatteten Revisionsberichts ist auch durch den neuen Entwurf nicht vorgeschrieben; die Denkschrift meint, das Publikum werde derartige umfangreiche Schriftstücke nicht lesen und glaubt, den sich in dieser Hinsicht zeigenden Bedürfnissen Genüge zu thun, indem sie hervorhebt, daß der Bericht, außer bei Gericht, auch bei den Handelskammern eingereicht und namentlich auch an der Börse ausgehängt werde. Das

Letztere schreibt indessen der Entwurf selbst nicht vor, er sagt lediglich, die Einsicht ist Jedem gestattet. Wir bezweifeln, daß diese Art der Veröffentlichung dem Publikum etwas nützen wird. Auf alle Fälle würden wir es für zweckmäßig halten, wenn der Revisionsbericht, wie auch das Statut, auf den Aktien selbst zum Abdruck gebracht würde, da sie auf diese Weise den Betheiligten doch unter allen Umständen zugängig gemacht würden.

Die Veröffentlichung der Vermögenslage der Gesellschaft — Bilanz-, Gewinn- und Verlustrechnung — soll nach dem Entwurf ebenfalls wie bisher alle Jahre nur ein Mal geschehen, obschon seit geraumer Zeit von den verschiedensten Seiten für die Nothwendigkeit einer häufigeren Rechenschaftsablegung plaidirt worden ist. Gerade diese Dürftigkeit der Rechenschaftsablegung muß mit zu den wichtigsten Ursachen der großen Interesselosigkeit der Aktionäre gezählt werden, denn es ist schwer verständlich, wie der Besitzer ein Interesse an seinem Besitz haben soll, wenn ihm nur ein Mal im Jahre darüber Bericht erstattet wird. Nach dieser Richtung hin würde daher eine Aenderung gleichfalls wünschenswerth erscheinen.

Der Absatz 3 des Paragraphen 252 des Entwurfs, welcher nähere Angaben verlangt, nach welchen Grundsätzen die Bilanzaufnahme und die Abschreibungen vorgenommen worden sind, ist nur eine scheinbare Besserung gegen den jetzigen Zustand; denn er dürfte die Verwaltungen kaum redseliger als bisher machen, die bei genauester Präzisirung ihrer „Grundsätze“ den Aktionären nach wie vor Alles verschweigen, was sie nicht sagen wollen. Mit welcher Willkür Bilanzen aufgestellt werden, dafür ist der letzte Abschluß der Dortmunder Union ein drastisches Beispiel. Der Bruttogewinn dieser Gesellschaft betrug 3,158,246 Mark, davon gingen ab Unkosten 345,467 Mark, Zinsen 1,396,794 Mark, so daß ein Ueberschuß von 1,434,176 Mark verblieb. Nun erforderten die Abschreibungen allein über $3^1/_2$ Millionen Mark, so daß also aus dem Ueberschuß eine Dividende nicht mehr vertheilt werden konnte. Gleichwohl geschah dies: man benutzte den erwähnten Ueberschuß nur in Höhe von 1,161,530 Mark zu Abschreibungen, und ließ gerade denjenigen Betrag als „Gewinn“ übrig, den man zur Zahlung einer 5% Dividende für eine kurz zuvor geschaffene Vorzugsaktienemission gebrauchte. Auf diese Weise konnten aus dem Ueberschuß 5% Dividende vertheilt werden, obschon derselbe bei Weitem nicht einmal zur Bestreitung der Abschreibungen ausreichte. In dieser Hinsicht wird allerdings die Gesetzgebung schwer etwas ausrichten

können, es sei denn, daß den Aktionären ein weiterer Spielraum in der Beanstandung derartiger Vorgänge gegeben würde. Das wäre jedoch nur möglich, wenn das Stimmrecht der Aktionäre erweitert würde. Leider bewegt sich der Entwurf auch in dieser Hinsicht in der seitherigen — falschen — Richtung, indem er gerade das Stimmrecht der kleineren Aktionäre verkürzt. Nach dem § 247 kann wie bisher der Gesellschaftsvertrag die Ausübung des Stimmrechtes in Abstufungen festsetzen, wodurch gerade dem kleinen Aktionär oft die Ausübung dieses wichtigsten Rechtes unmöglich gemacht wird. Die Beschränkung des Stimmrechtes hat gegenwärtig um so weniger Berechtigung, als die Aktien doch nur noch im Mindestbetrage von tausend Mark ausgegeben werden dürfen. Die Bestimmung des § 247: „Jede Aktie gewährt das Stimmrecht", sollte daher ohne jede Einschränkung gelten, um so mehr, als die Strafbestimmungen des Entwurfs gegen mißbräuchliche Handhabung des Stimmrechtes nicht den mindesten Schutz bieten gegen die bereits früher beschriebenen Ueberrumpelungen der Gesellschaft, die im Wege der Reportirung oder Lombardirung von Aktien seitens des Großkapitals in den Generalversammlungen ins Werk gesetzt werden.

Der Paragraph 232 des neuen Gesetzentwurfes untersagt dem Vorstande einer Aktiengesellschaft, ohne Einwilligung der Gesellschaft Geschäfte für eigene oder fremde Rechnung zu machen. Die Vorschrift selbst ist gut, die Art und Weise aber, wie sie wirksam gemacht werden soll, ist, man verzeihe den Ausdruck, naiv. Denn nach dem Gesetzentwurf würde in der Regel der Aufsichtsrath darüber zu entscheiden haben, ob der Vorstand beispielsweise an der Börse für eigene Rechnung spekuliren darf oder nicht. Nun muß man sich zunächst vor Augen halten, daß die Protokolle über die Aufsichtsrathssitzungen überhaupt nicht veröffentlicht werden; wenn also der Aufsichtsrath beschließt, der Direktion eine anderweite Geschäftsthätigkeit zu untersagen, so würde Niemand etwas davon wissen, daß ein solches Verbot thatsächlich ergangen ist. Nun aber hieße es zweifellos, die Sachlage beschönigen, wenn man das Verhältniß zwischen Aufsichtsrath und Direktion nur als ein freundschaftliches bezeichnen würde; in vielen Aktiengesellschaften, namentlich aber in den großen Bankinstituten liegt die Sache so, daß der Aufsichtsrath zu der Direktion in dem absolutesten Abhängigkeitsverhältniß steht, und daß dasjenige Mitglied die längste Zeit seines Lebens Aufsichtsrath in der betreffenden Gesellschaft gewesen

wäre, welches sich herausnehmen würde, den Direktoren andere Verhaltungsmaßregeln in ihrer privaten Thätigkeit zu ertheilen, als den Direktoren genehm sind. Dieses Verhältniß trifft, um es zu wiederholen, gerade in den „höchsten Regionen“ der Finanzwelt zu. Soll das Verbot, welches dem Vorstande untersagt, für eigene Rechnung Geschäfte zu machen, überhaupt einen Sinn haben, so muß es entweder ohne Einschränkung erlassen werden, oder aber das Recht, dergleichen Geschäfte zu machen, muß an die ausdrückliche Zustimmung der Generalversammlung gebunden und diese Zustimmung muß in jeder ordentlichen Generalversammlung erneuert werden. Dadurch kommt die Angelegenheit erstens zur Kenntniß weiterer Kreise und zweitens stellt sich die Ermächtigung nicht als eine Blankovollmacht für alle Zeiten dar, von der die späteren Aktionäre keine Kenntniß erlangen können. Die Art, wie der Gesetzentwurf hier einzugreifen sucht, ist vollkommen zwecklos. Wir sind jedoch der Meinung, daß die Gesetzgebung hier nicht achtlos vorübergehen darf, weil gerade die Möglichkeit einer mißbräuchlichen Ausübung des erwähnten Rechtes bei den oberen Leitern einer Bank am größten ist, ungleich größer als bei unteren Angestellten. Von Charakter, Vermögensverhältnissen 2c. sehen wir hierbei ab. Aber der untere Beamte muß, um beispielsweise spekuliren zu können, oft nothwendiger Weise zuvor erst ein Delikt begehen, er muß sich rechtswidrig Papiere aneignen, dieselben verpfänden, um auf Grund dieses Depots spekuliren zu können. Das hat aber beispielsweise ein Bankdirektor, namentlich wenn er Börsendisponent ist, gar nicht nöthig, weil er seine eigenen Spekulationen auf die einfachste und gefahrloseste Weise in Kombination mit den Geschäften der Bank selber bringen kann, indem er Geschäfte eingeht, um sie noch am gleichen Tage für eigene Rechnung zu übernehmen, wenn sie gut ablaufen, und um sie der Bank zu überwälzen, wenn sie fehlschlagen. Wir wollen Niemanden anklagen: daß aber dieser letztere Weg ungleich gefahrloser ist, als derjenige, den niedere Angestellte erst beschreiten müssen, um zu spekuliren, liegt auf der Hand. Und lediglich deßhalb, weil die besonderen Umstände die Gefahr einer mißbräuchlichen Ausübung der Spekulation in diesem Falle so nahe rücken, sollte der Gesetzgeber diese Frage nicht en bagatelle behandeln; denn wohin es führt, wenn der Spielteufel den Leiter einer Bank erst in Händen hat, das haben die Fälle in Gera, Siegen, Leipzig, Bückeburg u. a. m. deutlich genug bewiesen.

Als einen entschiedenen Mangel des Entwurfs müssen wir das Fehlen einer Bestimmung bezeichnen, wonach Bergwerksunternehmungen von der Gründung in Aktiengesellschaften ausgeschlossen sind. Wir haben s. Z. gezeigt,*) daß die Form der Aktiengesellschaft mit der Natur des Bergwerksbetriebes schlechterdings unvereinbar sei und daß die Gründung bezw. Umwandlung eines Bergwerkes in eine Aktiengesellschaft einzig und allein den Zwecken der Agiotage diene. Wir haben an einer Anzahl von Unternehmungen dargelegt, daß in Zeiten der Gründungshochfluth Bergwerksunternehmungen, die bis dahin Gewerkschaften waren, in Aktiengesellschaften mit bedeutendem Aufgeld für die zu emittirenden Aktien, umgewandelt wurden, um in Zeiten des Niederganges wieder in Gewerkschaften zurückverwandelt zu werden und daß sich dieser Vorgang bei jedem Wechsel der Konjunktur unter großen Verlusten für die Betheiligten wiederholte.

Die im Reichstage laut gewordenen Klagen, daß durch den § 210 des Entwurfs, der, mit besonderer Rücksicht auf die Rübenzuckerfabriken, dem Aktionär unter gewissen Voraussetzungen über den Nominalbetrag der Aktie hinausgehende Verpflichtungen auferlegt, das Grundprinzip der Aktiengesellschaft, welches eben in der begrenzten Verpflichtung des Aktionärs liege, geopfert werde, und daß in Folge dessen dieser Paragraph unter keinen Umständen Gesetz werden dürfe — diese Klagen haben u. E. keine Berechtigung; denn wenn die Aktiengesellschaft an dieser Bestimmung sterben würde, dann hätte sie schon längst zu Grunde gehen müssen. Man mag das bereits vielumstrittene Sanirungsverfahren bei Aktiengesellschaften noch so sehr unter die juristische Lupe nehmen: es hat — die Erfahrung beweist es — genau denselben Effekt, wie der gesetzliche Zuzahlungszwang bei solchen Gesellschaften, die ihre Theilnehmer über die ursprünglich gemachten Einlagen hinaus in Anspruch nehmen können. Die Aktiengesellschaft, die saniren will, reducirt ihr Aktienkapital in ganz erheblichem Maßstabe — wir kennen Gesellschaften, die auf den vierzigsten Theil reduzirt haben; — diejenigen Aktionäre, die sich dieser Reduktion nicht unterwerfen, werden mit dem Verlust des Stimm- und Dividendenrechtes bezw. mit Kraftloserklärung ihrer Aktien bedroht, d. h. also mit anderen Worten rechtlos gemacht. Dieser Eventualität kann nun der Aktionär dadurch entgehen, daß er von einem Anerbieten der Gesellschaft Gebrauch macht, die ihm eine neue, mit

*) „Preuß. Jahrbücher" Bd. 81 S. 112.

den erdenklichsten Vorrechten am Vermögen und an den Erträgnissen der Gesellschaft ausgestattete Aktienart (Prioritätsaktie) gegen Zuzahlung eines bestimmten Betrages ohne Erhöhung des seitherigen Nominals anbietet. Der Aktionär ist somit allerdings nicht gesetzlich gezwungen, zuzuzahlen, allein wenn er es unterläßt, dann steht er vor der Möglichkeit, rechtlos gemacht zu werden. Die Gewerkschaft erklärt den Gewerken: Ihr seid gesetzlich verpflichtet zuzuzahlen, andernfalls beanspruchen wir den Kux und expropriiren Euch. Die sanirende Aktiengesellschaft dagegen erklärt den Aktionären: Ihr seid durchaus nicht gesetzlich verpflichtet, zuzuzahlen, unterlaßt Ihr aber die Zuzahlung, dann — expropriiren wir Euch ebenfalls. Die Aktien-Gesellschaft bedient sich also zur Erlangung von Nachschüssen oder Zuzahlungen von den Aktionären in etwas veränderter Form desselben Pressionsmittels, zu dessen Anwendung eine Gewerkschaft oder auf ähnlicher Kapitalsassociation beruhende Gesellschaft durch einen besondern Paragraphen ermächtigt ist: sie bedroht ihre Theilnehmer mit Expropriation bezw. expropriirt sie. Auf diese Weise ist das Prinzip der Aktien-Gesellschaft illusorisch gemacht, und der Reichstag braucht sich nur die Entwicklungsgeschichte der Dortmunder Union, sowie das Heer der sanirten Aktien-Gesellschaften während der letzten Niedergangsperiode anzusehen, um zu wissen, welche Bewandtniß es mit der berühmten Bestimmung hat, durch welche die Verpflichtung des Aktionärs, zur Erfüllung der Verbindlichkeiten der Gesellschaft beizutragen, durch den Nominalbetrag bezw. durch den Ausgabebetrag begrenzt wird. Ein Mittel zur Verhütung der Sanirungen hat der Reichstag nicht gefunden, und wir glauben auch nicht, daß er eins finden wird; denn wenn den neuen Aktionären nicht ganz erhebliche Vorrechte eingeräumt werden, dann werden sie zweifellos kein Kapital mehr hergeben, und damit wäre einer vielleicht durch die Ungunst der Verhältnisse auf die schiefe Ebene gekommenen Gesellschaft die Möglichkeit abgeschnitten, sich wieder emporzuarbeiten. Es handelt sich aber auch garnicht darum, die Sanirungen grundsätzlich zu verhindern, sondern lediglich den Mißbräuchen zu steuern, die dabei zu Tage treten und die u. A. ersichtlich machen, daß die Sanirung oft garnicht durch die Lage der Gesellschaft begründet ist, sondern lediglich im Interesse der Sanirungsmänner geschieht, die darin ein ausgezeichnetes Mittel erblicken, um gelegentlich ihren eigenen „finanziellen Status“ etwas zu kräftigen. In dieser Beziehung würde sich eine Bestimmung als zweckmäßig empfehlen, daß

die zugezahlten Beträge an die Gesellschaften selbst zu entrichten sind und nicht mehr an die sanirenden Finanziers, die die eingehenden Gelder häufig an sich nehmen und sie dann den sanirten Gesellschaften gutschreiben. Die Vorschrift des Entwurfs — Paragraph 255, Ziffer 3, — welche bestimmt, daß diese eingezahlten Beträge dem Reservefonds zu überweisen sind, sofern sie nicht zu Abschreibungen oder zur Deckung von Verlusten verwendet werden, erscheint zweckmäßig, dürfte aber in Anbetracht der Einschränkung doch ohne allzu erhebliche Bedeutung sein, da eben diese Sanirungen — sei es nun thatsächlich oder dem Vorgeben nach — in der Regel zu den letztgenannten Zwecken vorgenommen wurden. Die Einschränkung aber fallen zu lassen, geht nicht an, da das zu einer Bilanz führen würde, die auf der einen Seite einen bedeutenden Reservefonds und auf der andern Seite eine ebenso große Unterbilanz aufwiese, was natürlich keinen Sinn haben würde. Von großer Wichtigkeit dagegen erscheint, daß den Aktionären eine eingehend detaillirte Aufstellung ertheilt werde, in welcher Weise die eingegangenen Beträge Verwendung gefunden haben. In dieser Hinsicht ist bisher immer ziemlich summarisch verfahren worden, ein Modus, der die Kritik um so mehr herausfordert, als die Gelder, wie schon erwähnt, häufig in die Hände der sanirenden Finanzkünstler, statt der Gesellschaften gelangten, so daß ihre Verwendung oft völlig unkontrollirbar wurde. Nach diesen beiden Richtungen hin sollte die Gesetzgebung auf diesem Gebiete vorgehen, ohne den Gesichtspunkt zu verlieren, daß nicht die Sanirung an sich, sondern nur der damit getriebene Mißbrauch getroffen werden soll.

Die verbündeten Regierungen sowie der Reichstag haben, wie die Denkschrift zum Entwurf sowie die Verhandlungen im Reichstage beweisen, eine gewisse Scheu bekundet, grundlegende Veränderungen im Aktienwesen vorzunehmen. Wir können diese Scheu begreifen. Denn wenn der Gesetzgeber grundlegende Aenderungen vornehmen wollte, so müßte er damit beginnen, den inneren Widerspruch zu beseitigen, der der Aktie anhaftet und der den thatsächlichen Eigenthümer des Unternehmens, den Aktionär, als alles Mögliche, nur nicht als — Eigenthümer des Unternehmens erscheinen läßt. Dieser Widerspruch aber ist aufs Innigste verwachsen mit dem Wesen dieser Gesellschaftsform selbst, und seine Beseitigung wäre in der That — der Tod der Aktiengesellschaft.

Eine Beamtenlaufbahn des vorigen Jahrhunderts.

Alte Familienpapiere besitzen für Manchen nur insoweit einen besonderen Reiz, als unter ihnen etwa geldwerthe Dokumente enthalten sind; doch fühlen sich oft auch Naturen, welche im Uebrigen durchaus prosaisch angelegt sind, eigenthümlich berührt von dem Hauch der Vergangenheit, dem Geist und Leben der verflossenen Geschlechter, welche ihnen aus jenen vergilbten Papieren entgegenwehen. Ehe dieselben aber geeignet sind, eine über den engeren Familienkreis hinausgehende Antheilnahme zu erregen und daher der Oeffentlichkeit übergeben zu werden, müssen sie entweder auf eine allgemein bekannte Persönlichkeit oder Thatsache Bezug haben oder kulturhistorisch interessant sein.

Der zuletzt erwähnte Gesichtspunkt dürfte nun hier in hinreichendem Maße zutreffen, da einerseits der Gegensatz zwischen der geregelten Laufbahn eines Beamten von heutzutage und der zum Theil abenteuerlichen, zum Theil sprunghaften, vielfach durch Zufall oder Willkür bedingten Art und Weise des Eintritts in das Amt und des Fortrückens in demselben zu damaliger Zeit deutlich hervortritt, und da andererseits die zu schildernden persönlichen Erlebnisse sich auf dem großen und ernsten Hintergrunde der vaterländischen Geschichte vom Regierungsantritt Friedrichs des Großen an bis in die Jahre tiefster Erniedrigung abspielen, wobei manches Streiflicht auf die Person des großen Königs, die inneren Verhältnisse seines Staats und zuletzt auf den furchtbaren Ernst der Jahre 1806—12 geworfen wird.

Es handelt sich um die Beamtenlaufbahn des Sekretärs, zeitweiligen Lieutenants und späteren Salzdirektors Johann Mützell,

welche nach den von ihm selbst niedergeschriebenen Erinnerungen, sowie im Anschluß an seine Manualakten dargestellt werden soll.

Geboren anno 1725 zu Stargard in Pommern, kam er 1743, also mit 18 Jahren, als Schreiber zu dem Hofgerichts-Sekretär W. nach Stettin. Welche Schulbildung er in diese Stellung mitbrachte, findet er nicht der Mühe werth zu erwähnen — und das ist charakteristisch für den Gegensatz der damaligen Zeit und der jetzigen, wo sicher nicht vergessen worden wäre, ob der Aspirant sich zuvor das Einjährigenzeugniß oder die Primareife oder gar einen noch höheren Grad allgemeiner Bildung erworben hätte; das Berechtigungswesen zählt eben erst mit zu den großen Erfindungen der Neuzeit. Uns mag der Gedanke beruhigen, daß der angehende Schreiber jedenfalls schreiben, lesen und rechnen — vielleicht auch ein wenig Latein und Französisch gekonnt haben wird. Sicherlich genügte es soweit, daß er nach 2 Jahren in Berlin beim Kommissionsrath Fieme, einem Manne, „so eine weitläuffige Correspondence führte", Verwendung fand. Doch hier spielte ihm das Schicksal den ersten Streich.

Ein Geheimrath Ferber, Resident von Danzig, welches ja zu jener Zeit noch weit entfernt war, preußisch zu sein, hatte sich die Liste der preußischen Armee zu verschaffen gewußt und dieselbe seinem Vater, einem reichen Patrizier, geschickt, welcher sie darauf „den russischen Agenten communicirte." Während dies heutzutage durchaus nicht als Verbrechen angesehen wird, weil solche Listen in jeder Buchhandlung zu haben sind, so dachte darüber Friedrich der Große noch ganz anders. Er „ließ diesen jungen schönen Mann des Nachts um 12 Uhr aufheben, seine Schrifften untersuchen, worin man allerhand Nachrichten vom Berliner Hoffe fand, ihm den Proceß machen, zu folge eigenmächtiger Sentenz nach Spandau transportiren, den Kopf abschlagen, denselben auf den Pfahl setzen mit der Unterschrifft Landesverräther!"

Da man nun unter den Papieren des Hingerichteten „Billets" von Fieme mit allerhand Nachrichten fand, der König jedoch streng darauf hielt, daß, „was dem publico bekannt werden solte, lediglich durch die Zeitungen geschehen müsse," so wurde auch dieser Mann nebst seinem Schreiber und Bedienten arretirt. Obgleich man ihm nichts weiter vorwerfen konnte, als daß er sogenannte „Berlinsche Blätchens von Hoff- und Stadtneuigkeiten" an seine Korrespondenten schickte, welche meistens Generäle und Stabsoffiziere in der Armee, auch Grafen und Barone in Schlesien, Preußen u. s. w. waren, so wurde er dennoch auf Lebenszeit zur Festung verurtheilt

und starb als Staatsgefangener in Magdeburg. Sein Schreiber und Bedienter wurden nach vierwöchentlichem Arrest auf freien Fuß gesetzt, nachdem ihnen vorher vom General-Fiskal der Eid abgenommen war, zu Niemandem auszusagen, worüber sie im Verhör vernommen waren.

Nach vielfachen vergeblichen Bemühungen um neue Beschäftigung — darum vergeblich, weil er in eine so „delikate“ Sache verwickelt gewesen war — ließ sich unser jugendlicher Privatsekretär a. D. bereden, bei dem sogenannten „tollen“ Markgrafen Friedrich von Schwedt als Kanzlist mit 100 Thalern Traktament einzutreten. Die Zustände am markgräflichen Hofe sind genugsam bekannt, sie werden durch folgende Worte vielleicht besser geschildert als durch Anführung dieses oder jenes besonderen Erlebnisses: „da es an diesem Hoffe wild einhergieng und viel tolles Zeug gesprochen wurde, war meine Mutter sehr besorgt. Mein Vater mußte selbst nach Schwedt reisen, um mich abzuholen: allein der Markgraf, so mich liebte, wollte mich nicht lassen. Meine Mutter, welche glaubte, ich würde gantz verwildern, drang in allen Briefen in mich, den Ort zu verlassen.“ Ohne Einfluß wird solch stetes Mahnen und Drängen nicht geblieben sein, und so forderte denn der Herr Kanzlist, als sich der Markgraf bei einem Vorfall ungnädig gegen ihn zeigte, seinen Abschied, welcher ihm mit dem frommen Wunsche „Geh' zum Teufel!“ gewährt wurde. Er ließ sich das nicht zweimal sagen, packte schleunigst ein und fuhr bereits nach einer Stunde heimwärts gen Stargard, weil er eine der schnellen Sinnesänderungen des Markgrafen fürchtete. Und mit Recht! Denn dieser schickte in der That einen Reitknecht ab, um den Flüchtling zurückholen zu lassen, aber zum Glück in der Richtung nach Berlin. Ihre Königliche Hoheit hatte also diesmal das Nachsehen, erhielt jedoch alsbald einen Brief aus Stargard mit Dankesbezeugungen wegen aller erwiesenen Gnade, „damit es nicht das Ansehen gewinnen möchte, als wenn man davon gelaufen wäre.“

Inmittelst war ein Obrist v. R. bei dem Vater unseres Exkanzlisten abgetreten und machte demselben den Vorschlag, seinen Sohn ihm als Sekretär mit nach Hamburg zu geben. Im Falle des Gelingens seiner eigenen Absichten werde er dessen Glück machen. So begab sich denn unter väterlicher Zustimmung der neu geworbene Sekretär mit dem Herrn Obristen nebst zwei Waldhornisten auf die Reise, lebte in Hamburg herrlich und in Freuden, ritt täglich auf schönen Pferden aus dem Englischen Hause spazieren

und rettete nebenher hinter Altona einen früheren Berliner Bekannten aus den Händen der dänischen Seelenverkäufer. Doch „aus der brillianten Aussicht wurde nichts, man erfuhr, daß Herr Obrist ein Windbeutel war“. Als dieser die für die Reise bestimmten 1000 Thaler verzehrt hatte, mußte noch Geld aufgenommen werden, und zurück ging es nach Pommern; indeß „vor mir war es eine vergnügte Reise.“ —

Nun kamen Briefe von einem Vaterbruder aus Bunzlau, welche anriethen, es in Breslau zu versuchen. Das annektirte Schlesien mochte damals wohl Beamte gebrauchen können. Auf Grund von 50 Thalern Reisegeld, von Empfehlungen an zwei Kameralisten sowie einer Präsentation bei dem Minister von Schlesien Grafen von Münchow gelang auch die Anstellung. Wir sehen nunmehr den strebsamen jungen Mann im Staatsdienst angesetzt, zunächst als „Aide“ bei der Kanzlei, nach 1/2 Jahr als Assistent bei der Registratur und wieder nach 3/4 Jahren als Obersalzamtsschreiber mit 150 Thaler Gehalt, freier Wohnung und Holz.

Währenddessen starb Graf Münchow (1755), ebenso sein Nachfolger, und es wurde Minister ein Mann, der sehr ungerechter Weise mit dem Titel „Plusmacher und Projecteur“ beehrt wird. Er machte viele Veränderungen und ernannte u. A. vier Salzinspektoren, welche die Unterthanen nach den ausgetheilten Salzbüchern wegen gehörigen Salzverbrauchs revidiren mußten.

Eine Bewerbung um solchen Posten brachte den erfreulichen Bescheid ein: „Sie sind noch zu jung dazu, Sie müssen unter Aufsicht gehalten werden.“ Der Verdruß hierüber hätte wohl gemildert erscheinen können durch manche Zeichen des Vertrauens seitens der Behörde, wie z. B. Kommandirung zu Revisionsreisen nach den Salzmagazinen Ober- und Niederschlesiens, Sendung nach dem berühmten Salzbergwerk von Wieliczka, „diesem großen Wunderwerk Gottes“, von wo Schlesien 20000 Bergzentner Steinsalz bezog u. dgl. m.; aber der Stachel saß einmal in der Seele fest und erklärt zum Theil den Seitensprung, welchen wir unsern jungen Helden jetzt machen sehen, indem er im wahren Sinne des Wortes unter die jungen Helden ging. Das kam so!

Der siebenjährige Krieg wüthete bereits das zweite Jahr. Friedrich der Große hatte nach der Niederlage bei Kollin Böhmen verlassen müssen, konnte jedoch Schlesien nicht decken, da er anderweitig genug Arbeit zu bewältigen hatte. Breslau mußte sich den Oesterreichern ergeben, Alles mußte Maria Theresia huldigen —

bis auf unseren Obersalzamtsschreiber, der zu diesem Akte einfach nicht erschien. Die Kontrolle ist freilich wohl nicht sehr scharf gewesen, wenigstens speiste er bald darauf während der Belagerung Breslaus durch die Preußen, welche der erlösenden Schlacht bei Leuthen folgte, täglich ganz unbefangen in Gesellschaft Kaiserlicher Offiziere. Vermuthlich übte nun das nahe Kriegsgetümmel seinen Zauber auf das unternehmungslustige Gemüth des Zweiunddreißigjährigen. Und als daher nach der durch die Wiederbesetzung Breslaus und Schlesiens ruhmreich beendeten Kampagne von 1757 zum Zweck der Heeresverstärkung Anfangs 1758 Freibataillone gebildet wurden, kostete es — bei der damaligen, besonders durch die Ruhmesthaten von Roßbach und Leuthen geweckten, allgemeinen Begeisterung für König Friedrich und sein Heer — keine allzugroße Ueberredungskunst, den mißmuthigen Beamten zum Eintritt in das Freibataillon Marquis d'Angenelli zu bewegen. Er wurde „präsentirt", gefiel, wurde „in continenti" als „Volontair" dem Könige zum „Sekonde-Lieutenant" vorgeschlagen, erhielt die Approbation und stand schon nach 24 Stunden „in völliger Mondirung" vor seinen früheren Vorgesetzten, deren Verwunderung nicht gering gewesen sein soll. Der Minister schrieb zwar an den vorgesetzten General wegen Herausgabe seines Beamten, „indem dem Könige an einem geschickten Kassenbedienten mehr gelegen sei, als an 10 Subaltern-Offiziers. Der General aber meldete das dem Prinzen Ferdinand, der dann dem Minister den Kopf zurechtsetzte."

Nach Veräußerung aller Habe und Anschaffung zweier Pferde nebst der nöthigen „Feldequipage" marschirte so der frischgebackene Lieutenant mit 170 Mann österreichischer Kriegsgefangener, welche für das preußische Heer neu angeworben waren, nach Liebau ins Gebirge ab. Indeß, kaum einen Monat beim Bataillon, wurde er bei Gelegenheit eines Ueberfalles auf Liebau gefangen und verlor Pferde und Equipirung. Er schlug sich allerdings mit einem Theile der Leibkompagnie durch die Panduren, welche das Thor sperrten, mit dem Bajonett durch, fiel aber draußen den Kalnokischen Husaren in die Hände, die ihm Börse, Ringkragen, Degen und Schärpe abnahmen, ja sogar den Rock auszogen und ihn ohne die Dazwischenkunft eines österreichischen Offiziers vielleicht noch schlimmer „tractirt" hätten. Nebst den Majoren von Bader und Struve, den Kapitänen v. Ekardt und v. Politz, Lieutenant von Knobelsdorff, Adjutant Stegemann und dem Regimentschirurgus wurde er bis Brünn transportirt, jedoch schon am 8. Mai ausgewechselt und am

9. August bei seinem Bataillon in Landshut eingestellt. Mit diesem setzte er sich sogleich nach Sachsen in Marsch, hatte mehrere scharfe Gefechte zu bestehen, u. A. bei Bischofswerda, wo er blessirt und ihm die Uhr in der Tasche zerschossen wurde, und kam gerade recht zum Ueberfall bei Hochkirch, während dessen ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde. Ueberhaupt ist es mit dem Kriegsglück unseres Helden nicht gut bestellt; denn, nachdem er im folgenden Jahre 1759 nichts von besonderer Bedeutung erlebt hatte, war es ihm 1760 beschieden, zu der Heeresabtheilung von Fouqué zu gehören, welche bei Landshut nach tapferer Gegenwehr zur Kapitulation gezwungen wurde. Wir finden daher den zum zweiten Male Kriegsgefangenen während des nächsten Jahres u. A. in Prag, Krems an der Donau, von wo er endlich über Wien und Preßburg nach Ofen geschafft wurde. Dort mußte er bis zum Schluß des Krieges ausharren und kehrte erst am 5. April 1763 nach Breslau zurück, nicht ohne gelegentlich seines zweiten Aufenthaltes in Wien gleich seinen Genossen zum Handkuß bei der Kaiserin zugelassen, den Feldmarschällen Daun und Laudon vorgestellt und auf das Artigste mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt und den Kaiserlichen Schlössern bekannt gemacht zu sein.

Was sollte aber nun werden? Das Bataillon wurde „reduzirt", das Anerbieten des General Tauentzien, als Stabskapitän in ein Garnisonregiment einzutreten, war wider die „Ambition"; und so reiste der Heimgekehrte „inkognito" als Kaufmann nach Trebschau bei Züllichau zu seinem Bruder, bei dem er ein halbes Jahr blieb und diese Zeit benutzte, „wegen gewisser Démêlées einem Lieutenant im Duell zwei Finger lahm zu hauen und den Hoffiskal im Rathskeller durchzuprügeln, so daß er wegen der Folgen von dort „retiriren" mußte. Sein Temperament nennt er eben selbst ein hitziges, das ihn, wenn er auch nie Händel gesucht, bei der geringsten Beleidigung empfindlich werden ließ und ihn thatsächlich während seines Lebens in nicht weniger als fünf Duelle verwickelt hat.

Er ging nach Berlin und besuchte von da in Potsdam seinen „intimen" Freund, den Obristen Quintus Icilius, „Favorit beim König". Auf seinen Rath schrieb er an den König, vergaß auch nicht einfließen zu lassen, daß derselbe ihm gelegentlich der Attaque bei Bischofswerda gesagt: „Er kann sich einmal bei mir melden" und erhielt daraufhin eine Anstellung unter den „Tabaks-fermiers". Eine Dienstreise nach Litthauen hatte die Ernennung zum Generalinspektor der Neumark mit 600 Thaler Gehalt zur Folge. Als aber

die Fermiers das versprochene Quantum nicht bezahlen konnten, wurde der Inspektorposten aufgehoben, der Inspektor selber entthront und bei der Diskontobank angestellt, bis auch da wegen getroffener anderer Einrichtungen die Herrlichkeit aufhörte.

Hierauf als Kontrolleur und Kassirer bei den Tabaksfabriken Ulrici und Faudel beschäftigt, hatte er in Handelsangelegenheiten mit dem Chef der Seehandlung Ms. de Lattre zu thun. Dieser wollte gerade nach Preußen reisen, und erbat sich, weil er hierzu einen schon des Landes kundigen Begleiter nöthig hatte, als solchen vom Kabinetsrath Galster den Herrn Kontrolleur und Kassirer. Dessen anfängliche Bedenklichkeiten wurden mit den Worten abgefertigt: „Herr, Sie sind ein Unterthan des Königs und Sie müssen sichs gefallen lassen, wenn Sie der König braucht! In 3 Tagen fahren Sie mit de Lattre ab, danach richten Sie sich!" Ms. de Lattre, welcher kein Deutsch verstand, nahm außerdem einen Dolmetscher mit, und so machten sie zu Dreien die bei den damaligen Wegen gewiß höchst angenehme Reise über Stettin und Danzig nach Königsberg i. Pr., von wo unser Gewährsmann noch zum Einkauf von Leinsaat, Wachs und Hanf nach Libau in Kurland geschickt wurde.

Er muß sich wohl in dieser Thätigkeit brauchbar gezeigt haben, denn bald nach seiner Rückkehr nach Berlin erhielt er einen ehrenvollen Auftrag, welcher darum von besonderem Interesse ist, weil er darthut, in wie hohem Maße der preußische Staat damals — wir sind mittlerweile in das Jahr nach der ersten Theilung Polens vorgerückt — in kaufmännische Geschäfte sich eingelassen hatte.

Der Staat betrieb nämlich einen bedeutenden Salzhandel mit dem unabhängigen Theile von Polen und hatte damit die in die dortigen Verhältnisse eingeweihten Juden betraut. Diese betrogen aber derart, daß die Polen viele Klagen führten und der „Ambassadeur extraordinaire" in Warschau, General Lentulus, dem Könige berichtete, „die Seehandlung sollte Jemand schicken, der eine bessere Einrichtung treffe, sonst ginge der ganze Salzhandel verloren. De Lattre schlug einen Franzosen, einen General-Accisen-Inspektor aus Stettin vor", der König jedoch wurde unwillig und sagte: „Ist denn keiner von meiner Nation da?" Eine bemerkenswerthe Aeußerung, welche beweist, daß die französischen Accise-Beamten doch nicht ganz nach dem Herzen Friedrichs des Großen waren.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, wer zum Agenten ernannt wurde. Mit einem Kabinetspaß und 6 Pferden versehen,

machte Mützell sich auf, räumte kräftig unter den „Ephraimiten" auf und brachte den wichtigen Salzhandel mit Polen wieder zur Blüthe. „Der König war mit allem zufrieden und äußerte, daß er ihn sprechen möchte." Doch scheint dies seinen Vorgesetzten nicht lieb gewesen zu sein, sondern er wurde gleich nach seiner Ankunft in Berlin mit einem ähnlichen Auftrage nach Posen geschickt. Dort, wo er anscheinend Jahre lang blieb, sollte er so recht kennen lernen, bis zu welchem Grade das Protektionsunwesen unter den französischen Accisebeamten herrschte, was für Subjekten wichtige Interessen des Staates anvertraut wurden, und mit welchem Hasse sie Diejenigen verfolgten, welche ihre Absichten durchkreuzten.

Ihm wurde ein junger Franzose zugeschickt, damit er diesem das Salzmagazin in Rawicz übergebe. Den bisherigen ehrlichen Verwalter desselben sollte er dagegen entlassen. Dem Befehle mußte er gehorchen, hatte aber bald zu berichten, der Ms. de T. scheine ihm ein „lockerer Passagier" zu sein. „Glauben Sie denn, daß es unter den Franzosen nicht ehrliche Männer giebt?" lautete die Antwort. Bald darauf erfuhr er aber, daß Ms. de T. sich nicht nur „mit Extrapost eine Maitresse aus Breslau geholt, Reitpferde und gestickte Chabraquen angeschafft" hatte, sondern auch „stark spielte". Eiligst begab er sich deshalb nach Rawicz, fand den Vogel selbst nicht anwesend, ließ den Sekretär holen, welcher an Händen und Füßen zitternd, ankam, und stellte einen Kassendefekt von 700 Thalern fest. Er läßt nun vom Obristen v. Czetteritz aus Herrnstadt ein Kommando schicken. Ms. de T. ist inzwischen eingetroffen, kommt zum Führer des Kommandos gelaufen und fragt nach seinem Auftrage. „Deserteurs nachzusetzen" wird verabredetermaßen geantwortet. Ms. de T. fühlt sich nach diesem Bescheid ganz sicher, denkt, daß die Ausflüchte, welche sein Sekretär zur Erklärung des Defizits gemacht hatte, genügt haben, und spricht sogar dem Herrn Revisor den Wunsch aus, am nächsten Morgen einige Stationen mitfahren zu dürfen. Vor der Abreise entspinnt sich nun folgende Szene: „Ich habe in ihrer Abwesenheit Magazin, Kasse und Bücher nachgesehen, Monsieur, es fehlen über 700 Thaler." „Mein Sach ist richtig, die Direction générale ist mit mich sehr zufrieden." „Ja, das kann sein, wenn sie falsche Rapports und Extrakte machen, falsche Bücher führen." „Ah, sacré, chikanir Sie mich nicht, ich bin ein honnête homme." „Eine Kanaille sind Sie, Monsieur!" Dieser will in voller Wuth den Degen ziehen, sein Gegner aber packt ihn am Kragen, drückt ihn an den Ofen und übergiebt ihn als Arrestanten

dem herzu gerufenen Kommando. Gebunden wurde derselbe über Herrnstadt nach Glogau und später nach Berlin in die Hausvogtei geführt, „wo er 3 Monath gesessen hat, losgelassen wurde und sich entfernt hat." Gewiß keine hohe Strafe! Der pflichttreue Revisor hingegen hatte es mit allen Franzosen bei der Seehandlung gründlich verdorben, „ja einige schwuren ihm den Todt." Als eine erste Folge davon betrachtet er seine Versetzung nach Königsberg i. Pr., welche in folgender Form geschah.

Die letzte Breslauer Revue Friedrich des Großen fand statt. Zum Theil wegen des militärischen Schauspiels, besonders aber um den General Lentulus und weiterhin womöglich den König zu sprechen, begab er sich dahin. Er wurde von den Ministern Görne und Hoym, welche durch Lentulus seine Anwesenheit erfahren hatten, zur Tafel gezogen und ihm viel Schmeichelhaftes gesagt, zugleich aber unter Ausdrücken des Bedauerns mitgetheilt, daß er nicht noch einige Tage bleiben könnte, vielmehr sogleich nach Königsberg abgehen müßte; die Kabinetsordre läge bereits in Posen.

Das war für ihn „ein Donnerschlag", eine wirkliche Strafe, weil er seine ganze Posener Einrichtung veräußern oder „verstoßen", nachher in Königsberg sich wieder neu einrichten mußte. Darüber konnte ihm auch nach seiner Umsiedlung die Einsicht nicht hinweghelfen, daß die Karre dort arg verfahren, daß die Seehandlung stark in Schulden gerathen war, daß General-Magazinier und Sekretär im Arrest saßen, und daß die Bevölkerung für das Departement nichts als Haß und Verwünschungen übrig hatte: daß also nur ein sachkundiger und thatkräftiger Mann Wandel schaffen könne, daß demnach die Versetzung zugleich ein Zeichen des in ihn gesetzten Vertrauens war. Die Wichtigkeit, welche man der Ordnung der dortigen Verhältnisse beimaß, ist daraus zu erkennen, daß ihm durch direkte Kabinetsordre befohlen wurde, dem Könige „immediate zu rapportiren".

Diese Bevorzugung eines „Subalternen" sowie der sichtliche Umschwung der finanziellen Lage in Ostpreußen erregten Neid, dazu war der Haß des französischen Beamtenringes sicherlich noch nicht geschwunden: genug, es erschien plötzlich als Kommissarius „ein abgedankter Pauker, so schon in Breslau Confident des Ministers Görne gewesen, ein Mensch ohne die geringsten Fachkenntnisse"; der horchte erst incognito 2 Tage lang die Unterbeamten aus, wollte dann Lehren ertheilen betreffs des Salz-

packens, wurde anmaßend und demgemäß zum Speicher hinausgeworfen. Danach ging ein Schriftstück an die General-Direktion ab, welches den Mann etwas drastisch beschrieb: „seine Figur, seine Frisur, einen langen Zopf bis in die Kniekehle, Manschetten bis über die Knöchel, einen Rock mit goldenem Bindfaden besetzt, Stiefeln bis über die Knie; wie er sich an der Tafel des Präsidenten betragen, wo außer vielen Räthen u. A. auch der große Philosoph Kant zugegen war." Man möge doch dergleichen Subjekte nicht mehr in die Provinzen schicken, „einen Kerl, dem der Wirbel aus den Ellbogen in den Kopf gestiegen."

Auf diesen Bericht hin schwieg die General-Direktion, zur Besänftigung trug er aber nicht bei, zumal auch der Minister ein Schreiben erhalten hatte des Inhalts, daß „er sich in einem Circul von Menschen befände. die ihn durch falsche Vorträge ins Verderben und in die Ungnade des Königs stürzen würden." Hieran war sogar das Anerbieten geknüpft, daß der Verfasser selbst „nach Berlin zu kommen und ihm von allem Eröffnungen zu machen" bereit sei.

Ein „eigenhändiges, sehr gnädiges Schreiben" besagte, daß es dem Minister sehr angenehm sei, den Herrn Departementschef zu sprechen, daß er nur um Angabe des Vertreters ersuche. Der Vorschlag erfolgte. Statt alles Weiteren aber erschien ein neuer Revisions-Kommissarius in Gestalt eines Kriegsraths, der wiederum mit Ausforschung der Unterbeamten begann und deßwegen bei seinem endlich erfolgenden offiziellen Auftreten sich den Titel eines „Msr. Sans façon" gefallen lassen mußte. Der darauf folgende Krach wurde durch den Präsidenten beigelegt, um aber desto stärker auszubrechen, als der Kriegsrath aus den foliirten Akten „Piecen spoliirt" hatte. Von da ab hieß er nur noch im Anklang an seinen Namen „Bärenhäuter" und bekam dem entsprechend Grobheiten zu hören, die sich noch steigerten, nachdem sich herausgestellt hatte, daß 160 aufgefundene „Notata" einer Zeit angehörten, für welche der jetzige Chef nicht verantwortlich war. Der gereizte Revisor war um so eifriger, eine andere Handhabe zu finden und benutzte den Umstand, daß in einem Speicher einige Lasten Salz durch Leckage geschwunden waren, um daraus „einen Defekt zurechtzumachen." Es kam sogar wegen Fluchtverdachts zu einem militärisch überwachten zeitweiligen Hausarrest, der jedoch so lax gehandhabt wurde, daß der Arrestant Abends öfter gute Freunde besuchte. Aus der späteren Rückgabe der zur Deckung des angeb-

lichen Defekts deponirten 1000 Thaler und der Wiederanstellung des Beschuldigten geht die Grundlosigkeit des Vorgehens gegen ihn zur Genüge hervor. Damals aber wurde er unter allgemeinem Bedauern „vigore commissionis vom Posten dispensirt“.

Zwei Schreiben an den König blieben unbeantwortet, weil sie nach seiner Meinung nie an denselben gelangt sind. Eine Beschwerde an den Großkanzler wurde als nicht zum Ressort der Justiz gehörig, ab- und an den Minister Görne verwiesen, womit der circulus vitiosus geschlossen war.

Es blieb also für den Gekränkten nichts übrig als Königsberg zu verlassen und zwar wieder unter Verlust des ganzen Mobiliars nebst „schönen Tableaux“ und anderen Sachen. Alles wurde von der tückischen See verschlungen, da das Frachtschiff unweit Pillau strandete. Der Brief, in welchem er seinen Bruder in Stettin gebeten hatte, die Ladung zu versichern, war durch Nachlässigkeit des mit der Ueberbringung Beauftragten nicht angelangt; den Schaden trug er also voll und ganz.

Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen der in seiner Ehre und auch materiell geschädigte Mann in Berlin ankam. Vor Allem wollte er natürlich sein Recht erlangen und seinen ehrlichen Namen herstellen. Der Minister jedoch, von seiner Ankunft benachrichtigt, untersagte dem Portier und den Bedienten aufs Strengste, ihn vorzulassen. In seiner Verzweiflung begab er sich eines Tages, nachdem er sich Muth getrunken, zu dem Decernenten seiner Sache bei der Seehandlung und stürzte in dessen Stube mit den Worten: „Monsieur Tintenklex, wie steht es mit meiner Sache?“ — und auf die Entschuldigung desselben „mit pressanten Sachen“: „Herr, in drei Tagen komme ich wieder, und wenn es dann nicht fertig, so holt ihn der Teufel!“ Die Folge war eine Verfügung auf Zurückgabe der wegen des angeblichen Defekts deponirten Summe. Hingegen blieben alle Bemühungen, bis zum Könige selbst vorzudringen, vergeblich; denn bei der Anwesenheit des Petenten in Potsdam hatte sich Friedrich der Große gerade durch eine Sauerkraut-Pastete die Colique zugezogen“, das „Kabinet“ aber ließ ihn abweisen, und der Versuch, durch den befreundeten General Lentulus etwas zu erreichen, schlug fehl, weil dieser selbst zur Zeit in Ungnade war. Ausdrücklich sei noch einmal erwähnt, daß ihm später volle amtliche Decharge ertheilt wurde.

In solcher Lage kam dem Beschäftigungslosen das Anerbieten gerade recht in Warschau für eine dortige Bankfirma als Unter-

nehmerin, eine Tabaksferme einzurichten bei 1000 Thaler Gehalt, Tantième, freiem Quartier u. s. w. Er „verließ sein Vaterland unter Verwünschungen" und lebte vergnügt und zufrieden im Strudel des Warschauer Lebens. Daneben hatte er viele Reisen zu machen, welche ihn nach Galizien, Podolien, Wolhynien, der Ukraine, ja sogar in Verkleidung bis in eine türkische Festung hineinführten. Hier sieht er u. A. ein Stück türkischer Justiz, das ihm außerordentlich gefällt. Ein Diener hat seinen Herrn um 1 Thaler Werth bestohlen, muß dies eingestehen, wird sofort vom Aga zum Tode verurtheilt, gebunden an den Dniestr geführt und nach kurzem Gebet in den Strom gestürzt.

Die Warschauer Herrlichkeit dauerte ca. 6 Jahre, bis die Unruhen im Lande den Bankerott der Bank verursachten und unseren Odysseus von Neuem aufs Trockene setzten. Dabei ging die auf 4200 Thaler aufgesummte Tantième ganz verloren, auch mußte bei der folgenden Uebersiedelung nach Berlin die vollständige Einrichtung mit Pferd und Wagen wiederum „verstoßen" werden.

Noch auf der Reise erfuhr er den Tod Friedrichs des Großen eilte nach Potsdam, legte in einem längeren Schreiben die ihm widerfahrene Behandlung dar und wurde durch königliche Ordre der Seehandlung zu guter Placirung oder anständiger Pensionirung überwiesen. Als Salzdirektor für den Netzedistrikt löste er einen Major a. D. ab und erntete bald das Lob des Ministers v. Struensee, „daß er der Einzige wäre, betreffs prompter Abschlüsse und guter Ordnung." Sein Amtssitz war Filehne. Den ersten Aerger schuf er sich durch einen Prozeß, den er sich dadurch zuzog, daß er bei irgend einem Anlaß den Magistrat seiner Residenz mit allerhand Titeln beehrt und die Namen seiner Mitglieder in einen Eselskopf einschloß.

Er rückte dann, „um sich nicht weiter den Chikanen der Bromberger Justiz auszusetzen" in aller Eile mit Sack und Pack nach Driesen ab, nicht ohne daß er vorher mangels eines Intelligenzblattes in der Judenschule etwaige Gläubiger auffordern ließ, sich zu melden.

Ob er nun deswegen im Lichte eines Hitz- und Querkopfes erscheinen mochte, oder ob neue Kabalen spielten — wie man fast vermuthen möchte, da ganz unerwartet und heimlich während einer Urlaubsreise eine Revision vorgenommen wurde, welche jedoch Alles in schönster Ordnung fand —: genug er erhielt eines Tages mitten in seiner Betrübniß um den schnell aufeinanderfolgenden Verlust

seiner Frau und eines Sohnes, welcher als hoffnungsvoller Kadett beim Baden in der Netze ertrank, die Nachricht, daß in Folge der Okkupation Südpreußens sein Departement zu erweitern für nöthig befunden sei, daß ihm aber bei seinem Alter die vielen Bereisungen zu beschwerlich fallen würden, und daß daher „Se. Majestät allergnädigst resolvirt, ihn mit 400 Thaler in Pensionsstand zu setzen". Eine kräftige Gegenvorstellung an den Minister, in welcher er auf seine vielfachen Verdienste hinwies und seine Unlust kundthat, nicht schon als Müßiggänger und Pflastertreter umher zu gehen, hatte keinen andern Erfolg, als die Erhöhung der Pension auf 500 Thaler. Für ihn und sechs dem Vaterhause noch nicht entwachsene Kinder war das selbst in damaligen Zeiten nicht eben viel.

So lebte er seit 1794, also von seinem 69. Lebensjahre ab, als Salzdirektor a. D. in Potsdam, nachdem er noch ein letztes Mal seine Habseligkeiten nebst Pferden und Wagen veräußert und sich neu eingerichtet hatte. Eine andere Beschäftigung fand er nicht und mußte daher für seinen Thätigkeitstrieb in Ausarbeitung von allerhand Abhandlungen nationalökonomischen Inhalts Befriedigung suchen. Diese schickte er theils der Regierung ein, theils widmete er sie der märkischen ökonomischen Gesellschaft, deren Ehrenmitglied er alsbald wurde. Der Zeit unfreiwilliger Muße entstammen auch die Aufzeichnungen über seinen Lebenslauf, welchen wir bisher gefolgt sind. Sie verlassen uns an diesem Abschnitt. Das Weitere ist zwei umfangreichen Aktenbündeln entnommen und betrifft die traurige Zeit der Fremdherrschaft.

Man denke sich den mehr als achtzigjährigen gebrechlichen Greis, der ohne Vermögen — denn, was er erworben, war bei den vielfachen, verlustreichen Wendungen seines Lebensweges immer wieder draufgegangen, — allein angewiesen auf seine Pension für sich und drei Töchter, von Steuern, Kontributionen und Einquartierungslast bedrängt! Man stelle sich vor, daß ihm ein Schreiben nach dem andern zugeht, worin ihm unter Drohungen mit Strafen und Exekution bald diese, bald jene Zahlung abverlangt wird, daß er hingegen in Jahren nur für wenige Monate Pension erhält, und auch diese zur Hälfte in minderwerthigen Tresorscheinen! Man vergegenwärtige sich den Gemüthszustand eines alten Invaliden, der die ruhmreiche Zeit des großen Friedrich mit durchgelebt, z. Th. durchgekämpft hat, und der nun unter der eisernen Zuchtruthe der Franzosenherrschaft Alles, was ihm an werthvollerer Habe geblieben, ja selbst die eigenen Kleider ver-

setzen und verkaufen, der geradezu hungern und frieren muß, so wird man verstehen, daß er den unaufhörlichen Anforderungen gegenüber erklären kann: man möge nur ihn auszupfänden kommen, man werde nichts als die Schande davon ernten; denn „wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren!“ Ist es zu verwundern, daß er einmal in verzweifelter Stimmung erwidert, man solle ihn getrost in den Schloßgarten oder auf die Plantage führen und dort erschießen, dann wäre die ganze Quälerei wenigstens überstanden? Ihm würde damit eine Wohlthat erwiesen werden.

Endlich, endlich — nach unzähligen schriftlichen Darstellungen seiner verzweifelten Lage erhält er Einiges von der rückständigen Pension — 1807 z. B. hatte man ihm im ganzen 83 Thaler 6 Groschen ausgezahlt, 1808 noch weniger, nämlich 65 Thaler 20 Gr.; — aber unter welcher Form? Da die allgemeine Zahlung der Pensionen noch nicht hatte wieder aufgenommen werden können, so treffen die Gelder ein unter der demüthigenden Aufschrift „Herrschaftliche Armensachen!“ In der That giebt es kaum eine treffendere Kennzeichnung der Sachlage, denn fast um jede neue Sendung muß er betteln wie ein gänzlich Verarmter. Und dabei muß er hören, daß er noch zu den Bevorzugten zähle, daß er als ältester Diener des Staats in erster Linie berücksichtigt worden sei! Dennoch klopft die bitterste Noth immer aufs neue an seine Thür, die hohen Zinsen für die erborgten Gelder sind unerschwinglich, die Gläubiger drängen ihn hart und grob: was bleibt ihm Anderes übrig, als immer wieder wegen der ihm gebührenden Rückstände zu bitten und zu betteln? Noch einen Monat vor seinem im Juni 1812 erfolgten Tode führt er mit unsicherer Hand als Petent die Feder über das Papier. Er starb, ohne daß der Staat aufhörte sein Schuldner zu sein.

Ein erschütternder Abschluß eines reich bewegten Lebens! Eine Mahnung besonders für alle diejenigen, welche dem Staate zu dienen berufen sind, wie nahe ihr eigenes Wohl mit demjenigen des Vaterlands verwachsen ist! Eine Aufforderung an jeden, in seinem Kreise alle Kräfte einzusetzen, um uns die Segnungen eines starken, freien und geordneten Staatswesens zu erhalten!

Pommeranus.

Notizen und Besprechungen.

Litterarisches.

Ikarus. Eine Reisenovelle von H. Mellin. Wolfenbüttel. J. Zwißler. 1896. (323 Seiten).

Das ansprechende Buch athmet den ganzen jugendlichen Zauber einer ersten, mit rein idealer Begeisterung unternommenen Italienreise, und besonders einer Romfahrt. Wer selbst einmal in gleicher Lage war, wird sich gern von der Erzählerin in die glücklichen Tage dieses ersten Entzückens zurückführen lassen. So schnell und leicht auch der Deutsche in Italien heimisch wird und nur allzufest sich einwurzelt, der phantasievolle Zauber, der beim ersten Anschauen sich um alles webt, verschwindet doch. Man wird kritisch, man unterscheidet zwischen dem echten und dem unechten Italien; man ist nicht mehr im Stande, über die künstliche Beleuchtung des Kolosseums oder über die handwerksmäßige Tarantella auf Capri in Enthusiasmus zu gerathen. Man lebt sich immer mehr in die irdische Wirklichkeit ein, aber man sieht um sich herum nicht mehr ein Himmelreich.

Auch der Verfasserin fehlt es nicht am scharfen Blick für die thatsächliche Umgebung; sogar eine satirische Ader läßt sich dazwischen bemerken; im Ganzen aber steht sie doch überwältigt von der plötzlichen Lichtfülle, welche nach dem Durchbrechen der Apenninen (nicht der Alpen) auf den Nordländer eindringt. Als Nordländerin erweist sie sich zugleich durch den starken Hang zur Reflexion, der überall hervortritt. Mit geistreichen Betrachtungen, die oft von überraschender Beweglichkeit und Feinheit des Geistes zeugen, sucht sie sich gegenüber den großen Eindrücken zu behaupten, gleichsam sich ihrer geistigen Selbständigkeit immer von Neuem zu versichern. Wenn man länger im Süden verweilt, verzichtet man auf diese Mühe. Man wird — besonders in Rom — sehr positiv; man vertieft sich immer mehr in die Einzelheiten der großen Eindrücke, man



lernt immer mehr sehen und auffassen, man wird immer empfindlicher dafür, daß die Eindrücke rein und charakteristisch hervortreten; aber man knüpft keine Reflexionen an sie und vergißt sich selbst gern in ihnen. Im Norden muß der Mensch, der sich glücklich fühlen will, selber das Beste dazu thun; im Süden thut es die Natur für ihn, und in Rom hat es außerdem die Geschichte gethan. Der abstrakte Idealist wird vielleicht bedauern, daß der Mensch im Süden seine ihn über die Natur erhebende Würde verliere; der künstlerisch Empfindende freut sich der dort gewonnenen Einheit des Menschen mit seiner Umgebung.

Doch es ist Zeit, sich zum novellistischen Inhalt unserer Erzählung zu wenden. Auch er ist mit großer Feinheit und Zartheit behandelt; die Personen leben in einer Empfindungssphäre, in welcher schon die leisesten Berührungen des gegenseitigen Verkehrs als Symptome und Ursachen schwerer Gemüthsbewegungen empfunden werden. Wir sind fast in einer so sublimirten Welt wie in Goethes „Tasso“. Daß für gewaltsame Zusammenstöße, für leidenschaftliche Thaten hier kein Raum ist, ergiebt sich von selbst. Von einer äußeren Handlung ist kaum die Rede; aber ernste Entschlüsse und Entscheidungen bleiben den Hauptpersonen doch nicht erspart, und wir folgen ihnen, besonders der Erzählerin selber, mit wahrer Antheilnahme. Nur macht sich leider bei ihnen allen eine passive Sinnesart verhängnißvoll geltend, welche den resignirten, müden Abschluß ohne äußere Nothwendigkeit, in einer wahrhaft pathologischen Art herbeiführt. Es liegt durchaus kein zwingender Grund vor, weßhalb die Heldin sich darein fügt in die drückenden heimischen Verhältnisse, denen sie innerlich entwachsen ist, zurückzukehren. Sie würde viel richtiger handeln, wenn sie das Band, das sie dort noch nicht unlösbar fesselt, auflöste und das Glück, das sich ihr in der Fremde eröffnet hat, ergriffe! Nur die mangelnde Entschlußfähigkeit hemmt sie und läßt sie sich selber als gestürzten „Ikarus“ erscheinen. Aber in Wahrheit brauchte sie keinen Sturz zu fürchten; ihre Flügel sind nicht künstlich geklebt, sondern von echt natürlichem Wachsthum. Wenn sie jetzt sich gewaltsam losreißt, um in ihrer Heimath einen Ehebund zu schließen, der für sie nichts Anziehendes mehr hat, so könnte man aus dieser erzwungenen Unterwerfung unter das Hergebrachte leicht auf eine desto stürmischere Zukunft schließen. In einem Konflikt, wie ihn Ibsen öfters so erschütternd geschildert, dürfte ihr Schicksal sich dramatisch zuspitzen. Hoffen wir, daß er ihr erspart bleiben wird!

O. Harnack.



Allzuscharf macht schartig.

Im Februarheft hat Xanthippus an den Wartburgsprüchen und deren Veröffentlichung mit Recht vieles ausgestellt; aber in einem Fall springt sein Pfeil auf ihn selbst zurück.

Wenn im großen Festsaal die Inschrift steht:

Sitivit anima mea ad Deum fortem vivum, so ist fortem weder Druckfehler für fontem noch Unwissenheit, über welche ein katholisches Pfäfflein schmunzeln mag, wenn es seine Vulgata aufschlägt, sondern die vollständig richtige Wiedergabe der Stelle Psalm 42 (in der Vulgata 41) Vers 3, wo Luther hat:

Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.

Im hebräischen ist mit dem Ausdruck für Gott gewechselt; an zweiter Stelle steht dafür el, das die alte griechische Uebersetzung mit ἰσχυρός und darnach die lateinische von Hieronymus nur revidirte mit fortis wiedergegeben hat. Natürlich legte sich schon in alter Zeit vielen Lesern, welche den hebräischen und griechischen Urtext nicht kannten, dieselbe Vermuthung nahe, wie unserem Kritiker, und so steht auch schon in vielen alten Vulgatahandschriften und Drucken fontem. Auch der von Xanthippus angeführte Papst Sixtus V. hat in die „authentische“ Ausgabe, die er im Jahr 1590 veranstaltete, diese Lesart fontem aufgenommen; als aber 2 Jahre darauf Clemens VIII das Werk seines Vorgängers kassirte und die Ausgabe veröffentlichte, die noch heute in der katholischen Kirche die maßgebende ist, hat er dies fontem mit Recht durch fortem ersetzt, und „kein römisches Pfäfflein“ betet im Brevier (feria tertia ad Matutinum), anders als ad fortem vivum.

Der alte Kirchenvater Hieronymus, um dessen Werk es sich hier handelt, schreibt einmal eben von solchen Fragen: dum aliorum errores corrigere volunt, ostendunt suos.

Ein protestantischer Kritikus.

Theologie.

Religion oder Aberglaube? Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus von Graf Paul von Hoensbroech. Berlin S.W. Verlag von Herm. Walther 1897 VII. 135.

Der Titel der vorliegenden Schrift entspricht nicht ganz ihrem Inhalt. Man erwartet eine Untersuchung über die zarten Grenzlinien zwischen Religion und Aberglauben und dann die Anwendung des Ergebnisses auf die vom Ultramontanismus der Gegenwart gezeitigte Relegiosität. Wer das Buch in dieser Erwartung in die Hand nimmt, wird sich enttäuscht

finden. Eine grundsätzliche Erörterung der Frage: Welche Vorstellungen und Bilder der unsichtbaren Welt haben in einer gesunden Religiosität ihre Berechtigung, und welche sind schlechthin Aberglaube, ist nicht versucht worden. Der Verfasser liefert nur Aktenstücke zur Geschichte des Aberglaubens in der römischen Kirche aus neuer und neuester Zeit.

Es ist ein lehrreiches aber zugleich ein grausiges Buch. Die römische Kirche liebt es, sich in den religiösen und sozialen Kämpfen der Gegenwart als die festeste Stütze von Thron und Altar, von sozialer Ordnung und wahrer Geistesbildung hinzustellen. Sie rühmt sich, ein Träger von unverwüstlicher Kraft zu sein, aus unvergänglichem tausendjährigem Eichenholz geschnitzt, das der Zahn der Zeit nicht anzunagen vermag. Beim Lesen der obigen Schrift sehen wir hinter die solide erscheinende Außenseite: der Träger ist durch und durch morsch, Wurmmehl und Larven, Moder und lichtscheues Gewürm haben seit Jahrhunderten ihn zerfressen. Die tollsten Ausgeburten einer abergläubischen, aufgeregten Phantasie, welche das Mittelalter gezeitigt hat, werden dem katholischen Christen als wesentliche Bestandtheile seines Glaubens wieder vorgehalten und zwar nicht nur von Bettelmönchen und unbekannten Kaplänen, sondern von leitenden Geistern in der Kirche, von Bischöfen und Kirchenfürsten bis hinauf zum Generalvikar von Rom und vom h. Vater selbst, vor allem von dem Jesuitenorden, dem spiritus rector der unfehlbaren Papstkirche.

Der bekannte Streit einiger ultramontanen Blätter mit der in Feldkirch erscheinenden in 90000 Exemplaren gelesenen Zeitschrift Pelikan des katholischen Geistlichen Künzle betreffend eine Artikelreihe über den Satanskult in den Freimaurerlogen und die eigenhändige Namensunterschrift des Teufels hat den Herrn Verfasser zu seiner Arbeit veranlaßt. Dieselben Vorwürfe, welche der Pelikan gegen die Freimaurerlogen geschleudert hat, sind von der für den Ultramontanismus maßgebenden Jesuitenpresse schon Jahrzehnte hindurch planmäßig verbreitet worden.

Der deutsche Jesuit G. M. Pachtler, langjähriger Mitarbeiter an der offiziellen Jesuitenzeitschrift: „Stimmen aus Maria Laach" und an den Monumenta paedagogica Germaniae hat seine deutschen Mitchristen über das Wesen der Maurer aufgeklärt in seiner Schrift: „Der stille Krieg gegen Thron und Altar oder die Negative der Freimaurerei" 2. Auflage. Amberg 1876. Sie ist „die Organisation menschlicher Irrungen und Leidenschaften", sie hebt beim Soldaten den Gehorsam gegen König und Vaterland auf, selbst während der Schlacht, da der Maurer, wenn er durch das maurerische Nothsignal in dem Gegner seinen Genossen erkennt, ihn weder töten noch gefangen nehmen darf. Daß schon viele Offiziere ihrer Zugehörigkeit zur Loge ihr Leben verdankt haben, wird durch Geschichten aus der Schlacht bei Trafalgar und Waterloo bewiesen. Wer weiß, wenn die Brüder in der französischen Armee sich damals eher durch Nothsignale zu erkennen gegeben hätten, — ob nicht der Ausgang der Schlachten ein

anderer geworden wäre! „Um siegreiche Kriege zu führen, muß man der Loge günstig oder, was noch erfolgreicher ist, Großmeister sein.“ (p. 13)

Ueber die läppischen Schilderungen der geheimen Riten der Maurer, die sich in den höheren Graden immer mehr zum Satanskult zuspitzen, könnte man lächelnd hinwegsehen, wenn nicht in ihnen sich eine Phantasie offenbarte, welche geschult an den Erzeugnissen moderner Pornographen auf die Lüsternheit und die wollüstige Freude am Gräßlichen beim Leser spekulirt. Verfasser, Uebersetzer und Verbreiter dieser Schriften sind fast ausnahmslos Jesuiten: So der genannte Pachtler, so Bresciani in seinen historischen Romanen: „Der Jude von Verona“ und „Blicke in die römische Republik,“ so Gruber in der Uebersetzung der Leo Taxil'schen Schriften: „Die Drei-Punkte-Brüder, Der Schlüssel der geheimen Symbole, Der Meuchelmord in der Freimaurerei, Bekenntnisse eines ehemaligen Freimaurers,“ so die Stimmen aus Maria Laach.

In diesen Schriften sind dieselben Dinge als Wahrheit berichtet, ja noch ärgere als im Pelikan gemeldet sind. Im Taxil-Gruberschen „Meuchelmord“ wird die Aufnahme eines Adepten in einen höheren Grad folgendermaßen beschrieben: „Auf dieser Stufe wird er zu neuen Schwüren angeleitet, den freimaurerischen Exekutionsbefehlen niemals den Gehorsam zu versagen. Hier beginnt der Kult und die direkte Anbetung des Teufels, die progressive Verthierung durch die schwarze Kunst, endlich die Ehrenbezeugung an den Satan in Gestalt einer Schlange.“ „Der Adept wiederholt die Schwüre des unbedingten Gehorsams für die Logenbefehle — was und wann immer auch befohlen wird. Er ruft Satan als seinen Gott hierzu an, er ruft ihn an nach dem Ritual der schwarzen Kunst, entworfen von einem apostasirten Priester, er betet ihn an in der Gestalt von Baphomet, einem infamen Götzenbild mit Bocksfüßen, Frauenbrüsten und Fledermausflügeln.“ p. 51/2.

Die Kölnische Volkszeitung, die Germania und die Schlesische Volkszeitung, welchen die Enthüllungen des Pelikan unbequem waren, weil sie den Ultramontanismus in Deutschland jetzt noch weiter regierungsfähig erhalten möchten, haben gegen den von dieser Zeitschrift verbreiteten „Mystizismus“ geeifert. Sehr mit Unrecht, wie Graf von Hoensbroech nachweist, da sie diejenige Geistesrichtung, welche sich soeben durch den Pelikan in weiteren Kreisen lächerlich gemacht hat, haben großziehen helfen. Im Jahre 1886 haben sie noch die von Gruber mit Genehmigung des Jesuitenordens gelieferte Uebersetzung des Taxilschen Hauptwerkes: „Die Drei-Punkte-Brüder“ mit warmem Beifall begrüßt und seine Lektüre angelegentlich empfohlen.

Daß die offizielle Jesuitenzeitschrift Civilta Cattolica, das Organ des Vatikans, den Angriff gegen die Freimaurer zugleich als eine giftige Klinge gegen den Dreibund zu benutzen weiß, sei noch besonders hervorgehoben: „Der Dreibund ist das Werk der kosmopolitischen Freimaurerei. Sein

greifbarer wirklicher Zweck ist, möglichst eine Aenderung der Lage in Europa zu verhindern, vor allem der Freimaurerei die Eroberung Roms zu sichern. Jeder Katholik, der von diesen Dingen überzeugt ist, kann nur den Dreibund verabscheuen." (p. 39.)

Ebenso wird es keine Verwunderung erregen, von Graf v. H. zu hören, daß die Visionen der ekstatischen Geisterseherinnen in der römischen Kirche, wenn sie die politischen Verhältnisse der Völker prophetisch aufklären, stets eine besondere Vorliebe für Frankreich und einen unverhüllten Deutschenhaß an den Tag legen. (p. 117).

Der zweite Theil der Graf v. H.schen Schrift beschäftigt sich allgemein mit der Frage, welche Rolle die Person des Teufels, seine Verbindung (auch die geschlechtliche) mit den Menschen, sein sichtbares Eingreifen in menschliche Verhältnisse in der Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche spielen, und kommt zu dem Resultat: „Die dogmatische, moraltheologische und asketische Literatur des Ultramontanismus bietet in Bezug auf die „Dämonologie" das Abenteuerlichste und Ungeheuerlichste, was die menschliche Phantasie zu ersinnen vermag." (p. 56.)

Dem historisch Gebildeten sagen die Auszüge, die der Verfasser aus dem Rituale Romanum, aus Alphons von Liguori, aus den Schriften der Jesuiten Busenbaum, Tamburini, Lugo, Velasquez, Delrio und Alphons Rodriguez anführt, nichts Neues. Der Glaube an Dämonen und ihre Macht, die Menschen zu verführen und zu plagen, die Ordnungen der Natur willkürlich aufzuheben und umzugestalten, ja sich menschliche Leiber zu schaffen, gehört zur amtlichen Lehre der römischen Kirche, ebenso wie das Fegefeuer und die Hölle und zwar nicht als Sinnbilder seelischer Vorgänge, sondern als sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeiten, unveräußerliche Bestandtheile des katholischen Glaubens sind.

Die große Mehrzahl der in den Jesuitenschriften berichteten Wundergeschichten leben seit Jahrhunderten im Bewußtsein der Katholiken als Thatsachen von unzweifelhafter Wirklichkeit. Für die Fegefeuergeschichte p. 98 kann ich aus eigener Erfahrung einen Beleg dafür anführen. In einer Wallfahrtskirche in der Nähe von Innsbruck habe ich ein Brett gesehen mit dem eingebrannten Abdruck einer Menschenhand und dazu folgende Erzählung des Meßners gehört: Ein im Fegfeuer befindlicher Mann sei seiner Frau erschienen und habe sie gebeten, für ihn Seelenmessen zu stiften, um seine Qual abzukürzen. Da die Frau Zweifel äußerte, daß er, der als guter katholischer Christ gestorben sei, noch unvergebene Sünden im Fegefeuer abbüßen müsse, habe er seine Hand auf das vorliegende Brett gelegt, um durch die Brandspuren die Wahrheit seiner Worte zu beweisen.

Ist ein Glaubenssatz Kirchenlehre, so muß er auch als vernünftige Wahrheit bewiesen werden, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn Lic. J. Bautz, Dozent an der Akademie von Münster, mit bischöflicher Approbation Hölle und Fegefeuer geographisch genau beschreibt und mit den

Gesetzen der Naturwissenschaft in Einklang bringt. Wir erfahren aus seiner Schrift, daß das Höllenfeuer durch ewigen Kreislauf gewisser chemischer Prozesse verursacht wird, indem kraft göttlicher Einrichtung chemische Verbindungen gewisser unterirdischer Materien mit dem Sauerstoff und anderen Gasen entstehen und wiederum vergehen." Der Teufel ist auf Grund der genannten Schrift im Stande, „die Samenzellen organischer Wesen an die geeignete Stelle zu bringen, damit sie dort nach Umständen zuvor durch männlichen Samen befruchtet zu lebendigen Wesen sich entwickeln. (Damit ist auch Geschlechtsverkehr des Teufels mit Menschen physiologisch als möglich dargethan.) Er vermag unter Anwendung der entsprechenden Heilmittel oder auch durch direkte Einwirkung auf den Organismus (Bewegung und Purifikation der Säfte, Steigerung oder Mäßigung der Temperatur) heilbare Schäden und Krankheiten zu beseitigen. Durch Kondensirung des Wasserdampfes erzeugt er Regenwolken und Regen; durch gewaltigen Impuls der Luft erzeugt er verheerende Sturmwinde, entzündet Feuer durch elektrische Bewegungen oder läßt es vom Himmel fallen."

Kurz alle Funktionen, die wir Christen bisher Gott, dem Schöpfer und Regierer der Welt zugeschrieben haben, um unsern Glauben an eine sittliche Weltordnung festhalten zu können, sind hier auf den Teufel zurückgeführt. Die Welt ist das Herrschaftsgebiet des Teufels, das ist der oberste Leitsatz der Weltanschauung des modernen Katholizismus, dadurch wird die Unentbehrlichkeit der Kirche mit ihren Sakramenten und Sakramentalien zur Sicherung der Menschen gegen den Teufel begründet.

Auch ein katholischer Gelehrter, der den Anspruch erhebt, ernsthaft genommen zu werden, und dessen Name in gelehrten Gesellschaften fortlebt, wie Görres, schöpft in seiner „christlichen Mystik" aus den trüben Quellen der jesuitischen Teufels- und Heiligenlegenden, er liefert genaue Personalbeschreibungen des Teufels, sieht den geschlechtlichen Verkehr des Teufels mit Menschen als erwiesen an und sucht nach physiologischen Erklärungen aller dämonischen Vorgänge, „um die christliche Mystik in ihren Höhen und Tiefen wissenschaftlich zu erfassen und wissenschaftlich zu begründen."

Doch genug von den Einzelheiten dieses Wahnsinns! Graf von Hoensbroech hat mit seinen Auszügen den Beweis erbracht, daß die geistigen Väter und Leiter des modernen Ultramontanismus, also Jesuiten und Jesuitenfreunde, ausnahmslos die Anschauungen theilen, welchen P. Künzle im Pelikan einen naiven Ausdruck gegeben hat. Dieser wird jetzt vielleicht zugeben, daß er in Sachen der Miß Diana Vaughan in dem einen oder anderen Stück getäuscht sei; daß aber dies Alles möglich und oftmals geschehen ist, steht für ihn wie für die amtliche katholische Kirche unerschütterlich fest.*)

*) Die zur Untersuchung der Sache eingesetzte römische Kommission hat soeben entschieden: „daß die Kommission bis zum heutigen Tage keinen

Ist dieser Teufelsspuk werth, daß man sich darüber aufregt? Genügt es nicht, darüber zu lachen wie über die Gespenstergeschichten, welche Knechte und Mägde auf dem Lande von Jahrhundert zu Jahrhundert weitererzählen? Wenn nur nicht Graf von Hoensbroech den Nachweis gebracht hätte, daß diese Ausgeburten eines krankhaft ausgearteten Phantasie- und Empfindungslebens systematisch von der amtlichen Kirche genährt und großgezogen werden. Die Bischöfe bestätigen auch die albernsten Wunder, die vorgekommen sein sollen, und ertheilen den Schriften, welche durch aufregenden Aberglauben die Volksseele vergiften müssen, die zu ihrem Erscheinen erforderliche Approbation.

Noch im Jahre 1896 hat der Papst selbst in einem Schreiben den Redakteur des Pelikan, P. Künzle, mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken geehrt, und der Kardinal Steinhuber, Jesuit und langjähriger Rektor des Collegium Germanicum, hat demselben P. Künzle in einem Schreiben vom 23. Juni 1896 bezeugt: „Ich hege die Ueberzeugung, daß beide Zeitschriften (der Pelikan und die h. h. Eucharistia) viel Gutes stiften werden.“ „Vor einigen Jahren wurde in Spanien eine Preisaufgabe über die h. Theresia ausgeschrieben. Ein belgischer Jesuit, Hahn, erhielt für seine Arbeit den dafür ausgesetzten Preis. Da er aber in seiner Schrift zu sagen gewagt hatte, bei den vielen „Erscheinungen“ und „Visionen“ der Heiligen sei wohl Einiges hysterischen Ursprungs, wurde er in Rom angezeigt. Rom kassirte die Preisvertheilung, setzte die Schrift des Jesuiten auf den Index und der Jesuit wurde seiner Professur enthoben.“ (p. 96.)

Auf Grund dieser Thatsachen zieht die Schrift den Schluß: „Der Aberglaube in seiner blödesten, abschreckendsten Form, ist durch und durch ultramontan, und der ultramontane Episkopat wird nie sein eigen Fleisch und Blut verleugnen. Alle die scheußlichen Erzeugnisse des religiösen Wahnwitzes, die wir vorgeführt haben, stehen unter dem Schutz des Episkopats; und ehe nicht die katholische Religion sich frei macht vom Ultramontanismus, wird kein Papst und kein Bischof dieser verwerflichen Aftermystik, die vielfach ausartet in frömmelnde Pornographie, entgegentreten.“

An diese Skizzirung des Inhalts der Schrift sind einige Bemerkungen anzuknüpfen. Der Herr Verfasser hat nur kurz die Frage gestreift: Welchem Zweck dieser ganze Apparat der schwarzen Kunst dient, den der große Zauberer in Rom in Bewegung setzt. „Seine Tendenz geht nicht auf Erhebung und Läuterung, sondern auf Vergewaltigung und Knechtung des Menschengeistes. Er will herrschen, und da er die Menschennatur kennt, schlägt er den menschlichen Geist in die Fesseln eines grobsinnlichen Mystizismus.“ Das hat der Graf H. früher an sich selbst erfahren, und

zwingenden Grund, sei es für, sei es gegen die Existenz, die Bekehrung und die Echtheit der Schriften der angeblichen Diana Vaughan gefunden hat.“

wer den Ultramontanismus da, wo er sich frei geben kann, zu beobachten Gelegenheit hat, macht dieselbe Erfahrung. Das Volk soll das Gruseln lernen, um dadurch in Schranken gehalten und nach dem Willen seiner geistigen Führer geleitet zu werden, so wie unverständige Eltern ihre aufgeregten Kinder, wenn andere Strafen versagen, mit Einsperren in die dunkle Stube und dem schwarzen Mann einzuschüchtern suchen.

Wenn der Pfarrer eines Orts über das junge Volk nicht mehr Herr werden kann, oder wenn der Bach der frommen Stiftungen zu versiegen beginnt, dann müssen durch geschulte Fastenprediger Missionen gehalten werden, in denen Hölle und Fegefeuer, Teufel und Kobolde und damit die krankhaften Erregungen der Bußstimmung des 15. Jahrhunderts wieder ihre Auferstehung feiern.

Die wirksamsten Kräfte in der Ausbreitung des Ultramontanismus sind die Orden und unter ihnen vornehmlich die, welche im Dienst der Krankenpflege stehen. In unerschöpflicher Fülle strömen weibliche Novizen in die Mutterhäuser ein. Es giebt Dörfer, aus denen der Pfarrer in wenigen Jahren 12 und mehr junge Mädchen dazu bestimmt, geistlich zu werden und sich von ihrer Familie, oftmals in Unfrieden, ja in vielen Fällen auch vom Vaterlande dauernd loszusagen. Die lautern geistlichen Motive der Frömmigkeit und christlichen Nächstenliebe können diesen Zug zum Ordensstand nur zum allergeringsten Theil erklären; sehr oft sind die Kandidatinnen durchaus nicht gewillt, im bürgerlichen Beruf oder im Elternhause nur das Minimum der Nächstenliebe, die treue Pflichterfüllung, mit freudigem Herzen zu leisten. Durch Lektüre der Wunder- und Heiligengeschichten ist ihr Empfindungsleben aufgeregt, das Ideal der Abtötung zeitigt hysterische Erscheinungen, und diese werden als besondere göttliche Gnadenerweisungen und Anzeichen eines höheren geistlichen Lebens gefeiert, welche auf Befähigung für den geistlichen Stand hinweisen.

Eine andere Frage hat der Herr Verfasser nicht aufgeworfen, welche angesichts der betrübenden Thatsachen, die seine Schrift mittheilt, nicht wohl übergangen werden kann. Wenn von der unter der Herrschaft des Jesuitismus stehenden Kirche keine Abhilfe erwartet werden kann, ist dann überhaupt zu hoffen, daß der giftige Nebel des Aberglaubens und krankhafter Gefühlsverbildung, der über einem Dritttheil unseres Volks lastet, noch einmal von Wind und Sonne verjagt werden könne? Hat nicht der Staat irgendwelche Mittel, dem Unheil zu steuern?

Ich versuche kurz, eine Antwort auf die Frage zu geben.

Der moderne abergläubische Mystizismus, der im vorigen Jahrhundert in der katholischen Kirche Deutschlands nur noch im Geheimen sein Dasein fristete, ist vom Jesuitismus seit Anfang des Jahrhunderts künstlich großgezogen worden. Von den Jesuiten ist dieser Geist auch in die Ordenshäuser der krankenpflegenden Kongregationen hineingetragen und verbreitet durch sie seinen betäubenden Dunstkreis über das ganze katholische Volk.

Durch Einwirkung auf die Bischöfe kann der Staat nicht hoffen, dem Gift entgegenzuarbeiten, nachdem er seine Zustimmung dazu gegeben hat, daß sie willenlos dem römischen Bischof und damit dem Jesuitenorden unterworfen wurden. Ebensowenig kann er versuchen, abermals in das innere geistliche Leben und Denken der katholischen Kirche einzugreifen. Daß durch die Ausweisung des Jesuitenordens aus Deutschland nichts gebessert ist, sondern daß dadurch dieser Orden nur zu einer früher ganz unbekannten Popularität unter den deutschen Katholiken gekommen ist, dürfte allmählich als unbestreitbare Thatsache anerkannt werden müssen.

Wenn eine Seuche ausgebrochen ist, gilt es jetzt als das wirksamste Mittel, ihrer Verbreitung zu wehren, daß sie lokalisirt wird, d. h. daß die Kranken möglichst zusammen gelegt und von den noch nicht Angesteckten abgesondert werden. Der z. B. die katholische Frömmigkeit beherrschende abergläubische Mystizismus ist nichts Anderes als eine geistige Erkrankung, eine gelinde Besessenheit. Während man in früheren Jahrhunderten diese Unglücklichen in die Einöden trieb oder mit Gewaltmaßregeln gegen sie vorging und dadurch das Uebel nur verschärfte, hat die Psychiatrie jetzt sich für eine andere Methode erklärt. Sie sammelt die geistig Kranken und Angekränkelten in behaglichen Anstalten, versucht nicht, ihnen ihre Wahnvorstellungen auszureden, aber sorgt für frische Luft und gesunde Ernährung, damit das Abnorme durch den Wechselverkehr mit gesunden Lebenskräften mehr und mehr zurückgebildet werde.

Man lasse nur die Jesuiten getrost in die einzelnen Bundesstaaten Deutschlands wieder einziehen, sie wirken nicht anders als die Benediktiner und Franziskaner jetzt auch wirken. Auf dem eigenen Grund und Boden hat der Staat noch Machtmittel, der von ihnen ausgehenden geistigen Ansteckung zu wehren. Er verbiete es für alle Orden, daß sie in die geordnete Seelsorge des Pfarrers durch Beichtehören und Predigten eingreifen, er verbiete ihnen auch, in den Klöstern geistliche Amtshandlungen vorzunehmen außer bei dort Eingepfarrten, er kontrolire alle von den Orden ausgehenden Schriften und verbiete nach § 184 des Strafgesetzbuches diejenigen, welche geeignet sind, die Selbstzucht des Geistes aufzuheben und ein ungeordnetes, aufgeregtes sinnliches Empfindungsleben zu schaffen, wie es die in engerem Sinne unzüchtigen Schriften auch wirken.

Vor Allem hat der Staat die Pflicht, die Jugend, solange sie schulpflichtig oder lernpflichtig ist, vor der Berührung mit dem asketisch-mystischen Geist, der in den Klöstern lebt, zu bewahren. Wenn jetzt für die Zeit der Gymnasialferien von Klöstern mehrtägige geistliche Uebungen für Schüler angekündigt werden, so ist dies sehr leicht durch einen Ministerialerlaß zu verhindern; ein solches Verbot würde zahlreiche jugendliche Seelen vor einem die Sinne benebelnden und die Empfindungen aufregenden geistigen Opiat bewahren.

Endlich wird den Lesern der Hoensbroechschen Schrift die klare Ueber-

zeugung sich aufdrängen, daß der Staat den römischen Geistlichen, welche in den kirchlichen Seminaren im Sinne der Ignatianischen exercitia spiritualia erzogen werden, nicht die Aufsicht über das Volksschulwesen und damit die Herrschaft über die Lehrer übertragen darf. Der Ultramontanismus fordert die Trennung von Kirche und Schule heraus. Der katholische Religionsunterricht, in welchen der Staat nicht das Geringste hineinreden darf, ja bei welchem die Kreisschulinspektoren nicht einmal rein passiv anwesend sein dürfen, mag ganz der Kirche anheimfallen, und sie mag ihn ertheilen lassen durch wen und wie sie will; der staatliche Schulunterricht aber darf nicht von solchen Persönlichkeiten ertheilt oder beaufsichtigt werden, deren Weltanschauung in den Nebel mystischen Aberglaubens eingehüllt ist.

Auf den Lehrerseminarien, die der Staat unterhält, kann er durch gesunde geschichtliche und naturgeschichtliche Kost dem asketischen Mystizismus der Teufels- und Heiligenlegenden entgegenarbeiten und den Sinn für die Wirklichkeit schärfen. Steht der katholische Lehrer unabhängig von der amtlichen Bevormundung des Pfarrers in der Gemeinde als Staatsbeamter auf seinem Posten, so wird er bei den Kindern den gesunden Menschenverstand soweit stärken können, daß er gegen die Ausgeburten einer krankhaft erregten Phantasie sich zu wehren vermag.

Bei der jetzigen Lage der Dinge muß der Lehrer wohl oder übel alle Phantastereien einer erotisch oder hysterisch erregten Denkweise aufnehmen und ihr seine Lehrthätigkeit, wenn auch mit innerem Widerstreben, dienstbar machen.

Dadurch hat der Staat dem Triumphwagen der römischen Kirche bisher die wirksamsten Vorspanndienste geleistet. Er hat in Deutschland das geistige Leben der katholischen Bevölkerung trotz des Widerstrebens der Kirche auf alle erdenkliche Weise gefördert, aber weit entfernt, dafür Dank zu ernten, hat er sich nur gefährlichere Gegner groß gezogen, weil er der Kirche die Volksschule ausgeliefert hat. Er hat dem unversöhnlichen Ultramontanismus selbst die Waffen geliefert, mit denen dieser ihn jetzt bekämpft.

Die besprochene Schrift des Grafen von Hoensbroech wird die Wirkung haben, in allen nichtultramontanen Lesern die Ueberzeugung zu schaffen, daß die darin gekennzeichnete abergläubische Frömmigkeit mit der christlichen Religion nichts mehr gemein hat, und daß darum von paritätischer Behandlung der christlichen Konfessionen in Deutschland nicht mehr die Rede sein kann. Zu diesem Zweck darf man der Schrift den weitesten Leserkreis wünschen.

Sigmaringen. H. Gallwitz.

Pädagogik.

Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. Von Dr. Friedrich Paulsen, Professor an der Universität zu Berlin. Zweite umgearbeitete und sehr erweiterte Auflage, Leipzig 1896 und 1897. Verlag von Veit u. Comp. 2 Bände 8⁰; Bd. 1 XXIV und 608 S. Bd. 2 VI. und 726 S.

Dem Umfange nach ist Paulsens bedeutendes Buch in der zweiten Auflage fast ein neues Werk, da die Seitenzahl gegen die erste Auflage fast auf das doppelte gestiegen ist, die pädagogischen Grundansichten dagegen sind im wesentlichen dieselben geblieben, nur daß sie eingehender begründet und besser gegen Mißverständnisse gesichert erscheinen.

Die bedeutenden Erweiterungen, die das Buch durch die Aufnahme einer Fülle von neuem Stoff erfahren hat, sind durchgängig mit großem Danke aufzunehmen, indem in der That nur Wichtiges und Lehrreiches hinzugefügt ist; ein außerordentlich reichhaltiges kulturhistorisches Material ist in vortrefflicher Weise zusammengetragen; namentlich die eingefügten Lebensbilder hervorragender Gelehrten und Schulmänner von dem ausgehenden Mittelalter bis auf die Zeit Winkelmanns, Heynes, Pütters, die zahlreichen Mittheilungen aus dem Schulleben, z. B. Friedrich Nicolais, die Schilderungen, wie es in den altsächsischen Fürstenschulen, Grimma, Pforta, St. Afra im täglichen Schulbetrieb herging, die feinsinnigen Charakteristiken bedeutender Männer, die das Schulwesen geleitet haben, wie Johannes Schulzes, Ludwig Wieses, bei denen des Verfassers Streben nach leidenschaftslos gerechter Beurtheilung besonders bemerklich ist, sowie die Darstellung der Dezemberkonferenz von 1890 und die Kritik der auf ihren Beschlüssen basirenden neuen Lehrpläne von 1891 sind von hohem Interesse.

Die eigenthümliche Behandlung der konfessionellen Fragen und die Schlußbetrachtung über die Zukunft des gelehrten Unterrichts waren es gewesen, welche der ersten Auflage des Buches vom Jahre 1885 zahlreiche lebhafte Anfeindungen brachten.

Was Paulsens Behandlung der konfessionellen Verhältnisse anlangt, so hatte diese damals nicht ohne Grund starke Befremdung hervorgerufen. Es war darin das, was an den Einrichtungen und Vertretern des Protestantismus mangelhaft ist, und andererseits das, was an den Einrichtungen und Vertretern der römischen Kirche tüchtig und anerkennenswerth ist, mit solcher Schärfe hervorgehoben, daß manche Leser des Buches, die den Verfasser sonst nicht kannten, die Möglichkeit, dieser sei ein geheimer Affiliirter des Jesuitenordens, nicht für absolut ausgeschlossen hielten. Auch ich war, als ich damals für diese Jahrbücher eine ausführliche Besprechung

des Werkes verfaßte,*) wie ich ehrlich bekennen will, von diesem schwarzen Verdacht nicht völlig frei. Freilich mußte, lange bevor die zweite Auflage erschien, durch die beiden folgenden Bücher unseres Autors, „das System der Ethik“ und „die Einleitung in die Philosophie“, auch dem spürsinnigsten Jesuitenriecher klar werden, daß ihn sein Geruchsorgan hier auf eine falsche Fährte geleitet hatte, nnd diese zweite Auflage selbst schließt jede Mißdeutung aus.

Nicht innere Hinneigung zu der Gebundenheit der römischen Kirche, sondern das aus dem innersten Wesen des Protestantismus geborene, großartige Streben nach wahrhafter Erkenntniß und nach gerechter Würdigung auch des Gegners hat diesen freien Geist zu einer Darstellungsweise geführt, bei der er aus Sorge, dem Feinde gerecht zu werden, gegen den Freund zuweilen unbillig wird. Paulsen gehört zu den Protestanten, die von den ultramontanen Historikern als protestantische Zeugen für die Wahrheiten der alleinseligmachenden Kirche verwerthet werden, die aber, falls diese Partei je wieder unumschränkt zu herrschen vermöchte, die ersten sein würden, die auf den Scheiterhaufen kämen; er selbst hat darüber die klarste Einsicht und spricht sich mit der imponirendsten Offenheit darüber aus.

„Ich bin nicht katholisch,“ sagt er im Vorwort der zweiten Auflage (S. XVIII), „und habe nicht vor es zu werden. Durch Geburt und Erziehung Prostant, stehe ich auch mit meinen Ueberzeugungen auf dieser Seite; freilich nicht in dem Sinn, daß ich die Bekenntnißformeln einer Landeskirche als Grenzen für mein Denken und als Grund für meinen Glauben ansähe; Glaube und Ueberzeugung, darin folge ich dem Luther von Worms, sind die innerlichste und freieste Lebensbethätigung, die keiner menschlichen Gewalt und Autorität untersteht. Dieser mein Protestantismus kann mich aber nicht abhalten, das Gute und Tüchtige in der katholischen Welt, im Mittelalter wie in der Neuzeit, zu sehen und als solches anzuerkennen, und ebenso wenig das Verfehlte auf der andern Seite zu sehen und so zu nennen, selbst auf die Gefahr hin, in der katholischen Polemik als protestantischer Zeuge gegen den Protestantismus zitirt zu werden. Es wäre unverantwortlich, wenn der Protestant die Freiheit, die ihm die Reformation erkämpft hat, nicht brauchen wollte, um auch die geschichtlichen Dinge ohne die Brille des Konfessionalismus zu sehen. Oder meint man, daß der Protestantismus, um im Kampf ums Dasein zu bestehen, an derselben engherzigen Abstempelung aller geschichtlichen Dinge mit der Parteischablone festhalten müsse, wie sie bei ultramontanen Schriftstellern und Geschichtsschreibern nur allzu sehr üblich ist?“

Mir fällt dabei eine Betrachtung von Treitschke in seinem wundervollen Aufsatz über die Republik der vereinigten Niederlande**) ein, die immer

*) Vgl. meinen Aufsatz „Die Deutsch-humanistische Gelehrtenschule“ im Maiheft der „Preuß. Jahrb.“ von 1888. S. 470—508.
**) Historische und politische Aufsätze. Neue Folge. 1870. S. 519.



großen Eindruck auf mich gemacht hat. Er spricht von dem Fanatismus der Protestanten, welcher durch den gräßlichen Bildersturm von 1566 den Frieden der siebzehn Provinzen mit Spanien unmöglich machte und die Sendung des blutigen Herzogs veranlaßte. Gerade in solchen Gräueln erkenne der Denker das Walten der historischen Nothwendigkeit. Eine große Idee setze sich nicht durch im Völkerleben, wenn sie nicht auch die Mächte der Sünde, der rohen Leidenschaft für sich aufzubieten vermöge. Ohne jene wüthenden Rotten, die in Antwerpen und Gent ihre Stiefeln schmierten mit dem geweihten Oel und den Leichnam des Herrn mit Füßen traten, wäre der Protestantismus am Niederrhein doch nicht gerettet worden, obschon dies Toben alle edlen Calvinisten empört und für den Augenblick der protestantischen Sache unzweifelhaft geschadet habe. Nur ein Glaubenseifer, der in unreinen Seelen zur Wuth entartete, sei stark genug gewesen der Inquisition zu widerstehen.

Ich glaube, wenn der Kampf ums Dasein für den Protestantismus so brennend je wieder werden sollte, wie damals in den Niederlanden, so würde der Historiker gegen den Philosophen Recht behalten. Aber so weit sind wir ja noch nicht, und wenn Gott uns Deutsche nicht ganz verläßt, so wird der große Rückfall in den Konfessionalismus, der unser Jahrhundert kennzeichnet, nicht so weit führen wie in jener furchtbaren Zeit. So können wir uns wohl noch, und wenn Gott will für immer, den Luxus der leidenschaftslosen Würdigung der römischen Kirche erlauben, einer Objektivität, die, wenn sich die konfessionellen Gegensätze in demselben Grade wie bisher weiter verschärfen sollten, schließlich der nothwendigen Einseitigkeit, dem Fanatismus des um sein Leben Fechtenden würde weichen müssen. Daß Paulsens Standpunkt echt protestantisch ist, in seiner idealistischen Hochherzigkeit, wird jedenfalls auch der anerkennen müssen, der ihn etwa, wie die Dinge jetzt bei uns liegen, unpraktisch und gefährlich finden möchte. — Etwas von der Lust am Streite, die starken Naturen eigen zu sein pflegt, dürfte übrigens bei Paulsen dazu kommen, um ihn zur Verfechtung von Ansichten zu veranlassen, durch die er allgemein verbreiteten Urtheilen schroff entgegentritt. „Auf wen Alle losschlagen, der hat vor mir Frieden“, an dies Lessingsche Wort wird man unwillkürlich erinnert, wenn man liest, wie er sich des Jesuitenordens annimmt; nachdem er die in der That großartige Hingebung der Mitglieder des Ordens an die Sache, die sie nun einmal für die Sache Gottes halten, betont hat, fährt er (I, 410) fort: „Warum ich dies hervorhebe? Weil es mich verdrießt, immer wieder hören zu müssen, wie Männer, die mit Aufopferung aller persönlichen Interessen für eine Idee lebten, von stumpfen Philisterseelen, die ihr Leben lang ihr sinnliches Behagen suchten, oder von ehrgeizigen Strebern, die nur daran denken, wie sie den Machthabern des Staates und der öffentlichen Meinung gefallen, der Selbstsucht und des Ehrgeizes beschuldigt werden.“ — Sollten es nur stumpfe Philisterseelen

oder ehrgeizige Streber sein, die Vorwürfe gegen die Sittlichkeit der Jesuiten schleudern?

Janssens „Geschichte des deutschen Volkes“ als ein wissenschaftliches Werk zu zitiren, fährt Paulsen in der zweiten Auflage ebenso unbekümmert fort, wie er in der ersten damit begonnen hatte. Er hat sich über sein Verhältniß zu diesem Schriftsteller und seinem Fortsetzer Pastor in einer Besprechung des siebenten Bandes des großen Meisterwerkes ultramontaner Historiographie in der „Deutschen Litteraturzeitung“*) mit vollkommener Offenheit geäußert; er hat die Fortsetzung jenes Geschichtswerkes willkommen geheißen, weil er es für wünschenswerth hält, daß der protestantischen Einseitigkeit in der Betrachtung unserer neueren Geschichte die katholische Einseitigkeit gegenüber trete. Aus der Vergleichung dieser beiden Einseitigkeiten, meint dann Paulsen wohl, lasse sich die objektive Wahrheit erkennen. — Daß diese Betrachtung an sich nicht ganz unbegründet ist, wird ihm unbedingt zuzugeben sein. Wenn Janssen die Doppelehe des Landgrafen Philipp und andere parties honteuses der Reformationsgeschichte mit großem Behagen bloß legt, so mag das uns Protestanten immerhin zu nützlichen Betrachtungen darüber Anlaß geben, daß es auch bei der Reformation menschlich zugegangen ist, es mag uns vor Ueberhebung warnen, vor liebloser Aburtheilung der Gegner u. s. w. Aber ein Wesentliches, das entscheidende Moment läßt Paulsen bei seiner Auffassung unbeachtet, daß es nämlich eine schwere Ungerechtigkeit gegen die protestantische Geschichtsschreibung ist, ihr eine eben solche Einseitigkeit zuzuschreiben, wie sie der ultramontanen Janssens eigen ist. Mag man einzelnen konfessionell-theologischen Kirchenhistorikern der Evangelischen mit einem Schein von Berechtigung eine der Janssenschen zu vergleichende Einseitigkeit zuschreiben können, für die Meister der protestantischen Historiographie ist der Vorwurf völlig unzutreffend. Alle diese vertreten jene allgemeine Geistesrichtung, welche man mit viel mehr Recht Protestantismus nennt, als den Konfessionalismus evangelischer Theologen, und deren Wesen darin besteht, daß die Schriftsteller, welche ihr angehören, gleichviel welches ihre persönliche Stellung zum Dogma der Kirche sei, die Wahrheit suchen und nichts als die Wahrheit; mögen sie irren, mag auch ihr Urtheil von Voreingenommenheit gegen die römische Kirche und Leidenschaft mehr oder weniger getrübt sein, grundsätzlich streben sie nach gerechter Würdigung auch des Feindes, grundsätzlich streben sie nach Erkenntniß der Wahrheit. Für Janssen dagegen wie für jeden ultramontanen Schriftsteller ist die Wahrheit nicht erst zu suchen, sondern sie ist schon gegeben; die Kirche hat über alle wichtigen Fragen und Personen das objektiv richtige Urtheil gefällt, und die Geschichtschreiber haben nichts zu thun, als die von vornherein feststehende Wahrheit im Einzelnen zu be-

*) Vgl. „Deutsche Litteraturzeitung“ vom 3. Februar 1894.

gründen und näher zu erläutern. Der Unterschied zwischen protestantischen und neukatholischen Historikern liegt also nicht in dem größeren oder geringeren Quantum ihrer Objektivität, sondern er ist ein qualitativer. Der protestantische Geschichtschreiber kann nur per nefas einseitig und ungerecht sein, der ultramontane nur per nefas objektiv und gerecht. Daß Janssen sich dieses Unrechts der Objektivität öfters schuldig macht, finde ich nicht; wohl aber führt er nicht selten vergiftete Waffen, wie an jener unsäglich abstoßenden Stelle, wo er so beiläufig, in einer Anmerkung, als ob er eigentlich nichts gesagt hätte, eines Gerüchtes erwähnt, wonach Luthers Vater einen Todtschlag begangen haben sollte; man merkt, welches Behagen der Autor seinen gleichgestimmten Lesern damit bereiten will, daß er andeutet, der große Ketzer sei vielleicht gar eines Missethäters Sohn gewesen, der an den Galgen gehörte. Man wird solche kleinliche Niedertracht gegen Vertreter der römischen Kirche in den Schriften auch solcher protestantischer Historiker niemals finden, die wie J. G. Droysen und Häusser ihrer Begeisterung für Luther und sein Werk in ihrer Darstellung in begeisternder Weise Ausdruck verliehen haben; vollends Ranke mit seiner für protestantisches Empfinden manchmal fast all zu liebevollen Versenkung in die Eigenart römischer Päpste und Kardinäle und seinem unendlich milden und vorsichtigen Urtheil nach dem Bibelwort: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet“, Ranke — oder, um auch einen protestantischen Theologen zu nennen, Karl Hase als Vertreter protestantischer Einseitigkeit gegenüber Janssen als Vertreter neukatholischer, man braucht es nur auszusprechen, und der Irrthum ist klar erwiesen! „So lange es,“ sagt Paulsen „protestantische und liberale Parteidarstellungen des Mittelalters und der Reformationszeit giebt — oder sollte ich mich täuschen, giebt es solche überhaupt nicht? — so lange haben auch katholische Parteidarstellungen ihr gutes Recht.“ Unzweifelhaft giebt es solche protestantische und liberale Parteidarstellungen, wenn auch nicht in demselben Sinne wie die Janssensche eine katholische ist, unzweifelhaft sind aber nicht diese die repräsentativen Werke protestantischer Geschichtschreibung wie Janssen das repräsentative Werk der neukatholischen ist, und unzweifelhaft sprechen die wirklichen protestantischen Historiker nicht ihre Freude über das Erscheinen solcher Bücher aus, wie Paulsen seine Freude über das Erscheinen Janssens ausspricht. Mir scheint demnach auch jetzt gegen die Benutzung Janssens durch Paulsen, dem, wie mir scheint, eine tiefere Kenntniß Rankes abgeht, prinzipiell und entschieden Verwahrung eingelegt werden zu müssen.

Manches Ansprechende hat Paulsen aus Janssen entnommen — so scheint der hübsche Vergleich der Stellung des Erasmus in der literarischen Welt mit der späteren Voltaires, den Paulsen ausspinnt, aus Janssen zu stammen; in anderen Punkten zeigt sich freilich Janssens Einfluß in recht bedauerlicher Weise. So hat Paulsen seine ungünstige Charakteristik Ulrichs von Hutten nicht nur aus der ersten Auflage herübergenommen, sondern sie noch ein=

gehender zu rechtfertigen gesucht. Indem er von einem libertinistischen Briefe Mutians an einen Freund berichtet, in welchem er diesem von der Ehe abgerathen, — „er möge sich doch ohne solche Förmlichkeit behelfen“ — (I, 86), fügt Paulsen hinzu: „daß Hutten eines Berathers in dieser Hinsicht nicht bedurfte, ist bekannt“. Mir scheint nur bekannt, daß Hutten im zwanzigsten Lebensjahre an der Lustseuche erkrankte, — ob mit ob ohne eigenes Verschulden, läßt Strauß dahingestellt, auf die Leichtigkeit der Ansteckung bei der außerordentlichen Verbreitung jener Krankheit und die große Unsauberkeit in den Herbergen jener Zeit hinweisend, aber nehmen wir den für Hutten ungünstigen Fall an! —, und daß er an dieser schrecklichen Krankheit nach langem Siechthum früh gestorben ist; diese Thatsache dürfte doch wohl nicht hinreichen, ihn, wie Paulsen nach dem Zusammenhang unzweifelhaft andeutet, als einen zügellosen Wüstling zu brandmarken, selbst wenn man seine ungebundene Sprache über geschlechtliche Dinge mit ihrer dem Zeitalter eigenen naiv-grobianischen Offenheit hinzunimmt.

Wenn Paulsen ihn einen „rücksichtslosen Prediger und V e r ü b e r (so!) von Gewaltthat nennt“, der „auch Lebensbedrohung und Meuchelmord (unter dem Titel der Fehde) nicht für unerlaubte Kampfmittel gegen die Feinde, die Pfaffen, ansieht,“ (I, 89) so scheinen die angeblich von Hutten abgeschnittenen Mönchsohren, die Janssen seinen Lesern als besonders liebliches Schaugericht auftischt, noch immer Paulsens Phantasie zu beherrschen.

Paulsen führt einen Vergleich Huttens mit F. Lassalle weiter aus, den dieser selbst zuerst angestellt hat. Er sagt da, beiden Männern habe die reine und volle Hingebung an die Sache, die sie vertraten, gefehlt; die Sache habe ihnen beiden zuletzt nur zur Verherrlichung ihrer Person dienen sollen; eine grenzenlose Sucht, diese zur Geltung zu bringen, eine verzehrende Ichsucht sei der Grundzug beider Männer gewesen; beide seien Talente ohne Charakter gewesen. Für Lassalle scheint mir diese Charakteristik zuzutreffen, für Hutten eine schwere Verkennung seiner lauteren Hingebung an die deutschnationale Sache, so wie er sie verstand, zu enthalten. Ich finde es unendlich rührend, wenn dieser männische Gesell erklärt, er müsse seines Pfades gehen, ob auch seine fromme Mutter weine; so spricht nicht ein Egoist, sondern ein Mann, den der Genius treibt, sich für seine Sache zu opfern. — Es erregt Paulsen Anstoß, daß Huttens Standbild auf den Lutherdenkmälern als Nebenfigur aufgestellt zu werden pflegt; unzweifelhaft kommt ja Hutten erst in einem unendlich weiten Abstand nach dem unvergleichlichen Manne von Wittenberg, aber doch nicht in einem weiteren, als die besten von den andern Zeitgenossen Luthers. Es wird leider kaum möglich sein, Paulsen von seiner tiefgewurzelten Abneigung gegen Hutten abzubringen, aber es soll doch an dieser Stelle Verwahrung gegen die, wie ich überzeugt bin, unrichtige Zeichnung dieses deutschen Prachtmenschen eingelegt werden, den nicht ohne Grund K. F. Meyer zum Helden seines wundervollen Gedichtes gemacht hat.

Obwohl demnach auch jetzt Paulsens Darstellung noch zu Bedenken erheblichen Anlaß giebt, so ist doch völlig unverkennbar, daß er sich in dieser zweiten Auflage ernstlich bemüht, dem Protestantismus gerechter zu werden, als in der ersten; man merkt an sehr vielen Stellen das Bestreben, auch die eigenthümlichen Vorzüge der neuen Kirche und ihrer Männer stark hervortreten zu lassen; namentlich die Charakteristik Luthers, die in der ersten Auflage unzweifelhaft recht unbefriedigend war, hat sehr gewonnen, an Fülle nicht nur, sondern auch an Wahrheit; in kleinen, ziemlich unscheinbaren und doch nicht bedeutungslosen Aenderungen zeigt sich dies. Hatte z. B. die erste Auflage von Luther gesagt, er habe zu den Menschen gehört, „denen eine Wahrheit nicht ganz gefällt, wenn sie nicht etwas seditios ist," so heißt es in der neuen Auflage, er sei einer von denen gewesen, „denen es an einer Wahrheit nicht mißfällt, wenn sie etwas seditios ist", — zwar weniger piquant, aber jedenfalls richtiger! — Die politischen Wandlungen der letzten Jahre haben, wie es scheint, ihren Antheil an der glücklicheren Fassung der zweiten Auflage; die Verherrlichung Luthers, die sich in dem Jubiläumsjahr 1883 nicht immer in den richtigen Grenzen hielt, hatte den leidenschaftlichen Wahrheitssinn unseres Autors zum Widerspruch gereizt; heute, wo „Katholisch Trumpf ist", sind die Zeiten anders.

Seiner Schlußbetrachtung über die Zukunft des gelehrten Unterrichts schickt Paulsen in der neuen Auflage einige allgemeine Bemerkungen voraus über seine persönliche Stellung zum klassischen Alterthum und zu den Lehranstalten, die in sein Studium einführen wollen, Bemerkungen von solcher Prägnanz und Bedeutung, daß sie wörtlich herausgehoben zu werden verdienen. (II, 632):

„Ich bin kein Gegner des klassischen Alterthums; im Gegentheil: ich ehre und schätze seinen Geist und seine Werke, vor allem die Werke des griechischen Geistes, der in allen Stücken der abendländischen Geistesarbeit zuerst die Bahn gebrochen hat. Ich bekenne gern, daß ich den griechischen Philosophen und Dichtern ein nicht unwichtiges Stück meiner Anschauungen und meiner Bildung verdanke.

Ich bin auch kein Gegner der humanistischen Bildung; im Gegentheil: ich bin der Ueberzeugung, daß eine sichere Orientirung in der geistig geschichtlichen Welt das Hauptstück der allgemeinen Geistesbildung ist und alle Zeit bleiben wird, und daß eben darum der Schwerpunkt eines auf allgemeine Bildung abzielenden Schulkursus jederzeit in den sprachlich-literarischen, den historischen und philosophischen Studien, nicht aber in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern liegen muß.

Ich bin ebensowenig ein Gegner der klassischen Studien; im Gegentheil: ich bin überzeugt, daß der Unterricht in den alten Sprachen und der antiken Literatur, der so lange Zeit die Grundlage unserer gelehrten Bildung ausgemacht hat, auch heute noch Hervorragendes für die Jugendbildung, namentlich nach der geistig-geschichtlichen Seite leisten kann, vorausgesetzt, daß ihm der nöthige Raum gewährt wird.

Endlich, ich bin kein Gegner des deutschen Gymnasiallehrerstandes, im Gegentheil, ich ehre und schätze ihn und bin überzeugt, daß es in Deutschland keinen Berufsstand giebt, der ihn an Eifer und Treue im Ganzen übertrifft, und der, bei so viel mühevoller und oft wenig anerkannter Arbeit sich ein höheres Maß geistiger und wissenschaftlicher Interessen bewahrt hat."

Trotz dieser Bekenntnisse, die durch ihre ernste Aufrichtigkeit und Wärme Diejenigen in Erstaunen setzen müssen, die, ohne Paulsens Schriften selbst gelesen zu haben, sich von ihm nur aus Berichten der gymnasialen oder antigymnasialen Zeitschriften ein Bild gemacht haben, kommt er doch zu demselben Ergebniß wie im Jahre 1885. Durch Zweierlei unterscheidet sich der gegenwärtige Zustand der geistigen Kultur Europas von dem Zustand um 1200, wo die ersten Universitäten entstanden, oder auch noch um 1600, wo die Gelehrtenschulen sich eben in ihrer neuen humanistischen Verfassung befestigt hatten: „Es giebt heute, was damals nicht der Fall war, eine selbständige moderne Wissenschaft und Philosophie und eine aus dem Eigenleben der modernen Völker erwachsene Literatur und Geistesbildung. Und: die antike Philosophie, Wissenschaft und Literatur, die damals die eigene vertrat und als einzige in allen Schulen gelehrt wurde, ist historisch geworden."

Daß die antike Philosophie und Wissenschaft zwar einen großen geschichtlichen Werth als Denkmal der menschlichen Geistesentwickelung besitzt, aber für den Bestand unserer wissenschaftlichen Forschung nirgends unentbehrlich ist, ausgenommen natürlich die historische Forschung, wird Paulsen unbedingt zuzugeben sein; gewiß lernt Niemand mehr Philosophie und Physik aus Aristoteles, Mathematik aus Euklides, Naturgeschichte aus Plinius. Aber er gesteht ja selbst zu, daß für die geschichtliche Forschung die Kenntniß jener alten Literaturwerke unentbehrlich ist, und hat in der oben angeführten Stelle sich ja ausdrücklich zu der Ueberzeugung bekannt, „daß eine sichere Orientirung in der geistig-geschichtlichen Welt das Hauptstück der allgemeinen Geistesbildung ist und alle Zeit bleiben wird." Mag darum immerhin der vollständige Verlust der wissenschaftlichen Literatur der Alten unsere Mathematik und Naturwissenschaft, unsere Staats- und Gesellschaftswissenschaft, auch unsere Philosophie, soweit sie nicht die Betrachtung der Entwickelung des Menschengeschlechts selbst zum Gegenstand hat, in ihrem Bestande auf keine Weise bedrohen, so würde solcher Verlust eben doch unsere Philosophie, soweit sie sich auf jene Menschheitsentwickelung bezieht und die Geisteswissenschaften überhaupt, soweit sie historisches Verständniß suchen und fördern, aufs Aeußerste bedrohen, ja vernichten, eine schlechterdings unersetzliche Einbuße!

Mit der schönen Literatur, zu der er auch die Geschichtsschreibung rechnet — obgleich doch wohl Thukydides und Tacitus begründete Ansprüche machen können, auch mit zur wissenschaftlichen Literatur gerechnet zu

werden — meint Paulsen, stehe es etwas anders und doch nicht ganz anders. Sie sei später als die wissenschaftliche Literatur historisch geworden, aber sie sei es doch auch geworden. — Ich glaube, es steht damit doch wesentlich anders. Daß Kant tiefere Probleme behandelt als Aristoteles, daß Gauß und Weierstraß eine höhere Stufe der mathematischen Erkenntniß erstiegen haben als Euklides, daß Helmholtz eine größere Einsicht als Physiker besaß denn sämmtliche Denker des Alterthums, die über physikalische Probleme gesonnen haben, dieses wird wohl Niemand bestreiten. Daß dagegen in derselben Weise Goethe und Schiller Homer und Sophokles als Dichter überträfen, wie jene Gelehrten und Denker als solche ihre antiken Vorgänger, wird Niemand zu behaupten wagen. In dem, was für den Denker das Wesentliche ist, der wissenschaftlichen Einsicht, übertreffen die Neuen die Alten, in dem für den Dichter Wesentlichen stehen die großen Alten neben, nicht unter den großen Neuen, und darum können sie nicht wie die antiken Denker „historisch werden."

Kann demnach, wie mir scheint, nur mit sehr großer Beschränkung behauptet werden, daß die Literatur des Alterthums für uns keine wesentliche Bedeutung mehr habe, so wird man auch die Konsequenzen ablehnen dürfen, die Paulsen aus seiner Voraussetzung zieht, nämlich, daß die klassische Bildung schließlich aufhören werde, die wesentliche Grundlage unserer Jugendbildung zu sein, daß die Zeit kommen werde, „wo die modernen Völker die Bildung ihrer Jugend, auch die allgemeine Vorbildung für das wissenschaftliche Studium, im wesentlichen aus eigenen Mitteln bestreiten werden." Eine andere Frage ist, wie mir scheint, die, ob die Einführung in das klassische Alterthum, wie sie unsere heutigen Gymnasien erstreben, in alle Zukunft als die unerläßliche Voraussetzung aller Fakultätsstudien betrachtet und als solche vom Staate den zu den akademischen Studien Bestimmten aufgezwungen werden wird. In der That dürfte die Zahl Derer im Wachsen begriffen sein, die wie Paulsen und Paul Cauer die Beseitigung des durch unsere Prüfungsordnungen festgestellten Monopols der Gymnasien auf die Vorbereitung zu den akademischen Berufen nicht nur als unbedenklich, sondern als für die Gymnasien selbst heilsam betrachten und gegen die Gleichstellung der Realgymnasien mit den humanistischen Gymnasien in Bezug auf die Berechtigungen nichts einzuwenden haben. Daß, wenn der Gymnasialzwang aufhörte, eine allmähliche Ueberführung der alten Gymnasien in die neuen Formen stattfinden würde, „bis zuletzt nur noch eine verhältnißmäßig kleine Anzahl altklassischer Anstalten als ehrwürdige Denkmäler der Vergangenheit übrig sein werden", wie Paulsen meint, dürften unsere Humanisten kaum befürchten müssen. Vielmehr scheint mir die Ansicht nicht ohne Grund, daß der altklassische Unterricht auf einer geringeren Anzahl von Anstalten, — denn die Zahl der humanistischen Gymnasien würde in der That nach Aufhebung des Gymnasialzwanges bedeutend sinken —, sofern diese der für die realistischen Fächer

besser beanlagten Schüler entledigt wären, bessere Früchte für die Gesammtbildung des Volkes bringen würde, als heute, wo dieser Unterricht unzähligen widerwilligen und dafür ungeeigneten Schülern zum Schaden der willigen und geeigneten aufgedrängt wird, und daß diese eigentlichen Gymnasien, weit entfernt, etwas Ruinenhaftes und Seniles zu sein, sich vielmehr erst recht lebenskräftig erweisen würden.

Die Hauptschwierigkeit, mit der unser höheres Schulwesen zu kämpfen hat, sieht Paulsen in dem, was er den Utraquismus nennt, nämlich in dem Streben der Gymnasien, die alte klassische Bildung festzuhalten, zugleich aber auch die modernen Sprachen und Wissenschaften zu treiben. Ich kann hier nicht auf die hochinteressanten Auseinandersetzungen näher eingehen, wie auf jenes Streben, die „straffe Ausbildung des Pensenschematismus mit dem Klassen-, Prüfungs- und Versetzungswesen“ und auf diese „jenes Spannungsgefühl, das man Ueberbürdung nennt, und das sich bisher weder hat beseitigen noch wegdisputiren lassen“, zurückgeführt wird.

Nicht die absolute Arbeitszeit, die heute vielfach weit geringer als früher ist, nicht selten zu gering, sondern daß man den Schülern, „an Stelle der relativ freien, selbstgewählten und zusammenhängenden Arbeit in einem Gebiete, dem klassischen Alterthum, kontrollirte Pensenarbeit aus vielen Fächern aufgegeben hat“, ist nach Paulsen der Grund der Ueberbürdung, der Schulmüdigkeit, von der das vorige Jahrhundert im ganzen nichts gewußt hat, die aber in unserm Jahrhundert, wie unser Autor gründlich nachgewiesen hat, nicht aufgehört hat, Klagen hervorzurufen. Nicht in äußeren Umständen, wie Ueberfüllung der Klassen, Ungeschick oder Uebereifer der Lehrer, sondern in der Lehrverfassung selbst liegt nach Paulsen der Grund der Ueberbürdung; dem Mißmuth der Schüler und ihren dürftigen Leistungen entspringt dann wieder der Mißmuth der Lehrer, der sich in den Zensuren zeigt — „die untere Hälfte der Notenskala von „genügend“ abwärts wird zur Regel, die obere zur Ausnahme“ (642) — und diesem der Mißmuth der Eltern gegen die Gymnasien. Paulsen folgert daraus, daß es unmöglich ist, von dem Durchschnitt der Schüler beides zu verlangen, gelehrt-klassische Bildung und modern-wissenschaftliche Ausbildung; für die Mehrzahl der Schüler ist die letztere nach seiner Ansicht weniger entbehrlich als die erstere, die meisten, auch von den für akademische Studien Bestimmten, brauchen ein modernes Gymnasium.

Den Werth des klassischen Unterrichts für die formale und humane Bildung erkennt Paulsen völlig an, freilich mit den zwei Einschränkungen, daß der Erfolg dieses Unterrichts nicht regelmäßig und nothwendig eintrete und daß formale und humane Bildung nicht ausschließlich durch ihn gewonnen werden könne, ja daß es heut zu Tage Bildungsmittel gebe, mit denen, wie die Dinge lägen, bei manchen Naturen mehr erreicht werden

könne (S. 647). Paulsen versteht unter diesen Bildungsmitteln bekanntlich vor Allem die, welche ein wieder eingeführter philosophischer und ein erweiterter und vertiefter deutscher Unterricht bieten würde. Von den schwerwiegenden Bedenken gegen eine solche neue Stellung des deutschen Unterrichts behandelt er namentlich in sehr interessanter Weise das allergewichtigste, ‚daß nämlich dadurch den politischen und kirchlichen Parteitendenzen viel leichter als jetzt, wo das klassische Alterthum ein relativ neutrales Gebiet darstellt, Eingang in die Gymnasien eröffnet werden könnte (S. 672 ff.)

Die weitesten Perspektiven eröffnen endlich die Schlußbetrachtungen über das Verhältniß unserer gelehrten Bildung zur Volksbildung, in denen man den Mitunterzeichner des Aufrufs zur Einrichtung volksthümlicher Hochschulkurse erkennt, sowie über die Hemmnisse einer gesunden Schulreform, von denen namentlich zwei behandelt werden, der „Sozialaristokratismus" unserer Zeit und der neue Begriff der allgemeinen Bildung. Mit jenem Wort bezeichnet Paulsen die Neigung unserer gebildeten Klasse, die Söhne unbemittelter und ungebildeter Leute von den höheren Unterrichtsanstalten und den akademischen Studien auszuschließen, die höhere Bildung zum Monopol der Klasse der „Gebildeten und Besitzenden" zu machen, in der sich unser höheres Bürgerthum mit dem Adel verschmolzen hat. Diese Neigung steht im absoluten Gegensatz zu der am Anfang unseres Jahrhunderts von solchen echten Edelleuten wie Stein und Humboldt getheilten Auffassung, daß die Gymnasien als solche nicht der Aristokratie der Geburt und des Besitzes, sondern der des Talentes offen stehen sollen, und daß diese eine allgemeine Schule für alle höher Beanlagten der einzige Weg zu den wissenschaftlichen Studien und auch zu den höheren Staatsämtern sein müsse. Die sich in unserer Zeit immer mehr vollziehende Ausschließung der Söhne der Unbemittelten von Gymnasien und Studien ist nicht nur politisch und sozial hochgefährlich, indem sie die Differenzirung des Volkes in die „zwei Nationen", die mit einander keine inneren Berührungspunkte mehr haben, befördert, sondern droht auch uns einer Fülle der köstlichsten Talente zu berauben; sind doch Melanchthon, Christian Wolf, Kant, Fichte, Winkelmann, Heyne, J. H. Voß, Herder u. A. aus bescheidenen, zum Theil überaus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen! Die allgemeine Bildung aber besteht nach dem herrschenden Sprachgebrauch darin, daß man von Allem, was in der geistigen und geschichtlichen Welt war und ist, etwas weiß, daß man es wenigstens gehabt hat, so daß man, wenn die Rede darauf kommt, nicht zu stutzen und zu staunen braucht, sondern darüber wie ein Wissender mitreden kann" (S. 684). Diese allgemeine Bildung ist man gewöhnt „als etwas anzusehen, was der Staat durch Zwang hervorzubringen ein Interesse, ein Recht und eine Fähigkeit habe." Darum die genaue Abgrenzung der Pensen, das Drängen auf Erledigung dieser Pensen, die Examensängste! „Es gilt die Schüler zum gebotenen

Termin fertig zu machen, fertig, jederzeit auf allerlei Fragen fertige Antworten zu geben, und wer hierin am meisten Fertigkeit zeigt, der ist der Erste; wer sich aber erst besinnen muß, wenn er gefragt wird, der ist offenbar nicht fertig und seine allgemeine Bildung also zweifelhaft oder lückenhaft. — So lange dieser Begriff der allgemeinen Bildung herrscht, daß der Mensch nichts lernt und treibt, was ihm nicht in einem Examen abgefragt wird, so lange wird es mit dem Schulwesen nicht besser.“ (S. 685.) Es gilt also, wie Treitschke einmal sagt, wieder den schönen Muth der Unwissenheit zu haben!

Auch wer, wie ich, in der Beurtheilung des klassischen Unterrichts in wesentlichen Punkten Paulsens Ansicht nicht theilt, und wer etwa finden möchte, daß seine Darstellung des gegenwärtigen Unterrichtsbetriebes von Einseitigkeit und von einer gewissen Neigung, die Dinge schwärzer zu sehen, als sie sind, nicht ganz frei sei, wird doch in dem Schlußkapitel über die Zukunft unseres gelehrten Unterrichts, von dessen Inhalt hier in den größten Grundzügen ein kurzer Abriß zu geben versucht worden ist, und nicht zum wenigsten in dem, was die neue Auflage ganz Neues hinzugefügt hat, eine ungewöhnliche Fülle von geistvollen und richtigen Beobachtungen und Urtheilen finden.

Heinrich Weber.

Geschichte.

Dr. Fr. Kampers, die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896.

Gerade in unseren Tagen, wo die Stellung des Deutschen Reiches im Rathe der Nationen manches zu wünschen übrig läßt, wo der gewaltige politische Aufschwung der 60er und 70er Jahre einem bedenklichen relativen Stillstand Platz gemacht zu haben scheint, lohnt es sich wohl, recht eindringlich an jene ferne Vergangenheit zu erinnern, da das Reich noch als die führende Macht in der Christenheit galt, da unsere Herrscher das Symbol des Weltimperiums auf ihrem Haupte trugen.

Freilich hat die erneuerte Krone allen mystischen Glanz abgestreift, freilich bedeutet sie keine Obergewalt mehr über Nachbarstaaten, unleugbar aber bleibt es doch, daß unser heutiges Kaiserthum aus dem Gedanken des römisch-deutschen Kaiserthums entsprungen ist, daß es mit diesem und sonach mit dem ursprünglichsten Begriff des Imperiums in einer ununterbrochenen Ideenverbindung steht. Und wenn auch universalmonarchische Bestrebungen in unserer Zeit nicht wieder aufleben können, so muß uns doch die Vergangenheit des Reiches, der erhabene Ursprung seiner Krone

ein scharfer Sporn sein, dem deutschen Staat wenigstens eine den anderen Weltmächten ebenbürtige Stellung jederzeit zu behaupten. Dieser innere Zusammenhang aber zwischen dem heutigen und dem ehemaligen Kaiserthum, wo tritt er klarer zu Tage, als in der die Regungen der Volksseele widerspiegelnden Mähr vom wiedererstandenen Barbarossa, die neuerdings durch das Jubiläum der Reichserneuerung und die Enthüllung des Kyffhäuserdenkmals nochmals in den Vordergrund des Interesses getreten ist?

So war es zeitgemäß und verdienstlich, daß uns Dr. Fr. Kampers jetzt mit einem Buche beschenkt hat, dessen Zweck es ist, Ursprung und Ausgestaltung der Kaiseridee in Prophetie und Sage zur Darstellung zu bringen. Auf dem großartigen Hintergrund der universalhistorischen Entwickelung tritt uns hier die Weltauffassung der morgen- und abendländischen Völker in den verschiedenen Epochen, was sie über die Vergangenheit gedacht, von der Zukunft erhofft, was sie ersehnt und erstrebt haben, in mystischer Verhüllung entgegen. Alle die vielverschlungenen Fäden aber finden sich schließlich zusammen in einem „farbenprächtigen Gewebe", der Barbarossasage, deren ganze, bis in vorchristliche Zeiten hinaufreichende Genesis uns somit bekannt und verständlich wird.

Das Buch bildet die zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage der ein halbes Jahr früher in den historischen Abhandlungen von Heigel und Grauert erschienenen Schrift „Kaiserprophetieen und Kaisersagen im Mittelalter", deren wissenschaftlicher Ballast hier ausgeworfen ist. Es ließe sich darüber streiten, ob dies in genügendem Maße geschehen. Zuweilen scheinen mir die Grundgedanken allzusehr hinter unwichtigem Detail zu verschwinden, sodaß sich die großen Zusammenhänge nicht klar genug vor Augen stellen. Umsomehr wird es angebracht sein, den Gedankengang des Buches und seine Hauptresultate hier in wenigen Strichen aufzuzeichnen.

Der Strom der Kaiserprophetie, der das Mittelalter durchrauscht, sich theilt und allmählich versandet, der in der Kaisersage einen letzten Arm bis in die Gegenwart entsendet, bildet sich aus mehreren Quellflüssen, die aber doch einen gemeinsamen tiefliegenden Urquell nicht verleugnen können. Dieser Urquell ist, wie Kampers einleitend hervorhebt, die Sehnsucht der Völker nach dem verlorenen, harmonischen Frieden zwischen Gott und Mensch, das Bewußtsein der herrschenden Verderbtheit. Ich würde vom Standpunkt der modernen Wissenschaft lieber sagen: das Gefühl der Nothwendigkeit eines Fortschreitens zu höherer Kultur, zu besseren sittlichen, sozialen und politischen Zuständen, ein Gefühl, dem — leicht erklärlich — die Idee eines vormaligen vollkommenen Zeitalters entwachsen mußte.

So entstanden auf den verschiedensten Kulturgebieten Weissagungs-Systeme, die sich mit der künftigen Wiederkehr einer idealen Vergangenheit beschäftigten, der Messiasglaube im Orient, die Mähr vom goldenen Zeitalter in Griechenland und Rom, entsprechende Göttermythen bei den germanischen Völkern. Sie alle aber wahrten den nationalen Charakter,

bis es an zwei Punkten gelang, die Schranken des Volksthums zu durchbrechen und eine weltumfassende Prophetie zu begründen, in Palästina und in Rom. Hier entwickelte sich, im Hinblick auf das gewaltige Umsichgreifen der römischen Macht, die religiöse Vorstellung von der Weltdauer und dem Weltberufe des römischen Reiches, dort erstand aus dem Gedanken des Monotheismus die Prophezeiung eines von Israel geleiteten universalen Messiasreiches. Gegenseitige Beeinflussung förderte diese Ideen, die in Sibyllenbüchern ihre Fixirung fanden.

Für beide Systeme erschien eine Zeit der Erfüllung. In Christus sahen seine Anhänger den Messias, die Regierung des Augustus wurde von den Dichtern als das goldene Alter des Friedens gepriesen. In beiden Fällen fühlten sich die Gläubigen schließlich doch enttäuscht, da der Erlöser vor Vollendung seines Werkes dahinging, da Augustus die gehegten Erwartungen nicht erfüllte und sein Haus erlosch. So erwuchsen neue Vatizinien, die auf der einen Seite eine Wiederkehr des Gottessohnes und Aufrichtung eines heiligen Gottesstaates, auf der andern das einstige Erstehen des letzten julischen Kaisers, des Nero, verkündeten, der somit als der erste Vorläufer des bergentrückten Barbarossa gelten kann.

Beide Weissagungsreihen liefen lange nebeneinander her, sich gegenseitig befehdend und beeinflussend, bis sie unter Konstantin durch Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion zu dauernder Verbindung genöthigt wurden. Der Friedenskaiser und der wiederkehrende Gottessohn wurden nun zeitlich hintereinander gerückt, der Antichrist dazwischen geschoben und so das prophetische Schema begründet, das wir mit den verschiedensten Ausschmückungen in allen späteren Vatizinien wiederfinden. So zuerst bei der sogenannten tiburtinischen Sibylle. Sie verkündet einen großen Endkaiser Constanz, der nach Besiegung eines schrecklichen Königs von Babylon ein langes Friedensreich aufrichten, zum Schluß aber nach Asien ziehen und auf Golgatha Krone und Szepter in die Hände Gottes niederlegen werde. Dann würden die apokalyptischen Völker Gog und Magog aus den kaspischen Thoren brechen und der Antichrist erscheinen, bis endlich der Gottessohn zum jüngsten Gericht herniederkommen werde. Die verschiedenen Gestalten der Weissagung werden natürlich oft mit Erscheinungen und Personen der realen Welt identifizirt, so der Endkaiser mit dem Sohne Constantins, auf den man große Hoffnungen gesetzt hatte und dessen Name Constanz nun einen mystischen Klang erhielt; so der babylonische König oder auch der Antichrist mit dem Islam. In der Methodius-Weissagung des siebenten Jahrhunderts spielt sogar der orientalische Alexandermythus hinein. Es erscheint der Endkaiser dem mazedonischen König gleichgesetzt, der „wie ein Mann aus dem Schlaf erwachend" aufsteht und den Islam vernichtet. Wieder finden wir also hier Elemente der Barbarossasage.

Das weströmische Reich brach zusammen, mit den Byzantinern ging

es langsam abwärts und so konnte es nicht fehlen, daß die schriftlich aufbewahrte Prophetie in dem aufstrebenden Frankenreiche Wurzel schlug, daß man sie auf die karolingischen Herrscher zu beziehen begann. Sie half den Boden bereiten für das neue abendländische Kaiserthum, an dessen ersten Inhaber, Karl den Großen, sich in Folge dessen weitreichende Erwartungen knüpften, Erwartungen, die, wie immer, weder er, noch seine Nachkommen zu erfüllen vermochten. Aber mit ihm hatte die Prophetie des Occidents eine den romanischen und germanischen Nationen vertraute Gestalt gewonnen, die sie mit mystischem Nimbus umkleiden und dem byzantinischen Ideal entgegenstellen konnte.

Doch wie das Frankenreich sich spaltete, so spaltete sich auch die Prophetie in eine französische und deutsche, die sich bis in die neuere Zeit hinein bekämpften und deren Wettstreit ein Spiegelbild der politischen Rivalität darstellte. Seltsam aber ist es, wie gerade die Macht, die in der Realität den Vorrang behauptete, deren Herrscher sich mit der Kaiserkrone den Anspruch auf die Leitung der Christenheit erwarben, auf dem Gebiete der Prophetie sichtlich im Nachtheil blieb. Die französischen Vatizinien, die in den französischen Königen die wahren Nachfolger Karls erblickten und aus ihrem Stamme den Endkaiser verhießen, behielten entschieden die Oberhand, und das verursachte den sächsischen und salischen Kaisern nicht geringe politische Schwierigkeiten. In der universellen Angelegenheit der Kreuzzüge, denen die Kaiserprophetie einen großen Aufschwung verdankte, bekundete sich bereits ein Uebergewicht des Westreiches.

Da rief die gewaltige Herrschergestalt Friedrichs I. einen vollkommenen Umschwung hervor. Der Eindruck seiner Persönlichkeit und seines Auftretens auf die Zeitgenossen war so groß, daß sein Name in vielen Weissagungen den des Constanz und des Karl zu verdrängen vermochte, daß man nun von ihm und, als er und sein Sohn Friedrich beim 3. Kreuzzug ihr Leben verloren, von einem dritten Friedrich das Heil der Welt erwartete. Natürlich entbrannte nach Barbarossas Tode der Wettstreit der Prophetien aufs Neue, aber mit gleicheren Waffen, da nun beide den Namen eines Heldenkaisers auf ihre Fahne schreiben konnten. Friedrich stand gegen Karl. Und als dann mit dem Enkel des großen Hohenstaufen wirklich ein dritter Friedrich den Schauplatz betrat, da wurde er von den Einen als der verheißene Messiaskaiser froh begrüßt, von den Anderen als der leibhaftige Antichrist gefürchtet und verabscheut. Seine Regierung bezeichnet wie den Höhepunkt des politischen, so auch den des prophetischen Kampfes. Die Weissagungen des Joachim von Fiore, der für das Jahr 1260 den Anbruch eines neuen geistlichen Zeitalters und eine Reform der Kirche verkündete, standen dabei in erster Linie und fanden die verschiedenste Deutung. Friedrich II. erschien bald als schreckliche Zuchtruthe des sündigen Klerus, bald als segenbringender „König aus Kalabrien", der den Islam vernichten und den dürren Baum im Osten durch Aufhängen seines

Schildes grünen machen werde, ein Bild, das hier zuerst in das Weissagungs-Schema eintritt und allmählich die Reichsübergabe auf Golgatha beseitigt.

Mit dem Untergange der Hohenstaufen und dem Verfall der mittelalterlichen Weltanschauung versandete auch der Strom der Kaiserprophetie. Sie verknüpfte sich auf beiden Seiten rein äußerlich mit politischen Personen, die den betreffenden mystischen Namen führten, in Deutschland mit Friedrich dem Freidigen von Thüringen, einem Enkel Kaiser Friedrichs II., mit Kaiser Friedrich III., Friedrich dem Weisen und Johann Friedrich von Sachsen, ja sogar späterhin mit den preußischen Herrschern, in Frankreich mit den beiden Karls von Anjou und den Königen gleichen Namens, vornehmlich Karl VIII. Aber auch in Deutschland suchte man zuweilen die karolingische Tradition zu beleben, als Karl IV. und dann als Karl V. den Thron bestieg. Die steigende Selbständigkeit der deutschen Fürstenthümer rief endlich eine territoriale Prophetie hervor, die sich aber weniger mit universalmonarchischen, eschatologischen Ideen befaßte, bei der es sich vielmehr in erster Linie um Gewinnung der Kaiserkrone handelte. Hierzu ist z. B. die bekannte Lehninische Weissagung zu rechnen.

Getrennt von dieser Geschichte der Kaiserprophetie zeigt Kampers in anschaulicher Weise die Entwickelung der Kaisersage, die natürlich jener entsprossen ist, aber doch weiterhin eigene Wege verfolgt.

Schon öfters hatte man nach dem Tode hervorragender Herrscher nicht bloß von künftigen Helden aus ihrem Blute oder mit ihrem Namen, sondern geradezu von ihrer Rückkehr in das Diesseits gefabelt. Dem Alexander, Nero, Karl dem Großen, dem britischen König Artus hatte man ein geheimnißvolles Fortleben zugeschrieben. So entstand nach Friedrichs II. Tode in Sizilien ein ähnliches Gerücht, wobei ihn seine Feinde zur Strafe in den Aetna versetzt wähnten. Während sich aber die Sage hier nicht halten konnte, fand sie über die Alpen dringend in Deutschland den günstigsten Boden. Nationalgefühl und mythische Vorstellungen wirkten zusammen, um sie festzuhalten und weiter auszubilden. Anfangs dachte man sich den Kaiser irgendwo in der weiten Welt fortlebend, dann vermuthete man seinen Wohnsitz entweder im südbayrischen Untersberg, wo er an Karls des Großen, oder auf bezw. im Kyffhäuser, wo er an Wodans Stelle trat, dessen uralte Kultstätte hier gelegen war. Hier im Lande Friedrichs des Freidigen, dessen Bild mit dem seinigen vielfach zusammenfloß, wurde die Sage mit besonderer Liebe ausgemalt und sowohl mit Zügen aus dem Göttermythus, als mit solchen aus den alten Vatizinien ausgestattet. In Volksbüchern und gelehrten Werken schriftlich fixirt, übertrug sich die Sage bis auf die Zeiten deutscher Zerrissenheit und deutscher Erhebung. Dann bemächtigten sich ihrer die Dichter, um ihr die Gestalt zu geben, in der sie Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist. Da aber der Mythus meistens kurzweg von Kaiser Friedrich redete, so trat unmerklich an die Stelle des dem

Volksgemüth ferner stehenden Friedrichs II. die wahrhaft deutsche Heldengestalt des Kaisers Barbarossa, an die Stelle des letzten der größte Hohenstaufe, der in sich thatsächlich die Glanzzeit des Reiches verkörperte.

Wenig bekannt dürfte die traurige Thatsache sein, daß das thüringer Volk in unserem Jahrhundert kurze Zeit von einer Verdrängung Friedrichs durch Napoleon I. raunte, eine Mähr, der freilich alsbald die widersprechende Meinung entgegentrat, der alte Kaiser habe dem Eroberer die Wege gewiesen.

Man könnte zweifeln, ob dieser ganzen Entwickelungsgeschichte mystischer, jeder Realität entbehrender Gedanken irgend welcher, wenn auch nur historischer Werth innewohnt, doch ist ihnen, meine ich, eine hohe Bedeutung für ihre Zeit und damit auch für uns nicht abzusprechen. Wiewohl die Prophetie und Sage von den Verhältnissen der jedesmaligen Gegenwart und Vergangenheit stark abhing, wiewohl sie sich der gegebenen Lage in beständiger Abwandlung anpaßte, so griff sie doch mit neuen Gedanken darüber hinaus und förderte vorhandene Bestrebungen mächtig durch Vorherverkündigung des Gelingens, gleichwie sie andrerseits durch pessimistische Vatizinien erschlaffend wirkte. So sehen wir in der Kaiserprophetie nicht nur ein Spiegelbild der ehemals herrschenden Tendenzen, sondern einen wichtigen Faktor der historischen Entwicklung, einen Faktor, den der Geschichtsschreiber nicht unbeachtet lassen darf.

Desgleichen fehlt es der Kaiserprophetie und -sage, wie ich schon einleitend bemerkte, nicht an ideellem Werth auch für die Gegenwart. Man halte sich nur ihre wechselnde Bedeutung richtig vor Augen. Im Anfang zielten die deutschfreundlichen Verheißungen auf nichts geringeres als die Aufrichtung eines neuen Römerreichs unter germanischem Szepter; dann begnügten sie sich, auf eine Hegemonie der Deutschen unter den christlichen Nationen und die Eroberung des Morgenlandes, also auf ein großmächtiges Kolonialreich, hinzuweisen; weiter sprachen sie und mit ihnen die elegisch gestimmte Sage von Reform und Stärkung des verfallenden Reiches, und endlich blieb uns nur die bescheidene, in mythisches Gewand gekleidete Hoffnung übrig, daß auch wir einmal das unentbehrlichste Gut, die staatliche Einigung gewinnen würden. Diese letzte Hoffnung hat sich nun freilich nach langen Kämpfen erfüllt, auch gelang es ein starkes Reich zu schaffen und die Achtung der Nachbarn wieder zu erringen. Ist aber deshalb die Barbarossasage in ihrer ursprünglichen Bedeutung verwirklicht? Nehmen wir auch nur annähernd eine solche Stellung unter den heutigen, überseeische Reiche besitzenden und gewinnenden Großmächten ein, wie sie der größte Hohenstaufe, oder wie sie der eigentliche Held der Sage, Friedrich II., bis zu seinem Hingang in der damaligen Christenheit besaß und behauptete?

Leider herrscht noch immer die Meinung vor, jene Sage habe sich erfüllt, der Deutsche habe eine seiner Vergangenheit würdige Stellung gewonnen, er könne sich befriedigt und gesättigt fühlen. Ich glaube, wir

stehen erst am Anfang der Erfüllung, es bleibt noch recht Erhebliches zu thun, ehe wir von der Wiederkehr der alten hohenstaufischen Kaiserherrlichkeit reden dürfen. Und gerade heute, wo sich aller Blicke auf das Morgenland richten, seien wir eingedenk, daß die Erwerbung jener Gebiete einst das Ziel der Hohenstaufen war, daß Barbarossa im Kampf darum seinen Tod gefunden, Friedrich II. dort eine Krone getragen hat. Wir haben wahrlich ein historisches Recht, in den großen weltbewegenden Angelegenheiten des Ostens ein Wort mitzureden. So sei das Kyffhäuserdenkmal, der ursprünglichen Sage gemäß, nicht nur ein Sinnbild der staatlichen Einigung, sondern eine ernste Mahnung zur Wiederherstellung eines im vollsten Sinne großmächtigen deutschen Reiches.

Das ist es, was ich der wissenschaftlich werthvollen, für weite Kreise interessanten und anregenden Schrift Franz Kampers' noch beifügen wollte.

Albert von Ruville.

Anthropologie.

Naturvölker und Kulturvölker. Ein Beitrag zur Sozialpsychologie von Alfred Vierkandt, Privatdocent an der Technischen Hochschule zu Braunschweig. Leipzig, Duncker und Humblot. 497 S.

Wir sprechen Alle von dem Gegensatz von Naturvölkern oder Barbaren und Kulturvölkern als von einer feststehenden und greifbaren Unterscheidung, und doch ist es, wenn man sich theoretisch darüber Rechenschaft geben will, gar nicht leicht zu bestimmen, was den Unterschied bedingt. Die Römer waren ein Kulturvolk, die Celten, die von ihnen unterworfen wurden, waren es nicht. Warum nicht? Sie hatten ein entwickeltes städtisches Leben und einen ausgebildeten Götterdienst unter Leitung eines eigenen Priester-Standes, der Druiden. Sie hatten freilich noch Menschenopfer, aber die Römer hatten noch lange in den Circus-Spielen das Menschen-Tödten als Schaustück und ihr Götterdienst war religiös so platt und ärmlich wie möglich. Waren die Mexikaner und Peruaner Kulturvölker, als sie von den Spaniern überwältigt wurden? Waren es die Araber, die in Spanien herrschten? Sind die heutigen Chinesen und Japaner Kulturvölker? Wodurch sind die europäischen Völker die wahren Repräsentanten der Kultur, obgleich sie doch voller Laster, Rohheit, Aberglaube und Fäulniß sind? Wird nicht, ganz abgesehen von Japanern oder Mexikanern, auch von Negern berichtet, die voller Anstelligkeit und Intelligenz, große persönliche Tapferkeit, Pflicht- und Ehrgefühl gezeigt haben?

Vierkandt geht dem Problem mit umfassenden Kenntnissen und auf dem richtigen methodischen Wege, durch scharf ausgeprägte Begriffsbildung,

zu Leibe. Namentlich zwei Begriffe sind es, die er sehr vortheilhaft einführt. Er schiebt zwischen Kulturvölker und Naturvölker noch eine Stufe ein, die er Halbkultur nennt, die jedoch nicht etwa der Uebergang von unten noch oben ist, sondern eine Abzweigung von der Wurzel aus, die keine Fortsetzung nach oben hat. Vierkandt vergleicht dies Verhältniß mit der Theorie, daß Mensch und Affe von einem gemeinsamen Stammvater abstammen, die Affen jedoch nicht etwa stehengebliebene Menschen sind, oder die Möglichkeit haben, sich zu Menschen fortzuentwickeln, sondern eine Species für sich bilden. In diesem Sinne waren die Azteken, sind die Chinesen ein Halbkulturvolk, neben den Vollkulturvölkern auf der einen, den Naturvölkern auf der anderen Seite. Ein solches Halbkulturvolk sind auch die Japaner, es ist aber möglich, daß bei diesen eine Ausnahme stattfindet und daß sie sich durch Aufnahme der europäischen Kulturelemente noch einmal zu einer eigenen Vollkultur entwickeln.

Der zweite noch feinere Begriff betrifft die Frage, weßhalb die zuweilen hohe ethische Kraft, die wir bei Natur- und Halbkulturvölkern finden, sich doch so wenig fruchtbar erweist. Die Antwort ist, daß diese ethischen Kräfte bloß sozialer Natur sind, auf einem gemeinsamen Bewußtseins-Inhalt beruhen, aber nicht wahres und volles Eigenthum des einzelnen Individuums werden. Auch ein Kulturmensch verliert noch leicht das Gleichgewicht, wenn er aus seiner überlieferten sittlichen Sphäre herausgenommen wird, der Naturmensch aber verliert jeden Halt und jede sittliche Kraft, wenn er aus seiner Umgebung herausgerissen und allein auf sich gestellt wird. Diese vortreffliche Unterscheidung hätte in dem Vierkandtschen Buche vielleicht noch stärker betont und in den Mittelpunkt gestellt werden können, als es geschehen ist; an einigen wichtigen Stellen, wo sie aufs Fruchtbarste hätte angewandt werden können, ist sie außer Acht gelassen. Der Verfasser glaubt feststellen zu können (S. 405), daß ideale Gesinnung der ausschließliche Besitz der Vollkultur sei. Das ist gewiß richtig, bedarf aber einer sehr scharfen Begriffsbegrenzung und Motivirung. Zeigt nicht der Gallier Vercingetorix selbst in der Schilderung seiners Gegners Caesar eine ideale Gesinnung? Ist nicht in dem hochgespannten Ehrgefühl des japanischen Edelmannes, der sich nicht scheut zum Harakiri zu greifen, eine ideale Gesinnung? Hat nicht mancher Negersklave in der Knechtestreue gegen seinen Herrn ideale Gesinnung gezeigt? Der Keim solcher Gesinnung findet sich allenthalben; der Unterschied wird eben der sein, daß bei Natur- und Halbkulturvölkern die ideale Gesinnung fast nie zum vollen Eigenthum des Individuums wird, sondern nur als ein soziales Gesetz oder sonst eine äußere Macht den Einzelnen beherrscht. Ideale Gesinnung wird zum Fanatismus, wenn sie nicht von innen heraus den ganzen Menschen veredelt, sondern ihn nur an einzelnen Punkten ergreift und zu dessen Gunsten den übrigen Menschen erdrückt und verstümmelt. Der Gladiator mit all seiner Tapferkeit ist doch kein Held, weil nur eine völlig verrohte Natur zum Zwecke eines Schaustücks

mit dem menschlichen Leben spielen kann. Der Indianer am Marterpfahl ist kein Märtyrer, weil sein passives Dulderthum erkauft ist um den Preis der Abstumpfung aller feineren Empfindung. Kein kreuzfahrender Ritter oder Minnesänger hat den Ehrbegriff so hoch geschätzt, sich ihm in dem schmerzenvollen Tode des Harakiri selbst zum Opfer zu bringen; die japanischen Edelleute haben es gethan; ihre Opferfähigkeit war die größere. Dennoch waren jene die Träger einer großen Kultur-Epoche, die sich mit unendlicher Triebkraft in neuere und immer neue Formen um- und fortzusetzen vermochte; diese sind in ihrer Halbkultur erstarrt und haben die edelste Frucht schöner Menschlichkeit nie getrieben.

Fast alle die modernen Gelehrten, die die ethischen und sozialen Erscheinungen der Menschheit begrifflich und systematisch zu behandeln suchen, machen den Fehler, den Einfluß der historischen Ereignisse viel zu gering anzuschlagen. Alles wird immer zurückgeführt auf einen ursprünglichen Volks- oder Rassen-Charakter. Eine eigenthümliche Geistesanlage der Juden meint man, hat sie die grundlegenden Ideen der Religion, eine andere Anlage die Römer die des Rechts finden lassen. Es fragt sich aber, ob nicht statt dieses unerklärten angeborenen Talents, die Lösung vielmehr in der Richtung zu suchen ist, daß die Differenz der geistigen Anlagen ursprünglich minimal gewesen, der Keim aber durch gewisse historische Ereignisse und Individuen zu einer Alles überschattenden Bedeutung entwickelt worden ist und alle Kraft des Volkes an sich gezogen hat, so daß in der Wechselwirkung zwischen Anlage und historischen Ereignissen diese die bei weiterem stärkere Potenz in der Formirung des Volkscharakters bilden. Eine sehr lehrreiche Untersuchung darüber hat in Bezug auf das römische Volk Ludw. Rieß in den „Preußischen Jahrbüchern“ veröffentlicht. Auch Vierkandt ist in dieser Hinsicht viel zu absolut, viel zu wenig historisch. Man darf ihm daraus einen großen Vorwurf nicht machen. Das Gebiet des Wissens, das er beherrschen mußte, um sein Buch schreiben zu können, ist schon sehr groß. Aber wenn er, was wir ihm wünschen, nach einigen Jahren eine zweite Auflage herstellt, so muß vor Allem die historische Kenntniß und das historische Verständniß den Stoff gründlich durchsäuern und dann wird kaum ein Satz ganz so bleiben, wie er jetzt dasteht, und viele werden vollständig umgeschmolzen werden.

D.

Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen. Von Otto Ammon. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 6 Figuren im Text. Jena, Gustav Fischer 1896. VIII. 262 S. 8°. 3,50 Mk.

In der Anthropologie, seinem Sonderfach, sieht Ammon den Stamm am Baume des Wissens. Aus der Zahl der Zweige greift er die Sozial-

anthropologie heraus, verzichtet aber auf einen streng gegliederten, systematischen Aufbau, der ihm z. Z. verfrüht scheint, und wählt die aphoristische (!) Methode, um eine Darstellung „der bisher vernachlässigten natürlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaftsordnung in den Hauptzügen zu entwerfen.“ Den Ausgangspunkt bilden vier Sätze Darwins über Vererbung, Variabilität, Kampf ums Dasein und Auslese bezw. natürliche Züchtung. Im ersten mehr theoretischen Theil werden die Gesetze und die beste Gestaltung des menschlichen Gesellschaftslebens abgeleitet. Der zweite mehr praktische Theil bringt die Nutzanwendungen und zeigt die zahlreichen Abänderungen des Bestehenden, die der Verfasser für nöthig hält, damit die Gesellschaftsordnung immer den äußeren Lebensbedingungen entspricht. Die Auslese spielt in dem ganzen Buche die entscheidende Rolle. Es ist darunter zu verstehen, daß die kräftigsten und ihren Lebensbedingungen am besten angepaßten Individuen mehr Aussicht haben, erhalten zu werden und sich fortzupflanzen, als die schwächeren und minder gut angepaßten, daß Letztere somit unter gegebenen Verhältnissen aussterben. Die Auslese ist aber doppelsinnig, d. h. sie kann günstig und sie kann ungünstig wirken. Eine fortschrittliche und eine rückschrittliche Auslese arbeiten fortwährend neben einander, erzeugen ein gewisses Gleichgewicht in der Entwicklung, beschneiden immer das „Zuviel“. Die Entscheidung darüber, welche der beiden Auslesen den Sieg davontragen soll, liegt nach Ammon in der Hand des Menschen. Mit den Kräften des Geistes in seinem Hirn, die Ammon auch zu den Naturkräften rechnet, soll der Mensch auf den äußern Verlauf der Ereignisse gestaltend einwirken. Bei diesem Sachverhalt erscheint es nicht gerechtfertigt, die Verwerthung des Prinzips der Auslese in der Gesellschaftswissenschaft als eine folgenreiche Entdeckung hinzustellen. Namentlich darf nicht der Eindruck erweckt werden, als sei ein einheitliches Naturgesetz gefunden, das die verwickelten Vorgänge in der Gesellschaft irgendwie erklärt.

Ammon sagt uns bloß mit andern, bisher nicht gebräuchlichen Ausdrücken, die er der Naturlehre entlehnt, was wir längst wußten, nämlich daß tüchtige und untüchtige Menschen neben einander wohnen und die Ersteren im Allgemeinen besser vorwärts kommen. Und daß es das Ideal wäre, jene regieren, diese — nicht etwa gewaltsam unschädlich zu machen — sondern gehorchen zu lassen, ist auch keine sonderlich neue Offenbarung. Ob wir das Schema der Auslese auf einen geschichtlichen Stoff anwenden oder nicht, jedenfalls müssen wir genau so, wie es der Historiker bisher gethan hat, die natürlichen und geistigen Einflüsse, die eine Auslese erzeugen, zunächst analysiren und müssen vor Allem den Charakter der leitenden Persönlichkeiten nachempfindend verstehen. Eine tief eindringende begriffliche Untersuchung der Auslese wäre wohl am Platze gewesen, um Zweifel und Mißverständnisse zu bannen.

Der Grundauffassung Ammons, einer Uebertragung naturwissenschaftlicher



Gesetze (ob und in wie weit es wirklich solche sind, mögen Berufene entscheiden) auf das gesellschaftliche Leben stellen wir uns durchaus feindlich gegenüber. Wir wollen nicht wiederholen, was wir in eben diesen Jahrbüchern gegen Kidd gesagt haben.*) Kidd, dessen Tendenz Ammons völligen Beifall findet. Aber hervorheben müssen wir doch, daß die Gesellschaftswissenschaften nicht zu den Natur- sondern zu den sog. Geisteswissenschaften gehören. In diesen unterscheiden wir als sich ergänzende Gruppen die Geschichts- und die Gesellschaftswissenschaften, je nachdem, daß die Forschung bei den gleichen Objekten auf die Vorgänge oder die Zustände ihr Hauptaugenmerk richtet. An geschichtlichem Verständniß mangelt es Ammon vor allem und darum ruht sein lose gefügtes Gebäude auf morschen Säulen. Auch in psychologischen Dingen steht er nicht auf der Höhe der neueren Forschung, wie sie etwa von Wundt vertreten wird. Sein Versuch, eine Theorie der Gesellschaft auf die Naturwissenschaft zu gründen, statt auf die Geschichte, ist gänzlich verfehlt. Denken wir uns die ganze naturwissenschaftliche Einkleidung weg und richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die bloß praktischen politischen Reformvorschläge des zweiten Theils, so können wir dem Buche am ehesten gerecht werden. Den lauteren Absichten des Verfassers zollen wir gern Anerkennung. Er wird durch die ihm widerwärtige Gleichmacherei, wie er sie in der Sozialdemokratie verkörpert sieht, zum heftigsten Widerstande gereizt und predigt aus innerster Ueberzeugung rücksichtslosen Kampf gegen den Feind und seine Gönner. Wer sich zur Bildungsaristokratie rechnet, soll die Macht, die noch in seinen Händen ist, unbeirrt durch eine sentimental gewordene Wissenschaft, überzeugt, daß die Ungleichheit unabänderlich und ewig ist, thatkräftig brauchen und sein durch Auslese erworbenes gutes Recht in deutschnationalem Sinne vertheidigen.

So klingt Ammons kräftiger, patriotisch gedachter Mahnruf an den Leser. Die einzelnen wirthschaftlichen und politischen Reformvorschläge, unter denen das Eintreten für den Bauernstand als den Urstand der Menschheit zu erwähnen ist, können wir hier nicht prüfen. Dem Grundsatz, daß der richtige Mann an die richtige Stelle kommen soll, brauchen wir nicht erst ausdrücklich beizupflichten, keine Partei wird sich zu einem anderen bekennen wollen. Die Standesunterschiede aber werden nicht gerechtfertigt, indem sie als durch die Naturordnung bedingt schroff betont werden, sondern allein die höhere objektive Leistung der gebildeten und besitzenden Stände giebt ihnen thatsächlich der Vorrang vor der Masse. Wer andererseits bisher geglaubt hat, die Sozialdemokratie könne sich in ganz besonderem Maße auf die Ergebnisse des Darwinismus stützen, darf nicht übersehen, wie Ammon im Anschluß an H. E. Ziegler und Vacher de Lapouge die Aristokratie auf die natürliche Gliederung der Lebewesen zurückführt.

*) Vgl. Heft 2 S. 199 ff.

Es mag genügen, unser Urtheil über das Buch dahin zusammen zu fassen, daß es als methodisch nicht ausreichend und politisch sehr angreifbar zu betrachten ist. Heute, wo die Blühte der Naturwissenschaften aufhört, die der Geisteswissenschaften beginnt, denken wir nicht daran, unsere praktische Politik auf vermeintliche oder wirkliche Naturgesetze zu gründen, sondern bleiben bei der festen Zuversicht, daß die immer tiefere Erforschung der sittlichen Kräfte des Volkslebens durch das Studium der Vergangenheit den Weg zeigen wird, wie unser Geschlecht die geschichtlich gewordenen und nur so zu begreifenden Aufgaben seiner Zeit zu erfüllen hat. Das ist im Sinne des Dichters für alle Zeiten genug und läßt uns ein Naturgesetz verschmerzen, das die soziale Frage mit einem Schlage löst.

Karlsruhe. Alexander Cartellieri.

Staatsrecht.

Roger Foster Commentaries on the Constitution of the United States. volume I. 1896. 713 p. M. 24.

Haben geschriebene Verfassungen Werth? Können ihre Bestimmungen die lebendigen Kräfte des Staatslebens wirklich in Schranken halten? Sind nicht seit hundert Jahren so viele Verfassungen gegeben, geändert, verletzt und umgestürzt worden, daß man meinen könnte, sie seien nur ein Stück Papier? Solchen Zweifeln gegenüber weisen die Amerikaner mit Stolz darauf hin, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika, obwohl die älteste der in Kraft bestehenden Verfassungen, sie datirt von 1787, noch immer in Wirksamkeit ist. Und zwar meinen sie, kommt das daher daß sie als das höchste Gesetz des Landes „gegen Verletzung (infringement) von Gerichtshöfen geschützt wird.“ Das Oberbundesgericht (Supreme Court) kann Gesetze, die es für verfassungswidrig hält, für null und nichtig erklären, wenn in einem bestimmten Fall seine Entscheidung angerufen wird.

Eine Aenderung der Verfassung im Wege der gewöhnlichen Gesetzgebung, wie sie in England, und mit gewissen geringfügigen Einschränkungen in Preußen möglich ist, kann aber nicht herbeigeführt werden, vielmehr bedarf es dazu einer ziemlich komplizirten Maschinerie, da zwei Drittel jedes Hauses des Kongresses und drei Viertel der Legislaturen der Einzelstaaten eine Verfassungsänderung (Amendment) genehmigen müssen. Je schwerer daher eine solche herbeizuführen ist, umsomehr kommt darauf an, wie die Bestimmungen der Verfassung ausgelegt werden. Das für die Auslegung nöthige Material nun für Richter und Laien, denn auch das Publikum der Vereinigten Staaten hat das lebhafteste Interesse an den Entscheidungen des Oberbundesgerichts, bequem zusammenzustellen, ist der

Zweck der Commentare zur Verfassung. Gradezu kanonisches Ansehen genoß bisher des Oberbundesrichters Story großes Werk. Seit seinem Erscheinen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ist kein ähnlich umfassendes Werk erschienen, sondern man hat sich damit begnügt, Storys Commentaries immer neu herauszugeben und Nachträge hinzuzufügen.

Roger Foster, Advokat in New York, unternimmt es nun, ein ganz neues Werk an die Stelle Storys zu setzen. Auch er giebt kein systematisches Werk, sondern hält sich genau an die Folge der Bestimmungen der Verfassung, deren einzelne Sätze er interpretiert. In großer Vollständigkeit wird alles, was zur Klarstellung des Sinnes dienen kann, beigebracht, die Ansichten der Väter der Verfassung, wie sie sich in den Debatten des Konvents von 1787 und in dem „Federalist“ finden, werden ausführlich berücksichtigt, die Meinungen hervorragender Staatsmänner der Union, eines Clay, Webster, Calhoun, die in den Debatten des Kongresses ausgesprochen, oder sonst mündlich oder schriftlich geäußert wurden, sind im Wortlaut wiedergegeben, die Entscheidungen des Oberbundesgerichts und die „arguments“ der Juristen werden angeführt. Selten aber giebt der Verfasser seine eigene Meinung zu erkennen, sondern, als ob zwei Advokaten vor Gericht plädirten, trägt er die entgegengesetzten Ansichten vor und überläßt es dem Leser, das Urteil zu finden. Besonders aber fällt dem deutschen Leser auf, wie wenig auf wirklich staatsrechtliche Erörterung der Probleme Werth gelegt wird, erklärt doch der Verfasser selbst, „im vorliegenden Werk sollen Fragen, die mehr der Jurisprudenz, als dem Verfassungsrecht angehören, nicht erörtert werden.“

Die Anordnung des Verfassers hat das Mißliche, daß Zusammengehöriges auseinandergerissen wird. Man erfährt wohl von dem aktiven und passiven Wahlrecht zum Kongreß und von Einzelheiten seiner Organisation, aber noch nichts von Ort und Zeit der Versammlung, von seiner Geschäftsordnung u. a., so daß noch nicht alle äußeren Angelegenheiten besprochen sind, während doch schon einzelne Fragen seiner Kompetenz, wie der Auflegung von direkten Steuern, und des Impeachments, behandelt werden. Gerade aber beim Impeachment, dem Recht des Repräsentantenhauses, die Bundesbeamten, selbst den Präsidenten, anzuklagen, und des Senates, sie mit Zweidrittelmajorität daraufhin abzusetzen, zeigt sich, wie wichtig für das Verständniß dieses Verfahrens und damit auch für seine praktische Anwendung eine prinzipielle Erörterung sein würde. Foster hat zwar alle einzelnen Fälle von Impeachment, die bisher vorgekommen sind, besonders das Verfahren gegen den Präsidenten Johnson, sehr ausführlich behandelt, kommt aber über die rein äußerliche Auffassung des Impeachment als einer besonderen Art der Gerichtsbarkeit nicht hinaus. Eine das Verhältnis von Legislative und Exekutive wirklich juristisch erfassende Ausführung dagegen — die sich Foster selbst versperrt, weil er die Exekutive in vorliegendem Bande noch gar nicht behandelt — hätte doch wohl gezeigt, daß die Auf-

fassung derjenigen, die im Impeachment eine Prüfung des amtlichen Verhaltens (inquest of office) sehen, berechtigt ist. Denn das Impeachment bedeutet doch nichts anderes, als daß die höchste Gewalt im Staat, die gesetzgebende, ein Recht der Kontrolle über die ausführende hat. Freilich kann emand, der wie Foster noch ganz auf dem Boden der Montesquieuschen Theorie von der Gleichberechtigung der drei Gewalten steht, einer solchen Auffassung nicht zustimmen.

Von anderen Fragen nimmt die Erörterung des Verhältnisses zwischen Bundesregierung und Einzelstaaten bei Gelegenheit des Wortes „Constitution" einen sehr großen Raum ein. Und in der That ist diese Frage die für den Bestand der Union wichtigste, da mit ihr die Frage nach der Berechtigung der Secession zusammenhängt. Auch noch heute ist sie, wenn sie auch durch Waffengewalt zu Ungunsten der Staaten, die 1860 secedirten, entschieden ist, nicht ganz ohne praktisches Interesse, da doch ab und zu wieder Secessionsgelüste, jetzt mehr in dem ackerbautreibenden Westen gegenüber dem industriellen Osten, sich zeigen. Ist die Verfassung der Vereinigten Staaten ein Vertrag zwischen gleichberechtigten Contrahenten oder setzt sie eine Nationalregierung ein? Im ersteren Falle kann jeder Contrahent, also auch der Einzelstaat, den Vertrag kündigen, wenn seine Bedingungen von dem andern nicht gehalten werden, im andern Fall dagegen ist der gesetzmäßige ausgesprochene Wille der Nationalregierung unbedingt verpflichtend. Die Anhänger der Vertragstheorie, wie z. B. Calhoun, behaupten, die Einzelstaaten seien souverän gewesen, ja sie seien es noch, was von andern, namentlich von Holst ebenso entschieden bestritten wird. Es handelt sich bei dieser Streitfrage um den Begriff „Souveränetät." Man wird von Holst zugeben müssen, was schon Rufus King, dessen Meinung Foster anführt, 1787 gesagt hat, daß dem Ausland gegenüber niemals eine einzelne Kolonie oder ein Staat souverän gewesen ist. Das Ausland kannte bis zur Unabhängigkeitserklärung nur die „englischen Kolonieen in Nord-Amerika," seitdem die im Kongreß vertretenen, stets in ihrer Gesammtheit, wenn auch einzeln aufgeführt, dem Ausland gegenüber handelnden Staaten; seit der Anerkennung durch England endlich gab es völkerrechtlich nur die „Vereinigten Staaten von Amerika". Andererseits heißt es in den Konföderationsartikeln: „Jeder Staat behält seine Souveränetät, Freiheit und Unabhängigkeit." Hier ist Souveränetät die innere Selbständigkeit des einzelnen Staates: Der Einzelstaat regelt seine Angelegenheiten kraft eigenen Rechtes, soweit er sie nicht der Union übertragen hat. So ist noch jetzt dem Ausland gegenüber nur die Union souverän, die höchste, souveräne, Gewalt dagegen im Inland haben die Zentralregierung und die Einzelstaaten. Foster bringt für die Beurtheilung auch dieser Fragen höchst interessantes Material bei, namentlich sieht man daraus, daß die Südstaaten, als sie 1860 und 1861 secedierten, durchaus in ihrem Recht zu sein glaubten. So erklärte Süd-Karolina am 20. Dezember 1860,

daß es den Beschluß von 1788, durch den es die Verfassung der Union angenommen hatte, widerrufe, womit die Union zwischen Südkarolina und den übrigen Staaten aufgelöst sei und Süd-Karolina seinen Platz unter den Völkern als ein freier, souveräner und unabhängiger Staat einnehme. Aehnliche Beschlüsse faßten die übrigen Südstaaten, worauf dann diese „souveränen“ Staaten einen neuen Bund schlossen, die Union der Conföderirten Staaten. Nach der siegreichen Beendigung des Secessionskrieges durch die Nordstaaten entstand für diese die außerordentlich schwierige Frage, wie die „Rekonstruktion“ der Union vorzunehmen sei. Der Theorie nach hatte der Norden nicht gegen die Südstaaten Krieg geführt, denn diese konnten nach seiner Auffassung gar nicht aus der Union ausscheiden, sondern nur gegen diejenigen Bewohner des Südens, „die sich zum Widerstand gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten verbunden hatten“. Nachdem man aber diese besiegt hatte, traten die Staaten wieder in ihre alten Rechte ein. Wie sollte man dann aber durchsetzen, daß die Sklaverei aufgehoben wurde, deretwegen man doch offiziell Krieg geführt hatte, da doch eine Dreiviertelmajorität der sechsunddreißig damals vorhandenen Staaten ohne die elf Südstaaten nicht zu erzielen war? Man half sich, indem man die politischen Rechte der Staaten für erloschen erklärte und demgemäß es dem Präsidenten überließ, in den eroberten Staaten Regierungen einzurichten, die dann ihre Zustimmmung zu den Verfassungsänderungen gaben. Foster schildert sehr eingehend die Vorgänge, die sich bei der Rekonstruktion und Rehabilitation der secedirten Staaten abspielten und verhehlt nicht, daß er starke Bedenken gegen ihre Verfassungsmäßigkeit hat. Er kommt zu dem Schluß, daß, wenn man auch von Staatensouveränetät nicht mehr sprechen dürfe, man doch um so entschiedener die Rechte des Einzelstaats der Union gegenüber betonen müsse.

Besondere Erwähnung verdient auch die Besprechung des Rechts des Kongresses, direkte Steuern aufzulegen. Erst jüngst (1894) ist in dem Fall „Pollock v. Farmers Loan and Trust Co.“ das Gesetz, das eine allgemeine Einkommensteuer für alle Einkommen über 4000 Dollars einführte, für ungiltig erklärt worden, da es nach Ansicht des Oberbundesgerichts eine direkte Steuer auferlege, direkte Steuern aber nach Art I. Sektion 2. der Verfassung im Verhältniß zur Einwohnerzahl unter den einzelnen Staaten vertheilt werden sollen. Es hätten aber achtzig Prozent der Steuern von den Staaten New-York, Massachusetts, Pennsylvania und New Jersey aufgebracht werden müssen, da hier die großen Vermögen sich befinden, während diese Staaten nur 24 Procent der Einwohner haben. Man sieht leicht, von welch außerordentlicher Wichtigkeit für das staatliche Leben der Union diese Entscheidung ist.

Man kann nicht gerade sagen, daß Foster in diesem Buche auf neuen Bahnen wandelt, auch er sucht seine Aufgabe darin, alle Bestimmungen der Verfassung zu rechtfertigen, denn mit Gladstone

ist er der Ansicht, daß „die amerikanische Verfassung das wundervollste Werk ist, das jemals zu bestimmter Zeit von menschlicher Denkkraft zweckmäßig gefertigt wurde." Daher hält er auch die der Verfassung der Union zu Grunde liegende Theorie Montesquieus von der Trennung der exekutiven, legislativen und richterlichen Gewalt für durchaus richtig und fertigt die Zweifler an der Vernunft dieser Unterscheidung mit den Worten ab, daß das amerikanische Volk an ihr festhalte und die Zukunft entscheiden werde, ob die Veränderungen in andern Ländern weise gewesen seien. Wie dies Beispiel zeigt, ist Foster mit der deutschen staatsrechtlichen Litteratur ganz unbekannt, auch mit den Werken, die speziell über die Verfassung der Vereinigten Staaten handeln. Nur von Holsts Geschichte zitirt er einmal. Und doch hätte ihm die Berücksichtigung z. B. des Buches von Schlief über die Verfassung der nordamerikanischen Union manchen werthvollen Fingerzeig geben können. Wie indeß sein Buch nun einmal angelegt ist, wird man es immerhin für die Beurtheilung einzelner Fragen des amerikanischen Staatsrechts mit Vortheil benutzen können, ja zum Theil benutzen müssen. Gottfried Koch.

Theater.

Ibsens John Gabriel Borkmann.

Von

Charlotte Broicher.

Vor acht Jahren ist er aus fünfjähriger Kerkerhaft entlassen worden und in sein altes Heim gezogen. Da haust er oben in den leeren, öden Prunkgemächern allein, ganz allein. Manchmal steigt er die Treppe hinab, aber auf den letzten Stufen kehrt er immer wieder um. Nie mehr ist er hinaus gekommen. Tags über grübelt und grübelt er. Seine Gedanken haben immer denselben Kreislauf durchmessen. Er ist sein eigner Ankläger, Vertheidiger und Richter gewesen; und das Resultat ist —: eigentlich hat er sich nur gegen sich selbst vergangen, gegen die eigne Größe, die hohen Aufgaben, die ihm winkten. Er empfindet, wie einem Napoleon zu Muthe sein müßte, der in der ersten Feldschlacht zu einem Krüppel zusammengeschossen wäre, und der all die hochfliegenden Pläne von Macht auf immer hätte begraben müssen.

Ein Bergmannssohn, aufgewachsen in der Erde Schachten, hat dem Knaben schon des Lebens Erzklang durch die Seele gedröhnt. Das Gold hat Stimme und Laut für ihn gewonnen, es hat nach Erlösung gerufen aus den dunkeln Kammern der Unterwelt. Diese Klänge hat er nie vergessen; sie haben ihn hinauf verfolgt in die Oberwelt mit ihrem Flehen und Verheißen, sie haben ihm aber auch den Weg gewiesen zu Glanz und Herrlichkeit. „John Gabriel" nannten ihn die Menschen mit Vornamen allein, wie sonst nur den König. Alles beugte sich vor seiner Ueberlegenheit. Seine Spekulationen glückten. Das ganze Land sah auf zu ihm. In den Gewölben der Bank, die er verwaltete, lagen die Millionen des Volkes aufgespeichert, das ihm vertraute. Und er hatte dies Vertrauen rechtfertigen wollen, die Träume seiner Jugend zu Wirklichkeiten machen. Der Glanz des Goldes blendete und verblendete ihn. Zu immer waghalsigeren Spekulationen ließ er sich mit Hilfe der ihm anvertrauten Gelder fortreißen.

Alles schien zu glücken. In wenig Tagen wird er sich die Welt zu Füßen zwingen. Da kommt der Verrath, der Verrath der Freundschaft. Einem Einzigen, der ihm die Leiter gehalten, auf der er empor geklommen, hat er sich durch blindes Vertrauen in die Hand gegeben. Er allein kennt seine Pläne und seine gesetzwidrigen Versuche. Und als er den Gipfel erreicht glaubt, schleudert er ihn in den Abgrund. Er geräth in Schimpf und Schande und muß sein waghalsiges Unternehmen in harter Gefangenschaft büßen.

Den königlich gewaltigen Zug, die ihm selbst unbewußte Poesie seiner Natur, die seinem Durst nach Machtfülle zu Grunde lag und adelte, hat Gunhild, sein Weib, nie verspürt. Nur geblendet von dem Glanz seiner Herrschergaben und seines gebieterischen Auftretens, hat er für sie, mit dem Verlust von Ehre und Ansehen alles eingebüßt, was er ihr etwa je an echtem Empfinden eingeflößt hat. Sie weiß nur, daß er die Schande, die furchtbare, nie zu sühnende Schande vor den Leuten, über sie gebracht hat, und mit dieser Erkenntniß ist der Haß in ihr Herz gezogen und hat jede menschliche Regung in seinem Frost erstickt. Der einzige Punkt, den die Eiskruste noch frei gelassen, ist die Liebe zu ihrem Sohne. Und doch ist es nicht eigentlich Liebe, mütterliche Liebe . . . denn sie hält es für ihren Gewinn, die Gewalt einer Mutter über Erhard auszuüben. Nach den Bedürfnissen und Neigungen seiner Natur fragt sie nicht. Sie glaubt das Recht zu haben, ihm sein Lebensziel zu weisen und seinen Weg vorzuschreiben. Eine jener rechtlichen, stolzen, unbeugsamen, aber eigensinnig starren und engen Naturen, die immer zu kurz greifen. Zäh hält sie an ihrer einmal erfaßten Meinung fest, und blickt über dem hohen Ziel, das sie Erhard gesteckt, weder rechts noch links; auch nicht in die Tiefe, auch nicht in das Wesen der ihr Liebsten, und wird die Verstocktheit des eignen Herzens nicht gewahr. So hat sie nie gemerkt, daß John Gabriel, als er noch unvermählt war, eigentlich nicht sie, sondern Ella Rentheim geliebt hat. Die Zwillingsschwestern sind ganz verschieden geartet. Ellas feines Verständniß und Eindringen in die Poesie seines Geistes, hatte sein himmelstürmendes Wollen und gewitterhaftes Ringen begleitet wie leise, beschwichtigende Musik. Und soweit die nach Herrschaft drängende Leidenschaft seiner Natur seelischen Bedürfnissen Raum ließ, hat er sie wohl auch geliebt. Aber doch nicht so, um sie nicht dem elementarsten Zuge seiner Natur, dem Machtgelüst hinzuopfern. Denn jener andere, der um seine Pläne wußte, liebte diese Ella mit heißer Leidenschaft und begehrte sie als Preis für seine Hilfe. Erst als sie seinen Werbungen immer standhaft ihr Nein entgegensetzte, rächte er sich an John Gabriel und verrieth ihn.

Sie muß einmal anziehend gewesen sein, diese Ella, in ihrer dunkeln Schönheit und weichen Hoheit. Erschlossen nur dem einen gegenüber, der den Reichthum ihrer Liebesfülle wohl ahnte, sich sanft davon umschmeicheln

ließ, aber ihr nie das warme Licht gewährte, in dem sie sich erst voll hätte entfalten können. War er selbst ja auch kein Kind der Sonne, sondern der Nachtfülle, wie Ibsen in einem Jugendgedicht einen von Borkmanns Geistesart sagen läßt:

„Entbehr ich als Zuflucht, des Schoßes
„Des Dunkels, so weiß ich nicht Rath; —
„Ja, glückt mir einmal etwas Großes,
„So wird's eine nächtliche That."

Ibsen behandelt das Problem der Liebe immer nur beiläufig. In erster Linie kommt es ihm darauf an, die Verzweigungen der zartesten Wurzelfasern psychologischer Vorgänge bloszulegen, um so ihre Gesetzmäßigkeit wie ihre Widersprüche aufzufinden. Er geht von der Erfahrung aus, daß wir zunächst durch unsere Natur, unsere ganze Veranlagung zu unserm Thun und Verhalten getrieben werden. Dies Verhalten prägt uns allmählich seinen Charakter auf. Es fließt nicht mehr rein aus unserer Natur, sondern bildet sie in einer bestimmten Richtung weiter, prägt sie um oder bindet sie, bis hinein in unser Empfinden, Erkennen und Wollen. So wird jeder Mensch schließlich ein Ergebniß seines Handelns, seiner eignen Vergangenheit. Da Ella nun voll und ausschließlich Weib ist und nie irgend einen geistigen Inhalt in ihr Leben aufgenommen und verarbeitet hat, bildet die Liebe, und zwar getäuschte Liebe, auch den Schwerpunkt in ihrer Entwickelung und macht ihre Beurtheilung der Dinge und Geschehnisse einzig von hier aus verständlich. Die unverzeihliche Sünde John Gabriels ist in ihren Augen nicht der Betrug an Tausenden, sondern der Mord, den er an ihrer Seele begangen, als er das Liebesleben in ihr tödtete und damit das Mitgefühl und die Barmherzigkeit jeder Art, ja das Gemüthsleben selbst.

„In all diesen Jahren ist es mir immer mehr zuwider geworden, — rein unmöglich zuletzt, irgend ein lebendes Geschöpf zu lieben. Keine Menschen, keine Thiere oder Pflanzen . . . Ich habe von keiner Barmherzigkeit gewußt, — seitdem Du mich im Stich ließest. Ich konnte es einfach nicht. Kam da ein armes, ausgehungertes Kind in meine Küche, das fror und weinte und um etwas zu essen bat, da ließ ich die Köchin dafür sorgen. Fühlte nie ein Bedürfniß, das Kind zu mir selber hereinzunehmen, es an meinem eigenen Ofen zu erwärmen und mich zu erfreuen an dem Anblick, wie es dasäße und sich satt essen durfte. Und so war ich doch niemals in meiner Jugend gewesen . . ."

Fast will es scheinen, als halte Ibsen selbst den Seelenmord für die Sünde, die nicht vergeben werden kann. Als sei John Gabriel überführt worden, mit dieser Sünde an Ella die Schuld begangen zu haben, aus der er auch seine Seele nicht wieder lösen könne. Denn er will Erhard an Ella abtreten, er soll künftig ihren Namen führen, „als Sühne für seine schwerste Schuld." Ella, die erst eben den wahren Sachverhalt

erfährt, von dem Manne, den sie wohl etwas verachtet, dem sie aber nie eine Gemeinheit des Herzens zugetraut hätte, sagt zuletzt zu Borkmann: „Niemals wirst du den Preis gewinnen, den Du für den Mord verlangtest. Niemals wirst Du den Siegeseinzug halten in Dein kaltes, dunkles Reich . . .“ spricht damit aber nur die ganz persönliche Ansicht des Weibes aus, dem Liebe Leben war — das keinen andern Lebensinhalt besaß, und in diesem Fall kein anderes Fazit aus ihrem Leben ziehen konnte, als körperlichen und geistigen Bankrott. Kann sich doch die letzte Erwiderung John Gabriels auf ihre Anklage: „Ich fürchte fast, Du hast richtig prophezeit, Ella“ — eben so gut auf den Tod beziehen, dessen Nähe er spürt, wie auf das Eingeständniß, daß diese Schuld ihn unwiderbringlich hinabziehen müsse. Ibsen ist hier eben so fern davon, eine endgültige Norm und Lösung aufzustellen, wie auch sonst. Liegt doch seine Größe vornehmlich darin, daß, wie bei den Dichtern und Denkern, die ihn um Haupteslänge überragen, die mannigfaltigsten Anschauungen, Tendenzen und Deutungen Raum haben, sich in ihm auszuleben, ohne doch sein persönlichstes Meinen zu ergründen. Nach seinem eigenen Ausspruch ist er wohl gekommen Fragen zu stellen, nicht aber sie zu beantworten. Sonst müßte er ja ihre Lösung auf das Niveau seiner Erkenntniß herabstimmen.

Wenn Ella Leben und Lieben nicht dasselbe bedeutete, würde sie Erhard, das Einzige, das sie noch lieben kann, weil er Borkmanns Sohn ist, nicht so leichten Herzens mit Frau Wilton ziehen lassen, weil ihm die Schellen ihres Schlittens „vielleicht dennoch das Glück und das Leben einläuten . . . eine Zeitlang wenigstens.“ Sie würde nicht der Selbsttäuschung verfallen, daß die Liebesentbehrung ihre Kraft zu dieser Entsagung aufrecht erhalten habe, der doch nur der egoistische Wunsch zu Grunde liegt, sich in Erhards Herzen ein liebevolles Andenken zu sichern und so noch einen Sieg über seine Mutter davon zu tragen. Um diesen Preis gönnt sie Borkmanns Sohn lieber ein zweifelhaftes, flüchtiges Glück, an dem er vielleicht scheitert, als daß sie ihn heranreifen sähe zu einem „Leben in Reinheit und Hoheit“ der großen Mission entgegen, die seine Mutter für ihn ausersehen hat: die Schuld seines Vaters zu sühnen und seinen Namen wieder zu Ehren zu bringen. In dieser Hinsicht überragt Gunhild die Schwester bei Weitem. Nur rechnet sie nicht damit, daß ein junger Mensch, aufgewachsen in der dumpfen Luft, der bedrückenden Umgebung gescheiterter Existenzen, sobald sich die Lebenskraft in ihm regt, mit elementarer Gewalt nach Freiheit und Vergessen, nach Abstreifen der Bande verlangt, die ihm das Schicksal Anderer aufzuerlegen droht. Und auch das hat sie außer Acht gelassen, daß Bitterkeit und Gehässigkeit nicht die Atmosphäre sind, in der die Liebe zu hohen hehren Idealen erwächst.

Erhard ist eine liebenswürdige Natur, mit natürlicher Gutmüthigkeit der vereinsamten Mutter, Anhänglichkeit und Dankbarkeit Ella gegenüber,

die ihn als Knaben zu sich genommen, bei sich erzogen hat und ihn, wie die ganze übrige Familie, von ihren Mitteln erhält, die Borkmann bei dem großen Zusammenbruch damals nicht angegriffen hatte. Aber er ist leicht bestimmbar und jedem Einfluß zugänglich. Die Mutter glaubte, es sei ihr gelungen, ihn Ella zu entfremden und ganz für ihre Absichten zu gewinnen. Unterdessen hat er sich längst in die Leidenschaft zu einer Frau verstrickt, deren „feines Verständniß für ihres Sohnes Eigenthümlichkeiten" der vereinsamten, arglosen Mutter überaus wohlgethan hat. Sie kam oft zu ihr, namentlich seit sie hier ganz in der Nähe eine Villa bezogen. Frau Wilton lebt getrennt von ihrem Mann, der für sie todt ist. Sie scheint böse Erfahrungen in ihrer Ehe gemacht und in Freudlosigkeit dahin gelebt zu haben, bis Erhard in ihr Leben trat. Der sich schnell entzündenden Leidenschaft des Knaben ist sie halb entgegengekommen, halb hat sie ihn gewarnt. Aber, ist das Endergebniß ihrer Erwägungen: „Man kann doch unmöglich das Glück von der Hand weisen, blos weil es so spät kommt, denn ich habe auch nur in diesem Einen Einzigen das Glück gefunden."

Frau Borkmann in ihrer kühlen, philiströsen äußeren Ehrbarkeit kann in dem Allen nur Widersinn, Gemeinheit und neue Schande erblicken. Mit einem bösen Lächeln fragt sie Frau Wilton, ob sie gut daran thue, die kleine Frida in dieser Situation auf Reisen mitzunehmen, worauf Frau Wilton ihr gereizt mit ironischer Bitterkeit entgegnet, daß sie das sogar thue, um gleich einen Ersatz bei der Hand zu haben, wenn sie und Erhard einander überdrüssig wären. Und doch scheint ihr in diesem Augenblick wohl nichts undenkbarer als ein Aufhören ihrer Liebe, die ihr das lang entbehrte Glück einläuten soll.

Ibsen nimmt mit Vorliebe ein Motiv aus seinem letzten Drama in das neue mit hinüber, um es in veränderter Form zu verwerthen. So hat er der Gestalt der Frau Wilton einen dämonischen Zug verliehen.

Aehnlich wie Klein Eyolf der Rattenmamsell folgen muß, ihrer Gewalt geheimnißvoll erlegen, erscheint Erhard einem unbezwinglichen Zauber, der Macht eines an sich reißenden Willens widerstandslos verfallen zu sein. Im entscheidenden Augenblick verläßt er alle, die für ihn gesorgt, um ihn gebangt haben und um seine Liebe warben. Allen, denen er die Zukunft bedeutete, an der sie sich wieder aufrichten wollten. Aber Gunhild wie Ella hatten versucht Erhard aus ihrer Seele heraus zu beeinflussen und ihm ihr eignes Ideal auferlegt. Daher schüttelt er es nun ab wie ein fremdes Joch. Niemand hat darauf hin gehorcht, wohin die eigene Natur des Knaben zielte und diese Tendenz zu stärken und zu entwickeln gesucht. Da schlägt er allen ein Schnippchen. Endlich will er sein eignes Leben leben — und doch ist ihm auch dies aus fremder Seele suggerirt! Vergebens mahnt ihn die Mutter an seine hohe Mission, der er sein Leben gewidmet habe: „Ach, sag doch lieber die Aufgabe, der Du mein Leben

gewidmet hast! Du, du bist mein Wille gewesen! Selber habe ich nie einen haben dürfen." So hat die Willensstarrheit der Mutter nur Willenlosigkeit im Sohne herangebildet. Vergebens ruft Ella ihn auf, ihr zu folgen und ihr die letzte kurze Lebenszeit zu erhellen; vergebens ruft ihn der Vater auf, in die Welt hinauszuziehen, und mit ihm vereint, in der Arbeit zu neuer Höhe emporzuklimmen. Da ihr Wettkampf um Erhard aber lediglich selbstsüchtigen Motiven entspringt, erwächst ihm daraus ein Schein innerer Berechtigung, ihr Joch abzuschütteln, und die Reise nach dem Glück anzutreten.

Es verschärft die Tragik der Situation, daß von dem Hause des Mannes aus, der Borkmanns Ruin herbeigeführt hat, des Sohnes Entführung bewerkstelligt werden soll.

Erhard war von der Mutter dem Vater systematisch fern gehalten worden und blickt mit einem scheuen Grauen zu ihm auf. Und fremd sind sich auch diese beiden Naturen, die scheinbar nichts mit einander gemein haben. Und doch ist es dieselbe Intensität des Fühlens, die den Vater trieb, durch Mittel die jenseit von gut und böse liegen, das Glück Tausender zu begründen, und den Sohn treiben, auf illegale Weise das eigne Glück zu suchen. Nur daß die Intensität des Vaters auch im Gesetzlosen jenen Zug ins Große, Gewaltige, Dämonische hat, während sie bei dem Sohn ins Kleine, Schwächliche, Charakterlose entartet ist.

Aehnlich karrikirt verhält sich Frau Wiltons Leidenschaft zu Ellas Liebesleben. Weil diese aber einmal wahrhaft geliebt hat, versteht sie auch dies Zerrbild der Liebe noch, das Rausch begehrt und deren Flammen in Qualm und Asche versinken werden.

Eine merkwürdige Stelle in der Gruppirung dieser Charaktere, nimmt Foldal ein. Er gehört zu den Idealisten, deren Individualisirung Ibsen nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin, immer wieder lockt.

Er schildert sie einmal als Prophetengeister, durch die Wahrheit frei geworden, die sie selbst „als schädliche Wahrheit dem nützlichen Irrthum vorziehen, weil Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt." Sie kennen keine kleinlichen Rücksichten mehr und setzen dieselbe Sehnsucht nach Realisirung der Wahrheit auch bei andern voraus. Da ragt vor allem Dr. Stockmann empor, der Volksfeind, der mit der ganzen Kraft und Unerschrockenheit eines Menschen, der auf der Wahrheit fußt, unbeirrbar den Kampf mit der Lüge der ganzen Welt aufnimmt. Da ist Gregers Werle und tritt unter die Durchschnittsmenschen, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er ihnen mit seiner „idealen Forderung" Köstliches zu bringen habe, für das sie ihm ewig dankbar sein müßten.*) während sie gar nicht im Stande sind, seine Ideale zu fassen und in ihr

*) Siehe die geistvollen Darlegungen von Lou Andreas-Salomé in „Ibsens Frauengestalten" S. 77 u. ff. — Verlag von Lazarus, Berlin. Preis Mk. 1,50.

Leben aufzunehmen. Diesem Gregers stellt Ibsen in Hjalmar („Wildente“) jene andre Art Idealisten gegenüber, die sich Menschen, Verhältnisse und ihre eigne Person, nach Bedarf und Belieben selbst idealisiren, oder wie Relling es bezeichnet, durch die „Lebenslüge“ annehmbar machen. Hjalmar lebt auch über sein eignes Wollen und Können in fortgesetzten Illusionen, die beides, Stimulans und Narkose seines verfehlten Lebens bilden und ihn eben sowohl zu Grunde gerichtet haben, wie sie ihn vor tieferem Sinken bewahren.

Da ist Pastor Manders in den Gespenstern, der seine idealen Forderungen der bedingungslosen Ergebung unter die traditionellen Gesetze und Anschauungen geltend macht, auch da, wo sie lebenzerstörend wirken und die Laster in ihren Verkettungen nur steigern und weiter fortpflanzen. In dieser Gestalt geißelt Ibsen jene Sinnesart, die da glaubt Herzensunschuld und Reinheit einzubüßen, wenn sie Harmlosigkeit und Unkenntniß des Lebens verliert. Und doch sind dies nur negative Seiten jener gewaltigen Lebensmächte, die ihre volle Wirksamkeit allein entfalten können, wenn sie sehenden Auges die Welt durchziehen.

Ibsen verleiht all seinen Idealisten diesen Zug von Weltunerfahrenheit und völligem Mangel an Menschenkenntniß. „Ich meine, daß Sie ein großes Kind sind und bleiben werden“ — sagt Hedwig Alwing zu Pastor Manders. Und Kindlichkeit ist der Zauber und die Schwäche dieses Idealismus. Den Segen und das Unheil, das er sich und andern bringt, hält er in einer Schale. Subjektiv erscheint es eine gütige Veranstaltung der Vorsehung, den Idealisten so häufig den Wirklichkeitssinn zu versagen. Doch giebt es seltsam Gezeichnete unter ihnen, denen man freilich nicht alle hundert Jahre begegnet. Sie wandeln auf den reinen Höhen der Menschheit, und halten aus eigner, innerer Nothwendigkeit heraus das Panier der idealen Wahrheitsforderung hoch, obwohl sie die Tiefen des Daseins in ihrer ganzen Abgründigkeit und Furchtbarkeit erschauen. Mit diesem Doppelblick des Sehers nach oben und unten zugleich, ist ihnen freilich eine Gabe geworden, die sie unabweislich zu tragischen Menschen erhebt. Ohne diesen Preis zu zahlen, scheint es fast unmöglich, Taubeneinfalt und Schlangenklugheit in sich zu versöhnen.

Foldal gehört nun nur in eine Seitenlinie dieser Idealistenfamilie Ibsens. Die ideale Forderung der Wahrheit stellt er weder an sich noch an Andere. Er möchte nur in seinen Illusionen belassen werden. Sein Idealismus ist eine halb gebrochene Schwinge, die nur noch taugt, ihn hin und wieder in eine Höhe zu tragen, in der er die Misère seines verpfuschten Lebens vergißt. Zu Hause, da verachten sie ihn. Vor Allem seine Frau, eine rohe, untergeordnete Natur, die er geheirathet hat aus keinem andern Grund als „heirathen thut man ja gern, wenn man anfängt in die Jahre zu kommen“ — und zwar in dem Moment, als er, durch Borkmann um sein Vermögen betrogen, „so reduzirt, so ganz auf den

Hund gekommen war"; aber „der herrliche und erhebende Gedanke nützt trotzdem: draußen, um uns her, in weiter Ferne, — dort findet sich dennoch das wahrhafte Weib." — In seiner Jugend hat er ein Trauerspiel geschrieben; er hielt sich für einen Dichter, aber Niemand sonst! So hat er es nur bis zu einer Schreiberstelle in einer Kanzlei gebracht, die ihn und die Seinen nothdürftig ernährt . . , Er ist eine zu schwächliche Natur, um sich durch seinen Idealismus nur vor sich selbst behaupten zu können. So geht er Abends, um sich zu narkotisiren, jahraus, jahrein in das Haus des Mannes, der ihn ruinirt hat; braucht dieser ihn doch in seinem Käfig, wie der Löwe das Hündchen; streichelt ihn hin und wieder mit seiner Tatze und wirft ihm Brocken von dem Reichthum seines Geistes zu. Denn Foldal, — um von ihm zu hören, daß er dennoch ein Dichter sei — erweist ihm die Wohlthat zu glauben, daß man ihn noch einmal im Triumph holen werde, um die Bank neu zu organisiren, deren Leitung jetzt Niemand bewältigen könne. — Es ist wunderbar, wie viel Züge feinster Lebensbeobachtung wie zufällig hier verstreut sind. Mit furchtbarer Satyre geißelt Ibsen die Art Kompromisse, auf denen der Verkehr der beiden Unglücklichen allein beruht. Fast kindisch in dem gegenseitigen Verlangen, ihrem Elend für den Augenblick zu entgehen, sagt Borkmann zu Foldal: „Wenn Du nicht mehr an meine Zukunft glaubst, glaube ich nicht mehr an Deinen Dichterberuf."

In Frida, Foldals Tochter, hat sich, wie er ganz richtig herausfühlt, sein kleines Dichtertalent in Musik umgesetzt; „in zehnmal mehr Musik, als die ganze Gesellschaft, der sie zum Tanz aufspielen soll, im Leibe hat." Charakteristisch für das ungebrochene Gefühl seiner Größe ist ferner Borkmanns Aeußerung zu ihr: „Sie werden doch nicht so dumm sein, daß Sie an sich selber zweifeln!" Und doch kennt auch er diese Rückschläge.

Die kleine Frida ist der Sonnenschein in ihres Vaters Leben: „sie war die Einzige, die mich so ein bischen verstand" . . . Aber noch besser versteht sie sich auf ihren Vortheil. Seit sie ganz bei Frau Wilton wohnt, ist sie nicht mehr nach Hause gekommen; und den Plan mit ihr und Erhard ins Ausland zu reisen, mag sie den Eltern nicht persönlich mittheilen. „Aber so warm, wie der Brief geschrieben ist und schön und herzlich . . . Und dann noch der feinfühlige Zug, weißt Du, daß sie uns schriftlich Lebewohl sagen wollte — ehe sie abreiste . . . Die Mutter weinte sich fast die Augen aus, als ich fortging, aber sie, die gute Seele, die versteht's eben nicht besser . . . Jetzt darf sie in die große, weite Welt hinaus, von der mir einstmals so herrlich träumte . . ."

Armer alter Foldal! Du ahnst nicht, daß die kleine Frida, deiner Vereinsamung nicht achtend, auch nur ihr eigenes Glück sucht, und daß Fridas Ausbildung und Zukunft für Frau Wilton und Erhard, deren Güte du bewunderst, nur Vorwand sind, womit sie ihr eigenes Vorhaben vor der Welt verschleiern.

Fast raffinirt ist der Zug herausgearbeitet, wie jeder der Betheiligten den Schwerpunkt von John Gabriels Schuld da erblickt, wo er selbst geschädigt ist — er selbst mit eingeschlossen. Glaubt er doch sich nur gegen die eigene Größe versündigt zu haben. Vertrauensbruch in der Freundschaft hält er für die häßlichste Sünde, begreift aber nicht, daß er dasselbe gethan, was er an Hinkel verurtheilt, denn sich beurtheilt er allein nach seinen Motiven: „Ich habe die Macht geliebt, Menschenglück zu schaffen, weit, weit um mich herum .... Ich besaß die Macht! Und dazu kam der unbezwingbare Trieb in meinem Innern. Da lagen die gefesselten Millionen übers ganze Land, in der Tiefe der Berge, und riefen nach mir! Schrien zu mir um Befreiung! Aber Keiner von allen den Andern hörte es. Nur ich allein." In Zügen wie diese, tritt das Individuellste jedes Charakters am deutlichsten hervor.

Unheimlich weiß die Dichtung die Tragik der Geschehnisse in unsre Stimmung zu übertragen.

Gleich im ersten Aufzug legt sich uns der dumpfe, furchtbare Druck auf die Seele, unter dem Mann und Frau nun schon acht Jahre mit einander unter demselben Dach geathmet und sich gemieden haben. Unter demselben Dach und doch weltenfern von einander. Nur auf und nieder gehen hört die Frau ihn immer droben, wie einen Wolf im Käfig; aber wie kann die Schwester ihr zutrauen, je mit ihm in Berührung zu kommen? .... Dann die Abrechnung, die die Schwestern mit einander halten, in dieser grausigen Unversöhnlichkeit. Ihr Kampf um das Herz des Sohnes, des kleinen, — ein Widerspiel ihres einstigen Kampfes um den großen Mann da droben. — Als die kleine Frida ihm über ihnen den danse macabre vorspielt — erzählt er ihr, wie er die Musik zuerst unten in den Bergwerken gehört, als das Erz ihm gesungen habe .... Nach den wenigen Worten, die Borkmann zu dem Kinde spricht, wird einem schon die andere geistige Atmosphäre fühlbar, in der dieser Mann lebt, als die Frau da unten. Die beiden haben einander nie verstehen können. Man empfindet die Gewalt der düstern Poesie, die sein Denken noch immer mit schwerem Flügelschlag umkreist. Auch in der darauf folgenden Aussprache mit Ella tritt es klar zu Tage, wie um Hauptеslänge er Alle überragt, auch das Mädchen, das er geliebt hat. Es hat etwas Packendes, wie bei der ersten Gelegenheit, die ihm nach so vielen Jahren der Haft und Abgeschlossenheit wird, sich einmal voll auszusprechen, er sich auch der in ihm noch ungebrochnen Kräfte bewußt wird. Wie die lange verhaltenen Gedanken, die er all die Jahre über in sich herumgewälzt, erst langsam, dann immer unaufhaltsamer hervorbrechen. Er findet Worte der Anklage zu Gunhild, wie: „Niemand habe ich gehabt, der wachsam genug, der immer bereit gewesen wäre, mich zu rufen. — mir zu läuten wie eine Morgenglocke, — mich aufzurufen zu neuer, muthiger Arbeit. — Und dann mir einzuprägen, daß ich nichts Unauslöschbares verübt habe."



Mit einem Schlage wird einem klar, in welch furchtbarem Kreislauf seine Gedanken sich unter einander verklagt und entschuldigt haben. Und doch ist sein Geist dieser Pein nicht unterlegen: „Denselben Tag, an dem ich auf freien Fuß gesetzt wurde, hätte ich hinausgehen sollen in die Wirklichkeit! Ich hätte von unten wieder anfangen sollen und mich von neuem emporschwingen zu den Höhen, höher hinauf als jemals zuvor, trotz allem was dazwischen lag.“ Frau Borkmann in ihrer Kleine und Enge versteht ihn nicht. Sie entgegnet ihm, das wäre doch nur dasselbe Leben wieder geworden. Darauf Borkmann: „Es geschieht nichts Neues. Aber was geschehen ist, — das wiederholt sich auch nicht. Es ist das Auge, das die Handlung verwandelt. Das wiedergeborene Auge verwandelt die alte Handlung.“ Wahrlich, wer aus Schuld und Reue und schwerer Sühne heraus, sich die Kraft bewahrt hat, ein solches Resultat als Summe seines Lebens zu ziehen, dem glauben wir auch, daß, wäre er nicht körperlich ein gebrochner Mann, er uns thatsächlich beweisen würde, daß Licht aus Dunkelheit geboren wird. Droben, in der verschneiten Winternacht, in der er von Ella gefolgt, hinaufsteigt in den einsamen Wald, da fängt auch das Erz in ihm zu klingen an, und er erhebt sich zu wunderbaren Rhapsodien über die Mächte der Erde, die er sich dienstbar machen wollte. Da besingt er das Leben, wie es ihm vorgeschwebt hat: „Die Dampfschiffe, sie kommen und sie gehen. Sie knüpfen Bündnisse über die ganze Erde. Sie schaffen der Seele, Licht und Wärme in vielen Tausenden von Heimstätten. Das zu schaffen war's, wovon mir einstmals träumte. . . . Meine Fabriken! Alle die, die ich hätte schaffen wollen. Horch nur, wie sie im Gange sind. Sie haben Nachtarbeit. Tag und Nacht arbeiten sie also . . . die Räder wirbeln und die Walzen blitzen — immer im Kreis. . . . Die Bergketten dort — in der Ferne, die eine hinter der andern. Sie erheben sich. Sie thürmen sich auf. Dort ist mein tiefes, endloses, unerschöpfliches Reich! Sein Hauch weht mir entgegen wie ein Gruß von unterthänigen Geistern. Ich empfinde sie, die gefesselten Millionen; ich fühle die Erzadern, die ihre gewundenen, geästeten, lockenden Arme nach mir ausstrecken. Ich seh sie vor mir wie belebte Schatten — jene Nacht, da ich drunten stand im Bankgewölbe die Laterne in der Hand. Ihr wolltet befreit werden damals. Und ich versuchte es. Aber ich vermochte es nicht. Der Schatz sank wieder in die Tiefe. Ich will es Euch aber zuflüstern hier, in der Stille der Nacht. Ich liebe euch, die ihr scheintodt daliegt in der Tiefe und im Dunkel! Ich liebe euch ihr lebenheischenden Werthe — mit all eurem glänzenden Gefolge von Macht und Herrlichkeit! Ich liebe euch . . . .!“

Die frische, langentwöhnte Luft berauscht ihn wohl, aber er kann sie nicht mehr ertragen. Er ist ein Bergmannssohn. Sein Geist beginnt sich zu umnachten. Gewolltes und Gewonnenes, Vergangenheit und Zukunft verwirren sich ihm . . . Ella, in der seine Gegenwart alte [illegible]

aufwühlt, verfolgt ihn mit ihren Anklagen, weil sie heute erst erfahren, um welchen Preis er das warme lebendige Menschenherz in ihr zertreten hat . . . „Du verkauftest es um — um —“ Da ist es ein erschütterndes Eingeständniß, als sich ihm qualvoll die Worte entringen: „Um des Reiches — und der Macht — und der Herrlichkeit — willen.“ Nun, angesichts des Todes, ist auch der letzte Selbstbetrug geschwunden. Nicht daß er Tausenden das Glück schaffen wollte, hat ihn verblendet und in Schuld verstrickt. Nein, daß er über die dem Menschen gesetzten Schranken hinaus gestrebt, und hat sein wollen wie Gott — das war die Wurzel alles Bösen. „Es ist mit dem Menschen wie mit dem Baume. Je mehr er hinauf in die Höhe und Helle will, um so stärker streben seine Wurzeln erdwärts, abwärts, ins Dunkle, Tiefe — ins Böse.“ Also sprach Zarathustra.

Droben in Eis und Schnee, da packt ihn eine eisige Erzhand und umkrallt ihm das Herz. Es ist der Tod. Er löst selbst die Härte Gunhilds in das Eingeständniß ihrer erbarmungslosen Herzenskälte auf und über der Leiche des Mannes, den beide Schwestern einst geliebt, reichen sie einander die Hand: „Ein Todter und zwei Schatten.“

* * *

So mächtig Ibsens Dramen auch von der Bühne wirken, so stark man dabei empfindet, daß er Menschen schafft und nicht philosophische Abstraktionen in die Wirklichkeit hineinstellt —, das Tiefste, was er hineingewoben hat, geht bei der Darstellung doch verloren. Wir müßten denn lauter Schauspieler haben wie Eleonore Duse, die uns das Innenleben der Menschen, das eigentlich Treibende, das, was hinter der äußeren Erscheinung und ihrer Wahrnehmung liegt, veranschaulichten. Ibsen kommt es ja vor Allem darauf an, auch in der dramatischen Handlung das verborgene Getriebe der Menschenseele bloß zu legen, zugleich aber den Punkt zu finden, wo das Gesetz des persönlichsten, individuellsten Lebens sich mit den wandellosen Daseinsgesetzen schneidet. Aber unser Innenleben entwickelt und vollzieht sich im Verborgenen und hinter den Koulissen. Wo es in realistischen, sozialen Dramen auf die Bühne tritt, wo es laut wird, wie im letzten Aufzug von „Klein Eyolf“, wo es sich ausströmt wie hier, ja sich ausschreit wie Borkmann in der Winternacht, wirkt es so befremdend und so unverständlich, daß man sich Borkmanns Gebahren nur pathologisch glaubt erklären zu können. Man erlebt ein bürgerliches Trauerspiel und findet es unerklärlich, daß ein Bankdirektor sich plötzlich so anders benehmen sollte, als Bankdirektoren gemeinhin zu thun pflegen. Und doch würde man diese Gedanken und Empfindungen, in Lyrik gefaßt, so wenig in das Gebiet der Geisteskrankheit verweisen, wie eines der schönsten Jugendgedichte Ibsens, „Der Bergmann“, dessen Probleme den Dichter lebenslang beschäftigt haben und an die er hier unverkennbar wieder anknüpft. Es lautet:

„Grubenwand! brich ein mit Gepolter und Getöse vor meinen



schweren Hammerschlägen. Ich muß mir meinen Weg zur Tiefe bahnen, bis ich den Erzgang dröhnen höre. Tief in der Nachtfülle des Berges winken mir reiche Schätze, Diamanten, kostbare Steine in den rothen Adern des Goldes. Und in der Tiefe ist Frieden. Frieden und Verlassenheit von Ewigkeit her. Brich mir den Weg, mein schwerer Hammer, zu dem Herzen des verborgenen Geheimnisses. Einstmals, als fröhlicher Knabe, saß ich unter dem Himmelsheer der Sterne, wandelte auf blumigen Frühlingspfaden, Kindesfrieden im Herzen. Aber ich vergaß die Tagespracht in der Mitternachtsdunkelheit, vergaß des Windes Seufzen und das Seufzen der Oberwelt unter den Tempelbogen der Unterwelt. Als ich zuerst herniederkam, glaubte ich in Herzensunschuld, der Geist der Tiefe werde mir das alte immerwährende Lebensräthsel lösen. Aber noch hat mir kein Geist entwirrt, was mir so seltsam scheint; noch ist kein Strahl von unten nach oben erglommen. Habe ich mich denn geirrt? Wird der erwählte Weg mich nie zur Klarheit führen? Und doch blendet das Licht mich, wenn ich es droben suche. Nein, ich muß hinab in die Tiefe, da ist Frieden von Ewigkeit her. Brich mir den Weg, mein schwerer Hammer, zu dem Herzen des verborgenen Geheimnisses. Hammerschlag auf Hammerschlag, bis zum letzten Lebenstag. Kein Morgenstrahl erglänzt. Keine Sonne der Hoffnung geht auf."

Ja, auch in Borkmann: Hammerschlag auf Hammerschlag, bis zum letzten Lebenstag. Es ist der alte Ibsen noch, der nicht müde wird, Fragen zu stellen nach der letzten Ursache aller Geschehnisse wenn er sie auch nie ergründen sollte . . .

* * *

Von der pathologischen Auffassung geht auch Herr Nissen im Deutschen Theater aus. Sein Borkmann ist die meisterhafte Darstellung eines in seiner äußern Laufbahn gestürzten Bankdirektors, dessen Größenwahn ihn zu Fall gebracht, und sich in der Einzelhaft des Kerkers und der Verlassenheit des eigenen Hauses ins Krankhafte gesteigert und fortgebildet hat. Von der Poesie dieser Gestalt, von der Größe und Tiefe der Welt, die er in sich trug und in die Erscheinung bringen wollte, läßt er uns keinen Hauch verspüren. Warum er zu dem Zweck in Ibsens Maske auftritt, ist nicht recht ersichtlich. Fräulein Pöllnitz wird der Frau Borkmann eher gerecht. Die schneidende Härte, Enge und Unversöhnlichkeit dieser Natur gewinnt Fleisch und Blut. Ihr Spiel macht es verständlich, wie es zwischen Borkmann und ihr nie zu einem Verständniß, nie zu einem Ausgleich der Naturen kommen konnte. Fräulein Lehmann hat sich so wunderbar in die Darstellung der Frauen aus dem Volk eingelebt, daß sie ihren Typus gleichsam in sich aufgenommen hat und nicht mehr davon los kann. So erinnerten auch die echten Töne, die sie anschlug nur an das Gebahren ihrer Fabrikmädchen und Haushälterinnen. Darüber ging der eigentliche Zauber der Ella, der sich schon in ihrem Aeußern, in ihrem Gang, ihren Bewegungen.

und — nicht zum Mindesten in ihrer Sprache kundgeben muß, völlig verloren. Von einstiger Schönheit keine Spur, von patrizischer Haltung eben so wenig. Noch unglücklicher brachte aber Fräulein Sandow Frau Wilton zur Darstellung. Statt des dämonischen Zuges eines Weibes, das in seiner spät erwachten Leidenschaft sein Lebensglück gefunden glaubt und Ehre und Ansehen dagegen für nichts achtet — gab sie eine mit den alleräußerlichsten Mitteln operirende, farblose, unpersönliche Cocotte. Die schneidende Ironie einer Frau, die gleich einen Ersatz mit in den Süden zu nehmen vorgiebt „wenn Erhard mit mir fertig ist, — und ich mit ihm“, — spielte sie ernsthaft, wie einen wohlüberlegten Plan und brachte dadurch einen ganz verfehlten Eindruck hervor. — Herr Rittner ist oft recht glücklich in der Darstellung jugendlicher Liebhaber, warum blieb er uns denn hier Alles schuldig, was es erkärlich macht, daß Erhard zum tragischen Angelpunkt des Stückes wird? Erhard muß durch sein intensives Glücksgefühl über die Alltäglichkeit seiner Umgebung hinausgehoben erscheinen, ja in schärfstem Gegensatz zu ihr stehen. Der Zauber von Jugend, Temperament und Wesen muß es begreiflich machen, daß er der Sonnenschein in dem Leben dieser zerstörten Existenzen ist, und daß sie ohne ihn nicht leben können. Schwerlich hätte eine Frau Wilton sich zu der Entführung eines so reizlosen, ungelenken Pennälers entschlossen; schwerlich Frau Borkmann einem Jungen, der gar keiner Entwickelung fähig scheint, eine hohe Mission zugetraut, noch Ella ihr Herz an ihn gehängt. In welchen Jugendglanz würde Herr Kainz diese Rolle getaucht haben!

Wundervoll war dagegen die Darstellung Herrn Reinhardts als Foldal. So mag ihn sich Ibsen selbst gedacht haben. Die hohe zitternde Stimme, das freundlich wehmüthige Lächeln. die kurzsichtig durch die Brille blinzelnden Aeuglein, das lange, dünne, etwas gelockte Haar -- die äußere Erscheinung ein vollkommenes Widerspiel des ganzen Menschen. Und welche Feinheit und Innerlichkeit in dem Ausdruck der Freude, z. B. als er glaubt, Borkmann die Aenderungen in seinem Trauerspiel vorlesen zu dürfen, und die herbe Enttäuschung als dieser es ablehnt. Man fühlt, wie sein Wesen sich in seiner Illusionsfähigkeit gleichsam badet und verjüngt . . . .

Alle Mängel der Darstellung konnten wohl die intimste Wirkung der Dichtung beeinträchtigen, aber nicht ihre Gewalt aufheben. Man trägt die starke Empfindung nach Hause, daß wenn „wir uns mit den Fragen befaßt haben, die Ibsen uns vorlegt, wir uns zugleich mit dem Leben befaßt haben.“ *) Ja, wir lernen Schicksale, die sich um uns und neben uns abspielen und oft verworren erscheinen, in ihrem Zusammenhang tiefer begreifen, und gerechter würdigen.

*) Siehe Preußische Jahrbücher. Band 82. Heft 1. 1895. „Henrik Ibsen von Philip H. Wickfteed.“

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

15. Februar.

Die böhmische Frage und die nationale Politik der Deutschen.

Mit dem Zusammentritte des neuen, durch die Vertreter der fünften Kurie verstärkten Abgeordnetenhauses, das in wenigen Wochen in Wien zusammentreten wird, könnte und sollte eine Wendung in der Politik der Deutschen eintreten, die den so gründlich veränderten parlamentarischen Verhältnissen entsprechen würde. Die Veränderung beruht nicht auf dem Eintritte der sozialdemokratischen Elemente in unsere Voksvertretung, deren Zahl ohnehin keine beängstigende Höhe erreichen wird, sondern auf der gänzlichen Zersprengung und Vernichtung der Vereinigten Linken, die bisher die große Mehrheit der Deutschen in sich begriffen hatte, deren Haltung also der Willensmeinung des deutschen Volkes in Oesterreich zu entsprechen schien. Mit dem Sturze der Vereinigten Linken, deren völlige Auflösung von den eigenen Mitgliedern zugegeben wird, ist die alte Verfassungspartei aus dem politischen Leben Oesterreichs für immer ausgeschieden. Es ist zwar immerhin möglich, daß die liberalen Großgrundbesitzer, die sich eben in Wien zu einer Besprechung zusammengefunden haben, bei dem gänzlichen Mangel politischer Ideen, den sie als ein unverwirkbares Vorrecht ihrer Vertreter in Anspruch zu nehmen gewohnt sind, den Abgang eines den geänderten Verhältnissen Rechnung tragenden Programmes abermals mit der inhaltslos gewordenen Versicherung treuen Festhaltens an der Verfassung zu verbergen trachten werden, sie werden aber Niemandem die Ueberzeugung beizubringen vermögen, daß sie in dieser Weise irgend einen Einfluß auf die innere Entwickelung Oesterreichs zu nehmen vermögen. Gerade das Verhalten des Großgrundbesitzes, dieses Schooßkindes der Februarverfassung, liefert den Beweis, daß dieselbe auf falsche Voraussetzungen aufgebaut und deßhalb unhaltbar geworden ist. Sie hatte nicht nur den großen, sondern — wirthschaftlich genommen — auch den mittleren Besitz an zusammenhängendem Grund und Boden mit politischen

Rechten von so großer Ausdehnung ausgestattet, wie er sie sonst nirgends besitzt, weil ihr Schöpfer annahm, daß die Träger dieses Besitzes die Stützen der zentralistischen Staatsreform und der Oberherrschaft der Deutschen sein würden. Nur zu bald aber hat sich diese Annahme als Täuschung erwiesen. Gerade in jenen Ländern, in denen der Großgrundbesitz einen namhaften Einfluß auf die wirthschaftlichen Verhältnisse ausübt und der übrigen Bevölkerung gegenüber eine Macht darstellt, hat die Mehrheit der Großgrundbesitzer sich für die föderative Ausgestaltung des Staates entschieden und die Forderung aufgestellt, daß die Verwaltung von den besonderen Zuständen in den einzelnen Ländern abhängig gemacht werde.

Mit wenigen Ausnahmen sind nur jene „Großgrundbesitzer“ Zentralisten, deren soziale Stellung gar nicht in der landbauenden Bevölkerung wurzelt, die sich berufsmäßig mit jenen Interessen gar nicht beschäftigen, die sie vertreten sollen, sondern ihr Fortkommen in bureaukratischen Stellungen suchen und, gestützt auf ihre höfische Versippung, darin mit dem Bürgerthum erfolgreich konkurriren. In den deutschen Erblanden ist der Adel, in dessen Händen sich die überwiegende Mehrheit der politisch konzessionirten „Großgrundbesitze“ befindet, zumeist wirthschaftlich ohne alle Bedeutung, die Güter sind zu klein, um deren Eigenthümer zu großen Herren zu machen, von denen zahlreiche Existenzen abhängen, und die in Betracht kommenden Persönlichkeiten sind in den meisten Fällen zu hoffärtig und zu oberflächlich gebildet, um einzusehen, daß der adelige Großbauer schaffen, arbeiten und vor Allem unter den Berufsgenossen auf der eigenen Scholle leben muß, um seine Aufgaben erkennen und durchführen zu lernen. Bauer und Bürger ist darüber einig, daß der Bestand der Großgrundbesitzer-Kurien deßhalb nicht zu rechtfertigen ist, weil durch dieselben nicht die Interessen einer im Volke wirkenden, mächtigen Berufsgenossenschaft, sondern nur einer Anzahl von Familien gefördert werden sollen, denen die Bedürfnisse der Landwirthschaft ganz fremd sind, weil sie sich mit derselben weiter gar nicht beschäftigen.

Der liberale Großgrundbesitz ist zentralistisch gesinnt, weil er sich in den Ländern nicht zur Geltung zu bringen versteht, weil es ihm an Fleiß, Arbeitslust und Intelligenz fehlt, um die auf dem ererbten Grund und Boden vorhandenen Quellen des Wohlstandes durch intensive landwirthschaftliche Thätigkeit auszubeuten, während es ihm geringe Mühe verursacht, durch Ausnützung aller erdenklichen Verbindungen und durch Loyalitätskundgebungen, die für den Staat gewiß nicht den geringsten Werth haben, seinen angeblichen Anspruch auf die höheren Beamtenstellen in den Zentralämtern wahrzunehmen. Er steht demnach heute noch auf dem Standpunkte der alten Verfassungspartei, nicht weil die Verfassung die Garantien freiheitlicher Entwickelung bietet und die Volksrechte sichert, sondern weil auf ihr die Beamtenhierarchie beruht, die den absoluten Staat repräsentirt hat und im konstitutionellen Staate nur dann fortbestehen kann, wenn die

zentralistischen Einrichtungen unberührt bleiben. Unter dieser Voraussetzung ist der liberale Großgrundbesitz bereit, jeder Regierung zu dienen; zu einer ernsten und nachhaltigen Opposition kann er sich nicht entschließen, weil er jede Erschütterung der Zentralgewalt, die sich im jeweiligen Ministerium darstellt, vermeiden will. Von einer nationalen Gesinnung dieser Partei kann nicht die Rede sein; es gehört heute zu den traurigsten Erfahrungen des deutschen Volkes in Oesterreich, daß es sich von seinem Adel verlassen sieht, daß dieser von einem volksthümlichen Grundadel, der mit seinen Stammesgenossen Freude und Leid theilt, zu einem der engeren Heimath entfremdeten Hofadel geworden ist. Das Volk braucht keine Kaiserlichen und Königlichen Kämmerer zu seiner Führung, sondern freie unabhängige Gutsbesitzer, und wenn sie auch rechte und richtige Junker wären, die für das Wohl ihrer Stammes- und Landgenossen einzustehen bereit sind. Unser Großgrundbesitz hat kein nationales Gefühl, er ehrt in der deutschen Sprache nicht die Muttersprache, sondern die Staatssprache, nicht das kostbare Gemeingut der Nation, sondern das Verständigungsmittel für eine vielsprachige Armee, er verlangt eine bevorzugte Stellung der Deutschen nicht nur ihrer selbst willen, sondern weil die zentralistische Regierungsschablone auf der „Kanzleifähigkeit“ der Deutschen beruht.

Es wäre überflüssig, sich mit diesen Elementen unserer Volksvertretung so eingehend zu beschäftigen, wenn sie nicht das Pivot des Zentralismus bilden würden, auf welches sich auch andere Gruppen der Deutschen zurückzuziehen lieben, wenn sie im Kampfe gegen nationale Gegner stehen. Obwohl sich die Deutschen in Böhmen von den liberalen Großgrundbesitzern durch ihren Austritt aus dem Klub der Vereinigten Linken getrennt haben, wissen sie zur Wahrung ihrer nationalen Rechte doch keinen anderen Weg einzuschlagen, als den ausgetretenen Pfad des Zentralismus, auf dem zuerst die Verfassungspartei und nach ihr die Vereinigte Linke das deutsche Volk ins Unglück geführt hat. Mit aufrichtiger Trauer muß man angesichts der letzten Vorgänge im böhmischen Landtage die Thatsache feststellen, daß man dort auf deutscher Seite noch immer dem Phantome der „Staatspartei“ nachhängt und sich nicht entschließen kann, vom rein nationalen Standpunkte aus die Angelegenheit des Ausgleichs mit den Tschechen zu behandeln.

Die Tschechen haben wie alljährlich auch in der gegenwärtigen Session den Antrag vor den Landtag gebracht, es möge in einer an die Krone zu richtenden Adresse die Wiederherstellung des böhmischen Staatsrechtes verlangt werden. In der Begründung des Antrages definirte Herold das böhmische Staatsrecht sehr kurz und einfach als „das Recht der böhmischen Länder auf eigene Legislative und eigene Administrative“. Man sollte meinen, daß durch diese ganz allgemeine Forderung ein nationales Recht der Deutschen unmöglich verletzt werden könne, daß für die Deutschen also kein Hinderniß bestehe, in eine Erörterung darüber

einzugehen, ob und unter welchen Umständen dieses angebliche Recht der böhmischen Länder geltend gemacht werden könne. Nicht mehr und nicht weniger wäre mit der Annahme des Adreßantrages geschehen, die Deutschen hätten sich dadurch des Rechtes nicht begeben, ihre Bedingungen zu stellen, die Zugeständnisse namhaft zu machen, die sie von den Tschechen für den Fall einer Verfassungsreform im föderativen Sinne verlangen müßten, nichts hätte sie gebunden, einem einseitig die Tschechen begünstigenden Gesetzentwurfe in der Zukunft zuzustimmen, ihre Macht wäre durch ein vorläufiges Entgegenkommen gegen eine Lieblingsidee ihrer Landesgenossen nicht größer und nicht kleiner geworden, aber es wäre ein erster Schritt zur freien Vereinbarung zweier seit Jahrhunderten nebeneinander gesiedelter und auf einander angewiesener Völker geschehen und es wäre die Möglichkeit geboten gewesen, auch von den Tschechen einen ebensogroßen Schritt auf dem Wege der Verständigung zu erlangen. Aber nicht die Deutschen haben den Tschechen gegenüber das Wort ergriffen, sondern die „Verfassungstreuen“, die durch den Mund des zentralistischen Bureaukraten, Herrn v. Scharschmid, die Erklärung abgeben ließen, daß sie für die Einsetzung einer Kommission zur Berathung des Adreßantrages nicht stimmen können. Sie betrachten die regelmäßig wiederkehrenden Bestrebungen betreffs einer Aenderung des staatsrechtlichen Verhältnisses des Königreichs Böhmen zu der Gesammtheit der Monarchie als durchaus vergeblich und nachtheilig, weil sie gegen die Ergebnisse einer mehr als Jahrtausende umfassenden historischen Entwickelung gerichtet sei und weil durch sie immer wieder die Leidenschaften der Völker gegeneinander aufgehetzt und ihre Vertreter von der Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgaben abgelenkt werden. Darauf verließen die deutschen Abgeordneten den Saal und der Antrag wurde von den Tschechen und den föderalistisch gesinnten Großgrundbesitzern angenommen.

Die Deutschen haben also die schroffste Form der Ablehnung gewählt, indem sie an der Abstimmung gar nicht theilnahmen und die Gegenpartei außer Stand setzten, der Minorität eine Vertretung im Ausschusse zu geben. Den Beweis, daß dieses Vorgehen durch das nationale Interesse der Deutschen geboten sei, haben diese nicht einmal herzustellen versucht. Wenige Tage später brachten sie jedoch ihrerseits den Antrag auf **Bildung nationaler Kurien** für die Wahlen im Landtage ein, durch welche die Deutschen mit den Tschechen und mit den Großgrundbesitzern vollkommen gleichgestellt und mit der gleichen Anzahl von Vertretern in den Ausschüssen bedacht werden sollen. Sie forderten die Zustimmung zu diesem Antrage von ihren Gegnern vorweg, ohne ihrerseits irgend welche Gegenleistung zu bieten, ihr Sprecher Dr. Schlesinger betonte auf das Schärfste, daß in dem Kurienantrage nicht etwa ein Theil eines neu abzuschließenden Ausgleiches erblickt werden dürfe, er sei überhaupt nur bestimmt, das Verbleiben der Deutschen im Landtage mit Anstand und Ehren möglich

zu machen und bedeute die Stellung einer Vorfrage, deren Erledigung erst alle weiteren Verhandlungen formal ermöglichen solle.

Kein national gesinnter Deutscher kann die Berechtigung der von den Deutschen erhobenen Forderung bestreiten, keiner kann eine Verschleppung dieser Hauptfrage wünschen oder etwa gleichgiltig zusehen, wenn die Deutschen abermals zum Austritt aus dem Landtage gezwungen und dadurch des Rechtes beraubt werden, bei der Berathung der Landesangelegenheiten mitzuwirken, von denen vielfach ihr Wohlstand und ihre Kulturentwickelung abhängt. Aber es wird außerhalb Böhmens wenig denkende Deutsche geben, die den Umsturz der in Oesterreich bestehenden Verfassungsverhältnisse schlankweg als eine Gefahr für die Einheit und Machtstellung der Monarchie erklären und den Kampf gegen die staatsrechtliche Sonderstellung Böhmens durch den nationalen Selbsterhaltungstrieb begründen. Die Berufung auf die Geschichte ist unberechtigt. Es ist unwahr, daß der Zentralismus die historisch erwachsene Staatsform Oesterreichs ist. Dann ist aber auch der Absolutismus historisch nothwendig, denn ohne ihn kann der Zentralismus nicht festgehalten werden. Der Versuch des Herrn v. Schmerling, die Völker durch eine aus dem Stegreif erfundene künstliche Verfassung zu befriedigen, die außerhalb aller Verbindung mit der historischen Entwickelung der Länder steht, ist mißlungen, gar kein Volk ist durch ihn befriedigt worden, das deutsche so wenig als irgend ein slavisches, denn man hat die Deutschen in diesem unnatürlich konstruirten Staatsgebäude zu politischen Maschinenbestandtheilen machen wollen und ihnen zugemuthet, an Stelle nationalen Gefühles die Staatsweisheit zu pflegen. Das ist das sicherste Mittel, ein Volk völlig zu entkräften, es zu einem bureaukratischen Versuchskaninchen herabzuwürdigen. Es giebt kein größeres Hemmniß für die Entfaltung wirklicher nationaler Kraft unter den Deutschen in Oesterreich als die Legende von der Wohlthat des Zentralismus! Selbst die Einsetzung eines Nationalpolen in die Stelle, von der aus dieser ganze, bewunderte, den Deutschen angeblich so nützliche Apparat in Bewegung gesetzt wird, hat den Aberglauben bornirter Kanzleiseelen nicht zu erschüttern vermocht. Wenn unsere Stammesgenossen in Böhmen aus blasser Furcht vor einer Verfassungsreform die wichtigsten Vorbedingungen ihrer nationalen Existenz in Frage stellen, dann sind sie nicht Märtyrer ihrer nationalen Gesinnung, sondern ihres „Staatsbewußtseins", das Niemand von ihnen verlangt und Niemand honorirt.

Die Kurienfrage kann nur im böhmischen Landtage gelöst werden, für sie hat die oft angerufene Solidarität aller Deutschen in Oesterreich gar keine Bedeutung; die staatsrechtliche Frage ist aber allerdings eine gemeinsame Angelegenheit, in der es der Gesammtheit der Deutschen in Oesterreich sehr wohl möglich ist, jede Vergewaltigung und Ueberstimmung zu hindern. Ein föderatives Oesterreich kann nur mit Zustimmung der Deutschen und unter den von ihnen festzustellenden Voraussetzungen geschaffen werden.

[illegible]

[illegible] mit der [illegible] Wünsche von einem [illegible]

[illegible] zu erwarten, sie muß [illegible]

[illegible] aufzuwenden hat. [illegible]

[illegible] Oder glauben unsere [illegible] können sie auf [illegible]

[illegible] auf Polenbänden. [illegible]

die Großmuth der Schlachta oder auf den endlichen Sieg der liberalen Idee? Das sind Erzeugnisse bequemer Selbsttäuschung, die ein ernster Politiker von sich weisen muß. Es gibt für die Deutschen, die ihr Volk vor dem allergrößten Schaden bewahren wollen, nur ein Mittel, zu Erfolgen zu gelangen, und dieses besteht darin, die Macht dort zu suchen, wo sie historisch erwachsen ist, im Gebiete der alten Reichsländer. Setzen wir die ein, dann können wir den nationalen Kampf unserer Brüder in den Ländern der böhmischen Krone kräftig unterstützen, im Gefüge des zentralistischen Staates, in welchem die eine und einzige Reichsrathsmehrheit entscheidet, sind wir insgesammt zu der gleichen Ohnmacht verurtheilt. Denn wir sind für die Opposition im Stile Ungarns in den sechziger Jahren nicht veranlagt, wir schelten und jammern, aber wir zahlen Steuern, stellen Rekruten und ziehen uns nicht gern Unannehmlichkeiten zu.

Die Auseinandersetzung mit den Slawen der Sudetenländer und Innerösterreichs wird uns gewiß nicht leicht fallen, wir haben uns in eine gewisse Kirchthurmpolitik verrannt und glauben, mit deutscher Treue daran festhalten zu müssen. Auch so lange bis uns auch die letzten Tauschobjekte aus den Händen gespielt sind, bis unsere Gegner auch ohne uns ihre Ziele erreicht haben? Diese Frage wird sich in nicht allzu ferner Zeit entscheiden. Den Ausschlag werden die Deutschen in Böhmen geben. Daß die Alpendeutschen einer Wendung zu praktischer nationaler Politik nicht halsstarrig aus dem Wege gehen, haben die allgemein überraschenden Ereignisse im steierischen Landtage bewiesen. Dort hatten einige deutsche Bauern die Wahl, entweder dem Führer der Ultramontanen, der die Deutschen wiederholt hintergangen, in ihren nationalen Gefühlen aufs Tiefste verletzt und verhöhnt hatte, den Weg zu der einflußreichen Stelle eines Landesausschusses frei zu halten, oder einem Slowenen zum Siege zu verhelfen, gegen den nichts weiter vorliegt, als daß er für sein Volk thätig ist und die Deutschen auf nationalem Gebiete bekämpft. Die schlichten Obersteierer haben sich gesagt, daß ein ehrlicher Gegner fremder Zunge, aber unbescholtenen Charakters, weniger zu fürchten ist als ein deutscher Verräther, und haben dem Slowenen ihre Stimme gegeben. Die Folge davon war, daß im steierischen Landesausschuß heute die deutsche Volkspartei die Zweidrittelmajorität besitzt, weil die Slowenen, erfreut über den Beweis der Achtung, der ihnen gegeben wurde, bei den übrigen Wahlen für die Deutschnationalen gegen die liberalen Zentralisten gestimmt haben.

Das ist praktische nationale Politik, in deren Verfolgung man die Erfahrung machen wird, daß es besser ist, fremde Rechte freiwillig anzuerkennen, ohne die eigenen preiszugeben, als sich in den nächsten Nachbarn verbitterte Feinde zu schaffen, die uns immer schaden können, wenn sie uns auch noch so ungefährlich erscheinen mögen.

Die Stellung der Deutschen Oesterreichs wird nicht in Cilli und nicht in Trautenau entschieden, sie hängt unwiderruflich davon ab, ob wir mit

der Bewunderung des Idealbildes einer zentralistischen Staatspartei die Zeit vertrödeln werden, oder ob wir als klug rechnende nationale Partei nach jenem Theile der Macht greifen, den wir noch retten können. Die brüske Verneinung aller staatsrechtlichen Ansprüche der Tschechen, die in den Ländern der böhmischen Krone doch einmal die Mehrheit haben und behalten werden, schließt diesen Weg allerdings gänzlich aus.

*

Ultramontane Universitätsvorlesungen.

In dem soeben veröffentlichten Verzeichniß der „Vorlesungen an der Kgl. Preußischen theologischen und philosophischen Akademie zu Münster für das Sommer-Halbjahr 1897“ wird eine „öffentliche und unentgeltliche Vorlesung des Professor Bautz über ausgewählte Theile aus der dogmatischen Lehre von den letzten Dingen“ angezeigt.

Unter „letzten Dingen“ versteht die katholische Dogmatik: Gericht, Fegefeuer, Himmel, Hölle. Professor Bautz hat über diese „Dinge“ Monographien veröffentlicht, deren Inhalt jedenfalls auch den Inhalt seiner angekündigten Vorlesungen bilden wird. Dieser Inhalt ist so ungeheuerlich, daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt werden muß. Nur wenige Stellen lasse ich folgen; weitläufiger habe ich diese und ähnliche Leistungen des Ultramontanismus in meiner Schrift „Religion oder Aberglaube“ behandelt:

„Der gottseligen Lindmayr starb ihr noch nicht vier Jahre alter Neffe Ignaz und erschien ihr nach einigen Tagen ganz traurig mit einem schlechten Röcklein angethan. Sie betete für ihn, und am folgenden Tage trug ihn sein Schutzengel in den Himmel .... Der ehrwürdigen Franziska erschienen zwei Päpste und baten nach langem Fegfeuer um Hülfe; ebenso ein Kardinal-Erzbischof und ein spanischer Erzbischof“ (das Fegfeuer S. 166, 167). „Was die wirkliche (vom Verfasser gesperrt) Dauer (des Fegfeuers) anbetrifft, so beläuft dieselbe sich laut der Marina von Eskobar auf 20, 40, 50 Jahre und noch länger. Katharina Emmerich spricht von Seelen, die Jahrhunderte im Fegfeuer zubringen mußten. Laut der Erscheinung vom Jahre 1870 befand sich ein achtjähriges Mädchen sechszehn Jahre im Fegfeuer“ (A. a. O. S. 180, 181). „Der ehrwürdige Bernard Colnago aus der Gesellschaft Jesu erblickte zu Rom eine Seele, die bereits 43 Jahre lang auf einer der dortigen Straßen ihre Strafe litt. Die Seele eines Edelmannes erblickte er büßend unter der Stiege seiner früheren Wohnung“ (A. a. O. S. 187). „Bei Franziska vom heiligen Sakrament war ein beständiges Gehen und Kommen von armen (d. h. abgeschiedenen) Seelen. Sie erschienen ihr oft feurig, manchmal kolschwarz und Funken

werfend .... Angesichts einer solchen Summe von Thatsachen wird es sehr wenig ausmachen, wenn sich die eine oder die andere Begebenheit sollte kritisch anfechten lassen" (A. a. O. S. 189, 190). „Bei der gottseligen Lindmayr kündigten sich die Geister bisweilen an, ohne sichtbar zu werden. Der Geist der Maria Becher fächelte ihr kalten Wind ins Gesicht, zupfte sie am Kleide, ohne daß sie ihn sah" (A. a. O. S. 193). „Ein englischer Jesuit, Pater Munford, giebt in seinem Buche über das Fegfeuer ein Rechenexempel, welches, so naheliegend und handgreiflich richtig es ist, dennoch überraschen könnte. Wenn der Gerechte siebenmal am Tage fällt, sagt Munford, dann werden wir annehmen dürfen, daß der gewöhnliche Christ mindestens 10 Fehler begeht. Macht im Jahre 3650, in 10 Jahren 36500, in zwanzig Jahren 73000 Fehler. Welch ein Fegfeuer wird das sein!" (A. a. O. S. 250).

„Das Bewußtsein, daß die Hölle uns so nahe, daß ihre grausigen Flammen hart unter unseren Füßen drohend lodern, daß ein näherer oder entfernterer Zusammenhang besteht zwischen dem, was wir an der Oberfläche beobachten und dem, was die entsetzliche Tiefe birgt; daß es der Hölle Schlote sind, (die Vulkane) die vor unseren Augen giftig qualmen, daß die Riesenwogen ihres ewigen Feuermeeres aus der Tiefe herauf die Erde, die uns trägt, in banger Angst erzittern machen (Erdbeben), das alles dürfte wohl geeignet sein, jenen erschütternden Eindruck nicht wenig zu verschärfen. Die Hölle, so lautet unsere These, befindet sich nicht in weit entlegener Ferne, nicht auf dem Mond oder auf dem Mars, auch nicht auf der Sonne, sie befindet sich im Innern unserer Erde, wie im Anschluß an die h. Schrift, Väter und Theologen mit großer Uebereinstimmung lehren" (Die Hölle, S. 22). Diese Ortsbestimmung der Hölle wird dann weitläufig aus Schrift und Tradition bewiesen. Der Teufel bildet aus geeigneten Stoffen für sich selbst oder für andere Zwecke Körper, die menschlichen oder thierischen Leibern nachgebildet sind, und giebt ihnen durch mechanische Kraftanwendung die entsprechenden äußeren Qualitäten: Schwere, Festigkeit, Wärme, Farbe . . . Was nun die teuflische oder schwarze Magie anbetrifft, so ist sie von der weißen oder natürlichen, die sich aus natürlichen Ursachen und menschlicher Kunst erklärt, sorgfältig zu unterscheiden (A. a. O. S. 141. 142). „Was die Zusammensetzung des englischen Leibes (d. h. Leib eines Engels betrifft, so kann der Engel mancherlei Stoffe, einfache uud zusammengesetzte, zur Bildung desselben verwenden. Die Theologen neigen aber zu der Ansicht hin, daß der gute Engel nur feiner und edler Stoffe sich bediene, der Luft, des Aethers, gewisser Gase, um sich eine Leiblichkeit zu schaffen. Der Engel kondensire diese Stoffe; gestalte sie nach Form eines Menschenleibes, halte die Theile hier mit größerer, dort mit geringerer Kraft zusammen, so daß die einzelnen Leibestheile hier härter, dort weicher sich darstellen . . . Daß der Teufel hier und da in einem wirklich orga-

nisirten Leibe erscheine, indem er sich eines menschlichen Leichnams bemächtigt, wird von den Theologen als möglich zugegeben. Der Teufel ist (für Bildung eines Leibes) auf unreine schmutzige Materien angewiesen... Unter den denkbar verschiedensten Gestalten ist Satan schon erschienen als Wolf, Bär, Stier, Bock, Ziege, Fuchs, als schwarzer Kater oder Hund, als Maus oder Fledermaus, als Vogel, Hahn, Eule, Drache, Kröte, Eidechse, als Skorpion, Spinne, Fliege, Mücke. Oder er erscheint in Menschengestalt als Mohr, Bauer, Schiffer, Geistlicher, Eseltreiber, geputztes Weib... Der Pfarrer von Ars (lebte in diesem Jahrh.) sah den Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes mit feurigen Augen oder gar in Form eines Kopfkissens." „Der h. Brigitte erschien einstmals ein (zur Hölle) verdammtes Weib, welches wie aus einer schmutzigen Lache heraufkroch. Das Herz des Weibes war geschunden, die Lippen abgenagt, das Kinn zitterte, die Zähne klapperten, die Nase war zerfressen, die Augen aus den Höhlen gerissen hingen auf die Wangen herab. Das Hirn war wie siedendes Blei; das Innere voll nagender Würmer und Schlangen, Schenkel und Schienbeine voll von Stacheln und Dornen, die Füße waren wie Krötenfüße." (a. a. O. S. 145. 146. 190.)

Bei der Frage, wie es möglich ist, daß so etwas von einem gebildeten Manne im 19. Jahrhundert *geglaubt* wird, halte ich mich nicht auf; aber die andere Frage ist zu stellen: *darf* ein Königlich Preußischer Universitätslehrer diesen wahnwitzigen Aberglauben in seinen Vorlesungen verbreiten, auch wenn der Universitätslehrer zufällig ultramontaner Theologe ist?

Unsere Frage tastet sein Recht, das *katholische* Dogma über „die letzten Dinge" vorzutragen, nicht im mindesten an. Was ich aus den Monographien des Professor Bautz mitgetheilt habe, hat nichts mit dem katholischen Dogma zu thun. Gott sei Dank! Denn sonst hätte der Katholizismus seinen Charakter als *Religion* völlig verloren; und trotzdem ich mich von ihm getrennt habe, spreche ich ihm den religiösen Charakter nach wie vor zu. Die Bautzschen Mittheilungen über Fegefeuer und Hölle gehören einzig und allein dem Ultramontanismus und nicht der katholischen Religion oder ihrer theologischen *Wissenschaft* an. Sie sind der potenzirte Aberglaube, der den religiösen Glauben zur Fratze verzerrt.

„Die Vulkane sind Schlote der Hölle"! „Die Erdbeben sind die Brandung der Riesenwogen ihres ewigen Feuermeeres"!

Kann der Preußische Staat zulassen, ohne sich auf die schwerste Weise zu versündigen an seiner Aufgabe, Träger und Ausbreiter der *Kultur* zu sein, daß ein von ihm angestellter Lehrer die Köpfe seiner Zuhörer mit solchen tollen Vorstellungen erfüllt? Der staatliche Kampf gegen derartige gemeinschädliche Auswüchse, zumal wenn sie auftreten an unseren vornehmsten Bildungsstätten, wäre ein echter „*Kulturkampf*", unendlich segensreicher als jener unklug begonnene und kläglich beendete Pseudo-Kulturkampf der siebziger Jahre.

Hier Wandel zu schaffen — was in Münster geschieht, geschieht auch anderswo —, wenigstens hier dem den religiösen Sinn vergiftenden Ultramontanismus entgegenzutreten -- wenn der Muth zum Kampf gegen ihn auf politischem Boden fehlt —, ist eine der wichtigsten Aufgaben.

Graf Paul von Hoensbroech.

Der Ausgang des Hamburger Streiks. Vorbereitungen für die Wahlen und Kampf gegen die Freiheit der Wissenschaft. Der Orient.

Große Dinge bereiten sich vor in der auswärtigen wie in der inneren Politik: im Orient ist eine neue Eruption bereits im Gange, im Innern die Mobilmachung für den nächstjährigen Wahlkampf. Wir wollen zu dem Einen wie dem Andern überleiten, indem wir von einem Einzel-Ereigniß ausgehen, dem Ende des Hamburger Hafen-Streiks. Immer mehr hat sich durch Alles, was nach und nach ans Tageslicht gekommen ist, herausgestellt, wie sehr in diesem Kampf das moralische Recht auf der Seite der Arbeiter gewesen ist.*) In dem, was äußerlich als die Hauptsache erschien, der Lohnfrage, kann man freilich nicht von Recht oder Unrecht sprechen. So weit waren die Hamburger Schauerleute nicht gedrückt, daß man sie, wie etwa die Berliner Konfektions-Arbeiterinnen, als Ausgebeutete hinstellen dürfte — es war nur ein Streit um ein Mehr oder Minder einer Zulage, die gewährt werden sollte, und was da billig und möglich ist, ist ein Internum der Betheiligten. Aber es hat sich herausgestellt, daß manche Kategorieen der Hafenarbeiter, wie die Kesselreiniger, in der That nur Hungerlöhne bezogen und es hat sich ferner herausgestellt, daß auch sonst eine Reihe großer Mißstände und schwerer Schädigung der Arbeiterschaft bestehen und seit Jahren immer wiederholt vergeblich um Abstellung petitionirt worden ist. Nichts in der Welt also natürlicher und berechtigter, als daß die Arbeiter endlich Ernst zeigten und unter Niederlegung der Arbeit auf ein Schiedsgericht provozirten. So weit hätte die ganze gebildete Welt Deutschlands ihnen zur Seite stehen und sie sogar mit unterstützen können und müssen. Das moralische Uebergewicht kam um so mehr auf die Seite der Arbeiter, als die Unwahrhaftigkeit und Rohheit der kapitalistischen Presse in der Bekämpfung der Streikenden alle Grenzen überschritt und jeden human denkenden Menschen anwidern mußte. Es ist den Arbeitern ja auch von dieser Seite eine gewisse Unterstützung zu Theil geworden, aber schon die sehr unlogische

*) Eine ausführliche Studie über den Streit von Prof. Tönnies ist soeben erschienen im „Archiv für Soz. Gesetzgebung" herausgegeben von Heinr. Braun. Bd. 10, Heft 2.



Fassung des Aufrufs zeigte, daß Steine im Wege lagen, über die man eigentlich nicht hinwegkommen konnte. Wer einen Dritten in einem Kampfe, der ihn direkt nichts angeht, unterstützt, der muß nicht mehr oder nicht weniger, sondern vollständig von seinem Recht überzeugt sein. In mehreren Punkten aber hatten die Arbeiter nicht nur kein deutlich erkennbares Recht (wie bei der geforderten Lohnerhöhung für die Schauerleute) sondern ganz offenbar Unrecht. Sie hatten Unrecht in der Art, wie einige Kategorien in den Streik eingetreten waren — fast ohne vorausgehende Verhandlung, mit einer Fristsetzung von ein paar Stunden. Sie hatten ferner Unrecht, indem sie durch Uebertragung der Verhandlungen an sozialdemokratische Abgeordnete, die gar nicht zum Gewerbe gehörten, dem Streik einen politischen Charakter gaben. Ohne diese beiden Momente hätte ihnen die öffentliche Meinung unzweifelhaft eine viel stärkere Hülfe gebracht. Vielleicht hätten sie darum doch noch nicht gesiegt. Daß sie aber, so wie es jetzt gegangen ist, unterlegen sind, kann man nicht mehr schlechthin bedauern, ja, es ist sogar besser, als wenn sie einen unbedingten Sieg erfochten hätten.

Die Folge eines solchen Sieges wäre unzweifelhaft eine allgemeine Streikbewegung auf vielleicht allen großen Industriegebieten Deutschlands im nächsten Frühjahr gewesen; vermuthlich auch viele unberechtigte und übertriebene Forderungen wären dabei aufgestellt worden, die Fabrikanten hätten sich zweifellos nicht ohne weiteres unterworfen, sondern den Kampf im größten Stile aufgenommen. Was auch immer dabei herausgekommen wäre, das deutsche Wirthschaftsleben wäre unermeßlich geschädigt, und die Kluft zwischen Arbeitern und Arbeitgebern noch erweitert, eine unendliche Fluth von Haß und Leidenschaft aufgeregt worden. Hätten die Arbeiter gar wesentliche Vortheile in diesem Kampfe davongetragen, so wäre der moralische Erfolg der Sozialdemokratie zu Gute gekommen. Denn da die Arbeiter einer genügenden Organisation ermangeln, so werden ja diese wirthschaftlichen Kämpfe unter dem Banner einer politischen Partei, nämlich der Sozialdemokratie, ausgefochten. Auch wer auf dem Standpunkte steht, daß die Arbeiter in vielen ihrer Forderungen Recht haben, kann nicht wünschen, daß sie auf dem eben beschriebenen Wege zum Siege gelangen.

Was werden nun umgekehrt die Folgen sein, da die Arbeiter in Hamburg unterlegen sind? Etwa, daß alle die bisherigen Uebel fortbestehen, daß auch den berechtigten Beschwerden in keiner Weise Abhülfe gewährt wird? Das ist nicht anzunehmen. Die Hamburger Rheder und das gesammte Wirthschaftsleben der Stadt Hamburg haben viel zu sehr unter dem Streik gelitten, als daß nicht jetzt ein lebhafter Wunsch aufgekommen sein sollte, für die Zukunft solchen Ereignissen vorzubeugen. Ein verlorener Streik wirkt insofern oft nicht viel weniger als ein gewonnener. Einige Verbesserungen sind bereits proklamirt, und von andern darf man vernünftigerweise hoffen, daß die Rheder sie ernsthaft in Angriff

nehmen werden. Das gilt besonders von der Organisirung der Arbeit, die bisher ganz in der Hand von Vermittlern und Zwischenmeistern gelegen hat, und einer wucherischen Ausbeutung Thor und Thür öffnete. Hier muß sich zeigen, ob eine plutokratisch regierte Handelsstadt überhaupt fähig ist, wohlthätige soziale Ordnungen für die unteren Klassen zu schaffen. Bisher hat Hamburg auf diesem Gebiet keinen besonderen Ruhm. Als nach den furchtbaren Erfahrungen der Choleraepidemie Verbesserungen auf dem Gebiet des Wohnungswesens vorgeschlagen wurden, sind sie an der brutalen Selbstsucht der Hausbesitzer in der regierenden Bürgerschaft gescheitert, und gar die in großem Stil beabsichtigten Reformen auf dem Gebiete des Armenwesens haben mit einem offenen Skandal geendet. Man berief eine hervorragende Persönlichkeit, Dr. Münsterberg, eigens nach Hamburg, um ihn an die Spitze dieser Verwaltung zu stellen; als es aber Ernst werden sollte, besann der wohlsituirte Bürgerstand sich anders und chikanirte Herrn Münsterberg so lange, bis er wieder seinen Abschied nahm. Diese Erfahrung giebt keine gute Prognose für die Reform der Hafenarbeit. Aber wenn der zukünftige Hafeninspektor, von dessen Einsicht und Energie die Reform wohl wesentlich bestimmt sein wird, sich auch immer das Schicksal des Herrn Münsterberg vor Augen halten muß, so hat er doch an dem Hinweis auf die Kosten des eben durchgefochtenen Kampfes — man spricht ja von 60 Millionen Mark — eine starke Waffe. Wir wollen auch nicht unterlassen, zu erwähnen, daß das Organ des Herrn v. Stumm, die „Post", unmittelbar nach der Beendigung des Streiks einen sehr verständigen und gemäßigten Artikel gebracht hat, in dem sie die Haltung und Disziplin der Arbeiter lobend anerkannte und daraufhin die Arbeitgeber ermahnte, nun auch ihrerseits alle berechtigten Beschwerden abzustellen.

Wenn nun aber auch in Hamburg nichts Wesentliches geschehen sollte, wenn also der Streik schlechtweg als ein völlig verlorener registrirt werden müßte, so kann er darum doch eine sehr günstige Nachwirkung ausüben. Die große Aufgabe, vor die unsere heutige Sozialpolitik gestellt ist, ist, die Identität von Arbeiterschaft und Sozialdemokratie aufzulösen. Sowohl die Arbeitgeber wie die Arbeitnehmer haben heute kein Interesse an dieser Trennung; im Gegentheil beide Parteien wünschen die möglichste Verschmelzung: die Arbeiter, weil sie durch die Sozialdemokratie noch die Erlangung irgend welcher Utopien erhoffen; die Arbeitgeber, weil sie hoffen, gegen eine sozialdemokratische Arbeiterschaft auf die Hülfe der Regierung rechnen zu dürfen. Sie wollen keinen nationalgesinnten, patriotischen Arbeiterstand. Jede Arbeiterbewegung soll und muß sozialdemokratisch sein; jeder Unparteiische, also namentlich jeder Professor oder Pastor, der irgend eine Arbeiterforderung für berechtigt erklärt, ist deßhalb ebenfalls ein Sozialdemokrat. Im Interesse des Staats, im Interesse der Regierung liegt das Entgegengesetzte: wir müssen alles daran setzen, daß die Arbeiterbestrebungen

sich von der Sozialdemokratie trennen und sich strenge auf ihre Gewerkschafts- und Berufssphäre beschränken. Die Hamburger Niederlage muß die Arbeiter logischer Weise auf diesen Weg führen. Trotz der großen Opferwilligkeit, mit der die sozialdemokratischen Genossen die Hamburger in ihrem Kampf unterstützt haben, sind sie unterlegen. Garnichts genutzt hat ihnen der internationale Charakter der Sozialdemokratie; die Engländer haben ihnen nicht nur nicht geholfen, sondern ihnen sogar noch Streikbrecher nach Hamburg geschickt. Alle Disziplin der sozialdemokratischen Partei aber hat den Mangel einer gewerblichen Organisation nicht ersetzen können; der Ausbruch des Streiks im ungünstigsten Moment, aus bloßer Leidenschaft, wäre sicher nicht erfolgt, wenn eine organisirte Gewerkschaft ihn von langer Hand her vorbereitet hätte; ferner wäre bei einer festen Organisation die Zahl der Streikbrecher sicherlich viel geringer geblieben und endlich hätte nicht die Regierung und mit ihr ein großer Theil der öffentlichen Meinung in Deutschland gegen die Arbeiter Partei genommen, wenn es sich nicht um eine Bewegung unter Führung der Sozialdemokraten gehandelt hätte.

Kommt also infolge der Hamburger Niederlage die deutsche Arbeiterschaft auf das Geleise, sich gewerkschaftlich zu organisiren und mehr von der Sozialdemokratie zu trennen, so kann die Niederlage noch sehr gute Folgen haben und die Zähigkeit der Hamburger Rheder wird, wohl sehr gegen den Wunsch mancher Führer, einem sehr wünschenswerthen sozialpolitischen Fortschritt gedient haben. Ob das eintritt, wird nicht zum wenigsten von der Einsicht der Regierung abhängen, ob sie nämlich fortfährt, den Gewerkvereinen Schwierigkeiten in den Weg zu legen oder umgekehrt, ihnen einige Aufmunterung und Beförderung zu Theil werden läßt.

Wir würden, da man doch nicht wissen kann, ob die Hamburger Fehde wirklich so bedeutsame Nachwirkungen haben wird, nicht von Neuem auf das von uns schon öfter erörterte Problem eingegangen sein, wenn nicht die ersten Vorbereitungen für den im Jahre 1898 bevorstehenden Wahlkampf mittlerweile an die Oeffentlichkeit getreten wären und auch für die Arbeiterfrage eine sehr eigenthümliche Perspektive eröffnet hätten.

Unsere führenden Großindustriellen wünschen die Ausbildung selbständiger Arbeiter-Gewerk-Vereine zu verhindern, um den jetzigen, halb patriarchalischen, halb sozialdemokratischen Zustand möglichst zu erhalten. Nun haben die Konservativen verkündet, daß der nächste Wahlkampf unter der Parole „gegen die Handelsverträge“ ausgefochten werden soll: zum wenigsten soll jede Bindung der Getreidezölle verpönt sein.

Ohne Bindung der Getreidezölle giebt es mit Oesterreich, Rußland, Rumänien überhaupt keine Handelsverträge. Es tritt also ein gegenseitiges Ueberbieten von Schutzzöllen ein und das ist, da unsere Industrie in steigendem Maße für den Export arbeitet, für diese ruinös. Frankreich befolgt allerdings dies System mit Geschick und Erfolg; aber Frank-

reichs Export wächst auch bei weitem nicht in dem Maße, wie derjenige Deutschlands. Frankreich hat eine stagnirende Bevölkerung, Deutschland aber muß Jahr für Jahr für eine halbe Million Menschen mehr Nahrung schaffen, d. h., da die landwirthschaftliche Produktion mit einer so rapiden Steigerung bei Weitem nicht Schritt zu halten vermag, Industrieprodukte exportiren, um dafür Agrarprodukte einzutauschen. Ein Wiederanziehen der Schutzzoll-Schraube ist also für Deutschland höchst bedenklich und die gesammte Industrie müßte und würde sich widersetzen, wenn nicht der dringende Wunsch nach einem agrarisch-industriellen Bündniß „gegen den Sozialismus" bestände; unter „Sozialismus" aber versteht man hier jede Förderung oder Freigebung der Selbständigkeit der Arbeiterschaft. Die Signatur des Moments ist also, daß unter Führung des Herrn von Stumm an einem Pakt gearbeitet wird, der den wirthschaftlichen Gegensatz zwischen Industrie und Landwirthschaft bei der nächsten Wahl überbrückt. Das kommerzielle Interesse der Industrie soll hinter das Interesse an der Erhaltung der sozialen Herrschaft zurückgestellt werden.

Käme dieses Bündniß zu Stande und erlangte die Majorität im Reichstag, so gingen wir in Deutschland schlimmen Zeiten entgegen. Nicht nur würde man die Vereins- und Preß-Freiheit aufs Stärkste einschränken, sondern auch der Freiheit der Wissenschaft ernstlich zu Leibe gehen. Fortwährend ist ja die kapitalistische Presse, namentlich auch die nationalliberale, voll von den schwersten Angriffen und Verdächtigungen gegen die Universitäten. Alles, was die Orthodoxie je gegen die wissenschaftliche Theologie vorgebracht hat, wird jetzt genau in denselben Redewendungen wiederholt gegen die wissenschaftliche Nationalökonomie. In vielen Sentenzen braucht man nur statt Gott — Geld einzusetzen und man kann sie nach der einen wie nach der anderen Seite verwenden. Jene haben geklagt, daß die Herrschaft der Religion, diese klagen, daß die Herrschaft des Besitzes (lies: Geldes) auf Erden umgestürzt werden solle. Beide sind einig, daß die Lehren der Professoren theoretisch ausgeklügelt, aber in der Praxis — hier des Kirchendienstes, dort des Industrielebens — nicht anzuwenden seien. Beide jammern, daß die Ketzereien der Gelehrten die Jugend vergiften; beide verlangen, daß der Staat entweder solche Lehrer auf seinen Kathedern überhaupt nicht dulden oder wenigstens die „Parität" herstellen und auch Professoren ihres Glaubens anstellen solle. Bei den Orthodoxen ist das wenigstens möglich und geschieht auch in überreichlichem Maße; bei den Mammonisten ist es aber nicht möglich, da es Gelehrte dieser Weltanschauung überhaupt nicht giebt. Deßhalb sucht man wenigstens durch einen ungeheuren Lärm die Gelehrten oder, da dazu wenig Aussicht, das Kultusministerium einzuschüchtern, daß es ihnen, nach dem Ausdruck der „Nordd. Allg. Ztg." einen Kappzaum anlege. Wirklich hat ja die unglaubliche Kunde verlautet, daß die Professoren, die für die Hamburger Streikenden gesammelt haben, deshalb zur Verantwortung gezogen seien.

Nun, die Herren werden darauf gebührend zu antworten wissen. Ich habe ihr Vorgehen nicht genügend motivirt gefunden und mich nicht betheiligt, aber erlaube mir, zu denunziren, daß ich vor einem Jahr für die unter Führung des Sozialdemokraten Timm streikenden Berliner Konfektionsarbeiter gesammelt habe. Da dies Verbrechen noch nicht verjährt ist und in Preußen gleiches Recht für Alle gilt, so treibt mich mein Rechtssinn, diese Anzeige zu erstatten, obgleich ich leider weiß, daß auch viele ausgezeichnete Damen in jenes Komplott gegen Thron und Altar verstrickt gewesen sind und nun der Strafe verfallen müssen. Welcher Strafe — ist noch nicht festgestellt, aber doch zu gebührender Warnung vorläufig an die Wand gemalt. Die „Berliner Neuesten Nachrichten" verlangen die Wiedereinführung der Folter — vorläufig nur für Anarchisten, natürlich nur Anarchisten. Anarchisten sind aber bekanntlich dasselbe wie Sozialdemokraten; die National-Sozialen sind noch schlimmer als die Sozialdemokraten, die gott- resp. geldlose, („nichts als Gehalt beziehende") Wissenschaft ist die Mutter aller dieser Uebel zusammen — mögen sich also Professoren, Pastoren und was sonst dazu gehört, in Acht nehmen. Das Ausreißen der Nägel war noch eins der mildesten Mittel, was in Barcelona jetzt wirklich in Anwendung gekommen ist und die „Berliner Neuesten Nachrichten" sind ein Blatt, das die anständigsten Leute lesen und loben.

Sollte sich wirklich je ein preußischer Kultusminister finden, der es versucht, die wissenschaftliche oder politische Freiheit der Professoren einzuschränken?

Auch der einsichtigste und wohlwollendste Minister ist heute auf diesem Punkt in einer schwierigen Lage. Wir leben nicht mehr in der absoluten Monarchie, sondern in einem konstitutionellen Staat, wo die Majorität der Volksvertretung das gute Recht hat, mit ihren Anschauungen einen starken Druck auf die Minister auszuüben. Alle drei Körperschaften aber, mit denen der Kultusminister zu thun hat, sind heute gründlich reaktionär. Generalsynode und Herrenhaus sind hochorthodox und konservativ; das Abgeordnetenhaus hat eine doppelte Majorität, eine konservativ-ultramontane auf kirchlichem Gebiet, und eine kapitalistische, bestehend aus den Konservativen, den Freikonservativen und zwei Dritteln der Nationalliberalen, auf wirthschaftlichem Gebiet. Da ist es schon ein großes Verdienst für einen Minister, nicht ganz niedergedrückt zu werden. Die einzige Körperschaft, die einer gebildeten freien Weltanschauung heute noch einen gewissen Rückhalt gewährt, ist die Sprecherin des allgemeinen Stimmrechts, der Reichstag — freilich auch nicht gerade durch sein Verdienst, sondern nur dadurch, daß er überhaupt keine Majorität aufweist. Käme aber das von Herrn v. Stumm ersehnte wirthschaftliche Kartell zu Stande und erlangte die Majorität, dann würden wir in Deutschland etwa Zustände erleben wie England in den zwanziger Jahren unter der Toryherrschaft, wo auch eine regierende Klasse mit den Mitteln äußerster Gewalt, Lock-

spitzeln, Straßenkämpfen, Ausnahmegesetzen, Deportationen das Vordringen neuer sozialer Ideen aufzuhalten versuchte.

Es wird in Deutschland nicht dahin kommen; die reaktionären Mächte sind dafür viel zu schwach und in sich gespalten. Man erinnere sich, daß mit dem ungeheuren Schwung des Jahres 1887, als noch die deutsche Bildung mit dem deutschen Idealismus auf der einen, Herr Stöcker und der Antisemitismus auf der andern Seite zum Kartell gehörten, doch nur eine Majorität von 20 Stimmen über die Hälfte erreicht wurde. Heute ist also die Wiederaufnahme des Kartellgedankens das Hoffnungsloseste was es geben kann. Ohne das Zentrum können die Herren nichts machen. Mit dem Zentrum aber können sie sich nicht einigen, und das ist unsere Rettung. Wer hätte das vor zwanzig Jahren ahnen können, als zum Sturm gegen die römischen Reichsfeinde geblasen wurde, daß die deutsche Bildung sich noch einmal vor ihren nationalliberalen Verfolgern hinter die geschlossenen Linien dieser Reichsfeinde bergen müßte! Wer weiß, ob nicht schon gegen Herrn Professor Wagner wegen seiner Rede vor den christlichen Bergleuten eine Disziplinar-Untersuchung eröffnet wäre, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, daß auch Herr Hitze hier gesprochen! Leben wir denn heute in der verkehrten Welt? O nein, es ist nicht das erste Mal, daß dergleichen in der deutschen Geschichte geschieht. Wenigstens vier Krisen hat der deutsche Protestantismus durchgemacht, in denen zuletzt Niemand anders sein Retter gewesen ist, als — das Papstthum. Immer, wenn die Ketzerei durch die habsburgischen Kaiser in die größte Noth gebracht war, dann nahm sich aus Eifersucht gegen die kaiserliche Gewalt die Kurie ihrer an. So ist es geschehen 1526, 1534, 1552 und das letzte Mal, als Gustav Adolf in Pommern landete, 1630. Da wollen auch wir uns die freundliche Protektion des Zentrums heute gefallen lassen und wenn wir lesen, daß der „Evangelische Oberkirchenrath“ national-soziale Pastoren verfolgt und disziplinirt, uns erinnern, wie viele „Demagogen“ der preußische Staat einst eingesperrt hat, bis ihm die Erleuchtung aufging, daß er sich an seinen besten Freunden vergriffen habe.

* * *

Gäbe es eine für sich bestehende innere Politik, so könnten wir gewiß noch mit Gemüthsruhe in die Zukunft schauen: alle die großen Gegner einer gesunden Entwickelung, Sozialdemokratie, Mammonismus, Ultramontanismus, Polizeiweisheit, halten sich gegenseitig in Schach. Die materia peccans im deutschen Staatsorganismus aber sitzt an der Stelle, wo die innere Politik mit der auswärtigen in Wechselwirkung tritt. Die auswärtige Politik verlangt schlechterdings, koste es, was es wolle, koste es, was es wolle nicht nur an Gelde, sondern auch an Freiheiten und Verfassungsparagraphen, die Beschaffung einer großen deutschen Seemacht. Alle inneren Fragen, alle ohne Ausnahme, müssen hiergegen zurücktreten; mag der angerichtete Schaden noch so groß sein, es läßt sich in späteren

Generationen alles wieder nachholen, aber die Zukunft des deutschen Volkes selbst hängt davon ab, daß bald, daß sofort der Ausbau unserer Seemacht in Angriff genommen wird. Wie ist eine Reichstagsmajorität dafür zu beschaffen? Die Dinge liegen jetzt so, daß an eine Wiederherstellung der alten Kartell-Mehrheit nicht zu denken, daß selbst in den alten Kartell-Parteien für Flottenbewilligungen wenig Neigung vorhanden ist und daß die Regierung die einzige Partei, die bisher den Muth gehabt hat, die Verstärkung der Wehrmacht als Forderung in ihr Programm aufzunehmen, die nationalsoziale, unterdrückt und verfolgt. Giebt es aus solchem Chaos von Verkehrtheiten und Widersprüchen überhaupt einen Ausweg? Es giebt sogar mehr als einen — man sucht nur noch nicht in der rechten Richtung.

* * *

Ueber das türkische Reich und die Politik des Sultans ist in den letzten Heften der „Revue de Paris" eine eingehende Studie von Viktor Bérard erschienen (neuerdings auch als Buch publizirt), die eine höchst werthvolle Ergänzung zu dem Buche des Pastors Lepsius, „Armenien und Europa" bietet und Jedem, der ein anschauliches Bild von den heutigen Zuständen des Orients zu gewinnen wünscht, empfohlen werden kann. Die Türkei ist auf demjenigen Punkte des Zerfalls angelangt, wo das Interesse des Souveräns mit demjenigen des Staates nicht mehr zusammengeht. Diesen Ausdruck hat Ranke einmal von dem Zustande Frankreichs vor der großen Revolution gebraucht, aber in noch viel höherem Maße trifft er auf die heutige Türkei zu. Der Sultan denkt bereits garnicht mehr an den Staat oder an die Zukunft seiner Dynastie, sondern all sein Thun wird ausschließlich beherrscht von dem einen Gedanken, sein eigenes Leben und seine fürstliche Existenz zu sichern. Alle Mittel des Staates werden ausschließlich auf diesen einen Zweck zentralisirt. Reformen werden nicht eingeführt, nicht weil der Sultan aus Stumpfsinn oder Prinzip konservativ wäre, sondern weil er die Empfindung hat, daß die Bahn der Reform einmal eingeschlagen, zur Auflösung führen muß: hier stehen die Armenier und verlangen Selbstverwaltung, dort die muhammedanischen Arnauten, dort die Griechen, denen die Autonomie nur der Uebergang zur Trennung vom Reichskörper wäre; die Jungtürken jagen dem Phantom konstitutioneller europäischer Staatsformen nach; die Alttürken empfinden jede Reform und jede Konzession als eine unverwindliche Beleidigung ihres religiösen und nationalen Stolzes. Wie jener Papst einmal von sich gesagt hat, er lebe zwischen dem Dolch der Carbonari und der Chokolade der Jesuiten, so lebt Abdul Hamid in der Furcht vor der Palastrevolution im Innern und dem Attentat auf der Straße. Das Attentat kann aus jeder Ecke kommen, von den fanatischen Moslim ebensowohl wie von den armenischen Nihilisten, von jungtürkischen Reformern wie von staatsrettenden Prinzen der Dynastie. Eben deßhalb

ist es völlig ausgeschlossen, etwa durch verständige Reformen die Verschwörer zu entwaffnen, denn was den einen befriedigt, ist eine tödtliche Beleidigung für den andern. Nur allseitige, wohldurchdachte Schutzrüstung kann einige Sicherheit gewähren. Der Sultan lebt nicht in der Stadt, sondern draußen in dem durch eine Mauer abgeschlossenen Garten- und Villenkomplex Yildiz-Kiosk; jede Nacht wechselt er das Schlafgemach; türkische, arnautische und kurdische Leibwachen bewachen ihn und zugleich sich gegenseitig; neben den Soldaten eine besondere Polizei. Wenn der Herrscher aller Gläubigen morgens den kurzen Weg in die Moschee macht, bildet eine sechsfache Reihe von Soldaten Spalier und eine Wolke von Flügeladjutanten umgiebt ihn. Einmal im Jahre verlangt die Religion, daß er in die Stadtmoschee gehe, um den Mantel des Propheten zu küssen. Eben dieser Tage ist das Fest wieder gewesen; man konnte in den Zeitungen lesen, wie weit die Sicherheitsmaßregeln ausgedehnt waren, und daß der schreckliche Tag noch einmal glücklich vorübergegangen ist. Im vorigen Jahre nahm der Sultan im Wagen seinen jüngsten Sohn vor sich zwischen die Knie, um sich vor einem etwaigen Dolchstoß zu schützen, und auf dem Rücksitz ließ er den alten Osman Pascha Platz nehmen, den einzigen populären Mann in Konstantinopel, um einem Dynamit-Attentat vorzubeugen. Diesmal mußte das ganze Straßenpflaster auf dem Wege aufgerissen werden, um zu sehen, ob etwa irgendwo eine Dynamitmine liege.

Der Sultan ist der größte und fleißigste Bureaukrat unserer Zeit. Die ganze Verwaltung hat er direkt in die Hand genommen und arbeitet mit einem Heer von Schreibern den ganzen Tag in den Akten. Der letzte Rest von Ordnung und Pünktlichkeit ist darüber verloren gegangen. Es giebt nur ein einziges Interesse: Geld zu beschaffen, um die Schutztruppen und die anderen Insassen des Yildizkiosk zu befriedigen. Die Einführung des Telegraphen hat in der Türkei die ganz besondere Folge gehabt, daß während früher Wochen und Monate vergingen, ehe man mit der Verwaltung der entfernteren Landschaften kommuniziren konnte, jetzt telegraphisch die immer erneuten Geldforderungen übermittelt und nicht leistungsfähige, d. h. erpressungsfähige Beamte abgesetzt werden. Wer einmal in der Umgebung des Sultans ist, wird rasch befördert und reichlich belohnt, denn unzufriedene Leute sind gefährlich. Neben der Besoldung und Gratifikation giebt es die unbegrenzten „Nebeneinnahmen.“ Der Marineminister hat die Vorräthe der Arsenale verkaufen müssen, um Geld zu beschaffen; schon hat diese Schilderung ihre Bestätigung erfahren in der Meldung, daß die Mobilmachung der türkischen Kriegsschiffe mangels genügender Ausrüstung nicht möglich sei.

Mit diesem Sultan und dieser Regierung verhandelt die europäische Diplomatie geduldig Jahr auf Jahr, um ihn zu politischen Reformen zu vermögen. Und Jahr für Jahr werden die gepeinigten Unterthanen dieses Souveräns vertröstet auf die kommende gute Zeit, wenn der Sultan sich

erst zu den Reformen entschlossen haben wird. Nach Bérards Darstellung unterliegt es gar keinem Zweifel, daß der fürchterliche Armeniermord von dem Sultan persönlich befohlen worden ist. Von einem Ausbruch des mohammedanischen Fanatismus könne garnicht die Rede sein, alles war auf das Trefflichste organisiert; die Mörder waren alle mit ganz gleichmäßig fabrizierten Knütteln bewaffnet, mit denen sie nach ganz gleichmäßiger Methode jeden Armenier, dessen sie habhaft werden konnten, so lange auf den Kopf schlugen, bis er zermalmt war. Sie gehorchten aufs Wort den Polizeioffizieren, die sie dirigirten, und hörten mit ihrer Arbeit auf in dem Augenblick, als es befohlen wurde.

Das ist das Türkische Reich, dessen Integrität die christlichen Großmächte mit feierlichen Versicherungen zu erhalten beflissen sind.

Was ist der Sinn dieser Politik? Man mag den Geist, der in der heutigen Diplomatie lebt, noch so gering einschätzen, man darf ihr doch nicht zutrauen, daß sie an die Reformabilität dieses Türkenstaats glaubt. Das Eifern für die Integrität der Türkei heißt also nichts anderes als: dieser Zustand muß ertragen werden, bis die Großmächte sich über eine neue Ordnung der Dinge im Orient geeinigt haben. Diese Einigung nun ist unermeßlich schwer. Endigt die Verhandlung nicht doch zuletzt in einem großen Kriege, so führt sie jedenfalls bis hart an den Rand eines solchen Krieges, denn jede Macht wird durch möglichst imponirendes Auftreten möglichst viel zu erlangen suchen. Bis es aber zu den Verhandlungen über die materiellen Arrangements kommt, wird die Situation beherrscht von der natürlichen Differenz, daß einige Mächte die Verzögerung, andere die Beschleunigung des Prozesses als das für sich vortheilhaftere ansehen. Diejenige Macht, der an der Beschleunigung liegt, ist England. Noch ist seine Seemacht stärker als die von Rußland, Frankreich und Deutschland zusammengenommen. Wird die Türkei heute getheilt, so braucht England irgend ein Bündniß, das ihm gefährlich werden könnte, kaum zu fürchten; nichts spricht dafür, daß sich in der nächsten Generation in der allgemeinen Lage irgend etwas zu Gunsten Englands ändern sollte. Also vorwärts. Eine solche Politik gewährt überdies England den Vortheil, als Vorkämpfer der Humanität und der Christenheit die Meinung des gebildeten Europa auf seiner Seite haben.

Umgekehrt glaubt Rußland, daß ihm der Braten noch mehr zusagen werde, wenn er noch mehr durchschmore, Rußland also tritt auf als Vertheidiger der Souveränetät des Sultans und des Völkerrechts. Deutschland leider hat keine andere Möglichkeit, als sich auf die Seite Rußlands zu stellen. Die Auflösung des Türkischen Reichs ist die letzte Gelegenheit, bei der Deutschland einen großen und wirklich werthvollen Kolonialbesitz erwerben kann, nicht sowohl durch direkte Betheiligung, als durch irgend welchen Austausch, irgend welche Kompensation, die in der verschiedensten Art denkbar, und die es besser ist, noch nicht zu erörtern. Gegenüber der un-

geheuren Masse des Russenthums auf der einen, des Engländerthums auf der anderen Seite bedarf Deutschland eines großen Gebietes, auf dem in den nächsten Jahrhunderten deutsche Sprache, deutsches Wesen, deutsche Sitte herrscht. Ein solches Neu- und Großdeutschland aber zu schaffen, bedarf es der Seemacht, die uns heute noch fehlt. Solange wir sie nicht haben, müssen wir uns den Mächten anschließen, die die Entwickelung zu verzögern suchen.

Die Situation ist so peinlich wie möglich.

Welch ein Schauspiel, daß Deutschland, um Rußland gefällig zu sein, die Initiative ergriffen hat, um den nationalen Freiheitskampf der Griechen auf Kreta niederzudrücken! Die Griechen sind heute nicht populär in Deutschland. Man weiß, daß ihre moralischen Qualitäten gering sind und ritterlich haben sie sich weniger im Türkenkampf als in der Nichtbezahlung ihrer Schulden gezeigt. Aber trotz Allem — wie groß erscheint heute das kleine Griechenland und wie klein das große deutsche Reich! Man hat Deutschland abfallen lassen mit seiner Intervention und Deutschland hat das einstecken müssen. Es konnte ja auch garnicht anders kommen. Die deutschen Staatsmänner müssen sich einsetzen für die Erhaltung der Türkei, wissen aber selber sehr gut, daß die Türkei nicht zu erhalten ist. Jede Aktion muß also früher oder später mit einem Mißerfolg endigen. Der Zustand erinnert an die schwächlichsten Epochen der preußischen Geschichte, an die Zeit Georg Wilhelms, der haltlos zwischen den Schweden und dem Kaiser hin- und herschwankte, weil er für eine selbständige Politik nicht die Kraft in sich fühlte, an die Zeit Friedrich Wilhelms III. vor 1806. Niemand vermochte damals und vermag heute ein positives Ziel für die deutsche Politik zu erkennen oder auch nur anzugeben; ganz wie in jener Epoche Georg Wilhelms und Friedrich Wilhelms erschöpft sich die öffentliche Meinung in dem einzigen Wunsch nach Erhaltung des Friedens und findet nicht den Muth zu dem einzigen Entschluß, der retten kann: damals hieß er Schaffung einer Armee oder einer neuen Armee, heute heißt er Schaffung einer Flotte. Erst wenn wir eine Flotte haben, können wir eine selbständige Politik treiben, brauchen nicht vor den Engländern in Afrika zurückzuweichen, noch den Russen zu Liebe Japaner oder Griechen zu bändigen, noch vor der Welt mit dem grauenhaftesten Mörder gute Freundschaft zu halten.

21. 2. 97. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Falckenberg, Dr. Richard, Prof. in Erlangen. — Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Jahrgang 1896, Heft 1, Band 109. Gr. 8°. (160 S.) 6 M Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

v. Fechenbach-Landenbach, Reichsfreiherr. — „Der Kaiser ruft!" 5. Aufl. 46 S. Berlin und Leipzig, Friedr. Luckhardt.

Gaederts, Karl Theodor. — Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen. 2. Folge. 170 S. 4 M. Wismar, Hinstorff.

Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden herausg. von Kuno Frankenstein. 3. Band der II. Abtheilung: Finanzwissenschaft K. K. Minister a. D. Dr. Albert Schäffle. Die Steuern. Besonderer Theil. 633 S. 20 M. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Harnack, Otto. — Ueber Goethes Verhältnis zu Shakespeare. Rede geh. 25. Nov. 1896 in der Grossherzogl. Technischen Hochschule zu Darmstadt. 24 S. Darmstadt. (J. C. Herbert.)

Lasson, Ad. — Handelsinteressen und Grundbesitzinteressen. 53 S. Berlin, Leonhard Simon.

Josef Lauff. — Herodias, Quarto (269 S.) 10 M. Köln, Albert Ahn.

Loewenthal, Dr. phil. Eduard. — System und Geschichte des Naturalismus. 6. Aufl. Gr. 8°. (VI 115 S.) Berlin, S. Calvory & Co.

Jansen, Prof. Karl. — Schleswig-Holsteins Befreiung. Herausgegeben aus dem Nachlass von Karl Samwer. 799 S. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Kaufmann, Georg. — Die Geschichte der Deutschen Universitäten. II. Bd. Gr. 8°. (XVIII 587 S.) 12 M. Stuttgart 1896, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Körting, Gustav. — Geschichte des griechischen und römischen Theaters. (II 381 S.) 9 M. Paderborn 1897, Ferdinand Schöningh.

Kronecker, Dr. med. Franz. — Von Javas Feuerbergen. Das Tengger-Gebirge und der Vulkan Bromo. 2380 Meter ü. M. Mit zehn Vollbildern, zwei kleinen Karten und einer grossen Karte. (29 S.) 2 M. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Kruse, Erwin. — Richteramt und Advokatur. Ein Mahnwort. Gr. 8°. (V 65 S.) 1,40 M. Leipzig 1897, Duncker & Humblot.

Lauterburg's Illustrirter Abreisskalender für das Jahr 1897. Verlag von D. C. König & Ebhardt. Alleinvertrieb durch Reuter & Siecke, Berlin W. 8. Deutsche Ausgabe 1 M. Oesterreich. Ausgabe 1,70 M.

Lindau, Rudolf. — Türkische Geschichten. Gr. 8°. (488 S.) 6 M. Berlin W., Fontane & Co. 1897.

Maartens, M. — Joost Avelinghs Schuld. Eine holländische Geschichte, Roman in zwei Theilen. Gr. 8°. (454 S.) 5 M. Albert Ahn 1896.

Marquardsen, Dr. Heinrich von. — Internationale Wissenschaftliche Bibliothek XIV. und XV. Bd. Einleitung in das Studium der Sociologie von Herbert Spencer. 8°. (VII 264. 297 S.) 8 M. Leipzig 1896, F. A. Brockhaus.

Mathes, A. — Das Urbild Christi. In vier Teilen: Lehre, Charakter, Leben und Nachwirkung bis in die Gegenwart. Gr. 8°. (XVI 481 S.) 4,50 M. Berlin 1897, S. Calvary & Co.

Menzinger, Dr. Johannes. — Friede der Judenfrage! Mit einem Anhang: Zur Geschichte des Antisemitismus. 8°. 247 S. Berlin 1896, Schuster & Loeffler.

Nansen, Fridtjof. — In Nacht und Eis in 36 Lieferungen. à 50 Pf. Zwei starke Bände. Geh. 18 M., geb. 20 M. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Poppe, Franz. — Album Oldenburgischer Dichter Eine Festgabe. Gr. 8°. (VIII 295 S.) 2 M. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Poschinger, Heinrich v. — Fürst Bismarck und der Bundesrath. I Bd. Der Bundesrath des Norddeutschen Bundes (1867–1870) 351 S. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Richter, Konrad. — Der deutsche S. Christoph. Eine historisch-kritische Untersuchung. Gr. 8°. (VI 243 S.) 8 M. Berlin 1896, Mayer & Müller.

Rühl, Franz, Prof. d. Gesch. in Königsberg. — Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit. Mit zahlreichen Tabellen. 312 S. 6,50 M. Berlin. Reuther & Reichard.

Eugen Salinger. — Ein moralisches Stück. Roman. 194 S., geh. 3 M., geb. 4 M. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Salomon, Ludwig. — Spaziergänge in Süd-Italien. Gr. 8°. (201 S.) 3 M. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Schiller's Werke, herausgeg. v. Ludwig Bellermann. Bd. XI und XII. Leipzig, Bibliograph. Institut.

Schoenfeld, Hermann. — Ph. D., professon of Modern Languages and Continental History in Washington. Higher education in russian, austrian, and prussian Poland. (United States Bureau of Education for 1894—95.) Washington, Government printing office.

Scholz, Richard. — Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Bd. II, Heft 4. Beiträge zur Geschichte der Hoheitsrechte des deutschen Königs zur Zeit der ersten Staufer. (1138—1197) Gr. 8°. (127 S.) 3,20 M. Leipzig 1896, Duncker & Humblot.

Sperl, August. – Die Söhne des Herrn Budiwoj. Dichtung. II Bände. München, C. H. Beck. (Oskar Beck.)

Steck, Albert. — Johannes Wedde. Eine litterarische Studie. 47 S. Hamburg, Hermann Gruning.

Gajus, Teutonicus. — Der Untergang des deutschen Anwaltstandes. 16 S. 50 Pf. Leipzig, Karl Fr. Pfau.

Weber, Lotar. — Die Lösung des Trierenrätsels mit Abbildungen. Gr. 8°. (80 S.) 1 M. Danzig 1896, Theodor Bertling.
Wislicenus, Georg. — Deutschlands Seemacht sonst und jetzt. Folio. (208 S.) 10 M. Leipzig, Fr. Grunow.
Zellermeyer, Max. — In zwölfter Stunde! Ehe es zu spät ist. (31 S.) Berlin, Fr. Wesemann's Verlag.
Bericht der Handels- und Gewerbe-Kammer zu Dresden. 1895. II. Dresden, C. Heinrich.
Russische Staatsfinanzen, Devalvation und die 3% Goldanleihe von 1896. 15 Pf. Zürich, Verl. d. „Russischen Zustände."
Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Der Personalkredit des ländlichen Kleingrundbesitz in Dentschland. Bd. 74. Gr. 8°. (XI 456 S.) 11 M. Leipzig 1896, Duncker & Humblot.
Meyer, Bruno. — Was nun? Ein Beitrag zur Duell-Frage Gr. 8°. (44 S.) 0,60 M. Berlin, Verlag Helios.
Model, Paul. — Die grossen Berliner Effektenbanken. Aus dem Nachlasse des Verf. herausgegeben und vervollständigt von Dr. jur. Ernst Loeb. Vorrede von Prof. Dr. Ad. Wagner, und einem biographischen Geleitworte von Dr. V. Köbner. 198 S. 5 M. Jena, Gustav Fischer.
Murko, Dr. Matthias. — Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik mit einem Anhang. Gr. 8°. (XII 374 S.) 5 M. Graz 1897, Verlagsbuchhandlung Styria.
Musiker und ihre Werke. 1. Beethovens Symphonien erläutert von *A. Pochhammer.* 2. Richard Wagner's Ring der Nibelungen erläutert von *Pochhammer.* Frankfurt a. M. H. Bechhold.
Protestantische Zeitstimmen. X. Ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Landeskirche in Preussen 1895/96. Von einem Laien. 64 S. Berlin, Julius Springer.
Ratgeber für den Offiziersburschen. Ein Nachschlagebuch über alle in seinem Dienste vorkommenden Verrichtungen. Preis 60 Pf. Magdeburg 1897, Walther Niemann.
Ringhoffer, Karl, Dr. phil. — Ein Dezennium preussischer Orientpolitik zur Zeit des Zaren Nikolaus. (1821—1830) Beiträge zur Geschichte der auswärtigen Beziehungen Preussens unter dem Ministerium des Grafen Christian Günther v. Bernstorff. Mit zahlreichen Akten-Beilagen aus dem Königl. Geh. Staats-Archiv zu Berlin. 433 S. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt.
Ritschl, Otto. — Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung. Gr. 8°. (VI 58 S.) 1 M. Freiburg i. Br., Akd. Verlagsbuchhandlung, J. C. B. Mohr.
Viezens, Dr. jur., Landrichter. — Die „Taugenichtse." Eine Betrachtung über preussische Richter. 68 S. Berlin, Carl Heymann.
Vollmöller, Karl. — Der Kampf um den romanischen Jahresbericht. Ein Beitrag zur Klärung des Verhältnisses zwischen Autor und Verleger. 70 S. Erlangen, Fr. Jange.
Wachler, Ernst. — Unter den Buchen von Sassnitz. Sommerfestspiel. 96 S. 1,50 M. Berlin, Richard Heinrich.
Wrede, Richard. — Vom Baume des Lebens. Erlebtes und Erdachtes. Berlin, Kritik-Verlag.
Bonne, Georg, Dr. med. — Vorschläge zur Vereinfachung und zum Ausbau unserer heutigen Arbeiterversicherungen. 40 S. Dresden, Georg Hertz.
Bürkli, Karl, in Zürich. — Demokratisierung unseres Heerwesens. Separatabdruck aus dem „Grütlianer." 34 S. Zürich, Schweizer Grütliverein.
Cohn, Lassar, Dr. — Die Chemie im täglichen Leben. Gr. 8°. (VII 308 S.) geb. 4 M. Hamburg, Leopold Voss.
Crowe, Sir Joseph. Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers. 1825—1860. Ins Deutsche übertragen von Arndt v. Holtzendorff. Eingeleitet v. Dr. Max Jordan. 382 S. Berlin, Ernst Siegfr. Mittler & Sohn.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W. Magdeburger Strasse 27.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.

März 1897. Siebenundachtzigster Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1897.

Notizen und Besprechungen.

Litterarisches. Dr. Otto Harnack, Prof. a. d. technischen Hochschule in Darmstadt: Ikarus, Eine Reisenovelle v. H. Mellin. — **Kritikus:** Allzuscharf macht schar[illegible].

Theologie. H. Gallwitz, Superintendent in Sigmaringen: Graf Paul von Hoensbroech, Religion oder Aberglaube?

Pädagogik. Dr. Heinrich Weber, Potsdam: Friedrich Paulsen, Geschichte [illegible] gelehrten Unterrichts.

Geschichte. Dr. Albert v. Ruville, Privatdozent a. d. Univ. Halle: Dr. Fr. Kamper[illegible] Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage.

Anthropologie. D.: Alfred Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. — Dr. Alexand[illegible] Cartellieri, Karlsruhe: O. Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen.

Staatsrecht. Dr. Gottfried Koch, Berlin: Roger Foster, Commentaries on [illegible] Constitution of the United States.

Theater.

Charlotte Broicher: Ibsens John Gabriel Borkmann.

Politische Korrespondenz.

(*.), Aus Oesterreich. Die böhmische Frage und die nationale Politik der Deutschen. — Graf Paul von Hoensbroech: Ultramontane Universitätsvorlesungen. — D., Der Ausgang des Hamburger Streiks. Vorbereitung für die Wahlen [illegible] Kampf gegen die Freiheit der Wissenschaft. Der Orient.



Aeltestes
Champagner
Haus
Burgeff
Extra Cuvée
Gegr. 1837.
Zu beziehen durch alle Weingrosshandlungen.
Grün-Etiquette
Burgeff & Co
Hochheim a/M.
Hochheimer


OBER SALZBRUNN.
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Salzbrunner
Oberbrunnen
OBER SALZBRUNN.
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh. bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Furbach & Strieboll
Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.
OBERSALZBRUNN SCHUTZ-MARKE

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Achtundachtzigster Band.

April bis Juni 1897.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1897.

Inhaltsverzeichniß

des

88. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Schlußworte einer akademischen Vorlesung über Sozialpolitik.

Von

Prof. **A. Wagner.**

Am 3. März d. J. schloß ich eine stark besuchte öffentliche Vorlesung an der Universität über „ausgewählte Fragen der Sozialpolitik" nach einigen allgemeineren Worten unter dem lebhaften Beifall meiner jüngeren studentischen und älteren Gastzuhörer. Erstere gaben diesen Beifall in bekannten hier üblich gewordenen akademischen Formen kund. Ungewöhnlich stärker als sonst, namentlich am Schluß meines Winterpublikums, war dieser Beifall meiner Erinnerung nach kaum. Im März 1896 bei noch etwas gefüllterem Auditorium war er wohl eher noch größer gewesen. Dieser spontane akademische Dank und übliche Abschiedsgruß ward zum Stein des Anstoßes. Nach einer leidigen neuerdings eingerissenen Manier werden Ausführungen oder einzelne Sätze, die für das Publikum Interesse bieten könnten, aus dem Auditorium in die Oeffentlichkeit gezerrt. Natürlich wird dabei Alles aus dem Zusammenhang gerissen, meist ungenau, vielleicht absichtlich entstellt wiedergegeben, je nach der Rücksicht auf das Sensationsbedürfniß des Publikums und auf die besonderen Zwecke, die das einzelne Blatt bei einer solchen Veröffentlichung verfolgt. So ist es auch in diesem Fall gegangen. Es scheint, daß der „Berliner Lokalanzeiger" zuerst über meine Schlußworte berichtet habe. Hier und sonst glaubte man in meinen Worten eine Verwahrung sehen zu sollen, die sich gegen die behauptete Absicht der Unterrichtsverwaltung wende, akademischen

Lehrern der Nationalökonomie und verwandter Fächer die Freiheit der wissenschaftlichen Meinungsäußerung in- wie außerhalb der Hörsäle zu beschränken, — mit Unrecht, denn nicht nur ist von solcher Absicht nichts bekannt, mir lag auch eine solche Andeutung, selbst ein solcher Gedanke völlig fern.

Jene Zeitungsnotiz machte die Runde durch die Blätter. Die „Post“ versah sie mit einem einleitenden Satze, der eben so unbegründet, als verletzend und beleidigend war: ich hätte „meiner Würde als Lehrer an der Universität Berlin für angemessen erachtet, in meiner gestrigen letzten Vorlesung eine Demonstration meiner Zuhörer zu provoziren.“ Aber der Hauptangriff erfolgte in der notorisch offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, in einem Artikel „Soziale Gesinnung“ (Abendnummer vom 5. März), dem noch zwei weitere ähnliche bald darauf (9. und 11. März Abends) folgten. Ich will nur aus dem ersten wenige Sätze anführen: „Auf einen Beifall ausgehen, der im Grunde nicht den unschuldig klingenden Worten des Vortragenden, sondern einem unter der Hülle der Zweideutigkeit verborgenen verfänglichen Sinn gespendet wird, heißt Beifall erschleichen. Und Beifall erschleichen ist Sache des Demagogen, nicht die Sache des Mannes, der in seiner Person die Würde der Wissenschaft achtet.“ ... „Soziale Gesinnung bedeutet entweder gar nichts... oder es bedeutet sozialdemokratische Gesinnung, eine Gesinnung, wie sie, nur eben offener und unverhüllter, in dem Programm der Herren Bebel, Liebknecht und Singer zum Ausdruck kommt. Wird der Begriff „sozial“ auf die ausschließliche Geltendmachung der eudämonistischen Humanitätsidee beschränkt, so bekommt er die rein negative Bedeutung der Abwesenheit staatlichen Pflichtbewußtseins, der Vaterlandslosigkeit. — Daß in den Hörsälen der Universität, die sich nach einem König in Preußen benennt, eine Gesinnung, die ihrem Wesen nach unstaatlich ist und des staatlichen Pflichtbewußtseins entbehrt, durch lärmende Huldigung ausgezeichnet wird, halten wir für höchst bedauernswerth.“

Indessen sind es nicht einmal solche Sätze allein oder zumeist, sondern der ganze Inhalt, besonders des ersten und dritten Artikels, welcher diese Angriffsweise charakterisirt und diese Artikel als schwere persönliche und Amtsehrenkränkung qualifizirt. Ich habe an anderen Orten darauf geantwortet und Einiges richtig gestellt. Eine Gegenerklärnng, welche wesentlich thatsächliche Berichtigungen [illegible] ersten Artikels enthielt, hat das Blatt weder aufgenommen

noch berücksichtigt, sie nur zu neuen Ausfällen in dem zweiten Artikel (9. März) benutzt. Die ganze Angelegenheit wird noch ihr Nachspiel haben.

Hier gebe ich einstweilen eine Darstellung des Sachverhalts. Wenn zu nichts Anderem wird diese wenigstens dazu dienen, einmal jedem Unbefangenen, ehrlichem Gegner wie Freund, den Beweis zu liefern, wie heute eine gewisse Presse die öffentliche Meinung durch Fälschungen zu beeinflußen sucht und was ein akademischer Lehrer meines Faches, der unabhängig nach oben und unten, auch nach der Seite der kapitalistischen Interessen der Großindustrie ist und nach bestem Wissen und Gewissen seine Ansichten vertritt, an Entstellungen seiner Aeußerungen und an Verunglimpfungen seiner Person, seiner Richtung, seiner Wirksamkeit sich von einer feindlichen Presse, der jedes Mittel im Kampfe recht ist, bieten lassen muß.

Ich schicke einige Worte über öffentliche akademische Vorlesungen wie die meinigen an der Berliner Universität voraus.

Seit längeren Jahren halte ich in den Wintersemestern, einer guten alten Tradition unserer Universität folgend — ich erinnere nur an Stahl, Dubois-Reymond, H. v. Treitschke u. A. — für ein allgemeineres Zuhörerpublikum einstündige öffentliche Vorlesungen über größere allgemeinere Themata meiner Wissenschaft, zugleich zur Ergänzung meiner Privatkollegs, in einer der üblichen Abendstunden (6—7 Uhr) jede Woche. Die Themata beziehen sich namentlich auf wichtige prinzipielle und praktische Fragen allgemeineren Interesses, wie sie zugleich meinen Spezialstudien entsprechen. Hauptsächlich sind es Gegenstände, die ich genauer in meiner „Grundlegung der Politischen Oekonomie“ (3. Auflage 1892/94) behandelt habe. Im Sinne und Geist dieses Werks erörtere ich auch diese Dinge im Kolleg. Es leitet mich dabei namentlich das Bestreben einer kritischen Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Sozialismus und mit den praktischen Postulaten des politischen Sozialismus; immer meinem wissenschaftlichen und politischen Standpunkt gemäß, natürlich in objektiver Erörterung, scharf ablehnend die theoretischen Grundlehren (von Werth, Mehrwerth, Kapital, Arbeitslohn, Privateigenthum, Gemeineigenthum u. s. w.) und die praktischen Forderungen des radikalen Sozialismus (Beseitigung des Privateigenthums an den sachlichen Produktionsmitteln, Boden und Kapital, Ersatz desselben durch gesellschaftliches Gemeineigenthum, Ersetzung der privatwirthschaftlichen Organisation

und Produktionsweise durch gemeinwirthschaftliche Organisation und gesellschaftliche Produktionsordnung u. s. w.)

So habe ich öfters über „Freiheit und Eigenthum," über „ökonomischen Individualismus und Sozialismus" u. s. w., über „Kritik des Sozialismus" (Winter 1895/96), im letzten Semester über „ausgewählte Fragen der Sozialpolitik" gelesen. Ueberall strebe ich hier namentlich nach einer scharfen prinzipiellen Behandlung der theoretischen und praktischen Kontroversen und Probleme, immer, meinem Standpunkt gemäß, von der höheren Warte des nationalen Ganzen aus, da, wo es sich um praktische Fragen handelt, das nationale Gesammtinteresse, das Staatsinteresse und Staatsbewußtsein, das Machtinteresse — auch als ein Interesse der ganzen Volkswirthschaft und gerade dieser — scharf voranstellend. Dies, daß sich jedes Einzel- und Berufs- und Klasseninteresse dem Gesammtinteresse unterordnen muß, betone ich stets so stark, daß mir wohl mitunter auch von Freunden gesagt wurde, ob ich das nicht sogar übertriebe.

Diese Vorlesungen sind von Studenten aller Fakultäten und Fächer, zahlreich auch von älteren Gastzuhörern, darunter Beamten, Offizieren, besucht, und erreichten in den letzten Wintersemestern Belegzahlen von tausend und darüber.

In der Vorlesung im letzten Winter hatte ich in der ersten Hälfte des Semesters die springenden Punkte der Sozialpolitik überhaupt eingehender erörtert, Begriff, Wesen, Aufgabe der Sozialpolitik, Verhältniß derselben als Gliedes der allgemeinen Politik, Beziehung zum Voluntarismus u. A. m. entwickelt, eine Kritik des Systems der freien Konkurrenz, seiner Grundlagen und Folgen gegeben. In der zweiten Hälfte des Semesters hatte ich eine Reihe von Einzelfragen näher behandelt — soweit die Zeit reichte, da durch zufällige, von mir unabhängige Umstände einige Stunden ausgefallen waren, nicht alle Fragen, die ich ins Auge gefaßt. Namentlich sprach ich länger über Koalitionsrecht, Strikes, Behandlung des Vertragsbruchs, Gewerksvereinswesen, Arbeiterausschüsse, Schiedsgerichte, Einigungsämter, kurz über die betreffenden Punkte der Gewerbeordnung, in vergleichender Betrachtung mit anderen Gesetzgebungen, zum Schluß kürzer über Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung, so noch in der letzten doppelstündigen Vorlesung am 3. März.

Wie üblich gab ich dann in der letzten Viertelstunde (circa) einen Rückblick und schloß mit einigen allgemeineren Gesichtspunkten und

Bemerkungen, nebenbeigesagt dem Inhalt und der Form nach ähnlich, wie bei diesen Vorlesungen in anderen Wintersemestern und wie auch z. B. im Kursus des Vereins für Sozialpolitik (Oktober 1895), wo ich über „Privateigenthum und wirthschaftliche Freiheit (freie Konkurrenz) gegenüber den Angriffen und Forderungen des Sozialismus“ vor einer zahlreichen Zuhörerschaft gelesen hatte.

Neulich hob ich hervor, wie es der Ruhm der deutschen Wissenschaft sei, voraussetzungslos alle Dinge zwischen Himmel und Erde vor ihr Forum zu ziehen, über das Höchste und Niedrigste, Gott und Unsterblichkeit, Glauben und Wissen, Natur und Geschichte, Sprache und Recht, warum nicht auch über soziale und wirthschaftliche Verhältnisse zu handeln. Immer im Streben nach größter Objektivität, immer eingedenk des Wortes salvo errore, was gerade auch auf meinem Fachgebiet so zu betonen sei, immer aber auch mit dem nothwendigen moralischen Muth, ohne äußere Rücksichten die Wahrheit zu suchen.

Nun wisse ich wohl, daß man gerade die Behandlung von Gegenständen, wie ich sie hier, meinem Lehrgebiete gemäß, erörtert, in manchen Kreisen nicht eben gern sehe. Diese Dinge seien zu „heikel“, man stoße, wenn man sie behandle, an Vorurtheile und Interessen, die sich leicht als verletzt ansehen. Indessen das könne und dürfe doch nicht abhalten, gerade diese Fragen des wirthschaftlichen und sozialen Lebens, damit der Grundlagen der Kultur, auch zu untersuchen, einerlei ob man darüber und wegen der Art der Behandlung und Entscheidung Anfechtungen erfahre, wie sie ja seit Jahren den deutschen akademischen Lehrern der Nationalökonomie und auch mir oft und noch jüngst wieder in so starkem Maße geworden. Ich würde mich jedoch dadurch nicht abhalten lassen, meinen Weg zu gehen und meine Stellung zu nehmen, auch das, was ich für passend und wie ich es für richtig hielte, aus dem Gebiet der sozialen Frage hier zu erörtern. Das hielte ich nach vorausgegangener eifriger Arbeit, sorgfältiger Prüfung und Durchdenkung und nach bestem Wissen und Gewissen zu thun, nicht nur für mein Recht, sondern auch für meine Pflicht, — immer wieder dabei mich und meine Zuhörer zur Bescheidenheit an das „salvo errore“ erinnernd.

Indem ich nun auf meinem Fachgebiete so stände, so urtheilte, wie z. B. in diesem Semester, in dieser, wie sonst in anderen Vorlesungen, wüßte ich aber freilich auch, daß ich in theoretischen Punkten wie praktischen Forderungen Anschauungen verträte, für

die ich treffliche Gewährsmänner hätte. Ich wollte nur zwei in äußerer Stellung so verschiedene Männer, wie den größten deutschen wissenschaftlichen sozialistischen Theoretiker, wie Rodbertus — denn das sei dieser, meiner Ueberzeugung nach auch Marx als Theoretiker überragend, wenn das heute auch meist bestritten werde, freilich aber auch ein echt historisch denkender und ein wenigstens im späteren Leben konservativer Mann -- und andrerseits wollte ich den ersten neuen deutschen Kaiser aus Hohenzollernstamm nennen, den großen und guten Kaiser Wilhelm I.: den Mann, dem wir die politische Wiedergeburt unseres Vaterlandes verdankten, den Mann, der demüthig, bescheiden und dankbar gegen Gott, diesem die Ehre gab im Augenblick seines höchsten Triumphes, am Tage von Sedan und der als sein schönstes Ziel doch auch bezeichnet habe, seinem Volke, dem er so viel geleistet, auch noch die Segnungen des sozialen Friedens zu verschaffen. Seiner heute, am Vorabend seines hundertjährigen Geburtstags dankbar zu gedenken, sei gerade auch hier in dieser Vorlesung über Sozialpolitik meine Pflicht, die ich gern erfüllte.

Ich verlas dann die Kernworte von Rodbertus über das Wesen und die Behandlungsweise der „sozialen Frage“ und die prinzipiellen Stellen aus den Motiven der ersten Unfallversicherungsvorlage und aus der Kaiserlichen Botschaft vom 17. Nov. 1881, — dies Alles nur mit wenigen Worten zur Interpretation begleitend, unter Hervorhebung des Kerns. Gerade das habe ich ähnlich auch in anderen Semestern und in der Schlußvorlesung im Kursus des Vereins für Sozialpolitik gethan.

Diese herrlichen Worte und Kraftstellen im Lapidarstyl sind auf meine Veranlassung in der „Zeit“ bald darauf abgedruckt worden. Sie mögen auch hier einen Platz finden. Man kann sie nicht zu oft lesen, gerade bei den heutigen Strömungen und darf sie immer beherzigen, gerade heute erst recht.

Die Kernsätze von Rodbertus.

Charakterisirung der „sozialen Frage“:

„Wenn „konservativ sein“ das Konserviren des verrottetsten Plunders bedeutet, — nenne er sich nun „liberal“ oder werde er „illiberal“ genannt —, so giebt es nichts Antikonservativeres als die soziale Frage. Wenn aber konservativ bedeutet: Stärkung monarchischer Staatsgewalt, friedliche Reformarbeit, Aussöhnung der sozialen Klassen unter der Aegide und

nach der Norm des strahlenden „Suum cuique“, so giebt es nichts Konservativeres als die soziale Frage.“

Charakterisirung der Methode der Behandlung der sozialen Frage:

„Nein, auf der Straße mittels Strikes, Pflastersteinen und gar Petroleum — Dynamit würde Rodbertus vielleicht jetzt hinzufügen — wird die soziale Frage nicht gelöst. Als nur noch erst abzuschaffen war, mochten im Sturm errungene Dekrete genügen. Heute heißt es: organisiren, dauernder sozialer Friede, einheitliche politische Regierungsgewalt, fester, vertrauensvoller Anschluß der arbeitenden Klassen an diese Gewalt, große Aufnahmen, Vorarbeiten und Anstalten, die eine Reihe tiefer Kombinationen bilden und nur in Ruhe mit Ordnung und Energie zu treffen sind: das sind die Vorbedingungen einer Lösung der sozialen Frage. Sie schließen gleichermaßen eine zerfahrene Staatsgewalt, eine turbulente Arbeiterbevölkerung und — Karlsbader Beschlüsse aus.“

Ich fügte nur die eine Bemerkung hier hinzu: Den Ausdruck „Lösung“ der sozialen Frage vermeide ich gern. Denn eine „wirkliche Lösung“ gebe es hienieden auf dieser Erde unter uns gebrechlichen und schwachen, uns sündigen Menschen nicht. Das wäre ein „Himmel auf Erden“, der niemals hier zu erreichen sei. Nur in der Richtung auf dieses Ziel könne man, müsse man aber auch vorgehen, wie immer den Anforderungen aller Ethik gemäß.

Kaiser Wilhelms I. soziales Evangelium und sozialpolitisches Testament.

Aus den amtlichen Motiven der Unfallversicherungsvorlage: „Durch positive, auf die Verbesserung der Lage der Arbeiter abzielende Maßnahmen . . .“ müssen die bedenklichen Erscheinungen in der Arbeiterwelt bekämpft werden. „Es ist nicht zu verkennen, daß in der Unsicherheit des lediglich auf der Verwerthung der persönlichen Arbeitskraft beruhenden Erwerbs . . . Mißstände begründet sind, welche zwar auch durch gesetzgeberische Maßregeln nicht völlig aufzuheben sind, deren allmähliche Milderung aber auf dem Wege besonderer, die eigenthümlichen Verhältnisse der Arbeiter berücksichtigenden Gesetzgebung ernstlich in Angriff genommen werden muß.

„Daß der Staat sich in höherem Maße als bisher seiner hilfsbedürftigen Mitglieder annehme, ist nicht blos eine Pflicht der Humanität und des Christenthums, von welcher die staatlichen Einrichtungen durchdrungen sein sollen, sondern auch eine Aufgabe staatserhaltender Politik, welche das Ziel zu verfolgen hat, auch in den besitzlosen Klassen der Bevölkerung, welche zugleich die zahlreichsten und am wenigsten unterrrichteten sind, die Anschauung zu pflegen, daß der Staat nicht bloß eine nothwendige, sondern auch eine wohlthätige Einrichtung sei. . . .“

„Das Bedenken, daß in die Gesetzgebung, wenn sie dies Ziel verfolge, ein sozialistisches Element eingeführt werde, darf von der Betretung dieses Weges nicht abhalten. Soweit dies wirklich der Fall, handelt es sich nicht um etwas ganz Neues, sondern um eine Weiterentwickelung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen modernen Staatsidee, nach welcher dem Staate neben der defensiven, auf den Schutz bestehender Rechte abzielenden, auch die Aufgabe obliegt, durch zweckmäßige Einrichtungen und durch Verwendung der zu seiner Verfügung stehenden Mittel der Gesammtheit, das Wohlergehen aller seiner Mitglieder und namentlich der schwachen und hilfsbedürftigen positiv zu fördern. . . .“ „Auch die Besorgniß, daß die Gesetzgebung auf diesem Gebiete namhafte Erfolge nicht erreichen werde, ohne die Mittel des Reiches und der Einzelstaaten in erheblichem Maße in Anspruch zu nehmen, darf von der Betretung dieses Weges nicht abhalten. Denn der Werth von Maßnahmen, bei welchen es sich um die Zukunft des gesellschaftlichen und staatlichen Bestandes handelt, darf nicht an den Geldopfern, welche sie vielleicht erfordern, gemessen werden.“

Aus der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881:

„Schon im Februar d. J. haben wir Unsere Ueberzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstag diese Aufgabe von neuem ans Herz zu [illegible]en, und würden wir mit um so größerer Befriedigung auf alle [illegible]ge, mit denen Gott unsere Regierung sichtlich gesegnet hat,

zurückblicken, wenn es uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterland neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. . . ."

In diesem Sinne kündete die Botschaft die großartige Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung an und sprach bei den durch Alter und Invalidität Erwerbsunfähigen noch besonders davon, daß sie „der Gesammtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge hätten, als ihnen bisher habe zu theil werden können."

„Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht". Vom „Zusammenfassen der realen Kräfte des Volkslebens in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Fürsorge" ist weiter die Rede, „um die Lösung von Aufgaben möglich zu machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde". Auch dabei werde aber „das Ziel ohne die Aufwendung erheblicher Mittel nicht zu erreichen sein". Und zum Schluß ist von „Anregung" von Einrichtungen sonstiger Art die Rede, zu der der Kaiser sich vor Gott und Menschen verpflichtet fühle, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg".

Darauf schloß ich etwa so: „M. H. Wenn wir aus diesen gewaltigen Aktenstücken des ersten deutschen Hohenzollern-Kaisers, die wir wohl sein „soziales Evangelium" und sein „sozialpolitisches Testament" nennen dürfen, aber nun das herausziehen, worauf es neben allem Wissen und Handeln in Theorie und Praxis immer ankommt, so ist es, mit einem Worte gesagt: die Gesinnung, hier die soziale Gesinnung, hier gegenüber den unteren, oft in schwerem wirthschaftlichen Kampf stehenden Klassen das Mitgefühl für die ärmeren und schwächeren Glieder unseres Volkes, ist es eine solche Gesinnung, die gerade uns alle, die wir meist der sozial und wirthschaftlich günstiger stehenden Minorität unseres Volkes angehören, erfüllen soll. Dies ist eine Pflicht, die wir aus jenen Aktenstücken Kaiser Wilhelms I., welche ja aus der Initiative seines großen Kanzlers mit hervorgegangen sind, zu

lernen haben, eine Pflicht, worin uns der große, gute und fromme Kaiser zum Vorbild dienen kann.

„Eine solche Gesinnung ist aber auch die Voraussetzung einer wirklich erfolgreichen praktischen Sozialpolitik. Denn diese ist nur möglich, wenn die öffentliche Meinung, daher doch vor Allem die Gebildeten und Besitzenden, die höheren Gesellschaftskreise dafür mit Ueberzeugung und mit ernstem Bewußtsein und auch mit — Opferwilligkeit eintreten.

„Indem ich aber so, m. H., auch noch auf Ihre soziale Gesinnung einwirken möchte, thue ich als akademischer Lehrer etwas, was m. E. neben der Verbreitung von Erkenntnißwegen und Mitteln und von Wissensergebnissen die nicht minder wichtige Aufgabe eines deutschen Universitätslehrers ist. So denkt jeder meiner Kollegen, jeder will Wissen und Gesinnung zugleich verbreiten und heben und die größten und erfolgreichsten akademischen Lehrer haben es immer als ihre besondere Aufgabe angesehen, gerade auf die Gesinnung ihrer Zuhörer einzuwirken. Ich will hier nur eines Mannes gedenken, der von dieser nämlichen Stelle aus hier in unserem auditorium maximum so oft begeistert und begeisternd zu Ihnen gesprochen, eines Größeren als ich, meines nun auch schon heimgegangenen Kollegen und Freundes Heinrich von Treitschke.

„Nur auf dem Boden einer solchen Gesinnung, wie sie in jenen Worten von Rodbertus und jenen Aktenstücken von Kaiser Wilhelm sich ausspricht, wurzelt eine gesunde und kräftige Sozialpolitik. Auch diese wird niemals die wirthschaftlichen und sozialen Schäden aus der Welt bringen. Das verbietet die Schwäche, die Gebrechlichkeit, lassen Sie es mich auch hier vom Katheder aus, meiner innersten Ueberzeugung nach, so nennen: das verbietet die Sündhaftigkeit von uns Menschen allen. Das zu übersehen ist vielleicht der größte Fehler des eigentlichen Sozialismus. Aber auch diese Einsicht darf uns nicht abhalten, nach Verbesserungen des Looses der unteren Klassen zu streben, eben im Sinne und in der Gesinnung der Kaiserlichen Botschaft von 1881. Und dafür möchte ich die soziale Gesinnung auch meiner Zuhörer als Lehrer erwecken und kräftigen helfen.

„Wenn es mir so gelungen wäre, außer auf Ihr Wissen auch auf Ihre Gesinnung einzuwirken, so würde ich hoffen, meine Aufgabe nicht ganz unerfüllt gelassen zu haben."

Das genau waren meine Gedanken, der Sinn meiner Aus-

führungen, und ungefähr, aber fast genau meine Worte. Freilich c'est le ton qui fait la musique. Und ich sprach wohl nicht nur in erhöhtem, sondern auch in etwas bewegtem Tone, wohl auch einmal in der Stimme ein wenig erregt und bebend vor innerer Entrüstung, all der gehässigen Angriffe und denunziatorischen Verdächtigungen innerlich gedenkend, ohne davon zu sprechen, die ich noch jüngst aus Anlaß meiner Bochumer Rede und seit Jahren so oft erduldet. Und das mochte, wie immer in solchen Fällen, wenn Redner und Zuhörer in seelischen Rapport treten, auch auf mein Publikum etwas mit einwirken.

Das war mein „Schlußwort" der Vorlesung, welches den stürmischen Beifall meiner Zuhörer, jüngerer wie älterer erweckte und — die oben angedeutete Beurtheilung von Blättern vom Schlage der Stumm'schen „Post" und der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erfuhr.

Katholisches.

Etwas von Schulsachen.

Von

Friedrich Paulsen.

In dem Februarheft dieser Zeitschrift hat Graf Hoensbroech Aufsehen erregende Mittheilungen aus den wissenschaftlichen Forschungen eines katholischen Gelehrten, Herrn Bautz, über Hölle und Fegfeuer, ihren Ort und ihre Anlage, gemacht: die Vulkane die Schlöte der Hölle, die im Innern der Erde angelegt sei, die Erdbeben Erzitterungen der Erde, die von den Riesenwogen des ewigen Feuermeers ausgehen u. s. w. Derselbe Gelehrte, jetzt außerordentlicher Professor in Münster, hat nun für das nächste Semester öffentliche Vorlesungen „über ausgewählte Theile aus der dogmatischen Lehre von den letzten Dingen" angezeigt; Graf Hoensbroech vermuthet, daß darin auch jene besonderen Lehren von Hölle und Fegfeuer ihre Stelle finden werden und knüpft daran die Frage: „Darf ein Kön. Preuß. Universitätslehrer diesen wahnwitzigen Aberglauben in seinen Vorlesungen verbreiten? Kann der Preußische Staat zulassen, daß ein von ihm angestellter Lehrer die Köpfe seiner Zuhörer mit solchen tollen Vorstellungen erfüllt?"

In einem andern Artikel desselben Hefts beschäftigt sich H. Gallwitz, ebenfalls aus Anlaß einer Schrift des Grafen Hoensbroech, mit römischem Aberglauben, besonders aus dem Gebiet des Dämonenwesens. Er fordert entschieden, daß der Staat der Ausbreitung dieses Teufelspuks entgegentrete und giebt Mittel an, ihr zu wehren, worauf ich gleich zurückkomme.

In dem Urtheil über die Bedeutung dieser Dinge wird bei [illegible]n Lesern der Preuß. Jahrb. vermuthlich keine große Verschieden-

heit stattfinden: es sind Krankheitserscheinungen, deren Auftreten allerdings etwas Beunruhigendes hat. Daß gar Universitätslehrer solche Dinge als Wissenschaft vortragen, hat zunächst etwas so befremdliches, daß vermuthlich mehr als ein Leser auf jene Frage des Grafen Hoensbroech mit einem entrüsteten Nein geantwortet hat: dem Skandal müsse ein Ende gemacht werden, es sei eine Schande für die preußischen Universitäten, daß solche Dinge auf ihnen vorkommen könnten.

Inzwischen hat Herr Prof. Bautz in der „Germania" (7. März) erklärt, daß jene Dinge, als zur anerkannten Dogmatik der Kirche nicht gehörig, in seinen Vorlesungen nicht vorkommen würden, bis auf den, freilich seines rhetorischen Beiwerks zu entkleidenden Satz von dem Ort der Hölle, der „von der großen Mehrheit der Väter und späteren Theologen unter Bezugnahme auf die heilige Schrift vertreten wird." Vermuthlich gehören die Vulkane als Schlöte und die Erdbeben als Wirkungen der Höllenbrandung zu diesem rhetorischen Beiwerk; ich würde sie übrigens lieber empirische Bestätigungen einer probablen theologischen Ansicht nennen. Indessen ich will keineswegs in eine Kontroverse über diese Dinge mit Herrn Prof. Bautz eintreten, wozu mir alle Kompetenz fehlt. Ich wollte nur an die Frage, mit der Graf Hoensbroech schloß, eine Bemerkung anknüpfen.

Ich würde die Frage: ob es einem Kön. Preuß. Professor freistehen darf, solche Dinge zu lehren? entschieden bejahen, wenigstens dann, wenn er Lehrer der katholischen Theologie ist. Handelte es sich um einen Professor der Geologie, dann würde die Sache etwas anders liegen: dann wäre allerdings die Frage des Einschreitens der Aufsichtsinstanz kaum abzulehnen, natürlich nicht, um eine Beschränkung der Meinungsäußerung herbeizuführen, sondern um die Vertretung dieser Wissenschaft in die Hände eines Mannes zu legen, der wissenschaftliche Dinge auf wissenschaftliche Weise behandelt. Ist es dagegen ein Professor der katholischen Theologie, dann würde ich bei der höchst eigenthümlichen Lage, in der sich hier der Staat befindet, ein Einschreiten durchaus nicht für rathsam erachten, auch dann nicht, wenn alle die bezeichneten Lehren und dazu die Geschichten von Erlebnissen armer Seelen im Fegfeuer wirklich auch in der Vorlesung vorkämen. Der Staat hat keine Organe und keinen Beruf, auszumachen, was in der katholischen Dogmatik noch als Wissenschaft angesehen werden kann. Es wird die Entscheidung darüber füglich dem Bischof von Münster

oder der höchsten Lehrautorität in Rom überlassen: sind die Seelen der Hörer in Gefahr, so mögen sie der Irrlehre wehren, sei es durch Einwirkung auf jenen Gelehrten, sei es durch Verhängung des Interdikts über seine Vorlesungen. — Aber das werden sie nicht thun. — Vielleicht nicht; obwohl durch die Mittheilungen aus den Schriften von Herrn Bautz doch kaum einem katholischen Bischof in Deutschland eine Freude gemacht sein wird. Und jedenfalls, mir scheint nicht, daß hier Gefahr im Verzuge ist. Daß die Münsterschen Studenten in Schaaren zu diesen Vorlesungen sich drängen sollten, um sich über Ort und Dauer des Fegefeuers zu unterrichten, hat man am Ende keinen Grund zu erwarten. Und wenn es doch geschehen sollte, so würde auch das m. E. das Interesse des Staats und der Kultur nicht kränken; ich glaube nicht, daß solche Dinge durch Publizität an Gefährlichkeit gewinnen. Also man überlasse die „Lehre von den letzten Dingen" ruhig denen, denen sie befohlen ist. Der Staat darf seine Hände in Unschuld waschen: er könne nicht ausmachen, ob das Wissenschaft oder Aberglaube sei; oder soll er etwa einer Akademie der Wissenschaften die Frage vorlegen? Und gegen die Bedenklichen kann er sich sogar auf ein Prinzip berufen, das Prinzip der Lehrfreiheit, das er auch hier nicht verletzen dürfe und wolle. Ja er könnte, wenn er boshaft wäre, des Kulturkampfes sich erinnernd, eine heimliche Genugthuung empfinden, daß der ehemalige Gegner sich solche Blößen gebe: sollten wir ihn daran verhindern, alle wissenschaftlich denkenden Männer von sich zu treiben?

Ebenso würde ich auch zu den Vorschlägen von Gallwitz Stellung nehmen. Die Maßregeln, die er zum Schutz der katholischen Bevölkerung gegen den Aberglauben, der sich mit dem Ultramontanismus ausbreite, verlangt, kommen auf folgende Punkte hinaus: Der Staat soll die Jesuiten hereinlassen, aber er soll dann 1) den Eingriff der Orden in die geordnete pfarramtliche Seelsorge verbieten; 2) alle von dem Orden ausgehenden Schriften unter Zensur stellen und diejenigen verbieten, „welche geeignet sind, die Selbstzucht des Geistes aufzuheben"; 3) die Jugend, so lange sie schul- oder lernpflichtig ist, vor der Berührung mit dem asketisch-mystischen Geist der Klöster bewahren, z. B. den Besuch geistlicher Exerzitien durch Gymnasiasten verbieten; 4) die Schulaufsicht nicht in die Hände der in ultramontanen Grundsätzen erzogenen Geistlichen legen; nur den Religionsunterricht überlasse er ihnen ganz.

Den vierten Punkt bin ich geneigt, zuzugeben. Hat der Staat das Schulregiment übernommen, und es war, wie die Dinge lagen, nothwendig, so wird er sich auch mehr und mehr die geeigneten Organe selbstständig beschaffen müssen, für die niederen Schulen ebenso, wie er es für die höhere Schulen schon gethan hat. Den Religionsunterricht würde ich allerdings dem Lehrer nicht ganz nehmen lassen wollen; die biblische Geschichte kann er gar nicht entbehren, wenn er an das geistige Leben der Kinder herankommen will; nur auf die konfessionelle Glaubenslehre kann die Schule verzichten.

Dagegen würde ich in den drei ersten Stücken schwere Mißgriffe sehen.

Die Jesuiten allerdings empfehle auch ich wieder hereinzulassen. Das bestehende Verbot der Niederlassungen hindert ja auf keine Weise ihre Wirksamkeit, im Gegentheil, es verschafft ihnen die Popularität bei der katholischen Bevölkerung, deren sie sich jetzt, wie auch Gallwitz bemerkt, erfreuen, zum ersten mal wieder seit 200 Jahren: woher kommt sie als von der Gunst, womit die menschliche Natur nun einmal den Unterdrückten zugethan ist? Aber dann will Gallwitz ihre Wirksamkeit kontrolliren und beschränken. Das kann ich wieder auf keine Weise für rathsam erachten: sie hereinlassen und ihnen dann die Nägel beschneiden, sie poliziren und zivilisiren, sie als gefährlich behandeln und sie mit besonderer Kontrolle umgeben, das hieße ja, ihnen die Fortdauer der Popularität garantiren und ihnen die Fähigkeit, Anstoß zu erregen, nämlich bei der katholischen Bevölkerung, nehmen. Ich würde vielmehr sagen: Bedingung ihrer Zulassung ist, daß sie die Alten bleiben, sint ut sunt, welche Bedingung denn freilich nicht gesetzlich festgelegt zu werden brauchte. Dann würde sich ganz von selber einstellen, was noch immer die Wirkung ihres Auftretens war: daß sie sich unbequem machten, vor allem dem ordentlichen Pfarramt und dem geistlichen Regiment. In der That, mir kommt vor, an der Fernhaltung der Jesuiten hat nur das Zentrum als politische Partei, und der katholische Klerus ein Interesse, jenes, indem es an der Verfolgung der Jesuiten ein immer wirksames gravamen hat, ganz wie der heilige Stuhl an dem Raub der weltlichen Gewalt; dieses, indem es die Jesuiten jetzt zu Dienern, sonst zu Konkurrenten haben würde.

Was im Besonderen die Zensur ihrer Schriften und das Verbot der Berührung der Jugend mit den Orden anlangt, so würde

ich denken, daß jeder Druck, jede Repression, die hier geübt wird, gegen die Absicht wirken würde. Laßt die Dinge und Gedanken, die Neigungen und Bestrebungen heraus, die drinnen sind: sind sie verkehrt und heillos, so wird ja die Wirklichkeit selber sich ihrer erwehren und sie ausstoßen. Haltet ihr sie aber drinnen durch äußeren Gegendruck, so fressen sie sich immer tiefer ein. Die menschliche Natur verliebt sich in nichts heftiger, als in den Irrthum, den man ihr mit Gewalt entreißen will. Man verbiete von Staatswegen die Schriften der Miß Vaughan, und die ganze katholische Welt wird sie als einen Schatz ins Herz schließen; nun ist ja die Teufelsherrschaft der Freimaurer offensichtlich gemacht. Jetzt dagegen schämt man sich ihrer, es ist, denke ich, für jeden gebildeten Katholiken eine Pein, daraufhin angeredet zu werden, ebenso wie auf den „Pelikan", den ich mir öfters das Vergnügen mache zu lesen. Sollten wir ihnen diese Pein ersparen? Ich meine nicht, sondern es soll ihnen dadurch zum Bewußtsein gebracht werden, daß der gebildete und denkende Mann Pflichten hat, Pflichten gegen sich selbst, gegen die Wahrheit, gegen die Kirche, daß er mit verantwortlich ist, wenn durch seine Passivität die Kirche und das katholische Volk in Aberglauben und Teufelsglauben versinkt.

Und so wollen wir einen jungen Gymnasiasten, den eine vielleicht nicht unfromme Regung ins Kloster treibt, nicht durch Gewalt fern halten. Was würden wir erreichen? Daß er von dem Drang geheilt würde? Wohl schwerlich, sondern, daß er von seiner Gottgefälligkeit noch viel mehr durchdrungen würde, zugleich aber den Staat als den Verfolger des Heiligen ansehen lernte.

Also, hier ist das laissez faire die einzig rathsame, die einzig mögliche Politik. Die Einmischung des Staats würde die Reaktion, den Gesundungsprozeß von innen heraus hemmen.

Ich erinnere an ein Wort, das Goethe, der alles sehende, in den Wanderjahren sagt: „Nicht vor dem Irrthum zu bewahren ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrthum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrthum nur kostet, hält lange damit Haus; aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist."

Auf unsere Frage angewendet, würde das ja wohl heißen: Wir müssen unsere katholischen Mitbürger den Romanismus der modernen katholischen Kirche auskosten lassen, bis auf die Hefe,

hoffend, daß sie dann ihr deutsches Herz entdecken und das fremde, dem romanischen Geist vielleicht gemäße Wesen abstoßen.

Ist das Experiment zu gefährlich? Wird der Jesuitismus Deutschland erobern und nicht wieder herausgeben? Ja dann weiß ich kein Mittel es zu hindern; dann müßte ja wohl der deutsche Geist innerlich schon abgestorben sein, und die Polizei wäre das Letzte, ihn wieder zum Leben zu bringen. Ist er aber noch am Leben, auch unter den Katholiken, wie ich denke, dann haben wir kaum Ursache, den Kampf zu scheuen; im Gegentheil: gerade der Kampf wäre zu wünschen. Der Geist wird seiner selbst inne nur am Gegentheil. Ich habe zu viel Glauben an die Wahrheit, zu viel Vertrauen zur menschlichen Natur und besonders zu unserem Volk, als daß ich vor dem offenen Kampf Scheu haben sollte. Man lasse ruhig, nach dem Evangelium, Kraut und Unkraut mit einander wachsen, und sorge nur, daß die Sonne herein kann, dann habe ich zu dem gesunden Sinn unseres Volkes das Vertrauen, daß es den Weizen von den Disteln zu unterscheiden lernen wird.

Aber, sagt man, die Jugend, das unmündige Alter muß man doch vor dem Schädlichen bewahren. Ich antworte: man kann es nicht, die Keime des Irrthums fliegen allverbreitet umher, man kann vor der Berührung Niemand bewahren, der in die Welt kommt. Aber, wenn es auch möglich wäre, die Jugend vor aller Berührung mit dem nicht Korrekten und nicht Approbirten zu bewahren, ich würde es nicht thun, in der festen Ueberzeugung, daß die künftige Generation zuletzt doch ihre eigenen Wege suchen und gehen wird.

Wir rühren hier an einen letzten Gegensatz der Anschauungen: wie weit kann man überhaupt das Denken und Glauben des heranwachsenden Geschlechts durch die Schule und durch allgemeine Anordnungen über das, was diese darbieten soll, bestimmen? Wie weit kann man den Geist der Zukunft durch Schulregulative beeinflussen? Wohlgemerkt: nicht den Geist des Einzelnen durch persönliche Einwirkung, sondern den Geist der Zeit durch Schulregulative?

Es giebt eine Ansicht, die Schulordnungen eine Art Allmacht beilegt. Es ist die Ansicht, die sich in dem Satz ausdrückt: wer die Schule hat, hat die Zukunft. Sie will ja wohl sagen: wer die allgemeinen Bestimmungen über Lehrerbildung und Schul-

unterricht erläßt, der hat es in der Hand, die Gedanken zu bestimmen, die das künftige Geschlecht denkt. Schulordnungen sind das Mittel, den Geist der Zukunft zu binden.

Ich halte diesen Glauben, der heute in weiten Kreisen, bei sonst einander entgegengesetzten Parteien herrscht, für einen Aberglauben. Der Wind wehet, wo er will, oder wie es eigentlich heißt, der Geist geistet, wo er will, er läßt sich keineswegs durch Schulregulative einfangen und binden. Nicht einmal die Lehrer hat, wer „die Schule hat“, d. h. seine Parteidoktrinen der Schule aufzwingt: noch weniger hat er die Eltern und die Kinder. Im Gegentheil, es gilt auch hier ein Wort Goethes: Jedes ausgesprochene Wort erweckt den Gegensinn; wird mir mit äußeren Zwang geboten, was ich als Wahrheit lehren oder aneignen soll, so reagirt dagegen das Selbstbewußtsein, ja der Selbsterhaltungstrieb des Geistes, dessen Wesen, wie die deutsche Philosophie seit Kant einmüthig bekennt, die Freiheit ist. Eigene und freie Ueberzeugungen haben einen unwiderstehlichen Trieb und eine große Kraft bei sich, sich fortzupflanzen; gebotene Ueberzeugungen, eine contradictio in adjecto, haben weder Trieb noch Kraft sich fortzupflanzen.

Wer hierin psychologischer Ueberlegung nicht glauben will, den mögen die historischen Thatsachen belehren. Die Versuche, durch Drang und Zwang in der Schule gewisse Denkrichtungen bei dem heranwachsenden Geschlecht hervorzubringen, haben immer den entgegengesetzten Erfolg gehabt. Der Pietismus des vorigen Jahrhunderts hat das Geschlecht der Aufklärung erzogen: Friedrich der Große ist der Sohn Friedrich Wilhelms I., des Freundes und Verehrers Franckes in Halle; Nicolai und Kant, Winckelmann und Reiske sind durch die Schule des Hallischen Pietismus gegangen. Die Aufklärung hat die Romantik, die Romantiker haben die Generation von 1848 erzogen; und aus Raumers und Stiehls Regulativschulen sind die nationalliberalen Kulturkämpfer hervorgegangen. Oder man blättere die Geschichte unserer westlichen Nachbarn durch; das lange Schulregiment der Kirche hat den Geist von 1789 großgezogen, Voltaire ist ein Schüler der Jesuiten. Aus der Schule der Revolution dagegen sind die Männer der Restauration hervorgegangen; die Restauration hat die 48er erzogen. Daß die englische Geschichte in weniger akuten Krisen verläuft, hängt wohl auch damit zusammen, daß es in diesem Lande keine Schulregulative gab, daß der Versuch, durch staatliche Lehrordnungen die Gesinnungen der heranwachsenden Generation zu

binden, ihm fremder geblieben ist. Die Achtung vor der Freiheit und der Selbstbestimmung erzeugt die Achtung vor dem Gesetz und vor der Vergangenheit, der Zwang erzeugt den Gegendruck und den Umschlag in's Gegentheil, das ist die Lehre der Geschichte.

Sie bedarf kaum der psychologischen Interpretation. Wozu der Jugend allzu viel und mit allzu viel Beflissenheit zugeredet wird, das wird ihr verdächtig, man merkt die Absicht und man wird verstimmt; wovor mit allzu viel Eifer gewarnt wird, das verliert seine Schrecken, ja es gewinnt einen eigenthümlichen Reiz, den Reiz des Verbotenen. Man braucht der Jugend nur von schuldiger Ehrfurcht und Liebe viel zu reden, und die Ehrfurcht und Liebe verschwindet. König Lear hat darüber seine Erfahrungen gemacht; sie werden ganz ebenso von den Völkern gemacht, daher die große Gefahr eines Uebermaaßes patriotischer Beredsamkeit. Ueberhaupt, ächte und tiefe Gefühle wollen nicht Gegenstand der Aufzeigung und der Beredsamkeit werden; die Wurzeln verdorren, wenn man sie an's Licht zieht. Es ist ein großes Stück pädagogischer Weisheit: alles Letzte und Tiefste überall als vorhanden und selbstverständlich vorauszusetzen, aber es nicht mit Absichtlichkeit machen und sein Wachsthum mit täglichem Zureden und Drängen befördern.

Es ist das ein Gesichtspunkt, den man auch bei der Sprachen- und Nationalitätenfrage in der Schule nicht außer Acht lassen sollte. Ich glaube nicht, daß es, nachdem einmal das Nationalitätsgefühl zu einer Macht im Leben der europäischen Völker geworden ist, möglich ist, durch die Schule und ihren sprachlichen Unterricht eine fremde Nationalität mit den entsprechenden Gefühlen und Gesinnungen einzupflanzen. Vielmehr weckt der Zwang zur fremden Sprache, verbunden mit der Zurücksetzung oder Unterdrückung der Muttersprache, das Nationalitätsbewußtsein auch in den Kreisen, wo es sonst schlummernd bliebe, und nun wird der nationale Selbsterhaltungstrieb zugleich zum politischen Widerstreben. Ich theile daher die Ansicht, die der Herausgeber der „Preuß. Jahrb." seit langem vertritt: daß die Nationalisirungsbestrebungen, wie sie gegenwärtig in der Volksschule der fremdsprachigen Gebiete betrieben werden, die nationale Assimilirung im Ganzen eher hemmen als fördern. Eine so überlegene Kultur, wie es die deutsche im Osten ist, durfte darauf rechnen, von selbst und ohne besondere politische Veranstaltungen vorzudringen, vorausgesetzt, daß nicht wirthschaftlich bedingte Verschiebungen der Bevölkerung dem hindernd ent-

gegentreten; die deutsche Sprache mußte sich in den angegliederten polnisch redenden Gebieten bloß durch die Vortheile, die sie verschafft, von selbst ausbreiten. Beneficia non obtruduntur; sie wollen angeboten und frei angenommen werden; nöthigt man sie auf, so werden sie gehaßt und weggeworfen.

Auch hier könnte übrigens die Geschichte Lehren geben. Die politischen Nationalisirungsbestrebungen durch die Schule haben, so viel ich sehe, mit der versuchten Danisirung der deutschen Schleswiger in den 50er Jahren begonnen. Ich meine nicht, daß der Erfolg von der Art war, daß er zur Nachfolge anreizen konnte. Trotzdem haben sie Nachfolge gefunden, wir sehen gegenwärtig die Staaten überall bemüht, die fremden Nationalitäten auf ihrem Boden durch die Schule zu verdrängen. Daß diese Bemühungen sich erfolgreicher erwiesen hätten, als jene ersten in Schleswig, hat man bisher nicht erfahren. Es ist also ein rein apriorischer Glaube, ein Glaube, den nicht Erfahrung und Einsicht, sondern allein der Wunsch und Wille hervorbringt und aufrecht erhält.

Doch ich verliere mich immer weiter von dem Ausgangspunkt. Ich wollte nur sagen: es ist ein großer Irrthum, zu denken, daß man durch Schulordnungen beliebige Gesinnungen und Denkrichtungen willkürlich hervorbringen oder austreiben könne. Der Satz: wer die Schule hat, hat die Zukunft, ist ein heilloser Aberglaube, in dessen Namen viel Tyrannei verübt worden ist. Die Zukunft läßt sich nicht machen, der Geist läßt sich nicht binden. Das ist auch die große Lehre des Christenthums, wiederum Lehre zugleich durch das Wort und die Geschichte. Das cogite intrare, wie es das größte Mißverständniß der Lehre des Evangeliums ist, so ist es auch im härtesten Widerspruch mit der Geschichte des Christenthums. Gegen die herrschenden Gewalten, gegen den Widerstand alles dessen, was Welt heißt, hat sich das Christenthum in der alten Welt durchgesetzt. Und wo man immer mit den Mitteln der Welt ihm zu Hülfe kommen zu sollen meinte, da hat es erst seine innere Kraft, dann auch seine äußere Wirksamkeit eingebüßt. Allein durch's Wort, nicht durch's Schwert, so wollte es Luther, im Glauben an die Kraft der Wahrheit. Das wird auch unsere Maxime sein müssen: allein durch's Wort, nicht durch die Polizei.

Die Pestgefahr.

Von

Prof. Dr. **M. Rubner.**
Direktor des hygienischen Instituts zu Berlin.

Zwei Gewalten greifen in den regelmäßigen Entwickelungsgang der Völker plötzlich, mit eiserner Hand, politische und soziale Umwälzungen erzeugend, ein — der Krieg und die Volksseuchen. Die Erinnerung der Menschen haftet naturgemäß mit großer Vorliebe an den Erfolgen kriegerischer Leistungen; aber es ist doch manchmal geboten, uns der inneren Feinde, die uns heftigere Wunden schlagen, als ein langdauernder Krieg, zu erinnern, jener schweren allgemeinen Erkrankungen, die man kurzweg als Seuchen zu bezeichnen pflegt. Ein optimistisch angelegter Zug des menschlichen Gemüths läßt uns nur allzuleicht die Leiden und Opfer vergessen, welche diese Krankheiten dem Menschengeschlecht verursacht haben.

Unter den Seuchen, deren unheilvolle Wirkungen sich aber noch bis auf den heutigen Tag dem Volke eingeprägt haben, und deren Schrecknisse, man möchte sagen, noch sprüchwörtlich geblieben sind, nimmt die Pest die hervorragendste Stelle ein. Der schwarze Tod des Mittelalters ist mit gutem Grunde auch heute unvergessen. Denn keine Seuche hat je eine ähnliche Ausdehnung erlangt, keine in kurzer Zeit auch nur annähernd solche Verwüstungen erzeugt.

Diese schweren Zeiten liegen für manche Theile Europas fast zwei Jahrhunderte hinter uns. Schweden hatte die letzte große Epidemie im Jahre 1654, Italien in den Jahren 1656–57, England 1665, die Niederlande 1669, die Schweiz 1667–68. In

Deutschland ist die Pest — die östlichen Theile ausgenommen — seit 1670 erloschen. Im 18. Jahrhundert blieb die Türkei und die ihr benachbarten Länder ein europäischer Pestheerd, von dem aus 1707 – 1714 Rußland, Schlesien, Preußen, Pommern, Holstein, Braunschweig zum letzten Male infizirt wurden, desgleichen Oesterreich, Steiermark und das südöstliche Bayern durch Weiterwandern der Seuche von Prag aus im Jahre 1713.

Nach langer Ruhezeit hebt die Pest in neuester Zeit wieder drohend ihr Haupt; sie hat auf asiatischem Boden wieder weite Gebiete erobert, in denen sie mit einer Heftigkeit, die an die Zeiten des Mittelalters erinnert, Opfer nach Tausenden fordert. Trennen uns auch zur Zeit viele hunderte von Meilen von den Stätten ihrer Wirksamkeit, so zwingt uns gerade das Zeitalter des Verkehrs, in welchem wir stehen, trotz der weiten Wegstrecken, welche die wanderlustige Seuche zurückzulegen sich anschickt, uns zeitiger zur Abwehr zu rüsten, als es in der Zeit, in welcher der Seeverkehr mit Indien, durch den mühevollen, an Zufällen reichen Segelschiffverkehr um das Cap der guten Hoffnung vermittelt wurde, und im Landverkehr in zivilisirte Gegenden der Wagen das rascheste Beförderungsmittel darstellte, nöthig gewesen wäre.

Doppelt gefährlich ist ein Gegner, dessen Kraft und Eigenart uns nicht bekannt sind; die Kenntniß der Schwächen des Feindes bedeutet halben Sieg. Dies gilt in höchstem Maße auch von den Seuchen. Daher scheint es an der Zeit zu sein, unseren alten Gegner etwas näher zu besehen, und zu suchen, wo seine verwundbarste Stelle liegt.

Zuerst wird man sich fragen, was denn eigentlich die Pest für eine Krankheit ist?

Der Name Pest ist heuzutage für eine ganz bestimmte Krankheit in Gebrauch, während im Alterthum und Mittelalter das Wort Pest soviel bedeutet wie Seuche, und man somit verschiedenartige Volkserkrankungen darunter begriff. Statt Pest sagt man wohl auch, indem man ein charakteristisches Symptom derselben, die Bubonen (Beulen), besonders betont, Bubonenpest oder Beulenpest. Wie bei so vielen der ansteckenden Krankheiten unterliegen die Heftigkeit und die Aeußerungen der Krankheit (Symptome) auch bei der Pest gewissen Schwankungen. Die Ausdrücke orientalische, indische Pest, Palipest sind in dieser Art zu erklären und bedeuten gewissermaßen Spielarten der Bubonenpest.

Die Pest beginnt meist rasch mit den Zeichen einer schweren

Allgemeinerkrankung, Ermattung, Kopfschmerz, Hinfälligkeit, Fieber, schwarzblauer Verfärbung der Haut an den Augen, Stirn, Wangen, meist schwerer Benommenheit, selten mit Delirien und mit großer Aufgeregtheit. Das, was der Krankheit das charakteristische Gepräge verleiht, sind die Schwellungen der Drüsen in der Leistengegend, oder unter dem Arme, in der Unterkiefergegend, auch wohl am Nacken, die unter Umständen die Größe von Gänseeiern erreichen. Bei manchen Epidemien hat man auch Bluthusten (Lungenblutungen) gesehen. Der schwarze Tod des 14. Jahrhunderts, auch wenige Epidemien neueren Datums, zeigten dieses Symptom in ausgeprägtem Maße, außerdem haben schwärzliche Flecken der Haut, die damals häufig beobachtet wurden, den Anlaß zu dem Namen schwarzer Tod gegeben. Meist tritt der Tod schon am 3. bis 5. Tage der Krankheit ein, aber selbst wenn die erste Attaque überstanden ist, kann durch die Vereiterung der Bubonen noch später der Tod erfolgen. Auch ganz rapid verlaufende Fälle, welche binnen 12—48 Stunden zum Tode führen, beobachtet man nicht selten.

Wenn man die Gefahren, welche neuerdings durch die Wanderung der Pest in Asien hervorgerufen werden, voll ermessen will, muß man einen Rückblick werfen auf die Geschichte dieser Seuche. Die Pest hat bis jetzt und in alter Zeit Australien und Amerika nie ergriffen. Aber Asien, Afrika, Europa haben schwer gelitten. Sie wird vielleicht wie die Cholera ein bestimmtes Heimathgebiet haben, in welchem sie schon in vorgeschichtlicher Zeit existirt haben mag; wir wissen nichts Sicheres hierüber. Genauere Angaben über das Auftreten der Beulenpest finden sich erst im 2.—3. Jahrhundert vor Christus, wo sie damals in weiter Ausdehnung, in Libyen, Aegypten, Syrien auftrat. Ein zweiter großer Seuchenzug ist die als justinianische Pest bezeichnete Epidemie. 542 n. Chr. wurde sie von Unterägypten nach Nordafrika einerseits, nach Palästina und Syrien andererseits verbreitet und überfluthete das ganze west- und oströmische Reich, die Menschheit dezimirend und Städte entvölkernd. An 50 bis 60 Jahre währte dieser Todeszug; sprungweise breitete sie sich aus, verschonte oft Städte völlig, um dieselbe dann nach einem Jahrzehnt vielleicht um so grausamer zu treffen. Das Byzantinerreich wurde in seiner ohnehin dahinwelkenden Macht aufs Tiefste erschüttert.

Im 7. bis 13. Jahrhundert ist sie wohl nie ganz erloschen, ihre größte Ausdehnung gewann sie aber im 14. Jahrhundert, als schwarzer Tod, ein gefürchteter Würgeengel. Ihre volle

Kraft scheint sie damals durch eine neue Einschleppung aus dem Osten erfahren zu haben; manche Chronisten weisen auf China als den wahren Pestquell hin. Ueber das Schwarze Meer gelangte sie nach Konstantinopel, nach Kleinasien, Arabien, Aegypten und nach dem nördlichen Afrika. de Mussis erzählt, daß schon 1346 bei den Tartaren und Sarpen ganze Städte entvölkert worden seien. Ende 1346 und Anfang des Jahres 1347 war der schwarze Tod schon im südöstlichen Europa, in Konstantinopel, Syrien, Cypern, Griechenland, Sizilien eingezogen. Den Hafenstädten Marseille, Genua u. s. w. war sie nach der Meinung der damaligen Zeit durch Schiffe übermittelt worden.

Die Anzahl der Erkrankten und Gestorbenen war eine ungeheure; in Neapel fielen 60 000 Menschen der Seuche zum Opfer, in Venedig 100 000, von den 1350 Mitgliedern des großen Raths entrannen nur 380 dem Tode. Genua, Piacenza verloren die Hälfte ihrer Einwohner, in Florenz starben 1348 im Frühjahr allein 96000 Personen. Nicht weniger heftig war die Seuche in Spanien und Frankreich. In England sollen nach Berichten der Zeitgenossen $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung in diesem Seuchenzug der Pest erlegen sein. 1352 starben in Oxford $^{2}/_{8}$ der Studirenden an Pest. Kein Wunder, daß bei solchen Verwüstungen im Lande der Ackerbau darniederlag, und eine Hungersnoth hereinbrach.

Nach Deutschland kam der schwarze Tod 1348 über den Elsaß aus Frankreich, über Spalato, Triest, Treviso rückte sie in die Schweiz, nach Oesterreich, Bayern und Württemberg. Fast kein Hof und keine Burg blieb verschont, nur wenige Ortschaften entgingen dem ersten Ansturm. In manchen Landestheilen starben 30, in anderen bis 80 % der Bevölkerung weg. Von 100 Erkrankten kam kaum einer mit dem Leben davon. Kinder und Frauen erkrankten meist zuerst, besonders wüthete sie unter der ärmeren Bevölkerung. 1350 schloß dieser Seuchenzug ab. Von Interesse ist, daß die nach dieser Epidemie geschlossenen Ehen ungemein fruchtbar und Zwillingsgeburten sehr häufig waren.

Die gesellschaftlichen Wirkungen der Pest waren ungemein traurige; auf der Höhe der Epidemie waren einzelne Kranke oft vollkommen verlassen. de Mussis berichtet: „allein im Elend lag der Kranke in seiner Behausung, kein Verwandter wagte sich zu nahen, kein Arzt die Wohnung zu betreten. Selbst der Priester reichte nur mit Entsetzen das Sakrament. Mit herzzerreißendem Flehen riefen Kinder ihre Eltern, Väter und Mütter ihre Söhne und Töchter,

ein Gatte die Hülfe des andern an. Vergebens!" Jeder fürchtete den Pesthauch, der ihn anstecken möchte. Manche thaten in Verzweiflung Buße, die Mehrzahl hatte Freude an lockerem Leben und suchte durch Genüsse der verschiedensten Art die Todesfurcht zu bannen. In Bern veranstaltete man in dem allgemeinen Sterben einen Faschingszug nach Simmenthal.

Niemand war da, die Gesetze zu handhaben. Raub und Mord waren etwas ganz alltägliches. Niemand wollte mehr sein früheres Handwerk betreiben, große Vermögen flossen plötzlich durch ein Erbe in die Hände solcher, die kurz vorher in drückendster Armuth waren. Es war Mangel an Arbeitern, so daß die Löhne rapid um das Doppelte und mehr in die Höhe gingen. Straßen, Brücken verfielen, der Boden entbehrte der Kultur. So folgte dem vorübergehenden Ueberfluß gar bald die Theuerung nach.

Aus dem allgemeinen sittlichen Verfall heben sich aber erfreuliche Leistungen echter Humanität glänzend ab; es sind das die Leistungen der Krankenpflegeorden, deren Reihen zwar fortwährend dezimirt wurden, sich aber ebenso rasch wieder schlossen.

Nicht lange ruhte die Seuche, schon im Jahre 1359 begann sie sich wieder über Europa auszudehnen, 1386 sollen zu Smolensk nur 10 Personen verschont geblieben sein. Schwere Pestjahre waren für Deutschland 1449, 1460, 1473, 1482. Im sechszehnten Jahrhundert war die Pest bereits selten. 1562 war Nürnberg, 1566 Sachsen befallen; wo sie sich einnistet, ist aber die Gefahr für das Leben nicht kleiner geworden, die Seuche fordert zahllose Opfer bei Jung und Alt.

Ich möchte in dieser Hinsicht nur an die Pest in Rußland im Jahre 1654 erinnern; man hat über die Sterblichkeitsverhältnisse ziemlich genaue Aufzeichnungen. Viele Leute suchten Rettung in den Klöstern, aber auch dort betrug die Sterblichkeit 70—87 % der Lebenden. Noch schlimmer wüthete sie an den Höfen der Bojaren unter deren Sklaven, von welchen 73 % mitunter auch ohne Ausnahme alle weggerafft wurden. In den Vorstädten Moskaus fielen 85—90 %, in andern Städten 45—85 % der Lebenden als Opfer.

Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts erlischt die Hauptgefahr für West-Europa; es ist aber kein allmähliges Abklingen des Sterbens, etwa so, daß die Epidemien immer milder geworden wären; das Erlöschen vollzog sich im Wesentlichen so, daß immer weniger Ortschaften befallen wurden.

Aber noch bis in das 19. Jahrhundert hinein war der südöstliche Theil von Europa nicht frei von Pest. Die Türkei und Nachbarländer, Südrußland, Dalmatien, Griechenland, Süditalien (Noja) einige Inseln des Mittelmeers hatten Epidemien, die sich noch bis 1841 hinzogen.

Die Pestgefahr für Europa galt vor wenigen Jahrzehnten für ganz beseitigt, als wir 1878 durch die Nachricht, die Beulenpest sei im Bezirke Astrachan zu Wetljanka aufgetreten, aus der Ruhe etwas aufgeschreckt wurden.

Der unvermuthete Ausbruch auf europäischem Gebiete steht wahrscheinlich mit dem Vorkommen der Pest in Mesopotamien im Zusammenhang; nachdem dort 1866 und 1867 Pestfälle beobachtet worden waren, trat seit 1873 die Seuche während fünf Jahren in Permanenz. Die Seuche auf russischem Boden in Wetljanka war bald unterdrückt und die Mahnung, welche für Europa darin lag, sehr leicht vergessen.

Die Pest ist also, wenn sie auch den großen Theil unseres Vaterlandes seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr erreicht hat, nicht ausgestorben; sie ist eine Wanderseuche, die ab und zu Vorstöße macht und sich anschickt, ihr früher beherrschtes Gebiet wieder zu erreichen.

Es muß für uns von größter Bedeutung sein, zu erfahren, wo jetzt ihre wahre Heimath liegt, damit man dort den Kampf mit ihr aufnehmen und sie mindestens auf bestimmte Bezirke beschränken kann.

Bei sorgfältiger Nachforschung sind wir mit mehreren solcher Landstrecken, in welchen Pestfälle fast ständig vorkommen, bekannt geworden. Diese sind das Gebirgsland Assir in Arabien, Mesopotamien, Persien und Turkestan, dann Oberindien und Südchina. Diese sind die Ausfallpforten, auf welche wir heutzutage unser Auge richten müßten.

Mehr historisches Interesse besitzt die Frage, in welchem Landstrich die Pest wohl zuerst aufgetreten sein mag. Manche neigen dahin, daß Indien die erste Heimath der Pest gewesen sei, indeß wurde schon zur Zeit des schwarzen Todes China als Mutterland der Pest genannt.

Vor einigen Jahren hat die Pest einen neuen Wanderzug begonnen, der das Interesse Europas in hohem Maße in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Wie seit den 70er Jahren bekannt geworden, herrscht in den Gebirgsthälern der in Südchina ge-

legenen Provinz Yün-nan seit langen Jahren die Pest. Von dort führen Handelswege nach den verschiedensten Richtungen. Ein Verkehrsweg, den uns Ehlers vor Kurzem noch beschrieben hat, geht den schwarzen Fluß herab nach Tongking. Die Pest hat sich mehrfach in Orten am Golf von Tongking gezeigt. Im März 1894 wurde sie von dort und von Pakhoi nach Canton und Hongkong verschleppt, vielleicht auch durch den Flußverkehr direkt von Yün-nan aus, dann weiter nördlich an der chinesischen Küste nach Amoy, 1895 nach Futschau, Macao, Formosa. In Hongkong entwickelte sich die Epidemie nochmals April 1896, nachdem von Januar bis März bereits in einigen von Chinesen bewohnten Stadttheilen einzelne Fälle von Pest vorgekommen waren. Auch in Amoi und Futschau tritt sie wieder auf. Schon seit dem Jahr 1894 war sie im Fortschreiten nach dem Westen und durch Schiffe nach Singapore und Saigon verschleppt.

Am 26. September 1896 hat sie bereits Bombay erreicht und wandert weiter nach Poonah, Surat, Baroda, Ahmedabad. Die große Heftigkeit der Seuche in den mit Europa im engsten Seeverkehr stehenden Häfen hat natürlich die Einbruchsgefahr in ganz anderem Lichte erscheinen lassen, als das Auftreten im fernen Osten, an der chinesischen Küste, und es ist vollauf berechtigt, daß unsere Behörden schon jetzt nach Kräften zur Abwehr des unheimlichen Gastes ihre Maßregeln getroffen haben. Wir wollen hoffen, daß auch die zur Zeit in Venedig tagende internationale Pestkonferenz Beschlüsse zu Tage fördert, welche dem Ernst der Lage angepaßt sind und eine wirksame Eindämmung des Uebels verheißen.

Ueber die Natur der Pestkrankheit sind wir seit wenigen Jahren genauer unterrichtet. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts hat man zumeist die Pestkrankheit als unabwendbare Strafe des Himmels angesehen, oder man suchte sie durch ungeeignete Konjunktur der Sterne zu erklären. Aber schon zu Ende des 14. und im 15. Jahrhundert trat unter den Aerzten die Meinung ausdrücklich hervor, daß die Pest eine ansteckende Krankheit sein müsse. Allerdings fiel den Aerzten schon damals auf, daß die Pest oft sprungweise weiter geht und manche Orte verschont, daß sie bei Kriegszeit und bei Hungersnoth besonders heftig sich äußert, den Armen und Schlechtgenährten zuerst ergreift.

Im 16. und 17. Jahrhundert festigte sich die Anschauung immer mehr, daß die Pest durch ein Kontagium verbreitet werde. Die Pest wurde damit als eine Krankheit aufgefaßt, die nicht mit Natur-

nothwendigkeit den Menschen befallen muß. Auch Luther verfaßte darüber eine Schrift: „Ob das Sterben zu fliehen sei.“ Auf Grund dieser kontagionistischen Lehre wurden dann Abwehrmaßregeln aufgebaut, die namentlich darin bestanden, daß man die Pesthäuser mied, auch wohl ganze Ortschaften absperrte, wie dies namentlich noch 1819 in Roja in Unteritalien geschah. Als dort unvermuthet die Pest ausbrach, umzog man die Stadt mit doppelten Gräben, die durch Truppen bewacht wurden. Einige, welche aus der verseuchten Stadt ausbrechen wollten, wurden unerbittlich niedergeschossen.

Aber auch Desinfektionsmaßregeln wurden schon im 17. Jahrhundert durchgeführt. Genauere Angaben liegen über die Pest in Neustift bei Brixen vor aus dem Jahre 1636. Vor Aufhebung der Sperre des Ortes hat man die gründliche Säuberung (Desinfektion) desselben vorgenommen. Durch besonders hierzu aufgestellte Personen wurden die Häuser und Zimmer durch Räucherungen gereinigt, die Wände mit Kalk gestrichen, Betten, Kleider und anderes Minderwerthige verbrannt. Die Räucherungen wurden mit Substanzen vorgenommen, die, nach unserer Anschauung, ziemlich ohne Nutzen gewesen sein werden, wie mit Holz, Pech, Wachholderbeeren. Das Bestreichen der Wände mit Kalk war dagegen eine Maßregel, der ein Nutzen nicht abgesprochen werden kann; der Boden wurde mit Lauge, die man aus Holzasche herstellte, gereinigt, was für die damalige Zeit ein brauchbares, gewiß nicht unwirksames Mittel war.

Eine wichtige und wesentliche Entdeckung, die uns für die Zukunft die Seuchenbekämpfung gewiß erleichtern wird, ist das Auffinden des Pestbazillus. Sobald die Nachricht von der starken Ausdehnung der Pest in Hongkong bekannt wurde, ist man sofort daran gegangen, mit den wissenschaftlichen Methoden, welche die moderne Bakteriologie bietet, nach dem etwaigen Krankheitserreger zu suchen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben.

Bei der Pest in Hongkong 1894 ist es gelungen, als Erreger der Pest einen Bazillus aufzufinden. Die Befunde wurden fast gleichzeitig von einer japanischen Kommission, bestehend aus Aoyama und Kitasato und von Yersin, gemacht, welch' letzteren die französische Regierung nach Hongkong gesandt hatte. Die Angaben sind in neuester Zeit von deutscher Seite durch den Stabsarzt der Marine, Dr. Wilm, der März bis August 1896 in Hongkong die zweite Epidemie mitmachte, an 900 Pestleichen untersuchte und 300 Pestkranke behandelt hat, vollauf bestätigt worden. Auch über

die Verbreitungsweise und das Vorkommen dieser Krankheitserreger ist durch die genannten Forschungen soviel Licht verbreitet, daß wir dem Feinde gerüstet gegenüberstehen; wir wissen, wie er vernichtet und sicher getödtet werden kann.

Die Krankheit wird unter geeigneten Umständen durch die Aufnahme dieses kleinen Infektionserregers, der etwa $1/1000$ Millimeter lang und etwa ein Drittel so dick wie er lang ist, hervorgerufen. Der Pestbazillus haftet an allen Ausscheidungen der Kranken; sicher ist, daß er nicht ausgeathmet wird. Die Pestbeulen können, wenn sie aufbrechen, Kleidung und Wäsche infiziren. In der Luft würden sich die Pestbazillen als Staub, d. h gut ausgetrocknet finden müssen; im Schmutz der Krankenstuben und auch im Erdboden hat man die Pestbazillen aufgefunden. Es ist aber doch unwahrscheinlich, daß mittelst Luftstaub häufig eine Ansteckung erfolgt, weil die Pestbazillen durch die Austrocknung zumeist rasch absterben. Direktes Sonnenlicht ist ihnen im höchsten Maße gefährlich, nach ganz kurzer Bescheinung durch die Sonne verlieren sie ihre Ansteckungsfähigkeit und werden getödtet. Man hat gemeint, daß die Ansteckung auch durch Verletzungen der Haut und Eindringen der Bazillen auf diesem Wege zu Stande käme; speziell wollte man das häufige Befallenwerden von baarfuß gehenden Personen auf kleine Risse an der Fußhaut zurückführen. Doch kommt diesem Umstande sicher nicht die angenommene Bedeutung zu. Dagegen ist vielleicht nicht auszuschließen, daß Ungeziefer, das von einem Pestkranken auf einen Gesunden gelangt, als Träger des Krankheitsstoffs eine Rolle spielt. Manche Erfahrung, wie auch die neuen bakteriologischen Studien sprechen für die Möglichkeit der Ansteckung durch Speisen und Getränke; in einem stark verschmutzten Brunnen einer Vorstadt von Hong-kong hat Wilm die Pestbazillen aufgefunden.

Etwas Eigenartiges der Pestkrankheit besteht darin, daß diese Seuche leider auch auf Thiere sich überträgt, wodurch auch diese zum Verschleppen der Krankheit Veranlassung geben. Ratten und Mäuse kann man mit dem Pestbazillus leicht tödten. Die Erfahrungen der Epidemien in Hong-kong haben gezeigt, daß dem Sterben der Menschen ein massenhaftes Hinsterben der Ratten vorausgegangen ist oder die Epidemien begleitete. In den verstorbenen Thieren hat man die Pestbazillen auch aufgefunden. Auch Hühner und Schweine erkranken. Dieser Umstand wird der Bekämpfung der Seuche weit größere Schwierigkeiten in den Weg stellen, als es bei anderen Infektionskrankheiten der Fall ist.

Der Pestbazillus kann demnach durch den Kranken, dessen Effekten, durch Thiere und das, was durch die Thiere mit Infektionsstoff beschmutzt worden ist, weiter verbreitet werden. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß auch anscheinend Gesunde die Träger von Pestbazillen sein können. Wenigstens hat man ähnliches bereits bei vielen ansteckenden Krankheiten nachgewiesen; es mag in dieser Hinsicht z. B. auf die Erfahrungen bei der letzten Choleraepidemie hingewiesen sein. Gesunde und völlig gesundbleibende Personen können in sich den Cholerabazillus beherbergen und zur Verschleppung der Seuche unbewußt Veranlassung geben. Die empirischen Beobachtungen, wie sie ältere Schriftsteller von der Pest erzählen, betonen die Verbreitung der Pest durch Gesunde. Die Frage muß also wohl im Auge behalten werden.

Welche nähere Ursachen maßgebend sind, daß einer Einschleppung der Pestbazillen durch einen Kranken der Ausbruch einer Seuche folgt, und warum manchmal ohne weiteres Zuthun der Ausbruch verhütet wird, wissen wir nicht. Beachtenswerth ist auch der Umstand, daß die Fähigkeit des Pestbazillus, Thiere im Experiment krank zu machen (ihre Giftigkeit oder Virulenz) großen Schwankungen unterworfen ist.

In dieser Hinsicht werden erst weit ausgedehnte Untersuchungen die nöthige Aufklärung erbringen können. So weit man die Angelegenheit bis jetzt übersieht, sind die Pestbazillen keine sehr widerstandsfähigen Keime; sie widerstehen unsern gewöhnlichen Desinfektionsmitteln durchaus nicht, und ebensowenig der Kochhitze, die sie in wenigen Minuten tödtet. In dieser Hinsicht ist also der neue Feind glücklicherweise nicht sehr gefährlich.

Werden wir heutzutage der Pest auf europäischem Boden mit derselben Todesangst und Resignation entgegentreten müssen wie in früheren Zeiten? Unser Feind ist in seiner Natur noch sicherlich nicht milder geworden, als er im Mittelalter war, und die letzten Räthsel der Verbreitungsbedingungen der Seuche harren auch noch der Lösung. Trotz alledem glaube ich, darf man sagen, daß, wenn wir unsere Pflicht in hygienischer Hinsicht thun, kein Grund vorliegt, die alten Greuel der Vernichtung wieder zu befürchten. In erster Linie darf keine Anstrengung gescheut werden, die Pest von Europa fern zu halten und in ihrer alten Heimath einzudämmen. Man darf hoffen, daß dies gelingen wird.

Aber setzen wir den unwahrscheinlichen Fall, der Wanderung der Seuche sei nicht mehr Einhalt zu gebieten, was dann? Ihre

Kraft wird auf Widerstand stoßen, denn seit dem 17. Jahrhundert haben sich wesentliche Aenderungen in Europa vollzogen, und in den hygienischen Veränderungen, wie sie die letzten 4 Jahrzehnte angebahnt und durchgeführt worden sind, liegt ein mächtiges Bollwerk gegen die neue Invasion.

Schon im 18. Jahrhundert sagt Pringle über die Pestepidemien: „sie sind seltener geworden, weil das Volk besser lebt wie früher.“ Auch wir dürfen erwarten, daß die Seuche ihren Stachel zum Theil eingebüßt hat; denn wir leben vom hygienischen Standpunkt betrachtet unendlich viel besser als man im 18. Jahrhundert gestellt war. Die bessere Lebenshaltung der Europäer bringt es mit sich, daß in einer gemischten Bevölkerung von Chinesen und Europäern immer die Chinesen, deren Unreinlichkeit eine haarsträubende ist, stärker von der Seuche ergriffen werden als die Letzteren. In Hong-kong lebt die etwa 215000 Menschen betragende chinesische Bevölkerung auf einem 10—15fach so engen Raum als die 6000 Köpfe zählenden Europäer.

In einem kleinen Wohnzimmer wohnen oft mehrere Familien in einzelnen Verschlägen, im Ganzen 16—25 Personen. Schmutz in den Wohnräumen, Schmutz in den Küchen, Schmutz auf den Straßen! So war auch die Sterblichkeit unter den Europäern gering, unter den Chinesen enorm. Wie ungemein wichtig die durch die Kultur anerzogene Reinlichkeit ist, zeigt sich auch aus der geringen Sterblichkeit des Wärterpersonals im Pesthospital zu Hongkong. 1896 erkrankten von 30 Personen Wartepersonal eine englische Schwester und 3 Chinesen. 1894 von 300 englischen Soldaten, welche die Pesthäuser zu desinfiziren hatten, nur 10, 1896 bei dem gleichen Dienst Niemand. Auch Aerzte erkranken selten. Schon 1876 machte Cabiadis gelegentlich der Pest in Hilleb und Bagdad darauf aufmerksam, daß bloße Berührung eines Pestkranken und kurzer Aufenthalt im Krankenzimmer nicht ansteckt. In der ein Jahr währenden Epidemie waren von allen Aerzten, Chirurgen, Assistenten nur einer erkrankt. Cabiadis selbst hatte über 2000 Pestkranke behandelt.

Die Aerzte und Wärter müssen darauf achten, daß die etwa an den Händen befindlichen Krankheitsstoffe vernichtet werden. Wesentlich ist auch, daß die Hebung der öffentlichen Reinlichkeit, Straßenreinlichkeit, Wasserversorgung, Kanalisation in Deutschland in stetem Fortschreiten begriffen ist. Die Reinlichkeit im Hause sorgt bei uns, daß die unheimlichen Zwischenträger, Ratten, Mäuse, Ungeziefer zu einer wesentlichen Rolle nicht gelangen können.

Neben den allgemeinen hygienischen Maßregeln stehen uns auch besondere Mittel zur Bekämpfung der unsichtbaren Feinde gegenüber; die Vernichtung derselben durch die Desinfektion, auf die wir schon oben aufmerksam gemacht haben und der Schutz, den eine rationelle sanitätspolizeiliche Ueberwachung der Kranken bei Einschleppung verdächtiger Krankheitsfälle bietet.

Vielleicht werden wir im Kampfe mit der Pest noch durch spezifische Heilmittel unterstützt. Schon im Alterthum und Mittelalter war bekannt, daß das Ueberstehen der Pest einer weiteren zeitweiligen Erkrankung ein Hinderniß bereitet und daß Personen, welche einmal die Pestkrankheit überstanden haben, auch bei innigem Verkehr mit Pestkranken sich doch nicht anstecken. Nach den modernen Anschauungen sagen wir, daß durch das Ueberstehen der Pestkrankheit „Immunität" erworben werde; es verhält sich also bei der Pest wie bei manchen anderen ansteckenden Krankheiten, den Blattern, der Cholera, den Masern u. s. w. Solche Krankheiten geben der Hoffnung Raum, daß man auf dem Wege einer Serumtherapie, wie man sie ähnlich seit Jahren bei Diphtherie anscheinend mit Erfolg anwendet, Heilung erzielen kann. Man hat daher bei Bekanntwerden mit dem Pestbazillus sofort der wissenschaftlichen Forschung das Ziel gesteckt, festzustellen, ob nicht mittelst „abgeschwächter" Pestbazillen Thiere gegen Ansteckung mit sehr giftigem Material geschützt werden können. Dieses gelingt, und das Blut solcher Thiere vermag die gegen die Pestansteckung schützende Kraft auf andere Thiere zu übertragen, ja auch heilende Wirkung zu erzielen. In den letzten Monaten sind auch Experimente von Yersin unternommen worden, bei welchen zur Heilung pestkranker Menschen Serum (Blut nach Beseitigung der die rothe Farbe gebenden Blutkörperchen), das von künstlich gegen Pest immunisirten Thieren herrührt, Anwendung findet; sie geben der Hoffnung Raum, daß es der Wissenschaft gelingen wird, eine Waffe gegen den unheimlichen Fremdling zu schmieden.

Ein neuer Dichterkreis.

Von

Richard M. Meyer.

Vor einem Leserkreis, dem der Begriff der Weltlitteratur zu einer Wahrheit geworden ist und dem kundige Berichte nahe gebracht haben, was irgend in räumlicher oder zeitlicher Ferne herzbewegend erklang: vor einem solchen Kreis vorurtheilsloser Hörer möchten wir von einer Dichtergruppe erzählen, die eben erst am Horizont sichtbar wird. Vielen wird sie kaum weniger fremdartig erscheinen als die eben ausgegrabenen Mimiamben des Herondas oder andere Dichtergrüße aus verschütteten Welten. Wir hoffen aber, für die Modernen auf die gleiche, voreiligen Geschmacksurtheilen abgeneigte Gesinnung rechnen zu dürfen, die Mittheilungen aus altgriechischer oder neuspanischer, deutschlateinischer oder russischer Litteratur zu Theil ward. Mehr begehren wir für jetzt nicht. Daß ernstlich Strebenden deshalb ein größeres Maß von Sympathie gezollt werde, weil sie Deutsche und weil sie Zeitgenossen in voller Blüthe sind, das dürfen wir nicht erwarten; unsere Tradition macht das vielmehr alles nur zu Ursachen schärferen und strengeren Urtheils. Auch wollen wir selbst weder Lobredner sein noch auch nur übereifrig zur eigenen Kenntnißnahme empfehlen; das läge wenig im Sinne der Besprochenen und gar nicht in unserer Absicht. Wir geben ein litterarhistorisches Referat, wie über ein Stück zeitlich und örtlich entfernter Litteratur und nicht zum Lobpreisen oder Verdammen wollen wir anleiten, sondern zum Verstehen.

Solcher Anleitung aber bedarf es wohl bei einer Dichterreihe, die Wenige auch nur dem Namen nach, unter diesen Wenigen aber die Wenigsten nach ihrer eigentlichen Natur kennen.

„Ogni nuovo solgimento è nel motivo suo primo reazione", sagt der große italienische Dichter und Litterarhistoriker Carducci. Auch die neue Entwickelung innerhalb der deutschen Dichtung, die sich an die Namen Stefan George und Hugo von Hofmannsthal knüpft, ist ihrem ersten Motiv nach eine Gegenbewegung. Es ist eine Reaktion gegen jenen der „Wahrheit" und nur der „Wahrheit" geltenden Fanatismus, der seinerseits in gesunder Abwehr flacher Schönmalerei seine Wurzel hatte. In dieser Abwehr gingen aber die stürmischen Temperamente rasch dazu über, das böse Wort der Hexen aus dem „Macbeth": „fair is foul and foul is fair" zum Wahlspruch zu machen. Schon Victor Hugo hatte es in der Uebersetzung „le laid c'est le beau" in seine Fahnen sticken lassen. Nun aber kam bei Zola und bei Zolas doktrinären Schülern in Deutschland ein wahres Schwelgen im Häßlichen auf, eine „messe noire" der unbedingten Anbetung des Widerwärtigen. Was Huysmans im Roman gab, spendete man bei uns in der neuen Kunstlehre; und ich habe aufrichtige Verehrer der neuen Richtung von dem „Schönen" mit demselben frommen Zorn sprechen hören, mit dem Luthers Freund, der fromme Amsdorf, die „guten Werke" als an sich der Seligkeit schädlich verwarf. Man fragte höhnisch, was denn „Schönheit" sei — als ob „Wahrheit" sicherer zu definiren wäre! — und erkannte jede Regung zum Bösen in der Menschenseele bereitwillig an, während man die psychologische Thatsache einer Tausende verbindenden Sehnsucht nach einer höheren Schönheit verkannte oder abstritt.

Um so schärfer erwachte diese uralte Sehnsucht in Gemüthern wieder, denen immer nur Gemälde des Elends, der Dürftigkeit, der Bosheit geboten wurden. Sie bezweifelten nicht, daß alles das wahr sei; sie bezweifelten auch schwerlich, daß alles das geschildert werden dürfe. Aber dagegen wehrten sie sich, daß nichts weiter angestrebt werden solle. Die inneren Bilder und Klänge einer nach Harmonie dürstenden Seele schienen ihnen so gut wahre Thatsachen wie Dinge des äußeren Lebens es sind. Dieselbe Sehnsucht nach der Schönheit, nach der Verwirklichung geträumter Schönheit, die in allen Zeiten Paradiese erschuf und goldene Märchenschlösser der Götter erbaute, erhob langsam wieder ihr Haupt ans Licht. In romanischen Ländern war sie nie ganz aus

der Dichtung verbannt worden; bei uns aber standen eine flache, flaue Wiederholung abgebrauchter Schönheitsmodelle und eine lebenskräftige feurig ernste Erfassung der Wirklichkeit in all ihrer Unschönheit unversöhnt nebeneinander. In Frankreich versuchte Théophile Gautier in den prunkvollen Räumen, die er seinen Fortunios zum Spielplatz eines zwecklosen Daseins anwies, das Ideal noch ziemlich roh tapeziermäßig zu realisiren, während seine Poesie einem wirklichen Einklang von Form und Inhalt näher kam. Baudelaire verfeinerte dies Bedürfniß zur Schöpfung einer künstlichen Welt aus Marmor und glänzendem Metall — ein Augustus der Dichtung ließ er marmorn zurück, was er in Ziegelsteinen vorgefunden. Währenddeß freute man sich bei uns an Geibel und Thumann, von denen auch Geibel wirklich nicht ohne jedes Verdienst war. Ebensowenig hatten wir Genies, die der Kraft eines Flaubert oder Courbet verwandte Leistungen hätten zur Seite stellen können. Einen Riesen besaßen wir: Gottfried Keller. Aber der unvergleichliche Meister der Prosa ließ jenes Verlangen, aus dem die seltsame und paradoxe Erfindung der poetischen Form geboren wurde, nur zu oft unbefriedigt; seine Gedichte, hart, unvollendet eckig im höchsten Sinne zeigen zu deutlich, was nun Entwürfe aus seinem Nachlaß bestätigen: daß sie der Masse nach in Prosa gedacht und in Poesie nur übersetzt wurden. Keller selbst kannte und theilte übrigens jene Stimmung; von seinem „Martin Salander" hat er selbst geklagt, er sei „nicht schön genug". Doch neben ihm schritt ein Genosse, der schönheitsdurstig ausrief: „Genug ist nicht genug!" und aus dem Ueberfluß der dichterischen Anschauung heraus seinen „Pescara", seine „Angela Borgia" schuf: C. F. Meyer.

Aber das titanische Ringen der wahrhaft großen Realisten, denen ein Ueberschwang wahrlich zu Gute zu halten ist, war an der Jugend nicht vergeblich vorbeigegangen. Auch frühere Generationen hatten nach Schönheit gesucht, leidenschaftlich, mit ganzer Seele. Aber da sie sie suchten, verloren sie sie. Und dann kam die bittere Desillusionslitteratur und erklärte das erhoffte Ideal für eine lächerliche Täuschung. Die Rouget de Lisle und Theodor Körner hatten die Poesie der Schlacht verkündet — Stendhal kam und zeigte spöttisch die Schlacht von Waterloo in der Nähe und ihm folgte Merimée mit der „Erstürmung der Schanze." Der pathetische Tod vergifteter Heroinen hatte mehr oder weniger opernhaft die Zuhörer von „Euryanthe" oder „Adrienne Lecouvreur" begeistert — Flaubert machte sich daran, in „Madame Bovary"

mit medizinischer Genauigkeit zu demonstriren, wie eine vergiftete Frau in Wirklichkeit stirbt. Wo ein Dingelstedt die romantische Biederkeit der Burnsschen Hochländer parodirte, da ließ Jens Peter Jacobsen mit der ganzen Meisterschaft seiner Psychologie jede große Szene, auf die sein dilettantischer Heros Niels Lyhne und dessen Umgebung sich eingerichtet hatten, zur Parodie ihrer Absicht werden.

Die tiefe Lehre, die in all diesen Enttäuschungen lag, haben die Neueren beherzigt. Sie erkennen es an, daß diese wirkliche Welt nicht dazu da ist, um mit sentimentalen Gefühlen umgedichtet zu werden. Dazu ist sie zu ernst; dazu ist die Wirklichkeit — wir brauchen das große Wort — zu heilig. Die ungeheuere Masse des Elends, der Sünde, der Verzweiflung in dieser Welt ist uns allen eine Wahrheit, die ein Ueberhängen mit den Theaterflittern freundlich tröstender Wendungen nicht länger verträgt. Hier gilt es Arbeit, Kampf, Verbindung zum Lindern und Lösen; mag sein, daß als Hülfsgenosse auch die Litteratur nicht zu entbehren ist. Aber die Poesie hat abzulassen von einem künstlichen konventionellen Kombiniren dieser Wirklichkeit mit der erträumten Schönheit. Gewiß giebt es auch „draußen in der Welt“ des Erfreulichen, des Erhebenden genug; wie könnten wir sonst leben! Aber überall bleibt ein Erdenrest, der einer nach der höchsten Schönheit verlangenden Seele „zu tragen peinlich“ ist.

Und doch hat auch die Schönheit ihre Wahrheit. Sie hat sie da, wohin der neue Reformator des Protestantismus, Schleiermacher, die Religion wies: in der Erfahrung des Einzelnen. Der Traum kann sich nicht verwirklichen ohne Enttäuschung; aber ohne Verwirklichung bleibt er eine ungetrübte Erfahrung der Seele.

Aus dieser Anschauung heraus, vielmehr aus einem naiven Gefühl von diesen Dingen heraus gelangen nun jene Dichter zu einer neuen Technik. Oder richtiger zu einer für die Poesie annähernd neuen Technik; denn in der Malerei blüht sie längst, und gerade im Lager der Realisten.

Frühere Kunst suchte uns die Dinge selbst vorzuzaubern: die moderne will uns den Eindruck der Dinge erwecken. Sie malt nicht ein Haus, eine untergehende Sonne, sondern sie sucht den seelischen Eindruck zu reproduziren, den auf uns der Anblick des Hauses, des Sonnenunterganges macht. Und so nun auch hier: Der Dichter träumt sich so recht hinein in sein Ideal, bis das himmlische Jerusalem gleichsam greifbar vor ihm steht; nun aber

zeichnet er es nicht nach, sondern giebt uns die Eindrücke, die die Vision in ihm erweckt. Da fehlt denn wohl die klare Deutlichkeit der Linien; dafür aber wirkt Alles mit, was mit anklingt im Gemüth: verwandte musikalische Klänge, symbolische Gestalten, Gleichnisse — Alles nur Mittel zu dem Einen Zweck, den Würdigen eine schöne Welt vorzutäuschen, wie ihre Sinne, wie ihre Seelen sie begehren.

Ich bin, muß ich hier wiederholen, Berichterstatter. Wie weit die Ansprüche der Neuesten schon früher befriedigt wurden, untersuche ich hier nicht; eine Verurtheilung früherer Meister läge aber selbst nicht in der Verneinung, da eben die Ansprüche neue sind. Unsere Dichter sind übrigens weit davon entfernt, mit der Keckheit mancher Ultrarealisten ein „Avant nous le déluge!" zu rufen, damit von allen Vorgängern jede Spur vertilgt werde. Den fremden Vorbildern und Genossen widmen sie begeisterte Anerkennung: Baudelaire, Gautier, Mallarmé, Swinburne, Rosetti und Anderen. Aber auch das gilt nicht von ihnen, was man vielen früheren Neuerern zum Vorwurf machen mußte, daß sie nur ins Ausland Lob streuen. Neben Meistern aus Nachbargebieten — sie nennen etwa Richard Wagner, Nietzsche, Böcklin, Klinger — preisen sie so verschiedene Dichter wie Novalis und Platen und einer schließt eine Lobrede auf Jean Paul: „Wenn Du, höchster Goethe, mit deiner marmornen Hand und deinem sicheren Schritt unserer Sprache die edelste Bauart hinterlassen hast, so hat Jean Paul, der Suchende, der Sehnende, ihr gewiß die glühendsten Farben gegeben und die tiefsten Klänge."

Dieser liebende Anschluß an verwandte Geister schließt aber eine Neuheit des eigenen Standpunktes nicht aus. Verwandt sind sie der Schule, die zum Wahlspruch machte: „l'art pour l'art;" und wie die „Parnassiens" streben auch sie nach vollkommener Form. Aeußerlich tritt sogar gerade diese Seite vielleicht am stärksten hervor. Ein Ausarbeiten der Form zur äußersten Reinheit war bei uns immer selten; haben die Klassiker im Vertrauen auf die Höhe des Inhalts in Wortfügung, Reim, Sprachklang sich manches gestattet, was Griechen oder Franzosen barbarisch nennen würden, so haben auch kunsteifrige Epigonen, wie Platen und Heine, über der einen Formstrenge fast stets die andere vernachlässigt. Platens Reim ist tadellos, aber seine Sätze sind oft gezwungen; Heines Perioden sind melodisch, aber seine Reime verletzen oft durch ihr „à-peu-près". Hierin nun sucht die neue

Schule — man verzeihe den Ausdruck, der schon deshalb nicht paßt, weil glücklicherweise ein uniformirender Lehrmeister fehlt das Aeußerste zu erreichen. Die Verse sollen sich durch kunstvolle Vertheilung der Accente von selbst mit solcher Nothwendigkeit gliedern, daß auf das bequeme Hilfsmittel der Interpunktion ganz verzichtet werden kann; die Reime sollen mit ihrem Klang verwandte Eindrücke erwecken wie die Zeichnung selbst; und ein musikalischer Wohlklang soll die Strophe an sich zu einem Kunstwerk gestalten, des köstlichen Inhalts würdig. Ich gebe als Beispiel eine Strophe aus Stefan Georges „Algabal"; sie schildert einen weißen Saal des Kaisers, den wir Heliogabal zu nennen pflegen:

> Daneben war der Raum der blassen Helle,
> Der weißes Licht und weißen Glanz vereint,
> Das Dach ist Glas; die Streu gebleichter Felle
> Am Boden Schnee und oben Wolke scheint.

Eine unbefangene Leserin gab ihren Eindruck mit den Worten wieder: „wie ist da alles weiß!" In der That ist ohne die Geheimnisse der „audition colorée", der Verbindung bestimmter Klänge mit bestimmten Farbenvorstellungen, die Wirkung solcher Stellen nicht zu erklären. Ein einziges reines **u** mit seinem dunkeln Klang würde die ganze Helle verderben, die durch die hellen Vokale, vor allem die kunstvoll vertheilten **a** hervorgerufen wird. An der höchsten Stelle steigert sich der Klang zu dem grellen, weil bis dahin aufgesparten **i** in „Licht"; am Schluß geht das weiße Gemach mit dem **o** von „Boden" und „oben", „Wolke" in eine weniger reine Färbung über. Wortwahl, Wortstellung, Accentvertheilung ergänzen sich und verstärken die durch den Inhalt der Worte erweckte Vorstellung.

Man wird das ein Kunststück nennen; obwohl es vielleicht mehr ist. Aber auch ich lege auf diese Seite keineswegs das Hauptgewicht. Gegen die Verwahrlosung, die in unserer Dichtkunst vielfach eingerissen ist, gegen die Formlosigkeit, die mit dem Sprachstoff ohne alle Rücksicht auf Klang und Klangeigenheit wirthschaftet, war ein Widerspruch nöthig. Aus einem andern Lager hat Detlev von Liliencron nicht minder energisch den Unfug des Vorbeireimens und der Sprachmißhandlung gerügt. Aber doch ist das andere bedeutsamer. Wie mit der Schule, der „l'art pour l'art" als Parole gilt, so sind Stefan George und Hofmannsthal auch mit der verwandt, die die „Stimmung" als höchstes Ziel setzt: Verlaine, Mallarmé, bei uns etwa Richard Dehmel und

(zuweilen) wieder Detlev v. Liliencron. Und das modifizirt jene erste Parole. Auch ihnen soll das Kunstwerk vollkommen sein („impeccable“ ist das französische Schlagwort); nur aber bestimmen sie die Vollkommenheit nicht nach äußeren festen Regeln (wie Platen oder Théodore de Banville), sondern nach der Reinheit der dadurch erweckten Stimmung. Vollkommen ist ein Kunstwerk, das in dem Betrachter ganz ungetheilt und ganz unbedingt einen reinen Eindruck hervorruft. Kein ungenauer Reim, aber auch kein aus Ungefähr gewähltes Wort; kein schwer auszusprechender Konsonantenhaufen, aber auch kein auf Nebenwege lockender geistreich spielender Vergleich — nichts soll von der zu vollster Wirkung gesammelten Kraft des Einzelwerks ablenken.

Hierin liegt denn auch ein Weiteres, und das Allerwichtigste. Formstrenge nach äußeren Regeln kann Jeder erreichen; sie hat an sich nichts Persönliches. Nun aber ist die Möglichkeit gegeben, sie mit eigenartigem Inhalt zu erfüllen. Es ist etwas Individuelles, was ausgedrückt werden soll; die Stimmung, die gerade dieser Seele, gerade dieser Dichter beim Anblick einer ganz bestimmten Schönheit aus Natur, Leben oder Traumwelt empfängt. Sie soll wiedergegeben werden. Und deshalb verlangen die Genossen einen persönlichen Stil, einen von der individuellen Natur geforderten Ausdruck ihrer Eigenart.

Ueberwiegt dennoch ein Gesammteindruck, so liegt das theils an der geringen Zahl der Mitarbeitenden und ihrer Werke, theils an dem starken Einfluß jener gemeinschaftlichen Tendenzen. Jens Peter Jakobsen hat es (in Niels Lyhne) geistreich hervorgehoben, wie wenig individuell die Träume sind. „Die Menschen können sehr verschieden sein, aber die Träume sind es nicht; denn die drei, vier Dinge, welche die Menschen begehren, lassen sie sich von den Träumen mehr oder weniger schnell, mehr oder weniger vollständig geben, aber sie bekommen sie stets, alle; es gibt Niemand, der im Ernst seine Hände für leer hält.“ Ein wenig von dieser traumhaften Uebereinstimmung im Vollbesitz der ersehnten Güter liegt in den Dichtungen der Freunde, doch zeigt sich schon jetzt, daß die Führer weit auseinandergehen.

Stefan George, ein Rheinhesse aus Bingen (mehr weiß ich nicht von ihm), hat zwei lyrische Trilogien und eine Anzahl von einzelnen Gedichten und Uebersetzungen (nach Baudelaire, Swinburne u. A.) veröffentlicht. Zwar darf dieser Ausdruck nur mit Einschränkung angewandt werden, denn die sämmtlichen Ausgaben

werden vom Buchhandel fern gehalten; die Zeitschrift „Blätter für die Kunst", aus der allein man den ganzen Dichterkreis kennen kann, „hat einen geschlossenen von den Mitgliedern geladenen Leserkreis," die einzelnen Werke von Stefan George sind nur in einer beschränkten Zahl von Privatdrucken erschienen. — Die erste Reihe führt die Titel: „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal". Ihren Inhalt giebt der Theoretiker und Redakteur der Gruppe, Carl August Klein, in folgenden für ihre Gesammtanschauungen bezeichnenden Worten wieder: „Jedes einzelne Gedicht ist ein Bild, eine Scene. Handelnde Person ist überall die Seele des modernen Künstlers. In den Hymnen sehen wir sie mit noch deutlicher Weltfreude über Gärten und Uferlandschaften schweben, in den Pilgerfahrten tritt sie uns entgegen unter dem Symbol des Wanderers mit sehnsüchtigen aber unterdrückten Leidenschaften, in Algabal unter dem Symbol des byzantinischen Imperators, der im Rieseln der Metalle und überreichen Gewänder sich zu Tode trauert. Im ersten Buch herrschen Trompete und Pauke vor, im zweiten Leier und Flöte, im dritten lange vibrirende Fiedelstriche, die wie Verzweiflung klingen und den Sinn verwirren." Uns scheint die Trilogie gleichzeitig als ein Bild psychologischer Entwickelung zu verstehen. Der Geist, der suchend, umschauend, anfassend in den „Hymnen" schöne Bilder von allen Seiten zusammenstellt, einen Angelico neben ein Rokkoko-Gemälde und eine Gartenlandschaft neben einen einsamen Dialog, der wandert in den „Pilgerfahrten" wie Parcival einem bestimmten Ziel entgegen:

> In alte Lande laden Bogenhallen,
> Schlanke Kolonne,
> Und Licht in dem getragene Strophen schallen.
> Dort sog ich Sonne
> Nach einer Flucht aus feuchter Drachen Krallen.

In „Algabal" ist das Ziel erreicht: ein weltfremder Graltempel nicht der Weisheit oder Tugend, sondern der Schönheit. Der Weltbeherrscher wird sprechende Person, dessen ungeheure Mittel grade genügen, um einen harmonischen Traum vollkommener Herrlichkeit Wirklichkeit werden zu lassen.

> An allen Seiten aufgereiht zu Spiegeln —
> Gesammter Städte, ganzer Staaten Beute —
> Die ungeschminkten, platten, goldnen Ziegeln,
> Und an der Erde breiten Löwenhäute.

Dieser Kaiser in seiner einsamen Pracht ist ein Symbol des Dichters im Traumreich, dem alle Wunder der Welt nur gut genug

sind als Bausteine zu dem erträumten Märchentempel. Dies Symbol selbst hat seine Geschichte, in der Wirklichkeit so gut wie in der Poesie. In der Wirklichkeit, wo jener vorletzte Herzog von Portland, den Villiers de l'Isle Adam zu dem Helden einer grausigen Erzählung machte, menschenscheu sich unter der Erde einen prachtvollen Palast baute, in dem er sich von unsichtbaren Händen bedienen ließ; in der Dichtung, wo Baudelaire sich eine außernatürliche Landschaft erträumte, ganz aus Metall, Marmor und Wasser, mit Edelsteinen und Glas, statt mit den zu unregelmäßigen Pflanzen besetzt. Bis dann Dichtung und Wirklichkeit sich die Hände reichen in König Ludwigs anachronistischen Schlössern oder in der künstlichen Welt von Huysmans' „A rebours", deren Heros dem Dichter Robert de Montesquiou nachgebildet ist. Ueberall haben wir hier das Bestreben, eine ideal schöne Welt künstlich herzustellen, in deren Mitte einsam und unbeschränkt der Dichter-König träumen kann. „Ich bin anders organisirt, habe reizbare Nerven, Schönheit, Glanz und Licht muß ich haben!" rief Richard Wagner denen entgegen, die ihm Einschränkung anriethen. Schönheit, Glanz und Licht begehren auch unsere Dichter und „Märchen noch so wunderbar — Dichterkünste machens wahr!"

So schaut also der Poet zunächst umher, wo in dem Kreislauf der Wirklichkeiten sich ihm ein harmonisches Bild biete. Und der Schüler der Franzosen kann den Reiz eines Watteauschen Gemäldes nicht übersehen:

Ton verklang auf den Altanen,
Aus den Gärten Klänge tönen,
Unter prangenden Platanen
Wiegen sich die stolzen Schönen. . . .

Pauken schweigen. Sachte Geigen.
Ferner Tritt. Es nahen Reiter.
Leises Traben. Langsam weiter.
Zwanglos darf ein flüchtig Raunen
Sie bestaunen.

Fröhliche galante Leere,
Feindlich trübem Thatenmeere. . . .
Auf dem Wasser Ruder klirren;
Gondel die vorüberfuhr.
Sanfte Takte sanftem Kirren
Sich vereinen einer kleinen
Pompadour.

Hingehaucht, oft nur leise angedeutet, in satzlosen Ausrufen hingestreut, gewahren wir ein Märchenbild aus dem Glanz des

Rokkoko. Der Dichter aber darf hier nicht verweilen, „feindlich trübem Thatenmeere.“ Seine Pilgerfahrt führt zu höherer Schönheit, von Watteau zu Tizian:

> Wenn aus der Gondel sie zur Treppe stieg,
> So ließ sie lässig die Gewande wallen
> Und wie nach grollend anerkanntem Sieg
> Des greisen Edlen Stütze sich gefallen.
>
> Kein sanfter Ton verfing in ihrem Ohr,
> Bei Festen saß sie eisig in den Sälen,
> Nur an den Decken brauner Engel Chor
> Verstand es ihr von Freuden zu erzählen.
>
> In schwerem Sammet hat sie sich gebauscht
> Den ersten Hub aus unerhörten Trachten,
> Und an dem reichen Oele sich berauscht,
> Das neulings ihr die Inderschiffe brachten.
>
> Nun hat sie in verhangenem Gemach
> Zu einem ruhmeslosen Fant gesprochen:
> Vermelde man am Markte meine Schmach,
> Ich liege vor dir niedrig und gebrochen.

Wie man in den Gärten von Schiras alle Pracht des Rosenhains zerstört, um ein kleines Fläschchen Rosenwasser voll betäubend süßen Geruchs zu erzeugen, so schafft der Dichter sich eine mit allem Prunk ausgestattete Welt. In einem fürstlichen Saal, dessen Getäfel wie etwa zu Venedig in der Scuola di San Rocco geschnitzte Engelsfiguren verzieren, beherrscht alle andere Pracht eine stolze königliche Erscheinung. Wundervolle Stoffe umwallen sie, die sie mit vornehmer Lässigkeit trägt; der greise Nachkomme der edelsten Geschlechter ist eben nur edel genug, ihren Arm zu stützen. Und nun preßt der Dichter seine Finger um diese volle Rose und wirft auch sie zu Boden — auch sie ist nicht vollkommen genug, nicht vornehm genug. Das mag ein in venetianische Glanzzeit übertragenes Erlebniß sein, oder auch ein Symbol für eine Poesie, an die der Dichter glaubte, ehe sie sich erniedrigte — was thuts? So oder so ward uns ein Kunstwerk geschenkt, das in sich vollendet die ganze Blüthe und das ganze Ende einer reichen Existenz zusammenfaßt. Und wir glauben die Pracht erlebt zu haben und den Sturz, der die Seele des Sängers bricht.

Und da so die Welt überall verwundet, da für den idealisirenden Traum des Dichters die Wirklichkeit nur Enttäuschungen bietet und ein erdgeborener Makel selbst die Priesterin entstellt, so erbaut er sich sein eigenes Reich jenseits von Gut und Böse dieser Welt:



Mein Garten bedarf nicht Luft und nicht Wärme
Der Garten, den ich mir selber erbaut,
Und seiner Vögel leblose Schwärme
Haben noch nie einen Frühling geschaut.

Und hier lauscht er nun reinen Tönen, die voll Einer Stimmung Ausdruck geben:

Da auf dem seidenen Lager
Neidisch der Schlummer mich mied,
So bringt keine Wundersager,
So will ich kein lullendes Lied
Der Mädchen attischer Lande,
Was mir vor Monden gefiel.
Nun schlingt mich in eure Bande,
Flötenspieler vom Nil.

Ich lag in Aethergezelten,
Ich aß vom himmlischen Brod
Ihr sanget die Flucht aus den Welten,
Ihr sanget vom glorreichen Tod,
Bevor die brennenden Lider
Endlicher Schlummer befiel.
Entrückt und tötet mich wieder,
Flötenspieler vom Nil.

Daß es nicht auf eine Spielerei mit historischem Kostüm abgesehen ist, ebensowenig aber auf eine beliebige Maskerade der sprechenden Person, das wird Niemand verkennen, der die feinen Regungen ganz individueller Stimmung aus diesen wunderbar nachgiebigen Reimen und Rhythmen heraushört. Es kommt nicht darauf an, was Heliogabalus in bestimmter Situation gedacht haben würde. Sondern die wirkliche Seele des lebenden Dichters träumt sich in eine Stimmung, die für uns durch alle einem Weltbeherrscher und weichen Gemüth zur Verfügung stehenden Mittel sinnlicher Reizung symbolisirt wird, die aber an sich nur die äußerste Konsequenz seiner ganz persönlichen Wünsche ist. Und der Eindruck, den sie nun empfängt, wird uns vermittelt, indem die Bilder und Töne nachgeformt werden, die der Dichter im poetischen Opiumrausch empfing, wie de Quincey seine Visionen erwacht nachzeichnete. Und eben diese Vereinigung von objektiver Kunstfertigkeit mit subjektiver Stimmung, von idealistischem Schönheitskultus mit realistischer Technik der Nachbildung scheint uns das Neue — das Neue als Prinzip; daß gelegentlich auch früher schon Aehnliches und selbst Höheres erreicht wurde, wer zweifelt das an?

Auf jene erste Trilogie, die den Verehrern des Dichters vielfach die liebste blieb, folgte seine zweite im Jahre 1895: „Die Bücher

der Hirten und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten." Eine Vorrede, die in der Buchausgabe dann doch fortblieb, sagt („Blätter für die Kunst" 2, 97): „Es steht wohl an, vorauszuschicken, daß in diesen drei Werken nirgends das Bild eines geschichtlichen oder Entwickelungsabschnittes entworfen werden soll: sie enthalten die Spiegelungen einer Seele, die vorübergehend in andere Zeiten und Oertlichkeiten geflohen ist und sich dort gewiegt hat. Dabei kamen ihr begreiflicherweise ererbte Vorstellungen ebenso zu Hülfe als die jeweilige wirkliche Umgebung: einmal unsere noch unentweihten Thäler und Wälder, ein anderesmal unsere mittelalterlichen Ströme, dann wieder die sinnliche Luft unserer angebeteten Städte. Spiel und Uebung bedeute das scheinbare Ausbilden verschiedener Stile für solche, die nur auf den *einen* hinzuarbeiten rathen: den unserer Zeit oder der kommenden." Die höchst bezeichnenden Worte gelten auch für die früheren und späteren Gedichte Stefan Georges. Die Seele versetzt sich gleichsam experimental aus ihrem wirklichen aber eben deßhalb gleichsam nur zufälligen „Milieu" in ein solches, das ihrer Eigenart breiteren Raum gewähren könnte. Wie in den „Hymnen" und „Pilgerfahrten" sucht sie reine Spielplätze und findet sie in der stillen Schönheit einer mit Böcklins Augen angeschauten Antike, in der kräftigen Schönheit eines mit Thoma's Gemüth erblickten deutschen Mittelalters, und in der phantastischen Schönheit einer mit Nietzsche erträumten übermenschlichen Zukunft. Ein gewisser Parallelismus dieser drei Bücher mit den ersten wird Niemandem entgehen und hier wie dort ist eine traurig-herrliche Einsamkeit des erlangten Ideals der nachklingende Schlußakkord. Eine sehr schöne Besprechung, die Hofmannsthal (in der Wiener „Zeit", 21. März 1896) dem Werk des Genossen gewidmet hat, schließt mit den Worten: „Die angeborene Königlichkeit eines sich selbst besitzenden Gemüthes ist der Gegenstand der drei Bücher. Nichts ist der Zeit fremder, nichts ist den Wenigen werthvoller. Die Zeit wird sich begnügen, aus den schlanken tyrannischen Geberden, aus den mit schmalen Lippen sparsam gesetzten Worten, aus dieser leichtschreitenden hochköpfigen Menschlichkeit und der im unsicheren Licht der frühen Morgenstunden gesehenen Welt einen seltsamen Reiz zu ziehen. Einige wenige aber meinen nun mehr um den Werth des Daseins zu wissen als vorher." Ich muß mich zu diesen Wenigen zählen. Die „angeborene Königlichkeit eines sich selbst besitzenden Gemüthes", der Anblick einer mit fürstlicher Freiheit über die eigene



Begabung verfügenden Dichterseele hat für den, den in litterarischer Betrachtung so unendlich oft (und nirgends häufiger als in deutscher Poesie) ein Mißverhältniß von Wollen und Können abstößt, eine ähnlich beglückende Wirkung, wie sie auf den Dichter selbst das erträumte Bild einer fleckenlosen Pracht der Architektur, Ausstattung und Musik ausübt.

„Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Was Schiller mit diesen Versen ausdrückt, wird für Stefan George der Gegenstand einer mythologischen Erfindung von seltsamem Reiz: des „Herrn der Insel:"

Die fischer überliefern daß im süden
Auf einer insel reich an zimmt und öl
Und edlen steinen die im sande glitzern
Ein vogel war der wenn am boden fussend
Mit seinem schnabel hoher stämme krone
Zerpflücken konnte. wenn er seine flügel
Gefärbt wie mit dem saft der Tyrer-schnecke
Zu schwerem niedrem flug erhoben, habe
Er einer dunklen wolke gleich gesehn.
Des tages sei er im gehölz verschwunden
Des abends aber an den strand gekommen
Im kühlen windeshauch von salz und tang
Die süße stimme hebend daß delfine
Die freunde des gesanges näher schwammen
Im meer voll goldner federn goldner funken.
So habe er seit urbeginn gelebt
Gescheiterte nur hätten ihn erblickt.
Denn als zum ersten mal die weißen segel
Der menschen sich mit günstigem geleit
Dem eiland zugedreht sei er zum hügel
Die ganze teure stätte zu beschaun gestiegen
Verbreitet habe er die großen schwingen
Verscheidend in gedämpften schmerzenslauten.

Wie er sich hier ein mythisch-geisterhaftes Wesen erdichtet und ihm eine halb unbewußt vom thierischen Instinkt, halb von der Klarheit einer Dichterseele geleitete Haltung verleiht, so formt er wirklich gesehene Typen zu antikisirenden Statuen um, die vor uns stehen, einfach, nothwendig wie Adolf Hildebrands nackter Jüngling in der Nationalgallerie. So schildert er den Saitenspieler:

Wie er das krause haupt mit weißem ringe
Die schmalen schultern mit dem reichen kleide
Geschmückt hervortrat und die laute schlug
Zuerst erzitternd in der scheu der jugend:
Darob erwärmen sich auch strenge greise.

Wie er auf wangen banges rot entzündet
Wie dem vor ungewohntem gruß geneigten
Von manchem busen köstliches gehäng
Und spangen niederfielen: deß gedenkt man
Soweit des heilgen baumes frucht gedeiht.
Die mädchen sprechen eifrig unter sich
Verschwiegen duldend schwärmen alle knaben
Vom helden ihrer wachen sternennächte.

In der Schlichtheit, mit der hier typische Züge ausgewählt sind, die schmalen Schultern, der Gruß der Menge, die schlaflosen Nächte — darin glaube ich einen Abglanz homerischer Kunst zu sehen und doch wieder ganz modernes Fühlen, das dem Virtuosen einen Heroenkultus entgegenbringt, wie man ihn seit der Renaissance nicht gekannt hat. Es ist ein Portrait, gewiß; aber keine ikonische Statue, sondern eine idealisirende wird dem Olympiasieger errichtet — eine Statue, in der das Ideal des bildenden Künstlers mit der Realität des Dargestellten wie Vater und Mutter sich zusammenfinden, um ein Drittes, Höheres zu erzeugen.

Aber dem Dichter, der wie sein Algabal aus dem „trüben Thatenmeer“ sich in poetische Einsamkeit geflüchtet hat, schlägt das Herz in seiner thatenlosen Versunkenheit; oder er sieht einen in wollüstigen Träumen untergehenden Mann, dessen starke Arme keinem Löwen mehr fürchterlich, keiner bedrängten Jungfrau mehr ein Segen sind. Und er übersetzt sich den Anblick in die typische Situation des mittelalterlichen Ritters, der sich „verliegt“:

Hör ich nicht dumpf ein klirren
Kämpfer die die rosse schirren?
Bange rufe vom altan?
Speere schwirren?

Drunten schlägt ein thor nur an.

Ist es nicht der gäste lache
Emsig knecht und kastellan
Unter rebenschmuckem dache?
Frohe wache?

Wurde nicht in zarte saiten
Ein gedehnter griff gethan:
Ahnungsloser schöner zeiten
Scheues gleiten?

Drunten schlägt ein thor nur an.

Ueberall ist es die gleiche Technik: der Seele volle Freiheit zu gewähren, daß sie ihr Traumleben auslebe, und dann den

Eindruck, den sie empfing, rein und zart wiederzugeben. Und so auch, wenn er in den „Hängenden Gärten" die stimulirenden Farben und Geräusche der Großstadt zu phantastischer Pracht umdichtet, wie die Goncourts im Eingang von „Manette Salomon" das abendliche Paris, wie Hofmannsthal das Venedig Tizians:

Siehst du die Stadt, wie jetzt sie drunten ruht?
Gehüllt in Duft und goldne Abendglut
Und rosig helles Gelb und helles Grau,
Zu ihren Füßen schwarzer Schatten Blau,
In Schönheit lockend, feuchtverklärter Reinheit.

Wollen wir wirklich diese Kunst von uns weisen, die sogar der Häßlichkeit moderner Großstädte Schönheit, eigenartige Schönheit zu entlocken versteht? Die englischen Prediger des Schönen, John Ruskin, William Morris, Walter Crane, klagen beweglich, daß aus dem Bereiche unserer Schornsteine Alles verbannt sei, was reizt und erfreut; diesen schönheitstrunkenen Realisten löst selbst aus der harten Linie unserer Straßen sich, nicht mehr an Wellenlinien gebunden, Venus Anadyomene:

Und Wolken schwarz und schwefelgelb belasten
Die kahlen Mauern und die starren Masten.

Die Gärten atmen schwer von Duft beladen,
Die Schatten wachsen fester in den Pfaden. . . .

Im dichten Dunste dringt nur dumpf und selten
Ein Ton herauf aus unterworfenen Welten.

Aber es sind „hängende Gärten", zauberisch über der Wirklichkeit befestigt, und ebenso erhebt sich die orientalisch stilisirte Unterwürfigkeit des Minnesängers über die Wahrheit moderner Liebesdemuth:

Saget mir auf welchem Pfade
Heute sie vorüberschreite,
Daß ich aus der reichsten Lade
Zarte Seidenweben hole,
Rose pflücke und Viole,
Daß ich meine Wange breite
Schemel unter ihrer Soole.

Eine gewisse Vergeistigung, eine zunehmende Neigung zum Verarbeiten der Eindrücke, ein stärkeres Hervortreten der inneren Natur ist bei der neuen Trilogie der alten gegenüber sichtbar; in die gleiche Richtung weist schon der Titel der neuen selbständig noch nicht vorliegenden Sammlung: „Das Jahr der Seele." Hier

werden die Töne mehr lyrisch im engeren Sinne, das Symbol tritt zurück, der direkte Ausdruck wird deutlicher:

> **Es lacht in dem steigernden Jahre dir**
> **Der Duft aus dem Garten noch leis,**
> **Flicht in dem flatternden Haar dir**
> **Eppich und Ehrenpreis.**
>
> **Die wehende Saat ist wie Gold noch,**
> **Vielleicht nicht so hoch mehr und reich,**
> **Rosen begrüßen dich hold noch,**
> **Ward auch ihr Glanz etwas bleich.**
>
> **Verschweigen wir, was uns verwehrt ist,**
> **Geloben wir glücklich zu sein,**
> **Wenn auch nicht mehr uns beschert ist,**
> **Als noch ein Rundgang zu zwein. . . .**

In diesem Anschlagen einfacherer Töne, in dieser Rückkehr in das alte Heimathsgebiet der Lyrik möchten vielleicht manche Leser ein „Gesunden" sehen und in der Neigung zu „außerweltlichen" Tönen werden sicher einige im Schlagwort und in alter Doktrin befangene Richter „etwas Pathologisches" erblicken. Mir scheint das Letztere weit gefehlt, denn was kann gesunder sein, als der jedem natürlichen Menschen angeborene Traum von goldenem Glück und mehr als menschlicher Herrlichkeit? Aber auch die Meinung, ein Abwenden von den Zauberschlössern des „Algabal" und der „Hängenden Gärten" bedeute an sich eine „Rückkehr zur Natur", scheint mir das Wesentliche in der älteren Art Stefan Georges und seiner Freunde nicht zu treffen. Denn gerade dies ist ihre Ansicht, all diese paradiesische Pracht sei so gut „Wahrheit" wie ein beliebiges Stück irdischer Wirklichkeit, sei es selbst in höherem Maße. Hierbei ist aber nicht etwa an Mystisches zu denken; gerade vom Boden der modernen Erkenntniß aus fassen diese Dichter die Natur in ihrem großen Sinne auf. Es bewahrheitet sich auch an ihnen, daß nur halbe Wissenschaft der Poesie (wie der Religion) entfremdet, ganze dahin zurückleitet.

Der englische Dichter John Keats hat Newton mit dem Anathema belegt, weil er die Poesie des Regenbogens zerstört habe. Mir aber sagte ein befreundeter Physiker, wer einmal an die Pracht der Farben in Geißlerschen Röhren und anderen Apparaten gewöhnt sei, dem komme alle Farbe der Natur matt und blaß vor. Farben, die in physikalischen Apparaten erglänzen, mag man „künstlich" nennen, weil sie durch den Menschen willkürlich

hervorgerufen sind; sie bleiben deßhalb doch „natürlich“ und wohl mag man sagen, sie allein seien das eigentlich ganz, unsere Naturfarben seien durch trübende Medien abgeblaßte Zufälligkeiten. Gerade so nun fassen diese Dichter das „Leben“ in seinem realistischen Sinne auf: als matten Einzelfall, dessen Bedeutung vor Allem darin ruht, daß er auf die dauernden wahren Lebenskräfte hinweist. Hugo von Hofmannsthal sagt in einer Rezension: „Immerhin ist von geheimnißvollen Mächten dieses kleine Buch irgendwie beherrscht, wie der zierliche Magnet von ungeheuren, im Ungewissen gelagerten Kräften.“

Das ist die Idee: wir sind gute oder schlechte Magneten, aber allemal sind wir beherrscht von ungeheuren Kräften, deren Wucht alle irdische Erhebung in Machtentfaltung, Schönheit, Geist als Spiel erscheinen läßt. Und die großen Mächte sind es, auf die der Magnet der Dichtung hinweist. Etwas, was entfernt an die alten Träumereien von der Harmonie der Sphären erinnert, was die Philosophie der Sophie Germain mit ihrer Psychologie der mathematischen Schönheit eigenartig erneut hat, etwas was man im höchsten Sinne religiös nennen muß, ist der Untergrund der kunstreichen Bauten dieser merkwürdigen Werkmeister.

In diesen Dingen vor allem stimmen die Genossen überein: in dem Fundament einer realistisch-mythologischen Weltanbetung, der Licht, Wärme, Schönheit wieder wie den alten Griechen lebende Gottheiten, wirkende Kräfte geworden sind und in der Kunst, die auf dieser Grundlage die Illusion vollkommen schöner Eindrücke hervorrufen will. Im Uebrigen bleibt Raum genug für Eigenart. Neben Stefan George steht Hugo von Hofmannsthal, ein Wiener, wie ich glaube, 1874 geboren. Ein Siebzehnjähriger, veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Theophil Morren“ ein gestalten- und gedankenreiches Renaissance-Stück „Gestern“, welches mit Ricarda Huchs Renaissance-Drama „Evoe“ sich merkwürdig berührt und wieder in der Grundanschauung ihm seltsam widerspricht. Dann hat er unter dem eigenen Namen und als „Loris“ Gedichte, besonders in den „Blättern für die Kunst“ erscheinen lassen; eine Sammlung steht erst in Aussicht. Er hat auch geistreiche, nur in der Sprache zuweilen ein wenig gesuchte, eine Bildersprache mit Symbolen aus der Ornamentik graziös handhabende Kritiken verfaßt. Er erscheint weicher, fast weiblicher als Stefan George. Während dieser trotz seiner Schulung an zeitgenössischen Meistern von Einzelanklängen merkwürdig frei ist, be-

gegnen uns bei Hofmannsthal zuweilen Töne aus Goethe, aus J. P. Jakobsen, auch wohl aus George; immer freilich zu eigenem Besitze verarbeitet. Der wesentlichste Unterschied bleibt doch ein rein technischer. Georges Visionen sind architektonisch, mit breiten Räumen, tiefem Hintergrund; Loris erscheinen die Dinge als Basreliefs, wie in der sehr schönen „Idylle" (einer Vereinigung antiker Kunst mit der der Goetheschen „Pandora"), oder als Gemälde, wie in seinem berauschend schönen „Tod des Tizian". Dies liegt hierin: wenn George seine Traumbilder ganz aus Stoff und Art der wirklichen „großen Natur" nimmt, neigt Hofmannsthal dazu, schon diese Welt selbst künstlerisch durchzuarbeiten, nicht blos ihre poetischen Abbilder; seine Phantasie ist von den bildenden Künsten stärker geschult, vielleicht auch etwas gebunden. So reflektirt er denn auch mehr, greift bewußt zum Symbol und schafft sein Schönstes, wo ein tief andeutender Sinn seiner Dichtung gleichsam die dritte Dimension verleiht. Stefan George hätte die „Ballade des äußeren Lebens" nicht dichten können, die das Märchenspiel des alltäglichen Lebens so tiefsinnig zu einem Fries spielender Putten und stilisirter Ornamente formt:

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben
Und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie todte Vögel nieder,
Und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras und Orte
Sind da und dort voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende und todtenhaft verdorrte.

Wozu sind diese aufgebaut und gleichen
Einander nie und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen Weinen und Erbleichen?

Was frommt das Alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind,
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele!

Was frommts dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt, der viel, der Abend sagt
Ein Wort daraus Tiefsinn und Trauer rinnt
Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Für Stefan George gilt Dürers Wort von der Natur, nur daß er es auf die große Gesammtnatur anwendet, in deren unendlicher Schatzkammer alle Pracht unserer Erde nur ein Kästchen mit mäßigen Kleinoden bildet: die Schönheit steckt wahrlich in der Natur; wer sie herausreißt, der hat sie. Hofmannsthal dagegen hat Liebhabereien, bevorzugt bestimmte, besonders lyrische Eindrücke:

Mir hat's gefallen. Zwar ists nicht so hübsch
Wie Lieder, die das Volk im Sommer singt,
Wie hübsche Frauen, wie ein Kind, das lacht,
Wie graziöse, goldverzierte Gondeln
Und wie Jasmin in einer Delfter Vase ...

oder im „Tod des Tizian“:

Das macht so schön die halb verwehten Klänge,
So schön die dunkeln Worte todter Dichter
Und alle Dinge, denen wir entsagen.

Mit andern Worten: neben Stefan Georges Objektivität erscheint Hofmannsthals Subjektivität „sentimentalisch“ im Sinne Schillers. Für Jenen ist auch der Traum der Seele nur eben ein Stück wirklicher Natur. Für Hofmannsthal ist (wie für Byron oder für Amiel) auch ein Stück wirklicher Natur nur Traum der Seele. So rühmt er seinen Meister Tizian:

Er hat den Wolken, die vorüberschweben,
Den wesenlosen, einen Sinn gegeben:
Der blassen, weißen, schleierhaftes Dehnen
Gedeutet in ein blaßes, süßes Sehnen;
Der mächtigen goldumrandet schwarzes Wallen
Und runde, graue, die sich lachend ballen
Und rosig silberne, die Abends ziehen:
Sie haben Seele, haben Sinn durch ihn.

Am stärksten hat er selbst den Gegensatz charakterisirt in seinem entzückenden Gedicht „Psyche“, wo erst Stefan Georges Welt entrollt wird und dann seine eigene:

... und Psyche, meine Seele, sah mich an
Von unterdrücktem Weinen blaß und bebend,
Und sagte leise: „Herr, ich möchte sterben,
Ich bin zum Sterben müde, und mich friert.“

„„O Psyche, Psyche, meine kleine Seele,
Sei still, ich will dir einen Trank bereiten,
Der warmes Leben strömt durch alle Glieder,
Mit gutem, warmen Wein will ich dich tränken
Mit glühendem, sprühendem Saft des lebendigen,
Funkelnden, dunkelnden, rauschend unbändigen,
Quellenden, schwellenden, lachenden Lebens.
Mit Farben und Garben des trunkenen Bebens

Mit sehnender Seele von weinenden Liedern,
Mit Ballspiel und Grazie von tanzenden Gliedern.
Mit jauchzender Schönheit von sonnigem Wehen
Hellrollender Stürme auf schwarzgrünen Seen,
Mit Gärten, wo Rosen und Epheu verwildern,
Mit blassen Frauen und leuchtenden Bildern;
Mit fremden Ländern, mit violetten,
Gelbleuchtenden Wolken und Rosenbetten,
Mit heißen Rubinen, grüngoldenen Ringen
Und allen prunkenden, duftenden Dingen.""

Und Psyche, meine Seele, sah mich an,
Und sagte traurig: „Alle diese Dinge
Sind schal und trüb und tot. Das Leben hat
Nicht Glanz noch Duft. Ich bin es müde Herr."
Ich sagte, noch weiß ich wohl eine Welt,
Wenn dir die lebendige nicht gefällt,
Mit wunderbar nie vernommenen Worten,
Reiß ich dir auf der Träume Pforten;
Mit goldenglühenden, süßen lauen,
Wie duftendes Tanzen von lachenden Frauen,
Mit mondburchsickerten nächtig webenden,
Wie fiebernde Blumenkelche bebenden,
Mit grünen, rieselnden, kühlen, feuchten,
Wie rieselndes, grünes Meeresleuchten;
Mit trunkentanzenden, dunklen, schwülen,
Wie dunkelglühender Geigen Wühlen;
Mit wilden, wehenden, irren und wirren,
Wie großer, nächtiger Vögel Schwirren;
Mit schnellen und gellenden, heißen und grellen,
Wie metallener Flüsse grellblinkende Wellen;
Mit vielerlei solchen verzauberten Worten,
Werf ich dir auf der Träume Pforten,
Den goldenen Garten mit duftenden Auen
Im Abendroth schwimmend mit lachenden Frauen,
Das rauschende, violette Dunkel,
Mit weißleuchtenden Bäumen und Sterngefunkel,
Den flüsternden, braunen, vergessenen Teich,
Mit kreisenden Schwänen, und Nebel bleich,
Die Gondeln im Dunkeln mit seltsamen Lichtern,
Schwüldustenden Blumen und blassen Gesichtern
Die Heimat der Winde, die nachts wild wehen,
Mit riesigen Schatten auf traurigen Seen
Und das Land von Metall das in schweigender Glut,
Unter eisernem, grauen Himmel ruht.

Neben Tizian ist es vor allem Böcklin, mit dem Hofmannsthals Kunst herzverwandte Aehnlichkeiten aufweist und ein schönes Loblied auf diesen großen Meister, das die „Blätter für die Kunst" (3, 49)

bringen, enthält manches Wort, das auch den Dichter zeichnet. „Wir hatten seltsame und wunderbare Gegenden ausgekundschaftet... Stille Traumlandschaften waren da ... Das eiserne Thor schließt sich hinter dem heiligen Hain, dem Haine, der sich ausdehnt mit seinem zitternden Leben, seinen üppigen und fühlenden Gesträuchen. Und das Einhorn liegt da, wachend, Hüter der unergründlichen Geheimnisse."

Hofmannsthal verwendet gern die Strophengebilde der italienischen Renaissance: Stanzen, Terzinen; die nordische Alliteration, deren gelegentliche Uebertreibung vielleicht den einzigen Kunstfehler Stefan Georges ausmacht, meidet er. Ueberhaupt zieht es ihn, den Süddeutschen, stärker noch zu südlichen Gefilden, als den mitteldeutschen Weltdurchwanderer George: die Antike und die Renaissance sind ihm wie Hölderlin oder Anselm Feuerbach bevorzugte, fast alleinige Kultusstätten der Schönheit. Seine Rhythmen sind weicher, seine Reime kommen uns bekannter entgegen und zuweilen klingen seine Verse wie die Erinnerung an Feste, die wir selbst erlebt zu haben glauben:

Es gleitet flink durch dunkelblaue Wogen
Das goldne Schiff der Insel nun entgegen,
Der Flötenschall ist singend vorgeflogen,
Und auf den blumenüberquollnen Wegen,
Aus des Theaters schwarzen Marmorbogen
Sieht man den Chor sich feierlich bewegen,
Um Bacchus und die Musen anzurufen,
Die aus dem Rausche die Tragödie schufen.

Hört man hier neben den Meistern der bildenden Kunst auch Nietzsche, den ersten großen Baumeister der übermenschlich-menschlichen Gesammtwelt, so ist der Franzose Paul Gérardy, der mit deutschen Versen und Prosareden sich dem Kreise anschließt, mehr von Dichtern wie Jean Paul und Novalis mitbedingt. Er liebt es, ein Sinnbild im Cyklus durchzuführen, die Kreuze oder die Lilien, die Jungfrauen oder die Ritter, die Tänze und die Freuden zu einem geschlossenen Kreis zu vereinen, der in leisen Abtönungen eine Grundstimmung zeigt; etwas von der ordnenden, symmetrische Hierarchien aufbauenden Art der Franzosen verräth sich da durch die Adoption deutschen Wesens hindurch. Richard Perls, eine elegische Natur, im Reiz des Südens heimwehkrank, findet in weniger eigenartigen Gedichten einzelne Rufe von ergreifender Wahrheit.

„Wie lacht es sich leise am dunkelnden Meer!“

Und beim Spiele dunkler Traurigkeiten
Locke Seelen zu dem letzten Tanz.

Karl Wolfskehl neigt zu einer dämmernden stimmungsvollen Mischung von Poesie und Prosa, wie Novalis in seinen Hymnen sie angab und verstärkt durch wirkungsvolle Wiederholungen den mystischen Eindruck undeutlich in verschwimmendem Licht sich zeigender Gestalten. Seine soeben erschienene Sammlung „Ulais“ läßt durch den Schleier lyrisch-wirksamer Andeutung hindurch stärkere Annäherung an epische Abrundung als die Dichtungen der meisten Genossen erkennen und einen wärmeren Gefühlston. — Hat man bei ihnen allen den Eindruck einer freudigen Hingabe an die künstlerische Aufgabe, so läßt allein Waclaw Lieder mit unerfreulichem Hervordringen seiner eigener Person die Demuth des echten Künstlers vermissen. Andere schließen sich an, Emil Rudolf Weiß, Max Dauthendey und mehrere Genossen. Man empfängt den Eindruck einer in ihren Idealen einigen Gemeinschaft, die übrigens Jeden nach seinen Gaben schalten läßt. Ein kluger Ordner, Carl August Klein, erscheint als der typische weltliche Leiter des Kreises, etwa wie Boie beim Hainbund, Gärtner bei den Bremer Beiträgen thätig war; seine zahlreichen theoretischen Ausführungen klingen mehr wie ein Echo aus der Praxis seiner Freunde als wie ein vorgefaßtes Programm. Jenes Reklamewesen, das so viele kleine Dichtergruppen schändet, wird streng fern gehalten bis zu einer fast esoterischen Art sich zu geben; die Werke sollen wo möglich Eigenthum des Kreises bleiben, weil nur seinen Mitgliedern alle Voraussetzungen zum Genuß eigen seien. Diesen Bann glaubte ich durch einen Hinweis auf den jungen verheißungsreichen Dichterkreis brechen zu sollen. Es ist wohl möglich, daß ich dabei meiner Absicht, weder zu loben noch zu tadeln, nicht treu geblieben bin, vielleicht finden meine Leser sogar, ich sei einfach zum Lobredner geworden, und begreifen nicht einmal warum. Nun, es sei gewagt. In einer Zeit, in der Alles klagt über trübe, dumpfe Stimmung, über die herrschende Häßlichkeit, über die pessimistische Richtung der Kunst, hat ein Hinweis auf diese Gruppe mindestens das Verdienst, zu zeigen, so schlimm stehe es denn doch nicht. Wohl liegt noch ein dumpfer Bann über weiten Gebieten —

Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört ich manches Herz!

Die älteste iranische Religion und ihr Stifter Zarathustra.

Von

Ferdinand Justi.

Noch ehe Buddha die Predigt des Nirvana oder der Erlösung vom Kreislauf der Wiedergeburten an die Stelle der durch endlose Priestersatzungen einer wahren Religiosität entfremdeten Lehre der Brahmanen setzte, war in Iran Zarathustra aufgetreten, der den alten arischen Aberglauben an gute und böse Geister sammt Zauberei und blutigen Opfern abgeschafft und das Dasein eines einzigen allmächtigen Herrn der Schöpfung gelehrt hatte, welcher selbst einem Lichtstrahl vergleichbar in anfanglosem Lichte wohnt und von seinen Verehrern die Reinheit in Gedanken, Worten und Werken heischt (Jasna 53,1).

Die älteste ethnologische und geschichtliche Urkunde, nämlich die Sprache der Iranier und Inder lehrt uns, daß beide Völker noch lange nach ihrer Trennung von ihren europäischen Vettern, den Griechen, Italiern, Kelten, Germanen und Slaven, eine Einheit gebildet haben, bis sie sich geographisch sonderten und zwei selbständige arische Völker bildeten, deren Sprachen mit der Zeit immer weiter von einander abgewichen sind. Aber auch ihr Bildungsgang gestaltete sich beiderseits ganz verschieden, und wer möchte entscheiden, welchen Antheil die Berührung mit Fremden und besondere geschichtliche Verhältnisse, sowie das Klima und der Boden der von ihnen bewohnten und sehr von einander verschiedenen Länder hieran gehabt haben. Gewiß ist, daß die indische Religion, und besonders der Buddhismus, in der Selbst-

betrachtung, der Weltflucht und dem Mönchthum gipfelt, nachdem Buddha selbst freiwillig Bettler geworden war; daß die iranische Religion dagegen die Bekämpfung des Bösen durch unausgesetzte Thätigkeit für Schutz und Anbau des Landes und für die Erhöhung des Wohlstandes fordert, wodurch der Hunger und die Noth, häufig die Quelle von Verbrechen, hintangehalten werden, wie denn Dareios I in der Bauurkunde an der Mauer von Persepolis das Eindringen feindlicher Heere (haina), den Mißwachs (duschijâra, schlimmes Jahr) und die Lüge (drauga, Trug) als die größten Unglücksfälle und als ärgstes Verbrechen bezeichnet. Andrer Art und sehr bezeichnend für die Verschiedenheit der indischen und iranischen Religion ist, daß das Feuer, welches in alten Zeiten, wo seine Erzeugung durch Reibhölzer mühsam und zeitraubend war und seine Unterhaltung daher durch religiöse Gebote eingeschärft zu werden pflegte, bei den Persern âtar, bei den Indiern agni heißt, als ob man das alte indoeuropäische Wort (lateinisch ignis, russisch ognj) als einen unheiligen Namen für den „Sohn des Ahuramazda" durch einen neuen ersetzt habe.[1]) Gleichwohl haben beide Religionen eine Anzahl göttlicher Wesen gemeinschaftlich, die in Iran durch die Lehre Zarathustras entweder in den Hintergrund getreten sind oder als Götzen angesehen wurden. Das auffallendste Beispiel hierfür ist das Wort daiva, welches im Awesta wie noch heute in Persien einen Teufel (dîv) bezeichnet, während es in Indien ebenso wie lat. deus, lit. dëvas, gall. divos, altnord. tivar (die Götter)[2]) die schon in die indoeuropäische Urzeit reichende Bezeichnung der Lichtgötter ist. Doch führt der Priester, welcher die Liturgie liest, im Awesta den Namen Zautar, den gleichen wie der indische Hautar, der Hauptpriester, der den Rigveda recitirt.[3]) Eine Asklepias-Pflanze, aus deren Stengeln die Hindus einen berauschenden Saft pressen und beim Opfer gebrauchen, hieß Sauma (Soma). Auch die Iranier bereiteten aus der gelbblühenden Haumastaude, einer Art von Ephedra, einen heiligen Trank, und dessen Libation nimmt eine wichtige Stelle im Gottesdienst ein, ja sein himmlisches Abbild, der weiße Hauma oder Gaukerena, gibt den Nektar her, dessen Genuß die Unsterblichkeit verschafft, ein Gedanke, der noch in dem Saki-nameh oder

---

[1]) C. P. Tiele, Geschiedenis van den Godsdienst in de Oudheid. II. Amsterdam 1895, 69.

[2]) Griech. θεός ist mit deus nicht verwandt.

[3]) Tiele 73.

Schenkenbuch des Hafiz in wundervoller Sprache und tiefsinniger Mystik nachklingt. Dieser Hauma wird in den ältesten Stücken des Awesta, den Gathas, nicht genannt, und Tiele[4]) ist der Ansicht, daß sein Kultus erst in später Zeit von Arachosien aus, welches immer Beziehungen zu Indien gehabt hat, nach dem übrigen Iran verbreitet, mit der Zeit eine solche Wichtigkeit bekommen habe, daß ihm ein eigener Jascht geweiht ist, der sein Wesen wie in Indien als eine eigenthümliche Mischung von Pflanze, Trank und Genius erscheinen läßt. Da das Haomaopfer eine wichtige Handlung der Liturgie bildet, so ist die Ansicht Tiele's für die Geschichte des zoroastrischen Kultus von Bedeutung. Roth[5]) erklärte das Fehlen des Haoma in den Gathas daraus, daß zufällig kein Anlaß war ihn zu erwähnen; doch scheint diese Erwägung nicht entscheidend zu sein, da die Namen anderer Opferbestandtheile, wie des Feuers und weniger wichtiger Dinge wie des Mjazda oder Opferbrotes vorkommen (Jasna 34,3), und unter den vielen Auskünften, welche die heilige Wißbegierde des Propheten von Gott verlangt (Jasna 44), doch wohl der Haoma hätte erwähnt werden können. Es widerstreitet dem Eindruck, den die Gathas hervorrufen, daß ihre Verfasser einem berauschenden Trank beim Gottesdienst Eingang verstattet hätten; aber daß sie die Verleihung der Unsterblichkeit und des ewigen Lebens unter dem Bild eines Trankes, der dem Todten, wie der Quell der Wüste dem Verschmachteten, das Leben wiedergiebt, angeschaut haben, geht daraus hervor, daß der Amschaspand Ameretat (Unsterblichkeit) der Schirmherr der Pflanzen ist, daß er also, dessen Name mit dem griech. ἀμβροσία verwandt ist, in der Gathareligion die Stelle des später eingeführten Haoma eingenommen habe.[6]) Der ursprüngliche Sitz des Soma-Haoma-Kultus scheint in der That Afghanistan gewesen zu sein, wo die afghanische Weintraube, an deren Stelle in Indien andere Pflanzen getreten sind, den gefeierten Trank hergegeben hat. Auch Roth bezeichnet als ur-arische Heimath des Soma die Gebiete des oberen Oxus, Kabul und Indus, und hier tritt der Name der dort wohnenden amyrgischen Saken, in der Inschrift des Dareios Haumawarga, d. i. die Haumblätter (abkochenden) Skythen, die also statt der bei ihnen fehlenden Traube Blätter ähnlich dem Thee gebrauchten, die Ansicht Tiele's bestätigend auf; denn wenn ganz

[4]) Tiele 60. 85. 86.
[5]) Zeitschrift d. Morgenl. Gesellsch. 35, 691.
[6]) Tiele 140. 156.

Iran den Haoma bereitet hätte, würde man nicht ein einzelnes Volk danach benannt haben, daß es dies gleichfalls ausgeübt hat; auffallend ist auch, daß es im Alterthum keine Eigennamen wie Haoma-dâta oder pâta (von H. geschenkt oder geschützt) wie Atere-dâta oder pâta gibt. Amorges ist bei Ktesias eben ein König der Saken, und die beiden von Herodot und Thukydides genannten Perser dieses Namens (der Name des Zweiten lautet in der lykischen Inschrift des Obelisken von Xanthos Humrqqo, woraus hervorgeht, daß Amorges oder Hamorges durch Dissimilation aus Homorges umgestaltet ist, wie Marquart bemerkt hat) heißen der Amyrgier oder Haumawarka, weil sie wahrscheinlich Statthalter jener skythischen Provinz gewesen sind. Hiemit will Tiele nicht in Abrede stellen, daß die Perser von jeher einen Rauschtrank, einen Wein bereitet haben, aber er macht mit Recht geltend, daß eine so ins einzelne gehende Uebereinstimmung, wie z. B. die Anwesenheit von Kuhhaaren im Haomasieb, bei der Bereitung und Darbringung des Soma-Haoma nicht auf uralter gemeinsamer Ueberlieferung, sondern nur auf Entlehnung beruhen kann.[7])

Die Religion der Perser, von der die Griechen merkwürdige Dinge erzählten, hat ihren Mithrasdienst, mit ägyptischen und babylonischen Geheimlehren bereichert, zur Zeit des sinkenden Heidenthums bis an die Ufer des Rheines gesendet und bald nachher durch die aus persischen, buddhistischen und christlichen Glaubenssätzen gebildete Lehre des Mani die christliche Welt in Bewegung versetzt. Um sie näher kennen zu lernen, hat man bereits im 16. Jahrhundert alle Aussagen der antiken Schriftsteller zusammengesucht[8]), wozu später die Stellen aus orientalischen Büchern traten[9]). Alle diese Nachrichten werden jedoch an Wichtigkeit übertroffen durch die Religionsurkunde selbst, von welcher Anquetil dü Perron 1759 in Bombay, wo eine große

[7]) Plutarch nennt die Pflanze ὅμωμι, und sie soll dem Jasmin ähnlich sein; man vgl. Liber fundamentorum pharmacologiae ed. R. Seligmann. Wien 1833, 100. Spiegel, die arische Periode 168. Eran. Alterthumskunde 1, 432. 464. Roth, Zeitschr. morgenl. Gesellsch. 35, 680. Thiselton Dyer, Max Müller, Houtum-Schindler im Geographical Magazine, Dez. 1878, 301 b. The Academy, Dez. 1884, 380. 398. 416. Jan. 1885, 83. Febr. 1885, 120. Die gründlichen Ausführungen Alfred Hillebrandts in seiner Vedischen Mythologie über den indischen Soma und den awestischen Haoma (S. 450) erhalten durch Tieles Annahme eine neue Beleuchtung.

[8]) Barnabae Brissonii de regio Persarum principatu libri tres. Paris. 1590. Ad. Rapp, die Religion und Sitte der Perser nach den griechischen und römischen Quellen. (Zeitschrift der morgenländ. Gesellsch. XIX. XX. Bd.)

[9]) Thomas Hyde, veterum Persarum et Parthorum et Medorum religionis historia. Oxonii 1760.

Gemeinde Parsis oder Bekenner der zarathustrischen Religion vor den Verfolgungen des Islam Zuflucht gefunden hat, Handschriften erwarb und auf die Bibliothek zu Paris brachte. Er hatte sich die persische Uebersetzung der in nordiranischer oder medischer Sprache verfaßten heiligen Bücher durch den gelehrten Parsi-Dastur (Priester) Darab diktiren lassen und sie dann in's Französische übertragen[10]. Doch gingen noch sechs Decennien hin, ehe ein wissenschaftliches Verständniß jener nicht nur in Paris, sondern auch in London, Oxford und Kopenhagen befindlichen heiligen Handschriften durch Eugen Burnouf[11]) angebahnt ward, denselben Gelehrten, der zuerst die Legende vom Leben des Buddha veröffentlicht und durch ein Werk über das Pali, die heilige Sprache der Buddhisten, auch deren Religionsbücher verstehen gelehrt hat.

Das Awesta, wie es uns vorliegt, ist kein einheitliches Werk, sondern besteht aus einigen sehr alten metrischen Stücken, zu denen in der langen Zeit vom medischen Reiche her bis zur Blüthezeit der mittelpersischen oder Pehlewi-Literatur unter König Chusrau I. (531—579) ältere und neuere Schriften hinzugefügt wurden, die indessen nicht alle das gleiche Ansehen genießen. Man hat im eigentlichen Awesta, welches man der Thora und den Propheten vergleichen könnte, diejenigen Schriften zusammengestellt, welche das feierliche Hochamt begleitend als Liturgie gelesen werden; zu diesem Zwecke sind die Bücher Jasna, Wispered und Wendidad benutzt und so unter einandergemischt, daß die Ha oder Kapitel des Jasna (d. i. Opferbuch) von Kardeh oder Abschnitten des Wispered (d. i. Litanei aller Genien) unterbrochen werden. Ehe dann die heiligsten Abschnitte des Jasna, die Gathas oder Lieder des Zarathustra und seiner Jünger folgen, beginnt der Wendidad oder das Gesetzbuch, dessen einzelne Fargard oder Theile von da an ebenfalls mit denen der beiden andern Bücher gemischt sind. Diese liturgische Anordnung der drei Bücher nennt man den Wendidad sadeh d. h. den reinen Wendidad, weil er nicht vermischt ist mit dem Zend, d. h. der wörtlichen, mit Glossen bereicherten Uebersetzung der altmedischen Texte in die Pehlewisprache, die zur Zeit der endgiltigen Aufstellung eines abgeschlossenen und maßgebenden Textes des Religionsbuches geredet worden ist. Da-

[10]) Anquetil du Perron, Zend-Avesta, ouvrage de Zoroastre . . . traduit en François sur l'original Zend. Paris 1771 (deutsch von J. Fr. Kleuker, Zend-Avesta, Zoroasters lebendiges Wort. Riga 1776. 1777).
[11]) Commentaire sur le Yasna. Paris 1835.

neben giebt es noch besondere zum Studium bestimmte Handschriften der drei Bücher, in denen nach jedem Awestavers dessen Pehlewiübersetzung, das sogenannte Zend, eingefügt ist. Diese Uebersetzung ist von höchstem Werthe für die Textkritik, sowie auch für die Erklärung des Gesetzbuchs und des Jasna; jedoch ist das genaue Verständniß der ältesten Bestandtheile, der Gathas, in jener Zeit der sasanischen Herrschaft schon so beeinträchtigt gewesen, daß die Exegeten selbst oft sich genöthigt sahen, den Sinn zu errathen, wozu sie nicht viel mehr Hülfsmittel besaßen als wir selbst, nämlich die Etymologie und die Vergleichung von Parallelstellen. Die übrigen Texte in Awestasprache, etwa den Hagiographen des Alten Testaments vergleichbar, werden unter dem Namen Chordeh (kleines) Awesta zusammengefaßt.

Den Hauptbestandtheil dieser für den Gebrauch der Laien bestimmten Sammlung, die unter Sapor II. (309—379) veranstaltet worden sein soll, bilden die Jascht oder Lobgebete, die an Gott und eine Anzahl göttlicher Wesen gerichtet sind. Sie schildern die Macht und Güte dieser Genien und zählen die Frommen und Helden der Vorzeit auf, denen sie sich gnädig erwiesen haben; sie machen den Eindruck, als ob sie, selbstverständlich unter Anerkennung des weit über allen stehenden Gottes, dem Bedürfnisse des Volkes nach ihm näher stehenden Wesen nachgäben, die zwischen ihm und dem in unendlicher Erhabenheit waltenden Herrn des Weltalls vermitteln können.

Neben dieser Eintheilung des Awesta in Texte für die heilige Handlung und in solche für die Erbauung bestimmte steht diejenige in 21 Naska (Nosk)[12], welche den literarischen Verhältnissen deßhalb mehr entspricht als die jetzt gebräuchliche, weil sie viele Theile des Awesta als selbständige Schriften kenntlich macht, die in der für die Liturgie getroffnen Anordnung Bestandtheile des Jasna oder des Wendidad bilden.

Wenn die Parsigelehrten die Ansicht haben, daß diese 21 Nosk alles was wir noch jetzt besitzen und noch mehr als das, bereits vor Alexander enthalten hätten, so muß zugegeben werden, daß zwar eine Anzahl Schriften verloren gegangen ist, daß aber auch nach der macedonischen Herrschaft viele Theile des Awesta neu

[12]) Eine Analyse der Naskas nebst Pehlewitexten giebt der gelehrte Dastur Darab Peshotan Sanjana in seiner Ausgabe der Pehlewi-Uebersetzung des Gesetzbuches oder Wendidad, Bombay 1895; s. auch West, Sacred books of the East 37 (1892). Tiele S. 10. Geldner, Grundriß der iran. Philologie II, 1, 18.

verfaßt und die ältern Bücher mit Zusätzen vermehrt sind; so kann u. a. der Jascht des Wistaspa (der 10. Nosk), wie aus seiner verderbten Sprache zu entnehmen ist, kaum viel älter sein als die endliche Feststellung des sasanischen Awesta. Auch sind Theile die nach ihrem Inhalt einem bestimmten Nosk angehört haben mögen, in einen andern gerathen; so ist die Erzählung von der Versuchung Zarathustras durch den Teufel als 19. Fargard dem Gesetzbuch oder Wendidad einverleibt, dürfte aber dem 13. oder Spend-nask entlehnt sein, der die Geschichte des Religionsstifters enthalten hat. Im 2. Kapitel desselben Buches, das den 19. Naska bildet, dessen Bestandtheile jedoch wieder von ungleichem Alter sind,[13]) besitzen wir einen metrisch abgefaßten Bericht über den sagenhaften König Jima (Djemschid), der zuerst der Beherrscher der Abgeschiedenen war, dann aber der König der Seligen, und zuletzt, der rationalistischen Neigung der Perser entsprechend, ein alter König von Iran, ähnlich dem Dejokes, geworden ist; es kann demnach dieses Kapitel nicht zum Gesetzbuch gehört haben, sondern ist vielleicht aus dem zwölften oder Tschithradat-nask entnommen, der die Geschichte der iranischen Fürsten enthielt und sonst verloren ist. Das erste Kapitel des Wendidad gehört ebensowenig ursprünglich diesem Buch an, denn es enthält einen geographischen Ueberblick über die ostiranischen Landschaften; der Verfasser hat ihm einen religiösen Anstrich dadurch verliehen, daß er die Schilderung des arischen Wiegenlandes an der Datja (Kur oder Aras) mit der Vorstellung der von glücklichen Hyperboreern bewohnten Gestade des nordischen Okeanos verflicht,[14]) und daß er Gott selbst sich der Erschaffung der einzelnen Gegenden rühmen läßt, und sodann die Plage nennt, mit welcher der Teufel eine jede heimgesucht hat. Es würde daher dieser Fargard aus dem 4. Nosk Dambat entnommen sein können, welcher die Schöpfung enthielt und wahrscheinlich einer lange nach dem Untergang des persischen Reiches verfaßten Kosmographie in Pehlewisprache, dem Bundehesch, als Quelle gedient hat. Dieses erste Kapitel des Wendidad hält Tiele[15]) für sehr alt, wennschon später überarbeitet, und für einen Beweis, daß das Awesta aus dem Osten Iran's stammt, obwohl er dessen medischen Ursprung (wahrscheinlich in

[13]) Tiele S. 25.

[14]) Die schwierige Stelle ist übersetzt und erläutert von Spiegel, Avesta übersetzt 1, 61; und von Geldner, Studien zum Avesta. Straßb. 1882, 75. Grundriß der iran. Philologie II, 1, 47.

[15]) Tiele S. 26. 31. 52.

Ragha) zugiebt. In der That muß diese Länderaufzählung entweder aus uralter Zeit stammen, wo die Arier noch nicht nach Medien und Persien vorgedrungen waren, oder einen jungen Ursprung haben, nämlich in einer Zeit, wo die westlichen Länder nicht mehr in der Gewalt der Arier gewesen sind. Dieses letztere ist aber schon deshalb allein möglich, weil die Namen der Länder zum Theil in parthischer Form angeführt sind. So wird die Stadt, welche in der Inschrift des Dareios Bachtris heißt, Bachdhis genannt, wo dh unmittelbarer Vorläufer des parthischen l von Bachl (neupers. Balch) ist; auch die Beiwörter dieser Stadt, srîra (schön) und eredhvodrafscha (mit hohen Bannern) können unmöglich aus der ältesten Zeit der arischen Niederlassungen herrühren, weil noch Masudi († 956), der über 1½ Jahrtausend nach jener Zeit lebte, berichtet, die Stadt habe den Beinamen „die Schöne“, und auf ihrem Tempel Naubihar (der eigentlich ein buddhistisches Kloster, nava-vihâra, ist[16]) wehten grünseidene Banner. Eine solche ins einzelste gehende Nachricht kann nicht aus der Zeit der ältesten Ansiedelungen der Arier stammen.[17]) Das betreffende Kapitel kann daher nur in die Zeit fallen, wo das parthische Reich sich auf die östlichen Landschaften beschränkt sah, die westlichen dagegen noch unter seleukidischer Herrschaft standen. Die Staaten der griechisch-baktrischen Könige, mit denen das parthische Reich vielfach in Berührung kam, sind vom Verfasser ebenfalls genannt; der Jascht des Mithra nennt in einer kürzern Länderliste auch Chwairizem (Chorasmien, Chiwa), dessen Schahijadynastie im Vasallenverhältniß zu den iranischen Herrschern gestanden haben mag, da gesagt ist, daß sie von Kai Chusrau abstamme. Auch das Vorkommen von Indien (Hapta Hindu) erklärt sich daraus, daß sowohl die Griechen, wie besonders Demetrios (um 190 vor Chr.), Sohn des Euthydemos I von Baktrien und Vater des Euthydemos II von Indien, als auch der Parther Mithradates I (174–136) im Besitz eines Theils von Indien waren. Da dieser Herrscher aber Medien und Babylonien erobert hat, wird der Verfasser jenes geographischen Stückes den Umfang des Reiches kurz vor diesem Ereigniß im Auge gehabt, vielleicht noch etwas später geschrieben haben, weil die endgiltige Besiegung der Seleukiden erst unter Mithradates Sohn Phraates II

[16]) buhâr ist ein indischer Götzentempel, Mafâtîh al-olum ed. [illegible] 123,3; vgl. Garrez, Journal asiat. VI, 13, 179. 180.

[17]) Masudi 4, 48. Tabari 1, 645, 12. 649, 12. Jakut 4, 818. [illegible]



(136—127) i. J. 129 stattfand. Dieser Herrscher hatte einen Liebling Hymerus aus Hyrkanien, der von ihm zum Statthalter von Babylonien ernannt, als abscheulicher Tyrann verfuhr. Gegen dieses Verhältniß richtet sich offenbar der 11. Vers des 1. Fargard, worin als das von Ahriman über Hyrkanien verhängte Uebel die Knabenliebe bezeichnet wird. Nach Arrian[18]) ward der seleukidische Satrap Pherekles aus Anlaß dieser sündhaften Neigung von Arsakes, dem Stifter der parthischen Dynastie, getödtet. Eine deutliche Anschauung der damaligen geographischen Verhältnisse gewinnt man aus der Aufzählung der östlichen Satrapien des Mithradates[19]), sowie durch die von Strabo aufbewahrten Nachrichten des Eratosthenes (+ 195 vor Chr.) über die Länder von Ariana. Hier finden sich alle im Wendidad genannten; Ragha aber, welches erst nach Eratosthenes Zeit zum parthischen Reich gerechnet werden konnte, liegt sozusagen vor den Thoren desselben[20]). Die Abfassung eines solchen Schriftstückes wie das erste Kapitel des Wendidad in der ältern Partherzeit ist deßhalb ohne Bedenken anzunehmen, weil die awestische oder nordiranische Sprache damals noch lebendig oder wenigstens verständlich gewesen sein muß. Dies ergiebt sich z. B. aus dem Namen des vierten Parthers Phriapita (Φιλοπάτωρ) der ganz awestisch ist, ebenso wie Phrahates (der gewonnene, den die Gottheit gewährt hat, awest. hâta von han, würdig sein, verdienen) und Arsakes selbst (altpers. Arsaka). In eine noch spätere Zeit führt uns der Jascht der Anahita, der u. a. die späte aramäische Benennung Bavri, aram. Bavli für Babylon enthält; in ihm erscheinen zuerst die Helden der Vorzeit, dann nach einer längeren Lobpreisung Zarathustra und seine Zeitgenossen, endlich am Schluß ein Herrscher Huwafrita, der von Anahita das Gedeihen seiner Herrschaft, seiner kriegerischen Unternehmungen und der Wohlfahrt seiner Unterthanen erfleht und sie zur Annahme seiner Darbringung einlädt, wie einst Kawa Wistaspa. Die Parsigelehrten sehn in ihm den Stammvater der Parther, also den Arsakes[21]); weit wahrscheinlicher aber ist, daß es der in den orientalischen Genealogien der Arsakiden genannte

[18]) Fragmenta histor. graec. 3, 586—587; vgl. Herodot 1, 135. Athenaeus ed. Kaibel 3, 329. 330.

[19]) v. Gutschmid, Geschichte Irans 55.

[20]) Man vgl. die Landkarte, welche der Ausgabe des Strabo von Müller und Dübner, Paris 1853 - 56, beigegeben ist.

[21]) The Dinkard by Peshotan Dastur Behramjee Sanjana. Vol. VI Bombay 1891.

Vihafrid ist; auch die ersten Silben beider Namen sind von demselben Wortstamm gebildet und völlig gleichbedeutend. Da Vihafrid der Nachfolger des Kisra, d. i. Osroes der griechischen Geschichtschreiber, und Vater des Valasch, d. i. Vologeses, des Vaters des letzten Parthers Ardewan sein soll, so muß Huwafrita der Rufname eines der letzten Könige, welche den Herrschernamen Vologeses führen, sein, wahrscheinlich der, welchen der Dinkard in einer bekannten Stelle als Wiederhersteller des zoroastrischen Glaubens und hierin als Vorbild der ersten Sasaniden hervorhebt. Der Valasch, der unrichtig als Vater des Ardewan bezeichnet wird, mag der fünfte dieses Namens, der Bruder Artabans V. sein (+ 227 n. Chr.), der Herrscher des Jascht aber Vologeses III. (148—191), der Besieger der Römer.

Durch die Vergleichung des Awesta mit den erwähnten Sammlungen der griechischen und orientalischen Nachrichten durch Brisson, Hyde u. a., stellte sich heraus, daß die neupersischen und arabischen Berichte die späteste Gestaltung des zarathustrischen Glaubens, die Staatsreligion der Sasaniden im Auge haben, die griechischen aus der Zeit der Achaemeniden aber mehrfach im Widerspruch mit dem was das Awesta sagt, sich befinden. Diese Thatsache erklärt sich daraus, daß die Altperser zwar eifrige Verehrer des zarathustrischen Gottes, des Ahuramazda, waren, daß sie aber gewisse Bräuche aus der Vorzeit beibehalten oder auch einige von den medischen Magiern der ursprünglichen Lehre hinzugefügte Dogmen und Vorschriften noch nicht angenommen hatten. Die letztere Vermuthung wird durch wirkliche Thatsachen und besonders durch eine vielbesprochene Stelle der großen, in persischer, susischer und babylonischer Sprache verfaßten Felsinschrift des Dareios am Bisutun (I, 61) bekräftigt, worin der Meder Gaumata der Magier, der zur Zeit des Kambyses die Herrschaft an sich gerissen hatte, beschuldigt wird, neben dem Verbot, Versammlungen auf dem Markt (altpers. habâtschari-, bei den Griechen ἐλευθέρα ἀγορά), zu halten und neben der Einziehung von Landgütern (gaitha) und Hausgeräth (beweglichem Besitz, mânija, vielleicht „die Sklaven“, wie das verwandte griechische μνοία) auch den Befehl zur Einebnung der Anbetungsorte (altpers. âjadana, babylonisch „Häuser der Götter“) erlassen zu haben. Die Perser hatten zwar keine Tempel, aber jener Ausdruck bezeichnet umfriedigte heilige Bezirke auf Anhöhen, wie sie von Herodot (1, 131) und Xenophon (8, 3, 24. 7, 3) erwähnt (τεμένη) und noch

in den Mafâtîh al-olûm des al-Chowarezmi (ed. van Vloten, Leiden 1895, p. 115,10) Baghistân genannt werden.

Es scheint, daß Dareios im Gegensatz zu der von dem Magier angeordneten Zerstörung dieser Baghastanas, wo die Götter oder Baghas (slav. bog, in der babylonischen Uebersetzung ilu, hebr. êl) der persischen Stämme und besonders des achaemenischen Hauses verehrt wurden, beabsichtigt hat, gerade an diesen heiligen Stätten durch Inschriften sein Gedächtniß und die Erinnerung an den Sturz des Usurpators zu verewigen,[22]) denn Inschriften des Dareios und seines Sohnes Xerxes haben sich unter einer solchen Felshöhe im Gebirge Alwand bei Hamadhan gefunden,[23]) der Berg Bisutun giebt sich durch seinen alten Namen Βαγίσταvον ὄρος als eben eine solche heilige Stätte zu erkennen, und auch die Grüfte des Dareios und seiner Nachfolger befinden sich an den Felsen, auf deren Höhe zwei uralte Altäre, wahrscheinlich von einem Vorfahren und seiner Gemahlin den beiderseitigen Stammgöttern geweiht, noch jetzt erhalten sind.[24])

Vor allem ist sicher, daß nicht alle Iranier die medische Sitte, die Verstorbenen nach der Vorschrift des Awesta auf Dachmas oder Todtenthürmen mit konzentrisch angeordneten und durch niedrige Steinfassungen getrennten Zellen für die einzelnen Leichname auszusetzen, um sie von Wölfen und Vögeln verzehren zu lassen, befolgt haben, denn das erste Kapitel des Gesetzbuches berichtet, daß man in Arachosien die Todten begrabe und in Tschachra (in Chorasan) verbrenne, und die Felsgrüfte von Persepolis und an andern Orten bestätigen Herodots Bemerkung, daß die Perser ihre Todten mit Wachs (mumia) einbalsamirt beisetzten;[25]) dieses geschah auch zur Zeit der Parther, denn es haben sich Felsgräber aus altpersischer und späterer Zeit an verschiedenen Orten in Persien erhalten, wie bei Sarpul Zohab,[26]) Kifri,[27]) Ahwaz und am obern Karun,[28]) Kuhrud.[29]) Aber auch aufgebaute Grabmäler werden den

---

[22]) Vgl. Inschrift von Bisutun 1, 69.
[23]) Brugsch, Reise der Preuß. Gesandtschaft in Persien 1, 385.
[24]) Die gewöhnliche Annahme, es seien Altäre des Feuers, ist deßhalb unhaltbar, weil das heilige Feuer nur in dunklen Räumen brennen darf, s. die Stelle einer Riwajet bei Spiegel, Awesta übersetzt II, LIV, Note 1, und LXV.
[25]) Herod. 1, 140 (auch bei den Skythen, 4, 71); vgl. 1, 198. Strabo 746 (ed. Meineke 1040, 10).
[26]) Flandin et Coste, Voyage en Perse 462. Planche 210. 211. Rawlinson, Journ. Geogr. Soc. 9, 38.
[27]) Rich, Koordistan 1, 18. 2, 95.
[28]) Loftus, Travels in Chaldaea and Susiana 291.
[29]) Brugsch, Reise der Preuß. Gesandtsch. in Persien 1, 295, 10. 2, 256.

zoroastrischen Persern zugeschrieben. Firdusi[30]) nennt an verschiedenen Stellen die Grüfte seiner Helden Dachma, er denkt sich aber hierunter nicht einen Thurm, auf dem die Leiche ausgesetzt wird, sondern ein Gebäude wie die moslimischen Turbet oder Mausoleen mit Teppichen und Gräberschmuck ausgestattet. Solche Gebäude waren wohl auch die Gräber (ταφαί) der Arsakiden in Nisaia,[31]) obwohl Justinus (41, 3) die Aussetzung bei den Parthern bezeugt, und das mit riesigen Quadern erbaute Grab (gerezman schirmin) des armenischen Arsakiden Sanatruk in Ani,[32]) vielleicht den Grabthürmen von Palmyra ähnlich. In der Zeit der Sasaniden war die Aussetzung vorgeschrieben, denn es ward dem Seoses als Sünde angerechnet, daß er seine Frau begraben ließ,[33]) während z. B. Mermeroës, der 554 in Meskhitha (Mzcheth) starb, selbst in fremdem Land den Hunden (Wölfen) und Vögeln vorgesetzt ward.[34]) Das Aussetzen gilt noch heute bei den Bekennern der alten Religion; ursprünglich ward es jedoch von den Magiern in Medien geübt und scheint sich aus Mittelasien nach dem Nordrand von Iran verbreitet zu haben; man findet es bei den Mongolen,[35]) ehemals auch in Osttibet, wo jetzt Verbrennung herrscht,[36]) sowie bei den Hephthaliten, welche auch den Brauch hatten, die Todten durch einen Hund anblicken zu lassen, was die Perser Sag-dîd nennen: nach v. Richthofen wäre die Sitte durch die Tocharen (wie die Juetschi und Hephthaliten ebenfalls genannt werden) nach Tibet gebracht worden; in Iran wird die Aussetzung außer von den medischen Magiern[37]) auch von den Hyrkanern,[38]) Kaspiern[39]) und noch weit später von den Kubätschi oder Zirehgeran (Harnischmachern) seitwärts von Bab el-abwab[40]) ausgeübt.

---

30) Schahnameh ed. Vullers 128, 1140; vgl. Hafiz, Moghanninameh. vorletzter Vers.
31) Isidorus Charac. Stathm.Parth. 14.
32) Faustus Byzant. 4, 24, ed. Patkanean S. 121, 8; bei Mose Choren. 2, 46 mah-ardzan, Todtenstein, Grabmal, ardzan ist Steinbild, auch Stele mit Inschrift, Sebeos 1, 9.
33) Prokop. Bell. Pers. 56.
34) Agathias 2, 22. 23.
35) Bastian, Sprachvergleich. Studien 94.
36) Schlagintweit, Westermanns Monatshefte Jan. 1868, 384. Muséon, 1883, 186.
37) Chrysippos bei Cicero Tusc. quaest. 1, 108. Pseudo-Bardesanes, Curetons Spicil. syriac. 1 ff. Eusebios praepar. evang. 6, 10, § 17. Langlois, Collection d'histor. armén. 1, 88.
38) Aelian ed. Hercher 338.
39) Strabo 520 (731, 3).
40) Dorn, Mém. de l'Acad. Impér. VI, 7, 518. 555. Bulletin scientif. Oct. 1872, XVII, 701. 703.



Unter der fast ein halbes Jahrtausend währenden Herrschaft der philellenischen Parther oder Arsakiden galt zwar die Awestareligion, und nicht nur erhielten die auf uns gelangten heiligen Bücher manchen Zuwachs, sondern es ward auch die mit der Religion in Zusammenhang stehende Heldensage reich ausgebildet, indem Fürsten und Feldherrn mit den Gestalten der vorzeitlichen Heroen verselbigt wurden; doch erst unter den letzten Parthern begann das Bestreben, auf das heilige Buch eine Staatsreligion oder Kirche zu begründen, die unter den ersten Sasaniden im 3. Jahrhundert in der That zu Stande gekommen ist und deren kanonisches Buch das Awesta in seiner jetzigen Gestalt gebildet hat. Diese Stiftung Hand in Hand mit der Diaskeuase der heiligen Bücher, ihrer Eintheilung in Kapitel und Verse und ihrer liturgischen Verwendung, ist nach jüdischen und christlichen Vorbildern ins Werk gesetzt worden, denn da die persische Regierung sich der aramäischen Sprache im Verkehr mit ihren zahlreichen semitischen Unterthanen bediente, so konnte es nicht ausbleiben, daß derartige Anregungen von den westlichen Provinzen ausgingen; lagen doch die Hauptstätten der jüdischen Talmudschulen Nehardea, Pumbeditha, Machuza, im Gebiet der Sasaniden und erfuhr das Christenthum im persischen Reiche Duldung, so lange seine Bekenner nicht nach Byzanz hinneigten, ward sogar begünstigt, als die Nestorianer von den Orthodoxen verfolgt, ihre Verbindung mit Ostrom gelöst und auf einer Kirchenversammlung zu Seleukia (500) ihr Dogma formulirt hatten und sich bis nach Chorasan ausbreiteten.[41])

Der Begriff der Kirche ist dem Alterthum fremd gewesen, weil die Religion mit dem Staatsleben verbunden war und die Vollziehung ihrer Gebräuche als Thätigkeit des Staates selbst gegolten hat; wir wissen wenigstens nicht bestimmt, ob der Sturz des Magiers durch Dareios nur die Herrschaft seiner Dynastie sichern sollte, oder auch gegen einen schon damals gemachten Versuch, das Priesterthum in Gegensatz zur weltlichen Gewalt zu bringen, gerichtet war. Durch die Aufstellung eines heiligen Buches als Norm für das religiöse Fühlen wird die Unduldsamkeit erregt und im Bewußtsein der Macht über die Gemüther auch in weltliche Händel eingegriffen, und das wissenschaftliche Denken ein-

[41]) Spiegel, Avesta übersetzt, 1, 23 ff. Bischofsitze waren u. a. Marw, Guidi, Morgenländ. Zeitschr. 43, 396, 11. Sagastan das. 12. Gurgan, das. 396, 13. 399, 2. Harew (Herat) das. 396, 11. Tus und Abrschahr das. 400, 2. Abiwerd das. 403, 5.

geengt durch den Eifer der Priester zur Vertheidigung ihrer Lehren gegen die Aeußerung fortschreitender Erkenntniß; so hat z. B. das Festhalten an den heiligen Ueberlieferungen auch in wissenschaftlichen Dingen die kindischen Belehrungen des Bundehesch oder des Djamaspnameh über das Naturreich und die Geographie noch zu einer Zeit veranlaßt, als bei moslimischen Gelehrten, welche in dieser Richtung keine Fesseln trugen, eine aus griechischen Schriften und aus eigener Beobachtung geschöpfte Auffassung längst sich Bahn gebrochen hatte. Die Magier (awest. moghu, armen. mog) erscheinen zur Zeit der Sasaniden sehr unduldsam gegen Ketzer (Aschemaugha) und schüren den Haß gegen die Christen, wenn diese durch Uebertreten des Verbots einer Propaganda oder durch Parteinahme für das christliche den Persern feindliche römische Reich selbst Verfolgungen hervorgerufen hatten.

Wenn auch die spätere Entwickelung der zoroastrischen Religion, wie sie in der Zeit der Sasaniden (226—651) erscheint, für die Geschichte derselben und des religiösen Gedankens überhaupt von großer Wichtigkeit ist, so werden uns doch immer ihre Anfänge und die älteste Lehre ihres Stifters am meisten anziehen, denn wie in anderen Religionen hat auch hier der Aberglaube und die Rücksicht auf menschliche Schwachheit die ursprüngliche Einfachheit und Erhabenheit beeinträchtigt und den Quell reiner Gottesverehrung durch äußerliche Satzungen verschüttet. Wie schon bemerkt worden ist, müssen die metrischen Gathas als älteste Stücke des Awesta gelten.

Die folgende Wiedergabe einer Auswahl religionsgeschichtlich bemerkenswerther Strophen ist mit steter Berücksichtigung der bisherigen Erklärungen angefertigt worden. Außer den verdienstvollen Uebersetzungen des ganzen Awesta ins Deutsche, Französische und Englische von Spiegel, de Harlez, Darmesteter, und der Gathas insbesondere von Mills[42]), der diese schwierigen Gedichte mit Beigabe des sämmtlichen Interpretationsapparates der Ueberlieferung in gründlichster Weise behandelt hat, sind die Arbeiten von Kossowicz, Geldner, Bartholomä (die Gathas mit Grammatik und Glossar. Halle 1879), Caland hervorzuheben, welche Erklärungen einer großen Anzahl von Gathastrophen enthalten und in der morgenländischen Zeitschrift, sowie in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, in Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen u. a. veröffentlicht sind.

[42]) Lawrence H. Mills, a study of the five Zaratushtrian Gathas Oxford u. Lpz. 1894 und: the Zend-avesta, part III, the Yasna etc. in: Sacred books of the East, Vol. XXXI. Oxford 1887.

Die Religion, deren älteste Gestalt man in den Gathas, einer Art von Predigten in Liedform, erkennt, ist nicht das Ergebniß einer mit der zunehmenden Bildung vervollkommneten Entwicklung, sondern einer gewollten Verbesserung, die das, was man heidnisch nennen könnte, abgestreift hat, wie sich besonders deutlich in der Lehre von Einem Gott (Monotheismus) zeigt, welchem in der Religion der stammverwandten indischen Arier eine Vielheit von Gottheiten gegenübersteht, von denen jede einzelne in den ihr gewidmeten Liedern des Veda als die höchste gepriesen wird (Henotheismus). Gleichwohl wurzelt die Religion des Zarathustra in der alten arischen, deren Sinnbilder sie für die neue Lehre verwendet; ja die Vorstellung von dem Widerstreit des Guten und Bösen, in den indogermanischen Religionen ein Anlaß zu mannigfacher Mythendichtung, ist benutzt, um sie durch Verlegung in das menschliche Gemüth sittlich umzugestalten und sie zur Grundlage einer neuen Weltanschauung zu machen. „Der Zweck der Verbesserung der Religion, sagt Tiele, ist zweifach: ihre Reinigung durch eine mehr ethische Gotteslehre und die Umgestaltung des gesellschaftlichen Zustandes aus einem viehzüchtenden Nomadendasein in das seßhafte Leben des Ackerbauers. Für den Dichter der Gathas sind der wahre Fromme, der eifrige Landbauer, der gerechte Herr gleichbedeutend. Theil haben zu wollen an der guten Lehre ohne Pflege des Landbau's ist nichts als Heuchelei. Landleute sind die verständigen Menschen nach dem Herzen des Ascha und Wohumano. Man erstrebte eine gesellschaftliche Reform in Verbindung mit und auf Grund einer sittlich-religiösen. Dies ist der Zoroastrismus nach dem Zeugniß seiner ältesten Urkunden von Anfang an gewesen, wie es auch für sein beträchtliches Alter spricht. Denn in den Zeiten nach Alexander brauchte der Landbau in Iran nicht mehr eingeführt, das seßhafte Leben nicht mehr als Gott wohlgefällig angepriesen zu werden; dies gehört in die graue Vorzeit. Wenn schon die Lehre noch auf andere Stände Rücksicht nimmt, so ist doch immer der wachsame und fleißige Landmann das Urbild des frommen Zoroastriers. Was den philosophisch-religiösen Inhalt betrifft, so ist die Lehre durchaus nicht bloß ein durch Denker und Dichter umgebildeter Volksglaube. Sie ist ein wohldurchdachtes und sehr gut zusammenhängendes Lehrgebäude, worin unter den zu verehrenden Wesen die vornehmste Stelle einem ethischen Gott mit seinem Rath von himmlischen Geistern angewiesen ist. Aber diese Geister sind so durchsichtige Gestaltungen der höchsten

Eigenschaften und vornehmsten Segnungen der Gottheit, daß man von wirklicher Mythologie nicht sprechen kann. Eine solche Lehre kann nicht unwillkürlich unter dem frommen Volke entstanden, sondern muß in einer Schule von Gottesgelehrten oder Weisen erdacht und mit vollem Bewußtsein als beste Offenbarung Gottes gepredigt worden sein." [43])

Gott führt den Namen (nicht Beinamen) Ahura Mazda, „der weise Herr"; das Wort ahura entspricht dem vedischen ásura, lebendig, dann: Gott, besonders Bezeichnung des dem iranischen Gott ähnlichen Varuna; es ist gebildet von ásu, Leben, Geist, iran. ahu oder anghu, wie madhurá, süß, von mádhu, Meth, Honig, und scheint verwandt mit dem german. ans, Gott[44]), bedeutet aber im Awesta „Herr" (chutâi in der Pehlewi-Uebersetzung), z. B. von Fürsten[45]), im Altpersischen auch weiblich ahurâ Herrin[46]); mazdâ (das z ist sanftes s) ist altindisch médhah (n. pr.), verwandt mit mêdhâ Geisteskraft, addhâ, altpers. azdâ, das Wissen[47]). Beide Bestandtheile des Namens werden in den Gathas nicht nur besonders deklinirt, sondern sie stehen sehr oft durch ein oder mehrere Wörter getrennt; auch gilt sowohl Ahura wie Mazda allein als Benennung Gottes. Dieser Sprachgebrauch ist auch für die jüngern Schriften maßgebend geblieben, doch so, daß beide Wörter nicht durch andere getrennt stehen. Dareios aber nennt Gott Ahuramazdâ: beide Wörter sind eng verbunden, der Akkusativ ist Ahuramazdâm, awestisch Ahurem Mazdâm; auch der Genetiv ist altpers. Ahuramazdâha, nur einmal alterthümelnd in einer Inschrift des Xerxes Ahurahya Mazdâha.[48]) Diese Zusammenziehung beider Wörter zu Einem muß weit jünger sein als das dichterisch freie Schalten mit beiden, und setzt die Einsicht in den Sinn der Zusammensetzung voraus, so daß schon dieses grammatische Verhältniß auf eine vor-achaemenische Entstehung der Religion hinweist.

Ahura Mazdâ (später Oharmazd, Ormazd) ist Herr nicht nur über die gute Schöpfung des Lichts, über die Frommen und über die kosmischen Wesen, welche dem Reiche der Finsterniß

[43]) Tiele 88—90. Aehnliche Gedanken bei Edv. Lehmann, om torholdet mellem Religion og Kultur i Avesta. Köbenh. 1896, 5.
[44]) B. von Bradke, Zeitschr. morgenl. Gesellsch. 40, 347.
[45]) Jascht 5, 85.
[46]) Inschrift J, 24.
[47]) s. Brugmann, Vergleich. Grammatik 1, 353. 2, 391. Johansson, Indogerman. Forschungen hrsg. v. Streitberg II, 29—31.
[48]) Tiele, 40. 41.

Abbruch thun, sondern auch über dieses selbst erstreckt sich seine Gewalt, und obwohl er den Kampf, der zwischen Licht und Finsterniß vermöge der Gewalt des Bösen besteht, zuläßt, um die Tugend und Tüchtigkeit in diesem Kampf zu stärken, so sieht er vermöge seiner Allwissenheit den endlichen Sieg sicher voraus. Die ähnliche Bedeutung des Allsehenden findet die Ueberlieferung in dem Beiworte wîspâ-hischas, Jasna 45, 4, wo gesagt ist, daß man ihn nicht betrügen könne, und sie scheint wegen dieses Gegensatzes treffender als die aus der Etymologie erschlossne Bedeutung „alles zu überwältigen strebend."[49]) Seine Thätigkeit als Schöpfer beschreibt ein Lied in Form von Fragen, die keiner Anwort bedürfen (Jasna 44):[50]) „darnach frag' ich dich, recht sag es mir, Ahura! wer anders ist der Erzeuger, der Urvater der Reinheit (des Ascha, der heiligen Ordnung der Welt)? Wer schuf der Sonne und den Sternen ihre Bahn? Wer (ist's) durch den der Mond wächst und abnimmt, wenn nicht du? Das alles, Mazda, und noch andres wünsche ich zu wissen. Darnach frag ich dich, recht sag es mir, Ahura! wer anders hielt die Erde unten und den Luftraum vor dem Herabfallen? wer das Wasser und die Pflanzen? wer gesellte die Schnelle zu Winden und Wolken? wer, o Mazda, ist des guten Sinnes (der frommen Menschen) Schöpfer? Darnach frag ich dich, recht sag es mir, Ahura! wer schuf kunstreich Licht und Finsterniß? wer schuf kunstreich Schlaf und Wachen? wer die Morgenröthen, Mittage und Nächte, welche gemahnen den Verständigen an seine Arbeit? Darnach frag ich dich, recht sag es mir, Ahura! ob das was ich verkünden will, auch also wirklich ist; wird Armaiti (thätige Frömmigkeit) mit unsern Handlungen die Reinheit stärken? wirst du diesen (uns) durch Wohumano (durch deine Güte) das Reich verleihen? für wen sonst hast du die Mutterkuh, die den Wunsch gewährt, geschaffen (sicher werden doch die Güter, welche der Landbau schafft, unsern Fleiß lohnen)? Darnach frag ich dich, recht sag es mir, Ahura! wer bildete die holdselige Armaiti sammt Chschathra (dem Reich Gottes)? wer bewirkte dem Vater die Liebe zu seinem Sohne mit der Unterscheidung (der Erkenntniß, daß er ihm angehört, sobald er ihn in den Arm nimmt, Pehlewi-Uebersetzung: wenn er ihn nimmt)? mit

---

[49]) Bartholomä, Arische Forschungen, Halle 1886, 2, 81. Geldner, Z. vergl. Sprachf. 28, 303.

[50]) Besonders behandelt von Bartholomä, Ar. Forsch. 2, 155. Geldner, Grundr. d. iran. Phil. I, 244.

diesen (Fragen) nahe ich mich dir, o Mazda, um Aufschluß, du Schöpfer aller Dinge mit dem heiligen Geiste."

Neben Ahura Mazda steht sein heiliger Geist (spento mainjus), der später mit ihm verselbigt erscheint: „nun will ich sprechen von dem größten von allen die sind, preisend, o Ascha, ihn, welcher der Weise (ist); durch seinen heiligen Geist soll hören Mazda Ahura, in dessen Anbetung ich durch Wohumano unterwiesen (eigentl. durch Fragen bekannt) bin; nach seiner Weisheit soll er mir das beste lehren!"[51]) „von diesen beiden Geistern erwählte sich der böse das schlechteste zu thun, die Reinheit (nach der göttlichen Weltordnung zu handeln) der heiligste Geist, welcher sich kleidet in die sehr festen Himmel (wörtlich Steine, der Himmel erscheint wie ein Saphir; die Ueberlieferung findet hier den auch Jascht 13, 2 ausgesprochenen Gedanken, daß die Erde vom Himmel damals umgeben ward), und die (erwählten die Reinheit), welche den Ahura Mazda gläubig durch wahrhaftige Thaten zufriedenstellen!"[52]) Was hier vom Himmel als Kleid gesagt wird, beziehen spätere Schriften[53]) auf Ahuramazda selbst; im Jasna haptanghâiti,[54]) einem den Gâthâs nahestehenden Stück, wird er als in der Sonne verkörpert vorgestellt. Die Gatha Spentamainju (J. 47—50) beginnt: „mit dem heiligen (ursprünglich: wohlthätigen) Geist und mit der besten Gesinnung, gemäß der Reinheit, und mit (bestem) Werk und Wort, ihm (dem Frommen) möge geben Heil und Unsterblichkeit Mazda Ahura durch die (Macht seiner) Herrschaft und durch die Frömmigkeit." Nach dieser Strophe, welche im 22. Kardeh des Wispered heilig gepriesen wird, giebt Gott im Einklang mit seinen inneren Gedanken (spenta mainju) seinem Anbeter Heil und Glück (haurwatât) nebst der Aussicht auf deren ewige Dauer (ameretât); und zwar verleiht er diesen Lohn nicht durch eine unmittelbare Handlung, sondern vermittelst der Offenbarung seiner Güte (wohumano) und kraft seiner Allmacht (chschathra) und gemäß der heiligen Ordnung, welche die Einrichtungen der Welt und deren Abbild, den zarathustrischen Staat, durchdringt (ascha, altpersisch arta), der in seinen öffentlichen und häuslichen Verhältnissen durch werkthätige Frömmigkeit (âramaiti) gedeiht. Es werden also hier die Aeußerungen des Denkens und

[51]) Jasna 45, 6 (s. Geldner, Grundriß d. iran. Phil. II, 1, 30).
[52]) Jasna 30, 5.
[53]) Jascht 13, 2.
[54]) Jasna 36, 14—16.

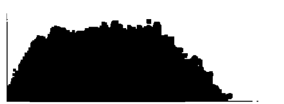


Wollens der Gottheit aufgezählt; später wurden diese metaphysischen Begriffe in mythische Gestalten verwandelt und als die sieben unsterblichen Heiligen (amescha-spenta), eine Art Erzengel, bezeichnet. Eine ähnliche Aufzählung enthält Jasna 45, 10: „ihn mit den Gebeten der Frömmigkeit zu feiern ich bestrebt bin, der in Beständigkeit heißt Mazda Ahura, weil er durch Ascha und Wohumano verkündigt hat, daß er in seinem Reich Glück und Unsterblichkeit diesem Wesen (Land oder Haus) geben will, Kraft und Beständigkeit.“ [55])

Unter diesen Geistern erscheint Gott als Vater des Wohumano und der Armaiti: „drum gedachte ich im Geiste, daß du, Mazda, von allem Anfang anbetungswürdig seist als Vater des guten Sinnes (der frommen Gesinnung), da ich dich mit dem Auge erfaßte (dein sichtbares Walten erkannte) als den wahrhaftigen Schöpfer der Reinheit, als den Herrn in den Handlungen der Welt (ohne den nichts geschieht).“ [56]) „Nun will ich sprechen von dem Besten dieser Welt — Mazda, der sie erschuf, weiß es nach Reinheit (weiß nach der von ihm selbst geschaffenen Weltordnung, daß er selbst gemeint ist) — vom Vater des wirksamen Wohumano; aber seine Tochter ist die Gutes wirkende Armaiti. Nicht zu täuschen ist der allsehende Ahura.“ [57])

Der „gute Sinn“ (Wohumano) bezeichnet die barmherzige und wohlwollende Seite des höchsten Wesens, und beim Menschen die Gott wohlgefällige Gemüthsverfassung [58]), denn er bewirkt, daß die Menschen seine Wege, die Pfade der Tugend (hunaretât, Jasna 50, 8) wandeln, auf denen er sie mit seiner Weisheit geleitet, bis er dereinst die Seele an den Thoren des Paradieses empfängt. Menschen und Thiere stehen unter seiner Obhut, und wie in dieser Richtung der Genius des Friedens in späteren Anrufungen genannt wird (Jascht 2, 1), so wird dem Wohumano andrerseits Verstand oder Weisheit (chratu) zugeschrieben, ja diese Weisheit fließt in spätrer Zeit mit ihm zu einem Wesen zusammen, da Jasna 28, 1 von der Weisheit des Wohumano gesprochen wird. Es entwickelt sich die Vorstellung, daß die menschliche Weisheit (sowohl die angeborene, asnô chratus, wie die erlernte, mit Ohren gehörte, gaoschôsrûtô) ein Theil oder Ausfluß der himmlischen sei, die als

[55]) Vgl. Bartholomä, Ar. Forsch. 2, 180. Geldner, Grundriß d. iran. Phil. II, 1, 31.
[56]) Jasna 31, 8; vgl. Jackson, a hymn of Zoroaster. Stuttg. 1888, 7.
[57]) Jasna 45, 4; vgl. Geldner, Grundriß a. a. O.
[58]) Tiele 132.



Genius Mainju-i chart, Geist der Weisheit, in einem Pehlewibuch einen wißbegierigen Mann über zarathustrische Dinge belehrt.[59])

Die Tochter des Ahura Mazda, Aramaiti, gehört schon der älteren indo-iranischen oder arischen Religion an, da ihr Name auch im Veda als Arámati erscheint, und der Begriff der Frömmigkeit und Weisheit — in manchen Religionen eng zusammengehörend — mit ihr verbunden ist. Dem Namen kommt außerdem die Bedeutung „Erde" zu, die wenigstens der Veda-Scholiast auch dem indischen Worte zuschreibt. Diese Bedeutung kann indessen nicht etwa aus einer älteren Naturmythe, wie der von Zeus und Gaea abgeleitet werden, denn der Name enthält matí „Denken" (griech. μῆτις, lat. mens, engl. mind), was auf eine ethische Vorstellung hinweist; vielmehr scheint sie aus der Gathastrophe Jasna 47, 3 geflossen zu sein: „Du (o Gott) bist der heilige (fördernde) jenes Geistes, der für uns die Kuh, die Freude wirkende (die Wunschkuh, ind. Kâmaduh) bildete, und als Freudespender für sie die Armaiti (bildete), nachdem er mit (deinem) guten Geist, o Mazda, sich besprochen (Rath gepflogen) hatte."[60]) Hier ist Armaiti die thätige Frömmigkeit, welche in der Erfüllung der Pflichten des Landbaues ein religiöses Erforderniß sieht, aber zugleich, der Allegorie der Kuh zu Liebe, die Weide derselben, also die Erde.

Aehnliche Vorstellungen finden sich in 48, 11: „wann, o Mazda, wird mit Ascha die Armaiti kommen, mit dem Reiche (Gottes auf Erden), der weidereiche, schöne Wohnort (der Seligen)? Wer wird Ruhe bringen vor den blutigen Bösen (Ungläubigen)? Zu wem wird kommen die Weisheit deines guten Geistes?"[61]) So redet Jima in einem alten, dem Gesetzbuch (Wendidad) einverleibten Abschnitt die Erde an: „liebe Spenta Armaiti . . . Trägerin (Mutter) des Viehes und der Menschen"; die Erde bringt alles hervor und vergilt ihre Verwundung durch die Pflugschar mit Segen, ist daher ein Sinnbild von Demuth und Frömmigkeit:[62]) „zum Heil diesem (Sänger, mir), zum Heil einem jeglichen (frommen) möge mächtig gebietend der Weise geben, der Herr (Mazdâo Ahurô) Fortdauer und Lebenskraft (Rüstigkeit)! es komme (so sei es)! von dir wünsche ich, die Reinheit aufrecht zu erhalten — das gieb mir, o Aramaiti (gieb mir, Geist der Frömmigkeit, daß ich in der Welt

[59]) Vgl. Spiegel, Commentar zum Avesta II, 171.
[60]) Edv. Lehmann, om forholdet mellem Religion og Kultur i Avesta 40.
[61]) Spiegel, die arische Periode. Leipz. 1887, 160, 202. Tiele 137, 138.
[62]) Mills, Gathas 564—565. Sacred Books of the East XXXI, 149. Bartholomä, Ar. Forsch. II, 172.

die göttliche Ordnung durch das Verbreiten der Religion aufrecht erhalten helfe), Glanz, Segnungen und Leben gemäß der gütigen (friedlichen) Gesinnung."[63]) Armaiti ist meist mit Ascha verbunden, dessen Schöpfung und Sitz sie genannt wird, und um in Gottes Reich zu kommen, muß man ihr Ascha kennen. Ascha ist die Zusammenfassung aller religiösen und sittlichen Pflichten, wie sie die zarathustrische Lehre vorschreibt; wo sie erfüllt werden, blüht das seßhafte Leben, die wohlbebaute Erde ist die Schöpfung und der Sitz dieser Religion, das Bebauen des Landes ist religiöse Pflicht.[64]) „Das beste (Geschenk, Gabe) seines heiligsten Geistes möge er nunmehr mit Worten von der Zunge des guten Sinnes (vermittelst der von reinem guten Geiste beseelten Reden des Priesters) und mit den Händen der Armaiti (durch die von der Religion gebotene Beschäftigung in Haus und Feld) in Thätigkeit bringen (wirksam werden lassen). Durch solche Weisheit (weise Anordnung) ist er, Mazda, der Vater des Ascha (Urheber der heiligen Ordnung im Leben und Gottesdienst)."[65])

Armaiti wird im Jasna haptanghaiti (dem aus 7 hâiti oder Kapiteln bestehenden), der jünger als die Gathas ist, mit andern Amschaspand angerufen und dann fortgefahren: „diese Erde sammt den Frauen verehren wir, die uns trägt, und welche deine Frauen sind, Ahura Mazda, die von wegen ihrer Reinheit erwünscht sind, nämlich das Wachsthum (in religiöser Einsicht), das Verständniß, die Befragung (um göttliche Dinge), die werkthätige Frömmigkeit."[66])

Der Amschaspand Chschathra (Herrschaft) ist sowohl die Herrschaft oder Allmacht Gottes, wie sein sichtbares und unsichtbares Reich; das letztere war schon früher als die irdische Schöpfung und ist das erwünschte Loos, welches den Frommen dereinst erwartet, das Urbild des irdischen Reiches des guten Geistes, in welchem durch werkthätige Frömmigkeit (ârmaiti) und gerechte Ordnung (**Ascha**) der Einfluß des Bösen bekämpft wird:[67]) „aber wann einst die Strafe dieser Uebelthäter kommen wird, dann wird, o Mazda, dir durch den guten Geist (Wohumano) das Reich zufallen (dann wirst du ewig herrschen), mit Verkündigung für die (das mögen die wissen, nämlich das Kommen des Reiches Gottes und

[63]) Jasna 43, 1; dieses ganze Gedicht ist übersetzt und erläutert von Geldner, Zeitschr. vergl. Sprachf. 30, 316, und Mills, Morgenl. Zeitschr. 42, 442.
[64]) Tiele 139.
[65]) Jasna 47, 2.
[66]) ârmatajô, Pluralform in Dvandvakomposition mehrerer Wörter.
[67]) Tiele 136.



ihren Lohn), o Ahura, welche die Lüge (den Teufel) dem Ascha in die Hände lieferten."[68]) In späterer Zeit empfahl man den Amschaspand oder Erzengeln bestimmte natürliche Dinge zum Schutz, Wohumano soll die lebenden Wesen, Ascha wahista das Feuer, Armaiti die Erde, Chschathra wairja die Metalle, Haurwatat das Wasser, Ameretat die Pflanzen beschützen. Man hat nach Gesichtspunkten für diese Vertheilung gesucht. Jackson[69]) leitet die Beziehung des Chschathra zum Metall daraus ab, daß dem Kommen des ewigen Reiches ein großes Feuer von geschmolzenem Metall vorausgeht, in welchem alles Unlautere geläutert wird. Vielleicht liegt hier nur Schematik zu Grund, oder man hat Chschatra das „Reich" mit den Metallen verbunden, weil wenigstens das Reich dieser Welt durch Waffen und Geld erhalten wird.[70])

Obwohl nun Ahuramazda über den Ameschaspentas steht, die ja Ausflüsse seines Wesens sind, so wird er doch meist zu ihnen gerechnet als ihr erster und vornehmster; man darf jedoch vermuthen, daß an seiner Stelle zuerst der Spenta mainju, der heilige Geist, gestanden hat, der später mit ihm verselbigt ward. Die heilige Siebenzahl läßt sich zwar aus einigen der angeführten Strophen gewinnen, auch kennt sie bereits Plutarchos[71]), dessen Gewährsmann Theopompos (geb. 378 vor Chr.) gewesen ist, doch werden zu Anfang des jüngern Jasna neun Amschaspand genannt, nämlich außer den genannten noch der Bildner des Stieres, die Seele der Kuh und das Feuer, der Sohn des Ahuramazda; dieses wird in einem jüngeren, doch in Gathasprache verfaßten Stück, Jasna 36, mit dem heiligen Geist identifizirt, da der Geist aus der Substanz des Feuers besteht. Wenn nun in den ältesten Gathastrophen die Amschaspand noch deutlich dichterisch angeschaute Aeußerungen des göttlichen Wirkens, im übrigen Jasna aber schon Engel oder Genien sind, welche Theopompos geradezu „Götter" nennt, so ergiebt sich für die Gathas auch in dieser Hinsicht ein hohes Alter.

Als Bildner des Stieres (géusch taschâ, βοὸς τέκτων; das Zeitwort tasch wird vom Bilden des Leibes, dâ, deutsch: thun, vom Schaffen der Seelen gebraucht, s. Jasna 1, 1) wird von der Ueber-

---

[68]) Jasna, 30, 8; diese schwierige Strophe ist ausführlich außer von Mills u. a. von Bartholomä, Ar. Forsch. II, 127. Indogerm. Forsch. V, 365. Geldner, Zeitschr. vgl. Sprachf. 28 262 behandelt worden.

[69]) Amer. Orient. Sociètys Proceed. Oct. 1890, LVIII.

[70]) Man s. hierüber Edv. Lehmann, Theolog. Tijdskrift. Leiden 1896, S. 370.

[71]) de Iside et Osir. c. 46. 47.

lieferung Ahuramazda angesehen[72]), obwohl in der klassischen Stelle Jasna 29, 2 der Unterschied zwischen diesem gnostischen Demiurg und der Gottheit deutlich ist. Dieses Gedicht, der zweite, ursprünglich wohl der erste Abschnitt der Gatha Ahunawaiti, ist für die älteste Religion Irans sehr bezeichnend. In der alten Mythologie gab es zwei kosmische Urwesen, ein menschenähnliches und ein Rind (Stier und Kuh in Einem); sie wurden vom bösen Geist, ursprünglich wohl von einem schöpferischen Wesen getödtet, um aus ihren wieder mit der Erde vereinigten Resten eine neue Schöpfung aufleben zu lassen. Aus dem Leibe des Stieres wurden die Pflanzen und Thiere gebildet, aus den Lebenskeimen des Gaja maretan (sterblichen Lebens) entstand das erste Menschenpaar. Tiele[73]) ist geneigt, in dem „Bildner des Stieres", der in der ursprünglichen Fassung der Mythe ihn auch getödtet hätte, den Mithra zu sehen, der in den Gathas nicht genannt wird, aber doch durch den Namen des Mithragathes in den „Persern" des Aeschylos für die Zeit dieses Dichters nachgewiesen ist, und dessen spätere in den Mithrasmysterien gebrauchte Kultbilder ihn als Stiertödter ähnlich der stieropfernden Nike (Νίκη βουθυτοῦσα) darstellen. Nach einer Stelle der Gathas (Jasna 31, 9) würde vielmehr der Bildner des Rindes derselbe sein wie die Weisheit des (heiligen) Geistes (chratusch mainjéusch), welche sich in schaffender Thätigkeit als solche ausweist: „dein war Armaiti, dein war der Bildner der Kuh, die Weisheit des Geistes, o Mazda Ahura, als du für sie (die Kuh) schufst den Pfad, daß sie entweder von dem Landmann ginge oder von dem, der nicht Landmann war." [74]) Der Dichter läßt nun die Seele des Rindes, des Sinnbildes der feldbestellenden Thätigkeit des iranischen Volkes, und als Fürsprecher der Thierwelt, Klage erheben, daß feindliche Wesen die göttliche Weltordnung gefährden; der Anbau des Landes, die Grundlage aller Gesittung, und besonders in Iran durch die Nöthigung, das Kulturland vor der Ausdehnung der Wüste zu vertheidigen, Anlaß zu segenbringender Thätigkeit, würden zu Grund gehn, wenn nicht ein kräftiger Beschützer in die Welt käme:[75])

---

[72]) z. B. in der Glosse zu Jasna, 39, 1.
[73]) Tiele 125.
[74]) Jackson, a hymn of Zoroaster. Stuttgart, 1888, 36.
[75]) Dieses noch vielfach dunkle Gedicht ist, abgesehen von den Uebersetzungen des ganzen Awesta, noch behandelt worden von Roth, Zeitschr. morgenländ. Gesellsch. 25, 7, wozu man vgl. Spiegel, das. 310; ferner von Bartholomä. Ar. Forsch. III; die beiden ersten Strophen von Friedr. Müller, Verhandl. d. VII. Oriental. Congresses (1887) II, 2, 95.

1. „Euch (göttlichen Wesen) klagte die Seele des Stieres: für wen habt ihr mich bestimmt? wer hat mich gebildet? Mich der Zorn (aeschĕmô) und die Gewaltthat, Erschreckung (remô)[76]), bedrängt hat, und Mißhandlung und Beraubung. Nicht ist mir ein Nährer außer euch – drum verkündigt mir das auf den Landbau bezügliche Gute (bei der beständigen Gefährdung des Ackerbaues durch Einfälle nomadischer Feinde zeigt mir Mittel zur Abhülfe).

2. Hierauf der Bildner des Stieres fragte das Ascha (den Genius der sittlichen und religiösen Pflichten und der Ordnung in der Welt): hattest du nicht für das Rind einen Meister, als ihr es schuft als mächtige (als solche, die über sein Schicksal Verfügung hatten), nebst Futter? einen in der Viehzucht thätigen?[77]) wen habt ihr ihm als Herrn erwählt, der den durch die Bösen (an ihm ausgelassenen) Zorn abwehren kann?

3. Ihm antwortete Ascha: kein Herr (der als Herr alle Anfeindungen zurückzuschlagen vermag, nach Mills: der mit Ansehen schlagende), der unangefeindet wäre, für den Stier! unter jenen kannst du nicht wissen denjenigen, durch welchen ihre Absichten erreichen die Erhabenen. (Stierseele spricht:) Unter den Seienden ist er der stärkste; er ist's, für welchen ich zu Anrufungen schreite mit Erfolg (von dem ich Erfüllung meiner Bitten hoffen darf).

4. (Stierseele): Der Weise (Gott) gedenkt am besten der Geschichten, welche vollbracht worden sind vorher von Dämonen und Menschen, und die werden vollbracht werden in Zukunft. Er Ahura ist der entscheidende, so geschehe uns wie er will!

5. Darum bitten wir beide euch (Himmlische) und Ahura dazu mit erhobenen Händen eifrig um die Gunst, (nemlich) meine Seele und die der Kuh Azi (der dreijährigen oder Mutterkuh), daß wir beide den Mazda bedrängen mit den Fragen: nicht (sei) dem gerecht Lebenden Untergang, nicht dem Ackerbauer inmitten der Bösen.

6. Da sprach Ahura Mazda, wissend die Geschichte durch seine Unterscheidungskraft: nicht also ein Herr gefunden ist, auch nicht ein Meister aus Reinheit (beseelt von Gedanken sittlicher Reinheit). Daher habe ja dich (o Zarathustra) für den fleißigen Landmann ich als Schöpfer gebildet (es ist anzunehmen, daß das Urbild oder εἴδωλον des Propheten gegenwärtig ist).

---

[76]) Dies Wort scheint unecht, da es das Versmaaß stört, doch wird es in der Pehlewiübersetzung wiedergegeben, welche vielmehr das folgende Zeitwort nicht ausdrückt. Die abstrakten Ausdrücke werden von der Ueberlieferung als Dämonen aufgefaßt.

[77]) Wörtl. eine Thätigkeit.

7. (Wohumano): Das Wort des Gedeihens (ursprünglich „der Fettheit“, d. h. das Schöpferwort, womit Gott die Erträgnisse der Erde, von denen auch den göttlichen Wesen Gaben dargebracht werden können, hervorgerufen hat) hat Ahura geschaffen, in Uebereinstimmung mit Ascha, er Mazda, für die Kuh, sowie auch Milch für die Genießenden, der heilige, kraft seiner Befehle. (Stierseele): wer ist der, der mit gutem Sinn uns beide giebt den Sterblichen?

8. (Wohumano): Dieser ist mir hienieden bekannt als der allein unsere Befehle hört, Zarathustra der Sproß Spitamas; er wünscht unsere, o Mazda, und des Ascha Rathschläge zu verkündigen, wenn ich ihm eine gute Beschaffenheit der Rede verleihe (um als Prophet aufzutreten).[78])

9. Da weinte die Seele des Stieres: daß ich mit einem unmächtigen Herrn mich begnügen soll, mit dem Wort eines unkriegerischen Mannes, da ich für mich will einen über seine Wünsche herrschenden (der seine Wünsche durchzuführen die Macht hat)! Wann jemals wird der da sein, der diesem hier (d. i. mir) verleiht thatkräftigen Schutz?

10. (Zarathustras Geist spricht): Ihr diesen, o Ahura, Beistand gewähret, o Ascha, sammt Wohumano (dem guten Sinn), und Macht, womit man (ihnen) gute Wohnungen und Frieden verschaffe. Auch ich, o Mazda, als dessen ersten Besitzer erachte dich (auch ich wie jeder Verständige weiß, daß du von ewigen Zeiten her der Herr und Geber solcher Gaben bist).

11. Wo (ist) Reinheit, guter Sinn und Herrschaft, (daß ich sie bitte mir beizustehen)? nun mich vollkommen ihr, o Mazda, in vorsorglichem Wissen für das große Unternehmen nehmet an (lasset mich sicher hierbei auf euern Beistand rechnen). O Ahura, nun euer Beistand (sei)! wir sind der Willfähigkeit gegen euch (fügen uns in deinen Willen).“

Man könnte an dieses Gedicht die beiden ersten Strophen des vorhergehenden Liedes anschließen, in welchen Zarathustra den Ahuramazda und Ascha um Beistand bittet: „ich erflehe, die Hände erhebend mit Gebet um Erfreuung (um dieses Glück), seine des heiligen Geistes, o Mazda und Ascha, Werke zuerst von allen, damit ich die Weisheit des Wohumano zufriedenstelle und die Seele des Stieres (die Sorge für die Thiere mit Weisheit zu übernehmen)“, und Vers 2: „der ich vor euch trete, o Mazda Ahura, Wohumano,

[78]) Pehlewi heißt wachschwar „Prophet“, neupers. wachschur, eigentl. „Wortträger, Besitzer der Rede.“

(bittend) daß ihr mir gebet in der sichtbaren Welt und in der des Geistes die Gnadengaben von Ascha, mit denen er die ihn erfreuenden (die seine Werke auf Erden fördern; das Wort spielt an auf die „Erfreuung" der vorigen Strophe) in Licht (Glück) versetzt."[79].

Die Gedanken dieses merkwürdigen Gedichtes, das den Landbau eng mit der Religion verknüpft und den Propheten als Beschützer der arbeitenden Thiere hinstellt, kehren noch einigemal wieder: „Nun aber hat sie (die Kuh) von beiden (dem Landbauer und dem Nomaden) für sich auserlesen den fleißigen Landmann als ihren reinen (gerechten) Herrn, den Förderer guter Gesinnung. Nicht wird, o Mazda, der Nicht-Landmann, der träg ist, guter Erwähnung (Ruhmes) theilhaftig werden . . . Ich frage danach, was der Sündenlohn ist für den, der das Reich dem Bösen (Ungläubigen) verschafft, dem Uebelthäter, o Ahura, der nicht den Lebensunterhalt finden kann, außer durch Schädigung des Viehes und der Leute des nicht-lügenden (nicht den Dämonen oder falschen Göttern ergebenen)."[80])

Das übersetzte Gedicht zeigt, daß der Bildner der Kuh, der Demiurg, ursprünglich ein anderes Wesen war, als Gott,[81]) daß aber dieser wiederum seinen Schutz nicht vorenthalten darf, wenn der Weltlauf vor Störung durch feindliche Mächte bewahrt werden soll. Diese treten noch ganz als abstrakte Wesen auf, wie besonders deutlich ist bei dem „Zorn", denn aëschma, das ihn bezeichnet, gilt in der späteren, durch Mythen bereicherten Religion als der Dämon des Zornes, Chaschm-dêw, und als Oberster der Dämonen, der die Befehle des bösen Geistes Ahriman ausführt, ja an dessen Stelle handelt. Gerade aus unsrer Stelle, wo der Zorn oder aëschma den anderen feindseligen Regungen vorangestellt ist, scheint jener Dämon entsprungen zu sein, der ebenso wenig in der alten arischen Mythologie vorkommt, wie der Ahriman (angra mainju). So muß auch Jasna, 49, 4 aëschma noch als „Zorn", râma (verwandt mit remô in unserm Lied, Vers 1) als „Erschreckung" (die Ueberlieferung übersetzt „Neid") aufgefaßt werden, denn es wird gesagt, daß die schlechten Menschen durch diese sündhaften Regungen die Macht der Daewas fördern.

---

79) Jasna 28, 1. 2. vgl. Bang, Morgenl. Zeitschr. 44, 365. Caland, Zeitschr. vgl. Sprachf. 31, 256.

80) Jasna 31, 10. 15. Vgl. Hübschmann, Morgenl. Zeitschr. 26, 459. Jackson, a hymn of Zoroaster 9. Die Bedeutung „träge" in Vers 10 ergibt sich aus Arda wiraf, Kap. 32.

81) Wie auch sonst, z. B. Wend. 5, 34 (spentahê mainjéusch dâman der Geschöpfe des heil. Geistes).

Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß die Gott umgebenden Genien, welche in der bereits übersetzten Stelle Jasna 47, 1 noch deutlich als Zustände genannt werden, in unserem Liede bereits Gestalt angenommen haben, wie sie auch redend auftreten; auch in einem andern Liede dieser Gatha Ahunawaiti (Jasna 33) treten sie wie Personen auf, Ahuramazda ist der nützlichste oder wohlthätigste unter ihnen; sie werden selbst die „weisen Herren“ (mazdâos-tschâ ahurâonghô) genannt[82]), was indessen die Pehlewiübersetzung wegen des strengen Monotheismus auf Gott allein bezieht. Selbst als Personifikationen müssen sie aber noch weit schemenhafter gedacht werden, als etwa die Jazatas oder Izeds der Jaschts aus der Partherzeit, welche auf Wagen fahren, kostbare Kleider tragen und in goldenen Hallen wohnen, auch auf den Münzen der sogenannten Indoskythen, deren Aera 78 n. Chr. beginnt, wahrscheinlich in Nachahmung von Tempelbildern dargestellt werden.

Von den sonstigen göttlichen Wesen der jüngeren Schriften wird in den Gathas nur Sraoscha genannt, der Genius des Gehorsams und der Offenbarung (der Name ist verwandt mit russ. sluschatj und deutsch lauschen), eine Schöpfung der neuen Religion, durch welche diese abermals von der vedischen wie von der alten arischen Religion sich entfernt. Auch hier wie bei den Amschaspand bezeichnet der Name zunächst den Begriff des Gehorsams, dann erst dessen Genius. „So heißt es: „als du mir sagtest die Reinheit, in vorsorglichem Wissen kommend (als du dich mir nahtest mit vorschauender Weisheit und von der heiligen Ordnung mit mir redetest, die ich der Welt offenbaren sollte), da redetest du mir nicht ungehörtes (da habe ich deine Worte nicht überhört, gedachte aber nicht eher die Menschen zur Befolgung der Lehre) aufzufordern, bevor zu mir käme Gehorsam, gefolgt von Segnung, Verständniß, Glanz, damit er Segnungen den Helfern (bei der Vollendung der Religion) zu deren Nutzen austheile (bevor ich durch die Vergegenwärtigung der Segnungen, der Einsicht in den göttlichen Weltplan, und des Ruhmes des arischen Volkes über die Anfechtungen dieses schweren Berufes (sâdrâ, Vers 11) hinweggehoben mich für ihn begeistre).[83]) Hier erscheint Sraoscha ähnlich wie Wohumano als Regung des Gemüthes und zugleich als Genius, der die Seelen lenkt und auf die Gebote Gottes hinweist. Die Pehlewiübersetzung sieht hier den Engel Serosch und in den Worten „Verständniß,

[82]) Jasna 30, 9. 31, 4. Vgl. Caland, Zeitschr. vergl. Sprachf. 31, 258.
[83]) Jasna 43, 12; vgl. Geldner, Zeitschr. vergl. Sprachf. 30, 320.

Glanz", die sie unrichtig durch „großer Meister" wiedergiebt, eine Anspielung auf Zarathustra und die Annahme seiner Lehre durch Wistaspa, den Schirmherrn der neuen Religion; „der ich deinen (von allen hülfreichen Wesen) größten Sraoscha anrufe, (möge ich durch die Heilighaltung des Gehorsams gegen das Gesetz) erlangend (sein) am Ende (des irdischen) langes Leben im Reiche des guten Sinnes (d. h. in der Ewigkeit), auf den in Reinheit geraden Pfaden, wo Ahuramazda wohnt."[84]) „Nun als Darbringung Zarathustra selbst seines eignen Körpers Leben giebt (stellt dir zu Dienst), das Vorausgehen des guten Sinnes (das Fortschreiten, die hervorragende Stellung, welche die gute Gesinnung in ihm bewirkt) dem (dir, o) Mazda, und (das Vorausgehen) seiner Handlungsweise dem (dir, o) Ascha, sowie (deines) Wortes Anhörung und Herrschaft (giebt er euch; alles was er ist und was er durch seine Wirksamkeit als Prophet erreicht hat, bringt er Gott als Dankopfer zurück)."[85]) „Nun will ich verkünden, was mir der Heiligste sagte, das Wort, welches zu hören für den Menschen das Beste ist. Die, welche mir dafür Gehör schenken und Beachtung, zu denen werden kommen Lebensfülle und Unsterblichkeit und Ahuramazda mit den Werken des guten Sinnes" (die Pehlewiübersetzung sieht hier wie sonst den Engel Serosch, dem man sich weihen und als Destur oder geistlichen Lehrer betrachten soll).[86]) „Das frag ich dich, das Wahre sage mir, o Herr: wer ist der Sieghafte, um zu schützen nach deinem Wort (deiner Verheißung) die welche sind (alle Wesen)? Deutlich lehre mir zu geben (laß mich nach deiner Anleitung geben) den Welten einen Meister (ein Haupt, einen, der im Kampf mit den Bösen Führer und Schirmherr der Welten ist, insofern die Religion alle Welten umfaßt): dann soll zu ihm mit gutem Sinne der Gehorsam kommen, o Mazda, ihm, wen du auch (als einen solchen Meister) bestimmen magst" (die Pehlewiübersetzung sieht hier ebenfalls eine Erwähnung der Sendung Zarathustras und die Erscheinung des Serosch bei Wistaspa: der Sieghafte soll der künftige Heiland sein).[87]) „O Ascha, werd ich wohl dich erblicken und das Wohumano als wissender (wenn das Glauben in Schauen verwandelt sein wird), und den Thron des Herrn, des dem Gehorsam nützlichsten Weisen (d. i. den Thron

[84]) Jasna 33, 5. Geldner, Bezzenb. Beitr. 15, 249. De Harlez, das. 16, 343.
[85]) Jasna 33, 14; vgl. Geldner, Bezzenb. Beitr. 15, 251. De Harlez, das. 16, 348. Mills, Sacred books of the East XXXI, 71.
[86]) Jasna 45, 5.
[87]) Jasna 44, 16.

des weisen Herrn, Gottes, welcher denen, die sein Wort gehört haben, zur Seligkeit verhelfen wird). Mit diesem Wort machen wir mit der Zunge glauben (wollen wir mündlich bekehren) an das größte (die Religion) die Ungläubigen (wörtl.: die wilden, fleischfressenden Thiere)."[88])

Das Feuer, dessen Verehrung ein sehr hervorstechender Zug des Zoroastrismus ist, steht als Element unter dem Schutze des Amschaspand Ascha wahista, wie das Metall unter dem des Chschathra; in den Gathas erscheint es zwar nicht als göttliches Wesen wie der indische Agni, doch steht es als Naturmacht und irdische Erscheinung des Sonnen- und Himmelslichtes, als unschätzbarer Helfer bei den Beschäftigungen des Menschen im höchsten Ansehen: „dein Feuer, o Ahura, das gewaltige mit Reinheit (das läuternde, das in der Ordnung der Welt eine unschätzbare Kraft ist) wünschen wir, das unaufhaltsame, starke, welches dem für das Wesen (Land und Leute) erfreulichen (angenehmen, vgl. neupers. rawâ) offenbare Hülfe bringt, aber dem hassenden, o Mazda, durch Hand-geschleuderte (Wurfgeschosse) sichtbarlichen Schaden bringt" (das Feuer ist wohlthätig und furchtbar zugleich).[89]) „Dich habe ich begriffen (erkannt) als stark und heilig, o Mazda, als es zu mir kam mit gutem Sinn zu der Frage danach (als ich empfänglichen Sinnes die Frage zu vernehmen glaubte): für was wünschest du dich zu entscheiden (die Lehre zu verkündigen oder gegenüber den Anfechtungen, Vers 11, zu verzagen)? Dann (antwortete ich): für dein Feuer werde ich der Darbringung des Preises und der Reinheit nachsinnen, so lang' ich vermag (die Verehrung dieses Feuers zu verbreiten werde ich nicht aufhören)."[90]) „Wen doch, o Mazda, hast du (oder hat man) mir zum Schützer bestellt, wenn der Böse (Ungläubige) mich zu schädigen trachtet? Wen anders als dich, das Feuer und den (guten) Geist, durch deren Wirkungen die Reinheit (die heilige Ordnung der Welt) vollendet wird, o Ahura? diese Wunderthat mir verkündige für die Seele (daß ich ihrer stets bewußt bleibe)."[91])

Da die Gathas nicht gottesdienstliche Vorschriften geben, so suchen wir in ihnen vergeblich nach Aufschlüssen über die älteste Art des Kultus, und doch darf man vermuthen, daß bei dem hohen

[88]) Jasna, 28, 5.
[89]) Jasna 34, 4; vgl. Bartholomä, Ar. Forsch. II, 132.
[90]) Jasna 43, 9; vgl. Geldner, Zeitschr. vergl. Sprachf. 30, 319.
[91]) Jasna 46, 7; vgl. Bartholomä, Zeitschr. morgenl. Gesellsch. 38, 128. Geldner, Bezzenbergers Beitr. z. K. d. idg. Spr. XIV, 2—3.

Ansehen des Landbaus die Einbringung der Ernte von Alters her gefeiert worden ist, daß man auch die Zeitpunkte der Sonnenwenden, den Anfang und die Mitte des Jahres, das Ahnenfest am Schluß desselben, wo die Geister der Abgeschiedenen den Ueberlebenden nahe sind, festlich zu begehen pflegte. Das Neujahrsfest oder Nauroz hat sich bis heute neben den moslimischen Festen in alter Weise erhalten. Der König empfing an diesem Tage die Huldigung seiner Unterthanen, indem Vertreter der Völker und Satrapien sich mit Geschenken dem Throne nahten, wie ein solcher Festzug auf der großen Treppe der Xerxeshalle in Persepolis durch den Meißel griechischer Bildhauer verewigt worden ist. Dieses Fest muß schon in medischen Zeiten nach der Einführung des Kalenders aus Assyrien bestanden haben.

Opfer und Tempelprunk gab es nicht; die Magier aßen kein Fleisch, zur Nahrung der übrigen Menschen wurden Thiere geschlachtet, wobei die Schuld der Zerstörung des Lebens durch das Sühngebet des Magiers gelöscht ward. Das heilige Feuer mit einem todten Opferthier in Berührung zu bringen, wäre große Sünde, und das Küchenfeuer selbst muß durch Zusammenbringen mit dem in jedem Ort unterhaltenen heiligen Feuer gereinigt werden. „Die heilige Handlung besteht wesentlich im Gebet, und zwar weniger im Bittgebet, als in derjenigen Art des Gebets, welche dem Menschen das Wesen und die Eigenschaften der Gottheit lebendig vergegenwärtigt, in der Anrufung, dem Lob- und Preisgebet, dem heiligen Gesang. Zweitens kann, da die heilige Handlung beabsichtigt, durch Anrufung und Gebet zu den guten Gottheiten des Lichts zugleich die Macht des Reichs der Finsterniß zu brechen, die Wirkung desselben bedeutend verstärkt und erhöht werden, wenn die Handlung an einem Orte vollzogen wird, an welchem die bösen Geister keine Macht haben, und von einem andern Akt begleitet wird, welcher alles Dämonische verscheucht und das Reich des Lichts herbeiführt. Das Mittel aller Mittel hierfür ist aber das Brennen des heiligen Feuers, welches deßhalb in dem zoroastrischen Kult so auffallend in den Vordergrund tritt und die heilige Handlung immer begleiten muß.“ [92]) Wenn nun von diesen Dingen in den Gathas nicht geredet wird, so ist doch die Religion ohne den Feuerpriester oder Atharwan (dies ist der Titel, Magier ist der Name des medischen Priesterstammes) nicht denkbar, und dieser Titel

[92]) Rapp, Zeitschr. Morgenländ. Gesellsch. 20, 79.

muß so alt wie die Religion sein, da er auch dem Vedapriester zukommt,[93]) ebenso wie der Titel Zaotar für den Priester, welcher den Jasna liest, bei den vedischen Indern Hautar. Auch für die Behandlung der verschiedenen Arten Feuer haben gewiß schon in ältester Zeit ähnliche Vorschriften bestanden, wie sie sich im Gesetzbuch (Wendidad) und andern spätern Schriften finden, hat doch (wie wir noch sehen werden) das glühend flüssige Metall der Eisenschmelze einen Zug geliefert zu der Schilderung des Weltgerichts. In dem Jasna Haptanghaiti, der junge Zusätze, wie die mit jazamaidê (wir preisen) beginnenden Anrufungen, enthält, ist die zweite Haiti (Jasna 36) dem Feuer gewidmet, und gerade diese alterthümlichen, in Gathasprache abgefaßten Strophen von achtsilbigen Versen dürfen als Zeugnisse der ältesten Gestalt dieser Religion gelten. Die für das Feuer wichtige Stelle lautet:[94]) „mit [dieses] Feuers Dienst (Genossenschaft) nahen wir uns zuerst, Ahura Mazda, dir [mit deinem heiligsten Geiste], welches (Feuer) eine Krankheit (ist, zur Krankheit gereicht dem, welchen du der Krankheit überlieferst (der Sinn ist nach der Ueberlieferung: wer dem Feuer eine Unbill zufügt, auf den fällt diese zurück; nach Geldner soll das Feuer Brandwunden beibringen dem der es gesetzwidrig, etwa durch Schüren mit feuchtem Holz, behandelt). — Sehr freudig (wird sein) der Mann durch den Antheil (das Loos) womit du heran [kommen willst, o Feuer des Mazda Ahura] mit des Freudigsten Freudigkeit, mit des Preiswerthesten Preis zu uns für das größte der Geschäfte [heran] kommen willst (eschatologisch ist das größte Geschäft das jüngste Gericht und die Herstellung einer neuen Welt; mögest du, o Feuer, wenn der feurige Strom die Bösen peinigt, uns in Freude versetzen, indem du ihn uns wie ein Bad in lauer Milch erscheinen läßt, wodurch wir froh und glücklich zu preisen sein werden). — Das Feuer [wahrlich (Geldner: nach Wunsch) des Mazda] Ahuras bist du, sein heiligster Geist wahrlich [bist du]: oder was der hurtigste deiner Namen (ist) [o Feuer des Mazda Ahura], mit dem nahen wir uns dir. – Dir mit guter Gesinnung (Andacht), dir mit

---

[93]) Daß atharwan mit âtar, Feuer (aus âj-tar, verwandt mit âj-üsch, lebendig) nicht verwandt ist, zeigt das wirklich von âtar abgeleitete âthrawant (mit Feuer versehen); man sehe v. Fierlinger, Zeitschr. f. vergl. Sprachf. 27, 335. Zubaty, das. 31. 1. 2. Bartholomä, Indogerm. Forschungen 5, 221.

[94]) Die das Metrum störenden Wörter sind eckig eingeklammert; vgl. Tiele 166. Baunack, Zeitschr. Morgenl. Gesch. 38, 490. Geldner, Zeitschr. vergl. Sprachf. 27, 581. Wilhelm, Zeitschr. Morgenl. Ges. 42, 83.

Reinheit, dir mit der guten Weisheit (Einsicht in religiöse Dinge), Werken und Worten [nahen wir, dich preisen wir], dir bekennen, wir uns als Schuldner, o Mazda Ahura [dir] mit allen guten Gedanken, allen guten Worten, [allen] guten Werken [nahen wir. Dann] deine Gestalt als schönste unter den Gestalten laden wir ein, [Mazda] Ahura (zu dem bereit gehaltenen Opfer), [diese Sterne] jenes höchste der hohen, was (wörtl. wie es) Sonne benannt ward."

In dieser Stelle finden sich drei Beiwörter des Feuers, spénischta, das Heiligste, wâzischta, das Hurtigste, urwâzischta, das Freudigste. Diese Wörter gelten später für bestimmte Feuer, und zwar ist nach Wendidad 19, 40 wâzischta das Blitzfeuer; spénischta wird nach der etymologischen Bedeutung als das Feuer oder Licht des Paradieses betrachtet, urwâzischta soll das Feuer der Pflanzen oder des Holzes sein, was beim Reiben zweier Hölzer die Entzündung bewirkt. Diese Bestimmung beruht wohl auf bloßer Schematik, ebenso wie die, daß eine weitere Art Feuer, Wohufrijâna (Jasna 17, 11, die Körperwärme sei, welche die Speisen durch Verbrennung verdauen macht; das Feuer Berezisawangh (das., d. i. von hohem Nutzen) ist das sonst Bahrâm genannte und zu den Verrichtungen des Lebens verwendete Feuer, ein sechstes, Nairjôsangha, ist das Feuer, welches im Königshause forterbt, also das Licht oder Glück des Schah, Chwarĕnangh, altpers. Farnah der Nimbus der Legitimität, der den König umfließt, der in spätern Schriften auch das Feuer Farnbag (d. i. chwarĕnô baghahê Glanz des Gottes) genannt wird. Neben diesen giebt es noch zahlreiche andere, durch Legenden verherrlichte Feuer und Feuerhäuser, fensterlose Räume, in denen die heilige Flamme strahlt, wie das Feuer Guschnasp (Warĕschnâspa) in Schiz, das Feuer Mihr Burzin in Chorasan oder in Balch und andere, die zum Theil erst bei Schriftstellern der moslimischen Zeit genannt werden.

(Schluß folgt.)

Der Entwurf eines Schweizerischen Strafgesetzbuchs als Kulturniederschlag vom Ende des 19. Jahrhunderts.

Von

Dr. **Damme.**
Kaiserl. Regierungsrath.

I.

Das materielle Strafrecht des deutschen Reiches steht seit nahezu einem vollen Menschenalter, welches sonst reich war an Wandlungen aller Art, auf dem nämlichen Stande. Zwar hat die Fassung des Strafgesetzbuches vom 15. Mai 1871 inzwischen in den Thatbeständen, namentlich durch die übrigens auch schon länger als 20 Jahre zurückliegende Novelle von 1876, mannigfaltige Aenderung erfahren. Zwar sind eine Anzahl neuer Bestimmungen, wie die über den Wucher hinzugekommen, zwar haben einige Bestimmungen wie die über den Bankerutt und den Markenschutz in anderem Zusammenhange Erledigung gefunden. Schließlich ist durch eine große Reihe von Sondergesetzen den allgemeinen Thatbeständen eine Unzahl neuer Thatbestände kriminellen Inhalts beigesellt. Indessen haben alle diese Aenderungen und Erweiterungen einen grundsätzlichen Charakter nicht gehabt, die fundamentalen Fragen, welche in der Gegenwart typisch den Gesetzgeber auf kriminalistischem Gebiete beschäftigen müssen und deren jeweilige Lösung in engster Wechselbeziehung zu den Ergebnissen der allgemeinen Kulturarbeit nach wissenschaftlicher, wirthschaftlicher und sozialer Richtung hin steht, ruhen in unserer Gesetzgebung seit 27 Jahren völlig. Es erhebt sich demzufolge die Frage: sind wir denn inzwischen in

unseren kulturellen Verhältnissen, in unseren allgemeinen Anschauungen und in der gesellschaftlichen Gliederung nicht so weit fortgeschritten, daß eine anderweitige Regelung auch unserer Kriminalgesetzgebung nothwendig erscheint? Die Antwort darauf geben die Legislationen und die Versuche zu solchen in den uns stammverwandten befreundeten oder benachbarten Staaten des europäischen Kontinents. Innerhalb der letzten acht Jahre sind in Italien, Finnland und Norwegen, in Rußland, Frankreich und Oesterreich Strafgesetzbücher ausgearbeitet und theilweise eingeführt, welche in vielen und wesentlichen Punkten ein ganz anderes Gesicht zeigen als unser deutsches Gesetzbuch, welche den modernsten Forderungen der Wissenschaft an eine Arbeit dieser Art in mehr oder minder großem Umfange gerecht zu werden den Versuch machen. Die jüngste Leistung in dieser Richtung und vielleicht die bedeutendste, jedenfalls die eigenartigste, hat im März 1896 das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement zu Bern in dem „Vorentwurf zu einem Schweizerischen Strafgesetzbuch" behufs Beurtheilung durch die fachmännische Welt veröffentlicht. Dieser Entwurf hat in Folge seines Reichthums an trefflichen und originellen Gedanken, der Knappheit seiner äußeren Erscheinung, endlich der Volksthümlichkeit seiner Sprache einen so in die Augen fallenden Vorzug vor den sonst bekannten Kodifikationen, daß er nicht ohne Grund von einsichtigsten Kennern der strafrechtlichen Wissenschaft als ein Markstein in der Universalgeschichte des Kriminalrechts bezeichnet wird. Es bedarf daher einer weiteren Rechtfertigung nicht, wenn die folgenden Blätter sich die Aufgabe stellen, dieses Werk in seinen Grundzügen anschaulich zu machen und zu vergleichen mit unserem heimischen Strafgesetzbuch.

Dieser Vergleich ist für uns Deutsche von um so größerem Interesse, als er uns die Zustände wieder vor Augen treten läßt, welche in unserem Vaterlande vorhanden waren, bevor wir ein einheitliches Strafrecht besaßen und als er uns das Gut besonders schätzen läßt, welches wir in unserem einheitlichen Strafrecht unser eigen nennen dürfen.

Die Schweiz hat bisher ein einheitliches Strafrecht nur in höchst beschränktem Umfange. Das Bundesstrafrecht vom Jahre 1853 umfaßt nur politische Thatbestände, ohne den modernen Erfahrungen auf diesem Gebiete gerecht zu werden. Es besteht ferner ein Bundesgesetz über die Strafrechtspflege für die eidgenössischen Truppen vom Jahre 1851 und es sind endlich eine Reihe strafrechtlicher That-

bestände aus einzelnen Bundesgesetzen in Geltung, welche den Zivilstand, das Urheber- und Konkursrecht, die Gewerbepolizei, das Forst-, Finanz- und Verkehrswesen u. a. m. betreffen. Auf dem Gebiete des allgemeinen Strafrechts herrscht dagegen die größte Zersplitterung. Von den 25 Republiken der Schweiz haben z. B. 22 besondere Kodifikationen, während in dreien, dem Kantone Uri und den beiden Halbkantonen Appenzell-Inner-Rhoden und Unterwalden-Nid-dem-walde kriminelles Gewohnheitsrecht gilt. Man erinnere sich, daß bis zum Jahre 1871 ein dem letzteren entsprechender Zustand in den drei Gebieten Mecklenburg, Schaumburg-Lippe und Bremen obgewaltet hat. Die Verhältnisse in der Schweiz sind aber heute noch bei weitem zerfahrener, als sie bei uns ehedem gewesen sind. Denn während im Gebiete des deutschen Reiches die einzelnen Strafgesetzbücher doch immerhin ein gewisses nationales und einheitliches Gepräge zeigten, so sind die kantonalen Kodifikationen wesentlich beeinflußt worden durch die Strafgesetzgebung derjenigen Nachbarnation, welcher die Bewohner der einzelnen Kantone am nächsten stehen. So hat in der deutschen Schweiz das deutsche, in der italienischen das italienische, in der französischen Schweiz das französische Gesetzbuch seinen Einfluß geübt. So konnte es kommen, daß die Gesetzgebungen der Kantone insgesammt 28 Fälle des qualifizirten Diebstahls aufstellten. In keinem Kanton aber sind die Qualifikationen die nämlichen. Wer eine Sache im Werthe von 11 Franken entwendet, wird in Wallis mit mindestens 6 Monaten Zuchthaus, in Bern aber höchstens mit Gefängniß von 40 Tagen bestraft. Wer ein unbewohntes Gebäude in Brand setzt, wird in Genf mit mindestens 10 Jahren Zuchthaus bestraft, während er in Basel mit 3 Monaten Gefängniß davonkommen kann. Es sind keine Bestimmungen über die Realkonkurrenz der Verbrechen vorgesehen, wenn diese in verschiedenen Kantonen begangen sind; so konnte es kommen, daß ein gewisser Michel, der in 5 Kantonen innerhalb einer kurzen Spanne Zeit Diebstähle begangen hatte, Freiheitsstrafen davontrug, welche die Dauer von 60 Jahren weit überstiegen. Die Auslieferungspflicht der Kantone untereinander ist enger begrenzt als die gegenüber dem Auslande. Endlich befindet sich das Gefängnißwesen in der Schweiz in bedauerlicher Verfassung. Es kommt noch vor, daß die Strafen in Armen- oder Krankenhäusern verbüßt werden. Angesichts dieses Zustandes mußte die Vereinheitlichung des Schweizerischen Strafrechts „als eine Forderung des nationalen

Bewußtseins, als ein Gebot der Gerechtigkeit und Billigkeit und als ein praktisches Bedürfniß" bezeichnet werden.

Nach verschiedenen Anläufen hierzu übertrug der Bundesrath endlich im Jahre 1889 dem Professor des Strafrechts Karl Stooß (damals zu Bern, seit Kurzem in Wien) die Arbeit einer vergleichenden Darstellung sämmtlicher kantonalen Strafgesetzbücher. Diese Aufgabe hat Stooß in so mustergiltiger Weise gelöst*), daß seine Arbeit bestimmend wurde für den Plan des großen, von der Internationalen kriminalistischen Vereinigung unternommenen Werkes einer rechtsvergleichenden Darstellung der Strafgesetzgebungen der Gegenwart, von dem uns der erste Band seit 1894 vorliegt. In demselben Jahre erschien der von Stooß verfaßte Vorentwurf zu einem allgemeinen Schweizerischen Strafgesetzbuch nebst Motiven. Bereits zuvor, von September 1893 an hatte eine vom eidgenössischen Justizdepartement berufene Kommission von Sachverständigen begonnen, den Entwurf einer Prüfung zu unterziehen. Diese Berathungen haben zu zwei Lesungen geführt, deren Protokolle, zwei starke Bände umfassend, im Laufe des verflossenen Jahres der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht sind. Am 26. November 1896 hat der Bundesrath an die Bundesversammlung eine Botschaft auf Revision der Bundesverfassung gerichtet, welche auf die endliche Herstellung der Rechtseinheit, wie auf zivilistischem Gebiete, so auch auf dem des Strafrechts abzielt. Nach den Beschlüssen der Sachverständigenkommission hat Stooß seinen Entwurf durchgesehen und neu redigirt. Diese zweite Redaktion ist der bereits erwähnte Vorentwurf; sie bildet die Grundlage der folgenden Vergleichung.

II.

Was den äußeren Umfang des Schweizer Entwurfs betrifft, der fortan kurzweg als Entwurf bezeichnet werden soll, so ist er um 114 Artikel kürzer als unser Strafgesetzbuch. Dessenungeachtet enthält er eine große Reihe von Thatbeständen, welche bei uns in einer erheblichen Anzahl von Nebengesetzen untergebracht sind. So wird in ihm die kriminelle Seite der Nahrungsmittelfälschung, des Aktienrechts, des Konkurs- und Preßwesens, des unlauteren Wettbewerbs und Mädchenhandels, der Sprengstoffanwendung u. a. m. erledigt.

*) In zwei Werken: Die Schweiz. Strafges.-Bücher zur Vergleichung dargestellt 1890. und die Grundzüge des Schweiz. Strafrechts vergleichend dargestellt. 2 Bde. 1892/94.

Nach dem Vorgange der niederländischen und italienischen Gesetzgebung ist der dem französischen Vorbilde entlehnte Grundsatz der Dreitheilung der Strafthaten verlassen und der Entwurf unterscheidet nur mehr zwischen Verbrechen und Uebertretungen. Das Prinzip dieser Differenzirung, wonach die Uebertretungen nur die Ungehorsamsdelikte umfassen soll, ist freilich weder durchgeführt, noch auch durchführbar, immerhin läßt sich auch in dieser Hinsicht eine auch auf die Organisation der Gerichte wirkende Vereinfachung des Rechts nicht verkennen.

Die Sprache schließt sich der des täglichen Verkehrs in einer uns ungewöhnlichen genialen Art an, was in der Schweiz, wo fast jeder Bürger ein Amt bekleidet und die Gesetze verstehen soll, von besonderer Bedeutung ist. Die nach römischer Erfahrung stets gefährlichen Definitionen sind nahezu ausnahmslos vermieden.

Juristischen Düfteleien ist damit nach Thunlichkeit vorgebeugt. Die Thatbestände sind weit gefaßt, um Spezialgesetze zu vermeiden. Der Spielraum der Richter ist ein dem deutschen Strafrichter ganz unbekannter, dabei ist doch der individuellen Willkür durch geeignete Bestimmungen vorgebeugt. Den Rechten der Verdächtigen und Verurtheilten einerseits wie denen der Verletzten und des öffentlichen Wohls ist in einer höchst anmuthenden Art in weit höherem Maße als nach deutschem Rechte Rechnung getragen. Gegen den überwiesenen Delinquenten sind dagegen Sicherungsmaßregeln weitestgehender Art vorgesehen. Die Beweggründe des Thäters werden in einer mit der vorgeschrittenen Erkenntniß Maß haltenden Weise berücksichtigt. Die niedrige Gesinnung, die Rachsucht und Schadenfreude, Haß und Neid, Zerstörungslust, Unbedacht und Muthwillen, Gewinnsucht, Eigennutz, Bosheit finden ihre qualitative Abwägung und sind nicht selten als die entscheidenden Merkmale eines Thatbestandes hingestellt. Wir fühlen, daß die neuen Probleme des Strafrechts ihren Raum und ihre Beachtung, und in einer dem Stande der Wissenschaft entsprechenden Weise ihre vorläufige Lösung gefunden haben.

III.

Soviel über die allgemeinen Gesichtspunkte. Wenden wir uns der besonderen legislatorischen Aufgabe zu, so ist zunächst zu bemerken, daß der Entwurf unter Umgehung der deterministischen Lehre auf dem Boden der bewährten Auffassung steht, daß die Strafe Vergeltung für eine Verfehlung darstelle, welche sich mit

einem vorher gesetzlich festgelegten Thatbestande deckt. Als Schuldformen sind im Allgemeinen nur Vorsatz und Fahrlässigkeit anerkannt. Der Entwurf hat es in der Meinung, daß die Schuldbegriffe doch nicht so sicher in das Allgemeinbewußtsein übergegangen seien, für nöthig erachtet, den „Vorsatz als das wissentliche und willentliche Handeln", die Fahrlässigkeit aber als den „Mangel derjenigen Vorsicht zu definiren, zu der der Handelnde nach den Umständen und nach seinen persönlichen Verhältnissen verpflichtet ist". Zwischen diese hergebrachten Kategorien strafrechtlicher Verschuldung hat Stooß aber wenigstens in einem Falle bei den Verbrechen gegen Leib und Leben eine anscheinend neue dritte Form eingefügt, indem er die „wissentlich und gewissenlos herbeigeführte unmittelbare Gefährdung für Leib und Leben" unter besondere Strafe stellt. Der Verfasser des Entwurfs verspricht sich von dieser Aufstellung vorzugsweise viel bei den mit Laien besetzten Schweizer Gerichten, da damit das Verständniß für den dolus eventualis erleichtert werde. Als Personen, welche diesem Thatbestande verfallen, sind etwa die folgenden zu denken: Ein Jäger, von Jagdlust überwältigt, schießt auf ein Stück Wild, obwohl er dicht daneben einen Treiber stehen sieht. Ein Arzt, der experimentell an einem Kranken eine gefährliche Kur versucht. Eisenbahnbetriebsbeamte, welche nicht rechtzeitig für eine genügende Besetzung der Weichen sorgen. Bergwerksbesitzer, die in Gruben, Landwirthe, die bei Häckselmaschinen ohne die nöthigen Vorkehrungen arbeiten lassen. Die Tragweite dieser offenbar mit einem starken Tropfen sozialpolitischen Oels gesalbten Bestimmung wird man daran ermessen können, daß die Strafe bis zu 3 Jahren Zuchthaus geht, neben welcher bis zu 10000 Franken Geldstrafen zu erkennen ist, wenn der Thäter aus Gewinnsucht gehandelt hat.

Die Verfolgung der strafbaren Handlungen geschieht von Amtswegen oder auf Antrag. Unter den im Uebrigen bewußt eingeschränkten Antragsverbrechen erscheint auch die Unterschlagung an Fundsachen. Der Antrag wird nicht als Prozeßvoraussetzung, sondern als dem materiellen Rechte angehörend betrachtet. Dies hat zur Folge, daß seine Zurücknahme nicht wie bei uns die Einstellung des Verfahrens, sondern die Außerverfolgungsetzung des Beschuldigten nach sich zieht. Hier setzt aber eine äußerst wichtige Bestimmung des Entwurfs ein: Der Beschuldigte kann trotz der Zurücknahme des Strafantrags verlangen, daß das Verfahren zu Ende geführt werde. Das Schicksal des Angeklagten soll nicht

mehr ausschließlich in der Hand seines Verfolgers liegen, wenn dieser ein gerichtliches Verfahren gegen ihn herausgefordert hat. Dem Beschuldigten steht dann unabhängig von dem Willen seines Anklägers die Befugniß zu, durch ein Urtheil seine Schuld- oder Makellosigkeit feststellen zu lassen.

Als Weltrechtsverbrechen faßt der Entwurf die Falschmünzerei, die Fälschung von Banknoten und Emissionspapieren, das vorsätzliche Verbrechen mit Sprengstoffen und den Mädchenhandel auf. Diese Delikte, wenn auch von einem Ausländer im Auslande begangen, sollen in der Schweiz abgeurtheilt werden, wenn der Thäter hier betroffen und nicht ausgeliefert wird.

Während nach deutschem Rechte die auf staatenlosem Gebiet begangene Strafthat absolut straflos ist, läßt der Entwurf die Bestrafung eines Deliktes, welches am Orte der Begehung nicht mit Strafe bedroht ist, auf Antrag des Bundesanwalts, also im öffentlichen Interesse zu.

Nach dem Entwurf ist das Alter der Strafmündigkeit ebenso wie im italienischen Strafgesetzbuch auf das vollendete 14. Lebensjahr hinaufgerückt. Was dieser Vorschlag für die Schweiz bedeutet, läßt sich daran ermessen, daß zur Zeit dort die größte Buntschecktigkeit in dieser Hinsicht herrscht. In St. Gallen gilt das 16., in Tessin das 10. Lebensjahr als Alter der Strafmündigkeit, Neuenburg gar kennt überhaupt keine Grenze. Ein Kind unter 14 Jahren, welches eine Uebertretung begangen hat, soll der Schulbehörde zur Bestrafung mit Verweis oder Arrest, ein Kind aber, welches ein Verbrechen begangen hat, der Verwaltungsbehörde zur Prüfung überwiesen werden, ob es sittlich verdorben, gefährdet oder verwahrlost ist. Stellt sich dies heraus, so soll das Kind versorgt, andernfalls ebenso der Schulbehörde zugeführt werden.

Steht der Thäter zwischen dem vollendeten 14. und dem noch nicht vollendeten 18. Lebensjahre, so prüft der Richter die „sittliche und geistige Reife" des Delinquenten. Damit ist die Prüfung des discernement, des Besitzes der zur Erkenntniß der Strafbarkeit erforderlichen Einsicht des deutschen Rechts, welche übrigens neuerdings in das Bürgerliche Gesetzbuch, § 828 bei der Frage der Verantwortlichkeit von Personen zwischen 7 und 18 Jahren für angerichteten Schaden Eingang gefunden hat, beseitigt. Stooß bemerkt in dieser Hinsicht: „Was den jugendlichen Personen fehlt, ist nicht sowohl das Wissen und Kennen, als das Wollen und das Können,

es handelt sich nicht um einen Mangel des Intellekts, sondern vorwiegend um moralische Defekte und Schwäche des Charakters.“ Erkennt nun der Richter, daß die geistige und sittliche Entwicklung des Thäters auf der Stufe eines Kindes unter 14 Jahren zurückgeblieben ist, so wird der Thäter wie ein Strafunmündiger behandelt, im anderen Falle prüft der Richter weiter, ob der Thäter einer „andauernden strengen Zucht“ bedarf. Ist dies nicht der Fall, so tritt die Strafe des Verweises oder der mit Beschäftigung verbundenen Einzelhaft von 3 Tagen bis zu 3 Monaten ein. Bedarf dagegen der Thäter einer andauernden strengen Zucht, so verweist ihn der Richter entweder auf 1 bis 6 Jahre in eine Besserungsanstalt, oder, wenn der Thäter hierfür bereits zu verdorben ist, auf 3 bis 15 Jahre in eine Verwahrungsanstalt. Fehlt aber eine solche Anstalt, so tritt die ordentliche, wenn auch nach einem bestimmten Maßstabe herabgesetzte Strafe ein.

Der Unterscheidung zwischen Strafunmündigen und Jugendlichen reiht sich eine analoge an, indem für straflos erklärt wird, wer zur Zeit der That geisteskrank, blödsinnig oder bewußtlos war, dagegen für strafbar in milderem Maße der Thäter, dessen geistige Gesundheit oder dessen Bewußtsein beeinträchtigt oder dessen geistige Entwicklung mangelhaft war. Es ist also eine verminderte Zurechnungsfähigkeit anerkannt und die Klippen des Determinismus und der Anschauung absoluter Willensfreiheit glücklich vermieden. Der Taubstumme gehört danach entweder zu den Blödsinnigen und bleibt straflos, oder zu den mangelhaft Entwickelten, in diesem Falle wird er aber stets milder bestraft; bei uns hingegen tritt entweder Freisprechung oder volle Bestrafung ein, je nachdem die Frage nach der zur Erkenntniß der Strafbarkeit erforderlichen Einsicht verneint oder bejaht wird. Der Trunkene ist nach Stooß entweder als bewußtlos oder als im Bewußtsein beeinträchtigt, dagegen als voll verantwortlich anzusehen, wenn er sich vorsätzlich zum Zwecke der Verübung der Strafthat berauscht hat.

Der Entwurf hält aber die strafrichterliche Thätigkeit bezüglich der Unzurechnungsfähigen oder vermindert Zurechnungsfähigen nicht mit dem Augenblick der Urtheilsfällung für erledigt, sondern verlangt von ihr auch die Prüfung, ob die öffentliche Sicherheit die Verwahrung einer solchen Person in einer Heil- oder Pflegeanstalt, oder ob das Wohl der Person deren Behandlung und Versorgung in einer solchen Anstalt erforderlich macht. Ist ein Gewohnheitstrinker wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen oder

ist ein solcher Trinker zu einer Gefängnißstrafe von höchstens einem Jahre verurtheilt, so kann das Gericht die Verweisung der Person in eine Trinkerheilanstalt verhängen. Diese Bestimmung soll auch als Kompelle für die Kantone dienen, die vier bestehenden Anstalten dieser Art in Zürich, Bern, Waadt und Basel zu vermehren. Die Maßregel ist eine wesentlich therapeutische, die Beschränkung der Verweisung auf diejenigen Trinker, welche nicht mehr als einjähriges Gefängniß davongetragen haben, ist nur deßhalb ausgesprochen, weil eine längere Freiheitsstrafe ohnehin nach dieser Richtung therapeutisch zu wirken pflegt.

IV.

In einfacher und klarer Weise unter Umgehung weitläufiger Begriffsbestimmungen regelt der Entwurf die Theilnahme und den Versuch; Anstifter ist, „wer den Thäter bestimmt," Gehülfe, „wer ihm vorsätzlich Hülfe geleistet hat." Stooß steht persönlich auf dem Standpunkte, daß der Anstiftung intellektueller Charakter zukomme, weil in ihr eben eine kriminell zu würdigende Thätigkeit bereits vorliegt. Die Sachverständigenkommission und demzufolge auch der Entwurf haben indessen die accessorische Bedeutung der Anstiftung beibehalten. Der Versuch der Anstiftung ist deßhalb nicht allgemein strafbar gemacht. Während der Anstifter stets gleich dem Thäter zu bestrafen ist, denn wie es in unseren Rechtsalterthümern heißt, theilt die „blutige Zunge" die Strafe der „blutigen Hand", kann die Strafe des Gehülfen gemildert werden. Entgegen unserem Rechte ist diese Strafmilderung aber nach dem Entwurf nicht vorgeschrieben. Denn der Entwurf hat auch die Fälle im Auge, in denen der Gehülfe mindestens ebenso strafwürdig ist, wie der Thäter. Wer dem Verlangen eines mit anderen Leuten in Streit gerathenen Trunkenen, ihm ein Messer zu reichen, nachkommt, obwohl er weiß, daß der Trunkene damit seinen Gegner niederstechen wird, der Fabrikwächter, der dem Brandstifter die Räume, wo er den Brand legen will, erschließt, der Dienstbote, welcher in Abwesenheit seiner Herrschaft den Einbrechern den Silberschrank zeigt,*) sind offenbar Verbrechensgehülfen, die je nach den Umständen strafwürdiger als die Thäter selbst erscheinen. Unter Berücksichtigung dieser Erwägungen hat von Lilienthal den Vorschlag gemacht, statt aller schulmäßigen Unterscheidung zu sagen: „Jeder Theilnehmer an einem Verbrechen wird nach Maßgabe seiner Theilnahme bestraft."

*) Auf diese Fälle hat besonders von Lilienthal aufmerksam gemacht.

Was die Bestimmungen über den Versuch anbelangt, so fällt zunächst auf, daß ausdrücklich gesagt ist: „Vorbereitungshandlungen bleiben straflos.“ Es ist dies angemessen erschienen, um die ländlichen Geschworenen, welche bei Eigenthumsvergehen nicht genug strafen zu können glauben, zu zügeln. Im Uebrigen ist mit dem französischen und italienischen Rechte unterschieden zwischen dem eigentlichen Versuch (tentative) und dem fehlgeschlagenen Verbrechen (délit manqué). Die einfache Bestimmung lautet „Wer ein Verbrechen auszuführen versucht, wird milder bestraft; er kann milder bestraft werden, wenn er den Versuch zu Ende führt, aber ohne Erfolg.“ Jede Begriffsbestimmung ist absichtlich vermieden, weil sie erfahrungsmäßig gerade dann, wenn sie in verwickelten Fällen besonders erwünscht erscheint, den Laienrichter am leichtesten in die Irre führt. Während also bei uns der Versuch stets milder zu strafen ist, kann nach dem Entwurf das fehlgeschlagene Verbrechen, z. B. wenn der gelegte Sprengstoff zu einer Zeit explodirt, als am Orte der That weder Menschen noch Sachen vorhanden waren, ebenso streng wie die vollendete That bestraft werden. Bei dieser Ordnung der Dinge kann es nicht Wunder nehmen, daß der Schweizer Entwurf ebenso wie auch der norwegische Entwurf eines Strafgesetzbuchs den Versuch mit untauglichen Mitteln und an untauglichen Gegenständen für strafbar erklärt, wenn auch stets in milderem Maße. Auch die Frauensperson, welche in dem irrigen Glauben, schwanger zu sein, Abtreibungsmittel anwendet, ist von der Mehrheit der Kommission in Uebereinstimmung mit unserer bekannten Reichsgerichtsjudikatur für strafbar erklärt. La volonté est réputée pour le fait. Ueberdies soll der Versuch bei jedem Verbrechen strafbar sein.

Nothwehr und Nothstand schließen die Strafe aus. Der Entwurf regelt aber in Uebereinstimmung mit dem bereits erwähnten norwegischen Entwurf die Voraussetzung anders als das deutsche Recht, um der Anerkennung der von Geyer sogenannten „Todtschlägermoral“ vorzubeugen. Die Vertheidigung des in Nothwehr Befindlichen gegen den rechtswidrigen Angriff muß „in einer den Umständen angemessenen Weise“ erfolgen und der Nothständige ist nur dann straflos, wenn „ihm den Umständen nach nicht zugemuthet werden konnte, das gefährdete Gut preiszugeben.“ Der hier zum Ausdruck gebrachten und auch der die Frage der Widerrechtlichkeit der Zerstörung einer fremden Sache zur Abwendung einer Gefahr regelnden Bestimmung in § 228 unseres Bürgerlichen Gesetzbuchs zum Grunde liegende

Gedanke ist der: der Staat, welcher sich den Schutz der Rechtsgüter angelegen sein läßt, kann Niemandem zumuthen, dem Unrecht zu weichen, aber nur unter der Voraussetzung, daß der Bestand des angegriffenen oder gefährdeten Rechtsguts verständiger Weise höher zu bewerthen ist, als der Verlust desjenigen Rechtsguts, durch dessen Nichtachtung jener zu erhalten ist. Es wird Verhältnißmäßigkeit der Strafthat im Vergleich zu dem Werthe des erhaltenen Rechtsguts verlangt. Die dem Einzelfalle sich anschmiegende Billigkeit korrigirt die starre Satzung des generellen Rechts. Begeht der Thäter in der Nothwehr oder im Nothstande einen Exzeß, so hat der Richter ein allen Verhältnissen Rechnung tragendes Milderungsrecht.

Ein Beispiel wird zur Erläuterung dieser Sätze am besten dienen. A. besitzt eine Gartenlaube außerhalb der Stadt, in welche er zur Nachtzeit seine jungen Pflanzen stellt. Einbrüche in benachbarten Lauben veranlassen ihn, auf Sicherung zu sinnen und er legt Selbstschüsse. Demnächst wird in seine Laube eingebrochen und der Einbrecher durch einen Schuß getödtet. A. ist, wenn auch in milderem Maße, straffällig, denn die Preisgabe eines Menschenlebens stand in keinem Verhältnisse zu der Erhaltung des Besitzes an den Pflanzen. Hätte er nur eine Falle gelegt, in welcher der Dieb sich fangen mußte, so wäre diese Freiheitsberaubung als echte Nothwehrhandlung anzusehen gewesen. Hier ergiebt sich nun sofort das Bedenken, wie es zu halten, wenn der Thäter sich im Irrthum über die Bewerthung der gegenseitig abzuwägenden Güter befunden hat. Für diesen Fall gilt die allgemeine Bestimmung des Entwurfs, welche von Wach und von Lilienthal als besonders glücklich angesehen ist, daß, wenn der Thäter sich im Irrthum über thatsächliche Verhältnisse befunden hat, der Richter ihn auf Grund dieser Vorstellung zu beurtheilen hat. Der Richter soll sich in die Rolle des Handelnden hineindenken. Zu Ungunsten des Thäters findet die Bestimmung übrigens keine Anwendung.

Wer eine strafbare Handlung in dem Glauben begeht, hierzu befugt zu sein, kann milder bestraft werden. Wer eine solche That zufolge eines Dienstbefehls in dem Glauben begeht, dazu verpflichtet zu sein, bleibt straflos, ebenso derjenige, der eine als Verbrechen bedrohte That befugter Weise begeht. Durch diese Bestimmung ist eine dem § 193 unseres Strafgesetzbuchs entsprechende über die Beleidigung in Wahrnehmung berechtigter Interessen überflüssig geworden.

V.

Im Strafensystem des Entwurfs fehlen die Todesstrafe und die Festungshaft. In einem demokratischen Staatswesen hat man die custodia honesta nicht für angebracht erachtet. Der politische Verbrecher und der Duellant haben Gefängniß zu gewärtigen. Uebrigens sei hier nebenher bemerkt, daß das Kartelltragen wohl unter dem Einfluß französischer Anschauung einer Strafe nicht unterworfen ist. Als Theilnehmer am Duell soll nur derjenige bestraft werden, der einen der Duellanten zum Zweikampf angereizt hat.

Die Todesstrafe ist in der Schweiz seit dem Jahre 1868 nicht vollstreckt, der Verfasser des Entwurfs hat sie daher als thatsächlich abgeschafft bezeichnet, die Kommission hat sie mit 15 gegen 4 Stimmen abgelehnt. Sie war bereits einmal nach der revidirten Bundesverfassung von 1874 in der Schweiz gesetzlich beseitigt, indessen ist, nachdem eine Anzahl schwerer Mordthaten die Kantone erschreckt hatte, die Beseitigung der Todesstrafe bei abermaliger Revision der Verfassung im Jahre 1879 auf politische Verbrechen beschränkt und es ist diese Strafe seitdem wiederum in acht Kantonen eingeführt. Man besorgt sehr, daß die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe das gesammte Gesetzgebungswerk zum Scheitern bringen könnte, weil weite Volksschichten auch in der Schweiz wenigstens deren Androhung für unentbehrlich halten. Diese Anschauung verdient Beachtung. Wenn man von einem republikanischen Staat auch nicht die Würdigung der Empfindung erwarten darf, daß der Mord oder der Mordversuch an dem Staatsoberhaupte nicht mit gewöhnlichem Maße zu messen ist, so wird doch auch dort die Erwägung Platz greifen müssen, daß die Sicherheit der Mitgefangenen und des Aufsichtspersonals es erheischt, daß irgendwelche Strafe auch dem zu lebenslänglichen Zuchthause verurtheilten Sträflinge in Aussicht steht, der in der Strafhaft oder bei der Meuterei oder nach geglücktem Ausbruche einen Mord begeht. Solche Fälle kommen vor. In Cayenne brachten vor einigen Jahren zwei Deportirte einen dritten Mitgefangenen dadurch um's Leben, daß sie ihm mit dem Deckel einer Konservenbüchse langsam den Hals durchsägten. Einem anderen zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigten Mörder gelang es, aus einer schlesischen Strafanstalt zu entkommen; in der nächsten Stadt ermordete er einen Kutscher und fuhr mit dessen Gefährte der russischen Grenze zu. Wenn hier nicht die Todesstrafe eintreten könnte, so müßten diese Strafthaten ungesühnt bleiben, wenn auch eine formale Verurtheilung erfolgen sollte.

Ferner müßte das Rechtsgefühl doch wenigstens in dem Falle die Verwirkung des Lebens verlangen, wo der Thäter nicht ein, sondern eine große Mehrzahl von Menschenleben auf dem Gewissen hat. Man denke an den Fall, daß es einem Burschen in der Schweiz gelänge, einen Vergnügungszug mit mehreren hundert Ausflüglern in die Luft zu sprengen; würde da das Rechtsgefühl befriedigt sein, wenn die Person, die solcher Ruchlosigkeit vielleicht um niedriger Rachsucht gegen nur einen unter den Getödteten willen fähig war, nun auf Staatskosten zeitlebens, wenn auch unter Klausur ernährt werden müßten?*) Ueberdies ist es ein ganz ander Ding, eine im Gesetze angedrohte Todesstrafe im Falle der Verwirkung nicht zu vollstrecken, als diese Strafe überhaupt aus dem Gesetze auszuscheiden. Denn unsere Statistik weist zwar die Zahl der Personen nach, welche auf Grund des Strafgesetzes verurtheilt sind, nicht aber die Zahl derjenigen, welchen die Drohung des Strafgesetzes peinlich genug erschienen ist, von der Begehung des Verbrechens Abstand zu nehmen. Deßhalb kann die Thatsache, daß die Todesstrafe seit langen Jahren in manchen Staaten, wie auch in Belgien seit 1863, in Norwegen seit 1878 nicht zur Vollstreckung gelangt ist, entscheidend nicht sein und wenn auch das italienische Strafgesetz von 1889 die Todesstrafe überwunden hat, so mag die auf den internationalen Verkehr besonders hingewiesene Schweiz doch wohl überlegen, ob sie diesem Wege zu folgen berufen ist.

In Betreff der Freiheitsstrafen hat sich der Entwurf der Erkenntniß von der Nutzlosigkeit der Vollstreckung kurzzeitiger Strafen nicht verschlossen. Er geht aber nicht so weit wie die bereits in Geltung befindlichen Strafgesetzbücher von Neuenburg, Schwyz und Freiburg, welche das Mindestmaß der Gefängnißstrafe auf 2, 3 und 4 Wochen normirt haben. Es soll vielmehr erkannt werden auf Haft von 3 Tagen bis zu 3 Monaten, auf Gefängniß von 8 Tagen bis zu 2, in bestimmten Fällen auch bis zu 5 Jahren, auf Zuchthaus von einem bis zu 15 Jahren, oder in bestimmten Fällen auf Lebenszeit. Die Vollstreckung einer dieser Strafen hat die Aussicht auf Besserung des Delinquenten zur ideellen Voraussetzung, der Thäter soll, wenn er zu längerer Strafe verurtheilt ist, allmählich wieder an die Freiheit gewöhnt werden. Während der ersten drei Monate, sowie bei allen kürzeren Strafen bleibt der

*) Diese Gesichtspunkte hat namentlich Lammasch hervorgehoben.

Verurtheilte in Einzelhaft, die überdies auf Anordnung des Gerichtes oder der Vollstreckungsbehörde verlängert werden kann. Alle Einzelhäftlinge werden zur Arbeit angehalten. Nach Ablauf der Einzelhaft werden die Bestraften zu gemeinschaftlicher Arbeit mit Anderen zugelassen. Nach Verfluß von zwei Dritteln — bei uns von drei Viertheilen — stets aber nur, wenn ein Jahr Strafzeit verflossen ist, kann der Sträfling, wenn er, soweit es in seinen Kräften lag, den von ihm angerichteten Schaden ersetzt hat und anzunehmen ist, daß er sich in Zukunft wohlverhalten werde, vorläufig entlassen werden. Nach unserem Recht werden diese Voraussetzungen nicht, dagegen das bisherige Wohlverhalten in der Strafverbüßungszeit und die Zustimmung des Thäters erfordert. Während der Zeit zwischen der vorläufigen Entlassung und dem wirklichen Ende der Strafzeit sorgt die Vollstreckungsbehörde in Verbindung mit den freiwilligen Schutzaufsichtsvereinen, deren einer in Neuchatel etwa 1200 Personen umfaßt, für das Fortkommen und die Ueberwachung der Entlassenen.

Neben den Freiheitsstrafen oder an deren Stelle kann der Richter auch andere erhebliche Freiheitsbeschränkungen auferlegen. So ist, wenn das Verbrechen auf Arbeitsscheu oder auf Liederlichkeit des Thäters zurückzuführen ist, Verweisung in eine Arbeitsanstalt auf ein bis zu 3 Jahren, wenn es auf übermäßigen Genuß geistiger Getränke zurückzuführen ist, das Verbot des Wirthshausbesuches auf ein bis zu 5 Jahren zulässig. Die letztgedachte Strafe ist für uns wenig verständlich, sie besteht aber bereits von Alters her in der Schweiz und soll in den dünnbevölkerten ländlichen Distrikten immerhin peinlich genug wirken, da in der Thatsache, daß der Name des Interdicirten an allen Wirthshaustafeln angeschrieben wird, eine scharfe Ehrenminderung erblickt zu werden pflegt.

Auf völlig modernen Gedanken beruht die Ordnung der Geldstrafe im Entwurf. In dieser Hinsicht bemerkt der Verfasser des letzteren Folgendes: „Wenn unsere Richter nicht mehr in bureaukratischer Gedankenlosigkeit Geldstrafen verhängen, ohne in Betracht zu ziehen, wie diese Strafe auf die ökonomische Lage des Verurtheilten wirkt, so werden die Fälle der Umwandlung von Geldstrafen in Freiheitsstrafen erheblich abnehmen." Dies Ziel soll erreicht werden durch Berücksichtigung der Verhältnisse der Schuldigen bei Ausmessung der Geldstrafen, sowie durch deren energische Beitreibung. Daher soll die Geldstrafe zwar einerseits regelmäßig innerhalb 3 Monaten erlegt sein, indessen kann andererseits der Richter nicht nur diese

Frist nach verständigem Ermessen beliebig verlängern, sondern sogar auch, wenn sich die Verhältnisse des Verurtheilten nach dem Urtheil „wesentlich ungünstiger" gestalten, den Betrag der Strafe ermäßigen. Bleibt hingegen die Beitreibung fruchtlos, so kann der Verurtheilte durch öffentliche Arbeiten oder innerhalb einer öffentlichen Anstalt die Strafe abverdienen, wobei ihm die Verpflegungskosten nicht anzurechnen sind. Damit ist das privilegium odiosum der Armen, sitzen zu müssen, wenn sie nicht zahlen können im Prinzip beseitigt. Wenn sich auch dieses Abverdienen — sei es aus Mangel an Beschäftigung oder an einer Anstalt — nicht möglich machen läßt, dann tritt allerdings in letzter Linie auch hier die Strafumwandlung, aber nur in Haft, für je 5 Franken einen Tag und in keinem Falle über ein Jahr hinaus, ein. In Genf kennt man gegenwärtig überhaupt keine Umwandlung der Geldstrafe in Freiheitsverlust

Der Höchstbetrag der Geldstrafe geht in Einzelfällen über das uns geläufige Maß weit hinaus und ist im Falle fahrlässiger Lebensgefährdung bei Bauten und Abbrüchen wie auch beim Verbrechen des Wuchers bis auf 30 000 Franken bemessen; bei uns sind die entsprechenden Strafen auf 900 bezw. 15 000 Mark im Höchstfalle normirt. Der radikalste Unterschied zwischen der Auffassung von der Natur der Geldstrafe in der Schweiz und bei uns zeigt sich aber darin, daß sie dort als echte Strafe erkannt wird, deren Vollstreckung als ein für ein Verschulden verhängtes Uebel auch nur von dem empfunden werden soll, gegen den dieses sich richtet. Dieser, der einfachen Gerechtigkeit entspringenden Forderung entspricht die Bestimmung, daß auch die Geldstrafe gegen einen Verstorbenen oder unheilbar Geisteskranken nicht vollstreckbar ist. Nach unserem Rechte ist die Vollstreckung der Geldstrafe gegen einen Geisteskranken durchweg und in den Nachlaß eines Verstorbenen dann statthaft, wenn der Verurtheilte die Rechtskraft des Urtheils noch erlebt hat. Diese das Wesen der Strafvollstreckung völlig verkennenden Bestimmungen unseres Rechts sind in letzter Wurzel auf die Fiskalität der römischen Imperatoren zurückzuführen, welche, durch den vor der Strafvollstreckung begangenen Selbstmord ihrer Opfer um die mit der Bestrafung erhoffte Einziehung der Güter dieser getäuscht, schließlich den Selbstmord mit der Konfiskation des Vermögens des Selbstmörders ahndeten. Auf diese Art wurden wider alle Gerechtigkeit die Erben, also Personen bestraft, welche an dem Verschulden des Thäters nicht den geringsten Antheil hatten.

Unter den Nebenstrafen, welche der Entwurf kennt, ist die am

meisten einschneidende die, daß dem Thäter, welcher durch ein Verbrechen die Pflichten seines Berufs, Gewerbes oder Handels grob verletzt hat, die Ausübung dieses Berufs auf ein bis zu 15 Jahren untersagt werden darf, wenn die Gefahr weiteren Mißbrauchs vorliegt. Hiernach riskirt der Fleischer, der schlechte Wurst verkauft, der Krämer, der verfälschte Waaren feilgehalten, der Arzt, der falsche Zeugnisse ausgestellt hat, seine völlige Außerbrodsetzung.

Besonders scharf sieht der Entwurf in Uebereinstimmung mit mehreren anderen Gesetzgebungen den Rückfall an. Unser Strafgesetz kennt die straferhöhende Wirkung des ersten oder zweiten Rückfalls nur bei Diebstahl, Raub, Betrug und Hehlerei und einigen Uebertretungen. Der Entwurf läßt in jedem Falle und bei jedem Verbrechen die Straferhöhung um die Hälfte der sonst zu erkennenden Freiheitsstrafe bis zu dem gesetzlichen Höchstmaß der Strafart zu, wenn der Thäter innerhalb der letzten 5 Jahre vor Begehung der That eine Freiheitsstrafe von mehr als sechs Monaten verbüßt hatte. Ueberdies wirkt der Rückfall insbesondere straferhöhend in den gleichen Fällen wie nach deutschem Strafrecht, aber außerdem noch bei Wucher, Kuppelei, Brandstiftung und einigen Uebertretungen. Hat aber gar der Rückfällige wegen bestimmt aufgezählter Thatbestände viele Freiheitsstrafen hinter sich und sind seit Verbüßung der letzten noch nicht 3 Jahre verflossen, so kann der Richter, wenn er von der Unverbesserlichkeit des Thäters überzeugt ist, die Verwahrung desselben beim Bunde beantragen. Die zuständige Bundesbehörde untersucht die gesammten Lebensverhältnisse des Thäters und ordnet, wenn sie gleichfalls von der Unverbesserlichkeit des letzteren durchdrungen ist, nach dem ins Mittelalter zurückreichenden Satze: „Alte Häute bedürfen viel Gerbens“ dessen Verwahrung für 10 bis zu 20 Jahren in einer hierfür besonders bestimmten Anstalt an. Die Verwahrung tritt an die Stelle der erkannten Freiheitsstrafe, muß aber stets länger sein, als diese.

Auf Befragen in der Kommission hat sich Stooß über die Strafe der Verwahrung im Verhältniß zur Zuchthausstrafe folgendermaßen ausgelassen: „Der Unterschied besteht zunächst darin, daß sich die Zuchthausstrafe nach der Schwere des Verbrechens richtet, die Verwahrung dagegen die Unempfänglichkeit des Verbrechers für eine fernere Strafe zur Voraussetzung hat. Demgemäß ist auch die Behandlung eine verschiedene. Der Zuchthaussträfling wird einem Strafvollzuge unterworfen, der ihn allmählich zur Freiheit über-

leitet. Mit Rücksicht darauf ist die Dauer der Strafe auf 15 Jahre beschränkt, wenn bedingte Entlassung eintritt, thatsächlich auf 10 Jahre. Dagegen beträgt die Dauer der Verwahrung regelmäßig 10 bis 20 Jahre und nur ausnahmsweise kann der Verwahrte vor dieser Zeit entlassen werden. Es handelt sich vorwiegend darum, ihn unschädlich zu machen.“ Diesen Ausführungen ist die Kommission gefolgt, während sie die Aufnahme einer auf die sogenannte unbestimmte Verurtheilung abzielende Vorschrift abgelehnt hat.

VI.

Indem der Entwurf so der Unterscheidung zwischen verbesserlichen und unverbesserlichen Delinquenten Rechnung getragen hat, ohne in den Radikalismus der extremsten Anhänger der modernen Ideen zu verfallen, hat er sich andererseits auch nicht eines vorsichtigen Versuchs mit der bedingten Verurtheilung entschlagen, welche ein Mitglied der Kommission als „Experimentalpönologie“ bezeichnete. Stooß nennt sein System, welches modifizirt in Genf und Neuchatel nach den Vorgängen in Frankreich und Belgien bereits besteht, Einstellung des Strafvollzugs. Diese Einstellung ist aber an zahlreiche Voraussetzungen verknüpft, ein Beweis dafür, daß, wie Gautier richtig beobachtet hat, die Gesetzgebungen gegenüber der bedingten Verurtheilung immer vorsichtiger zn werden scheinen. Der Entwurf fordert, daß der Thäter, welcher auf Einstellung des Strafvollzugs Anspruch erhebt, zunächst weder in der Schweiz noch im Auslande zuvor eine Freiheitsstrafe wegen eines Verbrechens verbüßt hat, daß er zu weniger als 6 Monaten Freiheitsstrafe verurtheilt wird, daß er die That nicht aus niedriger Gesinnung begangen, daß er den von ihm angerichteten Schaden nach Kräften ersetzt hat und endlich, daß anzunehmen ist, er werde nicht rückfällig werden. Die Bewährungsfrist beträgt stets 5 Jahre, begeht der Verurtheilte innerhalb dieser Frist ein ferneres Verbrechen, so muß er auch die eingestellte Strafe verbüßen, anderenfalls fällt diese fort.

Auch dem Schweizer Entwurfe lag bei Aufnahme dieser Bestimmungen der Gedanke zum Grunde, daß der erstmals zu einer Freiheitsstrafe Verurtheilte thunlichst von der Berührung mit der kontagiösen Gefängnißathmosphäre bewahrt bleiben solle. Ist dieser Gedanke richtig, so enthält die in der bedingten Strafeinstellung liegende Bevorzugung der Verurtheilten eine schwere Ungerech-

tigkeit gegenüber den zur Untersuchungshaft bestimmten bloß Verdächtigen, solange nicht auch ein Ersatz für die Untersuchungshaft gefunden ist. Die Untersuchungsgefangenen stellen aber ein Drittel, ja die Hälfte des gesammten Gefangenenkontingentes. Uebrigens hat sich der Entwurf durch die zuvor geschilderte Ordnung der Geldstrafe vor dem Vorwurfe gesichert, daß bei der Zulassung des bedingten Strafvollzugs die zu Geldstrafen Verurtheilten schlechter wegkommen als die zu Freiheitsstrafen verurtheilten Personen.

Die zu Gunsten der Delinquenten getroffenen Bestimmungen des Entwurfs sind durch das Milderungsrecht des Richters und die Erweiterung der Verjährung ergänzt. Allerdings hat der Entwurf mit dem französischen System der mildernden Umstände, welches auch bei uns mißbräuchlich zu einer allgemeinen Verflachung des Strafeindrucks geführt hat, im Allgemeinen gebrochen. Nur in den Fällen der verminderten Zurechnungsfähigkeit, des untauglichen Versuchs, der Ueberschreitung der Nothwehr und des Mißbrauchs des Nothstandes steht dem Richter eine Strafmilderung „nach freiem Ermessen" zu, im Uebrigen sind die Umstände, welche eine Strafmilderung rechtfertigen, besonders aufgezählt. Es sind namentlich folgende Fälle darunter verstanden: wenn der Delinquent aus achtungswerthen Beweggründen oder unter den dem Nothstande verwandten Voraussetzungen oder unter dem Eindruck einer schweren Drohung oder auf Befehl eines Vorgesetzten gehandelt hat, wenn schwere Reizung oder Kränkung ohne eigenes Verschulden ihn zur That hingerissen, wenn er zur Zeit der That noch nicht 20 Jahre alt gewesen ist, wenn er aufrichtige Reue bethätigt hat. Für diese Fälle ist dem Richter ein bestimmter Strafrahmen zugewiesen, welcher einerseits weit genug ist, um der Vielseitigkeit des Lebens gerecht zu werden, andererseits der subjektiven Willkür doch eine Schranke zieht und eine gewisse Einheitlichkeit in der Judikatur sicher stellt.

Eine besonders nachahmenswerthe Vorschrift des Entwurfs ist die, daß die Verjährung der Strafverfolgung wie auch der Strafvollstreckung stets eintritt, wenn die ordentliche Verjährungsfrist um die Hälfte überschritten ist. Bei uns hängt es von dem Eifer des Untersuchungsrichters oder des Staatsanwaltes ab, ob überhaupt jemals eine Verjährung eintritt. Letzteres trifft uneingeschränkt für die Strafvollstreckung zu, bei der Strafverfolgung kann es wenigstens vorkommen, daß der Richter die Vornahme der

zur Untersuchung der Verjährung erforderlichen Untersuchungshandlung ablehnt. Jedenfalls widerstrebt es völlig dem der Rechtseinrichtung der Verjährung zum Grunde liegenden Gedanken: ut aliquis finis sit litis, daß ein Delikt oder eine erkannte Strafe bis in die Ewigkeit hinein verfolgt wird, ganz abgesehen davon, daß die Erreichung des Zieles der Strafverfolgung nach Ablauf einer gewissen Frist regelmäßig wegen der Unzuverlässigkeit des Beweismaterials unmöglich zu werden pflegt.

Den Abschluß der dem Verfolgten günstigen Bestimmungen macht der Entwurf dadurch, daß der Richter die Veröffentlichung des Urtheils, wie im öffentlichen und im Interesse des Verletzten, so auch im Interesse der Freigesprochenen anordnen darf, eine Bestimmung, die bei uns nur in den Reichsgesetzen, betr. den Verkehr mit Nahrungsmitteln vom 14. Juni 1879, betr. den Verkehr mit Wein vom 20. April 1892 und zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs vom 27. Mai 1896 Platz gefunden hat.

Wie den Verfolgten so stellt der Entwurf auch den Geschädigten, durch das Verbrechen Verletzten besser als bisher. Sieht nämlich der Richter voraus, daß der Verletzte vom Thäter doch keinen Schadenersatz erhalten wird, so kann er dem Verletzten die Hälfte des Verdienstantheiles des zu einer Freiheitsstrafe und den ganzen Betrag der Geldstrafe des zu einer solchen verurtheilten Schädigers, überdies den Erlös aus der Verwerthung der eingezogenen Gegenstände zusprechen. Es liegt auf der Hand, daß auch bei uns mit einer solchen Bestimmung ungemeiner Segen gestiftet werden könnte.

VII.

Die Originalität, welche die hier gegebene Uebersicht über die allgemeinen Bestimmungen des Strafrechtes aufweist, leuchtet nicht minder heraus aus dem besonderen Theil des Entwurfes. Hier ist aber bei der Betrachtung für den Zweck dieser Zeilen eine größere Beschränkung geboten und es soll demgemäß nur auf einige der bedeutendsten Thatbestände in Kürze hingewiesen werden, um zu weiterer Vertiefung in die interessante Gesetzgebungsarbeit anzuregen.

Der Mord wird von der gemeinen vorsätzlichen Tödtung theils durch das Motiv des Thäters, theils durch die zur Tödtung angewendeten Mittel abgehoben. Demnach ist des Mordes schuldig, wer aus Mordlust, Habgier oder unter Verübung von Grausamkeit, heimtückisch oder mittelst Giftes, Feuers und Sprengstoffes, oder endlich, um die Begehung anderer Verbrechen zu verdecken oder zu

erleichtern, vorsätzlich tödtet. Die subtile und dem Volke unverständliche Unterscheidung von der Ausführung der That mit oder ohne Ueberlegung ist damit umgangen. Die Anstiftung und die Hilfeleistung zum Selbstmord oder zum Versuche des Selbstmordes ist mit Gefängniß nicht unter 3 Monaten oder mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren bedroht. Der Entwurf hat sich also, übrigens mit manchen früheren, wie mit anderen noch in Kraft befindlichen Gesetzgebungen in logischer Freiheit über die Schulweisheit hinweggesetzt, welche die Theilnahme beim Selbstmorde unbestraft lassen will, weil der Selbstmord selbst eine strafrechtlich zu ahndende That nicht sei.

Eine in ihren Folgen nicht ganz übersehbare neue, dem sozialen Problem Rechnung tragende Bestimmung ist endlich die, daß Derjenige strafbar ist, welcher aus Eigennutz, Selbstsucht, frevelhafter Gleichgültigkeit oder Bosheit die körperlichen oder Geisteskräfte einer ihm als Arbeiter, Lehrling, Dienstbote, Zögling oder Pflegling unterstellten weiblichen oder minderjährigen männlichen Person in einem, die Gesundheit gefährdenden Grade überanstrengt. Hier muß die Praxis alles machen. Eine verständige Handhabung dieser Vorschrift kann zweifellos höchst segensreich zu Gunsten der unteren Klassen wirken und namentlich die Arbeitgeber zu steter Aufmerksamkeit für das Wohl ihrer Unterstellten anspornen. Andererseits können bei nicht sehr umsichtigen Richtern Härten heraufbeschworen werden, welche dem humanen Sinne des Urhebers der Bestimmung am meisten widerstreben würden.

In Betreff der Vermögensdelikte ist zunächst darauf hinzuweisen, daß in den Thatbestand des Diebstahls das Merkmal der unrechtmäßigen Bereicherung an Stelle der bei uns erforderten rechtswidrigen Zueignung getreten ist und daß die Uebertretung des Mundraubes erweitert ist zum Uebertretungsthatbestande der Entwendung einer Sache von geringem Werthe aus Noth, Muthwillen oder zur Befriedigung eines Gelüstes. Ferner wird das entscheidende Merkmal des Betruges nicht wie bei uns in der durch Täuschung verursachten Vermögensbeschädigung, sondern in der in Bereicherungsabsicht erfolgten Täuschung selbst bereits gefunden. Daneben läuft als Uebertretung die Zechprellerei, ein Thatbestand,*) welcher wegen seiner Eigenartigkeit auch in Frankreich zu einem Spezialgesetz Anlaß gegeben hat.

*) „Wer sich in einer Wirthschaft Speisen oder Getränke verabfolgen läßt in der Absicht, den Wirth um die Zeche zu prellen."

In dem Abschnitt mit der Ueberschrift: „Verbrechen gegen den Frieden und die persönliche Sicherheit“ finden sich an zweiter und dritter Stelle unmittelbar hinter dem Thatbestande des Hausfriedensbruchs im Entwurf die Strafvorschriften wegen Verletzung des Berufsgeheimnisses und des Fabrikationsgeheimnisses. Straffällig sind alle, welche in einem Berufe stehen oder standen, nicht wie bei uns nur bestimmte Berufsgenossen wie Rechtsanwälte, Aerzte, Hebeammen und Apotheker, wenn sie unbefugt etwas mittheilen, dessen Geheimhaltung ihr Beruf ihnen zur Pflicht machte. Straffällig ist ferner, wer ein Fabrikationsgeheimniß widerrechtlich verräth oder dessen Verrath sich wissentlich zu Nutze macht oder sich durch unerlaubte Mittel von einem solchen Geheimniß Kenntniß verschafft. Wie einfach sind diese Thatbestände gegenüber der Formulirung des entprechenden Vergehens in unserem Reichsgesetze zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs vom 27. Mai 1896, wie sie schließlich aus den Berathungen im Reichstage hervorgegangen ist, gefaßt. Allerdings bedarf die Schweiz eines intensiveren Schutzes des Fabrikationsgeheimnisses als wir, weil sie auf chemische und andere Herstellungsverfahren von Gütern einen Patentschutz nicht gewährt. Indessen ist es immerhin interessant, festzustellen, daß man in der Schweiz anstandslos den Laienrichtern zumuthen darf, darüber zu urtheilen, was ein Geheimniß ist, während man gerade aus dem Grunde, daß sich der Begriff des Geheimnisses nicht oder doch zur Zeit nicht definiren lasse, in Deutschland in gewissen Kreisen die entschiedenste Opposition gegen die Gewährung des Strafschutzes zu Gunsten der Fabrikationsgeheimnisse, (mehr allerdings noch bezüglich des Geschäftsgeheimnisses) gemacht hat. Der Entwurf bestraft übrigens außerdem noch die Verletzung des Brief-, Wahl-, Post-, Telegraphen-, Telephongeheimnisses, ferner der zum Wohl der Eidgenossenschaft bestehenden, also der Staatsgeheimnisse, ferner abweichend von unserem Rechte die Verletzung des Amtsgeheimnisses durch einen Beamten als Verbrechen, und als Uebertretung die Verletzung des Geheimnisses des — wenn man so sagen darf — Papierkorbes, indem die unbefugte Veröffentlichung einer schriftlichen Mittheilung, die den Umständen nach nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sein konnte, unter Strafe gestellt ist. Mit Haft oder Geldstrafe bis zu 5000 Franken wird endlich auch derjenige bestraft, welcher aus den geheimen Verhandlungen einer öffentlichen Behörde unbefugt etwas veröffentlicht. Aehnliche Bestimmungen bei uns würden dem zum

Sport ausgearteten nichtswürdigen Unfuge begegnen, die Papierkörbe von hervorragenden Persönlichkeiten nach zerrissenen Briefen zu durchwühlen oder geheime Aktenstücke zu stehlen, um den gemachten Raub in heimtückischer Weise zur Bloßstellung politischer Gegner oder der Staatsbehörden zu mißbrauchen.

Auf der Höhe der modernen Entwicklung stehend, schützt der Entwurf auch die in der Urne gesammelte Asche der im Krematorium verbrannten Leiche, entgegen unserer nur auf die Grabbestattung beschränkten Bestimmung vor pietätlosem Zugriffe durch die auch sprachlich schöne Sanktion, daß straffällig ist, wer „den Frieden der Ruhestätte eines Todten verletzt."

VIII.

In sehr beachtenswerther Weise hat der Entwurf den kriminellen Kampf gegen die geschlechtliche Unsittlichkeit geregelt. Daß Kinder bis zu 15 Jahren allgemein gegen die Vornahme oder Duldung unzüchtiger Handlungen geschützt sein sollen, mag nebenher erwähnt werden. Deßgleichen, daß die Unzucht mit Thieren und zwischen gleich geschlechtrigen Mehrjährigen straflos bleibt, dagegen an dem Mehrjährigen, der sie mit einem Minderjährigen vornimmt, bestraft werden soll. Im Uebrigen ist davon ausgegangen, daß wie der Mann so auch das Weib frei über den Körper verfügen, daher der Prostitution sich ergeben darf. Nach deutschem Recht ist die Prostitution von Frauenspersonen nur dann straflos, wenn diese einer polizeilichen Aufsicht unterstehen. Durch diese Ordnung der Dinge sind die Prostituirten bei uns erbarmungslos der Willkür der Polizeiorgane preisgegeben. Denn die Dirnen haben nicht etwa einen Anspruch darauf, unter polizeiliche Kontrolle gestellt zu werden, sondern die Polizeibehörde entscheidet nach Gutdünken, ob sie die Dirne unter Kontrolle stellt und es ist zulässig und kommt vor, daß gegen Dirnen, wenn sie etwa den polizeilichen Anordnungen sich nicht gefügt haben oder aus anderen Gründen zur Strafe die bestehende Polizeikontrolle aufgehoben wird, weil die Dirne nun ohne Weiteres wegen gewerbsmäßiger Unzucht strafbar werden kann. In dieser Hinsicht menschlicher ist das Schweizer System, die Art aber, wie es wieder im Weiteren durchgeführt ist, zeigt deutlich, wie alles Pönalisiren auf diesem schlüpfrigen Gebiete doch über das Experiment nicht wohl hinauskommt. Denn die freie Dirne darf nach dem Entwurf im Grunde nirgend Unterkunft finden. Wer ihr um Lohn Platz oder Gelegen-

heit zum Betriebe der Unzucht gewährt, wird bestraft. Wer sie zu einem Bordell anwirbt, wird bestraft. Wer ein Bordell hält, wird bestraft. Der Vermiether eines Bordellwirths wird mit Geldstrafe sogar bis zu 20,000 Franken bestraft. Sollte die Dirne aber angesichts dieser Bestimmungen noch Unterschlupf finden, so darf sie sich nicht öffentlich zur Unzucht anbieten, sie darf durch Ausübung ihres Gewerbes weder Mitbewohner des Hauses noch auch Nachbarn belästigen, sonst wird sie bestraft. Der schließliche Erfolg dieser Maßnahmen kann ein verschiedenartiger sein: entweder wird streng nach dem Gesetze gelebt, so muß sich ein unkontrollirbarer Kleinbetrieb der Prostitution mit gesundheitlich sehr bedenklichen Unzuträglichkeiten oder aber eine Verminderung der verfolgten Dirnen herausstellen, eine Thatsache, die leicht zu einer Vermehrung der geschlechtlichen Angriffe auf unbescholtene Frauenspersonen oder auf Kinder führt. Oder aber es wird das Gesetz nur lax gehandhabt, dann entsteht der doppelte Mißstand der Nichtachtung des Gesetzes auf der einen Seite, der Willkür auf der anderen Seite und immer der des Mangels der Möglichkeit einer gesetzlich festgelegten Kontrolle.

Die Lücke unseres Gesetzes, daß der Ehemann, welcher die Prostitution seiner Ehefrau begünstigt, nicht besonders strafbar gemacht werden kann, ist im Entwurf ausgefüllt. Ebenso ist straffällig, wer öffentlich auf eine Gelegenheit zur Unzucht aufmerksam macht oder wissentlich eine solche Anzeige veröffentlicht oder verbreitet. Hätten wir eine solche Bestimmung, so würden die Anzeigen von gewissen Ballokalitäten und die Gestalten auf der Straße, welche Empfehlungszettel für bestimmte Animirlokale den Passanten in die Hand zwingen, verschwinden.

Abschließend sei hier noch bemerkt, daß derjenige, welcher die Abhängigkeit oder die Noth einer Frauensperson benutzt, um sie zum Beischlaf zu verleiten, straffällig wird. Auch unser Bürgerliches Gesetzbuch gewährt (§§ 825, 847) Frauenspersonen bei dem Thatbestande, daß sie durch Mißbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses zur Gestattung des außerehelichen Beischlafes bestimmt worden sind, einen Schadenersatzanspruch gegen den Konkumbenten.

Aus den Thatbeständen betreffend die Ehrverletzung sind eine Reihe von Bestimmungen hervorzuheben, die, unserm Strafrecht fremd, zur Nachahmung auffordern. Der Frieden des ehelichen und des Familienlebens ist besonders beschützt durch das Verbot des Antritts des Wahrheitsbeweises bei übler Nachrede, wenn es sich nicht um durch Strafurtheile festgestellte strafbare Handlungen

handelt. Wer also die wahre Thatsache von dem Ehebruche eines Gatten verbreitet, wird, wenn dieser Ehebruch nicht zur Scheidung und zu seiner Bestrafung geführt hat, bestraft, ohne zum Wahrheitsbeweise zugelassen zu werden, falls er nicht an der Verbreitung ein rechtliches Interesse hatte. Der gemeinen Skandalsucht und frivolen Störung der intimsten menschlichen Verhältnisse ist damit eine wirksame Schranke gezogen. Den schlechten Instinkten ist ferner eine Fessel dadurch auferlegt, daß auch, wenn die Nachrede auf Wahrheit beruht, der Thäter dennoch straffällig wird, wenn er nicht um der Wahrheit willen, sondern aus Gehässigkeit, Neid, Rachsucht, Schadenfreude gehandelt hat. Umgekehrt kann der Thäter straflos bleiben, wenn er aus verzeihlichem Irrthum den Inhalt der Nachrede für wahr gehalten, aber, seinen Irrthum erkennend, vor Gericht alles förmlich zurückgezogen hat. In diesem Falle stellt der Richter dem Verletzten über die Zurücknahme eine öffentliche Urkunde aus. Durch diese überaus weise Maßnahme wird dem Aufkommen dauernder Erbitterung unter den Parteien in allseitig befriedigender Weise vorgebeugt. Wer sich in Beschimpfungen ergeht, wird selbstredend bestraft, er bleibt aber von Strafe verschont, wenn der Verletzte durch sein ungebührliches Verhalten zu der Beschimpfung Anlaß gegeben hat. Bei den Ehrverletzungen und der Kreditschädigung durch die anonyme Presse wird der Herausgeber, und wenn dieser den Verfasser, zu dessen Nennung er aber nicht verpflichtet ist, nennt, Herausgeber und Verfasser je nach ihrem Verschulden bestraft.

Wer Jemanden wider besseres Wissen einer strafbaren Handlung bezichtigt, ein Delikt, welches gemäß den theoretischen Ausführungen von von Liszt als Verbrechen gegen die Rechtspflege gekennzeichnet ist, wird, in Erinnerung an die alte Talion auch mit Zuchthaus bestraft, wenn die Handlung selbst mit Zuchthaus bedroht ist. Bestraft wird aber auch derjenige welcher einen ihm bekannten Thäter nicht anzeigt, wenn er weiß, daß ein Nichtschuldiger in Untersuchung oder verurtheilt ist. Nur dann ist die Unterlassung der Anzeige nicht strafbar, wenn der Säumige zu dem Schuldigen in nahen Beziehungen steht. Diese Bestimmung, dem Gefühl der Gerechtigkeit entsprungen, kann allerdings von den niederen Polizeiorganen als Rückendeckung gegen voreilige Zugriffe mißbraucht werden.

Der Meineid als solcher ist dem Entwurf fremd, etliche der Schweizer Prozeßrechte kennen den Eid überhaupt nicht mehr. Aber die falsche Aussage von Parteien, Zeugen, Sachverständigen

und die wissentlich falsche Uebersetzung des in unserem Strafgesetzbuche nicht beachteten Dolmetschers sind scharf mit Strafen bedroht.

Aus der Schar der Uebertretungsthatbestände sei noch hervorgehoben, daß wegen Landstreichens und Bettelns nur der Arbeitsfähige, wenn er aus Arbeitsscheu oder aus Habsucht gehandelt hat, bestraft werden darf, Krüppel und Arbeitswillige bleiben daher gerechterweise von einer unverschuldeten Strafe verschont. Der grobe Unfug endlich mußte in einer modernen Gesetzgebung weichen, an seine Stelle ist eine Bestimmung getreten, wonach mit Haft oder Geldstrafe bis zu 1000 Franken bestraft werden kann, wer die Bevölkerung durch falsche Gerüchte, Alarmzeichen oder ähnliche Handlungen absichtlich ängstigt oder erschreckt. Zu befürchten ist, daß die unbestimmten „ähnlichen Handlungen" die nämliche Verwirrung in der Jurisprudenz anrichten werden, wie sie bei uns in der Auslegung des Paragraphen vom „groben Unfug" Platz gegriffen ist.

Hiermit ist die Aufgabe der Kennzeichnung des schweizerischen Entwurfs in seiner allgemeinen kulturellen Bedeutung soweit es die hier gewiesene Schranke zuließ, erschöpft. Wie im Eingange darauf hingewiesen wurde, wie wir Deutsche gerade an den gegenwärtigen Zuständen innerhalb der Eidgenossenschaft das Gut der Rechtseinheit in vollem Umfange zu ermessen vermögen, so mag den Schluß der Ausdruck der Erwartung bilden, daß die Schweizer in der Rechtseinheit in unserem Bundesstaate sich bewußt werden mögen, wie viel sie darin noch entbehren. Zur Verwirklichung dieser Einheit bedarf es aber wie überall im Bundesstaate einer aus üblen Erfahrungen naturgemäß emporwachsenden Begeisterung, die aus hohem Herzen kommt und fähig ist, auf einzelne Rechte der kleineren kantonalen Gebilde zu verzichten, um größerer des Gesammtstaates theilhaftig zu werden. Leider läßt sich schon jetzt voraussehen, daß das erstrebte Ziel in der Schweiz nicht ohne innere Kämpfe erreicht werden kann. Wird aber einmal unter Ueberwindung des kleinlichen, altväterischen, dem Fortschritte wie der Einheit gleich feindseligen Widerstandes das Schweizerische Strafrecht nach dem Entwurfe seine Reform erlebt haben, so dürfen wir hoffen, daß diese Thatsache bei dem regen Austausch der geistigen Güter unter den benachbarten Nationen auch die fruchtbringenden Keime in den empfangsbereiten Boden unserer heimischen Gesetzgebung senken wird.

Die irische Steuerfrage.

Von

Dr. M. J. Bonn,
London.

„Irland steht fortwährend vor einem großen Umschwung", sagte mir vor einigen Monaten Englands hervorragendster Historiker, als ich mit ihm über den gegenwärtigen Stand des irischen Problems plauderte. Dies ironisch gemeinte Wort sollte die Hoffnungen dämpfen, die sich an eine weitere Entwicklung des von Horace Plunkett erfolgreich angebahnten Genossenschaftswesens knüpften. Die irischen landwirthschaftlichen Genossenschaften — hauptsächlich Molkereigenossenschaften — umfaßten damals gegen 12000 Mitglieder. Sie hatten den irischen Produkten, vor allem der Butter, den Markt zurückerobert, der an die dänische Konkurrenz verloren gegangen war. Sie hatten, und das war weit mehr, dem wirthschaftlich ungebildeten irischen Farmer, dessen ganze Hoffnung auf Home Rule und neuen Landakten beruhte, gezeigt, daß eine Erhöhung seiner Produktion und eine Verminderung seiner Produktionskosten weit wichtiger sei, als nationalistische Deklamation. Sie stellten den praktischen Versuch dar, nicht, wie bisher, die irische Frage dadurch zu lösen, daß man das irische Bodenrecht von der Basis des Vertrags herunternahm und auf den Tiefstand des keltischen Volksbewußtseins senkte. Sie zeigten vielmehr, daß Irlands wirthschaftliche Zukunft darin beruht, daß das wirthschaftliche Denken und Handeln des irischen Farmers sich zur Höhe des westeuropäischen Rechnens bequeme. Das alles war nicht Programmpolitik gewesen, sondern gehörte zu den greifbaren Thatsachen im Wirthschaftsleben des heutigen Irland. Vor ungefähr einem Jahre nun war der Führer dieser mächtig anschwellenden Bewegung Hon. Horace Plunkett mit dem Vorschlage an die

Oeffentlichkeit getreten, Irlands verschiedene Parteien sollten, da die Regierung der Konservativen in England die Erfüllung des Home-Rule-Programms unmöglich mache, zu einer freundschaftlichen Konferenz zusammentreten, und über positive wirthschaftliche Reformen berathen. Von den irischen Parteien nahmen Ulstermen (die Konservativen des Nordens) und Parnelliten den Vorschlag an. Landlord- und Tenant-Interessen (Pächter) waren in dem Komitee vertreten, neben dem loyalen protestantisch-orthodoxen Orangeman saßen separatistische Katholiken. Nur die damals noch unter Mc. Carthy stehenden Antiparnelliten hielten sich als Partei fern, weil sie eine Gefährdung ihrer Home-Rule-Ziele befürchteten.*) Die Uebernahme der Parteiführung durch John Dillon hatte keine Zunahme der Parteiintelligenz zur Folge. Gegen die Genossenschaften und gegen den Bericht des erwähnten Komitees — des sog. Rezeßkomitee's, weil es während der parlamentarischen Ferien zusammentrat, brach in den Spalten des antiparnellitischen Organs, des Dubliner „Freemann" eine Hetze los, deren Niedrigkeit selbst einem regelmäßigen Leser der irischen Presse auffällt. Gegen Ende August 1896 erschien als Beleg der Thätigkeit des Komitees ein dickleibiger Bericht aus der Feder des früheren nationalistischen Abgeordneten T. P. Gill stammend. Dieser „Report of the Recess-Comittee" enthielt vor allem die Forderung nach einem gesonderten Ackerbauministerium, das seinen Sitz in Dublin haben sollte. Ein gewählter Rath sollte ihm zur Seite stehen. Die jetzigen zersplitterten Departements sollten in ihm vereinigt werden und, gestützt auf die Genossenschaften, deren weitere Ausbreitung nur eine Geldfrage ist, sollte eine wirthschaftliche Erziehungspolitik einsetzen und dem irischen Farmer Eines geben, das wichtiger ist als alle Kenntniß der rechtmäßigen Urbesitzer des Bodens, die Cromwells eiserner Arm vertrieb: eine elementare Kenntniß der Landwirthschaft. Denn in vielen Theilen Irlands weiß der Farmer genau, welcher Fleck Landes vor 300 Jahren den Maloney's von Ballymaloney oder den Barrys von Barryville gehörte. Dagegen fällt ihm heute noch die Erkenntniß schwer, daß Kühe, und selbst urkeltische schwarze Kerrykühe nur Milch geben, wenn sie gehörig gefüttert werden. Von 70 Molkereigenossenschaften arbeiteten in Folge von Futtermangel nur 30 im Winter. Ferner forderte der Bericht Einführung des gewerblichen Unterrichts, der

*) Vergl. den im Bericht des Rezeßkomitees abgedruckten Brief Mc. Carthys.

vor Allem der nordischen Leinenindustrie zu Gute kommen sollte und, wenn es möglich sei, die Schaffung neuer Industrien.

Dieser Bericht erzeugte vielfach einen frohen Glauben an einen baldigen Umschwung in der irischen Politik.

Bald wurde er der Oeffentlichkeit unterbreitet. Mit Ausnahme der „Times" fand er überall freundliche Aufnahme. Nur das große Londoner Cityblatt donnerte gegen Staatshilfe —, die in höchst bescheidenem Maße gefordert wurde — und entrüstete sich über das sogenannte „Spoonfeeding" (Aufpäppeln) Irrlands. In Irland selbst begann eine kräftige Agitation für die Forderungen des Komitees, die in der nächsten Tagung des Parlaments als Bill eingebracht werden sollten. In Dublin und Belfast fanden große, von den verschiedensten Parteien besuchte Versammlungen statt, in deren einer Lord Dufferin Hauptredner war.

Langsam aber sicher bahnte sich der erwartete Umschwung an. Neben dieser Bewegung aber, und, sie in der Oeffentlichkeit heute weit überschattend, ist eine Agitation losgebrochen, die Irlands politische Lage vom Grund aus ändert, ohne allerdings, wie es scheint, dieselbe Gewähr für gesunde wirthschaftliche Reform zu bieten.

Wenn man, ohne allzuweit auf die Natur dieser neuesten politischen Forderungen einzugehen, die heutige Gruppirung betrachtet, dann könnte man meinen, Jung-Irlands Tage seien wiedergekehrt, da Thomas Davis in der Dubliner „Nation" von einer Einigung aller Parteien sang:*)

„Disunited
Therefore blighted,
Ruined and rent by the Englishmen's sway,
Party and creed
For once have agreed —
Orange and Green will carry the day!
Boyne's old water,
Red with slaughter,
Now is as pure as an infant at play;
So in our souls
Its history rolls,
And Orange and Green will carry the day!

*) Jung-Irland war der Name einer Gruppe hochbegabter junger Männer, die von idealistisch-nationalen Gesichtspunkten aus seit 1843 die Lostrennung Irlands von England erstrebte. Ihr größtes Talent war Davis, ihr Organ die „Nation". Orange ist die Farbe von Ulster, Grün diejenige Irlands.

Ja, Irland ist wieder einmal einig! Nicht nur Rassen- und Religionshaß ist zurückgetreten, selbst der seit Jahren glühende Klassenhaß zwischen Tenant (Pächter) und Landlord scheint überbrückt. Alle irischen Blätter blasen dieselbe Melodie. Man könnte beinahe die „Irish Times“ (des Regierungsblatt) mit dem „Freeman“ vertauschen.

Die Sache erscheint wie ein Wunder. Sie ist aber sehr einfach. Es handelt sich darum, 2½ Millionen Lstr., die England zu viel an Steuern erheben soll, für Irland herauszufordern, und die bereits erhobenen Beträge zurückzuerhalten. Wenn 2 gemeinsam einem Dritten etwas abnehmen können, ist friedliche Einigung weniger ein Zeichen von Versöhnlichkeit als von Habgier. Warum sollte es in Irland anders sein?

Gelegentlich der Home-Rule-Debatten von 1893 stellte sich heraus, daß trotz vorgegangener parlamentarischen Enqueten ein rechtes Bild der finanziellen Belastung Irlands im Vergleich zu England nicht zu erhalten sei. Auf Antrag des Abgeordneten Sexton wurde, nach einer nutzlosen Untersuchung, die Goschen 1890 angeordnet hatte, eine Königliche Kommission niedergesetzt, die untersuchen sollte:

Die finanziellen Beziehungen der Länder Großbritannien und Irland und deren verhältnißmäßige Steuerkraft. Sie hat zu berichten:

1. Nach welchem Maßstabe sich die Steuerfähigkeit Großbritanniens und Irlands am besten feststellen läßt.
2. Wie groß unter Zugrundelegung dieses Maßstabes die Steuerkraft Großbritanniens und wie groß diejenige Irlands ist.
3. Ueber die Geschichte der finanziellen Beziehungen zwischen Großbritannien und Irland seit der Union, über die Anforderungen für rein irische Zwecke, die an das gemeinsame Finanzministerium gehen, über den Betrag an irischen Steuern, der nach Deckung des irischen Lokal-Bedarfs für gemeinsame Zwecke (Imperial) verfügbar bleibt; über die gemeinsamen Ausgaben, an welchen Irland nach Fug und Recht Antheil nehmen muß.

Dem Berichte, oder besser gesagt den Berichten dieser Kommission, die außer politischen Vertretern Männer wie Lord Farrer, Lord Welby, Rt. Hon. H. C. E. Childers enthielt und die nur hervorragende Fachmänner vernahm, u. A. Sir Robert Giffen

und Sir Edward Hamilton, entstammen die oben erwähnten 2½ Millionen.*)

Der Akt der Union (1800), der dem irischen Parlament ein Ende bereitete, führte nicht sogleich zu einem einheitlichen Finanzministerium. Ein solches ward vielmehr erst 1817 geschaffen. Bis dahin trug Irland bei zu den Staats-Ausgaben im Verhältniß von 2 : 15. 1893/94 betrug der gesammte thatsächliche Antheil Großbritanniens an der Steuerlast (true Revenue) 89 Millionen, derjenige Irlands 7,6 Millionen, also im Verhältniß 1 : 13. Unter Berücksichtigung eines steuerfreien Existenzminimums von 12 Lstr. per Kopf der Bevölkerung ergiebt sich nach gewissen Berechnungen das steuerbare Einkommen Irlands gleich 22 Millionen Lstr. Da das steuerbare Einkommen Englands 900 Millionen Lstr. betragen dürfte, so verhielte sich Irlands Einkommen zu dem Einkommen Englands wie 1 : 40. Wenn also Irlands Steuerantheil 1893/94 (1/18) 7 568 649 Millionen Lstr. betrug, dagegen (1/40) 4 842 781 sein sollte, so läge jährlich eine Mehrbelastung von 2 725 868 Millionen vor. Das Gesammteinkommen Irlands, ohne Abzug für ein Existenzminimum wurde auf 76 Millionen Lstr. geschätzt, dasjenige Englands auf 15 - 1600 Millionen. Je nachdem man gewisse Maßstäbe nimmt, stellt sich Irlands Steuerkraft auf 1 : 22 bis 1 : 18. Legt man dies letzte Verhältniß zu Grunde, so hätte Irland 5 380 868 an Steuern zu leisten. Da es indeß 7 568 649 zahlt, so ist es mit 2 187 781 Millionen überlastet. In diesen Berechnungen, die nicht einwandfrei sind, haben die erwähnten 2½ Millionen ihren Ursprung.

Diese stärkere Belastung Irlands hat ihre Ursache darin, daß in Irland ein weitaus größerer Einkommensantheil auf den Genuß gewisser steuerbarer Güter verwandt wird, als in England. Allerdings, nur für Thee ist die Ausgabe per Kopf in Irland absolut größer als in England, nämlich per Jahr 11 sh. 10 d. zu 10 sh. 1 d. Aber wenngleich die Gesammtjahresausgabe für Tabak, Thee, Alkohol, Bier in Irland per Kopf 3 Lstr. 17 sh. 11 d. beträgt, in England aber 5 Lstr. 5 sh., so sind die irischen Einkommen so viel kleiner, daß dieser geringere Konsum abgabepflichtiger Genußmittel eine verhältnißmäßig höhere Steuerbelastung bedeutet.

*) Die Komission einigte sich auf 5 Punkte. Sie erkennt an, daß Irland 1800 und 1853—60 zu sehr belastet wurde. Seine Steuerkraft ist höchstens 1/20 der englischen. Gleiche Steuersätze bedeuten nicht gleiche Steuerlast. Zu Zwecken der Untersuchung sind beide Länder als gesonderte Einheiten zu betrachten.



Diese Thatsache ist nicht zu leugnen. Wenn man dieses Zugeständniß macht, dann hat man dem irischen Empfinden nach eine unverschämte Ausplünderung Irlands durch den stärkeren Partner zugegeben. In diesem Lichte sieht das einige Irland von 1896 die ganze Frage. Man mag hinkommen, wo man will, im loyalen Norden oder im gesetzlosen Süden, überall hört man dieselbe Geschichte von dem „Raub der Sachsen". Und mit keinem Irländer habe ich gesprochen, der nicht in der Hitze der Auseinandersetzung einen Ton anschlug, als seien besagte 2½ Mill. seiner privaten Hosentasche in baar entnommen worden.

Es ist auch nicht zu leugnen, daß der Steuerdruck, der auf der irischen Bevölkerung lastet, ein schwerer werdender ist. Das Land hat seit der Hungersnoth eine Revolution durchgemacht, wie sie kaum jemals dagewesen ist, hat sich aber trotzdem noch nicht von den Schlacken veralteter Wirthschaftsformen befreit. Es betrugen per Kopf

	die direkten Steuern:		die indirekten Steuern:	
	England	Irland	England	Irland
1819	1 Lstr. 1 sh. 8 d.	3 sh. 5 d.	2 Lstr. 8 sh. 7 d.	11 sh.
1893/94	1 „ 0 „ 9 „	6 „ 10 „	1 „ 4 „ 1 „	1 Lstr. 2 „

Das ist sicher kein erfreuliches Bild für Irland. Und man ist nicht im Stande, die Schwere der Steuerbelastung dadurch zu entschuldigen, daß man die besteuerten Waaren als Luxuswaaren bezeichnet. Mit vollem Recht hat die Commission hervorgehoben, daß, was in einem Lande Luxus, im anderen, selbst ärmeren Lande Nothwendigkeit sei. Ein Theezoll von gleicher Höhe in England und Frankreich erhoben, wäre in England eine Steuer auf nothwendige Lebensmittel, in Frankreich eine Steuer auf Luxus. Mit solchen Ausführungen ist indeß die Sache nicht abgethan. Irland zahlt $^1/_{18}$ der von Großbritannien und Irland aufgebrachten Summen. Aber nur $^1/_{30}$ (3,24 %) hiervon kommt den gemeinsamen Ausgaben zu Gute. Von 96,8 Mill. Lstr. gehen 36,2 für sogenannte Local-Expenditure, d. i. für rein englische, schottische oder irische Angelegenheiten auf. Von den 60,6 Mill. die zu Reichszwecken bleiben, zahlt Schottland 10,97 %, England 85,8 %, während sie 73,9 % (England) und 10,63 % der Localexpenditure verursachen. Irland leistet 3,24 % (imperial) und kostet 15,47. Das heißt, die Verwaltung Irlands ist viel kostspieliger, als die Verwaltung der andern Reichstheile. Die innere Verwaltung Großbritanniens kostet 11 s. 5 d. per Kopf, diejenige Irlands 19 s.

7 d. per Kopf. Dies war 1892/93 der Fall. Heute soll die letztere auf 26 sh. gestiegen sein.

Vom Standpunkt des Theoretikers aus ließe sich diese Verwaltung sicher billiger und wirksamer gestalten. Aber in der Praxis liegt vieles anders. Wenn Irland heute und gestern ruhig war, so ist dies, bei der Wandelbarkeit irischer Verhältnisse kein Grund, die Constabulary (Polizei) zu vermindern. Ja, wenn nicht alle Zeichen der Zeit trügen, so ist seit Parnells Tode ein ganz gefährliches Wachsthum der revolutionären Partei vor sich gegangen. Obgleich ein etwaiger Ausbruch kaum als politischer Aufstand zu fürchten wäre, so ist es eine gefährliche Sache, wenn sich in Irland die blutige Hand des Mordes wieder erhebt. Auf der andern Seite liebt der Irländer eine große Zahl von Aemtern und betrachtet deren Verminderung mit ebenso scheelem Blicke, wie die Zusammenlegung kleiner Pachthöfe. Es nimmt dann die Aussicht auf behagliche Stellen ab. Wenn Irland ein eigenes Parlament bekommen sollte, dann mag eine Verminderung der Verwaltungskosten nützlich sein. Die englische Regierung, die heute solche versuchte, würde nur den Haß der irischen Stellenjäger auf sich laden. England selbst hat keinen finanziellen Vortheil von dieser zunehmenden Besteuerung Irlands, die in Folge der Bevölkerungsabnahme bei Vertheilung nach Köpfen wahrhaft erschreckend erscheint. Die Gesammtlast Irlands betrug:

1879/80 bis 31. März 1880	7,28 Mill. Lstr.
1893/94	7,568 Mill. „

Die irische Beisteuer zu den gemeinsamen Ausgaben fiel in dem gleichen Zeitraum von 3,2 Mill. auf 1,96 Mill., während die irische Lokalausgabe von 4,05 auf 5,6 stieg. Es kommt dazu, daß England in Irland eine Armee von ca. 30000 Mann erhalten muß, (Regular Army), die für die Reichspolitik durchaus unverwendbar ist und deren Kosten sich zwischen 2 – 3 Mill. Lstr. stellen. Wenn man alles das berücksichtigt, dann kann man vielleicht sagen, England vermag Irland mit der gegenwärtigen Verwaltung nicht zu regieren, denn die Kosten hierfür sind unverhältnißmäßig hoch. Aber solange diese Regierung andauert, sind die Kosten schwerlich bedeutend zu mindern. Daß sie so hoch sind ist mindestens ebenso die Schuld der ungeberdigen Irländer wie das Verbrechen der „tyrannischen Sachsen“. Wenn unter den heutigen Verhältnissen eine vernünftige und sparsame Reform des „Local Government“ möglich wäre, dann läge die Sache allerdings anders. Aber wie gesagt, wenn

irgendwo, so ist in Irland eine Neigung nach „Jobs" (fetten Aufträgen) vorhanden. Diese Thatsachen verwickeln die Frage in hohem Maße. Es ist unstreitig, daß Irlands Steuerkraft viel höher angespannt ist, als diejenige Englands, doch kommt diese Mehreinnahme nicht dem englischen Steuerzahler zu Gute. Der Irländer verursacht sich selbst hohe Steuerlasten. Indeß hat sich die Mehrheit der Kommission nicht auf diesen Standpunkt gestellt und man muß zugeben nicht ohne gute Gründe. Angenommen Irlands Sonderausgaben nähmen um 2 Mill. ab. Das hieße nicht Steuererleichterung, sondern nur Zunahme des Antheils, den Irland an den gemeinsamen Ausgaben trägt. Dann fände thatsächlich auf Irlands Kosten eine Erleichterung des schottischen und englischen Steuerzahlers statt und solches wäre allerdings ein gewichtiges Argument für Steuernachlaß. Dieser Fall aber liegt nicht vor. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß er eintreten wird. Gewiegte Finanzkenner wie Lord Farrer, Lord Welby und Mr. Currie glauben sogar, daß in absehbarer Zeit das Geld des englischen Steuerzahlers für irische Zwecke werde herhalten müssen und empfehlen aus diesem Grunde die Schaffung einer irischen Finanzabtheilung. Es sind noch Anleihen für rein irische Zwecke zu erwähnen. Ihnen hat die Kommission keine große Bedeutung beigemessen. Von 12 Mill. Lstr., die dem Staat verloren gingen, waren $6^1/_2$ irische Nothstandsdarlehn und wären daher besser als „Free grants" zu behandeln. Da für den Rest eine theilweise Verzinsung stattfindet, zudem die Gewährung der $6^1/_2$ Mill. eigentlich auf politische Beweggründe zurückzuführen ist, ist dieser Moment als nicht belangreich erachtet worden.

Indeß wird von mancher Seite die ganze Berechnung als unhaltbar zurückgewiesen. Man fragt, und vom reinen Steuerstandpunkt wohl mit Recht, wie kann man bei einer örtlich abgegrenzten, durchaus verschieden zusammengesetzten Bevölkerungsmasse von Mehrbelastung gegenüber dem Ganzen reden? Wie wäre es, wenn Wales erklären wollte, es zahle verhältnißmäßig mehr Steuern, als eine beliebige schottische und englische Grafschaft? Es ist nicht zu bestreiten, daß solches der Fall sein kann und gewiß bedauerlich ist, aber eine Finanzpolitik, die alle örtlich zusammengefaßten Menschengruppen in Rücksicht auf Einkommens- und Ausgabenverhältnisse durchaus nach dem Standpunkt individueller Gerechtigkeit behandelt, ist praktisch unausführbar.

Die einzelnen Theile eines Reiches sind nicht als getrennte Einheiten zu behandeln. Darauf hat die Mehrheit der Kommission erwidert, daß nach dem Wortlaut des Unionsvertrages Irland als gesonderte Einheit zu betrachten sei, eine Ansicht, die schwierige Rechtsfragen aufweist und keinesfalls allgemeine Anerkennung gefunden hat. Jedenfalls ist sie eine politisch-formale Anschauung, die nicht den tiefen sozialen Kern des Problems trifft.

Von diesem Standpunkte aus kommt man leicht dazu, Irlands Verwaltungskosten auf Irland zu laden und nur einen festbemessenen Zuschuß zur Reichskasse zu fordern. Eine eigene Finanzabtheilung, zum Mindesten eine besondere Zollverwaltung wäre nothwendig. Eine Entlastung vermöchte indeß nur einzutreten, wenn sich, was zweifelhaft ist, die irische Verwaltung erheblich billiger gestalten ließe. Daß hierzu eine wirkliche Neigung vorhanden ist, muß ich nach Allem, was ich von Irland kenne, bezweifeln.

Eine Herabsetzung der Spiritussteuer auf 5 s. per Gallon wird dem irischen Farmer weniger lockend erscheinen, als das Verschwinden fetter Pfründen in dem Lande weitverbreiteter Arbeits- und Energielosigkeit schmerzlich erscheinen muß. Es muß zudem zweifelhaft bleiben, ob nicht das so entlastete Einkommen durch Mehrverbrauch schließlich doch in die Hände des Finanzministers gelangen wird.

Das aber ist kaum ein Gedankengang, der den Durchschnittsirländer zu der entbrannten, leidenschaftlichen Agitation entflammt. Solche Wünsche mag ein Home Ruler hegen, als ersten Schritt zur Verwirklichung seiner Forderungen. Der Durchschnitts-Irländer wünscht keine billige, sondern eine kostspielige Verwaltung. So groß der Haß des Engländers, vor Allem des nonkonformistischen gegen Dazwischentreten des Staates und gegen bevormundenden Beamtenapparat ist, ebenso groß ist die Sehnsucht des Irländers nach väterlicher Regierung (paternal Government). Ihn blendet die Vorstellung, daß das englische Schatzamt jährlich 2—3 Millionen Lstr. in goldenem Strome über sein Land fließen lasse. Er wünscht, daß jeder Penny, der in Irland erhoben wird, in Irland verwandt wird, nicht aber, daß man kleinliche, kaum wahrnehmbare Ersparnisse einführe. Er zieht es vor, daß das Schatzamt vom Konsumenten die einzelnen Pence sammelt und sie in 100 Lstr.-Noten dem Produzenten als gewinnbringenden „Job“ überweist. Die Kosten der Verwaltung, die er verursacht, will er nicht gegen seine Leistungen aufrechnen lassen, da sein nationales Gefühl gegen diese

Verwaltung ist. Er fordert, daß England ihm die 2½ Millionen herauszahle. Dieser Anschauung gegenüber hat nun Sir David Barbour in einem Sonderbericht hervorgehoben, daß hier eigentlich ein anderes Problem vorliege, als eine Rassenfrage. Er betont, daß nirgends in Europa eine ideale Steuerfassung bestehe, daß es die sog. Luxusartikel der breiten Massen seien, die den Haupttheil des Steuerbedarfes liefern, daß die unteren Klassen durch Thee-, Tabak-, Bier- und Branntwein-Abgaben stärker getroffen werden als die oberen. Das aber sei keine irische Frage, sondern eine europäische Klassenfrage, die nur in Irland wegen des Vorwiegens der unteren Klassen schärfer hervorspringe. Die direkten Steuern Irlands pro Kopf der Bevölkerung sind allerdings in ähnlichem Maße gestiegen wie die indirekten, doch hat das seinen Grund darin, daß vor 1853 eigentliche direkte Abgaben in Irland nicht bestanden.

Wenn man annimmt, daß Schnapstrinken im Gegensatz zum Biertrinken ein Zeichen schlechter Verhältnisse ist, dann ergiebt sich folgendes Bild:

Es beträgt per Kopf	in		
die	England	Schottland	Irland
Alkoholsteuer	8,92 sh.	17,52 sh.	10,77 sh.
Biersteuer	5,77 „	1,75 „	2,64 „

Eine gerechte Reform müßte daher nicht nur den irischen, sondern auch den schottischen Schnapstrinker als den armen Steuerzahler entlasten und sein Theil auf den wohlhabenderen Biertrinker überwälzen. Das aber ist, wie gesagt, eine Klassen-, nicht eine Rassenfrage.

Sir David Barbour greift indeß das ganze Problem noch von einer anderen Seite auf. 60,6 Millionen ist die Höhe der sogenannten Imperial-Expenditure, der gemeinsamen Ausgaben. Irlands Steuerfähigkeit nimmt er zu $1/20$ der Gesammtsteuerkraft an. Darnach hätte Irland 3 Millionen zu den gemeinsamen Ausgaben zu leisten. In Wirklichkeit bleiben in Folge der kostspieligen irischen Lokal-Verwaltung, die nicht $1/20$ der entsprechenden großbritannischen Verwaltung, nämlich 1,81 Millionen beträgt, sondern 3,7 Millionen, nur 1,97 Millionen für Reichszwecke übrig. Also zahlt Irland mehr als 1 Million zu wenig. Nun könnte man darauf erwidern, daß Irland an den Reichszwecken in keiner Weise interessirt sei. Aber wenn man nur bedenkt, daß gerade für irische Intelligenz und Thatkraft das englische Kolonialreich von höchster

Bedeutung ist, wird man diesen Einwand nicht schwer nehmen. Und wenn man den Gedanken, daß Irland als Agrarland an der Flotte, die den englischen Getreideimport schützt, in keiner Weise interessirt sei, durchdenkt, dann kommt man zu Forderungen, die das Aufbrechen aller europäischer Staaten in eine Menge ebenso kleiner als kurzsichtiger Interessentengruppen zur Folge haben müßten.

Das sind die Hauptpunkte, um welche in dem großen Kampfe der nächsten Monate gestritten werden wird. Wenn Irland für Steuererhebung als gesonderte Einheit zu betrachten ist, dann muß dies auch betreffs der Steuerverwendung der Fall sein, sagen die Einen. Wenn dies letztere nicht geschieht, dann ist auch das erstere unzulässig. Andere halten dafür, daß auf Grund des Unionsvertrages die irische Steuerfähigkeit getrennt zu berechnen sei, dagegen diese Trennung bei Ausgaben nicht in Betracht komme.

Es läßt sich über diese Dinge mit den Waffen der Logik lange streiten. Aber längst sind diese Fragen auf den Markt des Lebens hinausgetragen worden. Die irische Gentry, die so oft die Gelegenheit zur Führerschaft des Volkes ungenutzt vorübergehen ließ, nimmt diesmal eine leitende Stellung im Staate ein und ein einiger und lauter Ruf nach „Herausbezahlen" schallt übers Meer. Eine Herabminderung der Steuerlast durch niedrigere irische Konsumabgaben, die zu einer Zollgrenze gegen England führen müßte, ist nicht wahrscheinlich, da sich außer den oben erwähnten Gründen hiergegen auch das unionistische Gefühl sträuben dürfte.

So lautet die Frage heute, wird die Regierung Geld hergeben? Die Gerechtigkeit des Falles beginnt Nebensache zu werden, die politische Machtstellung wird entscheidend sein. Und der irische Landlord, der in diesem Sommer durch einen neuen Landakt schwer gekränkt wurde, scheint seinen sozialen Einfluß mit der leidenschaftlichen Agitationskraft der populären Parteien Irlands vereinen zu wollen. — Kann eine englische Regierung es wagen, Englands Steuerzahlern 2—3 Millionen Lstr. aufzuerlegen, auf Grund einer durchaus nicht einwandsfreien Gerechtigkeitsforderung? Es ist wahr, der starre Gerechtigkeitssinn ist in England, wenn er einmal geweckt ist, mächtiger als anderswo. Das nonkonformistische Gewissen, sein stärkster Hort, ist zu erwecken.

Werden indeß die etwaigen Gewissensbisse zu rührenden Thaten führen? Sind nicht selbst die empfindlichsten Gewissen in Steuerfragen ziemlich widerstandsfähig?

Einzelne irische Führer drohen mit Steuerverweigerung, d. h.

da der ganze Streit sich um indirekte Steuern dreht, mit der Einschränkung des Schnapstrinkens. Das wäre sicher der einfachste Weg der Lösung, durchaus gesetzlich und äußerst zuträglich. Als bittere Drohung aufgefaßt, zeigt er die Liebhaberei irischer Politiker für heroische Mittel, die die Herzen ihrer Anhänger jubeln machte.*)

Ein glattes „Nein“ der Regierung wäre verständlich, zumal kaum zu erwarten steht, daß Irland aus einer neuen Gabe, die einem Gerechtigkeits-, nicht einem Zweckmäßigkeitsbedürfniß entstammt, dauernden Nutzen ziehen wird.**) Es erscheint zweifelhaft, ob die Regierung hierzu die Kraft haben wird. Es ist zudem ganz sicher, daß die $2^1/_2$ Mill. die gefährlichste Waffe für Home-Rule sein werden, die sich je in der Hand irischer Politiker fand. Die andern „Verbrechen der Sachsen“ sind verjährte, körperlose Schandthaten, oft mehr Sage als Geschichte. Dem vorhandenen gefühlsmäßigen Haß bietet sich jetzt aber eine feste Form. England zu zürnen, weil Cromwell irgend einem bauernschindenden O'Connor ein Stück Land abnahm, ist nicht etwas, das heute eine neue große Bewegung zu erzeugen vermöchte. Aber ein Haß, dessen Ursache sich in der knappen Form einer starren Zahl ausdrücken läßt, der jedem durch selbst erlittene Beraubung berechtigt zu sein scheint, ein solcher Haß, der alle Klassen der irischen Bevölkerung durchzuckt, mag einer englischen Regierung zu denken geben. Die wägende Gerechtigkeit wird einflußlos sein. Irland sucht einen Sündenbock für seine Leiden. Es hat ihn noch immer gefunden. Trotzdem aber wird die Regierung kaum volle 2—3 Mill. bewilligen. Sie wird einen Kompromiß zu schließen suchen. Kompromiß machen ist in England ein sicheres Mittel allzu wilden Forderungen den Boden zu entziehen. Der wenig geschäftsmäßigen Natur der Irländer ist jeder Kompromiß ein Anreiz zu Mehrforderungen. Wenn England 3 Mill. hergäbe, dann verlangte Irland noch sicher nach 3 × 96 Mill. als Vergütung für die Mehrbesteuerung während der Dauer der Union. „Wir danken für kein Zugeständniß, sagte mir ein bekannter irischer Führer. „Wir nehmen alles an, aber ohne

*) Es wird bereits viel von der Steuerverweigerung Bostons, einer der Ursachen des amerik. Unabhängigkeitskrieges, geredet. Lord Castletown, ein Mitglied der Steuererlaß verlangenden Aristokratie, ist bereits von dem ehemaligen Dynamitarden John Daly als Nachfolger Washingtons proklamirt worden. (Limerick 30. 12. 96).

**) Außer wenn hiermit eine Herabsetzung der Eisenbahn-Tarife versucht würde.

auf irgend eine unserer Forderungen zu verzichten." Trotzdem wird dieser Weg wohl der einzig gangbare sein. Und wenn die Regierung weitsichtig genug wäre, kleine Geldsummen ins Land zu werfen, um denen, die die Steuern nicht bezahlt haben und deshalb am lautesten schreien, einen „Job" zu verschaffen, dann wäre vielleicht eine gute Gelegenheit für sie zur Hand.

Wenn sie die Forderungen des oben erwähnten Rezeß-Komitees aufnähme, und ein Ackerbauministerium mit den nöthigen Kompetenzen und hinreichenden Geldmitteln gründen wollte, dann könnte die ausgedehnte wirthschaftliche Erziehung des irischen Volkes beginnen.

Wenn man liest, daß bessere Behandlung des Heus jährlich einen Mehrertrag von 1½ Mill. Lstr. ergeben könnte, eine bessere Behandlung der Butter 1 Mill., eine ausreichende Drainirung von 6 Mill. acres (fast ⅓ der Gesammtoberfläche) eine Zunahme des Rentenwerths um 3 Mill. Lstr. jährlich, eine bessere Fütterung des Viehs nach etwa 5 Jahren 12 Mill. Lstr., dann liegt es nahe, dem Irländer zuzurufen: es mag sein, daß England Euch um 3 Mill. bestiehlt, Ihr selbst aber bestehlt Euch um 15!

Die nächsten Monate werden ein Ergebniß bringen. Es ist möglich, daß die irische Frage wieder einmal an einem Wendepunkt angekommen ist, wo für lange kommende Jahre die Entscheidung fallen muß.

Es ist fraglich, ob die irischen Politiker weise genug sind, um die demokratischen Regierungsformen Englands zu beider Länder dauerndem Nutzen zu verwenden. Es ist fraglich, ob die auf demokratischer Grundlage ruhende englische Regierung stark genug ist, um unweise irische Forderungen abzulehnen. Eines aber erscheint unwiderleglich: nicht Finanz-Reform noch Home-Rule werden Irland eine glückliche Zukunft sichern, ehe nicht Irlands leitende Männer ihre wirthschaftlichen und politischen Ideale der Rüstkammer der Zukunft entnehmen, die sie immer noch in den verstaubten Winkeln der Vergangenheit suchen.

Kaiser Wilhelm I. in seiner Bedeutung für Handel und Industrie.

Vortrag bei einem von dem Verein Berliner Kaufleute und Industrieller und dem Zentral-Ausschuß kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine veranstalteten Festakt am 19. März

von

Hans Delbrück.

(Nach dem stenographischen Bericht.)

Hochgeehrte Festversammlung!

Die Feier, die wir begehen, ist ein Blatt in dem mächtigen Kranze der Liebe und Dankbarkeit, der in diesen Tagen an dem Grabe Kaiser Wilhelm I. niedergelegt wird. Erst neun Jahre ist's her, daß er uns entrissen wurde, und schon dürfen wir die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages begehen. Es wird kaum jemand unter uns sein, der ihn nicht noch persönlich gekannt, gegrüßt, ihm zugejubelt hat. Und die als Knaben einmal dabei gewesen sind, wenn um 1 Uhr am Denkmal Friedrichs des Großen das Volk sich sammelte in der Erwartung, daß der alte Kaiser an's Fenster trete, um die Wache zu begrüßen, denen wird das Herz noch warm werden, wenn sie dereinst nach vielen Jahren den Enkeln wiedererzählen von dem Anblick. Ich erinnere mich noch, mit welcher Ehrerbietung ich als Knabe zu einem alten Herrn emporgeschaut, dem Großvater eines meiner Spielkameraden, von dem uns gesagt wurde, daß er als Junge noch den alten Fritz gesehen. So schließt sich Generation an Generation und die Erinnerung an die erhabenen Gestalten der Vergangenheit stärkt die Kraft des lebenden Geschlechts in den Kämpfen der Gegenwart.

Aber mein Zweck ist es heute nicht, ein Lebens- und Charakterbild unseres alten Herrn vor Ihnen zu entwerfen, sondern mir ist eine andere bestimmte Aufgabe gesetzt: seine Bedeutung, die Bedeutung seiner Regierung für Handel und Gewerbe darzulegen. Da stößt uns sofort eine Schwierigkeit auf, die Jeder, der eine lebendige Vorstellung von dem alten Kaiser besitzt, empfunden haben wird. Kaiser Wilhelm I. hat keineswegs unter den vielen Zweigen des öffentlichen Daseins ein besonders nahes Verhältniß zu Handel und Industrie oder Gewerbe gehabt. Er hat nicht etwa da seine persönliche Kraft am meisten eingesetzt, etwa auf diesem Gebiet das meiste geleistet, so daß er aus diesem Grunde von dieser Stelle aus am besten charakterisirt werden könnte. Aber gerade diese negative Eigenschaft wird uns sofort weiter helfen zu einem sehr glücklichen Schlaglicht auf seine Persönlichkeit. Der Kaiser beschränkte sich auf das, was ihm am nächsten lag und was er glaubte, am sichersten und besten zu verstehen, und für die anderen unendlichen Zweige des öffentlichen Lebens berief er die Männer, die er am fähigsten dazu hielt und überließ ihnen diese Verwaltung. Ich kann darüber aus meiner eigenen Erinnerung etwas erzählen. Als im Jahre 1877 das neue schöne Gebäude der Reichsbank fertig geworden war, wurde es den kaiserlichen Herrschaften gezeigt. Bei der Gelegenheit hielt der Reichsbankpräsident eine Ansprache an den Kaiser, und dieser erwiderte sie mit einigen kurzen Worten. Diese kleine Rede des Kaisers ist nicht veröffentlicht worden, ich habe jetzt vergebens die Zeitungen darüber nachgesehen nnd auch in der Reichsbank hatte man keine Aufzeichnung davon. Aber ich selbst war damals als junger Mann Erzieher des jüngsten Sohnes des Kronprinzen, des in früher Jugend verstorbenen Prinzen Waldemar, und als solcher habe ich jene Ansprache mit angehört, und erinnere mich ihrer sehr genau. Der Kaiser sagte, er habe das höchste Interesse füe Handel und Gewerbe, die gewissermaßen ihren Mittelpunkt in der Bank fänden, denn er wisse sehr gut, daß die Armee in ihrer Stärke und Tüchtigkeit nicht erhalten werden könne, ohne eine gedeihliche nnd blühende Volkswirthschaft. Das war seine Anschauung: in der Armee lebte und webte er, ihr wendete er sein ganzes Interesse zu, auf sie bezog er und von dieser Stelle aus überblickte er alles übrige. Die Aelteren unter uns werden sich noch erinnern, daß es eine Zeit gegeben hat, wo man diese Beschränkung des Kaisers scharf kritisirte, ja sogar bespöttelte, aber ich denke, es werden wenige gewesen sein, die nicht eines

Tages diese Kritik nicht nur ganz und gar zurückgenommen, sondern sich auch gesagt haben: diese Selbstbeschränkung gerade war die höchste Weisheit. Niemals ist das Wort Goethe's besser anwendbar gewesen als hier: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Der Kaiser hielt seinen prüfenden und wohlwollenden Blick über das Ganze, aber für seine persönliche Thätigkeit hatte er nur sein ganz bestimmtes Gebiet: die Armee. Und von dieser speziellen Betrachtung aus können wir nun weiter zu einem tieferen Einblick in seinen Charakter gelangen. Wenn spätere Zeiten auf die Epoche Kaiser Wilhelms I. zurückkommen und seine Person ins Auge fassen werden, so wird ihnen als das Wunderbarste und vielleicht Schönste und Anmuthigste erscheinen, daß es diesem schlichten und einfachen Manne gelungen ist, zwischen zwei solchen gewaltigen Riesen wie Bismarck und Moltke zu stehen und von ihnen nicht verdunkelt zu werden; ja, in der Liebe und Verehrung des Volkes nicht nur neben, sondern über ihnen sich zu behaupten. Das war nicht etwa bloß, weil er eben der König war, denn es hat andere Verhältnisse in der Weltgeschichte gegeben, die sonst ähnlich, in dieser Beziehung aber nicht analog sind. Frankreich ist groß gemacht worden durch den mächtigen Kardinal Richelieu, aber Richelieu hat die Figur seines Königs, Ludwigs XIII. von Frankreich vollkommen verdrängt, und es ist daher das persönliche Verdienst Kaiser Wilhelms I., daß er neben dem unvergleichlichen Staatsmann und neben dem unübertrefflichen Feldherrn in ganz einziger Weise die Würde des Königthums dargestellt und festgehalten hat.

Durch welche wunderbare Eigenschaft ist ihm das gelungen? Ich denke, man muß es dadurch erklären, daß er zwei ganz entgegengesetzte Strömungen in sich vereinigte. Zuerst jene Selbstbeschränkung, die mit Bescheidenheit die Berufenen ihres Amtes walten ließ. Aber mit der Bescheidenheit allein ist es nicht gethan. Bescheiden, demüthig sogar war er als Mensch, aber er hatte ein sehr stolzes Bewußtsein von der Höhe und Würde seines Königthums. Wenn es ihn persönlich anging, so drückte er sich auch darüber unendlich einfach aus. Erst vor wenigen Tagen habe ich einen kleinen Zug erzählen hören, den ich glaube auch hier einflechten zu dürfen. Einer seiner ehemaligen Flügeladjutanten erzählte mir, wie einmal ein alter Bekannter zum Kaiser gekommen, der lange nicht in Berlin gewesen war, und wie man von den Veränderungen gegenüber dem ehemaligen Berlin gesprochen, da habe der Kaiser

die Wendung gebraucht: „Als ich mein jetziges Amt noch nicht bekleidete,“ d. h. als ich noch nicht König war. So einfach sprach er von seinem Königthum als einem Amt. Aber das verkenne man nicht: er war durch und durch davon durchdrungen, daß dieses Amt ein einziges, schlechthin unvergleichliches ist — wie man es nennt und wie er es gern hervorhob, „von Gottes Gnaden“, das Amt, das nicht von Menschen verliehen wird, sondern nur von Gott gegeben. Diese wunderbare Vereinigung von menschlichster Bescheidenheit und königlichem Bewußtsein gab Kaiser Wilhelm die Fähigkeit, die staatsmännischen und strategischen Größen neben sich stehen zu sehen und sich doch neben und über ihnen zu behaupten.

Meine Herrschaften! Wenn wir von Handel und Industrie ausgehend zu einem Blick auf den Charakter Kaiser Wilhelms I. gelangt sind, einem Eindruck so herzerquickend und anmuthig, wie immer, wenn man das Bild des alten Herrn sich einmal wieder vor Augen hält, so kehren wir nun den Standpunkt um und fragen: wie hat sich Handel und Wandel zu seiner Regierung verhalten, welche Bedeutung hat diese Regierung für Handel und Industrie? Da liegt es nahe, ein Bild von dem glänzenden wirthschaftlichen Aufschwunge zu entwerfen, den diese Epoche aufzuweisen hat. Namentlich uns Berliner kann jeder Schritt auf der Straße, wenn wir uns so weit zurückdenken und vergleichen, lehren, welch' ein Reichthum sich hier im letzten Menschenalter angesammelt hat. Häuser, Straßen, Brücken, das Licht, selbst das Wasser und die Luft, ehedem dumpf und trübe, erstrahlen jetzt in Helle und Reinheit, sind erneuert und verschönert.

Aber in solchen Bildern will ich mich nicht ergehen. Noch weniger will ich nun etwa Ihnen in Thatsachen vorführen, was alles geleistet worden ist. Das würde ein Werk der Statistik sein. Ich könnte dann etwa anfangen auf einem Gebiete, von dem man nicht gerne spricht vor einer Festversammlung, nämlich dem Steuerwesen. Als König Wilhelm an die Regierung kam, zog der Staat aus der ganzen Einkommensteuer 9 Millionen, aus der Einkommen- und Klassensteuer zusammen 36 Millionen Mark, heute sind es 126 Millionen. Die Zahlen sind nicht ohne Weiteres vergleichbar. Es sind die neuen Provinzen hinzugekommen; auf den höheren Stufen ist die Steuer heraufgesetzt worden, auf den mittleren herab, die unteren sind ganz aufgehoben; es sind andere Einschätzungsmethoden gefunden worden. Also recht vergleichbar sind die Zahlen nicht. Aber es kommt ja auf eine Anzahl

Millionen nicht an, man braucht nur neben einander zu halten 36 und 126, um zu sehen, welchen Aufschwung der Wohlstand in dieser Zeit genommen hat. Aber wenn ich nun so fortfahren und sagen wollte: so viel lag damals in den Sparkassen, soviel heute; soviel Export damals, soviel heute, soviel Kaffee, soviel Zucker, soviel Eisen, soviel Korn, soviel Kohlen, soviel Bier, soviel Fleisch auf den Kopf sind verbraucht, so würde Ihre Aufmerksamkeit wohl nicht lange vorhalten. Um so weniger würde uns solche Betrachtung zum Ziel führen, als dieser Umschwung Deutschland nicht ausschließlich betrifft, sondern allen Kulturländern gemeinsam ist, auch denjenigen, welche erst in dieser Zeit aus der Barbarei aufgetaucht sind, wie etwa Rumänien. Namentlich Frankreich, England und Oesterreich haben ebenfalls große Fortschritte gemacht und man müßte erst untersuchen: wer hat den größten Fortschritt aufzuweisen? Ich glaube Sie sind mit mir einig: nach dieser Seite dürfen wir uns nicht so sehr verbreiten, wir müssen uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen: ein unermeßlicher Fortschritt ist zu konstatiren, ist notorisch, wir brauchen nicht auf Einzelheiten einzugehen. Ich will das Thema also von einer anderen Seite anfassen, und zwar von einer Seite, die ich aus der persönlichen Anschauung Kaiser Wilhelms selbst entnehmen kann, eben aus der kleinen Ansprache, die er in der Reichsbank gehalten hat. Sie stellte, wie wir sahen, Handel und Industrie unter den Gesichtspunkt: was leisten sie für die Kraft des Staates? Hieran anknüpfend können wir unserem Thema eine allgemeine theoretische Seite abgewinnen: wir fragen: wie verhalten sich generell Handel und Wandel, Industrie und Gewerbe zur politischen Macht, in welcher Wechselwirkung stehen sie zu einander?

Die eine Seite dieser Frage, daß ein Staat nur dann eine große Macht, ein großes Heer und eine starke Flotte aufbieten kann, wenn ein blühendes wirthschaftliches Leben vorhanden ist, ist leicht einzusehen. Ohne Geld keine Armee. Ebenso wichtig aber ist die andere Seite: was thut und leistet die Macht des Staates und in wiefern ist sie nöthig für das Gedeihen des wirthschaftlichen Lebens?

Gehen wir aus von einer historischen Erfahrung und zwar einer Erfahrung am Körper unsers eigenen Volkes.

Es pflegt heute fast als etwas Selbstverständliches angesehen zu werden, daß das erste Handels- und Industrievolk der Welt die Engländer seien. Man weist hin auf die insulare Lage, die schönen natürlichen Häfen, den fruchtbaren Boden, die Kohlenschätze

und Erzlager. Ganz recht, aber es hat eine Zeit gegeben, wo England in Handel und Wandel sehr weit zurück war und wo die Deutschen und neben den Deutschen das Volk, das heute am allerweitesten zurück ist, die Italiener, die großen Handels- und Industrievölker waren. Das war die Zeit der deutschen Hansa, in welcher Zeit auch in Italien die großen Handelsrepubliken Genua, Venedig, Mailand, Florenz und so viele andere in Blüthe standen. Wie ist es nun gekommen, daß die Hansa, von der man heute noch singt und sagt, in Deutschland groß war zu einer Zeit, wo England noch ganz unentwickelt war? Die Hansa hat geblüht in einer Zeit, wo das Kaiserthum in Deutschland am allertiefsten stand. Die gewaltigen sächsischen, salischen und Staufenkaiser hatten Deutschland groß gemacht, aber nachdem der letzte Staufe Konradin fern im Süden, in Neapel, sein junges Leben auf dem Schaffot geendet, ist das deutsche Kaiserthum bis in unsere Tage nicht wieder stark geworden, und es begannen die Zeiten des „elenden Reichs". Aber in diesem elenden Reich haben Jahrhunderte lang die Städte geblüht, als sie sich zu ihrem Hansa-Bunde zusammenschlossen. Wodurch haben sie das erreicht? Neue Untersuchungen haben es völlig klar gestellt. Die Städte in Deutschland hatten ihre großen kommerziellen Erfolge durch eine überaus geschickte Handelspolitik; sie waren regiert von einem Rath, der wesentlich aus der Kaufmannschaft hervorging. Diese Städte — man nannte sie Reichs- und freie Städte — waren so gut wie kleine Staaten, die ihre eigene Politik treiben konnten, und die nun diese Politik ganz nach kaufmännischen und merkantilen Gesichtspunkten einrichteten.

Allenthalben, in Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England hatten sie es durchzusetzen gewußt, daß die einheimischen Fürsten ihnen nicht nur Rechtsschutz gewährten, sondern auch Privilegien und sie sogar ihren eigenen Unterthanen vorzogen, und dadurch geschah es, daß der deutsche Kaufmann, der sich zu diesem Hansa-Bund zusammenthat, den ganzen Norden Europas mit seinen Schiffen kommerziell beherrschte. Von Nowgorod bis London waren alle Städte mit deutschen Kontoren besetzt. Also der deutsche Kaufmann ist einmal groß geworden nicht durch das Reich, sondern gerade, weil das Reich ihn sich selbst überließ, und die anderen Länder, an sich zum Theil von ebenso hoher Kultur wie Deutschland, kamen nicht vorwärts, weil sie von ihren eigenen Königen nicht in ihrem Handelswesen genügend geschützt und gefördert wurden.

Es war nicht bloß der deutsche Kaufmann, den das Reich sich

selbst überließ. Das Reich war so aufgelöst, daß jeder Stand eigentlich für sich lebte. Die deutsche Ritterschaft that sich zusammen im deutschen Orden, eroberte Preußen und setzte an die Stelle des eingeborenen Stammes deutsche Bevölkerung. Von dieser Leistung des deutschen Ritterthums ist bis auf unsere Tage etwas unermeßlich Wichtiges übrig geblieben. Die deutschen Grenzen sind an dieser Stelle dauernd erweitert, die Mündungen der Weichsel, des Pregel und Memel sind mit deutschen Städten besetzt, und als ganz Deutschland iu die Hände des großen korsischen Eroberers gefallen war, blieb diese alte Ritterkolonie die letzte Zuflucht König Friedrich Wilhelms III., hier sammelten sich die letzten Deutschen unter dem schwarzweißen Banner und von hier aus konnte die neue Erhebung Deutschlands ihren Ausgang nehmen.

Also die Ritter, die eine wirkliche Herrschaft, eine politische Macht aufrichteten, haben doch noch etwas Dauernderes geschaffen als der Kaufmann trotz aller Herrlichkeit der Hansa. Was ist von ihr übrig geblieben? Eine Reihe schöner Bauten, Kirchen, Rathhäuser in Lübeck, Stralsund, Greifswald und anderen Städten des Ost- und Nordsee-Gebiets. Das ist Alles.

Woran ist nun das kaufmännische hansasche Wesen zu Grunde gegangen? Man hat früher gemeint, die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien seien die Ursache. Das ist als unrichtig nachgewiesen, denn erst nach dem Verfall der Hansa sind diese neuen Handelswege wirklich bedeutsam geworden. Man hat den dreißigjährigen Krieg für schuldig erklärt. Gewiß, der dreißigjährige Krieg hat auch das seine gethan, aber auch da war die eigentliche Blüthe schon vorbei. Bereits bald nach der Reformation ist der Verfall eingetreten, und zwar darum, weil in den Staaten, die das eigentliche Arbeitsfeld der Hansa bildeten, allmählich ein Verständniß für Handelswesen erwachte und dieses Verständniß sehr bald dazu führte, daß die Regierenden sich sagten: wozu lassen wir hier den deutschen Kaufmann wirthschaften — das wenden wir unseren eigenen Staatsangehörigen zu.

So wurden die Hansaleute in Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, den Niederlanden von den Königen ihrer Privilegien beraubt und ausgeschlossen Die politische Macht wandte sich jetzt gegen sie und sie hatten ihrerseits nicht die Macht, sich dagegen zu behaupten. Lübeck hat unter dem stürmischen Bürgermeister Wullenweber einen letzten Versuch gemacht, die Herrschaft über den Sund zu erwerben, aber die Hansa-Städte waren unter sich selbst

uneinig und Wullenweber ist darüber zu Grunde gegangen. Die Städte waren nicht mächtig genug, und das Reich konnte nichts thun und wollte auch nichts thun, es hatte ganz andere Interessen und war nach anderen Richtungen engagirt.

So war also die Blüthe der Hansa nur eine vorübergehende, und es kam bald noch schlimmer. Auf den Niedergang folgte allmählich ein vollständiger Verfall, ein Verfall, dessen Spuren noch heute nicht ganz verblichen sind. Wenn man fragt, wo sind die blühenden Dörfer geblieben, die vor Zeiten auf jenen Stätten gestanden haben, so ist die Antwort immer: der dreißigjährige Krieg hat sie verschlungen, er hat die Kulturblüthe Deutschlands geknickt. Das ist richtig, aber es genügt nicht. Nicht blos Deutschland hat einen so verwüstenden Krieg durchmachen müssen; Frankreich hat die Hugenottenkriege, die ebenfalls dreißig Jahre dauerten, durchgemacht und vorher einen hundertjährigen Krieg mit England, den Krieg, der durch die Jungfrau von Orleans endlich zu Gunsten Frankreichs entschieden wurde. Andere Völker also haben Aehnliches erduldet und überwunden. Den Deutschen aber gelang es nicht, sich aus dem Elend des dreißigjährigen Krieges wieder emporzuarbeiten, weil die einzelnen Landschaften sich gegen einander abschlossen und die natürliche Zirkulation der Säfte in dem großen Volkskörper allenthalben unterbunden wurde.

Nehmen wir als Beispiel hier unsere Gegend! Die obere Oder mit Schlesien gehörte Oesterreich, die mittlere dem Kurfürsten von Brandenburg, die untere mit Stettin Schweden. Nun entstand eine gewaltige Eifersucht zwischen den Oesterreichern, Schweden und Brandenburgern, die den Handel an ihre Städte Breslau, Frankfurt und Stettin zu reißen suchten, und sie chikanirten sich gegenseitig so, daß endlich in allen drei Städten der Handel zu Grunde ging. Die Schiffe, die die Oder herunter kamen, wurden mit so vielen Plackereien behelligt, daß der Wasserweg, der damals noch viel wichtiger war, als heute, nahezu unbrauchbar wurde. Am Rhein ist im achtzehnten Jahrhundert der Handel zwar nicht eingeschlafen, aber wer den Rhein herunter fahren wollte, mußte auf dem einen Ufer an 15 und auf dem andern an 17 Stellen Zoll bezahlen. Daß der Handel dabei nicht gedeihen konnte, war natürlich. Aber es kam immer wieder ein neuer Bischof, Abt, Fürst oder Ritter und erhob seinen Tribut. Man hatte wieder einmal die Henne, die die goldenen Eier legte, geschlachtet. Dazu kam, daß Niemand etwas that für die Erhaltung und Pflege der

Wasserstraßen, weil Jeder es nicht dem Andern zu Gute kommen lassen wollte. Der dreißigjährige Krieg also hat wohl den deutschen Wohlstand zerstört, der Partikularismus aber ist es gewesen, der ihn nicht hat wieder aufleben lassen. Dieselbe Auflösung des Reichs, die anfänglich, so lange die andern Völker noch nicht die rechte Einsicht hatten, dem deutschen Kaufmann zu Gute gekommen war, gereichte ihm jetzt zum Verderben. England und Frankreich waren große geschlossene Wirthschaftsgebiete, die von klugen Staatsmännern geleitet, ihre natürlichen Kräfte entwickelten. In Deutschland konnte etwas Aehnliches nur da geschehen, wo der Fortgang der Geschichte wieder größere Gebiete zusammenschweißte.

Kommen wir wieder auf unser Beispiel, die Oder! Als Friedrich Wilhelm I. die untere Oder mit Stettin und der alte Fritz die obere Oder mit Breslau erworben hatte, war es möglich, die natürlichen Vortheile dieser Wasserstraße wirklich auszunutzen. Schon der Große Kurfürst hatte oberhalb Berlins die Oder durch einen Kanal mit der Spree verbunden, Friedrich der Große schuf den Finow-Kanal unterhalb Berlins und so war hier ein Netz von Wasserstraßen entstanden, auf dem ein lebhafter Verkehr sich entwickelte. Also erst in dem Augenblicke, wo wieder politische Macht da war, wo ein Staat anfing, zu entstehen, war auch in Deutschland wieder die Möglichkeit für ein allmähliches neues Emporwachsen von Handel, Wandel und Industrie gegeben.

Beleuchten wir die Wechselwirkung von Politik und Wirthschaftsleben noch an einem speziellen Beispiel, der Geschichte Berlins.

Wie oft ist schon die Frage aufgeworfen: Wie kommt es, daß die Hauptstadt des Reiches gerade an dieser Stelle liegt? Berlin ist ja nicht entfernt der Mittelpunkt des Landes und Berlin ist in Bezug auf die natürliche Lage nicht zu vergleichen mit London oder Paris. London liegt an einer Stelle der Themse, bis zu der die größten Seeschiffe heraufkommen können, sodaß es zugleich See- und Landstadt ist. Kleine Seeschiffe können auch die Seine hinauf bis Paris. In Deutschland liegt z. B. Cöln sehr viel besser, als Berlin — die Seeschiffe im Mittelalter fuhren auch bis nach Cöln hinauf — und Magdeburg liegt ebensowohl in einer viel fruchtbareren Gegend, wie an einem viel größeren Strom, wie endlich mehr in der Mitte von Deutschland als Berlin. Immerhin ist auch die Spree kein verächtlicher Wasserlauf, sondern für den Handel besonders

gut zu gebrauchen, wegen seines Wasserreichthums und wegen seines geringen Gefälles, das eine leichte Bergfahrt ermöglicht. Berlin liegt nun an derjenigen Stelle, wo die Spree für die Verbindung von Ost nach West den besten Uebergang bietet. Hier ist der natürliche Mittelpunkt der Mark Brandenburg, und die schon erwähnten Kanäle, die der große Kurfürst und der große König bauten, thaten das Uebrige, um Berlin zu einem Zentral-Handelspunkt für ein sehr weites Gebiet zu machen. Sehr wichtig war endlich, daß die Kurfürsten von Brandenburg naturgemäß hier im Mittelpunkt ihrer Landschaft residirten, daß hier eine große Hofhaltung sich entfaltete, endlich ein zahlreiches Beamtenthum und eine bedeutende Garnison die Stadt vergrößerten und einen kaufkräftigen Kundenkreis darboten. Als der große Kurfürst nach Berlin kam, war es ein Städtchen von 6000 Einwohnern. Zu Beginn unseres Jahrhunderts hatte es nahezu 200 000 Einwohner und war damit schon, wenn wir von Wien absehen, die bei Weitem größte Stadt Deutschlands. Als König Wilhelm zur Regierung kam, hatte Berlin etwa eine halbe Million Einwohner, aber als er starb, da hatte es das Dreifache, und jetzt hat es nahezu zwei, mit den Vororten weit über zwei Millionen Einwohner*). Bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelms sehen wir ein fortwährendes, aber doch nicht sprunghaftes Emporsteigen, aber von seinem Regierungsantritt an ein ganz gewaltiges Emporschnellen, das in gar keinem Verhältniß steht zu allem, was vorherging.

Wie ist das gekommen? Von Neuem hat die Politik mit einer ganz besonderen Naturbevorzugung, die Berlin eigenthümlich ist, zusammengegriffen. Berlin liegt mitten in einer Ebene, einer zwar ganz unfruchtbaren, aber doch einer Ebene, und das erwies sich als ein großer Vorzug, als die Eisenbahnen aufkamen. Zuerst war das Publikum den Eisenbahnen gegenüber sehr mißtrauisch und Preußen hat auf diesem Gebiet nicht den Vortritt ge-

*)

1648	hatte	Berlin	etwa	6000	Einwohner.
1700	"	"	"	50000	"
1740	"	"	"	90000	"
1786	"	"	"	150000	"
1804	"	"	"	182000	"
1820	"	"	"	200000	"
1840	"	"	"	320000	"
1850	"	"	"	420000	"
1860	"	"	"	520000	"
1888	"	"	"	1500000	"

habt. Die erste Eisenbahn war die von Nürnberg nach Fürth, dann kam die von Leipzig nach Dresden. Als man nun aber erkannte, daß der Eisenbahnbau etwas sehr Vortheilhaftes sei, da fanden sich sehr schnell eine Reihe von Privatgesellschaften, die auf Aktien Eisenbahnen nach Berlin bauen wollten, erstens weil Berlin schon ein großer Mittelpunkt war, und zweitens, weil von Berlin die Eisenbahnen sich sehr billig bauen ließen und eine Rente versprachen. Frankfurt a. M. und Köln waren Städte, die in gewisser Beziehung damals noch mit Berlin wirthschaftlich konkurriren konnten, aber nicht weit von diesen Städten begannen Gebirge, die dem Eisenbahnbau große technische Schwierigkeiten in den Weg legten. Solche Schwierigkeiten gab es in der Mark nicht und sehr schnell bildeten sich Gesellschaften, die für den Bau der Linien Berlin-Potsdam – Magdeburg, Berlin – Halle – Leipzig – Dresden, Berlin - Stettin, Berlin—Hamburg das nöthige Kapital zusammenbrachten, und diese natürliche Bewegung zu Gunsten Berlins wurde sofort wieder vom Staate unterstützt. Der Staat erkannte, welch eine große strategische Bedeutung die Eisenbahn habe, und da sich für die Verbindungen nach Osten keine Privatgesellschaften finden wollten, so kam er zuerst für eine Bahn von Berlin über Frankfurt nach Breslau mit einer Zinsgarantie zu Hülfe und baute selber als erste Staatsbahn die Ostbahn von Berlin nach Königsberg. Nun war Berlin die erste große Stadt, die nach allen Seiten ein strahlenförmig durchgebildetes Eisenbahnnetz hatte, und dadurch wurde es der Mittelpunkt des gewerblichen und kommerziellen Lebens von Deutschland. Die Ostbahn leitete den ganzen, so wichtigen Produktenhandel nach Berlin. Breslau, Stettin, Hamburg, Magdeburg, Leipzig verkehrten miteinander über Berlin; die Großindustrie regte die Flügel und schuf einen neuen Erwerbszweig nach dem andern; Berlin wurde auch der erste Geldplatz von Deutschland. Das ist geschehen in den 40er und 50er Jahren unter Friedrich Wilhelm IV., aber die großen Wirkungen kamen natürlich nicht sofort, sondern etwas später, unter Wilhelm I., und als nun unter diesem König der neue politische Aufschwung einsetzte, als die Schlachten von Königgrätz und Metz die königliche Residenz in eine kaiserliche verwandelt hatten, als durch weitere Bauten der sechsstrahlige Stern der Eisenbahnen zu einem elfstrahligen verstärkt war, da hatte Berlin eine solche Ueberlegenheit über alle anderen, auch von der Natur an sich mehr begünstigten Orte in Deutschland erlangt, daß ihm der Vorsprung vermuthlich niemals wieder entrissen werden

kann und es nicht bloß die politische, sondern auch die wirthschaftliche Hauptstadt Deutschlands für alle Zeit bleiben wird.*)

Die Betrachtung über Berlin war in dem Fortgang meiner Gedanken nur eine Abschweifung. Ich wollte zeigen, wie sich Deutschland allmählich zu einem großen geschlossenen Handelsgebiet wieder zusammengefunden hat und wie sich erst auf dieser politischen Grundlage ein großes, bedeutendes wirthschaftliches Leben wieder entwickeln konnte. Die erste Stufe war im vorigen Jahrhundert die Bildung eines preußischen Groß-Staates; die zweite wird bezeichnet durch die Gründung des Zollvereins unter Friedrich Wilhelm III. in unserem Jahrhundert. Als sich nach der harten Zeit der Napoleonischen Kriege, die ja wieder einen großen Theil von Deutschland wüste gelegt hatten, das wirthschaftliche Leben von Neuem entwickelte, fand man bald, daß die vielen kleinen Staaten mit ihren durcheinanderkreuzenden Grenzen ein unerträgliches Hinderniß bildeten. Wie sollte ein wirthschaftliches Leben aufkommen, wenn zwischen den östlichen und westlichen Provinzen Preußens eine Reihe von Kleinstaaten, Hannover, zwei Hessen, Nassau, Frankfurt, Hamburg, Braunschweig und in Thüringen allein acht Staaten ihre eigene Wirthschaftspolitik verfolgten und sich in Zollgrenzen einschlossen? Auch Süddeutschland konnte für sich nicht wirthschaftlich bestehen. Es ist das hohe Verdienst der preußischen Minister Motz, Maaßen und des vortragenden Rathes im Auswärtigen Amt, Eichhorn, daß sie den Zollverein schufen, der in seinen Grundzügen am 1. Januar 1834 ins Leben trat. Durch diese wirthschaftliche Einheit ist der Einheit des Reichs vorgearbeitet worden, und Kaiser Wilhelm, indem er uns das Reich gründete, hat insofern nur das vollendet, was in Gedanken schon im Zollverein konzipirt war. Durch das Reich ist der Zollverein zunächst sehr vergrößert worden, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Elsaß-Lothringen sind dazu gekommen, und endlich, zu ihrem Heile gezwungen, auch die Hansastädte Hamburg und Bremen, die früher nicht hatten eintreten wollen. Dann fehlten auch im Innern des Zollvereins noch viele Dinge zur Einheit, die erst das Reich ergänzt hat; wir können uns heute kaum noch vorstellen, daß man noch 1870 von Berlin nach Hamburg fahrend dreierlei Geld in der Tasche haben mußte, daß

*) Diese Exposition der wirthschaftlichen Genesis Berlins stützt sich wesentlich auf das ebenso instruktive wie prachtvoll ausgestattete Werk „Berlin und sein Verkehr 1846—1896.“ Herausgegeben im Auftrage des Kgl. Preuß. Ministers der öffentlichen Arbeiten. Zwei Bände. Berlin, Julius Springer. 10 Mark.

der Preis des Billets auf dreierlei Weise ausgedrückt war, in preußischen Thalern zu 30 Silbergroschen, Mecklenburger Thalern zu 48 Shilling und Hamburger Kourant. Einheit von Münze, Maaß und Gewicht ist erst durch das Reich geschaffen worden. Man könnte hierin gleich einschließen die Reichsbank, die Reichspost und die sonstigen Verkehrseinrichtungen, auch die, die über das Reichsgebiet hinausgreifen, wie der Weltpostverein; ferner die Rechtseinheit, die gleichmäßige Gewerbegesetzgebung — aber Alles das, so bedeutend es ist, ist doch nicht das eigentlich Charakteristische, das Originale der Regierung Kaiser Wilhelms für unser wirthschaftliches Dasein. In allen diesen Dingen ist nur der im Zollverein liegende Keim entwickelt, die Idee des Zollvereins zu voller Ausgestaltung gebracht worden. Um die wirkliche wirthschaftliche Bedeutung der Wilhelminischen Regierung zu erfassen, müssen wir noch tiefer graben.

Aber ehe wir den Spaten in die Hand nehmen, müssen wir uns diese Regierung in zwei verschiedene Perioden eintheilen. Ich komme da wieder auf ein Gebiet, das für einen Festvortrag so ungeeignet wie möglich ist, nicht weil es sich wieder um trockene statistische Zahlen, sondern weil es sich hier um Parteifragen handelt, um die großen Fragen Schutzzoll oder Freihandel. Wenn man sich einer festlichen Stimmung hingeben will, so soll man nicht an Parteihader denken, aber, meine Herrschaften, wir kommen nicht drum herum, denn wir wollen die Bedeutung der Regierung Kaiser Wilhelms für Handel und Gewerbe untersuchen, und eben hier liegt die Bedeutung. Ich kann also nur rathen, daß wir uns einigen, das Wort Schillers im Tell einmal umkehren und das gährende Drachengift des Parteihaders in die Milch der frommen Denkungsart verwandeln zu wollen. Wir wollen ganz friedlich über diese Dinge sprechen, dem Gegner immer die besten und rationellsten Motive zutrauen und Alles, was an Partei erinnert, in unserem Gedächtniß zurücktreten lassen.

Also, die erste Epoche Kaiser Wilhelms kann man kurzweg die freihändlerische Epoche nennen; es ist die Zeit, wo die Regierung eine Reihe großer Handelsverträge namentlich mit Frankreich abschloß, Verträge, um deren Zustandekommen ein Mann ganz besonderes Verdienst hat, — Sie gestatten, daß ich das hinzufüge — dessen Namen auch ich stolz bin zu tragen. Diese Verträge haben noch nicht eigentlich den reinen Freihandel durchgeführt, aber sie waren doch auf dieses Prinzip begründet. Mit ihnen in innerlichem Zu-

sammenhang stand die Aufhebung aller bis dahin noch festgehaltenen Bewegungsbeschränkungen, die Gewerbefreiheit, die Freizügigkeit, die Koalitionsfreiheit, Aufhebung des Paßzwanges, und was alles derartige Begriffe sind, die immer darauf hinauskommen, das Individuum von den Schranken einer freien Kräfte-Entfaltung zu befreien. Hier bestand die Wechselwirkung von Staat und Volkswirthschaft wesentlich in der Zerstörung rückständiger, veralteter Formen und in Folge dessen einer Scheidung und Trennung von einander.

Nun aber, gegen Ende der siebziger Jahre, kam der vollkommene Umschwung, da trat die zweite Periode ein, die wir als eine Wiederaufnahme der Schutzzollprinzipien, verbunden mit einer sozialen Gesetzgebung, zu bezeichnen haben. Wie ist dieser Umschwung nun zu erklären?

Zunächst müssen wir beachten, daß in die Regierung Kaiser Wilhems ein sehr merkwürdiger Abschnitt unserer wirthschaftlichen Entwicklung fällt. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war Preußen und der Zollverein ein Getreide exportirendes Land. Man spricht heute viel von einem „Industriestaat". Wann fängt der Industriestaat an? Es hat noch kaum einen Staat gegeben, der nicht beides zugleich, den Ackerbau neben der Industrie betrieben hätte. Man könnte sagen, der Industriestaat fängt da an, wo Getreide importirt werden muß, weil das Land selbst für seine Ernährung nicht genug hervorbringt, und das begann in Deutschland mit dem Roggen schon in den fünfziger Jahren, und mit dem Weizen Anfangs der siebziger Jahre. Mit diesem Wechsel war natürlich eine ganz neue Grundlage für alle Handelsbetrachtungen gegeben, und nun geschah es, daß in eben diesen siebziger Jahren aus Gründen, über die die Gelehrten verschiedener Ansicht sind, ein allgemeiner Preissturz sich einstellte, ein Sinken der Preise, das bis auf den heutigen Tag anhält, das sich auf alle Gegenstände erstreckt, ganz besonders aber auf die Agrarprodukte. Nun habe ich nicht die Ehre, vor einer agrarischen Versammlung heute zu sprechen (Heiterkeit), aber um so mehr müssen wir suchen, uns unbefangen klar zu machen, wie die agrarischen Ideen, die einen entscheidenden Einfluß auf die neue Gesetzgebung gewonnen haben, entstanden sind. Unsere Landwirthe im Osten waren gewohnt, für ihren Roggen 140 bis 150 Mk. per Tonne zu bekommen, und im Laufe der Jahre ist der Weltmarktpreis auf 90, 80, 70 und noch weniger heruntergesunken. Aehnlich ist es bei anderen Produkten z. B. Spiritus,

der auf weniger als die Hälfte gesunken ist. Nun mache man sich einen Landwirth klar, dessen Gut zur Hälfte — was noch garnicht für viel gilt — verschuldet ist, der dafür Zinsen zahlen soll, der aber plötzlich für den größten Theil seiner Produkte nur noch zwei Drittel oder die Hälfte von dem, was er früher bekommen, einnimmt.*) Das kann ja durch vieles ausgeglichen werden, durch Herabsetzung der eigenen Einkaufspreise, Vermehrung der Produktion, durch Zinsherabsetzung, aber wir müssen uns darüber klar werden, daß der Niedergang der Preise ja nicht von der Einnahme des Landwirthes im Ganzen abgeht, sondern von seiner Netto-Einnahme. Die Hauptausgabe, der Arbeitslohn, ist eher noch gestiegen und die Zinsen nur sehr langsam und allmählich gesunken. So entstand die landwirthschaftliche Noth und aus ihr die agrarische Bewegung, und da ein großer Theil der Industrie ebenfalls unter den niedergehenden Preisen zu leiden hatte, so kam man darauf, vom Freihandel wieder zur Schutzzollpolitik zurückzukehren, und diese Politik ist mit der größten Energie durchgeführt worden. In jüngster Zeit ist durch die Handelsverträge, die Graf Caprivi abgeschlossen hat, nicht etwa eine Rückkehr zur Freihandelspolitik eingetreten, sondern nur eine Stabilisirung des durch den Fürsten Bismarck geschaffenen Zustandes unter gewissen Ermäßigungen.

Auf die Prinzipienfragen, die da in Betracht kommen, gehen wir nicht ein: wir fragen rein praktisch: hat der große Umschwung in der Wirthschaftspolitik unter Kaiser Wilhelm I. einen ungünstigen Einfluß auf das deutsche Erwerbsleben gehabt? Nun, das

*) Fab. Landau hat soeben im 2. Heft d. 13. Bandes d. „Jahrb. für Nat. Oekon. u. Statistik" höchst interessante Index-Nummern für 85 Hamburger Import-Artikel berechnet, denen ich folgendes entnehme:

	1876/80	1892	1893	1895	1895
Weizen	100	85	63	53	56
Roggen	100	100	61	52	53
Getreide überh. Reis u. Erbsen	100	83	71	64	63
Animalische Kost	100	88	91	86	85
Lebensmittel überhaupt	100	87	84	78	78
Mineralien	100	76	72	66	68
Textil	100	86	86	83	69
Rohprodukte, Halbfabrikate u. Materialien	100	86	85	82	81

Der Preis-Abfall würde vermuthlich noch viel stärker hervortreten, wenn als Vergleichszahl nicht der Durchschnitt der Jahre 1876/80, wo das Sinken schon sehr stark begonnen hatte, sondern die erste Hälfte der 70er Jahre, oder da auch diese Zeit nicht als normal anzusehen ist, das Jahrzehnt 1860—70 genommen wäre.



ist ganz gewiß nicht der Fall. Ueber das Wirthschaftsleben des Zollvereins haben wir nur sehr unsichere statistische Nachrichten, man wird sich aber nicht gar zu weit von der Wahrheit entfernen mit der Annahme, daß, als Kaiser Wilhelm zur Regierung kam, der Export des Zollvereins etwas über eine Milliarde an Werth hatte.*) Wenn Sie damit vergleichen, daß der deutsche Export im Jahre 1895 auf 3318 Millionen geschätzt worden ist, so sehen Sie, daß trotz des Schutzzolls, der eigentlich dem Export schädlich ist, doch ein ungeheurer Fortschritt stattgefunden hat. Der Einwand liegt nahe, zu sagen: Ja, das hat die Tüchtigkeit der deutschen Industrie, des deutschen Kaufmanns und Gewerbetreibenden fertig gebracht; wären die Schutzzölle nicht dazwischen gekommen, wir wären vielleicht noch viel weiter. Das ist natürlich nicht zu widerlegen, aber es läßt sich dagegen einwenden, daß wir mit unserm Fortschritt keineswegs zurückstehen hinter dem Land, das sich von der Schutzzollpolitik frei gehalten hat, hinter England. Deutschland hat sogar viel größere Fortschritte gemacht, als England, und wenn England auch heute noch in seinem Export uns um über eine Milliarde voraus ist, so wird doch der Abstand immer kleiner.

Nach einer Berechnung des Franzosen Leroy Beaulieu hat der englische Export an eigenen Produkten in den Jahren 1887—95 sich nur um 80 Millionen Mark vermehrt, der deutsche um 200 Millionen.**) Die englische Eisenproduktion, ein besonderer Stolz der Briten, steht seit dem Jahre 1880 still, die deutsche ist seitdem auf das Doppelte gewachsen und hat alle Aussicht, die englische, von der sie jetzt bereits zwei Drittel leistet, einzuholen.***) Die englische Handelsflotte ist freilich noch immer sieben Mal so groß wie die deutsche, aber sie ist zum großen Theil nur im Zwischenhandel zwischen andern Nationen beschäftigt. Die Transportfähigkeit der deutschen Flotte hat sich seit 1873 um 165 %, die der französischen, um auch dies Land einmal zum Vergleich heranzuziehen,

*) Bei Bienengräber, „Statistik des Verkehrs und Verlaufs des Zollvereins“, ist für 1864 die Einfuhr des Zollvereins auf 360 383 165, die Ausfuhr auf 377 051 220 Thaler geschätzt. — Rau hat schon für 1860 die Einfuhr auf 365 Mill. Th., die Ausfuhr auf 466 Mill. Th. geschätzt, aber eine so große Differenz zu Gunsten der Ausfuhr hat damals schwerlich existirt.

**) Leroy nimmt den englischen Export an eigener Waare für 1895 auf 4500 M., den deutschen auf 3300 Mill. Mark an; die Reichsstatistik giebt 3424 Mill., wovon 106 Mill. Edelmetalle abgehen.

***) Eisen-Produktion in Mill. Tonnen.

	1880	1890	1894
England	7800	8033	7546
Deutschland	2700	4658	5380

nur um 32 % gesteigert, so daß die deutsche Flotte, wohlgemerkt die Handelsflotte, jetzt nach der englischen vor allen andern Nationen rangirt.*)

Der Grund, daß unter der Herrschaft der 1879 eingeführten hohen Schutzzölle der allgemeine Wohlstand nicht nur überhaupt so gestiegen, sondern namentlich auch der Export sich so sehr gehoben hat, dürfte vor Allem darin zu finden sein, daß das allgemeine Sinken der Preise auf dem Weltmarkte nur sehr gemildert und allmählich über den Wellenbrecher der Zollschranke hin sich über Deutschland verbreiten konnte und die deutsche Industrie einen sicheren und ruhigen Indlandsmarkt behielt. Von dieser gesicherten Stellung aus konnte sie nun die Produktions-Ueberschüsse auch einmal zu schlechten Preisen an's Ausland abgeben. Ganz besonders wichtig aber war die Erhaltung einer kaufkräftigen Landwirthschaft. Hätte man die Landwirthe dem ungeheuren Preissturz ohne Schutz überlassen, so hätte ein allgemeiner Besitzwechsel eintreten müssen. Hätten alle Rittergüter in Pommern, Schlesien, Preußen, Brandenburg im Laufe der letzten 20 Jahre Bankerott gemacht, so hätten auch Industrie und Handel die übelsten Wirkungen davon verspürt. Die Besitzer hätten ja nicht beim ersten Sturm das Gewehr in den Graben geworfen, sondern so lange wie möglich gekämpft; lange Jahre hätten sie ihre Güter devastirt, hätten keine Verbesserungen vorgenommen, hätten gesucht, sich durch Einschränkungen zu erhalten, ehe sie mit dem weißen Stab davon gegangen wären. Indem sie jetzt durch die Schutzzölle, durch Maßregeln bei der Besteuerung des Spiritus und Aehnliches in ihrem Besitz erhalten sind, ist das unserer gesammten Volkswirthschaft zu Gute gekommen.

Aus dem eben Gesagten erklärt sich auch, weshalb England nicht zum Schutzzoll-System übergegangen ist. Das agrarische Element spielt bei den Engländern eine viel geringere Rolle, als bei uns. In Deutschland lebt doch noch immer weit über ein Drittel der Bevölkerung**) von der Landwirthschaft, in England nach einer Berechnung 15, nach einer anderen nur noch 10 Prozent.

*) Handelsflotte, Schiffe über 100 Tonnen:

England	13,242 000	Tonnen.
Deutschland	1887,000	„
Frankreich	1095,000	„

**) Nach der Berufszählung von 1895 beträgt die erwerbsthätige Bevölkerung (männlich und weiblich) 22913691 Personen, davon treiben Landwirthschaft im Hauptberuf 8292692 = 36,19 %. Ueberdies treiben im Nebenberuf Landwirthschaft 3649445 Personen.

Ferner gehört fast der ganze englische Grund und Boden, etwa $^{3}/_{4}$, wenig tausend Familien, etwa 6000; all dieser Besitz ist Majorat, kann nicht mit Hypotheken belastet werden und geht immer auf den ältesten Sohn über, während bei uns, mit Ausnahme der Fideikommisse, durch die Erbtheilung eine fortwährende Belastung mit Hypotheken eintritt. Das Erbe wird vollkommen umgeworfen, wenn die Grundrente sinkt und der Sohn, der das Gut übernommen hat und seinen Geschwistern jährlich 20000 Mark herauszahlen soll, in der Meinung 40000 Mk. im Ganzen herauszuwirthschaften, plötzlich nur noch 10—15000 Mark als Ertrag bucht. Einem englischen Lord mag es unangenehm sein, wenn seine Einnahme heruntergeht, aber ruinirt ist er darum noch nicht. Die deutschen Landwirthe sind nicht so gestellt, sondern brechen unter solchem Wechsel zusammen; ja selbst viele englische Lords haben den heutigen Preisstand auf die Dauer nicht ertragen können. Wenn Sie in unsere Museen gehen, so werden Sie hören, daß viele von den neuangekauften Bildern aus den Sammlungen großer englischer Familien stammen, die von den Vorfahren zusammengebracht, von den heutigen Besitzern haben verkauft werden müssen.

Viel wichtiger und mächtiger aber als die Landwirthschaft ist in England die Industrie und wiederum noch wichtiger als die Industrie ist der Handel, der ja ebenso gut und ebenso gern auswärtige Produkte vertreibt und verfrachtet wie inländische. Dem Handel aber ist jeder Schutzzoll ein Hemmniß und deßhalb hat der Freihandel in England die Oberhand behalten.

Sehr merkwürdig zeigt sich der Wechsel der deutschen Wirthschafts-Politik in dem Verhältniß von Export und Import. In den siebziger Jahren war der Import nach Deutschland viel größer, als der Export. Anfangs hatten wir natürlich in Folge der französischen Milliarden, die nur zum Theil in baarem Gelde, zum großen Theil in Waaren nach Deutschland hineingebracht wurden, einen ungeheuren Import, aber auch in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre überwiegt noch der Import um mehr als $^{1}/_{2}$ Milliarde*). In den 80er Jahren, unter Einwirkung des neuen Zoll

*) Nach einer Berechnung von E. Philippi in den Preuß. Jahrb. Bd. 52 S. 31: betrug der Mehrimport 1872—76 im Mittel 1276 Mill. M., 1877—1881 558 Mill. M. jährlich. In den beiden letzten Jahren überwog jedoch schon der Export. Ich mache jedoch noch einmal darauf aufmerksam, daß diese Zahlen nur cum grano salis vergleichbar sind. Namentlich über den Export sind die Angaben erst seit 1880, wo genauere Aufnahmen stattfinden, zuverlässig.

systems hielten sich Import und Export ziemlich die Wage. Vom Jahre 1889 ab, seitdem Hamburg und Bremen in das Zollgebiet hineingezogen sind, ist der Import wieder viel stärker, etwa um 800 Millionen. Das ist dadurch zu erklären, daß der deutsche Reichthum vielfach außerhalb des deutschen Gebietes angelegt ist in fremden Staatspapieren und Aktiengesellschaften und die Zinsen und Dividenden in Form von Waaren nach Deutschland einströmen.*)

Meine Herrschaften! Wir haben konstatirt, daß nach dem großen Umschwung der wirthschaftlichen Gesetzgebung, die unter der Regierung Kaiser Wilhelms stattgefunden hat, das Wirthschaftsleben nicht nur nicht gelitten, sondern sich sehr günstig und stetig weiter entwickelt hat, und dieser Umschwung, machen wir uns nun weiter klar, beruhte auf politischen Kräften. Er wäre nicht möglich gewesen im alten Zollverein; er war nur möglich in einem geeinten Reich. Im Zollverein gehörte zu jeder Zollveränderung ein einstimmiger Beschluß aller betheiligten Staaten. Eine solche Verfassung genügte, so lange es nur darauf ankam, nach den Prinzipien des Freihandels allmählich immer mehr Hindernisse hinwegzuräumen. Die Verfassung genügte aber nicht, eine positiv neue Wirthschaftspolitik zu schaffen.

Ganz dasselbe ist zu sagen von der Sozial-Politik, dem originalsten Stück der Bismarckschen Regierungskunst, deren Segen eigentlich jetzt von keiner Seite mehr bestritten wird.

Man versteht das Wesen der sozialen Gesetzgebung am besten, wenn man den modernen Fabrikarbeiter vergleicht mit einem seiner Vorfahren, zwar nicht mit einem unmittelbaren, aber doch einem Vorfahren, nämlich dem früheren erbunterthänigen ländlichen Arbeiter. Der Erbunterthänige war an die Scholle gefesselt, er mußte bei seinem Herrn bleiben und gegen bestimmte Vergütung für ihn arbeiten; dagegen hatte der Herr die Verpflichtung, für den Unterthanen zu sorgen, wenn er oder seine Familie erwerbslos war, wenn er krank oder alt wurde. Nun wurde die Erbunterthänigkeit aufgehoben und die allgemeine Freiheit eingeführt, die dieses Band

*) Auf Anregung von Prof. Schmoller hat W. Christians im „Deutschen Oekonomist“ v. 30. Januar 1897 eine Berechnung des gesammten deutschen Mobiliar-Vermögens unternommen. Auf Grundlage der Steuereinschätzungen kommt man zu einer Gesammtsumme von 52 Milliarden. Christians weist jedoch nach, daß diese Summe viel zu klein ist und berechnet selber 73641 Millionen. Dabei setzt er für ausländische Werthpapiere 10 Milliarden an, meint jedoch, daß das die Minimal-Grenze bezeichne und daß die Summe in Wahrheit viel höher sei.

naturgemäß zerriß. Mit der Freizügigkeit hörte jede Pflicht des Herrn auf. Denn wenn der Arbeiter von einem Herrn zum andern geht, so hat keiner eine Verpflichtung, für ihn zu sorgen, und es mußte nun an die Stelle der sozialen Organisation ein Armenrecht treten, also eine überaus kümmerliche Grundlage für eine soziale Existenz. Da man erkannt hatte, daß das unmöglich ein befriedigender Zustand für die Arbeiterbevölkerung sein könne, so schuf man einen neuen sozialen Organismus, die Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung, eine ungeheure Leistung, die noch kein anderer Staat uns hat nachmachen können und für die der alte Zollverein vollends unfähig gewesen wäre.

Da sieht man: was die Macht, was die Politik, was das Staatsleben für Handel, Wandel und Gewerbe thut. Wie der Staat eine positive Handels- und Wirthschaftspolitik treibt, so hat er das ganze Arbeits- und Gewerbeleben von Grund aus neu konstruirt.

Meine Herrschaften! Wir könnten mit dieser Betrachtung über die großen Erfolge der Regierung Kaiser Wilhelms für Handel und Gewerbe schließen.

Es ist ein großes farbenreiches und prächtiges Bild, was die Tüchtigkeit des deutschen Gewerbsmannes, des deutschen Industriellen, des deutschen Kaufmannes im Verein mit den großen Staatsmännern seit Erstehung des Reiches geleistet hat, und doch glaube ich, ist damit das Allerwesentlichste noch nicht gesagt. Was wir bisher ins Auge gefaßt haben, das ist die Bedeutung der Regierung Kaiser Wilhelms nach der wirthschaftlichen Seite, wie wir sie historisch hinter uns haben. Aber es giebt gewisse Anzeichen, als ob die Bedeutung in der Zukunft noch viel größer werden könne und müsse.

Es ist eine oft angestellte Betrachtung, daß die Kriege, die in der Reformationszeit geführt worden sind, bis zum dreißigjährigen Kriege, wesentlich religiöse waren; in der folgenden Epoche hatten sie, nachdem die religiöse Leidenschaft einigermaßen sich ausgelebt hatte, einen merkantilen Charakter. Die Kriege unseres Jahrhunderts hatten einen ausgeprägt nationalen Charakter. Nicht, daß diese Ideen immer ausschließlich die Epoche beherrschten, es ist immer ein Komplex, ein Zusammenwirken verschiedener Tendenzen, aber eine darunter ist die stärkste und hat die Führung. Nun deuten die Zeichen der Zeit darauf hin, daß, wenn das nächste Jahrhundert wieder große Verwickelungen bringt, das merkantile Interesse höchst wahrscheinlich die Führung übernehmen wird. Rußland, das heute schon ein Riesenreich ist, in

im Begriff, sich immer weiter nach Asien auszudehnen, und die Untersuchungen seines politischen und Wirthschaftslebens haben gezeigt*), daß dabei ein starkes kommerzielles Interesse mitspricht. Rußland hat eine recht bedeutende Industrie bereits geschaffen; sie ist aber durch viele Umstände niedergehalten; sie ist nicht im Stande, mit der deutschen oder englischen zu konkurriren; sie lebt nur durch einen enorm hohen Schutzzoll und die Masse der russischen Bevölkerung ist zu arm, um eine kaufkräftige Kundschaft zu bieten. Die Moskauer Industriellen sind daher die eigentlichen Träger der russischen Expansionstendenz; sie müssen ein Land nach dem anderen in Asien in Besitz nehmen, ein Land und Volk nach dem anderen in die russische Herrschaft und in die russische Zollinie hineinziehen, um neue Kundschaft für die russische Industrie zu gewinnen. Auf der andern Seite der Welt sehen wir eine ganz ähnliche Erscheinung: es ist der mächtige Nordamerikanische Freistaat, der ebenso geneigt ist, die Politik eines geschlossenen Industriegebiets für sich zu befolgen. Gerade in den letzten Tagen sind Nachrichten gekommen, daß die Zölle wieder erhöht werden sollen, damit die deutsche und englische Industrie nach Möglichkeit ausgeschlossen werde. Es besteht eine Partei dort, die zwar in letzter Zeit recht still gewesen ist , aber vor einigen Jahren viel Aufsehen erregte, und manche Leute meinen, sie habe eine große Zukunft; es ist dies die sogenannte panamerikanische Bewegung, die wünscht, das ganze Amerika, Canada und Mexiko, dann Südamerika unter die Führung der Vereinigten Staaten zu stellen und ebenso wie Rußland ein geschlossenes industrielles amerikanisches Gebiet zu schaffen. Endlich giebt es noch eine dritte Erscheinung, anderer Natur, und doch ähnlich. In England besteht eine sogenannte imperialistische Bewegung, die erstrebt, England mit allen seinen großen Kolonieen zu einem Zollverein zusammen zu schließen und diesen ganzen Verkehr für England zu monopolisiren. Ich glaube nicht, daß das so leicht zu Stande kommt, ich glaube auch nicht einmal, daß die panamerikanische Bewegung vorläufig viel Aussicht auf Erfolg hat. Die gefährlichste und mächtigste scheint mir die russische zu sein. Aber wenn wir die drei Dinge zusammenhalten, so finden wir eine ganz merkwürdige Uebereinstimmung, die nicht zufällig sein kann, sondern die auf allgemeinen inneren Trieben beruht, und allenthalben

---

*) v. Schultze-Gävernitz hat das vortrefflich dargelegt in den Preuß. Jahrb. Bd. 75 (1894).

spontan hervorgetreten ist. Nun bitte ich Sie, sich zu erinnern an das, was ich Ihnen vorhin erzählt habe von dem Niedergang der ersten großen Blüthe des deutschen Handels- und Gewerbelebens. Warum ist die Hansa untergegangen? Weil die Handelsgebiete, auf denen sie groß geworden war, ihr durch die politische Macht verschlossen wurden. Es ist nicht unmöglich, daß bei den Verwickelungen des nächsten Jahrhunderts wieder solche Bewegungen entstehen. Drei Ländergruppen, die zusammen den bei weitem größten Theil der ganzen Erde ausmachen, heute die Hauptabsatzgebiete unserer Industrie, bereiten sich vor, uns auszusperren. Wenn man in einer friedlich aufblühenden Periode lebt, wie wir, so giebt man nicht gern die Vorstellung auf, daß es so bleiben werde, daß kein Grund vorliegt, die Phantasie mit Sorgen und Ahnungen der Zukunft zu beschäftigen. Es ist merkwürdig: alle Welt weiß, die Weltgeschichte steht nicht still, wohl auf kurze Zeit stockt sie einmal, aber sie geht weiter; Jeder weiß das, aber keiner macht sichs gerne klar, weil immer Gefahren und Besorgnisse damit heraufbeschworen werden. Aber das Auge des weitausschauenden Staatsmannes darf sich vor diesen Möglichkeiten nicht verschließen. Es muß darüber nachgedacht werden: was wird das nächste Jahrhundert uns auf diesem Gebiete bringen? Es sind große Brandheerde vorhanden, auf allen flackerts und flammts, und alle Tage kann die Lohe emporschlagen. Es ist unmöglich, daß im Orient die Dinge noch Jahre oder Jahrzehnte so weiter gehen wie bisher, und Niemand kann wissen, was das für Rückschläge für Deutschland bringen wird.

Was aber auch der Schooß der Zukunft bergen möge, jeder Sorge darf man mit der Vorstellung begegnen: wir leben nicht mehr unter dem deutschen Bund, wir leben nicht mehr in einem lockeren Zollverein, sondern unter der fest zusammengeschmiedeten Macht des deutschen Reiches. Wenn wieder Prüfungen an uns herantreten, wie sie an unsere Vorfahren, die Hansamänner, herangetreten sind, dann wird es uns nicht so gehen, wie Georg Wullenweber in Lübeck; dann sind wir nicht ein loser Bund von Städten, der heute zusammentritt und morgen auseinanderfallen kann, dann ist der deutsche Kaufmann nicht blos Bürger seiner Stadt, sondern Bürger des großen deutschen Reiches. Dann erst wird man vollständig erkennen und sagen, was für den deutschen Kaufmann, für das deutsche Gewerbe und den deutschen Handel die Regierung Kaiser Wilhelms für eine Bedeutung gehabt hat.

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Carl Heinemann, Goethe. 2 Bände. Leipzig, E. A. Seemann. 1895. 480 und 448 S.

Die illustrirten Litteraturgeschichten und Biographien sind heute allbeliebt und weitverbreitet. Und es ist ein Gewinn moderner Technik, daß die Anschauung nun der schriftlichen Mittheilung so reichlich zu Hilfe kommen kann. Freilich hat sich eine mißtrauische Stimmung gegen solche illustrirte Werke schon bemerklich gemacht, weil sie nicht selten nur als vom Verleger gesammelter Bilderschatz erscheinen, zu dem ein begünstigter Schriftsteller auftragsgemäß den Text verfaßt hat. Es liegt uns daran vor Allem festzustellen, daß das vorliegende Werk trotz seines reichen Bilderschmuckes **nicht** in diese Klasse gehört. Es ist eine mit sorgfältiger Gewissenhaftigkeit verfaßte und auf einer klaren Gesammtanschauung beruhende Arbeit. Heinemann besitzt nicht den spürenden Scharfsinn Richard Meyer's, nicht die fein eindringende Psychologie Bielschowsky's; aber er hat als seinen eigenthümlichen Vorzug eine unbeirrte Sicherheit und Sachlichkeit des Urtheils, die ihn nicht selten mit wenigen einfach scheinenden Worten den Nagel auf den Kopf treffen läßt. So (S. 470): „Die Bedeutung der italienischen Reise für Goethe's künstlerische Ausbildung und Anschauung ist vielfach überschätzt worden ... Er war schon in Italien ein begeisterter Anhänger der Antike.“ Und ebenso (Th. II, S. 193): „Man braucht nicht erst auf Karl August's Vorliebe für das französische Drama hinzuweisen, um Goethe's Versuch, französische Dramen in eigener Uebersetzung dem deutschen Theater einzuverleiben, zu erklären. Er war innerlich auf einer Vorliebe Goethe's begründet, die sich durch sein ganzes Leben mit der kurzen Unterbrechung in der Straßburger Zeit zieht.“ Das sind Erkenntnisse, die wenn sie ausgesprochen sind, als selbstverständlich erscheinen, und die doch vielen verborgen geblieben sind, die sich eingehend mit Goethe beschäftigt haben. Trotz dieser Einsicht ist aber Heinemann doch nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, in Goethe nur den Erneuerer des griechischen Alterthums zu sehen, wie es etwa Victor Hehn gethan hat. Auch die „Epoche der

Vollendung" hat er mit Verständniß und Sorgfalt behandelt, und die Beziehungen zur Straßburger und Frankfurter Jugendzeit nachgewiesen. Zu wünschen wäre nur, daß Goethe's „Sprüche" in Prosa und Versen eine zusammenhängende Würdigung erfahren hätten, da sie eines der werthvollsten und charakteristischsten Geisteszeugnisse seines Alters sind.

Besondere Umsicht hat der Vf. auch darauf verwandt, uns die kaum übersehbare Schaar der mit Goethe in nähere Beziehung getretenen Zeitgenossen vorzuführen. Auch im Bilderschmuck sind sie reichlich berücksichtigt. Ueber diesen Schmuck sei hier nur gesagt, daß er von einem fast erdrückenden Reichthum, aber zugleich sehr einsichtsvoll ausgewählt ist. Wie in den Zimmern des Goethehauses die Bilderschätze lebendig auf den Beschauer eindringen, daß ihm zu Muthe wird, als sei eine längst vergangene Generation wieder auferstanden, so werden auch die künstlerischen Beigaben dieses Buches dem, der sie auch nur durchblättert, lebendig die Zeit und Umgebung des Dichters wieder erwecken.

Martin Greifs Gesammelte Werke. Dritter Band: Dramen. 2. Theil. Leipzig, C. F. Amelang. 1896.

Wir haben über die Gesammtausgabe von Greif's Werken schon früher kurz berichtet. Der vorliegende Band enthält die Hohenstaufendramen, ferner die zwei dynastisch-bayrischen Stücke Agnes Bernauer und Ludwig der Bayer, und endlich das „vaterländische Schauspiel Hans Sachs". Es sind im Ganzen schwächere Produktionen des Dichters, als dessen Hauptwerke doch wohl „Corfiz Uhlfeldt" und „Prinz Eugen" gelten müssen Am sympathischsten wirkt „Hans Sachs"; in dieser in freien Reimversen hinfließenden Dichtung, die mehr ein volksthümliches Festspiel als ein kunstmäßiges historisches Drama ist, hat die naive, um sorgfältige Motivirung unbekümmerte Kompositionsweise des Dichters ihre gute Berechtigung. In den anspruchsvolleren Dramen erscheint sie bisweilen etwas kindlich (besonders in der „Pfalz am Rhein"); doch enthält „Heinrich der Löwe" auch manche mächtige und eindrucksvolle dramatische Scene.

Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. H. Böhlaus Nachfolger 1896. Weimar.

Die hier veröffentlichten Briefe befinden sich auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Ich habe sie vor Jahren dort durchgesehen, und kam damals zu dem Ergebniß, daß sie wegen ihres rein persönlichen, weder für die Geschichte noch Litteraturgeschichte bedeutenden Inhalts zur Veröffentlichung nicht geeignet seien. Jetzt, wo sie durch Leitzmanns Editionseifer ans Licht gebracht sind, muß ich doch zugestehen, daß sie in ihrer Eigenart an sich ein werthvolles kulturhistorisches Dokument sind; d. h. die Briefe der beiden Frauen; denn die Varnhagenschen sind gar zu ge-

macht, um als natürliche Produkte der Zeit gelten zu können: „Zu schön" wie Karoline von Humboldt sie selbst ihm gegenüber nennt.

Die beiden Frauen sind echte Vertreterinnen einer Periode, in welcher das beobachtende Studium des „Herzens" zu einer förmlichen Virtuosität ausgebildet war. Aber sie verhalten sich und entwickeln sich dabei doch in ganz verschiedener Weise. Bei Frau von Humboldt wandelt sich diese Gefühlsschwelgerei mit zunehmenden Jahren in eine tiefe und feine Menschenliebe; bei der Rahel wird sie immer egoistischer und schließlich zur leblosen Routine. In der ersten Periode des Briefwechsels (1795—1801) erscheint die Rahel als die überlegene (doch liegt nur ein Brief von ihr aus dieser Zeit vor); Karoline ist, obgleich äußerlich mit ihrem Gatten in gutem Einvernehmen, doch von einer unglücklichen Leidenschaft erfüllt, die sie erst im Lauf einiger Jahre allmählich überwindet und für die sie bei der Freundin Verständniß und Trost sucht. In der zweiten durch zehn Jahre getrennten Periode (1811—1815) zeigt sich Frau von Humboldt auf der Höhe einer durch Erfahrungen aller Art geläuterten und gefestigten seelischen Kraft, während Rahel, entschlossen mit Varnhagen ein sicheres Lebensglück zu finden, alle Künste aufwendet, um der ehemaligen Freundin noch im Licht eines schwärmerischen, zur praktischen Lebensführung unfähigen Kindes zu erscheinen; die Absicht dabei ist, das gute Herz der einflußreichen Freundin so zu rühren, daß sie für eine gute Anstellung Varnhagens zu wirken sich veranlaßt sieht. Leitzmann hat in seinen Anmerkungen dankenswerther Weise einige Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel mitgetheilt, welche diese Absicht mit nackter Deutlichkeit aussprechen und mit dem süßlichen Ton der Briefe widerwärtig kontrastiren. „Ein Meisterstück von Natur und Diplomatie", nennt Rahel einen ihrer eigenen Briefe! — Allmählich hat auch Frau von Humboldt den Sachverhalt erkannt, und seit 1814 die Beziehungen kühler und förmlicher gestaltet; ein vereinzelter Brief aus dem Jahre 1818 zeigt, daß das „Sie" an Stelle des „Du" getreten ist. Manche Stellen des Briefwechsels werfen auch ein charakteristisches Licht auf das bei allem geistigen Verständniß doch nicht persönlich intime Verhältniß des Humboldtschen Ehepaares. Karoline redet von den einzelnen Eigenschaften ihres Gatten, als ob sie von einem ganz Fremden spräche; immer mit Achtung, aber ganz ohne den Herzenston, der sonst so oft durch ihre Worte hindurchklingt.

Zum Schluß kann ich bei allem Dank für das Gebotene doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß es im Allgemeinen doch nicht wünschenswerth ist, Briefe so reinpersönlicher Art veröffentlicht zu sehen; es giebt ja freilich Persönlichkeiten so einzigartigen Werthes, daß die Nachwelt auf jede Aeußerung von ihnen einen Anspruch erhebt; allein dies sind Ausnahmen, und im Uebrigen wäre wohl die Regel festzuhalten, nichts zu veröffentlichen, was nicht unsere historische Kenntniß vertieft oder bereichert.

O. Harnack.

Kunst.

Die Zeitschrift Pan.*)

Die ersten Hefte des Pan haben seinerzeit ein wohlberechtigtes Aufsehen erregt. Allgemein war die Empfindung, daß hier vielleicht etwas im Entstehen begriffen sei, was einem Bedürfniß des Kunstinteresses entgegenkomme. Und da zwar der Gedanke der Gründung des Pan, nicht aber alle Einzelheiten der Ausführung Beifall fanden, so hat es nicht an Kritiken und Vorschlägen verschiedener Art gefehlt. Fast zur gleichen Zeit, da ich diesen gemischten Gefühlen im Oktoberheft der Preußischen Jahrbücher von 1895 Ausdruck gab, erfolgte ein Wechsel in der Redaktion des Pan, welcher eine Abschwenkung von der anfänglichen Richtung bedeutete. Die Wahl, vor die der Pan gestellt war, und die ich damals als die Alternative formulirt hatte, ob er ein Spezialitätentheater werden solle oder eine Kunstzeitschrift, war nach der idealen, wünschenswerthen Seite getroffen, und es war damit ausgesprochen, daß die Gestaltung der ersten Hefte des Pan nicht den vorherrschenden Absichten der Gründer der Zeitschrift entsprochen hatte.

Der verworfene Stein ist aber alsbald zum Eckstein einer neuen Unternehmung gemacht worden. In München begann die Hirth'sche „Jugend“ zu erscheinen. Mit dem einzigen Unterschied, daß die „Jugend“ billig war und sich an das weite Publikum wendete, während der Pan theuer war und nur von einem beschränkten Kreis passionirter Subskribenten abonnirt wurde, war im Uebrigen ihre Politik die der Anfänge des Pan. Neues um jeden Preis zu bieten, deßhalb stark auf auswärtigen Kunstimport angewiesen, das Auffällige und Gewürzte zu suchen, das Flotte und aus dem Handgelenk Hingeworfene augenblicklicher Einfälle, die Kunst im Dienste des Journalismus — das war die Meinung der ersten Redaktion des Pan und wurde die der Jugend, die sich, zwischen einem Witzblatt und einer Modezeitung die Mitte haltend, glücklich in die Gunst des Publikums hineinsteuerte. Wenn man im Eisenbahnkoupé oder an der Hoteltafel herumhört, so sind alle Commis voyageurs einig, daß „die Jugend“ das bedeutendste Ereigniß der letzten Jahre sei und bis hinauf in die Salons, wo man jeweils die letzte Eingebung von Worth und Redfern oder des modischen Wohnungsdekorateurs als Orakel verehrt, und also die neuesten Muster immer für die schönsten hält, ist die gleiche Stimmung lebendig. Daß also „die Jugend“ ihre Verdienste hat und eine vortreffliche Spekulation gewesen ist, steht außer Frage. Ihr Erfolg beweist, wie wohlberathen der Pan war, als er diese Wege, die für ein Wochenblatt vortrefflich sein mögen, verließ, um per aspera sein Ziel zu verfolgen. Nach einer Luxusausgabe der „Jugend“ ist wahrhaftig kein Ver-

*) Erster Jahrgang 1895/96 Heft 3—5. Zweiter Jahrgang 1896/97 H. 1—3. Berlin. Verlag von F. Fontane & Cie.

langen; denn das wäre der Pan geworden, wenn man ihn so belassen hätte, wie er anfing. Das litterarische und künstlerische Inventar der „Jugend", das man in der billigen Ausstattung gern gelten lassen mag, auf ein pretiöses Niveau schrauben — es wäre um das gute Papier schade. Auch war und ist die Meinung, der Pan solle die Kunst fördern und nicht den Instinkten des Publikums entgegenkommen, die von der Kunst seitab liegen. Wie aber soll dieses Programm verwirklicht werden? Worin unterscheidet sich der neue Pan von dem alten und seinem Münchener Surrogat?

Im dritten Heft des ersten Jahrganges steht ein Aufsatz von Lichtwark, dem Direktor der Hamburger Kunsthalle, zu lesen: Die Entwickelung des Pan. Hier sind die Grundgedanken ausgesprochen, nach denen die Umbildung versucht worden ist. Diese Reform ist nicht von einem Heft zum folgenden ausgeführt; das Programm braucht Zeit, um sich durchzusetzen, und selbst Rückfälle in die anfänglichen Tendenzen kommen vor. Aber man sieht wenigstens deutlich den Weg vor sich, der gangbar gemacht werden soll. Welches sind nun diese neuen Gedanken, was kann der Pan thun, was soll er thun, um eine vorhandene Lücke unserer Kunstpolitik zu schließen?

Der erste Punkt jenes Reformprogramms lautet: Der Pan soll eine deutsche Kunstzeitschrift werden. Das Ausländische findet so wie so herkömmlicher Weise den Weg leichter zu uns als zu einer unserer Nachbarnationen: es bedarf nicht noch einer Förderung dieser Neigung durch ein besonderes Organ. Im Gegentheil. Ein Schutzzoll, eine zeitweilige Ablehnung alles Fremden würde uns ruhiger zu uns selbst kommen lassen. Denn in der freien wie in der angewandten Kunst, in der sogenannten hohen Kunst wie im Gewerbe fehlt es an Selbständigkeit, an Rasse, an Instinkt. Soll also der Pan der deutschen Kunst dienen, soll er ihr helfen, so muß er sie zeigen lassen, was sie ist und was sie kann. Bisher kennen wir sie wenig; denn sie ist unübersichtlich. Wir haben kein Paris. Daher der zweite Vorschlag: Der Pan soll sein Erscheinen so einrichten, daß seine Hefte der Reihe nach das Kunstleben der verschiedenen deutschen wichtigeren Mittelpunkte darstellen. So soll allmählich ein Einblick in die lebendigen und lebensfähigen Kunstkräfte gewonnen werden, ein Sammelpunkt zugleich geschaffen sein, in dem diese zersplitterten Kräfte ihrer Bedeutung inne werden. „So könnte der Pan dazu beitragen, daß die einzig mögliche gesunde Entwickelung unsrer Kultur, die lokale Reaktion gegen den Internationalismus zum Durchbruch gelangt. Kleine, freudige, aktive Zentren mit mäßigen und rationell verwendeten Mitteln haben von jeher für die Kunst weit mehr und weit Intensiveres geleistet als der Aufwand großer Staaten, und die Liebe zur nächsten Heimath, ihrer Tradition und ihren Sitten, ihren Menschen und ihrer Natur ist immer der beste Nährboden der Kunst gewesen." Da es sich um Erziehungsarbeit handelt, um die Aufgabe, vorhandene Keime zu schützen und zu beleben,

so liegt der Gedanke nahe, die Fühlung mit unserer alten Kunst zu erneuern und auch unsere alten Meister als helfende Mächte mobil zu machen. Alles in allem — es werden drei Abtheilungen gefordert: eine für die künstlerische Produktion, die lokal geordnet in ihren wichtigeren Heimstätten zur Anschauung gebracht werden soll; die zweite für kunstpolitische Diskussion, ebenfalls im Anschluß an ein umgrenztes Lokal. Drittens Anknüpfung an die Kunstgeschichte des deutschen Volkes. Kunst der Gegenwart, Kunstpolitik, Kunsthistorie — alle drei im Dienst nationaler Kunsterziehung.

So weit das Programm und die guten Vorsätze des Pan. Inzwischen sind neue Hefte in genügender Zahl erschienen, um eine Vergleichung zwischen dem Gewollten und dem Geleisteten zu ermöglichen.

Der zweite Jahrgang, in den der Pan eingetreten ist, hat uns zuerst ein Berliner Heft gebracht, dann eines aus Dresden und eines von München. Aehnliche Hefte werden für andere Theile Deutschlands folgen, und der gesammte Turnus wird sich wiederholen, wobei die größeren und älteren Mittelpunkte natürlicherweise den reichlicheren Stoff liefern. Niemand wird also erwarten, daß diese Hefte schon jetzt beanspruchen, eine allseitige und erschöpfende Anschauung dessen zu geben, was in Berlin oder München künstlerisch geschaffen wird. Vor allem Anfang aber drängen sich zwei Fragen auf, die beantwortet sein wollen, die eine, wie weit der Umkreis von Kunst gezogen werden soll, welche Kunstgebiete zu berücksichtigen sind; die zweite, ob innerhalb dieser Grenzen jede Produktion gleichwerthig zu Wort kommen solle oder ob Politik sich in die Auswahl mischen darf.

Der Pan berücksichtigt das ganze Gebiet der bildenden Künste, Architektur, Bildhauerei und Malerei, sowie die Kleinkunst. Wenn diese Gebiete noch ungleichmäßig behandelt sind, so mag die Ursache weniger in der Neigung oder Abneigung der Herausgeber als in der Schwierigkeit, geeignete Bearbeiter zu gewinnen, zu suchen sein. Nehmen wir z. B. das Berliner Heft, so finden wir gegen die malenden und zeichnenden Künste die Plastik zurückstehen, und vollends von der Architektur ist zu wenig die Rede. Dennoch ist wohl kein Eindruck für den Fremden, der Berlin besucht, bedeutender, als der architektonische. Nirgends läßt sich die enorme Lebenskraft dieser Stadt und der Trieb des Wachsthums leichter mit Händen greifen, und die Besserung des Geschmacks von den überladenen, protzigen Häuserfassaden in der Friedrichs- und Leipzigerstraße bis zu den bescheidenen, feineren Aeußerungen der letzten Jahre angenehmer verfolgen. Warum bringt uns der Pan nicht in Aufnahme und Besprechungen die Bauten von Grisebach, die uns von der Kunstschreinerphantasie der deutschen Renaissance erlöst haben, und eine bürgerliche, kunstschöne Bauweise verkünden? Statt dessen Menzel und immer wieder Menzel. Haben wir wirklich noch nicht genug Handzeichnungen von Menzel gesehen?

Es ist, als ob das künstlerische Berlin nur auf dieser einen Karte stände. Und hier sei denn zu meiner größten Genugthuung hervorgehoben, daß in einem vorzüglichen Artikel über Menzel Herr von Tschudi, der neue Direktor der Nationalgallerie, ebenso fein wie bestimmt auf die Schranken dieser Kunst hinweist und die Phrasen des Menzelkultus ironisirt. Von anderen Berliner Künstlern haben Liebermann, L. v. Hofmann, Skarbina Tuaillon, Cornelia Paczka-Wagner, Leistikow, H. Hermann und andere beigesteuert. Dagegen fehlen die Namen der offiziellen Repräsentanten der Kunst. Statt der Akademiker erscheint ein Aufsatz von Geheim-Rath Bode zum 200jährigen Jubiläum der Akademie, der — eine Reform dieses Instituts an Haupt und Gliedern fordert. Hier stehen wir vor der bereits erwähnten grundsätzlichen Frage, ob der Pan mit der Auswahl dessen, was er an Kunst bietet, zugleich Kritik üben dürfe und unter den verschiedenen Richtungen, welche jede für sich Kunst zu repräsentiren beanspruchen, Partei nehmen. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, sie muß Ja lauten, der Pan **muß** Partei ergreifen. Nicht weil seine Herausgeber vielleicht einer Partei angehören; er muß es im Interesse seines Publikums thun.

Unser Publikum ist im Großen und Ganzen in Sachen der bildenden Kunst geschmacklos, weil es empfindungslos ist: es kann selbst keine Wahl treffen, weil ihm das lebendige Mitfühlen noch fehlt. Also muß ihm aus Gründen pädagogischer Diät eine bestimmte Kost vorgesetzt werden. In England hat John Ruskin durch seine grenzenlose Autorität seinem Publikum einen bestimmten Geschmack anerzogen. Jeder, der in Italien seine Beobachtungen gemacht hat, kennt den langen Zug englischer Reisenden, die sich an Giotto, an einzelnen Quattrocentisten wie Carpaccio, die sich an Tintoretto nicht satt sehen können, die aber gleichgültig und fast geschlossenen Auges an der Blüthe der Renaissancekunst vorüber gehen. Auf gewisse Aeußerungen künstlerischen und seelischen Empfindens sich beschränken, ist fast ein neidenswerthes Ideal, wenn man ein Publikum vor sich sieht, das sich besten Falls für Alles zu interessiren meint und thatsächlich für nichts empfindet. Wie kann es aber anders sein, wenn die Geschmacksvormundschaft bei uns dieses allseitige Interesse fördert, dem Publikum heute Konrad Kiesel und morgen Menzel empfiehlt und übermorgen die Pariser Plakatkünstler, wenn unsere Kunstzeitschriften in einem und demselben Heft panegyrische Artikel über Bouguereau und Liebermann bringen und also der geschäftlichen Parole huldigen, daß man jedem „Geschmack“ Rechnung tragen müsse! Dieser Demoralisation entgegen gilt es, ein Häuflein zu sammeln, das mit der Zeit in Stand kommt, den Ton anzugeben, ein Elitepublikum zu bilden und zu scharen, das weiß, was ihm gefällt und nicht von jedem Blender und jeder gefälligen Konvention gefangen wird. An dieses Publikum soll sich der Pan wenden, und dies ist der Grund, warum er Partei ergreifen muß und keine bequeme Geschäftstoleranz üben darf.

Das Dresdener Heft hat einen besonderen Schmuck an den Beiträgen von Max Klinger erhalten. Das Titelbild (Erinnerung) und die prachtvolle Zeichnung zum Prometheus versetzen den Beschauer in eine so glückliche Stimmung, daß man über die einzige wirkliche partie honteuse dieses Heftes, die Dresdener Stadtansichten (S. 132 ff.) hinwegschlüpft. Für diese Stadtbilder ist uns das nächste Dresdener Heft Ersatz schuldig. Und kann es für einen feinen Zeichenstift etwas Verlockenderes geben, als den durchbrochenen Thurm der Hofkirche festzuhalten, wenn er gegen den hellen Abendhimmel die Grazie seiner geschweiften Linien, seiner Säulen und Gebälke entfaltet, daß diese wundervolle Architektur fast zu leben und zu athmen scheint! Das Münchener Heft bringt eine Landschaft von Böcklin, prächtige Original-Radirungen von Otto Gampert, Peter Halm; von Reim eine Landschaft nach Stäbli; abermals von P. Halm eine Radirung nach Uhde, die man mit großem Genuß betrachtet. Es würde zu weit führen, alles Einzelne zu besprechen. Zwischen diesen Kunstblättern eine Fülle poetischer Beiträge in Versen und Prosa. Ich habe früher Widerspruch erhoben, daß man Kunst und Litteratur im Pan vereinigt und habe dafür meine Gründe, die ihre Geltung behaupten. Aber es mag richtig sein, wenn man entgegnet, daß die Kunstschreiberei bei uns auf zu niederer Stufe stehe, als daß sie der Aufgabe, den Text zu liefern, gewachsen wäre. Also lassen wir das Wort den Poeten. Mit Vergnügen hört man den Alten wie Fontane zu und mit Interesse den Jüngeren, von denen freilich oft das Wort Goethes gilt:

Das junge Volk, es bildet sich ein,
Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag sein.

Manchmal stößt man doch auf eine gute kleine Novelle und einen guten Vers, aber es scheint, die Talente gehen heut zu Tage seltener in die Litteratur als früher, wenigstens bei uns in Deutschland. Ich habe eben einen italienischen Roman gelesen, le vergini delle rocce von Gabriele d'Annunzio. Ich sehe davon ab, daß die Probleme dieses Schriftstellers und seine Phantasierichtung einen perversen Zug haben. Rein künstlerisch genommen liegt hier dennoch etwas räthselhaft Bestrickendes vor, eine virtuose Beherrschung der Sprache, welche niegesehene Bilder und die leisesten Seelenregungen in Worte bannt und eine lionardohafte Giocondastimmung verbreitet, in der man untertaucht wie in einem lauen Bad. Mir wenigstens ist in den letzten Jahren nichts in deutscher Litteratur vorgekommen, was einen ähnlich starken Strom von selbstsicherer Begabung verriethe.

Die zweite, die kunstpolitische Abtheilung des Pan bringt Ueberraschendes und Glänzendes, Ueberraschendes, weil wir kaum eine Ueberlieferung für solche Aufgaben besitzen. In Frankreich haben seit Langem vornehme Schriftsteller über Kunst geschrieben, so daß die Kunstkritik immer ein angesehenes litterarisches Genre gewesen ist. Da waren Theophile Gautier,

Prosper Mérimée, Thoré (Burger) und andere. Es waren nicht nur Journalisten, die auch über Kunst schrieben oder verunglückte Maler — Fromentin war ein sehr guter Maler —, sondern vielseitig gebildete, anerkannte Leute; ihr feiner, litterarischer Ton ist dann auch auf die eigentlichen Kunstgelehrten übergegangen. Bei uns dagegen war die Tradition abgerissen, die mit Goethe, dann mit Heinse, Forster, Fr. Schlegel so glänzend begonnen und noch eine Weile angedauert hatte. Mit Verehrung gedenken wir Franz Kuglers und der glänzenden Begabung Herman Grimms, deren wir uns noch erfreuen. Von den jüngeren Kunstgelehrten aber bestand durch längere Zeit der Eindruck, als fühlten sie sich hoch erhaben über der lebenden Kunst und ihren Ansprüchen und vergäben sich etwas, wenn sie anders als in voller wissenschaftlicher Rüstung erschienen. Nun zeigt der Pan, daß wir in Deutschland Kräfte besitzen, die bei voller fachmäßiger Bildung sich zugleich in höchst anziehender Weise mit dem Publikum zu unterhalten verstehen. Einen kunstpolitischen Leitartikel über irgend eine wichtige Kunstfrage unserer Zeit zu schreiben, ist keineswegs etwas leichtes. Es fehlte die Gewohnheit, es fehlen die Vorbilder. Dieses Genre mußte neu geschaffen werden; es ist hier geschaffen durch schriftstellerisches Talent, durch Muth, durch innerstes Interesse an der Sache und den Glauben an ihre Bedeutung für die Zukunft unserer Kultur.

Freilich haben sich in dieser Abtheilung des Pan die allerersten Kräfte vereinigt, und so kann man an dem Erfolg sehen, wie wahr es bleibt, daß für eine große Aufgabe das Beste eben gut genug ist. Da sind also Beiträge von Bode und Lichtwark, von Seidlitz und von Tschudi, Gurlitt, Lehrs, Streiter. Diese kunstpolitische Abtheilung ist, wie gesagt, ausgezeichnet. Psychologie und geschichtliche Entwickelung der einzelnen städtischen Zentren, aktuelle Kunstfragen, von denen sie bewegt werden, Allgemeineres über die öffentliche und private Kunstverwaltung, einige Kunstzweige in ihrer neueren Entfaltung, Künstler und herrschende Richtungen — dies findet hier seine Erörterung durch Personen, die so hoch und frei gestellt sind, daß sie nicht zu Reklamezwecken irgendwelcher Art mißbraucht werden können. Man fühlt, daß hier nur das Interesse an der Sache der Kunst spricht, und keine Nebenrücksicht.

Der dritte Programmpunkt lautete: Die Geister unserer alten Kunst beschwören, daß sie in dem Kampf um eine neue deutsche Kunst hülfreich uns begleiten, das Lebendige, Dauernde und Wesensächte unserer Kultur entbinden helfen. In diesem Punkt zu befriedigen, diesen Programmtheil erfüllen, schien am leichtesten. Denn haben wir nicht eine stattliche Anzahl trefflicher Kunsthistoriker, sehen wir nicht eine reichliche Menge von Arbeitern am Werk, das Inventar alten deutschen Kunstbestandes aufzunehmen und zu sammeln, geschäftig, überall und auch in den entlegenen Orten die Liebe für die Werke unserer Väter rege zu halten? Diese Aufgabe scheint nur eine leichte; in der That ist sie ebenso schwer wie die anderen.

Von den unglücklichen, eklektischen Gewohnheiten unseres Publikums war schon vorhin die Sprache. Statt ihnen entgegenzuarbeiten, geschieht von verschiedenen Seiten das mögliche, diese Stagnation zu erhalten. Die neuen Knackfußschen Künstlermonographieen, die eine große Verbreitung genießen, fördern nicht zum Segen diesen gleichgültigen Eklektizismus. Sie bringen Defregger und Dürer, Thorwaldsen nud Velazquez, Knaus und Rembrandt, A. v. Werner und Raphael. Jeder Autor in diesen Heften ist bemüht, dem Publikum die Ueberzeugung zu wecken, daß sein Held zu den größten Künstlern gehörte, und das Lesepublikum folgt ahnungslos und willig in diesen Urwald sich widersprechender ästhetischer Standpunkte.

Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß die Kunsthistoriker an dieser Lage nicht unschuldig sind. Gewöhnt, Dinge und Menschen historisch zu betrachten, lassen sie Jedem in seinem Wirkungskreis und für seine Zeit ein Recht widerfahren und ein Interesse angedeihen, das dem, der die historischen Prämissen sich nicht stets gegenwärtig hält, leicht wie eine Uebertreibung und eine Verrückung erscheint. In der That geschieht es leicht, daß über der historisch-wissenschaftlichen Aufgabe die pädagogische vergessen wird. Der Universitätslehrer insbesondere müßte sich stets sagen, daß er ein Publikum vor sich hat, dem er Kunstbildung anerziehen soll, das, so wie dieses Publikum zusammengesetzt ist, nicht zu ausschließlich mit Detailfragen der historischen Kritik beschäftigt werden kann, sondern dem die Augen geöffnet werden sollen über das, was in Kunstwerken groß, dauernd und lebendig ist. Dies ist eine vornehme und wichtige Aufgabe; denn durch die Universität geht ein guter Theil der zu bildenden Jugend, und Kunstanschauung ist ein wesentlicher Theil sinnlichgeistiger Bildung. Den Maßstab für das, was an den Kunstwerken der Vergangenheit bedeutend ist, kann nicht ein abstraktes, ästhetisches System liefern, sondern nur die lebendige Ueberzeugung, die im Kampf um die Kunst gebildet sein will. Deßhalb darf die Beschäftigung mit der neuen Kunst nicht die zufällige Liebhaberei eines Einzelnen bleiben. Sie ist eine ernste und wichtige Angelegenheit. Dabei braucht man nicht zu fürchten, daß etwas Politik der Wissenschaft schaden werde; denn dagegen bietet die historische Erziehung genügenden Schutz. Daß keiner ein tüchtiger Historiker sein kann, wenn er nicht ein reichliches Maß politischer Bildung und Erfahrung besitzt, ist klar und anerkannt; daß der Kunsthistoriker nicht auf dem antiquarischen Standpunkt stehen bleiben dürfe, daß auch er sein Urtheil an der Kunstbewegung der Gegenwart schulen müsse, ist weniger allgemein eingesehen. Daher kommt es, daß wir die alten Meister stets durch die verklärende Goldwolke ihres säkularen Ruhmes betrachten und uns kaum die Frage vorlegen, wie unser Urtheil ausfallen würde, wenn wir ein altes Kunstwerk inmitten einer modernen Ausstellung auf völlig gleichem Niveau zum ersten Male zu sehen bekämen.

Und doch ist dieses das eigentliche Problem. Feststellen, was an der

alten Kunst das Dauerkräftige und Tiefgründige, das bleibend Wirksame ist und wiederum, was bloß konventionelle Sprache der Vergangenheit und also für uns abgestorben ist. Der Maßstab, nach dem ein Delacroix, Millet oder Schwind gemessen wird, darf kein anderer sein als der für Holbein, Tizian, Raphael und Correggio. Nur auf diesem Weg ist es möglich, die Kunstgeschichte aus der Sphäre des Wissens um eine Gruppe von Dingen der Vergangenheit, die nicht unwichtiger, aber auch nicht wichtiger sind, als viele andere, zu dem Rang eines Bildungsfaktors zu erheben, sie in den Dienst des modernen Kunstinteresses, d. h. des Lebens zu stellen. Worauf beruht schließlich der Vorzug einer alten Kultur wenn nicht auf dem angesammelten Schatz von Reserven des nationalen Daseins, die man wohl unterirdischen Strömen vergleichen mag, deren Rauschen unhörbar ist, bis sie endlich an die Oberfläche treten, die Lebenden zu nähren und zu erquicken!

Nach dieser Richtung liegt das Ideal der Beschäftigung mit der alten Kunst, und dies sind die Gründe, die auch dem Pan ihre Pflege wünschenswerth machen. Was in der neuen Zeitschrift von solchen Bemühungen vorliegt, sind erst Anfänge; aber es steht zu hoffen, daß sie sich immer deutlicher ausbilden und ihren Weg finden. Mit der Wiedergabe von Werken Grünwald's und Dürer's, mit mittelalterlichen Skulpturen und mit Lukas Cranach ist der Versuch gemacht worden; treffliche Aufsätze von Seidlitz, Schmarsow und Friedländer dienen zur Begleitung. Man wird weiter gut thun, in dieser Abtheilung die alten Meister des Auslands zurücktreten zu lassen. Wenn wir immer wieder bei Fremden auf die Meinung stoßen, Musik und allenfalls Poesie sei die deutsche Kunst, so liegt darin für uns eine Aufforderung, mit größtem Nachdruck unsere bildende Kunst zu pflegen und zu schützen. Und nicht anders als mit der alten Kunst wäre es auch mit der neuen zu halten. Man braucht nicht engherzig und pedantisch zu sein und kann gern, wo es sich um wirksame Muster für unser Kunstschaffen handelt (ich erinnere nur an die französischen Medaillen), der ausländischen Produktion den nöthigen Platz geben; auch wird es gut sein, auf Meisterwerke ausländischer Kunst überhaupt hinzuweisen, aber nur auf solche. Mit französischem und englischem Mittelgut soll die Zeitschrift sich hüten, ihre Blätter zu füllen. Hier hat der Pan verderblichen Neigungen kräftig entgegenzuarbeiten.

Auf diesen Wegen also, die mit großem Erfolg eingeschlagen sind, weiter zu streben, möchte dem Pan beschieden sein. Andere, nicht unwichtige Aufgaben gehen daneben her. Für ein Land, wie das unsrige, welches den bestorganisirten Buchhandel besitzt, ist es beschämend, daß die Buchausstattung durchschnittlich auf so tiefer Stufe steht. Die Weihnachtsausstellungen unserer Buchhändler haben für den, der auf das Kleid der Bücher seine Aufmerksamkeit richtet, etwas Niederdrückendes. Das Buchdruckergewerbe ist eine Kunst gewesen und soll wieder eine werden.

So mag auch nach dieser Seite der Pan einen Beruf erfüllen, daß er in den vier Lieferungen seines Jahrgangs immer aufs neue die gleiche Sorgfalt wie im Inhalt so in der Form bekunde und den Sinn dafür wecke. Nichts gleichgültiges und werthloses zu bringen, so daß das Auge, ohne ein Wort zu lesen, mit Wohlgefallen den Schmuck des Rahmenwerkes, die Schlußstücke und Kopfleisten, die Art der Typen und des Satzes, das Verhältniß der Druckfläche zum weißen Rand aufnimmt, in all dem eine künstlerische, feine Hand erkennen lassen — auf diesen Wegen wird sich der Pan um die Kunst wie um die Erziehung zur Kunst wohlverdient machen.

Carl Neumann.

Aus dem klassischen Süden. Herausgegeben mit Unterstützung des Gr. badischen Ministeriums für Justiz, Kultus und Unterricht. 1896. Lichtdruck und Verlag von J. Nöhring, Lübeck. Ein Band Fol.

Unsere Mittelschuleinrichtungen, die Frage ihres Werthes und ihrer möglichen Umgestaltung sind in den letzten Jahren des öfteren an dieser Stelle und von höchst sachkundigen Federn besprochen worden. Doch ist dabei meines Erinnerns nie des sehr merkwürdigen Versuchs gedacht worden, den die badische Regierung nun schon zum dritten Male gemacht hat, einen ganz anderen Weg zu gehen und statt der Einrichtungen die Personen zu reformiren. Angesichts der Klagen über angeblich ungenügende Resultate des Gymnasialunterrichts und über die mangelhaften pädagogischen Fähigkeiten der Lehrer hat man sich hier mit dem Gedanken vertraut gemacht, diese vielgescholtenen Lehrer einmal aus dem Banne formalistischer Neigungen, die ihnen die zeitweilige Richtung der philologischen Studien eingepflanzt hat, zu befreien, sie den Realien zu nähern und ihnen statt des Traums von klassischen Dingen die Wirklichkeit der Stätten und Monumente zu zeigen, in denen das Klassische einmal Leben und Gegenwart gewesen ist. Zum dritten Male schon hat die badische Regierung eine größere Anzahl Gymnasiallehrer nach dem Süden gesandt, um ihnen durch eigene Anschauung die Möglichkeit zu gewähren, Sophokles und Virgil, Herodot und Tacitus nicht nur als Bücher zu betrachten, sondern als lebendige Gewächse eines bestimmten, begnadeten Bodens zu begreifen. Zum ersten Mal aber liegt über eine solche Reise ein litterarisch-kunstgeschichtliches Referat vor, zu dem sämmtliche Theilnehmer und ein geschickter Photograph sich vereinigt haben, der sich aus eignem Antrieb der Unternehmung angeschlossen hat. Die Reise hat zwei Monate gedauert; sie hat mit einem Aufenthalt in Rom begonnen, hat sich von da nach Kampanien und Großgriechenland erstreckt und sich schließlich über Siziliens wundervolle alte [illegible]stätten bis zum Lande der Karthager, bis Tunis ausgedehnt. Bei

dem reichen Stoff, der auf diese Weise zu bewältigen war, bei der Stärke der tagtäglich einzunehmenden wissenschaftlichen und künstlerischen Dosen konnte eine solche Unternehmung natürlich nicht ohne anordnende Aufsicht gewagt werden, und so hat sich die Studienreise der Führung des Heidelberger Archäologen, Professors von Duhn, sodann für einzelne Strecken des Ciceronethums des Karlsruher Oberbaudirektors Durm, sowie einer bekannten Autorität in karthagischen Dingen, des Direktors Meltzer aus Dresden (eines freiwilligen Theilnehmers) zu erfreuen gehabt. Des weiteren haben dann die deutschen Gelehrten, deren wir in Italien eine kleine Kolonie besitzen, die Eigenthümer von Sammlungen und die lokale Kunstverwaltung die gute Sache mit dem besten Willen gefördert. Der Rechenschaftsbericht, der die Fülle von nicht weniger als 150 Lichtdrucktafeln (im Format von 21/28 cm Bildfläche) bringt, beginnt, dem Itinerar sich anschließend, mit Illustrationen von Rom und endet mit der Insel Sardinien. In den Text (71 S. Fol.) haben sich dreiundzwanzig verschiedene Autoren getheilt; jeder der Theilnehmer hat einige Oertlichkeiten übernommen derart, daß der Text sich zunächst als Beschreibung und Erklärung der Bilder giebt, ohne im mindesten auf diese Aufgabe beschränkt zu sein. Die meisten haben gern die Gelegenheit ergriffen, und darunter Viele mit großem litterarischen Geschick, sei es in Landschaftsschilderung und Erzählung, sei es in der Erörterung historischer, archäologischer und technischer Fragen sich zu ergehen, wobei durchaus die neueste Litteratur herangezogen worden ist. Das Werk wendet sich, wie es aus Gymnasialkreisen hervorgegangen ist, zunächst an die Schule und die Freunde klassischer Studien, hat also nicht die Absicht, der Wissenschaft Neues zu bieten. Dennoch werden selbst engere Fachkreise sich an manchen neuen photographisch bisher noch nicht wiedergegebenen Aufnahmen erfreuen können. Hier wären zunächst die drei Tafeln von Cumae (mit einem vorzüglichen Essai von Duhn's), einzelnes aus Pompeji und aus Sizilien zu nennen. Zu den Abbildungen des berühmten antiken Steinbruchs von Campobello, der das Baumaterial für Selinunt geliefert hat, hat Durm sehr interessante technische Beobachtungen zur Verfügung gestellt. Schließlich ist zu sagen, daß in der historischen Luft Italiens diese „klassischen“ Philologen ganz und gar nicht in einseitigen Fachinteressen befangen waren; sie haben ihrem Reisewerk auch merkwürdige Stätten mittelalterlicher Kultur einverleibt, und so erscheinen zwischen den Säulen und Tempelgiebeln auch die Portale und Kreuzgänge von Bitonto und Monreale, ferner Casteldelmonte, das Schloß Friedrich II. des Hohenstaufen, die Kirchen von Palermo und die Minarette von Tunis. Die Farben und den südlichen Lichtglanz können freilich Lichtdrucktafeln nicht aufbewahren (wennschon bemerkt werden muß, daß z. B. einige Ansichten von Paestum in Beleuchtung und glücklicher Wahl des Standpunktes ganz ausgezeichnet gerathen sind). Wer aber wird nicht gern glauben, daß die Theilnehmer dieser badischen Studienreise so

viel Licht und Farbe in sich eingesogen haben, daß die junge Generation auf viele Jahre hinaus die begeisternde Macht dieser Erlebnisse und Erinnerungen spüren wird?

Carl Neumann.

Reisen.

Dr. Georg Wegener. Zum ewigen Eise. Eine Sommerfahrt ins nördliche Polarmeer und Begegnung mit Andrée und Nansen. Mit zahlreichen Illustrationen und zwei Karten. Berlin, Allgemeiner Verlag für deutsche Litteratur 1897. 359 S.

Für ein weiteres Publikum können Reiseschilderungen auf mehrfache Weise interessant sein: durch die Eigenthümlichkeiten des Dargestellten an sich, durch originale Erzählungsweise, durch packende Situationen des Autors. Das Erste und Dritte ist bei Wegener ohne sein Zuthun reichlich vorhanden — er hat ein für sich und seine Leser ganz merkwüdiges Glück auf seiner Sommerfahrt gehabt — aber das Zweite, das unvergleichliche, genial fabulirende und doch den Stempel photographisch treuer Beobachtung tragende Erzählen, das hat er aus Eigenem hinzugethan.

Ich stehe nicht an, die Wegenersche Reiseschilderung besonders nach einer Richtung hin ein wirkliches Kunstwerk zu nennen: nämlich in der Fähigkeit, für einen empfangenen Eindruck den adäquaten Ausdruck dem Leser gegenüber zu finden. Dies Vermögen ist, wo es begegnet, an sich künstlerisch, ganz unabhängig davon, wie die Dinge geartet sind, in die ein Autor seinen Leser mit hineinsetzt. Es gehört bekanntlich eine starke Portion von Unbeweglichkeit dazu, um nicht durch die Mittel sprachlicher Situationsmalerei in Bürgers „Leonore“ zu einer Art innerlich miterlebender Anschauung des Vorganges gebracht zu werden. In Prosa ist dergleichen schwerer zu erreichen, aber der Effekt auf den Leser, den Wegener durch seine Art zu erzählen fertig bringt, ist seinem inneren Wesen nach etwas Gleichartiges, wie im zur Vergleichung herangezogenen Beispiel.

Die Stimmung des Erzählers wechselt und mit ihm die des Lesers. Bald giebt jener sich so einer Art von geistigem Rauchnegligée, bald als jovialer Kulturprotz unter den — nicht gesehenen! — Eisbären, bald als vom beginnenden Rekordfieber angepackter Amateur-Reporter; dann aber ist er wieder der ernsthaft wissenschaftlich geschulte Mann, der mit warm und tief empfundener Begeisterung die Wunder der arktischen Natur zu Wasser und zu Lande schildert oder den Tribut der Bewunderung den Helden der Polarforschung, Andrée, Nansen und ihren Begleitern, zu Füßen legt.

Wegener nahm von Hamburg aus an einer der Sommerfahrten theil, die der Kapitän a. D. Bade, ein früherer Offizier des im Winter 1869/70

an der Ostküste Grönlands im Eise erdrückten berühmten Schiffes „Hansa", von der Koldeweyschen Expedition, alljährlich im Juli mit einer Schaar von Touristen ins europäische Nordmeer unternimmt. Die Fahrt geht längs der norwegischen Küste hinauf bis zum Nordkap, von dort über die Bäreninsel nach Spitzbergen und wieder zurück. Diesmal galt es zudem noch den Schweden Andrée aufzusuchen, der von Spitzbergen aus seinen Ballonflug über den Pol hinweg zu unternehmen gedachte. Bekanntlich mußte der Aufstieg auf dies Jahr verschoben werden, da der erwartete Südwind nicht eintrat, aber trotzdem bot natürlich der Besuch bei Andrée eine Fülle des Interessanten. Auch abgesehen von diesem besonderen Unternehmen giebt es von Spitzbergen mancherlei zu erzählen. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Mynheers von Amsterdam mit sich zu Rathe gingen, ob es nothwendiger wäre, Batavia oder die Walfangstation Smeerenburg auf der spitzbergenschen Westinsel zu vertheidigen — falls beides zugleich angegriffen würde. Smeerenburg hatte im XVII. Jahrhundert, trotz seiner Lage fast unter dem 80. Breitengrade, zur Sommerszeit an 18000 Einwohner, war voll Branntweinschänken, Spielhöllen und Chansonettenbühnen, ja von den Freudenmädchen, die sich in Massen dort einfanden und dem zügellosen Treiben der wilden Seemanns- und Fischerbevölkerung hat eine tiefe Bucht dort den Namen „Liebes-Bay" (liefde bay) erhalten, den sie noch heute führt.

Die Schilderung einer modernen Walstation (Skarö) an der Küste von Norwegen mit ihren unbeschreiblichen Gerüchen gehört zu dem Drastischsten im Buche. Unvergleichlich amüsant ist das Zusammentreffen Wegeners mit dem Reporter vom „Berliner Lokalanzeiger" des Nachts nach der Ankunft Nansens in einem kleinen norwegischen Neste. Das Zusammentreffen nicht nur mit dem heimkehrenden Nansen, sondern auch mit dem „Fram", der ja bekanntlich kurz darauf ankam, und die Schilderung dieser das ganze Land in einen Rausch der Begeisterung versetzenden Tage, die leider unter sehr ungünstigen Umständen erfolgende Sonnenfinsterniß in Vadsö und das Leben und Treiben an Bord des Touristenschiffes „Erling Jarl" — das Alles kann ich nur rathen, sich selber von Wegener in seinem Buche vorführen zu lassen. Es ist „leichte Lektüre" — aber im besten Sinne des Wortes.

Rohrbach.

Nationalökonomie.

Alb. Schäffle und Paul Lechler, neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform. Berlin 1897. Ernst Hofmann & Co. 62 S. 8.

In den „Neuen Beiträgen" der Herren Schäffle und Lechler werden, im Anschluß an eine frühere Veröffentlichung über den gleichen Gegenstand,

die Vorschläge der beiden Verfasser zu der Reform des Wohnungswesens näher erörtert.

Als durchgreifendes Mittel zur Beseitigung der für die kleinen Wohnungen bestehenden Mißstände bezeichnen die Herren Verfasser die Begründung einer länderweise gegliederten Pfandbriefanstalt oder Baubank, deren Pfandbriefe staatliche Garantie besitzen würden. „Ihre Aufgabe wäre es, in erster Linie den freien Reformbestrebungen selbst mehr Kapital zuzuführen, in zweiter Linie aber für die dann noch übrig gelassene Bedürfnißlücke den öffentlichen Wohnungsreform-Kommissionen die erforderlichen Mittel im ganzen Umfang des Bedürfnisses zur Verfügung zu stellen, sowie die aus dem Ertrage der Wohnungen ausreichend hereinzubringenden Mittel zur Verzinsung und Tilgung zu übernehmen." — — „Von diesem Stamm würden die beiden Hauptäste sich nähren, aus welchen die Herstellung und Unterhaltung sozial guter und wohlfeiler Wohnungen für die kleinen Leute erblühen soll, nämlich die freien Baugenossenschaften einerseits, und für den großen Rest des Bedürfnisses die öffentlich organisirten Baukommissionen."

Gegenüber Gemeinde und Staat wird verlangt, daß diese für die wirthschaftliche Selbsthilfe die erforderliche Organisation und den nöthigen Baukredit vermitteln sollen, und zwar auf zweierlei Weise: 1) durch Unterstützung des Baukredits der Baugenossenschaften (beschränkt auch der Arbeitgeber); 2) in Gestalt der Vermittlung der wirthschaftsgenossenschaftlichen Wohnungsselbsthilfe durch öffentliche Baukommissionen und in der Form der Staatsgarantie des ganzen Baukredits, soweit solcher nöthig ist. Für den Grundstücksverkehr wird dabei die Freilassung von Stempeln und Liegenschafts-Umsatzgebühren befürwortet. Die Durchführung der nationalen Wohnungsreform soll im übrigen nicht ein Theil der allgemeinen unmittelbaren Gemeindeverwaltung werden, sondern durch eine selbständige Organisation erfolgen.

Baubank (Pfandbriefbank) und Baukommissionen bilden demnach die wesentlichen Forderungen des Schäffle-Lechlerschen Reformprogramms. Die Zusammensetzung der Baukommissionen soll in der Weise erfolgen, daß der Staat den Vorsitzenden ernennt, einen Theil der Mitglieder beruft und den andern Theil bestätigt und die Bauhauptbeschlüsse genehmigt. Die Wohnungsinteressenten haben in diesen Kommissionen, deren Mitgliederzahl auf 6 bis 8 veranschlagt ist, die gebührende Vertretung zu finden. Die Obliegenheiten der Baukommission werden in neun Punkten festgestellt.

1. öffentliche Bekanntmachung des Bestehens der Kommission unter Betonung der Bereitwilligkeit ihrer Mithilfe zur Abstellung schlechter Wohnverhältnisse; 2. Aufforderung zum Bau geeigneter Wohnungen durch Private und Gesellschaften; 3. Aufsuchen geeigneter Baugründe; 4. Erstrebung billiger Fahrgelegenheit; 5—7 Erstrebung polizeilicher Vorschriften über die Beschaffenheit der Wohnungen, das Schlafgängerwesen und die Verbesserungen

in alten Miethshäusern; 8. Erforderlichen Falls Erstellung von Eigenbauten; 9. monatliche Berichterstattung an die Landes- bezw. Reichszentralstelle. —

Die Schäffle-Lechlerschen Vorschläge, deren wesentlichen Inhalt wir im Vorstehenden wiedergegeben haben, lassen die Grundlagen des heutigen Bebauungssystems in den Städten unerörtert und unberührt; sie erstreben die Besserung der vorhandenen Mißstände im Wohnungswesen in der Hauptsache durch Erleichterung des Baukredits und durch Schaffung neuer, sogenannter sozialpolitischer Organisationen. Eine Lösung oder auch nur eine Klärung der Wohnungsfrage scheint mir auf diesem Wege nicht erreichbar. Man wird indeß die Schäffle-Lechlersche Schrift mit Antheil lesen, auch wenn man — wie Schreiber dieses — mit den Vorschlägen selbst, wie mit der Form ihrer Durchführung durchaus nicht übereinstimmen sollte. Rud. Eberstadt.

Unternehmergewinn und Arbeitslohn. Rede gehalten in Bochum auf der Versammlung des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter für den Oberamtsbezirk Dortmund von Dr. Adolph Wagner, ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 19 S. 40 Pf.

Unsere Leser erinnern sich noch des ungeheueren Lärms, der in den kapitalistischen Zeitungen über diese Rede Adolph Wagners gemacht wurde. Jetzt liegt sie nach dem stenographischen Bericht authentisch vor und — merkwürdig, seitdem ist Alles still. Es ist das auch wieder eine Erscheinung, die in frappanter Weise den Parallelismus zwischen Orthodoxie und Mammonismus, auf den ich mehrfach hingewiesen habe, bestätigt. Genau derselbe Vorgang hat sich im vorigen Herbst mit Adolf Harnack abgespielt. Er hatte in einem eigentlich privaten Kreise in Eisenach eine Rede über die kirchliche Lage gehalten, über die ein zwar nicht entstellter, aber doch sehr unvollkommener Bericht in die Zeitungen gekommen war. Mit wüthendem Geschrei fielen der „Reichsbote" und Genossen darüber her; namentlich gewisse wesentliche Gedanken des Christenthums, die nicht erwähnt seien, boten Breschen zum Angriff. Nach einiger Zeit erschien die Rede im Druck*) und alle jene Tapferen waren nicht mehr zu sehen. Was jeder billig Denkende von vornherein hätte annehmen müssen, daß nämlich ein kurzer Bericht eine Rede nicht vollkommen gebe, und daß deßhalb Angriffe wegen angeblicher Unterlassungen illoyal seien, das stand nun urkundlich fest. Aber der Zweck war ja erreicht, man hatte einmal wieder Zionswächter gespielt, und wenn die frommen Leser von dem authentischen Text garnichts erfuhren, so war für ihr Seelenheil am besten gesorgt. Dieselbe

*) „Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus", „Christliche Welt" Nr. 44 vom 29. Oktober 1896.

Taktik wird jetzt gegen Wagner befolgt. Es handelt sich eben bei der Stumm-Partei nicht um eine ehrliche sachliche Auseinandersetzung, sondern um Einschüchterung und Verdächtigung, ganz wie bei dem Kampf der orthodoxen Theologen gegen die liberalen.

Als Beweis, daß das unsere Kampfesweise nicht ist und daß es uns thatsächlich nicht um Parteiwesen und Parteigeist, sondern um wissenschaftlich unbefangene Betrachtung zu thun ist, will ich hinzufügen, daß ich in einem wesentlichen Punkte dieser Bochumer Rede meines verehrten Freundes und Kollegen Wagner nicht zuzustimmen vermag.

Er setzt auseinander, daß der Gewinn der Industrie naturgemäß erheblich höher sein müsse, als der zur Zeit übliche Zinsfuß guter Staatspapiere und Hypotheken; auch das Doppelte dieses Zinsfußes, also zur Zeit etwa 7 %, als Dividende einer Aktiengesellschaft sei noch nicht ein übermäßiger Gewinn, sondern liege im Gegentheil nicht bloß im Interesse der Aktionäre, sondern sogar der Allgemeinheit, weil ein starker Antrieb zu solchen Unternehmungen vorhanden sein muß. Auch gegen einen noch höheren Gewinn sei im Einzelnen nichts einzuwenden, wenn auch das allgemeine volkswirthschaftliche Interesse dabei nicht mehr in Betracht komme. Hieran ist dann eine allgemeine Erwägung geknüpft, daß gar zu große Gewinne und gar zu große Differenzen im Volkseinkommen schädlich seien, und welchen Segen statt übermäßiger Kapitalgewinne höhere Arbeitslöhne mit sich führten, so daß es ein volkswirthschaftlicher Vortheil sei, wenn von sehr hohen Dividenden ein Theil als erhöhter Lohn an die Arbeiter käme.

Gegen das Alles ist garnichts einzuwenden, aber meines Erachtens fehlen hier zwei Momente, die weder generell und ganz besonders nicht in einer solchen Versammlung hätten außer Acht gelassen werden dürfen. Zunächst, daß nicht bloß nicht der Gewinn der Einzelunternehmung, sondern auch der Durchschnittsgewinn eines einzelnen Industriezweiges nicht genügt, um einer solchen Betrachtung zu Grunde gelegt zu werden, sondern ein gewisser Durchschnittssatz aller wirthschaftlichen Unternehmungen. Angenommen z. B. sämmtliche Bergwerke oder auch Seidenwebereien werfen einen sehr hohen Gewinn ab, alle anderen Industrien einen sehr viel niedrigeren, so würde es doch zu den größten Unzuträglichkeiten führen, und sich auf die Dauer garnicht aufrecht erhalten lassen, denjenigen Theil der Arbeiterschaft, der zufällig in den Bergwerken oder Seidenwebereien beschäftigt ist, sehr viel besser zu lohnen als alle andern. Es würde sich dann ein solcher Zudrang zu diesen Arbeiten entwickeln, daß die schwersten Störungen und Rückschläge unausbleiblich wären. Der Arbeiter ist eben Arbeiter und nicht Unternehmer.

Eben deßhalb muß sein Vortheil an einer ganz andern Stelle gesucht werden, die Wagner ebenfalls nicht erwähnt hat, das ist die Gleichmäßigkeit und Sicherheit des Lohnes. Es ist für den Arbeiter keineswegs ein Gewinn,

sondern eher ein Schaden, wenn er einmal in einem Jahre eine sehr erhebliche Erhöhung seines Lohnes genießt, die ihm im nächsten Jahr wieder entzogen wird. Nichts ist der menschlichen Natur empfindlicher als Bedürfnisse, die man sich einmal angewöhnt hat, wieder abzulegen. Man kann mit 4000 Mark glücklich leben und man kann mit 3000 Mark glücklich leben, aber man kann nur sehr schwer mit 3000 Mark glücklich leben, wenn man eine Zeit lang schon 4000 Mark genossen hat. D.

Geschichte.

Ueber das Studium der Geschichte. Eröffnungsvorlesung, gehalten zu Cambridge am 11. Juni 1895 von Lord Acton, Regius Professor der Neueren Geschichte. Rechtmäßige Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin 1897. R. Gaertner's Verlagsbuchh. (Hermann Heyfelder).

Schwerflüssig, die Richtung manchmal nur mit Mühe zu erkennen, aber reich an Gedanken und treffenden Sentenzen ist das Schriftchen. „Une pensée doit donner à penser“ hat ein französischer Moralist gesagt. Ich hebe aus Lord Actons Schrift einige Sätze heraus: „Wir müssen Vorräthe des Bewundernswürdigen sammeln, so weit es gelingen mag, denn es ist die Wirkung der unerbittlichen Forschung, daß dessen immer weniger wird.“ Die Objektivität wird in der Historie nicht immer eingehalten „die beiden größten Schriftsteller der Gegenwart Mommsen und Treitschke werfen ihren eigenen breiten Schatten über ihre Seiten. Aber dies Verfahren ist großen Männern eigenthümlich und ein großer Mann mag wohl etliche untadelhafte Geschichtsschreiber werth sein.“ Vollendete Freiheit muß das ethische Endergebniß der Weltgeschichte sein. „Aber Freiheit ist ein Begriff, von dem es zweihundert Definitionen giebt und dieser Reichthum der Auslegung hat mehr Blutvergießen als sonst irgend etwas, die Theologie ausgenommen, verursacht.“ „Niemand ist unparteiischer als der Richter, der zum Strange verurtheilt.“ Ranke enthält sich des moralischen Urtheils. „Er würde mit den beiden berühmten Londoner Aerzten sympathisirt haben, von denen erzählt wird, sie hätten über einen Fall zu keinem Schluß gelangen können und als das Haupt der Familie auf einer positiven Meinung bestand, die Antwort gegeben, sie seien nicht im Stande eine solche zu äußern, jedoch würden sich mit Leichtigkeit fünfzig Doktoren finden, die es könnten.“

„Historische Methode ist nichts weiter als die Verdoppelung (reduplication) des natürlichen Verstandes.“

„Der Historiker studire lieber Probleme als Perioden.“

Es ist ein Schriftchen von 44 Seiten, aus dem ich diese Goldkörner ausgelesen habe und es findet sich noch viel dergleichen, das Einem das Herz im Leibe lachen macht. T.

Des Generals Lebrun militärische Erinnerungen 1866--1870. Die Ereignisse vor dem Kriege. Seine Sendungen nach Wien und Belgien. Uebersetzt von O. von Busse, Oberstlieutenant. 2. Auflage. Leipzig, Zuckschwerdt & Co. (früher Helwing). 1896.

Hermann v. Petersdorff. Der Streit über den Ursprung des deutsch-französischen Krieges. Aufsatz in den „Forschungen zur Brandenburg. und Preuß. Geschichte.“ Bd. IX, 1. Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896.

Das Lebrunsche Buch ist von mir bald nach dem Erscheinen des französischen Originals in diesen „Jahrbüchern“ (Bd. 82, Heft 1) ausführlich besprochen worden. Es ist die wichtigste Enthüllung über die Vorgeschichte des Krieges von 1870, die überhaupt zu Tage gekommen ist, noch wichtiger als die Memoiren des Königs von Rumänien, da sie die Vorbereitung des großen französisch-österreichisch-italienischen Bündnisses und die Kriegspläne, durch die das Verfahren der Franzosen erst verständlich geworden ist, offenbar gemacht hat. In Frankreich ist das Buch vollständig todtgeschwiegen worden, ein glänzender Beweis für die nationale Disziplin der französischen Presse. Denn ist erst zugestanden, daß Frankreich ein großes Offensiv-Bündniß gegen Preußen, zwar noch nicht abgeschlossen, aber in der Tasche zu haben glaubte, so ist der spanische Zwischenfall als ein bloßer Vorwand charakterisirt und die Beschuldigung gegen Bismarck, daß er durch absichtliche Provokation des französischen Nationalstolzes den Krieg hervorgerufen, nicht mehr haltbar.

Hätten die Franzosen freilich einen Gelehrten wie Dr. Hermann von Petersdorff, so brauchten sie die Aufklärung nicht so sehr zu scheuen. Petersdorff bemüht sich nämlich, in dem oben genannten Heft der „Forschungen“ nachzuweisen, daß das Offensivbündniß und der Kriegsplan, den Erzherzog Albrecht mit dem General Lebrun zusammen ausarbeitete und wonach die französisch-österreichisch-italienischen Heere sich bei Nürnberg treffen und bei Leipzig die Preußen besiegen wollten, ganz harmlos und im Grunde bloß defensiv gemeint gewesen seien. Einer Widerlegung bedarf dieser Nachweis für Jemand, der die Lebrunschen Enthüllungen gelesen hat, nicht. Wenn die deutsche Presse, wohl um Oesterreich zu schonen, nur wenig davon gesprochen hat, so ist es nur um so wünschenswerther, daß das Buch selbst die möglichste Verbreitung finde und deshalb sehr erfreulich, daß es auch in deutscher Uebersetzung jetzt erschienen ist.

Wären die Lebrunschen Enthüllungen einige Jahre früher erschienen, so wäre der deutschen Historiographie vermuthlich der peinliche Zwischenfall erspart geblieben, daß das Auswärtige Amt dem Generaldirektor der Staatsarchive die weitere Benutzung seiner Akten für die Darstellung der Reichsgründung versagte und in Folge dessen nun das schöne Sybelsche Werk mit einem Fischschwanz endigt. Der Grund, weßhalb das Auswärtige Amt plötzlich mit seinen Akten so ängstlich wurde, ist jetzt ganz klar: man wußte, daß die hohenzollernsche Kandidatur für den spanischen Königsthron trotz aller

Ableugnung doch das Werk Bismarcks gewesen war und fürchtete, wenn man das herauslasse, eine schwere Schädigung für den Ruf der deutschen Politik. Durch die Memoiren des Königs von Rumänien ist es nun doch herausgekommen und hat nichts geschadet, weil gleich darauf Lebrun die entscheidenden Urkunden dafür lieferte, daß Preußen nur in der Defensive handelte.

Hätte wirklich, wie Sybel es darstellt, in der französischen Regierung der ernstliche Wunsch, den Frieden zu erhalten, gelebt, so wäre die Betreibung der hohenzollernschen Kandidatur in der That eine sehr starke Provokation des französischen Nationalgefühls gewesen; statt es den friedliebenden Elementen in Frankreich zu erleichtern, die nationale Leidenschaft zu bändigen, wie es Fürst Bismarck später so wundervoll verstanden hat (Fall Schnäbele; Fall Brignon-Kaufmann; die Verhinderung der Straßburger Parade vor dem König von Italien) hätte er ihnen durch solche Treibereien das Werk bis zur Unmöglichkeit erschwert.

Die Maske, daß es sich nicht um eine politische Angelegenheit, sondern bloß um eine preußische Familien-Angelegenheit handle, war für das diplomatische Spiel meisterhaft konstruirt; von einem Historiker, der sie heute noch nicht zu durchschauen vermag, kann man nur sagen, daß er entweder nicht sehen kann oder nicht sehen will. Nicht durch solches Maskenspiel, sondern allein durch den Nachweis, daß nicht bloß die französische Volksleidenschaft, sondern auch die Napoleonische Regierung auf ein großes offensives Kriegsbündniß gegen Preußen hinarbeitete und daß deshalb die Anknüpfung Preußens mit Spanien berechtigt war, daß der Krieg unter allen Umständen hereinbrach und daß die Hohenzollernsche Kandidatur nur das „wie" beeinflußt hat, setzt man die Bismarcksche Politik in das rechte Licht und gelangt zum Verständniß ihrer Genialität.

Sybel irrte nach beiden Seiten, indem er die große französisch-österreichisch-italienische Allianz für ein bloßes Hirngespinst erklärte und die spanische Kandidatur als eine ganz harmlose Sache behandelte, mit der die preußische Politik eigentlich garnichts zu thun gehabt habe. Das giebt eine zwar falsche, aber doch in sich lesbare Darstellung. Wer aber von dieser Darstellung den einen Punkt, die Kandidatur preisgiebt und den andern festhält, vertheidigt Sybel nicht, sondern macht aus ihm und Bismarck zugleich eine Karrikatur. Die Gedankenlosigkeit, mit der die Petersdorff'sche Arbeit ausgeführt worden ist, erkennt man am besten daraus, daß der Verf. sich diesen Effekt seines Thuns gar nicht einmal klar gemacht hat.

D.

Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius (1687—1693). Herausgegeben und erläutert von Emil Gigas. Zweiter Band der Historischen Bibliothek. München und Leipzig 1897. R. Oldenbourg.

Unter den vielen glänzenden Aufsätzen, durch welche Heinrich von Treitschke diese Blätter geschmückt hat, ist mit Recht mehrfach als besonders bedeutsam und bezeichnend für ihn selbst das schöne biographische



Denkmal hervorgehoben worden, das er hier 1875 seinem geistesverwandten Landsmann Samuel Pufendorf errichtete. Wie die kritische Abhandlung, die dessen größtem Geschichtswerk Johann Gustav Droysen widmete, dadurch besonderen Reiz gewinnt, daß sie uns Droysens eigene Anschauung von der Aufgabe des politischen Historikers erkennen läßt, so spiegeln sich bedeutende Züge von Treitschkes Individualität in seiner Schilderung des gelehrten Streiters des 17. Jahrhunderts wieder, der „so trotzig hereinbrach in seine schlaffe Zeit, keines Mannes Schüler, ganz auf sich selber ruhend und doch im Ganzen lebend“, der als „Berliner Geheimrath kein Anderer war denn als Heidelberger Professor.“ Aber tritt schon aus den literarischen Arbeiten Beider uns ihre Persönlichkeit entgegen, genauer lernen wir sie doch erst aus ihren Briefen kennen. Lebhaft beklagte deßhalb Treitschke, daß so wenig von Pufendorfs Korrespondenz auf uns gekommen sei; eben dadurch sind weitere Nachforschungen angeregt worden, und gewiß würde Treitschke es mit besonderer Freude begrüßt haben, daß nun in dem 2. Band der Historischen Bibliothek, deren erster aus den Papieren seines Nachlasses so anziehende Mittheilungen über seine Lehr- und Wanderjahre gebracht hat, 34 vertrauliche Briefe Pufendorfs an Christian Thomasius gedruckt sind. Emil Gigas, der schon früher bedeutsame Schreiben von Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts aus Handschriften der Kopenhagener Bibliothek veröffentlichte, fand in derselben Bibliothek auch die hier von ihm herausgegebenen und sorgfältig erläuterten Stücke eines Briefwechsels zwischen beiden Vorkämpfern der deutschen Aufklärung; mit Recht bezeichnet er sie als eine vorzügliche Quelle für die Erkenntniß dieser von ihnen so wirksam geförderten geistigen Bewegung. Wie über Schriften von Beiden finden wir hier manche wichtige Notizen auch über die Universität, von welcher „der Geist der Neuerung über Deutschland ausging“. Pufendorf verhehlte sich die Schwierigkeiten nicht, die bei ihrer Gründung zu überwinden waren, aber meinte auch: „wenn aus Halle etwas Rechtschaffenes wird, so mag man es unter die notabilia hujus saeculi mit rechnen“. Das Gerücht wurde verbreitet, daß er selbst an diesen Ort berufen werden sollte, wo man ihm, wie wir hier erfahren, schon „1658 einen Dienst und eine Frau geben wollte“; doch wie er damals sich darauf nicht eingelassen hatte, dachte er auch jetzt nicht daran, seine Thätigkeit in Berlin aufzugeben. Aber dringend wünschte er, daß man kein Geld spare, um andere „wackere Leute“ nach Halle zu ziehen; er hielt es für „unnöthig, daß man im Anfang gleich will halbe Schock professores machen; 6 à 8 gute Leute können alles thun“. Mit welcher Theilnahme er der Thätigkeit folgte, die vor Allen Thomasius hier entfaltete, wie eifrig er bemüht war, ihm zu rathen und zu helfen, dafür liefern diese Briefe mannigfache Beweise, und nie ließen Beide ihr Verhältniß sich trüben durch die Ver[illegible]denheit ihrer Ansichten, die hier ebenso wie ihre Uebereinstimmung in [illegible]chtigsten prinzipiellen Fragen hervortritt. In charakteristischen Worten



versicherte Pufendorf dem jüngeren Freunde, er nähme keineswegs Anstoß daran, wenn dieser „in einigen Dingen von meiner Meinung abgegangen. Denn das steht ja einem Jeden frei, und mag einer mea pace alle meine Sachen rejiciren, im Fall er Raisons kann beibringen, wenn er mich nur nicht will zum Ketzer machen, welches ich nicht leiden kann. Und daran unterscheidet man einen Freund von einem Adulatore, daß dieser Alles ohne Unterschied probiret, jener aber auch bisweilen dissentiret." Eben deßhalb hielt auch er sich verpflichtet, nicht zu schweigen, wenn ihm oder Anderen das Vorgehen von Thomasius Bedenken erregte*) oder wenn er wünschte, daß dieser gründlicher die Probleme studirte, die er in Angriff genommen hatte. Als Thomasius sich der Kirchengeschichte zuwandte, schrieb ihm Pufendorf, wer darin etwas Rechtschaffenes leisten wolle, der müsse die Quellen und zwar nicht allein die alten Kirchenhistoriker, sondern auch die Akten der Konzilien und die Kirchenväter durchnehmen. Bestimmt hob er dabei den Unterschied einer theologischen und einer nichttheologischen Behandlung der Kirchengeschichte hervor; besonders aber, schärfte er ein, sei bei solchem Studium „zu beobachten: 1. daß bei den alten scriptoribus parum prudentiae civilis zu finden und daß, wer von den Aktionen recht judiziren will, prudentiam debet inferre. 2. daß die alten patres eben die vitia gehabt, so sich insgemeine noch itzo bei dem ordine theologico finden und sonderlich, daß sie auch gewußt haben die Kunst, alteri alienum sensum et mentem affingere, und manchen zu Ketzer gemacht, der es ganz nicht meritiret: daß auch vielmal conciliis passiones und Intriguen dominiret haben. 3. muß sich auch einer, der feliciter will in diesen studiis progredere, ganz entblößen von allen praejudiciis, die er aus der Sekt, der

---

*) Treten auch in diesen Briefen deutlich Pufendorfs Kampfeslust und Schlagfertigkeit und seine Freude über die Abfertigung mancher Dunkelmänner hervor, so warnte er doch auch den eifrigen Jünger vor unnützer Polemik und rieth zum Vergleich mit litterarischen Gegnern. Denn obwohl er nicht leugnete, daß er „gepfefferte Sachen, da ingenium bei ist, gerne" las, und der Meinung war, es könne nicht „schaden, daß ein guter Mann einen kahlen Finken mit Nasenstübern abweiset", hielt er es doch nicht für „gut, daß zwei gute Leute sich untereinander collidiren". Deshalb ging er auch auf eine Aussöhnung mit Veit Ludwig von Seckendorf ein, nachdem er ihn besser hatte kennen lernen. Aus unsrer Publikation ersehen wir, daß als Vermittler zwischen Beiden auch Erhard Weigel thätig war. Wie sehr diesen seinen Jenenser Lehrer Pufendorf schätzte, zeigt der Brief von ihm an Weigel, der im 73. Band der Historischen Zeitschrift S. 66 f. gedruckt ist; sehr anerkennend äußerte sich andererseits Weigel 1664 über die Leistungen und die Persönlichkeit des früheren Schülers, dessen Berufung nach Jena er damals betrieb, in einer auf der Frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrten Korrespondenz mit Hiob Ludolf. Weigel zweifelte danach, ob Pufendorf zu bestimmen wäre, von Heidelberg nach Jena zu ziehen, hielt aber doch nicht für unmöglich, daß er sich dazu entschlösse, „weil er vormals von 1656—58 nebst zweien ihm untergebenen Leipzig'schen Professorsöhnen allhier bei uns studirt (mit welchen er sich in meinem Haus und an meinem Tisch aufgehalten), die honores magisteriales von uns erlanget und also magister noster ist und sonsten jederzeit der hiesigen Akademie wohl affektioniret gewesen".

er zugethan, geschöpft. Welches, weil es nicht geschehen, ist fast keinem Neuen zu trauen, denn ein jeder will alles nach dem Interesse und Meinung seiner Sekte thun."

Wohl verdient es Beachtung, wie hier und sonst der Vorkämpfer des Naturrechts die Nothwendigkeit historischer Studien und historischer Auffassung betont hat; von seiner überlegenen historisch-politischen Einsicht und seinem starken gesunden Menschenverstande legen besonders auch die Aeußerungen Zeugniß ab, in welchen der Vertreter einer kräftigen Monarchie die Lehren der „Flatteurs" des Absolutismus über das jus regium zurückwies. Mit wie gutem Rechte Treitschke betonte, daß Pufendorfs monarchische Gesinnung von blinder Unterwürfigkeit und von absolutistischem Doktrinarismus weit entfernt war, dafür liefert namentlich sein hier abgedrucktes Schreiben vom 1. November 1690 einen neuen interessanten Beleg. Scharf wird in ihm der dänische Hofprediger Masius kritisirt, der aus dem absolutistischen Traktat seines Gesinnungsgenossen Hans Wandal „quasi einen librum symbolicum" machen wollte, und deshalb auch die republikanische Verfassung der Schweizer und Holländer und die englische Revolution von 1688 verurtheilte. Ihm gegenüber wies Pufendorf darauf hin, daß die Schrift gebietet, „der Obrigkeit gehorsam zu sein, die Gewalt über uns hat, sie sei monarchica, aristocratica oder democratica, absoluta oder limitata", und daß die Staatsverfassung, „darin man erzogen und daran man gewohnt, einem gemeiniglich am besten gefällt. Ergo ist kein Wunder, daß die Schweizer und Holländer gute Republikaner sind, und wären sie anders, wäre es eine faute."

Um völlig die Bedeutung dieser und anderer Aeußerungen Pufendorfs würdigen zu können, muß man sie natürlich in dem Zusammenhang lesen, in dem sie niedergeschrieben wurden; doch zeigen wohl schon die hier gegebenen Proben, daß aus mehr als einem Grunde eine genauere Beschäftigung mit diesen Briefen und der kräftigen, originellen Persönlichkeit ihres Verfassers sich empfiehlt. Als besten Lohn für die Mühen, die er ihnen widmete, dürfte auch der Herausgeber es betrachten, wenn immer mehr auf Pufendorf selbst die Taciteischen Worte Anwendung finden, die er bei seinen historischen Arbeiten zu bewähren strebte und die er 1688 in ein Stammbuch einschrieb*): Suum cuique decus rependit posteritas.

C. Varrentrapp.

*) Pufendorfs Aufzeichnung dieser Worte aus der Rede des Cremutius Cordus (Tacitus, Annales IV cap. 35) s. bei Richard und Robert Keil. Die deutschen Stammbücher des 16.—19. Jahrhunderts (Berlin 1893) S. 108. Es könnte danach die Frage aufgeworfen werden, ob etwa mittelbar durch Pufendorfs Einfluß auch die Wahl der beiden ersten Worte des hier von ihm zitirten Satzes zur Devise des bald nach seinem Tode gestifteten schwarzen Adlerordens bestimmt sei; doch spricht dagegen nicht nur die Verbindung, in der hier Suum Cuique erscheint, sondern namentlich auch, daß schon früher beide Worte allein, wie bei Cicero, auch auf Medaillen und Münzen des Kurfürsten Friedrichs III. begegnen.

Politische Korrespondenz.

Die Enthüllungsfeier und die Flottenfrage. Der Orient.

Zwischen peinlichen und erhebenden Empfindungen in unausgesetztem Wechsel, im wunderlichsten Kontrast hat das deutsche Volk diesen Monat März verlebt. Rührend und großartig ist die Verehrung für Kaiser Wilhelm bei der Enthüllung seines Denkmals von Neuem offenbar geworden; unser Volk hat ihn nicht nur persönlich in treuem Gedächtniß, sondern ist sich auch bewußt, welch' kostbares Gut er ihm in der nationalen Einigung errungen hat. Das ist ein Gefühl, das über alle Partei-Schranken hinwegfluthet. Eine so allgemeine Illumination wie diesen 22. März hat Berlin kaum je gesehen. Die Einführung der Reichskokarde für die ganze deutsche Armee ist ein schönes Symbol der Fortentwickelung des Einheitsgedankens. Endlich und nicht am wenigsten ist auch hervorzuheben, daß die Begas'sche Denkmal-Schöpfung ein herrlich gelungenes Werk darstellt. Die Kritik verhielt sich ihrer Zeit sehr skeptisch gegenüber dem Entwurf. Am entschiedensten sind damals wohl noch die „Preuß. Jahrb." für das Hauptstück, die Figur des Kaisers selbst mit dem schönen Symbol des führenden Genius, eingetreten. Aber auch wir hatten damals schwere Bedenken wegen der Kolossalität der Ausführung und des Platzes. Der Erfolg hat uns, wie wir gern eingestehen, widerlegt. Gerade unter diesen Gesichtspunkten hat sich die künstlerische Intuition bewährt. Der Erfolg ist um so erfreulicher, wenn man die traurige Mißgestalt der Siegessäule damit vergleicht — nicht jedes Zeitalter leistet eben Jedes.

Mit diesen herzbefriedigenden Eindrücken haben sich nun fortwährend die entgegengesetzten gekreuzt. Sie wurden eingeleitet durch den Versuch, an die Stelle der historischen Betrachtung der großen Epoche und der Gestalt Kaiser Wilhelms eine künstliche Legende zu setzen. Das Volk bedarf der Legenden; sie sind ein Theil der Geschichte und ein ebenso werthvoller wie interessanter. Aber die Legende darf die Geschichte nicht verdrängen wollen. Die Bezeichnung „Wilhelm der Große" ist für diesen verehrungswürdigsten Monarchen nicht geeignet und für sein Andenken schädigend. Sie ruft Vergleiche mit „Friedrich dem Großen" und dem „Großen Kurfürsten" hervor, die die Betrachtung in eine falsche Richtung lenken und zu Ungerechtigkeiten gegen Kaiser Wilhelm führen. Unausgesetzt hängen sich an den Beinamen Fragen, Vorbehalte, Zweifel, die das reine Bild

der Verehrung, wie es im Volke pulsirend fortlebt, trüben. Die Wissenschaft, die Universitäten, haben den Beinamen nicht aufgenommen; offiziell wird er gebraucht — daraus entsteht eine dauernde Spannung, die die reine einheitliche Empfindung der Pietät gelegentlich zerreißt und schon in diesen Tagen sich sehr merklich fühlbar gemacht hat. Die Spannung wurde verschärft dadurch, daß bei der Enthüllungsfeierlichkeit des Fürsten Bismarck mit keinem Worte gedacht wurde. Endlich in all den nationalen Jubel, der trotz Allem und Allem wieder einmal, so weit die deutsche Zunge klingt, die Herzen vereinigte, fiel mitten hinein die Streichung eines großen Theils der Marine-Forderungen durch den Reichstag. Der ungeheure Kontrast zwischen den Festfeiern und den Leistungen des heutigen Reichstag lag vor Augen.

Alle die vorhin dargelegten oder angedeuteten Reibungen und Zwiespältigkeiten müssen und können zuletzt ertragen werden und der gesunde Sinn unseres Volkes wird sie endlich überwinden. Die Marine-Frage aber, die ernsteste von allen, zeigt noch nicht die geringste Aussicht auf eine glückliche Lösung.

Die öffentliche Meinung faßt die Dinge noch sehr ruhig auf; theils hat sie überhaupt noch kein Verständniß für die Frage, theils tröstet sie sich damit, daß ja doch immerhin eine erhebliche Bewilligung, viel größer als in früheren Jahren gemacht sei. Man könnte sich also vorstellen, daß unter fortwährendem Drängen und Feilschen, Vorschlagen und Abhandeln die Regierung Jahr für Jahr eine kleine Erweiterung durchsetzt und wir auf diese Weise allmählich zu einer anständigen Flotte kommen werden. So ist es ja auch, von den kleinsten Anfängen ausgehend, gegen eine eigentlich widerwillige Reichstags-Majorität, allmählich gelungen, unsere Kolonien zu etabliren und auszubauen.

Ein wirklich bedeutendes Werk ist aber auf diese Weise doch nicht entstanden und für die Flotte dürfen wir uns schlechterdings auf eine solche Methode nicht einlassen.*) Handelte es sich nur darum, wie man es ausdrückt, unsern Handel zu schützen, die überseeischen Beziehungen zu pflegen, allenthalben auftreten, die deutsche Flagge zeigen, und dadurch das deutsche Wesen stützen und stärken zu können, so würde eine langsame Vergrößerung ja genügen. Aber das ist nur ein Theil und zwar der bei weitem unbedeutendere Theil der Aufgabe.

Auch die Vorstellung, daß die Flotte bestimmt sei, die deutsche Küste vor Brandschatzungen und Landungen zu schützen, hat keine genügende Beweis- und Werbekraft. Wichtiger ist schon die Aufgabe, die Getreidezufuhr über die Nordsee, von Norden her, offen zu halten. Das Schwer-

*) Als ein vorzügliches Schriftchen über die Marinefrage ist zu empfehlen die vom „All-Deutschen Verbande" herausgegebene Broschüre „Genügt Deutschlands Wehrkraft zur See?" von Fritz Bley, München. Verlag von J. F. Lehmann. 40 Pf.



gewicht aber liegt an einer ganz anderen Stelle; es liegt da, wo die Flotte ihre Rolle in dem Machtverhältniß der Großmächte zu spielen hat. Rußland und Frankreich haben ihre Streitkräfte so sehr entwickelt, daß Deutschland auch mit Hülfe des Dreibundes keine Aussicht mehr hat, sie zu Lande zu besiegen. Die Möglichkeit eines Sieges ist erst dann gegeben, wenn wir Aussicht haben, auch zur See das Uebergewicht zu erlangen, unsererseits den Russen die Ostseehäfen zu sperren, und dadurch Rußland sozusagen von der Welt, namentlich von Frankreich abzuschneiden. Die deutsche Flotte zu einer solchen Stärke zu entwickeln, ist keineswegs unmöglich, da zwei Drittel der französischen Flotte im Mittelmeer festgehalten sein würden, und der Nordostseekanal uns große strategische Vortheile gewährt. Erreichen wir dieses Ziel der Ueberlegenheit aber nicht, so hat der Bau einer Schlachtflotte überhaupt keinen großen Werth. Auch der tapferste Feldherr schlägt eine Schlacht nur, wenn er irgendwelche Chancen des Sieges sieht. Bloß um einen ehrenvollen Untergang zu finden, soll man sich keine Flotte bauen. Hieraus aber ergiebt sich, daß das allmähliche Aufpäppeln uns garnichts nützen kann; dabei bleiben die Russen und Franzosen uns immer um die paar Schritte voraus, auf die es ankommt. Es bleibt dann dabei, daß Rußland sich uns überlegen fühlt und unsere Macht und unseren Willen nicht fürchtet; es bleibt dabei, daß Rußland die führende Macht in Europa geworden ist; es bleibt dabei, daß Deutschland von der großen Stellung, die es nach 1870 errungen, wieder heruntergeglitten ist, und eine Rolle der Rathlosigkeit spielt, wie seiner Zeit unter Friedrich Wilhelm IV.

Die Regierung hatte also vollkommen Recht, wenn sie erklärte, daß ihre diesjährigen Forderungen für die Flotte das Minimum des Nothwendigen darstellten. Soll sie sich nun darein finden, daß der Reichstag gleichmüthig ein Drittel dieses Minimum abstreicht?

Man hört unsere heutige Situation häufig mit den Anfängen der Konfliktsperiode vergleichen und die Aehnlichkeiten liegen auf der Hand. Zuerst die schon ausgesprochene politische: heute wie damals macht Deutschland in der europäischen Politik eine traurige Figur; heute wie damals lag der letzte Grund in der falschen Sparsamkeit, die die genügende Entwickelung der Wehrkraft versäumt hatte; heute wie damals haben wir einen Monarchen, der den Sitz des Uebels erkannt hat und die ganze Kraft seiner Persönlichkeit für die Besserung einsetzt; heute wie damals zeigt die öffentliche Meinung kein Verständniß und sieht statt des großen Zusammenhanges nichts als die kleinsten persönlichen Motive: Vergnügen an Paraden und Soldatenspielerei. Heute wie damals verhöhnt man die Vorstellung von dem welthistorischen Beruf unseres Staates: damals sprach man von „preußischem Großmachtskitzel", heute heißt es „Weltpolitik sei bei einem Staat dasselbe wie Größenwahn bei einem Individuum." Allen diesen Analogien steht nun aber doch eine große Unähnlichkeit gegenüber: damals umfaßte die negierende Opposition an neun Zehntel der Volksvertretung;

bei einer entscheidenden Abstimmung waren es 11 Abgeordnete, die für die Regierung stimmten; heute ist im Reichstag die Majorität der Opposition doch nur gering. Es waren 61 Stimmen bei der letzten Entscheidung; die Regierung braucht also nur einige 30 zu gewinnen, um die Majorität zu erlangen. Schon wenn man in der Polenpolitik die klare und kluge Auffassung des Grafen Caprivi beibehalten hätte, statt in die jetzigen verschwommenen Halbheiten zu verfallen, die dem Deutschthum garnichts genützt, dem Polenthum garnichts geschadet haben, so hätte man die 18 Polenstimmen, die jetzt wieder zur Opposition abgeschwenkt sind, behalten, und die Majorität wäre so klein, dabei die Ausspielung des patriotischen polnischen Kaplans gegen den unpatriotischen deutschen in der gesammten Behandlung des Ultramontanismus taktisch so überaus günstig verwendbar, daß schon auf diesem Wege der Sieg erreichbar erscheinen möchte. Hier also verflüchtigt sich die Analogie mit der Konfliktsperiode. Es handelt sich nicht mehr um den großen prinzipiellen Gegensatz, es handelt sich nur um die parlamentarisch-taktische Geschicklichkeit. Dürfen wir deshalb etwa die Dinge mit mehr Zuversicht ansehen? Leider nein. Man erinnert sich an das Eingreifen des Herrn v. Stumm mit der Verbreitung privater Aeußerungen des Kaisers; schlimmeres konnte nicht wohl geschehen. Auch die Handlanger müssen ihr Geschäft verstehen und wenn sie einen Stein zutragen wollen, im Eifer nicht die Leiter umwerfen, auf der die andern Steine nachgetragen werden sollen. Möchte der Baumeister bald einen geschickteren Gehülfen finden.

* * *

Ueber den Orient zu schreiben, ist für Jemand, der nicht die täglichen Vibrationen zu verfolgen, sondern nur den allgemeinen Zug der Dinge herauszuarbeiten wünscht, der Augenblick sehr ungünstig. In den fünf Wochen, seitdem unser letztes Heft erschienen, ist, was man nennt, nichts geschehen, richtiger ausgedrückt, die Dinge sind ganz langsam, geradezu erstaunlich langsam auf den Punkt der Krisis zu fortgequollen und gerade heute oder morgen, scheint es, können entscheidende Nachrichten eintreffen. Lord Salisbury wird nicht vergebens nach Paris gereist sein und mit dem französischen Minister des Auswärtigen konferirt haben. Und die griechischen und türkischen Truppen stehen in solchen Massen an der Grenze, daß der Zusammenstoß nun endlich scheint erfolgen zu müssen. Weshalb ist es dem einmüthig kundgegebenen Willen der Großmächte nicht gelungen, die Bewegung zu hemmen? Wie ist es möglich, daß dieser Hellenenzwerg sich den sechs Riesen widersetzt und zwar nicht etwa um einen noch kleineren anzufallen, sondern um mit einem unzweifelhaft noch viel stärkeren als er selbst ist, anzubinden? „Fert unda nec regitur" ist der vom Fürsten Bismarck oft angezogene höchste Grundsatz der Politik. Die Woge ist für Griechenland, und dagegen vermögen weder die sechs Großmächte noch die Türken etwas.

Weshalb konnte der König Georg so muthig dem Befehl der Großmächte Trotz bieten und dem Obersten Vassos befehlen, auf Kreta zu bleiben? Weil es zuletzt eine moralische Unmöglichkeit ist, daß die christlichen Großmächte die Griechen zusammenkartätschen, um sie wieder unter die Souveränetät des Sultans zu stellen. Dessen sind sich die Griechen bewußt und das ist ihre Stärke. Selbst wenn die Türken jetzt noch einmal ihre militärische Kraft zusammennehmen und die Griechen überrennen, kann Europa sie den Türken überlassen? Schwere Leiden würden damit über die griechische Bevölkerung kommen, am letzten Ende müssen sie doch obsiegen.

Wie man sich auch den Fortgang denkt — daß der Brand wieder gelöscht werde, erscheint ausgeschlossen.

Giebt man den Griechen Kreta, so erhebt sich binnen Kurzem Macedonien, um auf demselben Wege zur Freiheit zu gelangen. Viktor Bérard, dessen interessante Studien ich schon im vorigen Heft erwähnt, hat in der Revue de Paris soeben wieder Reiseeindrücke aus Macedonien veröffentlicht. Sie gipfeln darin, daß, so sehr dieses Land auch zwischen Griechen, Bulgaren, Serben, Walachen, Albanesen, Juden, Türken vertheilt ist, sie doch Alle in dem einen Punkt übereinstimmen: jede Zukunft ist besser als der jetzige Zustand.

Giebt Europa den Griechen Kreta nicht, so kommt es zum griechisch-türkischen Kriege. Behaupten sich in diesem Kriege die Griechen auch nur einigermaßen, so brechen im Rücken der Türken Bewegungen los. Selbst wenn die Griechen sofort und vollständig besiegt werden, so ist kaum anzunehmen, daß sie deßhalb Frieden schließen; die Volksleidenschaft in Bulgarien und Serbien wird dann endlich alle Dämme durchbrechen und ihnen zu Hülfe kommen.

Trotz alledem ist die Verzögerungspolitik der Großmächte nicht durchaus wirkungslos. Verlangsamung ist eine sehr wesentliche Modifikation im politischen Entwickelungsprozeß. Man darf nicht sagen, daß, da die Türkei doch einmal zum Tode verdammt ist, man die Erbtheilung ebensogut heute schon vornehmen könne wie später. Viele von den Kräften, die dabei in Betracht kommen, sind doch nicht so genau zu berechnen und müssen erst durch Thatsachen bezeugt oder widerlegt, selbst hervorgebracht oder vernichtet werden. So mag durch die bloße Verlangsamung sich der bisher unfindbare Modus für die Neugestaltung der Balkanhalbinsel allmählich herausdestilliren, ohne daß es zu einer Weltkrisis kommt. Die Sprache der Diplomatie hat für dieses Sachverhältniß den Ausdruck „der Sultan wird seinem Reiche Reformen verleihen" und auf diese Reformen müssen im Interesse des allgemeinen Friedens die unterworfenen Völker warten.

28. 3. 1897. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Decken, E. von der. — Die gebildete Frau und die neue Zeit. Gr. 8°. (56 S.) 1 M. Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht.

Finke, Prof. Dr. Heinrich — Genetische und klerikale Geschichtsauffassung. Eine Antwort auf Prof. Dr. Carl Lamprecht. 38 S. Münster i. W., Regensberg.

Hanstein, Dr. Adalbert von. — Die Soziale Frage in der Poesie. Gr. 8°. (43 S.) 1,60 M. Leipzig, Freund & Möschke.

Heinemann, Ernst. — Ist der Verein der Berliner Produktenhändler eine Börse? 11 S. Berlin, Verlag der Correspondenz Gelb.

Helmholtz, H. von. — Vorlesungen über Theoretische Physik. Bd. V. (XII 370 S.) 14 M. Hamburg, Leopold Voss.

Kaftan, D. Julius, ord. Prof. d. Theol. in Berlin. — Das Christentum und Nietzsches Herrenmoral. Ein Vortrag gehalten im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes. 24 S. 0,50 M. Berlin, Georg Nauck (Fritz Rühe).

Lorenz, Dr. Ottomar, Superintend. und Oberpfarrer. — Die materialistische Geschichtsauffassung. 109 S. Leipzig, Carl Braun.

Münch, Wilhelm. — Anmerkungen zum Text des Lebens. Zugleich 2. (verdoppelte) Auflage der „Tagebuchblätter" des Verfassers. 200 S. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder).

Pietro Pellegrini. — I diseredati e i loro diritti. 205 S. Borgo a Mozzano, N. Vannini.

Plehn, Dr. Hans. — Der politische Charakter von Matheus Parisiensis. Beiträge zur Geschichte der englischen Verfassung und des Ständetums im XIII. Jahrhundert. (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen v. Gustav Schmoller Bd. XIV 3. Gr. 8°. (XIV 136 S.) 3,60 M. Leipsig, Duncker & Humblot.

Pobedanoszew, K. P. — Streitfragen der Gegenwart. Autoris. deutsche Uebersetzung v. K. Borchardt und L. Kelchner. Mit einem Porträt des Verfassers. 282 S. Berlin, August Deubner.

Ritschl, Otto, a. o. Prof. der Theol. in Bonn. — Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung. 58 S. 1 M. Freiburg i. B. und Leipzig, D. B. C. Mohr (Paul Siebeck).

Rühl, Franz. — Briefwechsel des Ministers Theodor von Schön. Gr. 8°. (XXVII 25x 5,60 M. Leipzig, Duncker & Humblot.

Schmarsow, August. — Barock & Rokoko. Beiträge II. Gr. 8°. (398 S.) 6 M. Leipzig. S. Hirzel.

Schmöle, Dr. jur. Cristoph, Gerichtsassessor. — Unvergänglichkeit und Freiheit der Individualität. 33 S. 2 M. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Schneidewin, Max. — Die Antike Humanität. Gr. 8°. (XX 558 S.) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Schultze, Ernst. — Volkshochschulen und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung. Gr 8° (118 S.) 1,80 M. Leipzig. Gg. Freund

Tönnies, Ferdinand. — Der Nietzsche-Kultus. 114 S. 2 M. Leipzig, O. R. Reisland.

Wegener, Dr. Georg. — Zum ewigen Eise. Gr. 8°. (359 S.) Berlin, Verein für deutsche Litteratur, Dr. Hermann Paetel.

Zimmer, D. Dr. Friedrich, Prof. d. Theol. — Der evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit. 4. verm. Aufl. 177 S. 1 M. Herborn, Verlag des Evangelischen Diakonievereins.

Der Christliche Orient, Monatsschrift. Heft I. Herausgeber Johannes Lepsius. Pro Vierteljahr 1,50 M. Westend-Berlin, W. Faber & Co.

Der klassische Skulpturenschatz Heft 3—5. Herausgegeben von F. v. Reber und A. Bayersdorfer. München, F. Bruckmann A.-G.

Meisterwerke der zeitgenossischen Novellistik I. Jahrgang, Bd. 1, à 50 Pf.=30 Kr. Herausgegeben von Lothar Schmidt. Arthur Schnitzler, Ein Abschied; Maria Janitscheck, Despotische Liebe. Es geistert; Karl Busse, Die hässliche Witka. Breslau, L. Frankenstein.

Die ersten Schritte des russischen Romans. 21 S. Separatabzug aus d. k. „Wiener Zeitung" v. 9—10. Januar 1897. Wien, Selbstverlag.

Neue Beiträge zur Nationalen Wohnungsreform. Von Alb. Schäffle und Paul Lechler. Gr. 8°. (63 S.) 75 Pf. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W. Magdeburger Strasse 27.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.

Das Wilhelms-Denkmal.

Von

Hans Delbrück.

Zu den wohlthuenden Erscheinungen in dem Chaos unangenehmer Eindrücke, mit denen die Gegenwart ein deutsches Gemüth bedrängt, habe ich in unserer vorigen Monats-Betrachtung das Begassche Kaiser-Wilhelm-Denkmal gerechnet. So viel ich sehe, ist das auch allenthalben der erste Eindruck bei der Enthüllung gewesen; er wurde noch verstärkt dadurch, daß man eigentlich nichts Gutes erwartet hatte. Die Kritik hat ihrer Zeit die Entwürfe sehr abschätzig behandelt, Idee, Komposition, Ausführung und Dimensionen bekämpft und den Platz prinzipiell verworfen. Man war also erstaunt und erfreut, daß so vielerlei Besorgnisse nicht in Erfüllung gegangen und durch die That widerlegt schienen.

Sehr bald aber hat die Kritik wieder die Oberhand behalten und ist mit solcher Energie aufgetreten, daß ich mich gedrungen sehe, mein Urtheil zu vertheidigen und zu begründen.

Ich gebe zunächst die Hauptsätze einiger der Kritiken, die mir besonders aufgefallen sind, wieder.

Ferdinand Avenarius sagt im „Kunstwart“:

„Da steht es nun, eine Art von Vorbau vor dem Schloß, von keiner Stelle als von den Schloßfenstern aus gut zu sehen, ungroß und uneinfach, beinahe stumpfsinnig im Wiederholen derselben abgebrauchten Motive, kunstgewerblich, wo monumentale Kraft am Platze, in seinem Besten von theatralischem Schwunge, grundfremd dem Geiste nach ihm, den es feiern soll und der vor Allem eine würdige Miteehrung der Männer gewünscht hätte, die ihm halfen, ja, die ihn leiteten, als Ganzes ein Prachtstück etwa

à la Louis XIV. Was hilfts diesen Thatsachen gegenüber, daß manche Einzelheit sehr schön herausgekommen ist, weil ja doch Begas in der That ein Meister wenigstens im äußerlich Formalen ist? Was ist denn bei einer solchen Aufgabe mit kalter äußerer Schönheit gethan? Wie wird man in hundert Jahren über dieses sogenannte Nationaldenkmal denken? Man wird nicht der Zeit Wilhelms I. zum Vorwurf machen, daß keine Größe darin ist."

Etwa in demselben Ton urtheilt ein Anonymus „Azo" in der „Nation" (Nr. 27).

„Oben sitzt in nicht übler Porträtähnlichkeit Wilhelm I.; sein Porträtkopf ist auch das Einzige, was an seine Zeit erinnert, an jene ernste vergangene Zeit großer Kämpfe, harten Ringens, langsamen Fortschreitens und schließlicher Erfüllung, an jene Zeit des Aufbauens, die keine Ueberhebung kannte und die sich weder durch die theatralische Pose noch durch das theatralische Pathos eine Größe anschminkte, die ihr nicht eigen war. Sie hatte das nicht nöthig. Zwischen einer Reihe genialer Menschen stand Wilhelm I. mit dem nicht geringen Verdienst, jene in ihre Stellungen gebracht und ihnen die Möglichkeit der Wirksamkeit eröffnet zu haben. Ein Monarch an der Spitze eines Staates wie Preußen wirkt mit seinem großen Einfluß wie ein Magnet; die tüchtige, sachliche, nüchterne, kluge Natur zieht die tüchtigen, sachlichen, klugen Naturen an, auch wenn sie gesteigert sind bis zur Genialität und bringt sie zur Entfaltung. Das that Wilhelm I.

Jener Wilhelm I. auf dem Denkmal hat neben sich ein hübsches schlankes Mädchen, leider mit recht steifen Beinen, die sein Pferd führt; man nennt sie einen Genius. Wilhelm I. auf dem kraftvoll und kühn vorwärtsschreitenden Pferde ist das beste des ganzen Denkmals, aber dieses Beste in seiner realen, wenngleich für den Dargestellten der besonderen Charakteristik ermangelnden Natürlichkeit erhält sofort einen Stich ins Ballethafte durch die Pferdeführerin, die nur dekorativ wirkt und wirken soll; und die als Dekoration doch auch gleichzeitig Wilhelm I. herabdrückt; denn nicht er reitet dem Siege und Triumphe entgegen, sondern sein Pferd wird dem Triumphe entgegengeführt und geleitet. Das ist eine unbeabsichtigte erzene Ironie, und so bezeichnend bei einem Denkmal, das Größe und Eindruck durch Pomp und durch malerisch-theatralische Gruppirung, aber nicht durch eine zur Monumentalität gelangte Charakteristik eines Mannes und seiner Art und seiner Zeit zum Ausdruck bringt.

Und diese Mischung findet sich überall am Denkmal wieder; das Ziel ist nicht die tiefere Charakteristik; das Ziel ist die **malerische Wirkung**. aber auch diese malerische Wirkung gelangt nicht zu einer schönen und wirkungsvollen Gesammtentfaltung; sie zerstiebt in lauter Einzelheiten; sie zerstiebt in Einzelheiten, die in den Linien auseinander fallen, und sie zerstiebt in Einzelheiten, die in ihrem Charakter gegen einander schreien.

Dieses Denkmal ohne Gesammtwirkung ist auch ohne Stil in höherem Sinne; meisterhaft zum Theil in der Technik, interessant in vielen Einzelheiten; eine Schöpfung, die ein ungewöhnliches Können zeigt, aber alles Können ist nur angewendet, um eine äußerlich pomphafte Wirkung zu erzielen.

Ein Theaterarrangement ohne echteren Werth und dem zugleich die große theatralische Gesammtwirkung fehlt.

Als Dekadence in der Kunst bezeichnet man es, wenn mit den kleinen Mitteln des Pompes und der Geschicklichkeit das Unvermögen, große Aufgaben zu lösen, verschleiert wird.

Als Dekadence in der Kunst bezeichnet man es, wenn für diese Verschleierung die virtuose und geistlose Mischung gegeneinander schreiender Stilarten zu Hilfe gerufen wird.

Als Dekadence in der Kunst bezeichnet man es, wenn die Form in ihrem Detail interessant geblieben ist, und wenn das Interesse schließlich doch nur der virtuosen Geschicklichkeit gelten kann.

Die Aufgabe, die gestellt war, ist an jener Stelle, auf jenem Raum und bei jener Umgebung überhaupt nicht zu lösen gewesen. Das ist oft genug gesagt worden; aber die Verantwortung trägt doch schließlich nur der Künstler, der es mit seinem künstlerischen Gewissen vereinbar fand, das Undurchführbare gleichwohl in Angriff zu nehmen.

Man kann in diesem Denkmal die instruktivsten Beobachtungen machen. Je nachdem man seinen Standpunkt wählt und je nachdem das Denkmal alsdann einen anderen Hintergrund erhält, vermindern sich für das Auge die Größenverhältnisse des Ganzen und jedes einzelnen Theiles. Bald sinkt die Säulenhalle zur Unbedeutendheit zusammen; bald das Denkmal; bald ist Wilhelm I. hoch zu Roß zusammengeschrumpft, und ein Löwe steht in riesiger brutaler Größe vor dem Beschauer; bald ist die eine Quadriga mächtig und die andere winzig oder umgekehrt.

Und dieser schwankenden Veränderlichkeit der Größenverhältnisse entspricht es, daß das Denkmal, von wo man es auch betrachtet,

fast stets als Fragment erscheint; die ganze Anlage schiebt sich bald auf diese, bald auf jene Weise ineinander; sie verdeckt sich gegenseitig; von hier aus sieht man die Spitzen von ein paar Adlerfittigen spitzig in die Luft ragen, ohne daß man den Körper des Adlers zu erblicken vermöchte; von dort aus sieht man eine sich bauschende Fahne, ohne die Viktoria, die sie trägt, mit dem Blick erhaschen zu können; oder man sieht einen Löwenschwanz ohne den dazu gehörigen Löwen; oder einen Menschenkopf über einer Balustrade, ohne den Leib dazu. Das ist nicht eine unglückliche Einzelheit, sondern das ist ein immer wiederkehrender unglücklicher Anblick; dies zeigt, wie Alles nur für sich besteht und aus der Gesammtwirkung herausfällt.

Noch weit schlimmer ist die Barbarei, die in der theatralischen Zusammenschweißung von widereinanderschreienden Elementen der Kunst besteht. Wenn Jemand in ein zartes Flötenkonzert plötzlich mit Trommelwirbel und Paukenschlag hineinführe, so würde sich alle Welt die Ohren zuhalten; aber vor die auf Kugeln preziös balancirenden beflügelten Genien an den abgestumpften Ecken des Denkmals durfte Begas mächtige zähnefletschende Löwen hinsetzen, die den auf die länglich zarten, idealen Göttinnen blickenden Betrachter mit realistisch schreckhaftem Menageriegebrüll anfallen.

Solche Löwen können schön sein, und sie sind es hier; solche Genien können auch schön sein; sie sind es hier weniger; aber zu solcher Zusammenstellung von leibhaftiger Menagerie und ätherischem Olymp kommt nur der, dem das eine und das andere nichts als theatralisch leere Form und ein Spielen mit der Form ist. Tiefere Künstler, denen die Form ein lebendiges Leben ist, können nicht zu einer solchen Entgleisung des Geschmacks kommen, und sie stellen nicht die brutalste packende Realistik leibhafter, wild brüllender Löwen vor den die Lyra zart berührenden Genius. Da hört der Geschmack auf und die Barbarei fängt da an.

Dieser ganze Aufwand von Pferden und Löwen und Adlern und Menschen und Menschenleibern und Trophäen wirkt nur wie eine Häufung von Genremotiven, die im Detail vielfach reizvoll, in der Technik vielfach vollendet sind, und die Steigerung dieser einzelnen Genremotive ins Kolossale und ihre Massenhaftigkeit zeigt die innere Leere der gegebenen Aufgabe gegenüber. An innerem Werth ist es eine Balletapotheose aus Stein und Erz.

Der Entwurf schon gab zu vielen Bedenken Anlaß; die Wirklichkeit zeigt, daß Begas, der ausgezeichnete Techniker, der als

Porträtbildhauer und im engen Gebiet des Genre so Hervorragendes leistet, dieser monumentalen Aufgabe gegenüber unterlegen ist."

In der „Zeit" hat R. Neubauer, in der „Welt am Montag" Heimann, anderswo Andere, ganz Aehnliches geschrieben. Neubauer schätzt in Begas einen vielfach begabten Künstler, der die Mitlebenden um mehr als Hauptes länge überrage. Aber vor dem Heroischen stutze er. Die Kraft werde bei ihm zum Pathos. Dem Denkmal fehle das Monumentale. Es sei nicht groß in der Gesammterscheinung; es biete bloße Einzelheiten ohne wahre Einheit; dekorative Wirkung. Heimann spricht von „der Freude an dem schönen Ganzen". „Aber", fährt er fort „auch diese Schönheit des Ganzen, was ist sie? Es ist die Schönheit eines Festzuges oder der Gruppen auf einem Kostümball, oder einer Parade oder einer rhetorischen Glanzleistung".

Diese Besprechungen, in etwas gereiztem Tone vorgetragen, spiegeln wohl auch etwas die allgemeine politische Verstimmung. Wenden wir uns deshalb zu einer anderen, die in dem vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegebenen „Zentralblatt der Bauverwaltung" erschienen ist. Hier heißt es:

„Betrachten wir zunächst die Denkmalsanlage als Ganzes und hinsichtlich ihrer Stellung im Rahmen des Platzbildes, so ist zuvörderst freudig anzuerkennen, daß man der außerordentlichen Schwierigkeiten, die die gewählte Denkmalstelle bot, in den Grenzen des Erreichbaren Herr geworden ist. Insbesondere dürften die Befürchtungen widerlegt sein, daß das Denkmal dem Schlosse zu nahe stehen würde. Der Abstand — etwa 46 Meter von der Front des Eosanderschen Portales bis zur Mitte des Reiterbildsockels — genügt vollauf, um gute Standpunkte für die Betrachtung der Anlage zu gewinnen. Auch der Maßstab des Ganzen im Vergleich zum Schlosse erscheint getroffen; mit welchen Nachtheilen die zur Erreichung dieses Einklanges nothwendige Steigerung der Standbildhöhe verbunden ist, bleibt eine andere Frage. — Gewährt also die Vorderansicht, und zwar auch was das Verhältniß des eigentlichen bildnerischen Denkmals von seinem architektonischen Hintergrund anlangt, von allen Richtungen her über Erwarten befriedigender Bilder, so ist auch für den Anblick der Rückseite das Mögliche geleistet. Unzweifelhaft liegt ja hier die Schwäche der Gesammtanlage. Der Denkmalbau rückt der ihm gegenüberliegenden Ufermauer, der Bauakademie, überhaupt

den in westlicher Richtung befindlichen Anlagen zu r
Schloßbrücke her sitzt er nicht gut vor seinem süd
grunde, abgesehen davon, daß sich die Halle und ih
Schmuck mit den sichtbar werdenden Theilen des Sta
nicht glücklich überschneiden. Es fehlt eben die
Deckung der Rückseite durch große Baumbestände u.
die eine derartige Anlage angewiesen ist, um zu v
Wirkung zu gelangen. Immerhin hat man sic
Schwierigkeiten, mit der Anforderung, daß der den T
grund bildenden Architektur doppelte, ja vierseitige
werden mußte, in meisterhafter Weise abgefunden.
ruht der glückliche Wurf, mit dem dies gelungen ist,
in der Gestaltung des Hallen-Grundrisses. Durch sei
in ein längeres, dem Wasserlaufe zugekehrtes, gerad
und zwei mit diesem durch viertelkreisförmige, na
krümmte Zwischenhallen verbundene pavillonartige
ist eine Umrißform gewonnen, durch die der sich d
auf den westlichen Hauptzugangswegen nähernde B
Architektur gegenübergestellt wird, die selbständig u
genug behandelt ist, um die Rückseite zunächst vergess

Ueber dem dergestalt kräftig bewegten Grundri
auf dem aus dem Wasser aufragenden grauen San
die im Anschluß an die Westfront des Königschloss
Barockarchitektur entworfene Säulenhalle. Ihr ge
stück bietet freiere Durchblicke zwischen den jonischen
während die seitlichen Theile durch die geschlossene
an jedem Grundrißknick angeordneten Flachnischenpfei
die sich hier ergebenden Ueberschneidungen dem Gan
festen Halt geben. Dem reichen, fließenden, aus de
entwickelten Wechsel der Aufbauerscheinung gesellen
Verhältnisse und formvollendete Einzelheiten, und die f
grauen und goldigen Farbentöne des edlen Wa
Heuscheuer-Sandsteines verleihen der Architektur war

Durch die Umgebung ist das von Begas im
eigenhändig geschaffene eigentliche Kaiserdenkmal vo
sich am vorderen Rande der Plattform erhebt, leuch
ganzen Pracht, mit all seinen bedeutenden Vorzüge
auch — wie das Licht nun einmal nicht ohne S
nicht frei von mancher befürchteten Schwäche. Di
weicht in der Gesammtanordnung von dem Model

nicht ab. Die Auffassung des Denkmals war durch die Aufgabe von vornherein bestimmt. Diese Aufgabe forderte ein „Nationaldenkmal“, also auch für das Kaiserbild selbst mit seinem unmittelbaren Zubehör eine erheblich über den Rahmen des Porträtstandbildes hinausgehende Schöpfung, die des bereichernden und den weitergefaßten Gedanken erklärenden Beiwerks und vor allem des sehr bedeutenden Maßstabes nicht entrathen konnte. Erhebt sich das Denkmal doch zu einer Höhe von mehr denn 20 Meter über dem Fußboden, wovon etwa 9 Meter auf das Reiterbild allein entfallen! In solcher Höhe den Kopf des Kaisers noch bildnißmäßig verinnerlicht und durchgeistigt zur Geltung zu bringen, war nicht möglich; er mußte, wie die ganze Gestalt, mehr in äußerlich großen Zügen, gewissermaßen dekorativ behandelt werden und damit war Begas gezwungen, sich einer seiner größten Stärken, seiner von kaum einem anderen erreichten Bildnißkunst zu begeben. Dieser Verzicht war es wohl, der den ja auch im vollen Einklange mit der ganzen Denkmalauffassung stehenden Gedanken nahe legte, den in allen Aeußerlichkeiten realistisch behandelten Kaiserlichen Reiter dadurch zu idealisiren, daß ihm die palmentragende Siegesgöttin beigesellt wurde, die das ruhig dahinschreitende Roß des verklärten Helden dem Schlosse seiner Väter zulenkt. — Die Gruppe hat außerordentliche Schönheiten und darf den bedeutendsten Werken des Meisters zugezählt werden. Einige nebensächliche Ausstellungen, die an dem, einem Leibrosse des regierenden Kaisers nachgebildeten Pferde gemacht werden, können nicht ins Gewicht fallen. Von bezwingender Anmuth ist die schwebenden Ganges neben dem Rosse einherschreitende Siegesgöttin, sind die geflügelten, den Ecken des Sockels vorgestellten Genien, sind Einzelheiten aus den köstlichen Darstellungen, die an der Südseite des Postaments die Segnungen des Friedens versinnbildlichen. Und neben dieser Fülle weiblichen Liebreizes, welche markige, männliche Kraft in den prachtvollen Löwen, die sich, als Wächter des Denkmals auf den übereck aus dem Stufenunterbau vorgeschobenen Granitsockeln aus Kriegsgeräth und starrendem Waffenwerk aufrichten! Aber dennoch, all diese Schönheit, all dieses in realistisch-malerischer Bewegung sprudelnde Leben ist nicht dienstbar gemacht denjenigen Kunstgesetzen, die für ein Denkmal solchen Ranges gefordert werden müssen. Die Anmuth ist geschmeidige Grazie, die männliche Kraft ist lautes Pathos geworden, und so hohe Bewunderung das in vieler Beziehung so herrliche Werk verdient, das man zu-

treffend einen stolzen, machtvoll gen Himmel steigenden Siegeshymnus genannt hat, eins fehlt ihm, das ist die ruhige, ernste architektonische Gebundenheit, die tiefe, denkmalmäßige Strenge, die wirkliche Monumentalität. Die geflügelten Huldgöttinnen, am Modell von 1893 doch noch in festerer Geschlossenheit mit dem Standbildsockel verbunden, schweben jetzt Blumen streuend und Kränze niederlegend in reizendster Bewegung von diesem hinweg oder suchen mit fast ängstlicher Geberde Halt an ihm zu gewinnen auf ihrem unsicheren Standorte; die Jünglingsgestalten an den Langseiten des Denkmals, die den Krieg und den Frieden versinnbildlichen, sie sind mit ihren Riesenleibern, nicht im Geringsten architektonisch vorbereitet, unmittelbar auf den Denkmalstufen gelagert, denen Abmessungen gegeben sind, wie sie eben für den Fuß des gewöhnlichen Sterblichen passen: und die Löwen auf ihren zerfetzten, stachlichten Trophäen — man vergleiche sie mit den Denkmalwächtern bei verwandten Aufgaben der Antike, um zu erkennen, was ihnen bei oder vielmehr in Folge aller ihrer realistischen Schönheit fehlt, um „wie in Erz gegossen" zu sein. Die Größe des Maßstabes bessert bei alledem nichts, im Gegentheil, gerade sie ist es, in deren Verhältniß zum Inhalt und zur Zweckbestimmung hier der Mangel an Monumentalität wesentlich mit beruht."

Wenn man es recht betrachtet, so stimmt das „Zentralblatt" mit den vorhergehenden Kritikern sachlich überein. Temperament und Stimmung sind entgegengesetzt, aber die Substanz des Urtheils ist so sehr dieselbe, daß sogar vielfach dieselben Worte wiederkehren: schöne Einzelheiten, aber Mangel an Monumentalität, Pathos statt der Kraft, malerisch, dekorativ. Wenn die erstaufgeführten Kritiken noch von „theatralisch", „Pomp", „Pose", „Kunstgewerbe", „Genremotiven", endlich, „Balletapotheose aus Stein und Erz" sprechen, so sind das nur höher potenzirte Ausdrücke und hindern die Kritiker nicht, mit diesen leidenschaftlichen Ausbrüchen doch auch wieder anerkennende Worte für Schönheiten im Einzelnen zu mischen. Nach Allem scheint es zuletzt von der subjektiven Grundstimmung abzuhängen, mit der der Einzelne an das Denkmal herantritt, ob er sich mehr diesem oder jenem Gesammturtheil anschließen will.

Daß die Raisonneurs aber in ihrer Abwägung von Lob und Tadel nicht so durchaus im Recht sein können, empfindet man sofort, wenn man dieses Nationaldenkmal mit dem analogen Werk der Epoche Wilhelms I. selbst vergleicht — der Siegessäule. Die

Kritiker haben sich gehütet, diesen Vergleich zu ziehen. Die Tonart wäre sofort eine ganz andere geworden. Neben dem Ungethüm auf dem Königsplatz ist das neue Werk sicherlich eine Perle des Geschmacks und weist nicht auf Decadence, sondern auf frische, kräftig pulsirende Kunsttriebe.

Alle die Herren, die jetzt so harte und zornige Worte über die Begassche Schöpfung gebraucht haben, würden doch nicht umhin können, dieses Zugeständniß zu machen und damit ist die Wucht des Angriffs eigentlich schon gebrochen und man ist nicht mehr weit von dem bei aller Reserve freudig anerkennenden Urtheil des „Zentralblatts".

Ich glaube aber, es läßt sich für die Beurtheilung des Begasschen Werkes noch ein festeres Fundament gewinnen als ein Wohlwollen, das erzeugt ist durch die Betrachtung, daß es jedenfalls noch schlechtere Nationaldenkmäler giebt als das jüngst enthüllte.

Alle Kritiker, auch der freundlichstgesinnte, sind darin einig, daß dem Monument die Monumentalität fehlt. Mehr oder weniger ausgesprochen suchen sie den Grund dafür in der Person des Künstlers und seiner Begabung. Suchen wir einmal, ob er nicht auch in der Sache zu finden ist.

Wir gehen dabei am besten aus von noch einer anderen Kritik, die einer unserer ersten Historiker und zugleich ein feiner Kunstkenner, Professor Erdmannsdörffer in Heidelberg, über das Denkmal ausgesprochen hat. Er hat den politischen Maßstab angelegt und vermißt eine Erinnerung an den großen Kanzler und den großen Feldherrn. Kaiser Wilhelm selbst, meint er weiter, habe die Trias Bismarck-Moltke-Roon immer neben sich gesehen, er habe das Werk seines Lebens niemals als sein ausschließliches persönliches Verdienst angesehen. Er sei keine einsam ragende Größe gewesen, wie Friedrich der Große. Selbst diesen aber hat man mit seinen Paladinen zusammen dargestellt.

Ich erwidere auf diesen Einwurf: wie stellt man sich eine Kombination Kaiser Wilhelms mit seinen Paladinen vor? Zunächst ist schon die Frage: wer soll zu den Paladinen gerechnet werden, kaum zu beantworten. Erdmannsdörffer selbst hat geschwankt, indem er einmal nur den Kanzler und den Feldherrn, das andere Mal die Trias nennt. Darf man aber Roon, bei aller Anerkennung seiner Verdienste, mit jenen beiden Andern in eine Reihe stellen? Wenn Roon mitauftreten soll, müßte dann nicht gerechter Weise

wenigstens auch Blumenthal danebengestellt werden? Und dann würden sofort auch die beiden Prinzen-Feldmarschälle in Frage kommen. Wo ist da die Grenze? Auf der anderen Seite aber, kann man auch nur Moltke so einfach neben Bismarck rangiren? So groß Moltkes Leistung war, die Aufgaben Bismarcks waren doch unendlich schwierigere, Aufgaben, die an originaler Kraft, an Tiefe und Vielseitigkeit des Geistes, Zähigkeit zugleich und Geschmeidigkeit des Charakters unendlich viel höhere Anforderungen stellten, als es 1866 und 1870 die des Strategen thaten.

Vor allem aber, wie will man den Kaiser, sei es nun mit Bismarck, sei es mit Bismarck und Moltke, sei es mit Bismarck, Moltke und Roon zusammen gruppiren? Erdmannsdörffer erinnert an das Denkmal Friedrichs des Großen. Aber das Verhältniß dieses Königs zu seinen Paladinen war doch gerade das entgegengesetzte. Bei Friedrich zweifelt Niemand, daß seine Generäle einfach auf den Sockel gehören. Man darf untersuchen, ob die Auswahl durchaus gerecht ist. Schwerin und Winterfeldt waren zweifellos viel bedeutendere Männer und haben auch dem König viel näher gestanden, als etwa Ziethen und auch Seydlitz, obgleich dieser letztere wirklich eine Art von Genialität hatte. Aber wie dem auch sei, diesen beiden hat das Geschick es vergönnt, den siebenjährigen Krieg zu überleben und bis zum Schluß an der Seite ihres Königs zu streiten; als die Lebenden haben sie auch neben dem Prinzen Heinrich und Ferdinand von Braunschweig das Recht auf den Denkmalsplatz gewonnen. Im Geist des Ganzen kam es auch nicht so sehr viel darauf an, wer an die vier Eck- und Ehrenplätze gestellt wurde. Jeder Einzelne ist das, was er ist, doch nur durch Beziehung auf den Heros, dem das Denkmal gewidmet ist und den der Sockel trägt.

Gerade die Analogie zu dem Friederizianischen Denkmal verbot von vornherein irgend ein ähnliches Arrangement für das Wilhelms-Denkmal.

Wenn aber für Bismarck — denn auf ihn kommt es an ein richtiger Platz an einem Wilhelms-Denkmal nicht zu finden ist, so folgt, daß überhaupt Niemand außer dem Kaiser selbst auf dem Denkmal dargestellt sein durfte.

Hätte nun der Künstler seine Absicht auf eine monumentale Reiterstatue nach der Art des großen Kurfürsten richten sollen? Wiederum beweist die Analogie, daß das falsch gewesen wäre. Nicht etwa bloß, daß es schwerlich gelungen wäre, ein völlig

würdiges Seitenstück zu dem Meisterwerk Schlüters zu schaffen, sondern wegen der fundamentalen Verschiedenheit in der Sache. Das deutsche Kaiserreich ist etwas anderes als das Kurfürstenthum Brandenburg. Das deutsche Kaiserreich rivalisirt nicht mit dem Kurfürstenthum, auch nicht in der Aufstellung eines Denkmals. Auch Kaiser Wilhelm rivalisirt nicht mit seinem großen Vorfahren. Das Kaiserreich ist der Nachkomme des Kurfürstenthums, unendlich gewachsen an Macht und Pracht, aber doch bloß der Nachkomme. Ein richtig gedachtes Denkmal durfte also den großen Kurfürsten weder überbieten noch unterdrücken, noch ihm überhaupt ähnlich sein wollen, ebensowenig wie Friedrich dem Großen.

Jetzt können wir sofort auf den Kernpunkt des Problems, die originellste und eigentlich charakteristischste Erscheinung an dem ganzen Denkmal losgehen: es ist der Genius, der dem Kaiser das Pferd führt, oder noch richtiger ausgedrückt, es ist die Thatsache, daß das Roß des Kaisers von einem Genius geführt wird.

Obgleich ich sonst auf die Einzelheiten nicht eingehen will, möchte ich doch beiläufig die Behauptung Azos, daß der Genius „steife Beine“ habe, zurückweisen: sie kann nur von der Uebellaunigkeit eingegeben worden sein. Ganz im Gegentheil darf man sagen, daß dieser Genius wunderbar schön, leicht und glücklich gebildet und mit der Reiterstatue zusammen gruppirt ist.

Was aber bedeutet der Genius? Der Eine nennt ihn eine Sieges-, der Andere eine Friedensgöttin. Er trägt die Palme in der Hand; das ist das Symbol des Friedens. Was aber soll gerade ein Friedensgenius als Führer eines Kaisers, dessen Größe darin besteht, daß er aus drei blutigen Kriegen ein neues Reich hat erstehen lassen? Soll er bedeuten, daß der Kaiser trotz seiner Kriege eine im Herzen friedlich und freundlich gesinnte Natur war? Ein solcher Gedanke mag wohlthuend mit anklingen, würde aber doch sehr unschicklich als entscheidendes Charakteristikum gewählt werden für Jemand, der sich vor Allem als Soldat fühlte. Azo in seinem Zorn erscheint es wie eine „unbeabsichtigte erzene Ironie“, daß der Kaiser nicht selbst dem Triumph entgegenreite, sondern ihm entgegengeführt werde.

Weßhalb Ironie? Ist es — richtig verstanden — nicht wirklich so gewesen?

Wer weiß, ob spätere Generationen, da schon die heutigen nicht recht wissen, wie sie den Engel nennen sollen, nicht kurzweg sagen werden, es ist der Genius Bismarcks oder es ist der Genius

Moltkes, oder es ist die höhere Leitung ideell, die
seinen unvergleichlichen Triumphen geführt hat und
in seiner menschlichen Demuth nach seinem größten Sie
Ausdruck gegeben hat: „Welche Wendung durch Got

Man wirft vielleicht ein, so hat es der Künstler
Ich weiß nicht, wie weit sich Reinhold Begas desse
wesen ist und sich sein Wirken begrifflich klar gemac
nicht Sache des Künstlers, selber sein Kunstwerk zu
Aber wie ist er denn dazu gekommen, den Gen
doch ein rechter Name nicht zu finden ist, mit auf
zu stellen?

Er sollte ein Denkmal schaffen, das nicht bloß
für den Kaiser persönlich, sondern zugleich ein Na
darstellen sollte, mit anderen Worten, ein Denk
große Epoche, die durch Kaiser Wilhelm repräsentirt
nicht in ihm verkörpert. Keine Möglichkeit, aus die
schlichten Offizier, der unter allen Umständen in realist
ähnlichkett erscheinen mußte, eine ideelle Heroenfigur
großen Kurfürsten zu meißeln. Es gab keinen an
als durch irgend ein äußeres Mittel das Stand
Reihe der konventionellen Reitermonumente herauszu
Konzeption eines originalen Kunstwerkes zu gelang
führt die einfache historische Betrachtung. Das küns
löste die Aufgabe durch die Kombination der Reiterst
führenden Engel. War eine andere möglich? Ich
Auch Begas hat sie erst allmählich gefunden; in
Entwurf war sie noch nicht. Für uns genügt es, kl
daß eine tiefere sachliche Begründung für die viel
Zusammenschweißung idealistischer und realistischer M
lich vorhanden ist.

Man darf sogar den Gedanken noch eine
verfolgen.

Mit Nothwendigkeit gehörte zur Regierung und
Kaiser Wilhelms, daß er sich durch den Genius a
Männer ergänzte: dieselbe Nothwendigkeit hat jetzt a
ler dazu getrieben, ihm einen Genius an die Seite z
kommt es jetzt, wenn das wahr ist, noch darauf an, o
sich diese oder jene Allegorie unter seinem Engel v
Er hat, vielleicht ganz unbewußt und doch in d
inneren Logik der Dinge gearbeitet.

Von hier aus ist nun die Anlage des ganzen Denkmals leicht zu verstehen.

Es ist zu groß, haben wir gehört, um eine völlige Einheit zu bilden; immer sieht man nur die Einzelheiten; die verschiedenen Motive und Stilarten widersprechen sich; es ist infolgedessen nicht monumental, sondern willkürlich, dekorativ, barock — lauter Einwände von einer gewissen inneren Berechtigung im einzelnen und doch im ganzen verfehlt. Deshalb verfehlt, weil jedes große Kunstwerk zu allererst das Recht hat, an sich selbst und seinem Zweck, seiner Aufgabe gemessen zu werden.

Ein „Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I." konnte garnicht in sogenanntem „monumentalem Stil", sondern mußte groß, glänzend und prächtig, deshalb mit einer gewissen subjektiven Willkür und Phantastik, barock, gebrauche man auch den Ausdruck „dekorativ", angelegt werden. Nenne man es einen „rauschenden Sieges-Hymnus", nenne man es eine „Apotheose in Stein und Erz" — gerade das war es, was hierher gehörte und was der Künstler, der seine Aufgabe verstand, anstreben mußte.

Man sagt, die Pracht des Denkmals stehe in Widerspruch mit dem einfachen Charakter des Verewigten, der von innerer Bescheidenheit erfüllt war, wie er seinen alten Mantel auftrug und in einer eisernen Feldbettstelle schlief.

Aber darf man einem einfachen Manne nicht ein prächtiges Denkmal setzen? Soll die Bescheidenheit darin ihren Lohn finden, daß sie nur ein bescheidenes Denkmal bekommt? Und liegt nicht auch zuletzt eine gewisse persönliche Einfachheit darin, daß der Kaiser in seiner realistischen Generalsuniform durch diese Märchenwelt von Genien und Löwen reitet?

Man sagt, dem Denkmal fehle das Individuelle; statt der Porträt-Statue Kaiser Wilhelms könnte jede andere Monarchen-Figur hineingestellt werden, ohne daß eine Dissonanz entstände.

Versuche man einmal, sei es den Großen Kurfürsten, sei es den großen König, oder sei es Napoleon oder Cäsar auf dies Roß zu setzen, von diesem Genius führen zu lassen, mit diesem Hof von Löwen, Adlern, Viktorien und Riesen zu umgeben. Man fühlt sofort die Unmöglichkeiten, die entstehen, und der Widerspruch, der sich erhebt, ist ein hinlänglicher Beweis, daß dem Wilhelms-Denkmal ein starker individueller Zug eignet, nicht individuell in dem Sinne, daß einzelne Charakter-Eigenschaften des Kaisers oder

seiner Zeit allegorisirt würden, sondern so, daß das Ganze einer Empfindung über ihn und seine Epoche Ausdruck verleiht.

Die höchste Lebensregel, die für den Menschen lautet: „bleibe Dir selbst getreu", kann auch auf das Kunstwerk angewendet werden. Wo sie erfüllt wird, ist darum noch nicht jeder Anforderung, die überhaupt gestellt werden könnte, Genüge geleistet. Aber wer sich auf sie berufen kann, beendigt damit zum wenigsten immer die Debatte.

Die Idee eines Kaiser Wilhelm-Denkmals im großen Styl führt mit wohlzusammenhängender Konsequenz auf eine Lösung hin, wie wir sie in der Begasschen Schöpfung vor uns sehen. Wird nun auch von allen Seiten, auch von der mißmuthigsten. zugegeben, daß sie voll der schönsten Einzelheiten ist, darf man da nicht einmal die Genugthuung genießen, sich für befriedigt zu erklären und freudigen Beifall zu rufen?

Rechtswissenschaft und Rechtspolitik.

Von

Dr. jur. et. phil. **Paul Oertmann,**

Professor an der Berliner Universität.

„Vierfach ist die Aufgabe der Rechtswissenschaft: dogmatisch, historisch, philosophisch und politisch; indem sie sich zu widmen hat theils der Erkenntniß des geltenden Rechtes, theils der Erforschung seines Werdeganges, theils seiner Ableitung aus allgemeinen Prinzipien, theils endlich der Prüfung der inneren Berechtigung und der zeitgemäßen Fortbildung der geltenden Rechtssätze.

Wo eine dieser Aufgaben — vor Allen auch die letzte — nicht gewürdigt wird, da erfüllt die Wissenschaft ihren Beruf nur halb und kann nie ihr Letztes und Bestes leisten."

So schrieb ich im vorigen Frühjahre in das, dem inzwischen verstorbenen Herrn Dr. Otto Löwenstein zu seinem fünfundzwanzigjährigen Verlegerjubiläum zu überreichende Autographenalbum.

Was mir damals versagt war — meinen Spruch näher auszuführen uud zu begründen — das will ich nun an dieser Stelle nachholen.

Fern zwar liegt mir die Anmaßung, mit meinem schlichten Worte eine bisher unerhörte Wahrheit künden zu wollen. Sind doch drei von den Funktionen, die ich unserer Wissenschaft zuwies, längst allgemein zugegeben. Man erkennt ja und bewährt es durch Wort und That, daß sie sich nicht mit ihrer spezifischen und nächsten Aufgabe, der Erforschung des geltenden Rechts, zu begnügen habe; daß sie vielmehr daneben in der Rechtsgeschichte treulich

die historische Entwickelung der Rechtssätze erforschen, i
philosophie das Recht aus seinen letzten Gründen a
Unnöthig, ja trivial deucht es mir, diese Zweige der
heute noch besonders rechtfertigen zu sollen — trotz
ächtlichen Gleichgültigkeit, mit der ein flacher Empi
unserer Zeitgenossen an den Problemen der Philoso
gemeinen und der Rechtsphilosophie im besonderen
beliebt.

Aber auch für die politische Rechtswissens
Anderen und Besseren vor mir schon manche Lan
Hat doch erst der vorige Rektor der Wiener Hochsch
reiche Anton Menger, in seiner Inaugurationsre
rechtigung neben den dogmatischen und historischen Sch
verfochten und die Theilnahme seiner jungen Kommilit
lich nicht vergebens, für diesen neuen Wissenszweig
Worten aufgerufen.

Doch täuschen wir uns nicht! Bitter wird u
unsere politische oder kritische Aufgabe bestritten; gera
Jurisprudenz unserer Hochschulen sträubt sich noch im
selbst ihrer besten Vertreter, mindestens durch passiv
gegen deren Anerkennung. Sicherlich bedarf es noc
langen Ringens der Geister, ehe die älteren, erbgesessen
der jüngsten, nachgeborenen die Legitimität und Glei
zugestehen werden. Um das zu erzielen, ist die Mit
als eines Mannes erforderlich, und darum glaube
Mengers Vorgang mit meinen Worten nicht geg
schlossene Thüren zu rennen.

Was ist nun zunächst Rechtspolitik? Die Politik
d. h. als Wissenschaft gedacht, gegenüber der bl
Beschäftigung mit dem Staatsleben — ursprünglich be
die Staatslehre überhaupt, umfaßt derzeit nach der ei
Entwickelung nur die Lehre von dem im Staate Se
im Gegensatz zu dem bereits wirklich Seienden.
speziell Rechtspolitik die Lehre von dem in der Rec
Seinsollenden, also eine kritische Untersuchung des gege
zustandes und, wenn dieser der Prüfung nicht St

---

*) Prof. Dr. Anton Menger, über die sozialen Aufgaben bei
schaftl. Inaugurationsrede, gehalten am 24. Oktober 189
Dazu die beachtenswerthen Bemerkungen von Kohler in G
schrift Bd. XXIII S. 217 fg., nam. S. 220/1.

Aufstellung von Vorschlägen für seine Fortbildung und Umgestaltung. In diesem Sinne ist das Wort auch schon bisher öfters gebraucht worden. Zweifelhaft und schwierig scheint mir dabei nun aber die Abgrenzung gegen die Politik im Allgemeinen; denn auch diese hat es mit der Fortbildung des Staatswesens zu thun, besitzt also scheinbar ein nicht oder doch nicht wesentlich weiteres Gebiet als jene und könnte ihr damit leicht eine selbständige Existenzberechtigung rauben.

Durchschlagend ist solche Erwägung aber schwerlich. Recht und Staat, obzwar vielfach verschlungen und durch einander bedingt, sind mit nichten dasselbe, und der Zweck des Staates, das ist heute gegenüber einem veralteten doktrinären Liberalismus allgemein festgestellt, erschöpft sich keineswegs im bloßen Rechtsstaat. Wie der Staat zum Rechtsstaat aber, so oder ähnlich dürfte sich die Politik überhaupt zur Rechtspolitik verhalten. Es scheiden aus ihrem Bereiche also die allein oder vorwiegend mit den anderen Funktionen des Staates („Wohlfahrtsstaat“ u. dergl.) unmittelbar zusammenhängenden Bestrebungen aus — ich sage geflissentlich „unmittelbar“, denn daß mittelbar jedwede Aenderung der Rechtsordnung irgendwie die Volkswohlfahrt beeinflußt, wird ein Rechtspolitiker am allerletzten zu bestreiten gewillt sein. Freilich ist auch zur Erreichung jener anderen Staatszwecke, soweit es sich nicht blos um konkrete Einzelangelegenheiten handelt, meist eine Rechtsbildung als vermittelndes Moment von Nöthen. Allein unser Gebiet wird damit so lange nicht berührt, als der juristische Gesichtspunkt nur als accidenteller, nebensächlicher in Betracht kommt.

So erfordert die Durchführung dieser oder jener Zoll- und Steuerpolitik gewiß bestimmte Rechtsvorschriften — und doch wird Niemand eine Studie über Nutzen oder Schaden der Kornzölle als eine rechtspolitische Arbeit zu bezeichnen Neigung verspüren. Steht hier doch das juristische Interesse völlig hinter dem wirthschaftlichen zurück; nicht der Jurist, sondern der Volkswirth wird für solche Fragen an erster Stelle Sinn und Sachkunde besitzen. Keine juristischen Probleme, keine legislatorischen Schwierigkeiten sind zu überwinden, sondern nur wirthschaftiche Vortheile und Nachtheile stehen zur Erwägung. Entweder Zoll oder nicht, vielleicht auch ein Mehr oder Weniger davon: für die juristische Kunst bleibt dabei kein Platz. Umgekehrt liegt die Sache bei einem anderen, neuerdings viel verhandelten Problem: dem Pfand-

vorrecht der Bauhandwerker. Gewiß ist die
Baugeldgeber oder die Handwerker auf Befriedig
aufgeführten Gebäude den vorzüglicheren Anspruch h
großer wirthschaftlicher Tragweite, aber die Sch
nicht sowohl in Beantwortung der von jedem soz
ohne Weiteres zu bejahenden Frage, ob die Handwer
der Gesetzgebung bedürfen und verdienen, als vielme
der schwierigen juristischen Formel, durch die man d
Interessen der gegenüberstehenden Gruppen bis
Grenze entgegenkommt und zugleich einen Bruch
meineren Prinzipien des Grundbuchs thunlichst verm

Schwierig zu finden und festzuhalten mag die G
daß aber überhaupt ein abgesondertes Gebiet für
politik bestehe, scheint mir nach dem Gesagten nicht
werden zu dürfen.

Stellt das Recht, wie neuestens Stammler*) ge
die Form des sozialen Lebens dar gegenüber dessen
ist rechtspolitisch das Problem, das sich ganz od
auf die Angemessenheit einer Gestaltung die
an sich oder für einen als wünschenswerth anerkannte
lichen oder sonstigen materiellen Erfolg bezieht. D
Problem aber um die Angemessenheit dieser
Richtung des sozialen Lebens selbst, so scheidet
aus unserem Gesichtskreise aus und fällt der allgem
oder einem anderen Sonderzweige derselben (etwa der
politik) anheim.**)

Am leichtesten macht sich diese Abgrenzung da, w
dem gewöhnlichen Politiker ferner stehenden Rechtsge
örterung stehen, im Privat- und Strafrecht. H
wir denn auch fast allen bisherigen rechtspolitischen
und hier ist die Beschäftigung damit von besonderer
und auch Befriedigung. Von Bedeutung: weil d
gewöhnlichen Politikers dafür blind oder doch achtlos

*) Prof. Dr. Rudolf Stammler, Wirthschaft und Recht na
stischen Geschichtsauffassnng. Eine sozialphilosophische Untersuchun
Ueber den Rechtsbegriff cf. insbesondere S. 89, 487 fg., 4
meine Besprechung in der Deutschen Literaturzeitung 1896,

**) Rechtspolitisch ist also die Untersuchung der Tragweite eines v
vorgeschlagenen Rechtssatzes für die wirthschaftliche Gestaltun
politisch der Streit über die Angemessenheit oder Unangem
Gestaltung selbst. — Natürlich können bei einem und demselben
Betrachtungsweisen in Frage kommen.

Von Befriedigung: weil der schier unerträgliche parteipolitische Haß und Streit, der heute den Besten gerade die Freude an politischem Wirken vergällt, nur selten in diesen ruhigen Winkel objektiver Forschung hineinschallt. So finden wir denn auch längst neben dem Kriminalrecht eine Kriminalpolitik*), die in der modernen Strafrechtswissenschaft eine große, befruchtende Rolle spielt: auf ihre Bedeutung hat vor Allem der Hallenser Strafrechtslehrer v. Liszt**) in seinem Lehrbuch und bei anderen Gelegenheiten immer wieder hingewiesen; und die unter seinem Einfluß stehende „internationale kriminalistische Vereinigung" verdient bei ihrer hervorragenden Betheiligung an den rechtspolitischen Aufgaben der Gegenwart auch an dieser Stelle rühmend hervorgehoben zu werden.

Seltener leider finden sich politische Bestrebungen, dem Namen wie der Sache nach, im Privatrecht; es blieb einem jungen Polen, Leo v. Petrazycki, vorbehalten, vor wenigen Jahren in seinen werthvollen Arbeiten über das Einkommen***) den der „Kriminalpolitik" entsprechenden Ausdruck „Zivilpolitik" zu bilden oder doch zuerst mit Klarheit und Nachdruck zu verwerthen.

Zwar, daß politische Untersuchungen auf ihrem Gebiete anregend und förderlich sein könnten, stellen auch die Zivilisten kaum in Abrede; aber das ist ihnen zweifelhaft und bestritten, in welchem Verhältniß jene zu ihrer eigentlichen Wissenschaft stehen — gehören sie zu ihr? bilden sie vielleicht ein selbständiges, von ihr abgegrenztes Gebiet wissenschaftlicher Forschung? oder sind sie als unwissenschaftlich und rein praktisch den Fachpolitikern und

---

*) cf. das bei Liszt Lehrbuch des Strafrechts Aufl. V. S. 92 zitirte Buch von Böhmer (1816); der Ausdruck „Rechtspolitiker" findet sich auch bei v. Savigny in den seiner Schrift „vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", Aufl. III, 1840, angehängten Bemerkungen gegen Pfeiffer (S. 178, Neudruck von 1892, S. 113).

**) v. Liszt a. a. O. S. 2: „Vom politischen Standpunkte aus betrachtet dagegen der Staatsmann das Verbrechen als eine gegen die staatliche Rechtsordnung gerichtete Handlung, die Strafe als ein Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens. So entsteht die Kriminalpolitik als zweiter selbständiger Zweig der Strafrechtswissenschaft. Nicht die logische Verknüpfung der Begriffe, sondern die klare Erfassung und zielbewußte Durchführung des Zweckgedankens ist ihre Aufgabe." Ferner S. 4: „Ohne die genaueste Kenntniß des geltenden Rechts in allen seinen Verzweigungen, ohne die vollste Beherrschung der legislativen Technik, ohne den strengen Zügel logisch-juristischen Denkens entartet die Kriminalpolitik zu seichtem, steuerlos auf den Wellen treibendem Rationalismus." Siehe auch die Literaturangaben S. 4 Nr. 2.

***) v. Petrazycki, Die Lehre vom Einkommen. Bd. I. Grundbegriffe, Bd. II. Einkommensersatz, Berlin 1893 bezw. 1895, namentlich Bd. I. S. 327 fg., II. S. 437 fg.

sonstigen Interessentengruppen zu überlassen, so daß sich die Juristen nur, so weit sie auch solche Qualitäten besitzen und kraft dieser mit der Rechtspolitik zu befassen haben?

Die Frage scheint verwunderlich. Niemand denkt daran, aus der Wissenschaft der Medizin die Hygiene, die es doch mit der Verhütung, nicht der Heilung von Krankheiten zu thun hat, zu verbannen; oder aus der Volkswirthschaftslehre die Volkswirthschaftspolitik, als welche doch vielmehr zur Zeit in der allgemeinen Werthschätzung den wichtigsten Zweig jener ausmacht. Warum soll sich im Gegensatz dazu die Rechtswissenschaft in prüder Vornehmthuerei von den politischen Problemen zurückhalten? Und doch hat sie es wenigstens bis vor Kurzem fast durchaus gethan, wie das speziell für die Wissenschaft des römischen Rechts ein so maßvoller Forscher wie Eck in der Festschrift für Chicago*) nicht ohne Bedauern konstatiren konnte. Nur der deutsche Juristentag, meinte er, habe durch Veranstaltung von Gutachten, Vorträgen und Diskussionen die Fragen de lege ferenda gepflegt.**)

Anders war es im vorigen Jahrhundert. Damals besaß man eine sehr ausgiebige Rechtspolitik, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach im Naturrecht. Ja, man ging viel weiter und schrieb diesem ius naturae vielfach nicht nur die Funktion einer anregenden Erörterung über die zukünftigen Gesetze, sondern selbst unmittelbare praktische Geltung zu, mindestens zur Ergänzung der Lücken im positiven Recht. Für die Geringschätzung, die man damals dem letzteren entgegenbrachte, den naiven Glauben an seine leichte Verbesserung ist nichts charakteristischer, als der bekannte Ausspruch

---

*) Rechtsforschung und Rechtsunterricht auf den deutschen Universitäten, herausgeg. v. Prof. Dr. O. Fischer. Berlin 1893. S. 28: „Vernachlässigt blieben dabei im Ganzen und Großen die Fragen de lege ferenda. .... Doch mit dem Erscheinen des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch ist auch dieser Richtung neues Leben eingeflößt worden. Eine großartige Fülle kritischer Schriften ist über den Entwurf veröffentlicht worden." .... Uebrigens hat Eck selbst, mein verehrter Lehrer, schon früher in seinen Vorlesungen mit dem gebührenden Nachdruck überall auf die wünschenswerthen Fortbildungen des vorgetragenen Rechtes hingewiesen und dadurch nicht nur in mir, sondern jedenfalls auch in manchen andern seiner zahlreichen Schüler den Sinn für die kritische Richtung der Wissenschaft zu erwecken gewußt.

**) Im Statut des Juristentages § 1 wird es als einer seiner Zwecke bezeichnet, „auf den Gebieten des Privatrechtes, des Prozesses und des Strafrechtes den Forderungen nach einheitlicher Entwickelung immer größere Geltung zu verschaffen, die Hindernisse, welche dieser Entwickelung entgegenstehen, zu beseitigen und sich über Vorschläge zu verständigen, welche geeignet sind, die Rechtseinheit zu fördern."

Voltaires*): „Wollt Ihr gute Gesetze haben, so verbrennt die Eurigen und macht dafür neue!“ Dem entsprach die Leichtigkeit, mit der man an Stelle der alten, hinter den Bedürfnissen der Zeit ja unleugbar weit zurückgebliebenen und ihrer radikal-revolutionären Grundstimmung doppelt unsympathischen Gesetzbücher und Rechtsgewohnheiten**) neue Kodifikationen zu setzen unternahm — in Preußen das „Allgemeine Landrecht“, in Oesterreich das Bürgerliche Gesetzbuch und das Josefinische Strafgesetzbuch, in Frankreich die fünf Codes. Das sind alles sehr achtungswerthe Schöpfungen, die das harte Urtheil keineswegs verdienen, das einst Savigny, der Vater der historischen Schule, in seiner berühmten Streitschrift***) über sie gefällt hat, und die in nunmehr etwa hundertjähriger Geltung die Feuerprobe auf ihre Brauchbarkeit nicht übel bestanden haben.

Will man den ewig wahren Spruch: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen,“ auch für geistige Strömungen gelten lassen, so darf man die naturrechtliche Schule nicht mit jener souveränen Geringschätzung behandeln und verwerfen, wie sie heute selbst bei besseren Schriftstellern fast zum guten Tone gehört.†) Zum mindesten der Rechtspolitiker hat allen Anlaß, des Naturrechtes als

---

*) Ich entnehme dieses auch sonst öfters verwertete Zitat aus Bergbohm, Jurisprudenz und Rechtsphilosophie, Bd. I, Leipzig 1892, S. 202 Nr. 7: „Londres n'est devenue digne d'être habitée que depuis qu'elle fut reduite en cendre. Les rues, depuis cette époque, furent élargies et alignées; Londres fut une ville pour avoir été brûlée. Voulez-vous avoir de bonnes lois? Brûlez les vôtres et faites-en de nouvelles!“ Dazu auch Bergbohm selbst S. 167 No. 22, S. 202: „Glaubten doch die Gesetzgeber selbst, ihren Anordnungen einen beliebigen Inhalt geben zu können. Außerdem beruhte offenbar so vieles positive Recht auf unvernünftiger Willkür der Gesetzgebung — aus welchem Grunde also sollte man nicht auch das vernünftige Recht in Gesetze fassen können, um einen ihm entsprechenden vollkommenen Rechtszustand einzuführen?“

**) Dahin gehörte zwar weniger das römische gemeine Recht, dessen Lehren die Naturrechtler vielmehr vielfach aufgriffen und als der naturalis ratio entsprechend ihren Systemen selbst einverleibten, als vor allem das in der That „meist schlechthin entsetzliche“ öffentliche Recht der Zeit, Bergbohm S. 205.

***) Vom Beruf ꝛc. (oben Note S. 195); erste Ausgabe 1814.

†) So namentlich Bergbohm in dem zitirten, übrigens vortrefflichen und schön geschriebenen Werke, auch Bekker, Ernst und Scherz über unsere Wissenschaft, Festgabe für Ihering, Leipzig 1892, S. 130—151, ähnlich auch in seinen Pandekten.

Gegen die unbedingte Verwerfung des Naturrechtes aber neben anderen G. Hartmann, Leibniz als Jurist und Rechtsphilosoph, Festschrift für Ihering, 1892, nam. S. 101 — 105 (ebenso maßvoll wie bedeutend!), Dr. Julius Ofner, Studien sozialer Jurisprudenz, Wien 1894, v. Petrazycki a. a. O., nam. Bd. II, S. 579, Stammler a. a. O., nam. S. 172, 184 und schon vorher in der sehr beachtenswerthen Festgabe für Windscheid: „Ueber die Methode der geschichtlichen Rechtstheorie“, 1888.

eines wenn auch noch nicht zur prinzipiellen Klarheit herangereiften, die Fragen de lege lata und de lege ferenda vielfach vermengenden Vorläufers seiner Richtung mit Achtung nnd Dankbarkeit zu gedenken.

Wie das achtzehnte Jahrhundert der naturrechtlichen, so gehörte das neunzehnte, wenigstens in seiner ersten Hälfte, unbestritten der historischen Auffassungsweise in Recht und Staatswesen. Ein Kind jener allgemein konservativen, theilweise romantischen Strömung, die nunmehr als naturgemäße Reaktion gegen die Exzesse der Revolutionszeit Europa zu beherrschen begann, mußte die historische Schule einer kritischen und damit fortschrittlichen Rechtswissenschaft feindlich und durchaus ablehnend gegenüber stehen. Als daher der treffliche Thibaut in Heidelberg nach Beseitigung der französischen Fremdherrschaft seinen von edler patriotischer Begeisterung erzitternden Ruf nach einem gemeinsamen bürgerlichen Gesetzbuch für Deutschland erschallen ließ*), da erhob sich der jugendliche Savigny, um in seiner genialen Gegenschrift**) den Beruf seiner Zeit zur Gesetzgebung in Abrede zu stellen und in der fast gleichzeitig gegründeten „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ das Programm der historischen Schule zu formuliren. Nicht das ist die Aufgabe, meint er, neues Recht zu schaffen, als vielmehr die, das gewordene richtig zu verstehen. Das Recht ist überhaupt nichts Gemachtes, sondern etwas Gewordenes, etwas durch innere, stillwirkende Kräfte — gleichwie Sprache und Sitte —, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers Erzeugtes. Alles Recht entsteht mithin auf dem Wege der Rechtsgewohnheit, und ein, mit dem Anspruch auf Vollständigkeit auftretendes, Gesetzbuch kann nur die üble Folge haben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und von der wahren Rechtsquelle abzulenken.***)

Ich glaube, daß mit dieser Auffassung der historischen Schule der bewußt oder unbewußt tiefste Grund des Widerstrebens der Fachgenossen gegen die Rechtspolitik gegeben ist. Wenn alle Gesetzgebung — und Savignys Gründe gelten, wenn überhaupt, nicht nur für seine Zeit, sondern allgemein — vom Uebel ist, so erst recht eine zielbewußte, auf Vorschläge zur Umgestaltung des Rechts aus-

*) Thibaut, Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland, 1814, Neue Ausgabe 1840.
**) cf. Note S. 195.
***) a. a. O. S. 14, 23 (N. Ausg. 9, 14).

gehende Wissenschaft.*) Daher steht und fällt mit der dargestellten Grundanschauung die Existenz der Rechtspolitik im Allgemeinen.

Es kann nicht von mir erwartet werden, daß ich hier eine Kritik jener Lehre gebe. Es genüge festzustellen, daß die geschichtliche Entwickelung ihr zwar auf lange Zeit hinaus Recht, auf die Dauer aber doch Unrecht gegeben hat. Nicht Savigny und Puchta repräsentiren heute mehr die Durchschnittsstimmung unseres Juristenstandes sondern eher Ihering mit seinem „Kampf ums Recht“ und „Zweck im Recht“. Nicht seiner selbst unbewußt, wie die Blume, so lehrt er, leicht und schmerzlos, bildet sich das Recht — nein, in hartem ewigem Kampfe findet es seine Entstehung und Fortbildung.**) So ist alles Recht auf tendenziöses, zweckbewußtes Schaffen zurückzuführen: Der Zweck ist der Schöpfer des ganzen Rechts.***) Vollends in unserer neuesten, vielgeschäftigen Zeit mit ihrem urkräftigen Behagen an massenhafter Gesetzesproduktion, um nicht zu sagen, Fabrikation, braucht das Uebertriebene in Savignys Lehre nicht mehr bekämpft zu werden. Eher im Gegentheil: heute ist es nicht unangebracht, die ewigen Wahrheiten, die ich wenigstens in der tiefsinnigen Auffassung der historischen Schule zu finden glaube, gegen die Verdunkelungen zu vertheidigen, die ihr durch die moderne geistlos-mechanistische, im bewußten Schaffensakt eines omnipotenten, durch keinerlei immanente Schranken gehemmten Gesetzgebers den Urgrund alles Rechtes erblickende Auffassung drohen. Nur das glaube ich, daß der Quietismus Savignys ergänzt werden muß durch eine rechtspolitische Betrachtungsweise — stellt das Recht eine fortschreitende Entwicklung des Volksgeistes dar, so muß diese Entwicklung nicht nur in der Vergangenheit untersucht, sondern ihr auch für die Zukunft Vorspann geleistet werden. Findet doch auch Hegels genialer, freilich von der Flachheit überall bekrittelter

---

*) Allerdings hat Savigny in der den neuen Ausgaben seiner Schrift beigefügten Beilage: „Stimmen für und wider neue Gesetzbücher“ S. 190 (N. A. 125) zugegeben, daß bei dem von ihm dort vorgeschlagenen, „ausführlichen Handbuch des römischen Rechts“, „auch politische Ansichten, Wünsche und Vorschläge, obgleich nicht so dringendes Bedürfniß, dennoch keineswegs ausgeschlossen“ sein sollten. Danach war S. jedenfalls nicht mehr Feind der Rechtspolitik, als einer Gesetzgebung überhaupt.

Uebrigens wird vielfach, m. E. im Widerspruch zu dem wirklichen Inhalt und Gedankengang in S's Schrift angenommen, er habe darin keinerlei absolute Abneigung gegen umfassende Zivilgesetze zum Ausdruck gebracht, höchstens seiner damaligen Zeit den Beruf dazu abgesprochen, so Bergbohm S. 203 No. Dazu stimmen nicht, von anderem abgesehen, die im Text abgedruckten Sätze.

**) Der Kampf ums Recht, S. 1, 5 fg.

***) Der Zweck im Recht, Motto.

Satz von der Vernünftigkeit alles Seienden seine nothwendige Ergänzung und Berichtigung erst in den Worten, die unser größter nationaler Dichter dem Mephisto in den Mund legt:

„Alles, was besteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht!“

Freilich liegt der Einwurf nahe: wenn auch die Entwicklung in der Gegenwart und Zukunft nicht Halt machen wird, so entzieht sich doch die Erkenntniß dessen, was kommt, der menschlichen Wissenschaft, und wenn sie ihr selbst zugänglich wäre, so würde sie doch nichts ändern können. Denn die Rechtsordnungen werden ja nicht gemacht, sondern entstehen im Sinne der historischen Schule, zu der ich mich ja im Grunde selbst bekannt habe, unmittelbar und unbewußt aus dem Volksgeiste heraus!

Indeß glaube ich derlei Einwendungen nicht fürchten zu müssen. Allerdings wird die grundsätzliche Entwickelung wie der Geschichte überhaupt, so auch des Rechtes durch höhere, dem Einwirken des Einzelnen entzogene Mächte bestimmt; das Recht wird insoweit trotz Ihering ebensowenig „gemacht“ wie ein Glaubensbekenntniß, eine Partei. Aber immer muß die kommende Entwickelung doch ihre Vermittler erheischen, die als Künder der vorhandenen Rechtsideen diese selbst in eine auch dem profanen Auge zugängliche Realität umsetzen. Nicht jeder Zeit ist das günstige Geschick beschieden, solche Geburtshelfer des neuen Rechtes zu finden, und wo sie fehlen, da mag nicht selten ein anderes, bitteres Wort Mephistos zutreffen —

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort“;

nicht selten umgekehrt eine bureaukratische, unvolksthümliche Gesetzesmacherei dem nach seinem Rechte schreienden Volke Steine statt Brot bieten. Aber nicht alle Zeiten zum Glück haben den genialen Gesetzgeber entbehrt, der mit seiner Intuition das noch unausgesprochene dunkle Rechtsbewußtsein der Zeitgenossen in die Formel des Gesetzes zu bringen verstanden und damit das erlösende Wort ausgesprochen hätte. Und wenn wir mit dem Erscheinen eines Genius nicht rechnen dürfen — die zielbewußte methodische Untersuchung dessen, was nach den Bedürfnissen und Anschauungen der Zeit Recht sein sollte, wird sein Ausbleiben wenigstens einigermaßen verschmerzen lassen; die rechtspolitische Schulung wird dem Gesetzgeber das rechte Wort finden helfen!

Aber auch unter denen, die einer bewußten Rechtsschaffung nicht abhold sind, wollen viele von einer besonderen juristischen

Wissenschaft der Rechtspolitik nichts hören. Kein Geringerer als Kant hat einst den Juristen in wenig höflichem Tone zugerufen, ihr „Geschäfte" sei nicht, über Gesetzgebung selbst zu vernünfteln, sondern die gegenwärtigen Gebote des Landrechts zu vollziehen."*) Und Hegel**) läßt sie hart an, wenn sie sich ein Monopol zuschreiben, über die Gesetze zu sprechen, mit der durchaus schiefen Bemerkung, daß man auch kein Schuhmacher zu sein brauche, um zu wissen, ob einem die Schuhe passen. Aehnlich auch der materialistische Rechtsphilosoph Knapp***), und selbst bei

*) Zum ewigen Frieden, herausg. v. Kehrbach, S. 41. Darum soll den Juristen „jede jetzt vorhandene gesetzliche Verfassung, und, wenn diese höheren Orts abgeändert wird, die nun folgende, immer die beste sein." Allerdings soll sich das nur auf die „echten Juristen" vom Handwerke, nicht von der Gesetzgebung beziehen; man wird aber schwerlich fehlgehen mit der Annahme, daß die Rechtswissenschaft unter der liebenswürdigen Bezeichnung des „Handwerks" mitbegriffen werden soll. Das ist um so sicherer anzunehmen, als K. an anderer Stelle (S. 35) daraus einen niedrigeren Rang unserer Fakultät gegenüber der philosophischen herleitet.

**) Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, Zusatz zu § 215 (Werke VIII, Aufl. 2, S. 273): „Der Juristenstand, der die besondere Kenntniß der Gesetze hat, hält dies oft für sein Monopol, und wer nicht vom Metier ist, soll nicht mitsprechen. . . . Aber so wenig jemand Schumacher zu sein braucht um zu wissen, ob ihm die Schuhe passen, ebensowenig braucht er überhaupt zum Handwerk zu gehören, um über Gegenstände, die von allgemeinem Interesse sind, Kenntniß zu haben. Das Recht betrifft die Freiheit, das Würdigste und Heiligste im Menschen, was er selbst, insofern es für ihn verbindlich sein soll, kennen muß." Dazu die kritischen Bemerkungen von Bergbohm S. 10 Note. In der That handelt es sich bei der Rechtspolitik nicht sowohl oder doch nicht hauptsächlich um Feststellung der Thatsachen, ob und in wieweit der vorhandene Rechtszustand — ethisch oder wirthschaftlich — gut oder schlecht wirke — das ist vielmehr natürlich Sache des davon betroffenen Publikums, ebenso wie Feststellung dessen, daß einen die Schuhe drücken. Aber wie die Untersuchung der Gründe dieses Drückens und die Maßnahmen zu seiner Abhilfe nicht unsere, sondern des Schusters Sache sind, so auch entsprechende Untersuchungen über den Grund jener Gesetzeswirkungen und die zu treffenden Verbesserungen Sache der Rechtspolitiker.

***) Ludwig Knapp, System der Rechtsphilosophie, 1857, S. 215 fg., nam. 222, 223—4; 235 fg. Die geistreichen, aber paradoxen, maßlos auf die Spitze getriebenen Aeußerungen, an denen K.'s ganzes Buch auch sonst so reich ist, möge man bei ihm selbst nachlesen. Der Verfasser versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß zwischen dem juristischen und politischen Denken „erfahrungsgemäß Unverträglichkeit bestehe" S. 240. Daher erkauft denn auch die Deutsche Jurisprudenz „Spezialgelehrsamkeit durch Generalunwissenheit;" sie hat alle aufstrebenden Wissenschaften vor sich und nur noch die Theologie „in satzungsverwandter, gleichsam blutschänderischen Verbindung neben sich". (!) Ich fürchte fast, daß den Gegnern der politischen Rechtswissenschaft angesichts solcher etwas seltsamen Art, ihre Geschäfte zu führen, selbst ein wenig bange werden wird. K.'s Auffassung von der Rechtswissenschaft und ihren Aufgaben steht auf gleicher Höhe mit seiner famosen Lehre, die Rechtsphilosophie habe die Aufgabe einer tilgenden Erkenntniß der Rechtsphantasmen. Mir scheint, daß man heute von gewisser Seite das Buch von Knapp ebenso unzulässig überschätzt (so namentlich Lotmar, Vom Rechte, das mit uns geboren ist, Bern 1893, S. 33, 43), wie man es einstens unverdientermaßen totgeschwiegen hat, cf. dazu auch Zitelmann, Irrthum und Rechtsgeschäft S. 39 Nr. 34, Bekker Ernst und Scherz S. 179.

Juristen sind derlei Anschauungen verbreitet — ich verweise nur auf Brinz*) und Lotmar.**) Auch in Windscheids Rede über die Aufgaben der Rechtswissenschaft findet sich im Grunde keinerlei Anerkennung einer besonderen legislativ-politischen Methode.***) — Als Gegner der politischen Jurisprudenz ist endlich v. Kirchmann in einem einst vielbesprochenen Vortrage†) aufgetreten; aber er erscheint als das enfant terrible unserer Gegner. Denn weit davon entfernt, uns die Fernhaltung von den politischen Problemen als etwas Naturgemäßes und einen Vorzug nachzurühmen, benutzt er vielmehr die Thatsache dieses Fernhaltens zu seinen übertriebenen Schmähungen, als Beweis für die Werthlosigkeit unserer Wissenschaft. Hätte da nicht, wie Ofner††) gegen

---

*) Brinz, Kritische Vierteljahrsschrift f. Gesetzgebung u. Rechtswissenschaft Bd. XIX S. 401: „Unseres Erachtens giebt es außer in der Erkenntniß und Anwendung des vorhandenen Rechts überhaupt keine Jurisprudenz. Ueber die Natürlichkeit, Sittlichkeit, Nothwendigkeit, oder umgekehrt über die Furtivität, Härte, Unmenschlichkeit des Eigenthums zu disputiren ist eine Aufgabe, die der Jurist nicht nur mit dem Rechtsphilosophen, Nationalökonomen und Historiker, sondern auch mit den Volksvertretern und Journalisten jener Sorte teilt." Aehnlich, und zwar in Bezug auf alle Wissenschaften drückt sich auffälliger Weise neuestens auch der Nationalökonom Sombart aus in seiner Studie über „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert," S. 61: „der Wissenschaft kommt nichts anderes zu, als die Dinge, wie sie nun sich gestaltet haben, in ihrer Eigenart zu erklären."

**) Lotmar in dem Note S. 201 a. E. zitirten Vortrage, nam. S. 35: „Denn ob ihr Recht „Vernunft" oder „Unsinn", „Wohlthat" oder „Plage", für den Leidenden grausam, für den Genießenden mild, oder für den Verlassenen nützlich, für den Geborgenen schädlich, kurz, wie beschaffen sein Inhalt ist, ist für die Jurisprudenz völlig gleichgiltig (!), da sie einzig nur darum besorgt zu sein hat, daß man allezeit wisse, was Rechtens ist."

***) Windscheid, die Aufgaben der Rechtswissenschaft, Leipziger Rektoratsrede von 1884. Freilich die Bemerkung von Ofner a. a. O. S. 5 ist nicht ganz zutreffend — nicht die Rechtswissenschaft, sondern das Recht hat W. als „Magd" bezeichnet, und noch weniger jene als „Magd der Gesetzgebung." Er sagt sogar S. 14: „Die Aufgabe der Rechtswissenschaft beschränkt sich nicht auf die Erkenntniß des anzuwendenden Rechts. Die Rechtswissenschaft hat eine Aufgabe zu erfüllen auch bei der Schaffung neuen Rechts." Aber sie dürfe diese Stellung nicht überschätzen, nicht immer, und in zahlreichen Fällen nicht, sei der Jurist der berufene Gesetzgeber. — Im Grunde ist es nach Windscheid nur Sache der Rechtswissenschaft, mitzureden bei rein technischen Gesetzen, nicht aber bei solchen, wo die Gesetzgebung auf einer Kombination anderer Erwägungen beruht. Hier hat sie nicht selbst mitzuwirken, sondern nur die Begriffe auszubilden, die der Gesetzgeber ihr dann freilich zum guten Theile entlehnt.

†) Staatsanwalt v. Kirchmann, Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft. Vortrag gehalten in der juristischen Gesellschaft zu Berlin. Berlin 1848. Cf. nam. S. 7, 13, 43: „Das ist eben das Klägliche der Jurisprudenz, daß sie die Politik von sich aussondert, daß sie damit sich selbst für unfähig erklärt, den Stoff, den Gang der neuen Bildungen zu beherrschen oder auch nur zu leiten, während alle anderen Wissenschaften dies als ihren unsterblichsten Theil, als ihre höchste Aufgabe betrachten." Nur im kleinsten Detail bilden sie das Recht fort — „das Fundament zu legen, den neuen Bau kräftig in die Höhe zu führen, das können die Juristen nicht."

††) Ofner a. a. O. S. 1 fg. Auch schon Stahl in seiner Gegenschrift gegen Kirchmann: „Rechtswissenschaft oder Volksbewußtsein?" Berlin 1848.

Kirchmann' treffend ausführt, der andere Schluß näher gelegen, daß die Jurisprudenz, um wahre Wissenschaft wenigstens zu werden, sich von ihrem bisherigen Betriebe abzuwenden und der politischen Betrachtungsweise zu erschließen habe? So giebt der grimme Verächter der Rechtswissenschaft, wider seinen Willen, in Wahrheit nur einen neuen Bekenner ab für die Nothwendigkeit einer zielbewußten Rechtspolitik.

Den Gegnern der letzteren sind noch weniger diejenigen zuzurechnen, die, wie Hölder,*) theilweise auch Gierke**) und Petrazycki***) nur die besonderen Aufgaben und die Verschiedenheiten der Rechtspolitik von der „eigentlichen", dogmatischen Rechtswissenschaft hervorgehoben, auch wohl (Hölder) „die Frage nach dem besten Inhalte der Privatrechtsnormen" für „keine juristische" erklären, andererseits aber die Vertreter der Rechtswissenschaft an der Erwägung dessen, was Recht sein sollte, in „durch ihren Beruf gesteigertem" Maße betheiligt wissen wollen.

Ueberhaupt sind es nicht sowohl die Juristen selbst, die sich die Kompetenz zu rechtspolitischen Untersuchungen abstreiten, als vielmehr Männer anderer Wissens- und Berufszweige. Waren es früher vornehmlich die Philosophen in dem Bestreben, den Bereich der positiven Wissenschaften zu Gunsten ihres eigenen Forschungs-

S. 9: „Das versteht sich von selbst: von der positiven Jurisprudenz als solcher kann keine Grundumwandlung des Bestehenden ausgehen; aber die juristische Bildung, die in ihrem Bereich erstand — die Rechtsphilosophie und Politik, wie sie von solchen, die des bestehenden Rechts kundig waren und nur kraft dieser Rechtskunde gepflegt wurden — sie und nicht das Volk d. i. die Rechtsunkundigen, hat fast durchgängig die Bahn der neuen Entwicklung vorgezeichnet. .... Sollten etwa diese Männer (Grotius, Locke, Montesquieu) nicht der Rechtswissenschaft angehören, weil sie vorherrschend Rechtsphilosophen oder Politiker waren?

*) Hölder, über den Entwurf eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches. Vortrag in der juristischen Gesellschaft zu Wien vom 20. 3. 1889. Erlangen u. Leipzig 1889, S. 1 fg. Dort findet sich freilich auch der von Ofner befehdete Satz, daß sich solche, d. h. rechtspolitische, Fragen „mit den Mitteln der Jurisprudenz nicht entscheiden lassen und daß sie daher für den Juristen nicht existiren würden, wenn er ausschließlich Jurist wäre."

**) O. Gierke, Die soziale Aufgabe des Privatrechts. Vortrag in der juristischen Gesellschaft zu Wien am 5. 4. 1889. Berlin 1889, S. 1 fg.: „Reiner Wissenschaft ist nur die Frage zugänglich, was ist, nicht die Frage, was sein soll." Aber: an der, der bewußten That der Rechtsbildung vorangehenden Ueberlegung, was Recht sein soll, muß sich die Rechtswissenschaft betheiligen, wenn auch nicht allein. „Die Rechtswissenschaft würde sich selbst aufgeben, wenn sie in den großen Entscheidungsstunden des Rechtslebens schwiege. Sie kann und wird nicht darauf verzichten, Ziele zu setzen und den Gesetzgeber zu berathen;" wenn sie auch andererseits hier mit ihren wissenschaftlichen Mitteln nicht ausreicht, es dabei nicht sowohl auf Wissen, als vielmehr auf Weisheit, praktische Kunst, prophetischen Blick ankommt.

***) Einkommen, nam. Bd. II a. a. O.

gebietes zu verengern*), so sind es heute zunächst die **Männer des praktischen Lebens**, die Vertreter bestimmter Interessentengruppen und, leider nur zu oft, auch bureaukratische Regierungsbeamte, die die Wissenschaft von dem ihnen unbequemen Felde politischer Untersuchungen zurückscheuchen möchten**). Je mehr die rein politischen, durch idealistische Gesichtspunkte zusammengehaltenen Parteien **wirthschaftlichen Gruppen** Platz machen müssen, desto größer wird die Anmaßung der letzteren, jedem Nichtzünftigen den Mund zu verbieten. Wohlbemerkt, wenn ihnen der Inhalt seiner Rede **mißfällt**, während sie sich eine etwaige **Unterstützung** seitens der Wissenschaft gar gern gefallen lassen. Namentlich die Agrarier und die zünftlerischen Handwerker leisten in solcher Intoleranz heute das Menschenmögliche — mußte sich doch erst unlängst ein Abgeordneter wegen seiner Bekämpfung des Befähigungsnachweises in offener Versammlung sagen lassen, er rede da von Dingen, die ihn als Nichthandwerker nichts angingen und die er nicht verstehen könne! Und wie man den **Volkswirthschaftslehrern** von gewisser großkapitalistischer Seite aus die Stellungnahme zu sozialpolitischen Bestrebungen verwehren will, davon wissen die Lehrer der **Berliner** Hochschule ein artiges Liedchen zu singen. Nur dem **Mangel** einer energischen Rechtspolitik hat es die Rechts-

---

*) Die schlimmen Folgen dieser Methode für die Doktrin der Rechtsphilosophie werden scharf, aber schwerlich ganz ungerecht, getadelt bei **Bergbohm** S. 10/12. cf. auch **Jhering**, Geist d. röm. Rechts II §. 37 No. 472 a. — Heute dürfte die zünftige Philosophie um vieles bescheidener geworden sein und ihr Verhältniß auch der Rechtswissenschaft gegenüber richtiger und toleranter auffassen. Um so freudiger sollten nun aber auch **wir** uns von ihr belehren und die reiche Anregung, die wir neben den älteren Meistern der Philosophie den Arbeiten von **Spencer** und **Mill**, aber auch von **Paulsen**, **Lasson** und andern verdanken, in dem gebührenden Umfang auf uns wirken lassen!

) So auch der Geh. Rath Prof. Dr. **Förster, s. Z. Vorsitzender der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, in einer Rede zu Jena über den Zusammenhang von „Wissenschaft und sozialer Frage“ — mir leider bisher nur zugänglich durch ein Referat in den „Kieler Neuesten Nachrichten“ vom 24. 1. 97. Hier heißt es: „Selbst solche Männer der Wissenschaft, welche ihr ganzes Denken und Forschen der Ergründung der Gesetze des sittlichen und wirthschaftlichen Lebens widmen, werden von Regierungsmännern und Männern der wirthschaftlichen Praxis der Ueberhebung geziehen, wenn sie sich nicht darauf beschränken, dasjenige, was zur Zeit gilt, zusammenfassend zu lehren, sondern auch mit Kritik und an der Hand konsequenter Schlußfolgerungen fragen: was **sollte** gelten? und: was hat kein dauerndes Geltungsrecht. — Eine eigenthümliche Bestätigung giebt mir der in der „Vossischen Zeitung“ vom 7. 2. d. J. abgedruckte Drohartikel der „Berliner Politischen Nachrichten.“ In diesem Elaborat entblödet sich der Verfasser nicht, von den wenig günstigen Erfahrungen zu sprechen, die man in Deutschland seit den Tagen der Paulskirche mit einer starken Betheiligung der Professoren am öffentlichen Leben gemacht habe, cf. dazu die treffliche Erwiderung des Herrn Dr. v. **Rottenburg** in der „National-Zeitung“ vom 23. Februar d. J.

wissenschaft bisher zu verdanken, daß man sie nicht in gleicher Weise zum Verstummen zwingen will.

Das gebe ich nun gern zu: Die großen, oft weltbewegenden Fragen nach dem, was Rechtens sein solle, sind gewiß nicht Sache der Jurisprudenz allein, sind vielmehr Sache des ganzen Volkes, und wenn aus dessen Munde, vornehmlich auch seitens der etwaigen Interessenten, Vorschläge zur Rechtspolitik laut werden, so sollten die Männer der Rechtswissenschaft ebensowenig, wie die Regierungen, sie achtlos überhören. Zumal im Zeitalter des allgemeinen Stimmrechtes wäre es nicht nur ein verhängnißvoller Widerspruch, sondern auch eine baare Unmöglichkeit, das Volk auf irgend einem politischen Gebiete zum passiven Zuschauer erniedrigen zu wollen — auch unbefragt würde es alsdann durch den Mund seiner gewählten Vertreter die Stimme erheben! Ich meine sogar: je mehr und je unmittelbarer sich auch die Laien an rechtspolitischen Vorschlägen und Arbeiten betheiligen, desto besser für das Staatswesen, denn ein desto regeres Rechtsbewußtsein, desto weniger stumpfsinnige Ergebung in das: „Allah weiß es besser“ bekundet damit ein solches Volk.

Aber nicht das steht hier in Frage. Nicht die praktische Politik der Tagespresse und Volksversammlung, auch nicht die Vorbereitung und Berathung der Gesetzesvorlagen selbst in Regierung und Parlament, sondern die Politik als Theil der Wissenschaft ist es, die wir uns nicht nehmen lassen wollen — das prinzipielle, systematische Forschen nach dem für die gegebenen Verhältnisse angemessenen Rechte. Und ich fürchte, daß uns dabei das naive Rechtsbewußtsein der Masse nur zu oft im Stich lassen wird. Nicht nur einer fast allgemeinen, beklagenswerthen Unlust begegnen wir da, wo es sich um das Durchdenken irgendwie schwierigerer legislatorischer Probleme handelt, sondern die Menge wird an irgendwie brauchbarer Mitwirkung auch gehindert durch die vielfache, mit Sentimentalität verbundene Unklarheit des Denkens, die ungenügende Fähigkeit zur Abstraktion, die Unkenntniß der geschichtlichen Entwickelung und der Resultate der Rechtsvergleichung sowie den mangelnden Sinn für deren Lehren*). Nicht zum mindesten aber ist eine geradezu verblüffende Unbekannt-

---

*) Von solchen vulgären Reformern gilt das Wort Bergbohms S. 10: „Das dazu erforderliche naive Selbstvertrauen verdanken sie meist dem Umstande, daß sie jedes zeitraubende Studium des Rechts unterlassen haben, um gleich mit der Produktion von Ideen über das Recht beginnen zu können.“



schaft mit dem geltenden Rechtszustande selbst bei denen festzustellen, die am lautesten gegen dessen angebliche Mängel donnern*). Ist es bei alledem so sehr zu verwundern, daß das Plenum des Reichstages dem Bürgerlichen Gesetzbuche bei dessen Berathung eine so bedauerliche Interesse- und Verständnißlosigkeit überall da entgegensetzte, wo es sich nicht um unmittelbar parteipolitisch interessirende Fragen handelte? Daß man hunderte von hochwichtigen Paragraphen hintereinander ohne jede Diskussion einfach annahm?

Aber von alledem abgesehen: fast regelmäßig erschallen die rechtspolitischen Vorschläge aus dem Lager einseitiger Interessenpolitiker; in krasser Unkenntniß oder unter achselzuckender Geringschätzung der entgegengesetzten Bedürfnisse anderer Klassen werden die Vortheile der eigenen als allein maßgebend zu Grunde gelegt. Sie vergessen, daß der Rechtspolitiker wie der Gesetzgeber auf einer höheren Warte stehen muß, als auf der Zinne der Partei, und verstoßen folgerecht gegen die oberste Voraussetzung, unter der, wie eine Moral**), so auch eine wissenschaftliche Rechtspolitik erst möglich wird***). Und so ist der Grund, der jene Laiengruppen einer wissenschaftlichen Rechtspolitik feind macht, gerade ein entscheidendes Moment für ihre Unentbehrlichkeit: wir bedürfen heute mehr als je der Männer, die, selbst außerhalb des wirthschaftlichen Interessen-

*) So machte vor einigen Jahren ein Mitglied des Reichstages, Angehöriger der antisemitischen Reformpartei, für behauptete Mängel des Strafgesetzbuches — indem ein jüdischer angeblicher Verbrecher der Strafe wegen eingetretener Verjährung entschlüpft sein sollte — das römische (!!) Recht verantwortlich. Ein anderer weiser Daniel schlug die Ersetzung des gesammten Strafgesetzbuches durch den einzigen Paragraphen vor: „Alle Schurken werden in angemessener Weise bestraft.“ Allerdings — wenn erst eine unkontrollirte Gefühlsduselei die Rolle der Themis übernehmen wird, dann kann man nicht nur mit Voltaire die vorhandenen, sondern alle Gesetze verbrennen, und uns Juristen gleich zur Gesellschaft mit. Wer möchte bezweifeln, daß dann eine Aera reinster Gerechtigkeitspflege die nothwendige Folge wäre!

**) Wenigstens wenn das oberste Moralprinzip mit Kant so zu fassen ist: „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte!“

***) Ich scheue mich also nicht vor der paradox klingenden Behauptung, daß je ausschließlicher jemand einer bestimmten wirthschaftlichen Gruppe angehört, er desto weniger Kompetenz zur Entscheidung der sie angehenden rechtspolitischen Fragen haben wird — denn desto weniger wird er Neigung und auch nur Fähigkeit besitzen, die Fragen vom allgemeinen, das Wohl des Ganzen zu Grunde legenden Standpunkt aus zu beurtheilen. Eine Fabrikgesetzgebung, die nur die Fabrikanten machen, würde in entgegengesetzter Richtung vermuthlich ebenso einseitig ausfallen, als wenn umgekehrt die Arbeiter darüber zu befinden hätten. In dem Fehlen einseitigen Klasseninteresses bei ihnen liegt die Bedeutung der „Gebildeten“ für die Lösung der sozialen Konflikte zum großen Theil begründet. — Daß die Stimmen der interessirten Stände als sehr werthvoll für die Erörterung rechtspolitischer Probleme in Betracht kommen sollten, ist damit natürlich nicht geleugnet.

kampfes stehend — und das trifft bei den Vertretern der Wissenschaft im Wesentlichen zu — Fähigkeit und Neigung haben zu kämpfen, um mit Stammler*) zu reden, zur Erreichung des sozialen Ideals.

Wer sich darin mit der rechtspolitischen Wissenschaft eins weiß der ist ihr willkommen: Die echte Wissenschaft bildet keine hochmüthig abgeschlossene Kaste; wer ihr zu dienen Fähigkeit und Willen besitzt, den nimmt sie freudig auf in ihre Reihen!

Nun hat man freilich gesagt (Hölder), die Rechtspolitik interessire uns nicht als Juristen, sondern um anderer Eigenschaften willen; mit juristischen Erwägungen und Mitteln ließen sich ihre Fragen nicht lösen. Und Petrazycki, der geistvolle und unermüdliche Verfechter der „Zivilpolitik", hat diesen Gedanken neuestens dahin zugespitzt, daß sie gar kein Theil der Rechtswissenschaft, sondern der Volkswirthschaftslehre sei.**) Indeß, auf solche terminologischen Fragen kommt letztlich wenig an; worum es sich handelt, das ist wesentlich nur, die Bedeutung der Rechtspolitik anzuerkennen und die Juristen für die Betheiligung daran zu erwärmen, mögen sie nun dabei einer rechtswissenschaftlichen oder sonstigen Thätigkeit obzuliegen glauben. Uebrigens scheint mir die Verwerfung ihres rechtswissenschaftlichen Charakters nicht begründet. Daß Politik überhaupt einer wissenschaftlichen Behandlung würdig und fähig sei, das sollte nach dem Vorgang von Waitz und Treitschke — ich erinnere an dessen einstige glänzenden Vorlesungen darüber — nicht mehr bestritten werden. Wenn aber überhaupt eine Wissenschaft, so ist die Rechtspolitik doch wohl als ein, freilich eigenartig gestalteter, Zweig der Rechtswissenschaft anzusehen. Sie zur Volkswirthschaft zu stellen, ist schon darum nicht angängig, weil das höchstens für die Zivil-, niemals aber für die Kriminalpolitik, noch weniger aber z. B. für eine Völkerrechtspolitik passen könnte. Warum aber soll man die verschiedenen Theile derselben Disziplin so vollkommen von einander loslösen und verschiedenen Wissenschaften überweisen? Doch selbst für die Zivilpolitik allein würde ich Petrazyckis Auffassung nur unter der Voraussetzung folgen können, daß jene sich ausschließlich mit wirthschaftlichen Gesichtspunkten zu befassen hätte. Das wäre aber eine einseitige, materialistische Vorstellung vom Berufe des Zivilrechts und seiner Politik, die mich am meisten bei dem Schriftsteller zu

*) Stammler a. a. O. 572 fg., 588 fg.
**) Einkommen Bd. II S. 437 fg., 565.



finden wundert, der daneben in etwas überschwänglichem Idealismus das ganze Recht mit dem hohen ethischen Prinzip der Liebe durchtränkt sehen möchte.

Mit den Mitteln dogmatischer Rechtsauslegung, das hat auch Gierke*) zutreffend betont, läßt sich freilich allein keine Rechtspolitik machen. Aber steht es nicht ebenso mit Rechtsphilosophie und Rechtsgeschichte? Daß zu ihrem erfolgreichen Betriebe nicht nur die Geschichte und ihre Methode, sondern auch die Philologie und theilweise die Paläographie beherrscht werden müssen, das zeigen z. B. die modernen Probleme der römischen Rechtsgeschichte mit einer manchem ihrer Jünger schon recht unbequemen Deutlichkeit. Und sollten wir die Rechtsphilosophie deshalb aus unserer Wissenschaft ausmerzen, weil für ihren Lehrer die Bekanntschaft mit den rein philosophischen, namentlich den ethischen, Problemen unerläßliche Voraussetzung ist? Das würde uns zu dem früheren, oft beklagten Zustande zurückführen, wo nur die reinen Philosophen, oft ohne ausreichende Kenntniß der positiven Rechte, den an irdischere Kost gewöhnten Juristen die Produkte ihrer luftigen Spekulationen vorsetzten!

Aehnlich sind auch für eine ernste Rechtspolitik zahlreiche Kenntnisse und Fähigkeiten von Nöthen — neben allgemein politischen und volkswirthschaftlichen auch wieder ethische und historische — die dem „reinen" Juristen oft abgehen mögen. Fühlt er sich nicht dazu berufen, so mag er sich auf für ihn persönlich angemessenere Arbeiten beschränken: im geräumigen Hause unserer Wissenschaft sind viele Wohnungen, mag der Historiker die eine, der Dogmatiker die andere, der Rechtspolitiker die dritte beziehen — nur soll er darum nicht aufhören, zunächst Jurist überhaupt zu bleiben, soll er neben der seinen auch die Berechtigung der anderen Richtungen anerkennen!

Doch bei alledem: Thatsache ist, daß von einer rechtspolitischen Beschäftigung bei den allermeisten deutschen Juristen bis vor wenigen Jahren kaum die Rede war. Da kam nun aber das Jahr 1888 und mit ihm der erste Entwurf unseres deutschen bürgerlichen Gesetzbuches. Es liegt mir nicht ob, hier über dieses Werk des näheren zu reden — das steht jedenfalls fest, daß es die Wissenschaft aus ihrem bisherigen historisch-dogmatischen Stillleben mächtig aufgerüttelt hat. Jetzt erschien eine großartige Reihe kritischer Arbeiten

*) Vortrag a. a. O., cf. Note S. 203.

zum Entwurf, von vielfach bleibendem Werth und der höchsten Anerkennung würdig; die Leistungen von Gierke, Menger, Bähr*) und vielen anderen bewiesen, welche Fülle kritisch-politischer Kraft der deutschen Rechtswissenschaft zum Glück innewohne. Der Entwurf und die ihn begleitenden Motive zeigten der letzteren aber zugleich mit verblüffender Deutlichkeit ihr Spiegelbild. Das Recht, mit dessen descriptiver Darstellung sie sich bisher allein befaßt hatte, sah sie nun im Entwurf dargestellt, aber auch nicht mehr; sie erblickte beigegebene Motive, die sich nach Hölders**) treffender Charakteristik „nur wenig mit den Gründen, welche die Erhebung eines bestimmten Inhaltes zum Gesetzesinhalte anrathen oder widerrathen, aber sehr viel mit der Auslegung des Gesetzes beschäftigen, „welches eine Sache der das gegebene Gesetz handhabenden Jurisprudenz ist." Nur allzu getreue Schüler der gleichzeitigen Wissenschaft waren die Verfasser des Entwurfes gewesen; auf deren Boden hatte eben nicht das erwachsen können, was Menger***) als vorbedingende Eigenschaft eines großes Gesetzgebers aufstellt: ein freier kritischer Sinn gegenüber den überlieferten Meinungen und Einrichtungen. — So kam denn der Wissenschaft plötzlich, fast über Nacht, mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit für die Schwächen des Entwurfes das Verständniß für die Nothwendigkeit einer Erweiterung ihrer Ziele; und es war schwerlich ein Zufall, daß sämtliche zielbewußten zivilistischen Verfechter einer politischen Jurisprudenz — außer Gierke, Menger und Petrazycki auch Ofner, Gareis und Stammler†) — gerade in den nächsten Jahren auf den Plan traten.

---

*) O. Gierke, Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und das Deutsche Recht, Leipzig 1889 (erweiterter Abdruck aus Schmollers Jahrbuch — das Muster einer legislativpolitisch-kritischen Arbeit!) — Anton Menger, Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen, Tübingen 1890 (Abdruck aus Brauns Archiv). — O. Bähr, Gegenentwurf zu dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, Cassel 1892.

**) Hölder a. a. S. 30.

***) Menger Rede S. 18.

†) Ofner und Stammler in den öfters zitirten Arbeiten; Gareis Rektorats-Rede vom 15. 4. 1894 „über die Einführung in das Studium der Rechtswissenschaft" nam. S. 14. Dahin gehört im Grunde auch das warm empfundene und viele Wahrheiten enthaltende, leider etwas ungelenk und unklar geschriebene umfangreiche Werk von Seitz: „Die praktische Rechtsschule im Entwicklungskampfe mit den bisherigen doktrinären, historischen und Natur-Rechtsschulen," München 1895, nam. S. 607: „Und weil nun so ein Jahrhundert lang nahezu keine praktische, die Gesetzgebung vorbereitende wie unterstützende Zivilrechtswissenschaft bei uns mehr bestand, mußte nicht die Ausführung unserer jetzigen nationalen Zivilgesetzgebung seitdem geschädigt bleiben?" cf. auch die weiteren Bemerkungen S. 608.

So hat uns denn der Entwurf — und es war dies vielleicht, wie wenigstens schon mehrmals ausgesprochen wurde, das Beste an ihm — unmittelbar eine kritisch-politische Rechtswissenschaft beschеert. Und diese hat ihr erstes Probestück bereits glänzend abgelegt! Die Besserungen des zweiten Entwurfes, weiterhin des bürgerlichen Gesetzbuches selbst, zahlreich und einschneidend in Form und Inhalt: sie sind wesentlich ihr Werk, dies Lob kann die deutsche Jurisprudenz uneingeschränkt in Anspruch nehmen, man müßte denn ernstlich zu behaupten wagen, daß alle jene bedeutenden Arbeiten ihrer Meister zum Entwurfe wegen ihres kritischen Inhalts an der echten Wissenschaft keinen Theil hätten. Wer aber wird sich dessen unterfangen? Und zugleich haben wir daraus gelernt, wie sehr die kritische Wissenschaft, ohne alle äußere Machtmittel und nur spärlich beim Gesetzgebungsakte selbst vertreten, durch die ideelle Macht ihrer moralischen und intellektuellen Autorität die Bahn der Gesetzgebung entscheidend bestimmen kann!

Vielleicht wirft man hier ein, daß, wenn wir nach meinen letzten Ausführungen nunmehr eine legislativ-politische Jurisprudenz haben, es einer weiteren Propaganda dafür nicht mehr bedürfe, meine Ausführungen also post festum kommen. Indeß, so günstig liegt die Sache — leider — noch keineswegs. Nur gelegentlich, anläßlich einer, freilich hochbedeutsamen, konkreten Angelegenheit hat sich unsere Wissenschaft auf ihre Aufgabe besonnen, und man muß es für möglich, wenn nicht gar für wahrscheinlich erachten, daß sie sich nach vollbrachter That wieder ruhig in die Sphären reiner theoretischer Forschung zurückziehen werde. Wir haben ja, wird mancher denken, in dem bürgerlichen Gesetzbuch Alles erlangt, was wir vor der Hand brauchen — laßt es uns aneignen und verstehen lernen, statt wieder in ruheloser Kritik herumzunörgeln! Aus der sicheren Vermuthung heraus, daß Viele so gestimmt sein werden, erklärt es Menger in seiner Rede*) schon heute für wahrscheinlich, „daß die auf eine Reform des bürgerlichen Rechts gerichteten Bestrebungen, wenn einmal der Entwurf Gesetzeskraft erlangt hat, in Deutschland für lange Zeit zurücktreten werden.“ Es sei daher für die österreichische Wissenschaft die Bahn frei, um auf dem Gebiete der politischen Jurisprudenz die führende Stellung zu übernehmen.

Ich glaube und hoffe, daß diese Vermuthungen des verehrten

*) S. 27/28; cf. auch die oben S. 198 zitirten Sätze v. Savignys Beruf S. 23.



Forschers denn doch allzu pessimistisch seien und möchte solchen Erbschaftsgelüsten unserer österreichischen Gesinnungsgenossen vorerst den alten Satz zurufen: „hereditas viventis non datur!“ Gewiß werden die nächsten Jahre vorwiegend der wissenschaftlichen Erschließung des im bürgerlichen Gesetzbuche gebotenen überreichen Stoffes gewidmet sein müssen; daß wir aber darin ganz aufgehen werden, dagegen sprechen einmal die überall mächtig hervorschießenden Triebe einer prinzipiellen Rechtspolitik, dann aber auch alle bei den anderen großen Reichsgesetzbüchern, vornehmlich dem Strafgesetzbuch, der Zivilprozeß- und Konkursordnung gesammelten Erfahrungen. Ihrer aller Kritik und weitere Vervollkommnung steht längst überall auf der Tagesordnung. Daß das gegenüber dem bürgerlichen Gesetzbuche anders sein werde, ist aus mancherlei Gründen höchst unwahrscheinlich. Noch nicht alle Blüthenträume sind uns mit ihm gereift; das Einführungsgesetz zeigt uns in seinen schier zahllosen Vorbehalten für die Landesgesetzgebung noch eine „lange Verlustliste des nationalen Gedankens“, die thunlichst zu verringern eine wichtige Aufgabe der nächsten Zukunft bilden muß. Noch Vieles im Gesetzbuch selbst ist verbesserungsbedürftig und von einem vorgeschritteneren sozialen Standpunkt aus betrachtet rückständig — ich erinnere nur an die aller ernsten Kritik zum Trotz beliebte maßlose Ausdehnung des gesetzlichen Erbrechtes auf die entferntesten Verwandten!*)

Und davon abgesehen — schnelles Vorwärtsschreiten in technischer und sozialer Beziehung ist das Kennzeichen unserer Zeit; bald werden

*) Bürgerliches Gesetzbuch § 1924/9; der letzte, jede Schranke beseitigende Paragraph ist erst von der Reichstagskommission in Widerspruch zum zweiten Entwurf und der Reichstagsvorlage, freilich entsprechend dem Entw. I. wieder eingeführt, cf. Bericht der Reichstagskommission S. 168/9. Die Gründe waren geradezu klassisch: „Den auflösenden Tendenzen gegenüber, welche sich in heutiger Zeit gegen den Familienverband richteten, könne gar nicht genug von der Gesetzgebung zur Befestigung und Erhaltung desselben geschehen. Die Richtung der „in dieser Beziehung erfreulicherweise schon eingeleiteten Schutzgesetzgebung“ müsse auch durch die Beseitigung jeder Grenze für das gesetzliche Erbrecht befestigt werden. Wie hell heben sich von dieser rechtspolitischen Weisheit der „Männer des praktischen Lebens“ die trefflichen Erörterungen der wissenschaftlichen Kritik ab, von der nur die mindeste Notiz zu nehmen natürlich die „Unbefangenheit“ der Kommissionsmehrheit hättte trüben können! Man vergleiche nur u. a. Bernhöft, zur Reform des Erbrechts, 1894, Heymann, Grundzüge der Verwandtenerbfolge im Entwurf., 1896, auch Gierke S. 531/2. Die Ungereimtheit des Kommissionsbeschlusses ergiebt sich schon daraus, daß auch nach dem Regierungsvorschlag alle die Personen noch erbberechtigt sein sollen, die nur durch gemeinsame Urgroßeltern mit einander verwandt sind — wer in aller Welt aber betrachtet noch fernerstehende überhaupt als eigentliche Verwandte?

neue Verhältnisse neue Bedürfnisse, neue Rechtsanschauungen erzeugen und die „Form des sozialen Lebens", die uns heute paßlich erscheint, hier und da zu sprengen trachten. So wird man auch in Zukunft der Männer bedürfen, die diese Entwickelungstendenzen zu verfolgen und der durch sie nothwendig werdenden Rechtsgestaltung in ernstem Forschen vorzuarbeiten haben, damit eine künftige Gesetzgebung den Boden besser bestellt finde, als es dem Entwurfe unseres neuen Gesetzbuches leider seiner Zeit vergönnt war. Steht das Recht, wie uns die historische Schule unwiderleglich bewiesen hat, als Bestandtheil des menschlichen Kulturlebens im steten Fluß der Entwickelung, so wird es der Rechtspolitiker als echter Pioniere dieser Entwickelung nimmer entrathen können. Und auch die Wissenschaft selbst wird gerade Angesichts eines Gesetzbuches der Politik als eines der wirksamsten der von Savigny*) geforderten „Erfrischungsmittel" bedürfen gegen die Gefahr, bei einseitiger Beschäftigung mit einem gegebenen positiven Rechte vom bloßen Buchstaben überwältigt zu werden.

Nun noch einiges über die Aufgaben und die Forschungsweise dieses neuen Zweiges unserer Wissenschaft, soweit es der knappe Rahmen des Aufsatzes erlaubt. Daß darüber nichts weniger als Klarheit und Einverständniß der Meinungen erzielt ist, liegt bei dem geringen der Rechtspolitik gewidmeten Interesse äußerst nahe. v. Liszt**) verlangt von der Kriminalpolitik eine Darstellung der Grundsätze, nach denen der Kampf der Rechtsordnung gegen das Verbrechen geführt wird oder geführt werden soll, begreift also darunter neben den Vorschlägen de lege ferenda auch die Aufzeigung der im gegebenen Recht vorhandenen politischen Grundsätze. Und fast dasselbe sagt, nur mit ein wenig anderen Worten, Petrazycki von seiner Zivilpolitik, indem er ihr die Feststellung „der sozialen Bedeutung und Wirkung" der zivilrechtlichen Sätze und daneben deren Kritik zur Aufgabe stellt. Ihre wichtigste Funktion besteht dabei in der Motivationspolitik — der Zivilpolitiker muß erwägen, welche Motive der von ihm analysirte Satz bei den Menschen schafft. Sind es Motive zu antisozialem Handeln,

*) a. a. O. S. 24 (N. A. 15).
**) Lehrbuch S. 4.
***) Einkommen Bd. I S. 328.

so ist der Gesetzgeber davor zu warnen, führt der Satz erwünschte Handlungen herbei, so ist seine Einführung anzurathen.*)

Nach Menger hat die legislativ-politische Jurisprudenz nur die kritische Aufgabe, „den überlieferten Rechtsstoff mit den Zuständen der Gegenwart zu vergleichen und daraus zu schließen, welche Aenderungen des geltenden Rechtes in der Zukunft nothwendig sein werden," S. 19. Ihr wichtigster Theil ist die soziale Rechtswissenschaft, die den „Gegensatz zwischen dem geschichtlich gewordenen Rechtszustande und den Machtverhältnissen der Gegenwart festzustellen und die daraus sich ergebenden Aenderungen der Rechtsordnung vorzubereiten hat," S. 22.

Auch ich halte dafür, daß wenigstens die erste, spezifische Aufgabe der Rechtspolitik in der Kritik des vorhandenen Rechtszustandes zu suchen sei. Sie hat einmal die gegebenen Sätze auf ihren Werth nach allen dafür in Betracht kommenden — nicht nur wirthschaftlichen — Gesichtspunkten zu prüfen, dann aber, je nach dem Resultat, entweder sie durch das Gewicht der gefundenen Gründe zu stützen, oder aber Vorschläge zu ihrer Aenderung oder gar Aufhebung zu machen. Wie einst der römische Prätor gegenüber dem alten ius civile, nur natürlich ohne seine äußeren Machtmittel, wirkt sie theils adiuvandi, theils supplendi vel corrigendi iuris (civilis) gratia. Dies alles freilich nur „temporum ratione habita" — nicht einem nicht existirenden absolut besten Rechte, nicht theoretisch noch so schön ersonnenen doktrinären Hirngespinnsten darf eine Rechtspolitik, die auf Erfog rechnen will, nachgehen, sondern nur das mit der jeweiligen Entwicklungsstufe Verträgliche, den nun einmal gegebenen Verhältnissen Entsprechende oder doch auf sie Rücksicht Nehmende darf sie sich zu erreichen vermessen. Auch für sie gilt Schillers Wort:

„Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sei, der falsche will stets, daß das Vollkommene sei".

Und wie gegenüber dem bereits geltenden Recht verhält sie sich insbesondere auch gegenüber den von anderer Seite gemachten

---

*) Das. S. 330/1. — S. 330: „Der Richter und der Dogmatiker nimmt gewisse Thatsachen als geschehen an und sucht nach einer passenden Entscheidung darüber. Der Politiker erörtert die Möglichkeit der Thatsachen und sucht gewissen Thatsachen vorzubeugen, andere herbeizuführen. Die Rolle eines Dogmatikers oder eines Richters können wir mit der Aufgabe eines Wirthes vergleichen, bei welchem ein Brandunglück geschehen ist und welcher nunmehr die Wirthschaft von den Folgen des geschehenen Unglücks zu heilen hat. Den Politiker können wir mit demjenigen Wirth vergleichen, welcher die Maßregeln in Betracht zieht, welche dem möglichen Feuer vorbeugen könnten."

Vorschlägen und den aufgestellten Gesetzentwürfen. Gerade in der Beschäftigung mit diesen hat die Kritik schon oft ihre besonders bedeutsame und verantwortungsvolle, aber auch lohnende und erfolgreiche Rolle zu erproben Gelegenheit gehabt. In diesem Punkte wird heute niemand im deutschen Reiche den Werth der Rechtspolitik zu bekritteln geneigt sein.

Bei den Gesichtspunkten, unter denen sich solche Prüfung von Gesetzen und fremden Vorschlägen nebst Bildung eigener zu vollziehen hat, wird auch Petrazyckis Motivationspolitik ihre gebührende Stellung finden. Sie ist ja insbesondere der Kriminalpolitik der Sache nach längst geläufig, indem dieser die Untersuchung der präventiven Wirkung der Strafgesetze vielfach gerade an erster Stelle steht. Hat doch ein Feuerbach bekanntlich das gesammte Strafrecht auf die „Theorie des psychologischen Zwanges“ aufzubauen unternommen. Aber auch für das Zivilrecht ist nach der richtigen Methode nicht die wiederherstellende Wirkung allein, auf die sich die strenge Dogmatik beschränkt, sondern mindestens daneben die vorbeugende zu beachten.“ *)

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit, darin hat man wieder Menger beizupflichten, ist ferner der Bedeutung der sozialen Machtverhältnisse für die Rechtsordnung zu widmen. Aber einseitig und nicht unbedenklich ist sein Verlangen, daß die soziale Jurisprudenz nur für die Umgestaltung des Rechtes entsprechend den veränderten Machtverhältnissen einzutreten habe. Diese sind doch keine Naturgewalten, deren Verschiebungen die Rechtsordnung blindlings zu folgen hätte**), sondern selbst in ihrer Entfaltung durch eine so oder so gestaltete Rechtsordnung vielfältig bedingt. Zeigt sich also ein übermäßiges, dem staatlichen Interesse abträgliches Anschwellen gewisser sozialer Machtverhältnisse, so wird das wenigstens unter Umständen auf einer fehlerhaften Rechtsgestaltung beruhen und durch deren Reform abzustellen sein. Das zu prüfen

---

*) Ct. auch Petrazycki Bd. II S. 495, 502. Eine interessante „motivationspolitische“ Begründung, die hier in das fragliche Gesetz selbst hineingenommen ist, überliefern uns die römischen Quellen beim senatusconsultum Macedonianum, l. 1 pr. D. h. t. XIV, 6.

**) Zu solcher Annahme, daß das Recht der Entwicklung der wirthschaftlichen Machtverhältnisse mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit folge, sich aus ihnen als Niederschlag ohne weiteres ergäbe, gelangt die m. E. viel zu weit gehende Marxistische materialistische Geschichtsauffassung, die in diesem Punkte widerlegt zu haben eines der schönsten Verdienste in Stammlers schönem Werke ist, cf. namentlich den Abschnitt über die sozialen Phänomene S. 245—345.
Wie hier auch Ofner S. 21.

und solchen Reformen die Wege zu bahnen, ist dann gerade eine vornehme Aufgabe der Rechtspolitik, ebenso wie auch in dem umgekehrten Falle, wenn des staatlichen Schutzes würdige soziale Interessen unter der Herrschaft des bisherigen Rechtszustandes dahinsiechen. Gerade wenn die Rechtspolitik ihre warnende Stimme nicht erhebt, steht zu befürchten, daß die übermächtig gewordenen sozialen Gewalten ihre Position rücksichtslos zu Gunsten einer ihnen wünschenswerthen Rechtsbildung verwerthen werden, sei es durch Antheilnahme an der Gesetzgebung, sei es auf dem stilleren und doch oft wirkungsvolleren Wege der Rechtsgewohnheit. Wie diese den sozialen Machthabern zu statten kommen und das Gesetz ihren Uebergriffen gegenüber ein Bollwerk der Schwachen darstellen kann, ist dem Kenner der Rechtsgeschichte geläufig — man denke an die Entstehung der Zwölftafeln!*) — In unserer Zeit wird die Rechtspolitik noch besonders darüber zu wachen haben, daß das Gesetz die Grenzen zwischen Rechtszwang und Parteiwillkür in der richtigen Weise ziehe. Gar leicht wird sich bei den Rechtssätzen, deren Anwendung im Einzelfall der Gesetzgeber dem individuellen Belieben der Parteien überläßt (ius dispositivum), in thatsächliches ius cogens zu Ungunsten des wirthschaftlich schwächeren Theiles herausbilden — man denke an die Statuten der Versicherungsgesellschaften, die Reglements der Eisenbahnen, das dem Handlungsgehülfen von seinem Prinzipal auferlegte Konkurrenzverbot — alles wichtige Objekte der zivilpolitischen Prüfung! Nie darf der Staat die seinen Gliedern als solchen garantirten Rechtsgüter einem privaten Verzicht für zugänglich erklären!

Aber in der kritischen Funktion erschöpft sich nicht die Aufgabe der Rechtspolitik. Auch das vorhandene Recht muß, ohne kritische Zwecke, der politischen Betrachtungsweise unterworfen werden. Nicht zufrieden mit der stumpfen Resignation, daß es nun einmal so sei, sucht der wissenschaftliche Geist den rechtspolitischen Grund, die ratio, des gegebenen Rechtssatzes auf — Beispiele bietet wohl

*) Ueber diese sich aus dem übermächtigen Einfluß der herrschenden wirthschaftschaftlichen Gruppen auf seine Bildung ergebenden Mängel des Gewohnheitsrechtes handelt gut Petrazycki II S. 494/5 Anm. — Der Gesetzgeber kann in der That „eine höhere Ethik“ vertreten, einmal deshalb, weil an der Gesetzgebung auch andere Faktoren betheiligt sind, deren Beruf und Interesse der Schutz der Schwächeren entspricht; dann aber auch, weil bei einem, vielleicht in einem einzelnen Moment des Aufwallens idealerer Gesinnung vollzogenen, bewußten Schaffensakt das Klasseninteresse kaum so nackten und krassen Ausdruck finden wird, als in der kälter berechnenden Uebung des täglichen Lebens.



jede wissenschaftliche Untersuchung —, verwendet auch den gefundenen zur Systematik, zur Vergleichung und zu anderen wissenschaftlichen Zwecken. Und nicht nur das! Ist es richtig, daß bei der Auslegung eines Rechtssatzes auf das Resultat Rücksicht zu nehmen sei*), daß man im Zweifel für das Zweckmäßige und Angemessene zu entscheiden habe, so wird auch bei dieser eigensten Aufgabe des Dogmatikers die politische Betrachtungsweise nicht entbehrt werden können; wird auch hier nicht der starren Rechtslogik, sondern der praktischen Rechtsvernunft das entscheidende Wort einzuräumen sein. Und wohnt der Rechtswissenschaft, um mit Kohler**) zu reden, eine — vorwiegend ihrer selbst unbewußte, aber möglicherweise auch bewußte — schöpferische Kraft inne, so wird der Jurist vollends zum Politiker, wenn er das Gesetz in weiser Kunst auch dem ursprünglichen Willen des Gesetzgebers zum Trotz so versteht und anwendet, daß es als der Ausdruck des Rechtsbewußtseins der jetzigen Zeit erscheint, oder wenn er die Lücken, die auch das beste Gesetzbuch aufweist, in entsprechender Weise ergänzt. Keine besseren Vorbilder weiß ich für diese rechtspolitische Kunst, als die großen römischen Juristen, die gerade in ihrer besten Zeit keine bloßen Rechtsdogmatiker, sondern produktive Rechtsbildner waren — ein Labeo, ein Celsus, ein Julian. Das Erlöschen dieser produktiven Kraft bei den Juristen des dritten Jahrhunderts kennzeichnete den beginnenden Verfall. Der elegante Vielschreiber Ulpian mit seinen umfangreichen, aber wenig originalen Werken, der tiefere, aber einseitig theoretisirende und dogmatisirende Paulus bilden nur noch die, wennschon nicht unwürdigen, Schlußsteine der klassischen Wissenschaft. Nicht mit Unrecht weisen uns zwei der wärmsten Vertreter rechtspolitischer Forschung, Ofner und Petrazycki***), auf das Vorbild der römischen Rechtsklassiker hin, und wir wollen uns nicht beirren lassen von dem heute die Gasse füllenden Rufen eines banausischen

*) So Windscheid Pandekten § 21, cf. auch l. 19 D. I, 3; l. 67 D. L, 17.

**) Cf. den geistvollen Aufsatz von Kohler mit dieser Ueberschrift in Jherings Jahrbüchern Bd. XXV S. 262—97; hier wird namentlich auch der großen Bedeutung der unbewußten Verschiebung des Rechtes durch die Wissenschaft gedacht, S. 289, während bewußt der Richter sich nach Kräften in den Bahnen des Gesetzesrechtes zu halten trachten muß. Aber insofern er das nur unter Maßgabe des im Text Gesagten zu thun braucht, kann er auch, namentlich durch das Mittel der Analogie, das Recht bewußt über seinen ursprünglichen Gedanken hinaus weiter bilden, cf. die schönen Ausführungen des Reichsgerichts, Entsch. in Ziv.-S. Bd. 27 Nr. 15 S. 66.

***) Ofner a. a. O. S. 16. Petrazycki a. a. O. II S. 586, wo die „unbewußte zivilpolitische Weisheit" des römischen Rechts gefeiert wird.

Empirismus, sie nunmehr, nach gewonnener Rechtseinheit, achtlos bei Seite zu legen. Vielleicht gerade, wenn es nicht mehr gilt, werden wir dem römischen Rechte gegenüber den objektiven Standpunkt ruhiger Betrachtung gewinnen, seine ewigen Lehren um ihrer selbst willen auf uns wirken lassen können, wie es heute schon unsere Nachbarn im Osten und im Westen zum Heile ihrer Wissenschaft so halten!

So etwa denke ich mir die Aufgaben des von mir postulirten Zweiges unserer wissenschaftlichen Thätigkeit. Wird man ihnen gerecht, so erwirbt damit die Rechtspolitik begründeten Anspruch auf den Platz, den in der geschichtlichen Entwickelung einst das Naturrecht sich errungen hatte, ja sie stellt selbst ein modernisirtes, seiner Uebergriffe und Ansprüche auf positive Geltung entkleidetes Naturrecht dar.*) Allgemein wird ja heute das Naturrecht verworfen, mit Keulenschlägen haben insbesondere Bekker und Bergbohm**) darauf losgeschlagen, so daß es schon einen gewissen Muth erfordert, sich zu ihm noch in irgend einer Form zu bekennen. Und doch hat Stammler gewiß Recht, wenn er zwar die Vorstellung eines absolut geltenden oder auch nur theoretisch unabänderlichen Rechtes durchaus verwirft (S. 184 fg.), aber dafür die Nützlichkeit und Berechtigung des Naturrechtes als einer anregenden Betrachtung über einen zu schaffenden Rechtszustand ebenso entschieden vertritt.***) Uebrigens will auch Bergbohm nicht mehr beweisen, als daß nie irgend ein Recht neben und außer dem positiven Anspruch auf Geltung habe — eine Lehre, die mit unserer Rechtspolitik, und nenne man sie auch Naturrecht in diesem Sinne, nicht unverträglich ist.

Soll nun, so möchte noch jemand fragen, dieser unserer „Rechtspolitik" ein besonderer Platz neben den anderen juristischen Disziplinen angewiesen, oder sollen nur diese anderen durch eine politische Betrachtungsweise ergänzt werden? Petrazycki tritt energisch für das erstere ein, und ich bin gewiß nicht geneigt, gegen die Angemessenheit einer besonderen Wissenschaft der Rechtspolitik — freilich nicht allein Zivilpolitik — oder Gesetzgebungswissenschaft, wie andere sie genannt wissen wollen, anzukämpfen

*) So auch Petrazycki a. a. O. S. 579.

**) In den oben öfters zitirten Arbeiten (nam. Note S. 197).

***) cf. die überzeugenden Ausführungen S. 170 fg., wo daneben dargethan wird, wie im Grunde auch die alten Naturrechtslehrer nur ein Ziel für den Gesetzgeber aufstellen wollten. In diesem Sinne, mit der Aufgabe „eines Richtmaßes und eines vorbildlichen Zieles" versehen, könne das Naturrecht durchaus neben dem positiven Rechte bestehen und schmälere dessen formale Geltung gar nicht.

oder ihr auch nur einen Platz im Lehrplan der Universitäten zu verweigern. Aber einmal würde es sich dabei doch nur um fromme Wünsche handeln, deren Verwirklichung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten steht. Dann aber könnte eine solche allgemeine Doktrin nichts als abstrakte Prinzipien aufstellen, und ihre Anwendung auf die einzelnen positivrechtlichen Probleme bliebe immerhin Sache der Spezialvorlesungen. Ich glaube vielmehr in Uebereinstimmung mit Menger (S. 18), daß es zunächst nur darauf ankomme, in die Betrachtungsweisen der einzelnen Materien die politische als vollberechtigtes Glied hineinzutragen nnd so schon dem angehenden Jünger der Wissenschaft die Anschauung einzuimpfen, daß er sich nicht dem Gesetze als einem unverrückbaren Dogma knechtisch zu fügen, sondern es seinerseits in geistiger Freiheit zu beherrschen und auch gegebenenfalls an seiner Vervollkommnung und Umgestaltung mitzuschaffen habe. So wird die politische Betrachtungsweise auch siegreich entgegenwirken dem Erbfeinde aller dieses Namens würdigen Jurisprudenz — dem geistlosen Kultus des todten Buchstabens!

Daneben wird von den bisherigen Disziplinen, insbesondere der Rechtsphilosophie, nicht minder der ihr so mannigfach verwandten vergleichenden Rechtswissenschaft eine nicht unwesentliche Funktion im Dienste rechtspolitischer Zwecke auch in Zukunft ebensosehr zufallen, wie sie dieselbe schon bisher vielfach ausgeübt haben oder doch hätten ausüben sollen.*)

Wie skizzenhaft und unvollständig meine Ausführungen waren und auch wohl nur sein konnten, dessen bin ich mir wohl bewußt. Aber ganz vergeblich, so hoffe ich, sind sie doch nicht gewesen Denn das dürfte jedenfalls feststehen: die Anerkennung der Rechtspolitik als Theiles der Rechtswissenschaft schlingt ein neues, festes Band um die bisher noch immer zu sehr getrennten Schwesterwissenschaften der Rechts- und Wirthschaftslehre. Sie aber zu einen, die Wissenschaften von der Form und dem Stoff des sozialen Lebens zu verbinden, das, meine ich, muß eine der vornehmsten Aufgaben der Sozialwissenschaft sein. Und darum glaubte ich auch bei einem nicht rein juristischen Leserkreise für mein Thema auf einige Aufmerksamkeit rechnen zu dürfen.

*) Diese Aufgabe der Rechtsphilosophie hat u. a. mit beredten Worten Felix Dahn bereits in einem vor 40 Jahren anläßlich seiner Doktorpromotion gehaltenen Vortrage vertreten: „über das Verhältniß der Rechtsphilosopie zur Philosophie und zur Rechtswissenschaft, in „Rechtsphilosophische Studien," S. 10/11.

Parasiten.

Von

R. von Lendenfeld.

Wie so viele Begriffe ihre klare Bedeutung und ihre scharfen Grenzen verlieren, wenn man sich eingehender mit ihnen beschäftigt, so erweist sich auch der Begriff des Parasitismus als ein Theil des organischen Lebens, den klar zu definiren wohl Niemand im Stande sein wird. Man nennt die Blattlaus einen Parasiten, nicht aber den Borkenkäfer, obwohl Beide von Pflanzen sich nähren und unbedingt zu Grunde gehen müßten, wenn jene Pflanzenarten, von denen sie leben, vom Erdball verschwinden würden. Der einzige Unterschied zwischen diesen Beiden ist der, daß die Pflanzenlaus sich von den Säften, der Borkenkäfer aber von dem Baste und den jungen Rindenlagen nährt. Dieser Unterschied ist ein ganz nebensächlicher: jenen Waldverderber könnte man ebenso gut einen Pflanzenparasiten nennen wie die Phylloxera. Ja noch mehr, alle Pflanzen fressenden Thiere bis zum Ochsen und Vegetarier hinauf sind, wenn mans genau nimmt, Pflanzenparasiten. Alle Thiere aber, welche nicht Pflanzenfresser sind, leben von anderen Thieren und könnten somit als Thierparasiten bezeichnet werden. So kämen wir denn an der Hand dieser logischen Schlußreihe zu dem Ergebniß, daß alle Thiere Parasiten sind. Unter den „Thierparasiten" (in diesem weiteren Sinne) giebt es zwei Abtheilungen, welche ihr Bedürfniß nach animalischer Kost auf verschiedene Weise befriedigen: 1) große und kräftige, hochorganisirte, welche kleinere, niedrigere Thiere fangen, tödten und fressen; und 2) kleinere, schwächere, niedrigere Thiere, welche sich von größeren, höher organisirten

nähren. Diese Letzteren sind es, welche gemeiniglich als Parasiten bezeichnet werden und mit denen ich mich im Folgenden beschäftigen will.

Eine nähere Bekanntschaft mit diesen, an sich wenig anziehenden Thieren erscheint nicht nur vom rein praktischen, sondern auch vom theoretisch-biologischen Standpunkte aus wünschenswerth und interessant, denn es sind nicht nur Viele von ihnen für den Menschen und seine Hausthiere schädlich und gefährlich, sondern sie bieten auch in ihren ebenso merkwürdigen, wie weitgehenden Anpassungserscheinungen dem Naturforscher ein Mittel zur Erkenntniß des Grades der Plastizität und Anpassungsfähigkeit des thierischen Körpers dar.

Während die Größe der Anzahl von Thierarten, welche in Folge von ihnen schädlichen Aenderungen der Existenzbedingungen ausgestorben sind, ohne daß sie im Stande gewesen wären, sich den neuen Verhältnissen erfolgreich anzupassen, zeigt, daß die Lehre von der Allmacht der Naturzüchtung keineswegs auf alle Arten Anwendung finden kann; beweisen die, im Bau so weit von ihren freien Vorfahren abweichenden und in einem ganz erstaunlich hohen Grade an ihre Lebensweise angepaßten Parasiten, daß — bei ihnen wenigstens — die Naturzüchtung, wenn sie auch nicht völlig allmächtig war, doch sehr viel vermocht hat.

Die Ectoparasiten, das heißt jene, welche auf der Außenseite ihrer Wirthe die Nahrung finden, sind ihren frei, nicht parasitisch lebenden Verwandten viel ähnlicher, als die im Inneren der Körper anderer Thiere lebenden Endoparasiten. Es werden jedoch innerhalb beider Gruppen sehr verschiedene Grade von Abänderung und Anpassung an die parasitische Lebensweise angetroffen.

Viele Ectoparasiten führen ein völlig freies Leben und verrathen nur durch den Bau ihrer stechenden und saugenden Mundwerkzeuge, daß sie darauf angewiesen sind, schmarotzend zu leben. Die Sinnes- und Lokomotionsorgane derjenigen von ihnen, welche ihr Wirththier suchen müssen und welche nur so lange auf demselben verweilen, als nöthig ist, um ihren Hunger zu stillen, sind sehr hoch entwickelt: unermüdlich umschwirrt die Pferdestechfliege ihr Opfer, und selbst bei der schnellsten Gangart bleibt sie nicht zurück. Auch die Gelsen sind lebhafte und bewegliche Thiere. Eine eigenthümliche Anpassung an die parasitische Lebensweise zeigen die Flöhe, deren Hinterextremitäten zu ungemein kräftigen Springbeinen umgebildet sind. Alle die genannten Parasiten, sowie noch andere

wohlbekannte, die ich nicht mit Namen aufzuführen brauche, haben Mundwerkzeuge, mit deren Hülfe sie die Haut ihres Wirthes durchstechen, beziehungsweise durchsägen um dann dessen Blut durch die hergestellte Oeffnung auszusaugen. Es ist für diese Thiere natürlich von höchster Wichtigkeit, daß der Wirth ihre Anwesenheit nicht bemerke — denn bemerkt und erwischt er sie, so ist ihre irdische Laufbahn zu Ende. Damit nun der Wirth den Stich nicht fühle, spritzen diese Parasiten ein nervenbetäubendes Gift in das Bohrloch ein, ehe es noch bis zu dem empfindlichen Unterhautzellgewebe vorgedrungen ist. Das Gift durchdringt rasch die dünne Hautepithelwand, die den Bohrlochgrund von den Nervenendigungen trennt, betäubt die letzteren und macht so die betreffende Hautstelle gefühllos. Unbesorgt kann nun das Insekt seine Bohrarbeit vollenden uud saugen. Erst nachdem es sich gesättigt und entfernt hat, beginnen die Nerven aus ihrer Betäubung zu erwachen, und es tritt nun, in Folge der weiteren Wirkung des injizirten Giftes, eine leichte lokale Entzündung ein, die das bekannte Jucken sowie die Bildung von rothen Flecken oder Blasen veranlaßt. Hierdurch erlangt der Wirth nun allerdings sehr deutliche Kunde von dem Stich; es ist aber jetzt zu spät: die Gelse oder was es sonst war, ist längst schon fort und verdaut in Sicherheit ihre köstliche Mahlzeit.

Aber nicht immer gelingt es dem Insekt, den Stich mit Hülfe jenes erwähnten Betäubungsmittels unbemerkt auszuführen — dann steht es schlimm um den Parasiten, denn seine Ungeschicklichkeit im Bohren der Wunde wird meist mit dem Tode bestraft. Es ist einleuchtend, daß der ganze Bohr-, Betäubungs- und Saug-Mechanismus der Blut trinkenden Ectoparasiten, sowie auch der Instinkt, welcher sie zur richtigen Anwendung dieser Werkzeuge, namentlich des Betäubungsmittels anleitet, durch die Zuchtwahl erworbene Anpassungen an die parasitische Lebensweise sind.

Einem noch höheren Grade der Anpassung an die parasitische Lebensweise begegnen wir bei den Blutegeln und Zecken. Bei den ersteren hat der Vordermagen oder Kropf eine ungeheuere Größe erreicht; gefüllt nimmt er etwa vier Fünftel des ganzen Körpervolums ein und setzt den Egel in den Stand eine so große Blutmenge in sich aufzunehmen, daß er nach einmaligem Saugen monatelang keiner neuen Nahrung bedarf. Der Egel hat drei sägeähnliche Kiefer, mit denen er ein Loch in die Haut des Wirthes sägt, um durch dieses dann das Blut zu erlangen. Während nun der Egel nach vollendeter Mahlzeit den Wirt verläßt, um das

aufgenommene Blut in einem behaglichen Plätzchen in otio cum dignitate zu verdauen, bleibt die Zecke längere Zeit am Wirth hängen, und ihre ganze merkwürdige Organisation ist in erster Linie dem Zwecke, fest haften zu können, angepaßt. Den Schaufeln eines Ankers gleich sitzen die, nach außen gerichteten Kiefertheile der Zecke fest in den tieferen Hautschichten des Wirthes, während der Kopf ganz in seine Haut eingesenkt ist. Der Hinterleib allein ragt frei nach außen vor und dieser erlangt eine glatte und ungemein zähe Haut, so daß das Wirththier ihn nur schwer fassen kann. Aus der Haut reißen läßt sich eine lebende Zecke wegen der Ankerform ihrer Kiefertheile überhaupt nicht: sie zerreißt, wenn man mit hinreichender Gewalt an dem Hinterleib zieht. Betupft man die Zecke aber mit Nelkenöl, Terpentin, Chloroform oder etwas ähnlichem, so dringt die betreffende Flüssigkeit in ihre Stigmen ein, worauf sie dann in der Regel von selber losläßt und leicht beseitigt werden kann. Allenthalben lauern junge, ganz kleine Zecken auf einen passenden Wirth, und sie setzen sich an ihm fest, sowie er mit ihnen in Berührung kommt. Hier beginnen sie dann zu wachsen, indem ihr Hinterleib größer und größer wird und bei manchen Arten schließlich ganz bedeutende Dimensionen annimmt.

Von den Zecken zu jenen „Sandflöhen“ und Krätzmilben, die unter der Haut leben, ist nur ein Schritt. Die ersteren halten sich meist nur in der Jugend unter der Haut auf, während die letzteren ihr ganzes Leben dort zubringen. An ihrer äußeren Gestalt schon sieht man, wie sehr diese Parsiten sich an die subkutane Lebensweise angepaßt haben: sie sind wenig bewegliche, mißgestaltete Thiere und starren von Borsten und Haaren, welche ihnen das Festsitzen in ihrem Wohnorte erleichtern. Auch die Biesfliegen durchleben ihre Jugend im Inneren ihres Wirthes, und die Larven mancher von ihnen dringen so tief in jenen ein, daß sie schon als Endoparasiten angesehen werden müssen. Ich erinnere hier nur an die Magenbremse des Pferdes, die ihre Eier an die Haare des Wirtthieres legt und deren Maden entweder passiv — indem das Pferd die belegte Stelle leckt — oder aktiv kriechend, nach Verlassen des Eies in den Mund und weiter in den Magen und Darm gelangen. Hier setzen sie sich fest, saugen aus der Darmwand Blut und verlassen nach 10 Monaten erst mit den Exkrementen ihren Wirth, um sich in der Erde einzupuppen.

Tiefer greifenden Anpassungserscheinungen als bei diesen Thieren, die doch immerhin noch die Symmetrie des Körpers bei-

behalten, begegnen wir bei gewissen niederen, parasitischen Krebsen, die, im Gegensatze zu den Biesfliegen, in der Jugend frei und erst im Alter, im geschlechtsreifen Zustande parasitisch leben. Manche von diesen, in den Kiemen und der Körperdecke der Fische vorkommenden Parasiten bilden unregelmäßig schlauchförmige Anhänge, die zwischen die Gewebetheile des Wirthes hineinwachsen, und erinnern in dieser Hinsicht an gewisse Entwicklungsstadien von Eingeweidewürmern.

Die wichtigsten und interessantesten von allen Schmarotzern und zugleich diejenigen, bei denen die Anpassung an die parasitäre Lebensweise am weitesten gediehen ist und zu den merkwürdigsten Umgestaltungen geführt hat, sind die zu den Würmern gehörigen eigentlichen Endoparasiten, sowie die in den Geschlechtsorganen ihrer eigenen Weibchen parasitisch lebenden, rückgebildeten Männchen von Bonellia und Verwandten. Unter den Eingeweidewürmern werden Repräsentanten sowohl der Rund- wie der Plattwürmer angetroffen. Einige, wie der Leberegel haben Saugmund und Darm und nähren sich, ähnlich wie die Biesfliegenlarven von dem Blute ihres Wirthes. Andere, wie der Bandwurm, haben weder Mund noch Darm und nehmen die Nahrung osmotisch durch ihre Körperdecke auf. Die meisten durchlaufen eine sehr merkwürdige und wechselvolle Reihe von verschiedenen Entwickelungsstadien, ehe sie zur Geschlechtsreife gelangen, und es ist dabei die Regel, daß die Jugendstudien in anderen Wirthen leben als die reifen Stadien. Am allerkomplizirtesten ist wohl die Entwickelungsgeschichte der Distomeen, über deren bekanntesten Vertreter, den Leberegel des Schafes, ich hier Einiges sagen will. Dieser blattförmige, ein paar Centimeter lange Wurm lebt, wie sein Name besagt, in der Leber des Schafes. Er ist ein Zwitter. Es findet wechselseitige Befruchtung statt. Die Eier durchlaufen die ersten Stadien der Entwickelung im mütterlichen Körper. Mit einer starken Schale versehen, werden sie abgelegt und gelangen mit der Galle in den Darm und weiterhin mit den Exkrementen ins Freie. Inzwischen hat sich der Ei-Inhalt zu einem kleinen, haarigen Würmchen mit kreuzförmigem Augenfleck entwickelt, welches, falls das Ei ins Wasser geräth, bald ausschlüpft und mit Hülfe der Bewegung seiner Haare umherschwimmt. Hier muß es bald zu Grunde gehen, wenn es nicht eine bestimmte Schneckenart vorfindet, den Limnaeus minutus. Findet es eine solche Schnecke, so bohrt es sich in dieselbe ein, verliert den Augenfleck, das Haarkleid und die regel-

mäßige Gestalt und wächst — im Inneren der Schnecke — zu einer unregelmäßigen Blase aus, in deren Innerem neuerdings Würmchen von ganz anderer Gestalt entstehen. Während dieses Vorganges theilt sich die Blase selbst und die Tochterblasen wandern nach verschiedenen Theilen der Schnecke hin. Die in ihnen zur Ausbildung kommenden, als Redien bekannten Würmchen, haben einen Saugmund und einen einfachen, blind geschlossenen Darm. Sobald sie zur Reife gelangt sind, sprengen sie die Wand der Blase, in der sie bis dahin gesessen, dringen in die Gewebe der Schnecke ein und beginnen sich durch Saugen von den Schneckensäften zu ernähren. Sie wachsen und in ihrem Inneren entsteht oft eine zweite Generation von Redien, welche durch eine besondere Geburtsöffnung den Körper der Mutterredie verlassen, um dann ähnlich wie diese sich saugend zu nähren. In den Redien der zweiten Generation zuweilen schon in jenen der ersten — entstehen zahlreiche, platt scheibenförmige, mit einem Saugmund und einem gegabelten Darm, sowie großen Drüsen, einem ventralen Saugnapfe und einem langen Schwanze ausgestattete Würmchen, die sogenannten Cercarien, welche, wenn sie ausgebildet sind, den Redienkörper verlassen. Die Schnecke, durch die massenhaften in ihr lebenden Redien geschwächt, geht nun, in Folge des Ausschwärmens der Cercarien zu Grunde: die Cercarien verlassen ihre Leiche und kriechen an Grashalmen empor. Hier saugen sie sich fest, werfen den Schwanz ab und bedecken sich mit einer flachen, uhrglasartigen Schale, welche aus dem Secrete der oben erwähnten Drüsen aufgebaut wird. Längere Zeit kann die Cercarie so in einer Art Ruhestadium verharren, geht aber schließlich zu Grunde, wenn nicht rechtzeitig ein Schaf den Grashalm frißt, auf dem sie sitzt. Geschieht dieses, so gelangt sie in den Schafmagen, wo ihre Decke aufgelöst und sie selbst frei wird. Vom Magen gelangt der junge Wurm in den Darm, bohrt sich durch die Darmwand in ein Blutgefäß ein und wandert mit dem Pfortaderblutstrome oder auch direkt durch den Gallengang in die Leber ein, wo er sich durch Größenzunahme, durch reichliche Verzweigungen seiner zwei Darmröhren und durch Entwickelung der Geschlechtsorgane zu einem reifen Leberegel ausbildet.

Mehr noch als das Distomum und die anderen Trematoden, sind für den Menschen die zu den Cestodes oder Bandwürmern gehörigen Endoparasiten interessant. Vier von ihnen leben im menschlichen Körper. Die Bandwürmer können als Stöcke von

durch Knospung aus dem „Kopfe" nacheinander hervorgehenden Individuen (Gliedern), die kettenförmig aneinander hängen, angesehen werden. Jedes einzelne Glied ist ein Wurm-Individuum und besitzt männliche und weibliche Geschlechtsorgane. Die Bandwurmthierstöcke leben im Darm fleischfressender Thiere, im Menschen, im Hund, in der Katze, im Fuchs, Wolf u. s. w. Sie besitzen — und in dieser Hinsicht sind sie weit mehr an ihre parasitische Lebensweise angepaßt, wie alle die bisher betrachteten Schmarotzer — weder Mund noch Darm und nähren sich, nicht wie die Biesfliegenlarven und Distomeen, durch Saugen des Blutes mittelst des Mundes, sondern durch Absorption der Nährsubstanzen, in denen sie schwimmen, durch die ganze äußere Haut. Auch die Eier der Bandwürmer durchlaufen die ersten Stadien ihrer Entwickelung im Mutterkörper, in dem Bandwurmgliede.

Einzelne Glieder oder auch zusammenhängende Reihen von solchen, werden vom Hinterende der Bandwurmkette abgerissen und gelangen mit den Exkrementen nach Außen, wo sie eine Zeitlang frei herumkriechen können. Diese, mit Embryonen erfüllten Glieder können entweder direkt von pflanzenfressenden oder omnivoren Thieren aufgenommen werden, oder es treten die Embryonen aus denselben hervor, schwimmen im Wasser — wenn sie nicht ins Wasser gelangen, gehen sie zu Grunde — umher und werden mit letzterem von anderen Thieren aufgenommen. Nimmt das richtige Wirththier sie auf, so können sie sich weiter entwickeln — in allen anderen Thieren gehen sie meist bald zu Grunde. Die richtigen Wirthe — man nennt sie, weil sie nur das Jugendstadium beherbergen, Zwischenwirthe — sind für die beiden als Bandwürmer im Darm des Menschen lebenden Taenia-Arten T. solium und T. mediocanellata, (für erstere) das Schwein, (für letztere) das Rind. Im Magen des Zwischenwirthes wird das Bandwurmglied verdaut und die darin enthaltenen Embryonen sprengen die Eischale, in der sie bisher eingeschlossen waren und werden frei; oder sie sind schon (siehe oben), wie dies bei einigen anderen Bandwürmern beobachtet wird, im freien Zustande aufgenommen worden. Diese Embryonen sind kleine, völlig strukturlose Würmchen, welche am Vorderende einen Kranz starker, beweglicher Haken tragen. Aus dem Magen gelangen sie in den Darm und hier bohren sie sich mit Hülfe ihres Hackenkranzes in die Darmwand ein, erreichen ein Blutgefäß und lassen sich dann mit dem Blutstrome nach verschiedenen Theilen des Körpers tragen. Endlich

verlassen sie das Blutgefäß und setzen sich fest. Das Jugendstadium von Taenia solium pflegt im Unterhautzellgewebe (des Schweines); jenes von Taenia mediocanellata im Muskelfleisch (des Rindes) zur Ruhe zu kommen. Hier verliert der junge Wurm seinen Hackenkranz und scheidet eine Kapsel aus, welche ihn vollständig einschließt. Nun absorbirt er Flüssigkeit aus dem ausstoßenden Gewebe seines Zwischenwirthes und schwillt zu einer großen Blase an, von deren Innenwand ein, mit vier Saugnäpfen und (bei Taenia solium) einem Hackenkranze ausgestatteter Wurm nach innen wächst. Diese Blase ist die „Finne" und der in ihr knospende Wurm der „Bandwurmkopf".

Hier, im Unterhautzellgewebe beziehungsweise im Fleische des Zwischenwirthes, kann sich der Bandwurm nicht weiter entwickeln. Erst wenn er mit sammt dem Theile des Zwischenwirthes in dem er sitzt, von einem fleischfressenden Thier aufgenommen worden ist, ist eine Möglichkeit hierfür geboten: der Magensaft des betreffenden Fleischfressers löst die Kapsel, in welcher die Finne sitzt auf und tödtet und verdaut auch die Finne selbst, wenn es nicht gerade der richtige Wirth, im Falle von T. solium und mediocanellata statt des Menschen zum Beispiel ein Wolf ist. Ist es aber der richtige Wirth, hier also Homo sapiens, so wird zunächst nur die Kapsel aufgelöst, worauf sich die nach Innen ragende Wurmknospe (der Bandwurmkopf) einem Handschuhfinger gleich, um- und nach außen vorstülpt. Jetzt erscheint die Finnenblase als ein Schwanzanhang des Bandwurmkopfes; sie stirbt ab und wird verdaut.

Der Bandwurmkopf selbst gelangt in den Darm, wo er sich mit seinen Saugnäpfen und (Tasolium) seinem Hackenkranze an der Darmwand festheftet und alsbald durch Knospung an seinem Hinterende Bandwurmglieder entstehen läßt. Längere Zeit im Zusammenhange bleibend und an Größe und Ausbildung zunehmend, bilden diese den Bandwurm. Unter günstigen Umständen kann der blos Nadelkopf-große Bandwurmkopf eine ganze Reihe von Jahren leben und in dieser Zeit ungezählte Tausende von 1 bis 2 cm großen, prall mit Geschlechtsstoffen gefüllten Bandwurmgliedern erzeugen.

Komplizirter gestaltet sich die Entwickelung bei Taenia coenurus, dessen geschlechtsreifes Stadium (Bandwurm) im Darm des Schäferhundes lebt, während die Finne im Gehirn der Schafe vorkommt. Die Finne dieser Taenia ist es, welche die bekannte Drehkrankheit der Schafe verursacht. In derselben knospt nicht blos ein Bandwurmkopf wie bei T. solium z. B. sondern eine ganze Menge, die

alle, wenn das Gehirn des betreffenden Schafes von Schäferhunden gefressen wird, Bandwürmer im Hundedarm erzeugen. Noch weiter in dieser Richtung vervollkommt ist die Entwickelung der Taenia echinococcus, deren Bandwurmstadium gleichfalls im Darm des Hundes vorkommt, und dessen Finne in den inneren Organen, namentlich der Leber und Lunge des Menschen und einiger pflanzenfressender Thiere lebt. Bei dieser Art erreicht die Finnenblase eine sehr bedeutende Größe und bildet im Innern zahlreiche Tochterblasen, in denen dann erst die Bandwurmköpfe knospen. Für den Menschen ist dieser wohl der gefährlichste von allen Eingeweidewürmern, da seine kolossale Finne schwere Krankheiten und oft sogar den Tod herbeiführt. Die Larven desselben werden vermutlich mit schlechtem Trinkwasser aufgenommen. Er kommt in Island und namentlich in Australien vor, wo der wilde Hund, der Dingo, sein Wirth ist.

Der größte, im Menschen lebende Bandwurm ist der hackenkranzlose, mit nur zwei Saugnäpfen ausgestattete Bothriocephalus latus, welcher eine Länge von 10 Metern erreicht. Zwischenwirthe dieses Parasiten sind der Hecht und die Quappe.

Weniger weit umgebildet — nicht so vortrefflich an die parasitische Lebensweise angepaßt — wie die Bandwürmer, aber sonst auf einer höheren Organisationsstufe stehend, sind die, zu den Rundwürmern gehörigen Parasiten. Die bekanntesten von diesen sind der Spulwurm und die Trichine. Die schmarotzenden Rundwürmer sind Blutsauger und haben einen rückwärts offenen — nicht wie die Distomeen blind endenden — Darm.

Der Spulwurm kommt im Darm des Menschen, namentlich bei Kindern vor. Seine Eier entwickeln sich im Wasser oder in feuchter Erde, wohin sie mit den Exkrementen gelangen, und seine Larven werden vermuthlich direkt — dadurch, daß die Kinder Schmutz und Erde zum Mund führen — in den Darm eingeführt; hier findet also, wie es scheint, kein solcher „Generationswechsel" statt wie bei den oben geschilderten Plattwürmern.

Der natürliche Träger der Trichine ist die Ratte, bekanntlich ein kannibalisches Thier. In ihrem Darm leben die Trichinen und erzeugen hier lebendige Junge, welche sich alsbald in die Darmwände einbohren und dann mit dem Blutstrome nach verschiedenen Theilen des Körpers geführt werden. In den Muskeln angelangt verlassen sie die Gefäße, dringen in das Muskelfleisch und kapseln sich dort ein. Hier können sie sich nicht weiter entwickeln. Erst wenn das von ihnen bewohnte Fleisch von einer anderen Ratte

oder einem Schwein gefressen wird und der Magensaft des neuen Wirthes ihre Kapsel auflöst, werden sie frei und beginnen im Darm des neuen Wirthes Junge zu erzeugen, welche nun wieder in das Muskelfleisch eindringen. Wenn nun der Mensch Schweinefleisch, in welchem die eingekapselten Trichinen nicht durch Hitze (Braten, Kochen) oder durch Zerstoßen getödtet sind, ißt, so wird er selbst von ihnen infizirt. Das Gefährliche dabei ist das Einbohren der zuweilen ungeheuer massenhaft auftretenden Würmchen in die Muskeln, welches gefährliche Entzündungen verursacht. Sind sie einmal in den Muskeln eingekapselt, so machen sie einem keine Beschwerde mehr. Natürlich kann man auch durch Rattenfleisch mit Trichinen infizirt werden, was in Paris 1870/71 auch häufig vorgekommen sein soll — und ebenso durch Menschenfleisch, doch wir sind keine Kannibalen!

Eine eigenartige Gruppe von Eingeweidewürmern bilden die Kratzer, von denen eine sehr große, eine Länge von einem halben Meter und mehr erreichende Art im Schweinedarm lebt. Die Kratzer haben am Vorderende einen rüsselartigen Vorsprung, welcher mit zahlreichen, sehr starken zurückgebogenen Hacken besetzt ist. Tief in die Darmwand eingesenkt, hält dieser Hackenrüssel den Parasiten an Ort und Stelle fest. Die Kratzer entbehren, wie die Bandwürmer, eines Mundes und Darms und nehmen wie diese ihre Nahrung durch die äußere Körperdecke auf. Die ersten Entwicklungsstadien werden im Körper des Mutterthieres durchlaufen: bei der Geburt ist der Embryo von einer starken Kapsel umgeben und besitzt am ganzen Leibe kurze Borsten und im Vorderende ein Büschel starker Hacken. Er gelangt mit den Exkrementen nach außen. Hier hält er sich einige Zeit unverändert, geht aber dann zu Grunde, wenn er nicht rechtzeitig von der Larve (Engerling) eines Goldkäfers aufgenommen wird. Im Engerlingdarm werden seine Hüllen aufgelöst, seine Borsten richten sich auf und das Hackenbüschel bildet einen frei vorstehenden Kranz am Vorderende. Mit Hülfe des letzteren durchbohrt er die Darmwand des Engerlings und gelangt in dessen Leibeshöhle, wo er eine Metamorphose durchmacht und sich einkapselt. Damit der junge Wurm sich weiter entwickeln kann, muß nun der Engerling von einem Schweine gefressen werden, in dessen Darm der Wurm dann zu einem geschlechtsreifen Kratzer auswächst.

Wenn wir nun diese merkwürdigen Eigenthümlichkeiten überblicken, so erkennen wir, daß die Parasiten erstens in Bezug auf ihre Organisation, und zweitens in Bezug auf ihre Entwicklungs-

geschichte der parasitischen Lebensweise mehr oder weniger vollkommen angepaßt sind.

Was das Erstere betrifft, so sehen wir die Mundwerkzeuge und Beine aller ectoparasitischen Gliederthiere, den ganzen Körper der Zecken und in noch höherem Maße der eigentlichen Endoparasiten umgeändert, adaptirt. Den Letzteren fehlen in allen Stadien, oder doch im geschlechtsreifen Zustande die Sinnesorgane; ihr Nervensystem und ihr Locomotionsapparat sind rückgebildet; und bei den, am weitgehendsten angepaßten Bandwürmern und Kratzern ist sogar der Darm verschwunden und der äußeren Körperdecke die Funktion der Nahrungsaufnahme zugetheilt. Daß die Zuchtwahl dies erreichen konnte, ist das Allererstaunlichste.

Jenen adaptiven Rückbildungen und Funktionsübertragungen stehen die Ausbildung von Haftapparaten, Saugnäpfen und Hacken, sowie die kolossale Entwickelung der Nephridien (Nieren) und besonders der Geschlechtsorgane gegenüber. Ja, es erscheinen diese Eingeweidewürmer eigentlich als bloße, mit unbedeutenden Hülfsapparaten ausgestattete Genitalapparate. Nirgends tritt die Thatsache, daß alle Theile des thierischen Körpers eigentlich nur zum Zwecke der Pflege ihrer in den Genitalorganen sitzenden Keimzellenserien da sind, so deutlich in die Erscheinung wie hier.

Was das Letztere betrifft, so sehen wir, daß in sehr vielen Fällen die Entwickelungsgeschichte der Parasiten, namentlich der Trematoden und Bandwürmer, eine außerordentlich komplizirte ist. Auch diese Komplizirtheit der Entwickelung ist als eine Anpassungserscheinung aufzufassen. Statt auf dem scheinbar kürzesten Wege wird das Ziel der Erhaltung der Keimzellenserie auf „Umwegen" erreicht. Diese „Umwege" erweisen sich jedoch, wenn man näher zusieht, als die sichersten und direktesten Wege zur Erreichung des angestrebten Zweckes.

Bei Thieren von kannibalischen Gewohnheiten, wie den Ratten, sind solche Umwege nicht nothwendig, und wir sehen, daß die in der Ratte lebende Trichine auch keine solchen Umwege macht, gelangt sie in ein Schwein oder in einen Menschen, so muß das als eine Verirrung, als eine Abweichung von der normalen Entwickelungsbahn angesehen werden.

Die meisten Thiere sind aber nicht Kannibalen und für Schmarotzer in solchen sind die erwähnten „Umwege" nothwendig. Die in den Raubthieren lebenden Parasiten hätten keine Aussicht auf die Forterhaltung ihrer Keimzellenserien, wenn ihre Jungen (mit

den Keimzellen) nicht den Wirth **vor** seinem Tode verlassen könnten. Damit nun aber diese Jungen (Keimzellen) wieder in ein Raubthier gelangen, müssen sie vorerst in ein Thier — meist in einen Pflanzenfresser — eindringen, welches von dem Raubthier, dem sie angepaßt sind, gefressen wird. Die in den **Pflanzenfressern** lebenden Parasiten andererseits müssen, wenn sie ihre Keimzellenserie erhalten sollen, so eingerichtet sein, daß sie in dem Raubthiere, welches über kurz oder lang ihren Wirth (Zwischenwirth) fressen wird, fortexistiren können. Die Wechselbeziehungen zwischen herbivoren und carnivoren Thieren veranlaßten derart viele Parasiten, sich an einen Wirthswechsel anzupassen.

Bei Parasiten, deren Jugendstadien in Zwischenwirthen leben, die vom zweiten (eigentlichen) Wirth **nicht** gefressen werden, wie beim Leberegel der Schafe, wird anzunehmen sein: daß ihre Gewohnheit, in solchen, den Zwischenwirth nicht fressenden Wirthen zu leben und Geschlechtsreife zu erlangen, eine neuere, sekundäre Anpassung ist; daß sie von Formen abstammen, die, wie die meisten anderen parasitischen Plattwürmer, in einander fressenden Wirthen lebten; und daß sie trotz der Annahme dieser neuen Gewohnheit ihre alte Entwickelungsweise im Großen und Ganzen beibehalten und nur in einigen Details modifizirt haben. Doch mag auch in diesen Fällen der Wirthswechsel mit mancherlei direkten Vortheilen verbunden sein, welche zur Erhaltung oder gar zur Entstehung eines solchen geführt haben können.

Obwohl diese und einige andere Anpassungserscheinungen der Parasiten noch nicht ganz aufgeklärt sind, so überzeugt uns eine Betrachtung ihrer Gesammtheit doch von dem hohen Grade der Plastizität dieser Organismen und giebt uns einen Maßstab für den umgestaltenden Einfluß, den die Zuchtwahl in günstigen Fällen auf den Bau und die Entwicklungsweise der Thiere auszuüben vermag.

Die älteste iranische Religion und ihr Stifter Zarathustra.

Von

Ferdinand Justi.

(Schluß.)

Die iranische Religion hat den Dualismus[1]) so folgerichtig ausgebildet, daß ihr die ganze Welt in zwei feindliche Heerlager getheilt erscheint, daß besonders Iran Schauplatz eines Kampfes ist, der erst nach Jahrtausenden durch den endlichen Sieg des Guten geschlichtet werden wird. Man muß zugeben, daß eine solche Lehre viele Räthsel des Weltlaufs mit glücklicher Sicherheit zu lösen und von den grübelnden Zweifeln zu befreien vermag, in welche das Denken verstrickt wird, wenn es den gütigen Gott als Urheber alles Unglücks in der Welt betrachten soll, welches doch nicht bloß die Frevler trifft, die im Gegentheil oft über die Gerechten triumphiren. Der Perser lädt alles Leid in seiner Brust und die Verantwortlichkeit für allen Jammer der Menschheit, für die erschreckenden und zerstörenden Naturgewalten, für das Dasein schädlicher Thiere, für die Beschädigung der guten Schöpfung durch häßliche Beigaben, des Feuers durch Rauch, der Rose durch Dornen, des Lebens durch den Tod, auf einen großen Thierquäler ab, den Ahriman, den zu bekämpfen das Endziel seiner öffentlichen Thätigkeit und seiner seelischen Regungen sein soll. Der Zoroastrismus empfiehlt nicht die Duldsamkeit, sondern man schädigt die gute Sache, wenn man sich mit Feinden verträgt, statt mit Gedanken,

---

[1]) Vgl. Plutarch, Is. u. Osir. 45 ff.

Worten und Werken dem Bösen Abbruch zu thun: „doch wer Böses dem Frevler durch Wort oder Gedanken oder mit den Händen zufügt, im Guten aber des Zugehörigen (der Religion) gedenkt, die handeln nach dem Wunsche des Ahura in Liebe zu Mazda.“ [2]) „Wer aber meine Besitzthümer in Schaden bringt, durch dessen Thun möge mich Schrecknis nicht treffen; mit Haß vergolten wird es damit auf seinen Körper (auf ihn selbst zurück) gehen, damit es ihn am glücklichen Leben hindern soll, nicht am unglücklichen, durch jeglichen Haß (möge ihn allerseits Haß treffen und ihn unglücklich machen), o Mazda.“ [3])

Wenn man bedenkt, wie gern sich der Fanatismus auf solche verfängliche Aussprüche der Religionsbücher zu berufen pflegt, so muß man als großes Glück betrachten, daß die iranischen Herrscher nur dann priesterlichen Einflüsterungen Gehör geschenkt haben, wenn das Staatswesen Maßregeln gegen Andersgläubige erheischte, daß sogar die Sasaniden, von denen das nationale und zarathustrische Wesen mit großem Nachdruck gefördert ward, den von Sektenhaß verfolgten Christen Schutz gewährten und Bisthümer zu gründen erlaubten, ohne daß die persische Religion eine gleiche Duldung im römischen Reich erwarten konnte.

Die strenge Ausbildung des Dualismus ist erst das Ergebniß einer langen Entwicklung, wie Tiele [4]) mit gewohnter Meisterschaft erörtert hat. Merkwürdig ist, daß bereits die Gathas für dasselbe Ding zwei Bezeichnungen kennen, je nachdem es der guten oder bösen Schöpfung angehört, wie puthra für den Sohn eines Rechtgläubigen, hunu für den eines Gottlosen, dôithra und aschi (Auge), taurw und dbisch, quälen oder hassen, je nachdem die Handlung gegen den Bösen oder Guten sich richtet, djan und marentsch, tödten, jenes z. B. vom Umbringen schädlicher Thiere, dieses vom Morden gebraucht.

Die arischen Religionen sind von Natur dualistisch und zeigen die drei vielfach in einander fließenden Gegensätze von Licht und Finsterniß, Leben und Tod, Gut und Böse, und auf dieser Grundlage haben Zarathustra und seine Jünger ihre Religions- und Sittenlehre aufgebaut.

Nach den Gathas bestanden von Anfang zwei Geister, das

---

[2]) Jasna 33, 2. De Harlez, Bezzenb. Beitr. 16, 340.
[3]) Jasna 46, 8; vgl. Bartholomä, Morgenl. Zeitschr. 38, 128—129. Geldner, Bezzenbergers Beitr. z. K. d. idg. Spr. XIV, 3.
[4]) Tiele 143.

Gute und Schlechte in Gedanken, Worten und Werken persönlich vorgestellt. Man nannte sie den wohlthätigen oder heilsamen, spanjâo oder spenta mainju, und den lügnerischen, boshaften oder angreifenden Geist, dregwâo, angra mainju (Ahriman). Sie kommen überein, nach ihrem beiderseitigen Wohlbehagen zu schaffen, der eine das Leben, der andere das Nicht=leben: „Nun will ich sprechen von den beiden Geistern im Anfang der Welt, von welchen der Heilige also sprach zum Bösen (angrem scil. mainjum, Ahriman; dies ist die Stelle, wo der bekannte Name des Teufels zuerst erscheint): nicht können unsere Gedanken, nicht Lehren, nicht Erkenntnisse, noch Glaubenslehren, nicht Worte, noch Werke, nicht Bewußtsein, nicht (unsre) Seelen übereinstimmen.“ [5]) Alle Geschöpfe, welche die Werke des guten Geistes vollbringen wollen, scharen sich zu dem heiligen Geist, und seitdem ist der Zwiespalt in der Schöpfung befestigt: „diese beiden Geister, die uranfänglichen, welche als Zwillinge (als ein Paar, jedoch) selbstthätig gehört wurden (durch Ueberlieferung bekannt sind), in Gedanken Worten und Werken als das beste und das böse [6]), zwischen ihnen beiden wußten die Weisen das richtige zu wählen, nicht so die Thörichten.“ [7]) Auf diese Stelle beruft sich die spätere Sekte der Zarwaniten, welche die Zeit (Zarwân Wendidad 19,9) zur Mutter der Zwillinge Ormazd und Ahriman machen. „Als nun diese beiden Geister zusammenkamen am Anfang, um zu schaffen das Leben und das Nichtleben und (zu bestimmen) wie zuletzt die Welt (geordnet) sein sollte. die schlimmste für die Bösen, aber für den Reinen der beste Sinn (bei der Auferstehung wird es den Bösen schlimm gehen, die Frommen empfinden die Seligkeit; Wohumano, der gute Sinn, nimmt die Seelen im Jenseits auf, wo Theile des Paradieses „gute Gedanken, gute Worte, gute Werke“ heißen, d. h. wo die Seligen frei von Gewissensbissen und Reue über ein sündlich verbrachtes Leben bleiben); da wählte von diesen beiden Geistern der Böse: das schlechteste zu thun, die Reinheit aber der heiligste Geist, der die sehr-festen Himmel als Kleid anlegt, und (mit ihm die) welche zufrieden stellen (zu Willen sein) wollen Ahura Mazda mit wahrhaftigen Handlungen aus Glauben.“ [8]) Daß der Dualismus noch unbefangener als später erscheint, zeigt die

[5]) Jasna 45, 2. Geldner, Grundriß d. iran. Phil. II, 1, 30.
[6]) Beide Worte sind neutra.
[7]) Jasna 30, 3; vgl. Geldner, Zeitschr. vergl. Sprachf. 28, 199. Bezzenbergers Beitr. 12, 93.
[8]) Jasna 30, 4, 5; vgl. Bartholomä, Zeitschr. morgenl. Ges. 38, 129, 130.

früher übersetzte Strophe Jasna 44, 5,[9]) wo auch Finsterniß und Nacht nichts ahrimanisches sind, sondern als selbstverständliche Folge des Wandelns der Sonne um die Erde von Gott selbst angeordnet sind, um die Ruhe von der Arbeit zu gewähren.

Da die Lüge als das Grundübel angesehen wird, wie die Inschriften des Dareios und das Zeugniß des Herodot (1, 138) bestätigen, so werden die bösen Geister, die Feinde der von uns betrachteten himmlischen Wesen, Drudj (mit unserm „Trug" verwandt, weiblichen Geschlechts) genannt, ja dieser Name bezeichnet geradezu das Haupt derselben: „dann nämlich (beim jüngsten Gericht) auf die Drudj herabkommt das Verderben der Vernichtung; es vereinigen sich unbefohlen (Niemand darf sie nöthigen, denn die Auserwählten schweben von selbst in das ihnen angestammte Licht) in der schönen Wohnung des guten Sinnes, des Mazda und der Reinheit die, welche festhalten an der guten Lehre."[10]) Hier versteht die Ueberlieferung unter dem Worte Drudj den Ahriman selbst; auch in den folgenden beiden Stellen wird der oberste Teufel so genannt: „doch wer an ihn (den Wortbrüchigen), obwohl ers vermag, nicht herantritt (zu strafen), der wird gehn zu den Geschöpfen (zu dem Volk) der Genossenschaft des Lügengeistes; denn der ist ein Frevler (Ketzer), der dem Frevler der beste (Freund), der ein Reiner, dem der Reine lieb ist, seit du Ahura, die uranfänglichen Gesetze gegeben hast";[11]) „doch welcher Mann uns zu tödten sucht anders als von uns her (ohne daß von uns Anlaß geboten ist), der ist ein Sohn[12]) vom Volk der Drudj, daher ein Feind derer, die sind (der Lebenden); für mich rufe ich an die Reinheit (das Ascha), nebst dem guten Segen (für mein Vorhaben); möge es so sein!"[13]) Hier faßt die Ueberlieferung das Wort „Sohn" als Namen auf, Hunoschak, und sieht darin den Ahriman, oder einen Ketzer. Auch in dem weit spätern Jascht 11, 14 steht Drudj mit Anspielung auf den Vertrag der beiden Geister dem spénischta oder heiligsten (Geist) gegenüber, bezeichnet also den Ahriman. Später wird Drudj zur Bezeichnung weiblicher Dämonen, zu welchen besonders Djahi, die Unzucht, und Nasu, das Leichengespenst, welches sich als Fliege auf Todtes setzt, gehören. Das Beiwort daewi (Jasna 9, 8) gesellt die Drudj den

[9]) Siehe Aprilheft Seite 72 Zeile 22 v. oben.
[10]) Jasna 30, 10; vgl. Geldner, Bezzenbergers Beitr. 12, 94.
[11]) Jasna 46, 6; vgl. Bartholomä, Morgenl. Zeitschr. 38, 125.
[12]) Hier steht hunusch (unser got. sûnus), Sohn böser Wesen oder Feinde, während der Sohn der Gläubigen puthra (verwandt mit lat. putus) heißt.
[13]) Jasna 51, 10; vgl. Bartholomä, Zeitschr. vgl. Sprachf. 28, 49.

Daiwas (neupers. dîw) zu, welche ursprünglich die Lichtgötter der Arier waren; sie widerstrebten aber in ihrer Vielheit dem zoroastrischen Monotheismus, und der Grund, warum sie nicht einfach ignorirt, sondern in die Hölle verwiesen worden sind, war der, daß ihre Verehrer sie bei Einführung der neuen Lehre nicht verlassen wollten und daher als Daiwajasnas oder Götzendiener in ein feindseliges Verhältniß traten.[14]) „Aber ihr Daiwas alle seid aus dem schlechten Sinn (akem manô) entsprossen, ebenso Jeder, der euch viel verehrt; (ihr seid bedacht, ihr geht aus) auf die Förderung (Fortschritt) der Lüge und der Hoffahrt, wodurch ihr berüchtigt seid auf der siebentheiligen (auf der Siebenfachheit der) Erde."[15]) Die hier erwähnte Eintheilung der Erde in sieben Theile oder Klimas stammt aus der Kosmographie der Chaldäer, welche die Meder wohl wie vieles andere durch die Assyrer kennen gelernt haben; sie stehen unter dem Einfluß der sieben Planeten, deren Farben die Stufenthürme der Assyrer und die Mauerzinnen der Dejokesburg zeigten.[16]) Durch den unseligen Entschluß, der ihnen vom schlechten Sinn eingegeben war, haben sich die Daiwaverehrer sammt ihren Sängern und Götzenpriestern, den Karapan und den Kawi, um alles Glück und um die Seligkeit gebracht: „so betrogt ihr den Menschen um Lebensglück und Unsterblichkeit mit der (selben Handlungsweise), welche Handlungsweise der böse Geist in böser Absicht und mit bösem (boshaftem) Worte gegen euch, die (ihr seid) Daiwas (betrügerisch gerichtet hatte), da er (wörtl. durch welche er) versprach den Frevler zu vernichten" (d. h. ebenso wie euch Daiwas der Böse mit dem Versprechen, den Frevel zu strafen, betrogen hat, weil er es nach seiner Natur nicht halten konnte, so habt ihr eurerseits viele Menschen überlistet, indem ihr vorgabt, bei euch sei das Heil?)[17]). Daß mit den Daiwajasnas oder Anbetern der Diws in älterer Zeit zunächst Iranier, nicht Ausländer gemeint sind, zeigt sowohl die Sage, welche berichtet, daß das Haus des Rustam (Keresaspa) die neue Lehre nicht angenommen habe und daher von dem Glaubenshelden Isfendiar bekriegt worden sei, wie auch das Gesetzbuch, welches harmlos empfiehlt, daß ein Chirurg seine Kunst

[14]) Tiele 146, 147. Lehmann, Edv., Om forholdet mellem Relig. og Kultur i Avesta. Köbenhavn 1896, 21.
[15]) Jasna 32, 3; vgl. Geldner, Ztschr. vgl. Sprachf. 28, 257. 30, 528. Bartholomä, Morgenländ. Zeitschr. 38, 122.
[16]) S. Cureton, Spicilegium syr. 18, 8. 12 (27, 15. 28, 5).
[17]) Jasna 32, 5. Diese sehr schwierige Strophe hat Geldner, Zeitschr. vgl. Sprachf. 28, 257 behandelt.

zuerst an Daiwaanbetern üben soll, ehe er einen Mazdaverehrer schneide.[18])

Der alte arische Glaube an das Todtenreich oder den Aufenthalt der Seelen, wo Jama herrscht, erscheint in Iran in der Sage von Jima chschaita (Djemschid) der in einer von ihm erbauten Burg (Wara) über die Seligen herrscht, doch haben sich mit der ursprünglichen Vorstellung auch Erinnerungen an die Fluthsage und an die alte Hauptstadt der Mederkönige, Ekbatana, verbunden. Merkwürdig ist, daß die Gathas keinen der iranischen Heroen erwähnen außer diesem Herrscher, und noch dazu in feindseligem Sinne: „unter diesen Frevlern ist auch Jima, der Sohn des Wiwanhao,[19]) bekannt, welcher unsere (uns) Menschen befriedigen wollend Theile des Rindes (Fleischstücke) essen lassend (war): von solchen bin ich, o Mazda, in dieser Aussonderung (rechne du mich nicht zu den Frevlern)."[20]) Der Frevel des Jima bestand nach Jascht 19, 32 darin, daß er nach einer glänzenden Herrschaft sich dem Hochmuth und der Lüge ergab; nach der Gathastelle aber in der Sünde, Thiere zu tödten, um sie zu essen; in der That wird als Sühne des Schlachtens vorgeschrieben, dem Haoma Kinnbacken, Zunge und linkes Auge zu weihen.[21]) Im Schahnameh lehrt Ahriman nicht Jima, sondern dessen Mörder Dahaka zuerst Fleisch essen, um ihn durch den Genuß des Blutes grausam zu machen.[22]) Man dürfte hienach zu der Annahme berechtigt sein, daß Fleischessen grundsätzlich als sündlich betrachtet und von den Priestern vermieden werden soll, daß man es jedoch den Laien nach erfolgter Sühnung gestattet habe; wirklich berichtet Hieronymus nach Eubulos und Clemens von Alexandria, daß die Magier wie die Brachmanen kein Fleisch aßen.[23]) Mit der Zeit ist Jima wieder zu Ehren gekommen, wie noch andere alt-arische Vorstellungen, die von der zarathustrischen Lehre anfangs nicht anerkannt wurden.

Dem Gegensatz der Frommen und Gottlosen entsprechend besteht das Paradies und die Hölle, der beste (wahischta, neupers. behischt) und der schlimmste (atschischta) Ort; der Beherrscher der Seligen ist Ahuramazda, der Tyrann der Verdammten ist

18) Wendidad 7, 36.
19) Vedisch Jamá Vâivasvatá.
20) Jasna 32, 8.
21) Jasna 11, 4.
22) Schâhnâmeh ed. J. A. Vullers 31, 150.
23) Hieronymi Stridon. presbyt. opera ed. Domin. Vallarsius. Venet. 1767. II, p. 344. Clemens, Stromata III, c. 6, Sect. 48.

Drudj. Jener wohnt in Garô demâna „der Wohnung der Lieder" (Jasna 44, 8), wo die Lobgesänge der Seligen erschallen. Sowohl zu dieser wie zu der drûdjô demâna gelangt man von Tschinwatô peretu, der Brücke des Scheidenden. „Wer mir — Mann oder Weib —, o Mazda Ahura geben möchte, was du als das beste für die Welt kennst, (nämlich) die Segnung (welche ist) das für Ascha (bestimmte) Reich sammt dem guten Sinne (alle die mich bei der Ausbreitung deiner Offenbarung und der Errichtung deines Reiches unterstützen wollen), und welche ich zu eurer Anbetung überreden werde — mit allen denen möchte ich (dereinst) über die Scheidungsbrücke (in das Paradies) wandeln."[24]) „Drum gedenkt des Bösen Geist (Gewissen), daß seine Seele (der Theil des innern Wesens, welcher das Sprechen und Thun veranlaßt) in Angst ist gewärtig (des Richterspruches) an der Scheidungsbrücke, nachdem sie durch ihre eigenen Thaten und (die Thätigkeit) ihrer Zunge vom wahrhaft geraden Pfad der Reinheit (Gerechtigkeit) sich verirrt hat."[25])

Ueber die Vorgänge an der Brücke geben erst spätere Theile des Awesta Aufschluß,[26]) doch müssen die wesentlichen Züge schon für die Zeit der Gathas angenommen werden. Der Tschinwant oder der die Frommen und Gottlosen scheidende scheint Raschnu, der Genius der Gerechtigkeit zu sein, der nach späteren Berichten die Wage des Gerichts hält. Auf ihr werden die guten und bösen Thaten, welche wie die Posten einer Rechnung (dâthra) gebucht und an der Brücke angesammelt werden und für die die Seele verantwortlich gemacht wird, abgewogen.[27]) Die Seele weilt drei Nächte in der Nähe des von ihr verlassenen Leichnams und wandelt dann auf den von der Zeit geschaffenen Pfaden zu der Brücke, von quälenden Gedanken verfolgt, ob nicht die Schuld ihre Verdienste überwiege. Alsbald erfährt sie ihr Schicksal, indem ihr eigenes Gewissen als weibliche[28]) Erscheinung ihr entgegentritt, deren himmlische Schönheit hier ein Abglanz ihrer eigenen Tugenden, deren abstoßende Häßlichkeit dort eine Wirkung ihrer Sünden ist. Auch hier die vergeistigte Vorstellung, daß die Freude des Himmels im Bewußtsein der Schuldlosigkeit und in der Vereinigung mit den

---

[24]) Jasna 46, 10: vgl. Geldner, Bezzenbergers Beitr. 14, 3. Mills, Gathas 258.
[25]) Jasna 51, 13: vgl. Geldner und Bartholomä, Zeitschr. vergl. Sprachf. 27, 579, 28, 43, 44.
[26]) Wendidad 19, 27. Jascht 22.
[27]) Geldner, Studien zum Avesta 1, 5. Encyclopaedia Britannica XXIV, 823 a.
[28]) Der pers. Ausdruck für „Gewissen", gleichlautend mit dem für „Religion" ist weiblich.

guten Geistern, das Elend (sâdra) der Hölle in Gewissensbissen und in der Gegenwart höhnender Teufel bestehe. „Wer darauf ausgeht, den Reinen (Frommen) in Unglück zu bringen, dem wird künftig sein der Klage[29]) und der Finsterniß lange Dauer, schlechte Speise,[30]) Hohn der Rede (höhnende Reden): in ein solches Leben (Zustand) wird euch, ihr Frevler durch die eigenen Thaten das Gewissen bringen.[31]) „Den schlechten Herrschern, den Uebelthätern, den schlecht redenden, den mit schlechtem Gewissen (geistiger Anlage) versehenen, den übelgesinnten Frevlern kommen die Seelen (der übrigen Verdammten)[32]) mit schlechten Speisen entgegen; in der Wohnung der Drudj (Hölle) werden sie wahrhaftig Insassen sein.“[33]) Die Lehre von einem Zwischenreich zwischen Himmel und Hölle erscheint in den neueren Büchern, wie dem Mino-i chirad, ausgebildet, und es liegt nahe, daß auch schon in alter Zeit an die Möglichkeit gedacht worden ist, daß die Schalen der Wage bisweilen gleich standen. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß man den Seelen, deren Schuld und Verdienst gleich befunden wurden, einen Raum angewiesen hat, der zwischen Himmel und Hölle liegt, also die Luft, in welcher die wohlthätigen Erscheinungen der Wärme und kühlender Winde mit Gluthitze und Winterkälte wechseln. Die Stelle des Awesta, woran die Lehre von den **Hamêstakân** oder Gleichstehenden und ihrem Aufenthalt im Hamestakan (vielleicht **Hamjastagân** zu sprechen) anknüpft, lautet: „so wie sich's gebührt wird er (der Richter) anwenden die Gesetze der früheren Welt (die uralt heiligen Gesetze), die Bestimmungen mit gerechtem Verfahren, sowohl für den Frevler wie für den Reinen, und für den, bei welchem sich vermischen beides die Lüge (Missethat) und was in ihm Wahrhaftiges (ist)“[34])

Obwohl nun das Schicksal der Seele als sogleich nach dem Tod bevorstehend gedacht wird, lehren doch die Gathas auch ein

---

[29]) Vgl. Arda Wiraf c. 53. λήθης καὶ κωκυτοῦ πύλαι bei den Aegyptern, Plutarch Is. u. Osir. c. 29 ab.

[30]) Nach der Höllenfahrt der Istar essen die Bewohner des Hades Staub und Koth. Nach dem Mînô-i Chirad gleicht die Speise der Verdammten faulem Blut.

[31]) Jasna 31,20; vgl. Geldner, Zeitschr. vgl. Sprachf. 27, 235. Bezzenbergers Beitr. z. K. der idg. Spr. XIV, 13. Jackson, a hymn of Zoroaster 53.

[32]) urwânô ist Nominat., der Accus. ist urunô, Jasna 49, 10.

[33]) Jasna 49, 11. Vgl. Bartholomä, Bezzenbergers Beiträge 8, 216.

[34]) Jasna 33, 1; erläutert von Bartholomä, Zeitschr. morgenl. Gesellsch. 34, 157. Roth, das. 37, 223. Geldner, Zeitschr. vgl. Sprachf. 30, 325. Bezzenb. Beitr. 15, 248. C. de Harlez, das. 16, 340. Bartholomä, Indogerm. Forsch. III, 51. VI, 226.

jüngstes Gericht oder eine Vollendung der Welt, wann der gute Geist den Sieg errungen haben und die Macht der Lüge durch die Wahrheit vernichtet sein wird. Die Ausdrucksweise der Gathas ist bisweilen unbestimmt und was die Ueberlieferung als Anspielung auf die zukünftige Welt betrachtet, kann, wie Tiele bemerkt, bisweilen auf die Gegenwart und den Beginn eines neuen Lebens nach der zarathustrischen Lehre bezogen werden. In der späteren Religion, im Awesta sowohl wie in andern Büchern erscheint ein ausgebildetes eschatologisches System, welches wie andere Vorstellungen an Verse der Gathas anknüpft. Im Zusammenhang findet sich das Ende (urwaesa, Jasna 43, 6) des irdischen Lebens, die Auferstehung und Herstellung einer von Sünden und Leiden freien Welt, des sogenannten „zukünftigen Körpers" (tan-i pasîn) oder der neuen Welt (frascha anghu) oder des herrlichen Königreichs (wohu chschrathra oder chschathra wairja), im Bundehesch geschildert, einer im 9. Jahrhundert verfaßten Schrift, die sich der längst ins Neupersische übergegangenen Pehlewi-Sprache bedient und auf alten Quellen beruht; sie erwähnt ein letztes Gericht oder Feuerprobe und ihre Worte haben zum richtigen Verständniß einiger dunklen Stellen der Gathas geführt und zugleich die Thatsache ergeben, daß ihr Inhalt sehr alt ist, wie denn der Glaube an die Auferstehung bei den Persern dem Herodot (3, 62) bekannt gewesen ist. Die wohl 200 Jahre älteren Gathastrophen sind von Geldner und Jackson übersetzt und erläutert worden: „die Befriedigung, welche du, o Mazda, geben willst, den beiden Streitenden durch dein rothes Feuer, das geschmolzene Metall, zur Verwundung (Vernichtung) des Bösen, zur Wohlthat dem Frommen, von der gieb uns ein Zeichen in unsere Seele" (laß uns durch ein Zeichen erkennen, daß diese unsere Erwartung nicht vergeblich sei).[35]) Das Wort râna, welches Geldner „die beiden Beauftragten oder Diener" früher übersetzt hat, erklärt die Ueberlieferung, die hier, wie der Bundehesch zeigt, zuverlässig ist und an welcher daher auch Tiele 136, 151 festhält, die auch Geldner jetzt für richtig hält (Grundriß d. iran. Phil. II, 52), mit „die Streitenden"[36]) und versteht darunter die

---

[35]) Jasna 51, 9; vgl. Bartholomä, Bezzenbergers Beitr. z. K. d. idg. Spr. 8, 208. Geldner das. 14, 18—19. Zeitschr. vgl. Sprachf. 28, 48. Jackson, American Orient. Soc. Proceedings, Oct. 1890, LIX.

[36]) Sanskrit rána, Schlacht, ursprüngl. Kampflust, verwandt mit rânjôskereti Freude bereitend, mythisches Beiwort der Wunschkuh; ähnlich ist spâdâ, „die beiden Heere", gebraucht Jasna 44, 15; vgl. de Harlez, Bezzenb. Beitr. 8, 171.

Personifizirung der beiden durch die Religion getrennten Parteien, denn die Erde ist der Schauplatz immerwährenden Kampfes zwischen Gut und Böse. Die Befriedigung, von der unsere Stelle spricht, bezieht sich natürlich nur auf die eine Partei, welche durch das Gericht zur Seligkeit gelangt.

„Die beiden (Heil und Unsterblichkeit) mögest du geben (übereinstimmend) mit dem heiligen Geist, o Mazda Ahura, durch die mit dem Feuer für die Streitenden (beginnende) Entscheidung[37]) im Guten (die für die Frommen zum Guten ausschlägt)! mit Förderung der Frömmigkeit (ârmaiti) und Reinheit (wird der Gedanke an die Belohnung der Guten verbunden sein): denn sie wird viele willig für den Glauben gewinnen." [38]) „Welche Befriedigung du mit dem (heiligen) Geiste, durch das Feuer und durch Ascha versprochen hast den Kämpfenden, und was dein Beschluß für die Verständnißvollen (deine Verehrer ist), das sag uns, o Mazda, daß wirs wissen, mit der Zunge deines Mundes, damit ich die Lebenden alle zum Glauben bringe." [39]) „Man möge hören ihn (den Zarathustra), der ermessen (begriffen) hat das Reine (die heilige Ordnung der Welt) als Weltheilender, wissender, o Ahura; er ist für richtig gesprochnes seiner Worte besitzend die Macht der Zunge (was seine Zunge redet, hat die Gewähr der Richtigkeit, und wird als richtig erwiesen werden) durch die vermittelst deines rothen Feuers (herbeigeführte) Entscheidung zwischen beiden Streitenden." [40]) „Unter diesen Frevlern nichts wissend (ist, keiner weiß) das bei dem Schlagen offenbar werdende (Pehlewi-Uebersetzung: die Strafe, welche den Seelen der Frevler bevorsteht), welche (wenn die) Siege er (Gott) lehrt (verkündet), wovon gehört worden ist (die bekannt sind) durch das glänzende (glühende) Eisen: deren (aber ihren) Ausgang du, o Ahuramazda, am besten weißt (d. i. wann Gott verkündet, daß der Sieg über das Böse mit dessen Vernichtung durch die Gluth des flüssigen Metalls bewirkt werden soll)." [41]) „Zu diesem (mir) komme sie sammt Chschathra (dem Reich Gottes), Wohumano und Ascha, Fortdauer verleihe sie dem Körper (bei der Auferstehung).

---

37) wîdâitî; nach andrer Lesung wîdâitîm „das Gericht (mögest du dann halten," tâ adverbial); die Pehlewi-Uebersetzung erläutert hier und Jasna 31, 3 den Ausdruck „für die Streitenden" durch: „man wird die Erlösten und die Gefallenen offenbar machen."

38) Jasna 47, 6; vgl. Geldner, Bezzenb. Beitr. 14, 14. 18. Bartholomä Morgenl. Zeitschr. 38, 130.

39) Jasna 31, 3. Geldner, Bezzenb. Beitr. 14, 18. Jackson, a hymn of Zor. 5

40) Jasna 31, 19. Jackson, das. 15.

41) Jasna 32, 7: vgl. Jackson, Americ. Orient. Soc. Proceed. Oct. 1890, LX.

die Armaiti, (neues) Leben ohne Bestürzung (voll Beständigkeit, ohne Anfeindung durch das Böse), damit er (ich) dir (auf dieser Seite, o Gott) über diese (Frevler) voran sein (triumphiren) möge durch das Eisen und Rückzahlungen (dereinst, wenn das Gericht und die Läuterung durch den Feuerstrom sein wird)."[42]) „Bei welchem Weltende du mit deinem heiligen Geiste kommen sollst, o Weiser, mit deinem Reiche, bei dem wird (im Verein) mit der guten Gesinnung (göttlichen Güte), durch deren Werke die Besitzthümer (die Ansiedelungen, auf denen das Gute durch Thätigkeit gefördert worden ist) an Reinheit zunehmen (das Irdische vollendet ist), Armaiti ihnen (den Frommen) lehren die Meister deiner Weisheit, die Niemand täuschen kann" (am Weltende werden die Frommen hingewiesen auf die geistlichen Häupter, nach der Pehlewi-Glosse: den Heiland Soschiant, welche die göttliche Weisheit erwählt hat zur Schlichtung des Streites, nach dem sie nun triumphirt).[43])

Die Vorstellung scheint daher zu sein, daß die ihren Leib verlassenden Seelen von einer weiblichen Erscheinung, Daina, ihrem Bewußtsein oder Gewissen, empfangen werden, d. h. das Spiegelbild ihrer guten oder sündhaften Handlungen in schöner oder häßlicher Gestalt erblicken, und nach Abwägung ihrer Verdienste oder Verschulden an der Scheidungsbrücke in Himmel oder Hölle verwiesen werden, daß sie aber nach Ablauf der großen Weltperiode aufs neue mit Leibern, und zwar von feinerm Stoffe (σῶμα πνευματικόν 1. Kor. 15, 44), jedoch für Lust und Qual empfänglich, umkleidet werden. Die Seligkeit hatte bis dahin in der Ruhe des Gewissens und im Gefühl der Gemeinschaft mit der Geisterwelt, die Höllenstrafe in Gewissensangst und Verzweiflung über das Alleinsein in einem schrecklichen Ort bestanden: in der Hölle sitzen die Seelen der Bösen auf einem Raum wie der zwischen dem Auge und dem Ohr in einer solchen Menge, wie die Mähne eines Rosses Haare hat, und doch sieht und hört keine Seele die andere und denkt: ich bin allein.[44]) Die Auferstehung findet so statt, daß Armaiti, die „mit Wohumano das Reich bereiten wird"[45]), vom Geist der Erde die Gebeine, von dem des Wassers das Blut, von dem der Pflanzen die Haare, von dem des Feuers die Lebenskraft zurück-

---

[42]) Jasna 30, 7: vgl. Bartholomä, Zeitschr. vergl. Sprachf. 28, 9. 10. Geldner, Bezzenb. Beitr. 12, 93. Jackson a. a. O. LIX.

[43]) Jasna 43, 6; Geldner, Z. vgl. Sprachf. 30, 318. Mills, Morgenl. Zeitschr. 42, 448.

[44]) Ardâ Wirâf-nâmeh c. 54.

[45]) Jasna 30, 8.

fordern und mit diesen seine Körper bilden wird, welche von den Seelen wiedererkannt und mit ihnen vereinigt werden, und welche die ihrer wartenden Seligkeiten und Qualen empfinden. Das letzte Gericht oder die Vertheilung (widâiti) wird ihnen Lohn und Strafe zuerkennen. Alsdann wird der Komet Gôztschihar[46]) auf die Erde stürzen und das Metall der Berge entzünden, so daß jenes Ajochschusta-Feuer oder der feuerflüssige Metallstrom[47]) sich bildet, welchen der Bundehesch das Feuer Harmûschtîn, das Alles wegfegende, nennt. Dieser hat den Zweck, die Erde von der Befleckung durch Sünden zu reinigen und auch alle Unebenheiten, wie die Berge, hinwegzuschmelzen. Alle Menschen werden in den Feuerstrom eintreten, der den Frommen wie ein Bad in lauer Milch erscheinen, den Bösen aber eine furchtbare Qual bereiten wird, worauf Alle für die Seligkeit bestimmt sind[48]). In diesen Augenblick, der den Bösen unendlich lang vorkommen wird, sind wohl ursprünglich die Schrecken der Hölle zu verlegen, denn, wie das Arda-wiraf-Buch erkennen läßt, sind die Strafen nicht allgemeiner Natur, sondern beziehen sich auf bestimmte Sünden, die den Verdammten wieder zum Bewußtsein kommen und auf ihre mit der Seele wieder verbundenen Körper dieselben Schmerzen häufen, welche sie diesseits ihren Mitgeschöpfen bereitet haben. So heißt es Jasna 51, 6: „Ahura Mazda (ist's), welcher nach seiner Allmacht das allerbeste (Theil) giebt dem, der nach seinem Wunsch handelt, aber das allerschlimmste dem, der ihm nicht gewährt (den Wunsch, nach Gottes Gesetzen zu leben), am letzten Ende der Welt."[49]) Mit den Mühsalen der Erde verzehrt das Feuer auch die Hölle des Ahriman und die Schlange.[50]) Hiermit ist die Ewigkeit der Höllenstrafen ausgeschlossen, und wenn es heißt, daß die Verdammten für alle Zeit (wîspâi jaowê, Jasna 46, 11) in der Wohnung der Drudsch (des Teufels) bleiben, so ist damit die Dauer dieser Welt bis zum jüngsten Gericht gemeint. Es ist also hier die Vorstellung der Unsterblichkeit der Seele mit der von der Auferstehung des Leibes verbunden; die Auferstehung wird ausdrücklich bezeugt von Eudoxos (schrieb etwa 370), Theopompos (Mitte 4. Jahrh.) und Hermippos

46) Nach dem Liber Mafâtîḥ al-olûm ed G. van Vloten. Lugd. Bat. 1895, 220, 4 ff. entweder der „Nußgestaltige" oder der „Kugelförmige."

47) Das rothe Feuer und das flüssige Metall ist Ein Begriff, was für die Interpretation der betreffenden Gathastellen, besonders des Wortes râna, von Wichtigkeit ist.

48) Bundehesch 74, 8 ff.

49) Jasna 51, 6; vgl. Bartholomä, Zeitschr. f. vgl. Sprachf. 28, 42.

50) Bundehesch 76, 11. 12 (atsch d. i. azhi). 76, 15 (mâr); vgl. Apokal. 20, 9. 10.

(Ende 3. Jahrh., im Prooemion des Diogenes Laërtius)[51]). Der awestische Ausdruck für die Auferstehung ist Fraschôkereti, er ist aber in den Gathas nicht vorhanden, sondern erst im Gesetzbuche und in den Jascht nachzuweisen; an zwei Stellen des 19. Jascht wird die Auferstehung der Todten (jaḍ irista usehistan) ausdrücklich ausgesprochen im Zusammenhang mit der Erneuerung der Welt, und der Ausdruck hierfür ist fraschem kerenawãn, der ebenso in den Gathas gebraucht wird: „mögen wir die (solche) sein, die diese Welt neu machen (fraschîm kerenâun, die Pehlewi-Uebersetzung gebraucht Fraschakart), Mazda Ahura und Ascha kommend (sein werden) in die Versammlung[52]), wann der gleichgesinnte (dessen Gedanken in Einklang mit dem Willen Gottes stehen) da sein wird, wo die Weisheit wohnt."[53]) Wenn schon in den Gathas nicht ausdrücklich vom Auferstehen wie in Jascht 19, 11 gesprochen wird, so werden doch mehrfach Worte gebraucht, welche die Auferstehung zur Voraussetzung haben, und selbst wenn manche Züge der Eschatologie nicht aus den Gathas stammen, sondern später durch Interpretation in sie gelegt sein sollten, so setzt doch die Folgerichtigkeit der zoroastrischen Lehre voraus, daß Gott endlich den Sieg gewinne und seine sämmtlichen Geschöpfe nach Vernichtung seines Gegners und des Urquells aller Sünde zur Seligkeit in seinem Reich vereinige.

Die Läuterung der Erde durch das Metallfeuer hat nur dann Sinn, wenn das Paradies vom Himmel auf sie verlegt wird, wenn der Himmel auf sie herabsteigt[54]), denn nur dann ist die Seligkeit vollendet, wenn wir nicht aus Himmelsferne den Ort unseres früheren Daseins als ausgebrannte Schlacke im Weltraum schweben sehen, sondern wenn wir vereinigt mit Eltern und Geschwistern[55]) unter den von grüngoldenem Licht durchschimmerten, von uns gepflanzten Bäumen[56]), an den Quellen, deren Wasser unsere Gärten benetzen und deren Ranft duftende Blumen schmücken[57]), feiernd wallen: „nun, o Herr (Ahura), bekennt sich dieser Zarathustra (ich, der hier

[51]) s. Brissonius II, c. 59. Rapp, Morgenländ. Zeitschr. 20, 61. Spiegel, Arische Studien 66.

[52]) So nach der Pehlewiübersetzung; über die Versammlung Satwâstrân bei der Auferstehung s. Bundehesch 73, 2; vgl. Geldner, Grundriß d. iran. Phil. II, 1, 52.

[53]) Jasna 30, 9; vgl. Hübschmann, ein zoroastr. Lied 17. Bartholomae, Morgenl. Zeitschr. 38, 131. Geldner, Bezzenb. Beitr. 12, 94.

[54]) Apokal. 21, 2. Völuspá 57 ff.

[55]) Bundehesch 72, 19. 20.

[56]) Wend. 18, 63 (zairigaono).

[57]) Ardâ Wirâf c. 15. Minoi chirad c. 7.

vor deinem Angesicht stehe) zu dem Geist, o Weiser (Mazda), welcher auch immer dir der heiligste (ist, deine Schöpfung am meisten fördert, sei es Ascha oder ein anderer). Wesenhaft sei das Ascha (die jetzt nur unsichtbar die Welt durchdringende Ordnung möge von den Vollendeten offenbar angeschaut werden), lebenskräftig; in dem die Sonne (ewig, ohne Unterbrechung durch die Nacht)[58]) schauenden Reich sei Armaiti; sie möge mit Wohumano (der guten Gesinnung) Segnungen geben nach den Thaten (als deren Lohn)".[59]) „So will ich euch lobsingend preisen, o Mazda Ahura, sammt Ascha und dem besten Sinne, und mit Chschathra, wodurch sie (meine Seele) auf des Wunsches Pfad stehen (sich befinden) wird, sich gesellend zu den Frommen, sie zu hören (ihre Loblieder singend) in der Wohnung der Lieder (im Paradies)."[60])

Ueber das Leben des Religionsstifters, dem die Gathas zugeschrieben werden, sind wir ausführlich von der im Zaraduschtnameh enthaltenen Legende unterrichtet, die doch nur in den wenigen Angaben, welche mit Stellen der Gathas in Einklang stehen, als zuverlässig betrachtet werden kann. Sie erzählt, daß der Prophet aus seinem Vaterland nach Baktrien gewandert und zu König Wistaspa gekommen sei. Dessen Bekehrung sei ihm dadurch geglückt, daß er mehrere Wunder als Beweis seiner göttlichen Sendung verrichtet habe. Die Legende verknüpft hier die Thatsache, daß Zarathustra aus Medien stammte, mit der späteren Ansicht, Wistaspa sei König von Baktrien gewesen (verschiedene Achaemeniden dieses Namens waren dort Statthalter), und giebt zugleich eine Art Kommentar zum fünften Liede der Gatha Ustawaiti, welches mit einer Klage des Propheten anhebt, daß er nur bei seinen Hausgenossen oder nächsten Verwandten Anklang gefunden, daß aber die Menge und selbst die Fürsten des Landes nur trägen Herzens und sogar ihm feindlich seien: „in welches Land soll ich mich wenden, wohin mich wendend gehen mit der Mittheilung an den Verwandten und den Freund? (denn) nicht mich befriedigend ist (hilft mich fördern) die Schutzgenossenschaft und der . . .,[61])

---

[58]) Die Seligen vermögen ohne Blendung das Licht zu schauen, vgl. Dante, Paradiso 1, 47.

[59]) Jasna 43, 16; vgl. Jasna 48, 11, Siehe Aprilheft S. 74 Zeile 22 v. oben und Geldner, Bezzenbergers Beitr. 14, 19.

[60]) Jasna 50, 4; vgl. Geldner Ztschr. vgl. Sprachf. 27, 580. Bartholomä, das. 28, 33. Zum Lobgesang der Seligen s. Bundehesch 75, 2. 3.

[61]) Hier fehlt ein Wort.

noch die schlechten Herrscher des Landes — wie soll ich dich befriedigen, o Mazda Ahura (deine Sendung vollziehen)? Ich weiß es, wodurch ich, Mazda, erfolglos bin: weil wenig Vieh mein ist und ich wenig Leute habe! ich klage vor dir, sieh darein, Ahura (o Herr), Freude gewähre, wie sie der Freund dem Freunde geben mag; lehre (mich) des guten Sinnes erwünschten Besitz durch Ascha (gemäß der von dir gestifteten Ordnung)."[62]) Die Verbreiter der zarathustrischen Lehre werden sogar verfolgt: „aber die (Retter, d. i. Zarathustra und seine Jünger), die Träger der Reinheit, möchte der Böse zurückhalten von der Förderung der Kühe in Gau und Land (er möchte ihre Viehzucht und die Quellen ihrer Wohlhabenheit zerstören), er der böse Gewaltherrscher (der böse Uzawa?[63])), der durch seine Thaten das Leben verwirkt hat (verflucht ist?). Wer ihn, o Mazda, um die Herrschaft oder um das Leben bringt, der wird voran wandelnd in die Räume der guten Weisheit (ins Paradies) eingehen."[64]) Doch faßt er Muth, da Gott zu ihm sagt: „nun sollst du mir schauen die Reinheit, wenn ich gefolgt von Aramaiti sie zu mir herbeirufe (um sie dir zu zeigen: das Geheimniß meiner Weltordnung, welche durch werkthätige Frömmigkeit aufrecht erhalten wird). Frag' uns beide, was du an Fragen für uns hast, denn das von dir gefragte ist wie das von mächtigen (deren Begehr man nicht unerfüllt läßt), weil dich der herrschende (der es vermag, ich, Gott) zu einem kraftvollen mächtigen gemacht hat (dich als seinen Propheten mit der nöthigen Macht ausgestattet und Erfolg verheißen hat)."[65]) Nicht nur die Herrscher verhalten sich gleichgiltig, auch die Priester der alten Religion widersetzen sich der neuen Lehre. Die Gathas nennen mit heftigen Ausdrücken verschiedene Namen, theils einzelne Personen, theils wie es scheint, Klassen von Priestern bezeichnend, von denen wir jedoch nichts näheres wissen. „Mich schon lange Bĕndwa bekämpft hat, der größte (übermächtige), der ich die übeln Absichten (Nachstellungen) befriedigen (zum Guten wenden) will durch Reinheit, o Mazda. Mit der Gabe des Guten komm drum zu mir, verschaffe mir die Freude, (daß) ich ihm Verderben bereite mit gutem Sinn (durch die von frommer Gesinnung

---

[62]) Jasna 46, 1. 2. vgl. Bartholomä, Morgenl. Zeitschr. 38, 117. Geldner, Bezzenbergers Beiträge 14, 1. Spiegel, Morgenl. Zeitschr. 17, 67. Wilhelm, Erânica. Jena 1894.

[63]) s. Iranisches Namenbuch 337b.

[64]) Jasna 46, 4.

[65]) Jasna 43, 10; vgl. Mills, Morgenl. Zeitschr. 42 454

beseelten)."[66]) Diese schwer zu verstehende Strophe läßt die Ueberlieferung gegen die Ketzer (Aschemaogha) gerichtet sein. Der Name Beūdwa heißt vielleicht Rotte oder Bande. „Doch mich hemmt (am Bekehrungswerk) des Bendwa böser Richter (Dastur), der schon längst von der Reinheit abgefallne; nicht hat er aufrecht erhalten für dieses Sein die heilige Frömmigkeit (Armaiti), noch hat er mit guter Gesinnung, o Mazda, gefragt (hat er keinem Rath mit gutem Herzen nachgesonnen.")[67]) „Mit Reichen (indem sie weite Herrschaften besitzen) verbanden (veranlaßten) die Karapan und die Kawi mit (zu) schlechten Thaten den Menschen, um das Leben zu vernichten (die gottlosen Bräuche des Aberglaubens drohen die Macht des Lebens zu vernichten, das aus der wahren Religion entfließt), sie welche ihre eigne Seele und ihr eignes Bewußtsein (Gewissen) ängstigen wird, wann sie gelangen dahin wo die Scheidungsbrücke ist; für alle Zeiten werden sie der Wohnung der Drudj (der Hölle) Insassen sein."[68]) Die Ueberlieferung sieht rationalistisch in den Karapan die Tauben, welche der wahren Lehre kein Gehör geben, in den Kawi die Blinden; wahrscheinlich aber sind die Karapan Priester, da dieses Wort mit dem indischen Kalpa (Ordnung, religiöser Ritus) verwandt scheint, Kawi aber bedeutet einen Fürsten und ist im Awesta selbst der Name eines Fürstenhauses, zu welchem der Beschützer Zarathustras, Wistaspa gehört.

In einer andern Stelle[69]) stehen neben den Karapan nicht die Kawi, sondern die „schlechten Herrscher der Länder" (duschĕ-chschathrâ dachjunâm), die nach J. 49, 4 die Hauptfeinde des Landbau's, Aischma und Rama fördern, so daß man sich versucht fühlt, anzunehmen, daß wirklich die Kawifürsten zu verstehen seien, deren Reihe mit Kai Chusrau's (Husrawanh) wunderbarem Verschwinden n einem Schneesturm abbricht, ohne daß dessen Sohn Achrura zur Herrschaft kommt, weil Wistaspa als Nachkomme eines Bruders des Großvaters Chusrau's auf den Thron steigt. Da wiederholt von wirklichen Kämpfen die Rede ist, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß der Sieg der Religion mit dem Sturz einer Dynastie in Verbindung gestanden habe.

---

[66]) Jasna 49, 1. Bezzenbergers Beitr. 8, 204.

[67]) das. 2; vgl. Geldner, Stud. z. Avesta 8, 30. Bartholomä, Arische Forsch. 2, 11. 30; das Wort „schon längst" (daibitâ) faßt Geldner, Ztschrft. vgl. Sprachf. 30, 527, als „Lehrer", andere als „Betrüger"; richtiger: längst, altpers. duwitâ.

[68]) Jasna 46, 11; Geldner, Bezzenbergers Beitr. K. d. idg. Spr. 14, 3. 4.

[69]) Jasna 48, 10.

Die Ueberlieferung rechnet zu den Namen der Gegner auch Hunusch in der Gatha Wohuchschathra[70]), obwohl dies Wort einfach „Sohn" bedeuten wird, und Hunu als Name eines Volkes erst in spätern Theilen des Awesta erscheint. Auch findet man in der Zarathustralegende einen Tûr-i Hunuschak, der aus jener Gatha-Stelle entstanden zu sein scheint.[71]) Mit den Karapan zusammen wird auch Usidj genannt, über welchen aber die Ueberlieferung keinen Aufschluß giebt; im Veda ist uçig Beiname von Priestern, die im Dienst des Opfers oder göttlicher Wesen eifrig sind; „sind jemals, o Mazda, die Daiwas gute Herrscher gewesen? das frag' ich die, welche noch um ihretwillen streiten, durch welche der Karapan und der Usidj die Kuh dem Aischma geben konnten (durch deren Anfeindungen die Thätigkeit des frommen Landmannes vereitelt wird), weßhalb auch der Kawi an Macht zunahm. Nicht beträufelten sie (die Kuh) mit Reinheit, das Feld zur Fruchtbarkeit" (sie vernachlässigten den Landbau, der für uns eine heilige Pflicht ist, indem sie die Weiden der Thiere nicht bewässern.[72])

Ein anderer Feind Zarathustras führt den Namen Gréhma, den die Ueberlieferung durch „Bestechung" erklärt[73]); er ist in drei Stellen desselben Liedes erwähnt, deren Uebersetzung sehr unsicher ist: „Durch welches Wort sie (weil sie, die Irrlehrer, durch ihr Wort oder Lehre) von der besten Thätigkeit die Sterblichen ablenken möchten, so sprach zu ihnen Mazda: „Unheil denen, die das Leben der Kuh vernichten mit freundlicher Rede (nach der Ueberlieferung: welche Gunst der Gottheit aus dem Opfern der Kuh verheißen), durch welche die Grehmas und der Karapan der Reinheit vorgezogen wurden und denen, welche die Drudj als Herrschaft wünschen!" „Wenn Grehma die Reiche erblicken wird (im Geiste) in der Behausung des schlechtesten Sinnes (in der Hölle), und die, welche dieses Lebens Vernichter (sind), o Mazda, dann wird er wehklagen im Verlangen nach deines Propheten Botschaft, der sie aber zurückhalten wird vom Erblicken der Reinheit (zu spät wird dann seine Klage über die Verwerfung der zarathustrischen Lehre sein?). Auf seine (des Propheten) Unterdrückung hat Grehma der

---

[70]) s. oben S. 234.

[71]) s. West, Pahlavi Texts II, 413. IV, 185.

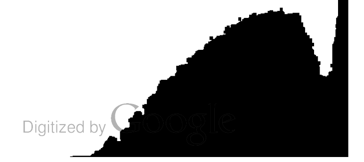
[72]) Jasna 44, 20; vgl. Bartholomä, Arische Forsch. II, 109. Zeitschr. vgl. Sprachf. 28, 12. Mills, Gathas 216; das Wort „gute Herrscher", huchschathra, ist das vedische sukschatrá. welches von Varuna, Indra, Mitra und den Devas gebraucht wird, Mills das. 538.

[73]) Wie schochad, Hiob 15, 34; wörtl. „Verschlinger", Sanskr. gras.

Kawidiener seinen Verstand gerichtet, und seine Kräfte auf die beiden trügerischen (Dinge): daß man (sie) bereit sei (seien), dem Frevler Hülfe zu bringen, und daß gesagt ward, die Kuh müsse getödtet werden — (auf des Propheten Unterdrückung), welcher die todentfernende Hülfe (das heilige Feuer) anzündete." [74])

Indessen sollte die Sorge Zarathustras um das Gelingen seines Werkes bald in Freude verwandelt werden, denn seine Lehre fand bei den Seinigen, bei Kawa Wistaspa und sogar in fremdem Land Aufnahme. Als sein erster Anhänger wird von der Ueberlieferung Maidhjomaongha bezeichnet, der, wie Zarathustra, ein Nachkomme des Spitama ist [75]); nach den Priesterstammbäumen des Bundehesch war er der Sohn des Arasti, des Bruders von Zarathustras Vater, und Ahnherr einer Reihe von Priestern, zu denen eine Anzahl von theologischen Schriftstellern noch des 9. Jahrh. sich gerechnet haben. Da die Gathastelle von ihm sagt, er habe die Gesetze des Mazda ausgesprochen, so hat die Legende hieraus die Angabe abgeleitet, daß er die mündliche Ueberlieferung begründet, während sein Meister das heilige Buch verfaßt habe. Die Eltern Zarathustras, Pouruschaspa und Dughdhowa, werden in den Gathas nicht genannt, dagegen einer seiner Vorfahren, Haitschadaspa, dessen kriegerischer Name die angesehene Stellung des Geschlechts verbürgt, und vor allem Spitama; nach ihnen wird die Familie Haitschadaspa und Spitamaongho genannt; ein zweiter Spitama wird Jasna 53, 2 genannt, der wohl derselbe ist wie der Jascht 13, 98 angerufene. Daß dieser Name besonders medisch ist, zeigt Spitamas (aus Spita-menes gekürzt), der Gatte der Amytis, der Tochter des Astyages, und Spitakes (eine Koseform), Sohn des Spitamas.[76]) Von der Familie Zarathustras wird in den Gathas seine jüngste Tochter Pourutschista (d. i. die weisheitsvolle) Spitami, die von Haitschadaspa stammende, genannt.[77]) Diese war, nach einer Andeutung der Pehlewi-Uebersetzung von Jasna 53, 4, die Gattin Djamaspas, des Oheims ihrer Mutter, oder eher eines jüngeren Djamaspa, der Jascht 13, 127 genannt wird. In den jüngeren Theilen des Awesta, im Wendidad oder Gesetzbuch und in den noch späteren Jascht werden noch andere Mitglieder der Familie genannt, die zum Theil als mythisch oder symbolisch anzusehen sind,

[74]) Jasna 32, 12. 13. 14; vgl. Geldner, Stud. z. Avesta 56. Zeitschr. f. vgl. Sprachf. 28, 258. Bartholomä, Ar. Forsch. II, 107.
[75]) Jasna 51, 19. Jascht 13, 95.
[76]) Ktesias Persica 2, 8.
[77]) Jasna 53, 3.



da sich die Legende der Person Zarathustras schon früh bemächtigt hat. So ist es augenscheinlich eine priesterliche Erfindung, daß Zarathustra von seiner ersten Frau, deren Name nicht genannt wird, einen Sohn Isadwastra hatte, der als Haupt der Priesterschaft angesehen wird; von derselben Frau sollen auch die drei Töchter, Freni, Thriti und Pourutschista geboren sein; von einer Nebenfrau dagegen die Häupter der Ackerbauer und der Krieger (die ebenso wie in Indien dem Stand der Priester untergeordnet sind) Urwatadnara und Hwaretschithra stammen. Hieran ist sodann im jüngeren Awesta die Lehre vom Heiland geknüpft. Nach der heiligen Zeitrechnung, welche aus Babylonien eingeführt ist, beträgt die Dauer der jetzigen Welt 12000 Jahre, d. h. eine angebliche volle Umdrehung der Ekliptik, indem jedes Jahrtausend unter einem Zeichen derselben steht.[78]) 3000 Jahre dauerte der unsichtbare Bestand der Welt, d. h. sie war nur in der Vorstellung des Schöpfers vorhanden; 3000 Jahre lebte das menschliche Urwesen und der Urstier; das 7. Jahrtausend umfaßt die Entstehung der ersten Menschen und die Herrschaft der ältesten Könige bis Dahaka, der seinerseits 1000 Jahre Tyrann gewesen ist. Ein weiteres Millennium beginnt mit Alexander, sodann eines mit den Arabern. Am Schluß dieses Jahrtausends kommt ein Prophet, welcher auf's Neue den Sinn der Menschen auf die Religion richtet; ihm folgt ein zweiter nach 1000 Jahren, und endlich am Schluß des zwölften Jahrtausends der letzte Prophet, mit dessen Erscheinen der jüngste Tag und das ewige Reich beginnt. Dieser letzte heißt Astwadereta („erhaben unter den lebenden Wesen") der Saoschjant, d. i. „der nützende", nämlich der Vollendung der Religion und der Befreiung der Welt von der Sünde, der Heiland. In den Gathas wird unter dem Ausdruck Saoschjant Zarathustra selbst (z. B. Jasna 53, 2 und noch Wispered 2, 10) und im weiteren Sinne seine Jünger (Jasna 34, 13 und noch im Glaubensbekenntniß Jasna 13, 24) verstanden. Während nun die Helfer des Heilands bei der Herstellung der zukünftigen Welt Helden waren, die in einer Art von Bergschlaf aufbewahrt werden, bis himmlische Genien sie erwecken, wird die Verbindung Zarathustras und der Hwowi, der Tochter des Fraschaostra, Bruders des Djamaspa, auf mystische Weise bewirken, daß eine Jungfrau durch das Bad in einem heiligen See

[78]) Da der Punkt der Frühlingsnachtgleiche erst nach 3000 Jahren in das nächste Zodiakalbild zurückgewichen ist, so müßten 36000 Jahre angenommen werden; in Wirlichkeit durchläuft jener Punkt die Ekliptik in nur 26000 Jahren.

im fernen Osten Irans, wo das Heldengeschlecht des Keresaspa-Rustam seinen Sitz hatte, die Mutter des Saoschjant werden wird. Die älteste Stelle, welche diese Lehre kennt und an welche die Legende von der Versuchung des Zarathustra durch den Ahriman anknüpft, ist dem Wendidad oder Gesetzbuch (Wend. 19, 5) eingefügt, stammt aber wohl aus dem dreizehnten oder Spend-Nask. Da diese wunderbare Geburt des Heilandes nach Segestan versetzt wird, wo in der früheren Zeit der Parther das iranische Volksthum in Gegensatz zu dem im westlichen Theile Irans noch mächtigen griechischen Wesen trat, so wird man nicht irren, wenn man die Entstehung des Dogmas in jene Zeit versetzt, nicht in die spätere Zeit der Parther oder der Sasaniden, wo der Schwerpunkt des Reiches in Ktesiphon und Istachr lag, die Heiligthümer von Atropatene und Medien im Vordergrund standen. Das ursprüngliche Verhältniß, das wir für die Gathas annehmen dürfen, wird sein, daß Hwowi die Gattin Zarathustras und Mutter seiner Kinder gewesen ist. Auf sie soll nach der Ueberlieferung eine Strophe der Gatha Wohuchschathra anspielen: „die holdselige Gestalt (Person) hat mir Fraschaostra Hwogwa gezeigt; (zum Nutzen) für die gute Religion möge der Herrscher Mazda Ahura ihm (dem Sänger) gewähren den ersehnten Wunsch nach dem Erlangen der Reinheit.“ [79]) Die erste Zeile erklärt die Pehlewi-Uebersetzung: mag er mir seine Tochter zur Ehe geben. Die übrigen Worte scheint sie so auszulegen, daß durch die Heirath des Propheten die Wichtigkeit der Ehe angezeigt werde, denn nach der Anschauung der Perser ist die Ehe nicht bloß dadurch der Religion nützlich, daß durch sie ihre Bekenner gemehrt werden, sondern auch durch den Austausch erhebender Gedanken und durch gegenseitige Förderung des inneren Lebens bei den Eheleuten, was man Chwaitwadatha, „Hingabe an die Angehörigen“ nennt. Die ursprüngliche Anschauung wird durch die 3. Strophe der Gatha Wahisto-isti (Jasna 53) deutlich; es ist diese das Hochzeitlied der Pourutschista und des Djamaspa; ihr Vater Zarathustra redet sie an: „und diesen hat dir, o Pourutschista, Haitschadaspa-entstammte, Spitamische, jüngste unter den Töchtern Zarathustras, (Zarathustra) gegeben als Herrn, der dich unterweise über Wohumano, Ascha und Mazda (der Sorge trägt, daß dir auch Fragen der Religion stets am Herzen liegen). Nun geh' zu Rath mit deinem Verstand, die heiligsten (Pflichten)

[79]) Jasna 51, 17.

der Armaiti, die klugen (mit Klugheit) übe!"[80]) Der Ausdruck Chwaitwadatha ist durch wörtliche Auffassung dichterischer Gleichnisse und durch absurde Spekulationen über Reinhaltung des adlichen Blutes zu der Bedeutung „Heirath zwischen Blutsverwandten" gekommen, die ihm ursprünglich fremd war, und die der zoroastrischen Religion unverdiente Vorwürfe zugezogen hat.

Ein Bruder des Fraschaostra und Djamaspa, Oheim der Hwowi, war Awaraostri, der nur im 13. Jascht genannt wird. Der Vater dieser drei Brüder scheint Hwogwa (Huwogwa) zu sein, ein Name, der in den Gathas zugleich die Familie bezeichnet; bemerkenswerth ist, daß in einer bei Tabari aufbewahrten Genealogie der Vater der drei Brüder Pachad (arab. Fhd) Sohn des How ist; vielleicht ist Pîdha zu verbessern. Es kann nicht gesagt werden, daß alle Personen aus der Umgebung des Propheten, welche nur die späteren Theile des Awesta nennen, auch erst später erfunden seien; sie können zufällig in den Gathas nicht auftreten, und gerade die gelegentliche Erwähnung des Maidhjomaongha und der Pourutschista erweckt den Eindruck, daß keine Rücksicht auf irgend ein Dogma oder eine künstlich-legendarische Genealogie zur Erfindung jener Namen geführt habe, die ihre geschichtliche Echtheit auch dadurch erweisen, daß sie nicht religiöse, sondern weltliche Bedeutung haben. So wird auch die Nachricht, daß auf turanischem, also feindlichem Boden die neue Lehre Anhänger gefunden habe, der Landbau an die Stelle nomadischer Lebensweise getreten sei, geschichtlich sein: „wann Reinheit (die zoroastrische Ordnung der Gesellschaft) bei den ruhmvollen Kind und Kindeskindern des turanischen Frijana aufkommt durch den Eifer der Aramaiti, welche die Besitzungen fördert (werkthätige Frömmigkeit das Blühen des Landbaus bewirkt), dann wird Mazda Ahura mit seinem guten Geiste bei ihnen wohnen ihnen zur Freude nach seiner Verkündigung (wie er verheißen hat)."[81]) Den Namen dieser Familie hat E. Wilhelm mit dem Piran des Schahnameh zusammengestellt, der ein den Iraniern freundlich gesinnter Feldherr des Afrasiab ist.

Die Gathas enthalten leider keine Angaben, aus denen man über Wistaspa, den fürstlichen Beschützer der neuen Lehre, genauer sich unterrichten könnte. Der Name seines Vaters Aurwadaspa

[80]) Jasna 53, 3; vgl. Geldner, Zeitschr. vgl. Sprachf. 28, 192. Bartholomä, Indogerm. Forsch. V, 364: sarem, Herr, hier verschieden von saré, Gemeinschaft, Verkehr.

[81]) Jasna 46, 12; vgl. Bartholomae, Zeitschr. f. vgl. Sprachf. 28, 28. Geldner das. 31, 320. E. Wilhelm, Morgenländ. Zeitschr. 44, 151.

wird nur einmal im 5. Jascht erwähnt, auch ohne fürstlichen Titel. Aus mehreren Thatsachen hat man geschlossen, daß die Ueberlieferung hier durch die Einfügung der Zarathustra-Legende verfälscht ist. Es ist schon bemerkt worden, daß die Kawi-Dynastie, obwohl ihr letzter Fürst einen Sohn hinterließ, aufhörte zu herrschen, daß daher ein Dynastiewechsel stattgefunden hat. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß Wistaspa nach Jascht 5, 98 ein Nachkomme des Naotara (Naudhar im Schahnameh) ist, daß er aber als Besieger der Kawi-Dynastie deren Fürstentitel annahm: Kawa Wistaspa; durch die Genealogen ward er später zum Nachkommen eines Kawi-Prinzen gemacht, der in Persis soll geherrscht haben. Selbst der Name seines Vaters ist zweifelhaft, denn Aurwadaspa (der schnelle Rosse besitzt) ist Beiname der Sonne, und wenn es nicht dem Geist der zoroastrischen Religion widerspräche, würde man annehmen, Wistaspa habe sich für einen Sohn des Sonnengottes ausgegeben; sein wirklicher Name, den das Schahnameh und daraus viele andere Schriftsteller aufbewahrt haben, ist Luhrasp, was „rothe Rosse habend" bedeutet, das persisch luhr aus älterem rudhra, sanskrit rudhirá, enthält, und an Erythras den Sohn des Perseus oder Herakles erinnert. In den Gathas heißt es von ihm: „(Ahuramazda spricht:) Zarathustra! wer ist dir ein reiner (aufrichtiger) Anhänger oder wer will für die große Sache (die Gemeinde oder den Verband der ersten Anhänger) sich erklären? (Zarathustra:) es ist dieser Kawa Wistaspa der streitbare. (Alle die) welche du, Mazda Ahura, in das gleiche Haus (ins Paradies) vereinigen mögest, die will ich aufrufen (dir nennen) mit Worten guter Gesinnung (indem ich zugleich sage, was ihr Verdienst ist)." [82]) „Sie (die Weisheit, die Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion) hat Kawa Wistaspa erlangt durch das Reich der großen Sache (dadurch, daß er als Schirmherr der neuen Religion auftrat), welche Weisheit mit Versen des guten Sinnes (die dieser eingab) durch Ascha gedacht hat der heilige Mazda Ahura; auch uns möge also das Heil gelehrt werden (der Glaube und die gebundene feierliche Rede, die ihn verkündet, sind von Gott eingegeben)." [83]) „Aber es sollen ausgehn auf seine des Mazda Befriedigung in Gedanken, Worten und Werken zu seinem Preis, und auf seine gläubige Verehrung Kawa Wistaspa, Spitama der zarathustrische, [84])

[82]) Jasna 46, 14. Geldner, Bezzenbergers Beitr. 14, 4.
[83]) Jasna 51, 16; vgl. Tiele 99.
[84]) Dieser scheint Jascht 13, 98 gemeint zu sein.

Fraschaostra, die schaffen (ebnen) die richtigen Pfade für die Religion, welche Ahura dem Heiland gab (dem Zarathustra mittheilte.")[85])

Unter dem Schutz Wistaspas strebt der Prophet seine Lehre womöglich mit Waffengewalt zu verbreiten. Wenn die persische Geschichte Beispiele großer Duldsamkeit auf Seiten der Herrscher kennt, so waren die Religionsstifter und Sektirer immer von der Wahrheit ihrer Eingebungen so sehr beseelt, daß sie keinen Widerspruch duldeten, zumal, wenn die Vertheidigung des Dogma's mit der Machtfrage verquickt ward, wie das Beispiel eines Babek oder der sogenannten Assassinen zeigt, die ihren Ausgangspunkt ebenfalls in Atropatene hatten. Die Gathas enthalten auffallend heftige Aeußerungen der Unduldsamkeit, und wenn man auch keine Zeugnisse davon besitzt, daß die Religion zu Blutvergießen aufgefordert habe, so ist nicht zu leugnen, daß der Fanatismus der Magier zur Zeit der Sasaniden (seit 226 n. Chr.) nur schwer im Zaum gehalten werden konnte. Der Gründer dieser Dynastie hat die zoroastrische Religion mit Hülfe der Magier zuerst im ganzen Reich streng durchgeführt und als Kirche eingerichtet, nachdem in den vergangenen Jahrhunderten zwar alle Iranier auch Zoroastrier gewesen waren, aber außerhalb Mediens ihren Lehren überall mehr oder weniger frei gegenüber gestanden hatten. Bei den Christenverfolgungen, zu denen die Sasaniden sich ebenso wie die römischen Kaiser entschließen mußten, und bei dem Vorgehen gegen Ketzer wie Mani und Mazdak sind es meist Priester, welche die immer zur Mäßigung geneigten Herrscher aufstacheln. Leider konnten sie geltend machen, daß auch die christlichen Geistlichen da, wo sie an Byzanz einen Rückhalt fanden, also namentlich in Armenien, die persische Religion mit grimmigem Haß verfolgt haben. Gewiß haben sich die Magier auf Stellen des Awesta wie die folgenden berufen: „danach frag' ich dich, recht sag es mir, Ahura: werd' ich wohl die Drudj dem Ascha (die Lüge der Wahrheit) in die Hände liefern können, damit ich sie forttreibe mit den Worten (Sprüchen) deiner Lehre, eine gewaltige Niederlage unter den Frevlern anrichte, und sie zu den Betrügern (wörtl. die Blendwerke machen[86])), o Mazda, bringe und zu den Drängern. Danach frag ich dich, recht sag' es mir, Ahura: ob du mit Ascha ihn von mir abzuwehren vermagst, wenn zusammen

[85]) Jasna 53, 2; vgl. Bartholomä, Bezzenbergers Beitr. 8, 212. Morgenl. Zeitschr. 38, 121. Geldner, Ztschr. vgl. Sprachf. 28, 192.

[86]) Darmesteter, Études iran. II, 152.

die beiden Heere haßvoll kommen, nach den Bestimmungen, welche du, Mazda, getroffen hast? wo und welchem von beiden (Heeren) wirst du den Sieg verleihen?"[87]) „Es soll keiner von euch auf des Frevlers Sprüche und Vorschriften hören, denn hinein Haus und Stamm, Gau und Land wird er bringen in Noth und Tod: darum straft ihn mit dem Schwert!"[88]) „Der Irrlehrer will die Worte (die heiligen der Religion) zerstören, des Lebens Weisheit durch seine Lehren; weg will er nehmen das Streben, das köstlich seiende (das in Wahrheit ersehnt ist), nach guter Gesinnung (Frömmigkeit). Diese Worte meines Geistes (die meinem Innersten entsprungen sind) klage ich euch, (dir) o Mazda, und dem Ascha! Dieser Mann will meine Worte zerstören, welcher sagte, daß es das Schlimmste sei für die Augen, zu sehen die Kuh und die Sonne, und welcher Gaben des Frevlers giebt, der die Fluren verwüstet, der die Waffe schwingt gegen den Reinen."[89]) „Durch sie (die guten Herrscher) sollen die Uebelthäter enttäuscht und vertilgt werden alle; aufschreien sollen sie. Mit (andern) guten Herrschern soll er (unser Schirmherr) Tödtung, Blutbad und Erschreckung (Flucht) dabei geben von unsern frohen Stämmen hinweg (durch die Niederlage der Feinde soll er sie abwehren); erheben soll sich gegen ihre Betrügerei (wörtl. gegen sie (und) ihre B.) er, mit der Fessel des Todes der größte (der Ueberwinder, welcher die Angriffe der Feinde lähmt, indem er Tod über sie bringt). Bald möge es sein!"[90]) Wie duldsam die Perser von Haus aus geartet waren, beweisen viele von ihren Feinden selbst ausgesprochene Urtheile und sogar wörtlich uns erhaltene Aussprüche ihrer Herrscher. Der König Jezdegerd I (399—420) hat sich durch seine Duldsamkeit so sehr den Haß der Magier zugezogen, daß sie ihm den Beinamen „der Sünder" verschafft haben und doch sagt ein syrischer Schriftsteller von ihm: „der gute und barmherzige König Jazdeger, der christliche, der gesegnete unter den Königen, dessen Andenken zum Segen und dessen zukünftiges Leben noch schöner sein möge als sein früheres; alle Tage thut er Gutes den Armen und Elenden." Chusrau I. (531—579) hat sich der Christen ebensosehr wie der aus dem römischen Reich vertriebnen Philosophen angenommen, so

---

87) Jasna 44, 14. 15; vgl. Geldner, Studien zum Avesta I, 161. Bartholomä, Bezzenbergers Beiträge 8, 231. Arische Forsch. II, 176.
88) Jasna 31, 18; vgl. Roth, über Jasna 31. Tüb. 1876, S. 12. Jackson, a hymn of Zor. 15.
89) Jasna 32, 9. 10; vgl. Geldner, Zeitschr. vgl. Sprachf. 28, 257. 258.
90) Jasna 53, 8; Geldner, das. 193.

daß die Sage ging, er habe sich kurz vor seinem Tode taufen lassen. Ormazd IV. (579—590) beschied die Magier auf eine Eingabe zur Verfolgung der Christen mit folgenden Worten: „sowie unser Königsthron nicht auf seinen beiden Vorderpfeilern stehen kann, ohne die beiden hinteren, so kann auch unsere Regierung nicht stehen und sicher sein, wenn wir die Christen und die Bekenner der anderen Religionen, die nicht unsres Glaubens sind, gegen uns aufbringen. Darum lasset ab von den Angriffen auf die Christen, bestrebt euch aber eifrig, gute Werke zu thun, auf daß die Christen und die Bekenner der anderen Religionen das sehen, euch dafür loben und sich zu eurer Religion hingezogen fühlen.“ [91]) Aehnliche Aeußerungen finden sich bei dem großen Dichter Firdusi, wie Nöldeke in seiner Schrift über dessen Gedicht ausgeführt hat. [92])

Für die Entscheidung der Frage, wo die Heimath des Propheten, also auch der Religion und des Reiches Wistaspas sei, ist von großer Wichtigkeit, daß das Awesta sie nicht nach Baktrien versetzt, auch dieses Land, dessen Sprache irrig als die des heiligen Buches betrachtet worden ist, keinmal in Verbindung mit Zarathustra oder Wistaspa nennt; hat es doch wahrscheinlich erst Kyros an das medisch-persische Reich gebracht, und ward ein baktrisches Reich erst von den Nachfolgern Alexanders begründet. In den Jaschts wird gesagt, Wistaspa habe am Wasser Frazdanawa und an der Daitja, sein Bruder Zairiwairi an der Daitja geopfert und Sieg über den Chwiaona (Chioniten) Aredjadaspa erfleht, wie auch Zarathustra an der Daitja ein Opfer bringt.[93]) Der Bundehesch sagt, der See Frazdanawa liege in Segestan, auch die Daitja, deren Beiname Wanguhi (die Gute) der Benennung Weh-rod (der gute, d. h. mit seiner Wasserfülle Segen spendende Fluß) zu Grund liegt, soll nach der Erklärung der Pehlewi-Uebersetzung zu Wend. 1, 14 der Fluß von Segestan, der Hilmend (awest. Haitumant) sein, der in den Frazdanawa sich ergießt. Nach dem armenischen Schriftsteller Sebeos (30, 9) und nach dem Bundehesch ist jedoch Wehrod der Oxus; der See von Segestan, aus dem der Heiland, ein Nachkomme Zarathustras kommen soll, heißt im Awesta Kansawa, und liegt am Fuße des Berges Uschidarena; da in Segestan nur Ein See liegt, so müssen beide Namen denselben See bezeichnen, d. h. Frazdanawa

---

[91]) Nöldeke, Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden, aus der arab. Chronik des Tabari übers. S. 75. 162. 268.

[92]) Grundriß der iran. Philologie. Straßb. 1896. II, 2, 161.

[93]) Jascht 5, 104. 112. 9, 29. 17, 49. 61.

wird nur ein Beiwort („der eine Fülle von Flüssen aufnimmt") sein; wenn man Gewicht darauf legt, daß beide Namen verschiedenen Seen gegeben werden[94]), so könnte Frazdanawa das Ab istadeh südlich von Ghazna sein. Da der heilige See Kansawa mit wichtigen religiösen Vorstellungen in Verbindung steht, so könnte man denken, daß in einer Zeit, wo die Westländer in den Händen von Fremden waren, das Reich des Wistaspa gewissermaßen nach diesem Theil von Ariana gerettet worden sei, und Wistaspa in der That von Segestan aus gegen Ardjasp, den die spätere Sage (z. B. bei Firdusi) bestimmt in den Norden Baktriens versetzt, gezogen sei. Hierfür ist wichtig, daß bei Josua dem Styliten[95]) mit den Chioniten (syr. Khiunija, awest. Chwijaona) die Hunnen (Hûnijâ), d. h. die Hephthaliten in Baktrien gemeint sind, welche Peroz (459—484) bekämpfte.[96]) Nach Theophanes Byzantinus (schrieb 580)[97]) wohnen die türkischen Kermichiones jenseits des Tanais und entsprechen den alten Massageten; Tanais aber ist hier der Jaxartes, wie bei Arrian 3, 28. 30; so zieht auch Bahram Tschubin nach Sebeos (30, 5) nach der Eroberung von Bahl, der Hauptstadt der Thetal, bis jenseits des Wehrot (Oxus), wo er den König der Mazkhuth (Massageten, Kermichiones) tödtet.[98]) Nach Ammianus Marcellinus[99]) begiebt sich Sapor II. i. J. 356 vom mesopotamischen Kriegsschauplatz weit in das Innere, um entfernte Feinde, die Chionitae und Eufeni (wofür an der zweiten Stelle Gelani steht) zu bekämpfen; später kommt er mit Grumbates, dem Könige der Chioniten, und mit dem Könige der Albaner zurück; hier hat man den Eindruck, daß beide Könige Nachbarn seien, also die Chioniten nicht im Nordosten von Iran, sondern in der Kaukasusgegend zu suchen seien, wofür auch der Name der Gelani (sonst Gelae, die Gilanier) sprechen würde. Wenn man an die Gelonen Herodots, im Osten des Tanais oder Don denken dürfte, so würde die Wanguhi Daitja, der Fluß von Airjanem waidjo, der armenische Araxes sein, wie man meist annimmt, der Frazdanawa aber der armenische Hrazdan bei Eriwan, so daß die beiden sagenhaften Fürsten dem Chwiaona

94) z. B. West, Grundriß der iran. Philol. II, 1, 118, § 99.
95) Cap. 10. ed. Martin 9, 14. = Wright 9, 16.
96) s. Nöldeke, Ztschr. Morg. Gesellsch. 36, 686.
97) Corpus script. hist. Byzant. ed. Niebuhr I. Bonn 1829, 484, 6.
98) Das von Sebeos genannte Kazbiun erklärte Garrez (Journ. asiat. VI, 13, 178) für Gulzarriûn, Jaxartes; Marquart für verderbt aus Dizh-i rû'in, „das eherne Schloß", beide aus Firdusi bekannt.
99) 16, 9, 4. 17, 5, 1. 18, 6, 22.

Aredjadaspa von Armenien aus entgegen ziehend gedacht würden, und daß die öftern Einbrüche der Hunnen (Hon bei den Armeniern) durch das Alanenthor oder den Paß von Dariel Anlaß zu jenen Stellen der Jascht gegeben hätten. Sogar der Opferplatz jener Fürsten scheint nur deßhalb an die Daitja verlegt zu sein, weil die Religion in Airjanem waidjo offenbart worden ist, und die sämmtlichen Stellen des Jascht dürften wegen ihrer späten Entstehungszeit, nämlich frühestens damals, als die Chioniten in Verbindung mit den Haital, weißen Hunnen oder Juetschi auftreten (sie kamen 128 v. Chr. nach Baktrien), für Verhältnisse des hohen Alterthums nicht unbedingt entscheidend sein. Keinesfalls ist irgendwie an Baktrien als Sitz des Wistaspa zu denken.[100]) Nur die Zarathustralegende, wie sie im Schahnameh, in dem Abschnitt, welchen Firdusi dem Dakiki zuschreibt, sowie im Zaraduschtnameh erscheint, und deren Entstehung wahrscheinlich erst in eine Zeit fällt, wo Baktrien Sitz von Herrschergeschlechten war, wird das Reich des Wistaspa hierher verlegt, und wie künstlich diese Lokalisirung ist, zeigt die Nachricht, daß der Vater dieses Königs Baktra (Balch) gegründet dessen Großvater, der Kai und Pischin, noch in Persis geherrscht habe, was an die geschichtliche Nachricht erinnert, daß Ardaschir I. den König Pasin von Gopanan im Kreise Darabgerd besiegt und getödtet hat. Von den drei heiligsten Feuern befand sich keines in Baktrien, sondern das Adhar Guschnasp in Phraaspa, später Schiz genannt[101]), das Adhar churra oder Farnbag in Persis (Istachr), und das Adhar Burzin Mithr in Chorasan auf dem Berge Raiwant bei Nischapur; dieses Feuer ward erst von der Zarathustralegende nach Balch verlegt, und noch Firdusi (Dakiki) läßt es in Kischmer bei Turschiz in Chorasan brennen[102]). Die Hypothese vom baktrischen Ursprung der iranischen Religion ist von Spiegel gründlich widerlegt worden, und alle auf sasanidische Schriften zurückgehenden Nachrichten der persischen und arabischen Geschichtschreiber und Geographen, im einzelnen bisweilen unzuverlässig, aber in ihrer Einhelligkeit von fraglosem Gewicht, entscheiden sich dafür, daß Medien das Vaterland des Propheten gewesen ist.[103]) Der Kawa Wistaspa kann nicht der Großkönig, sondern muß der

---

[100]) vgl. Spiegel, Morgenländ. Zeitschr. 35, 641. 41, 296. Nöldeke das. 36, 686. Wilhelm das. 42, 96.
[101]) Ibn Churdâdhbih in Bibl. geogr. arab. ed. de Goeje VI, 119, 17. 120, 1.
[102]) Firdusi ed. Vullers 1499, 75. 77.
[103]) Tiele 113.

Fürst eines Theiles von Medien gewesen sein. Danghupaiti, wie Wistaspa genannt wird, bezeichnet nicht den König der Könige, der in den Inschriften chschâjathija chschâjathijânâm heißt; dieser Ausdruck findet sich nicht im Awesta, doch steht der Fratemadhât nach Jascht 10, 18 über dem Danghupaiti, wie auch von mehreren danghupatajô, also Vasallenkönigen oder Gaufürsten gesprochen wird, auch danghusasti, das Reich, die Landesherrschaft, steht über dem Danghupaiti. Gleichwohl betrachtet die Legende den Beschützer des Propheten als Großkönig von ganz Iran, und nachdem sein Sohn Spentodata (Isfendiar) noch vor dem Vater gestorben ist, knüpft sie an seinen Enkel die Dynastie der Achaemeniden an, von denen sie jedoch nur sehr wenige namhaft macht. Darf man eine Vermuthung wagen, so hätte Zarathustra zuerst an einem kleineren Fürsten in der Gegend des medischen Ragha einen Beschützer gefunden, später aber wäre auch der medische Großkönig ein Bekenner der Religion geworden und hätte daher den zarathustrischen Namen Fraoreta (Phraortes) „der Bekenner" erhalten. Wenn der Name von dessen Vater Dejokes nur Titel gewesen ist (Landesherr, altmed. dahjauka), sein Rufname aber Kyaxares (wie sein Enkel hieß), so würde schon dieser Fürst einen zoroastrischen Namen führen: Huwachschatara „der sehr schönes Wachsthum habende" (wie Fraschawachscha, Name eines Frommen; das Zeitwort wachsch wird in den Gathas, z. B. 34, 11 vom Wachsen des Reiches Gottes und der Religion gebraucht).

Ueber den Geburtsort des Propheten sind die Meinungen verschieden. In Atropatene oder dem nordwestlichen Theile von Medien herrscht die Dynastie des Atropates, die sich seit den Zeiten der Achaemeniden bis in das Jahr 10 unserer Zeitrechnung behauptet hat, und deren letzter Sproß Artavasdes in Rom gestorben ist. Der Sitz dieser Fürsten war im Winter Gazaka in der Ebene südöstlich des Urmiasees, welches Kaiser Heraklios 623 eroberte, im Sommer aber Phraaspa mit der Burg Vera (awest. wara), bei den Arabern Schiz, heute Tacht-i-Suleiman, ungefähr gleichweit entfernt von Mijana, Zendjan und Merhemetabad (in der Nähe von Gazaka), nahe bei den Quellen des Djaghatu, der an Gazaka vorbei in den Urmiasee fließt.[104]) Dieses Phraaspa, mit dem berühmten Feuer-

[104]) In der Stelle des Strabo 523 (ed. Meineke 735, 18) wird gesagt, Gazaka sei die Sommerwohnung, die Winterwohnung (dieses Wort ist in den Handschriften ausgefallen) Vera; daß es umgekehrt war, geht aus der geographischen Lage beider Orte hervor; das medische Hochland und Ekbatana wird stets



haus Adhar guschnasp am Ufer eines blauen, auf der Höhe seiner Burg gelegenen Sees, wahrscheinlich des Aswast, dessen Wasser nach dem Bundehesch bei der Bewirkung der Auferstehung gebraucht werden wird, ist bekannt durch eine furchtbare Niederlage des römischen Heeres unter Antonius, welche Plutarch und Dio Cassius beschrieben haben. Atropates und seine Nachfolger scheinen als Schirmherren zweier berühmter Feuertempel besonders eifrige Anhänger der zarathustrischen Religion gewesen zu sein, ja unter den Helfern des zukünftigen Heilandes wird ein nicht gestorbener, sondern nur dem Leben entrückter Held sein, der den unter Atropates Nachfolgern gebräuchlichen Namen Artavasdes (Aschawazdah) führt. Man findet daher die Nachricht, daß Zarathustra in Phraaspa oder Schiz geboren sei, es wird aber bemerkt, daß manche seine Geburt nach Rai (Ragha) verlegen, oder man vereinigt beide Ansichten dahin, daß sein Vater aus Schiz, seine Mutter aus Rai stamme. Man erkennt leicht, daß berühmte Stätten der Feuerverehrung und der Sitz der Nachfolger des Propheten für dessen Geburtsort ausgegeben werden; wenn wir Ibn Chordadhbih, der von zoroastrischer Herkunft war und als oberster Leiter des Postwesens unter den abbasidischen Chalifen 846 sein „Buch der Straßen und der Reiche“ verfaßte, also sehr gut unterrichtet sein mußte, Glauben schenken, so muß Urmia, welches Jakut 3, 354, 2 als Hauptstadt des Bezirkes Schiz bezeichnet (!), die Geburtsstadt Zarathustras gewesen sein.[105]) Von hier aus muß er sich nach Ragha (Rai) begeben haben, in dessen Nähe das geistliche Fürstenthum seiner Nachfolger seinen Sitz hatte. Wir kennen mehrere dieser später in Demawend auf der Burg Ustunawend wohnenden, zur parthischen Familie Karen gehörenden **Mas-i mughân** oder Großen der Magier aus der späteren Geschichte. Einer von ihnen betheiligte sich an dem Aufstand der Ispehbeds Windad-Hormizd und Scharwin gegen die Araber in Tabaristan, ward aber gefangen und in Rai enthauptet 783; der letzte Mas-i mughan wird noch achtzig Jahre später genannt. Es ist von

---

als Sommersitz der Könige bezeichnet, s. Brissonius I, c. 69. Nach Jakut 4, 272, 4. 5 liegt Djaznak oder Kaznâ (Gazaka), verschieden von Schiz, sechs Farsangen von Maragha und hat ein bekanntes Feuerhaus. Bei Sebeos (ed. Patkanean 24, 5) ist Gandzak deutlich unterschieden von dem „großen Feuer in der Provinz Atrpatakan“; 92, 11 scheint er es nach Gandzak selbst zu versetzen, dagegen richtig beide Orte getrennt bei Stephan von Taron, das. 178, 24 und Thoma Arzruni 92, 2 v. u.

[105]) Bibliotheca Geograph. arab. ed. de Goeje VI, 119, 17. 121, 12, not. h.

Spiegel[106]) gezeigt worden, daß diese Mas-i mughane dieselben sind, wie der Zarathustrotema in jüngern Theilen des Awesta, daß aber besonders eine Stelle im 19. Ha des Jasna, welcher eine Erklärung des in Gathasprache verfaßten Gebetes Ahu wairjo giebt und einen katechetischen Abschnitt folgen läßt, für die Frage nach der Herkunft Zarathustras wichtig ist. Sie lautet: „wer sind die Herren (Häupter)?, der Herr des Hauses, des Dorfes, des Stammes, der Gegend (des Landes), Zarathustra (ist) der fünfte (und höchste), für die Gegenden, welche andere sind als das zarathustrische Gebiet;[107]) (nur) vier Herren hat das zarathustrische Ragha. Wer sind dessen Herren? der Herr des Hauses, des Dorfes, des Stammes, Zarathustra ist der vierte."[108]) In Ragha verbanden also Zarathustra und seine Nachfolger die Hohenpriester, Zarathuschtrôtema, mit ihrer Würde als Priester auch die des Herrn der Gegend oder des Fürsten. „Gegend" ist dahju; deren Herr ist an unserer Stelle dachjuma ratu, sonst auch danghu-paiti (so heißt Wistaspa); hiervon eine Abkürzung ist dahjauka, der Titel, den Herodot durch Dêiokes wiedergiebt; dieser Deiokes ist nach Herodots Erzählung durch seine Gerechtigkeit als Richter zur obersten Herrschaft emporgestiegen. Die richterliche Thätigkeit ist aber aufs engste mit der Religion verknüpft, weil das Gesetzbuch von Zarathustra nach seiner Zwiesprache mit Ahuramazda aufgezeichnet worden ist. Merkwürdig ist, daß jenes dachjuma von den Persen mit „Richter" übersetzt[109]), und daß von Chusrau I. erzählt wird, seine Gattin sei die Tochter des Richters (dâwar) von Rai gewesen. Von diesen Verhältnissen ist zwar in den Gathas nicht die Rede, doch kann man nicht leugnen, daß von allen Nachrichten über den Geburtsort des Propheten, oder wenigstens über seinen und seiner Nachfolger Sitz die angeführte, dem Bago-nask entnommene Stelle des Religionsbuches selbst das größte Gewicht beanspruchen darf.

Ueber die Kämpfe für die Ausbreitung der Religion, auf welche die Gathas anspielen, über die an ihnen betheiligten Fürsten, die üblen Herrscher (dusch-chschathra), zu denen auch der in den Gathas nicht erwähnte Aurwasâra danghupaitisch, der Fürst des

---

106) Zeitschr. d. Morgenl. Gesellsch. 35, 629.

107) radji, Sanskr. radji (Reich); der Ablativ radjôit kann nicht vom Stamme ragha kommen, wie die Pehlewiübersetzung und auch einige Forscher annehmen.

108) vgl. Spiegel, Zeitschr. Morgenl. Gesellsch. 35, 630. Mills, Sacred books of the East 31, 265. Jackson, Journ. Amer. Orient. Soc. 15, 1893, 227.

109) Dinkart, herausg. von Peshotun D. Beramdjî Sandjana, IV, Bombay 1876, 111; vgl. auch Wispered 1, 30.

„weißen Waldes", d. i. Dascht-i bejâḍ im Bergland von Kain und Birdjand, und andere gehören, wissen wir nichts näheres, aber sie erinnern uns an die Zustände Mediens in uralter Zeit, wo sowohl nach den assyrischen Inschriften wie nach Herodot das Land von zahlreichen Häuptlingen beherrscht ward, bis das medische Reich ihre Gebiete — auch das des Fürsten Wistaspa alle vereinigte; ja man könnte sich versucht fühlen, in Astyages, dem Umman-manda oder König der Meder und Kimmerier, wie er in der Inschrift des Nabunid heißt, der den Götzentempel zu Harran zerstört und der von seinem eigenen Heere dem Kyros verrathen, von diesem nicht getödtet, sondern zu den Barkaniern geschickt wird[110]), den Priesterfürsten zu sehen, den der Sieger im Besitz der geistlichen Würde und des ursprünglichen Gebietes belassen habe. Herodot freilich sagt, Astyages sei bis zu seinem Tod in der Umgebung des Kyros geblieben.

Marburg, im Juli 1896.

---

[110]) Statt der Barkanier des Ktesias-Fragments bei Tzetzes, Chiliaden 1, 1, 82, hat Justinus 1, 6 die Hyrkanier, und die Gleichheit beider geht aus dem Ktesias-Auszuge des Photius hervor, wonach Megabernes Satrap der Barkanier wird; daß ein sonst unbekanntes Volk je eine Satrapie gebildet habe, ist nicht anzunehmen; die Stelle des Diodor (2, 2), wo Borkanier neben den Parthern, vorher aber Hyrkaner genannt werden, mag irgend ein Versehen enthalten; s. Gilmore's Ktesias 19. 20. 128. 137. Marquart, Philologus LIV, 3, 514.

Tertullian als Schriftsteller.

Von

Karl Holl.

Tertullians schriftstellerische Thätigkeit fällt in eine der bedeutsamsten Perioden der inneren Geschichte der christlichen Kirche. Die Zeit, der er angehört, bildet zwar nicht eine Epoche in dem Sinne, daß eine übermächtige Persönlichkeit oder eine einzelne tiefgreifende Frage das ganze geistige Leben beherrschte. Dennoch hat sie ein bestimmtes einheitliches Gepräge und es wird in ihr innerhalb der Kirche ein prinzipieller Fortschritt gemacht. Die großen Kämpfe, die das zweite Jahrhundert ausfüllen, der Kampf mit der dualistischen Gnosis, deren gefährlichster Vertreter Marcion war, der christologische Streit mit den beiden Richtungen des Monarchianismus, das Ringen mit dem Montanismus, der sich einer neuen, der vollkommenen Geistesoffenbarung rühmte, — lauter Auseinandersetzungen, in denen beide Theile behaupteten, das wahre Christenthum zu vertreten, nöthigen dazu, daß man sich innerhalb der Kirche über die Normen, die für das Christenthum maßgebend sein sollen, klar wird. Unbewußt wird dabei geschaffen, wo man nur zu erhalten glaubt: ehrwürdige Einrichtungen werden zu geheiligten, von Gott verordneten Instituten, Grundsätze, nach denen man sich vorzugsweise richtete, zu unbedingten Gesetzen, geheimnißvolle Glaubenserkenntnisse zu unantastbaren Dogmen. Mit Recht redet man daher von der Entstehung der altkatholischen Kirche in dieser Zeit.

Die mächtige Bewegung, in die die Kirche durch diese Kämpfe versetzt wurde, hat auch einen bedeutenden Aufschwung der christ-

lichen Literatur zur Folge gehabt. Nicht der tiefste, aber als Schriftsteller der interessanteste unter den Vorkämpfern der Kirche ist Tertullian. Während die alten christlichen Schriftsteller der Form ihrer Schriften nicht viel Aufmerksamkeit schenkten, — theils fehlte ihnen die erforderliche Bildung, theils glaubten sie der göttlichen Wahrheit etwas zu vergeben, wenn sie ihr mit menschlichen Argumenten zu Hilfe eilten — so hat er gewußt, daß es immer auch darauf ankommt, wie eine Wahrheit ausgesprochen wird. Und nicht bloß die formelle Kunst ist es, was Tertullians Schriften auszeichnet; sie sind zugleich Kundgebungen einer eigenartigen Individualität und der Schriftsteller Tertullian ist eines der interessantesten psychologischen Probleme.

Tertullians eigenthümliche schriftstellerische Kunst ist nicht in der Schule gelernt; sie stammt aus dem eigenen Genius, einer seltenen Verbindung von Leidenschaft und Scharfsinn, von rasch aufflammender Erregbarkeit und heftigem Drang sich durchzusetzen und sie beruht auf einer tiefgehenden Welt- und Menschenkenntniß. Wenn man von den älteren Schriftstellern zu Tertullian übergeht, so empfindet man den Unterschied stark, daß hier kein wandernder Philosoph zu uns redet, keiner, der dem Volk, bei dem er lebt, fremd ist, sondern ein eingesessener Bürger der zweiten Stadt des Abendlandes und ein Mann, der die Welt um sich herum scharf beobachtet. Er kennt Leben und Treiben bei Heiden wie bei Christen bis ins Kleinste, so daß auch die profane Geschichtsschreibung seine Schriften unter die vornehmsten Quellen der Sittengeschichte jener Zeit rechnet. Mit seinen kurzen, kräftigen Strichen weiß er uns den Aufwand in dem Haus des Reichen zu schildern, wo man mit gallischen Maulthieren und germanischen Sänftenträgern Staat macht (ad. ux. 4, 5), den vornehmen Mann, wie er mit entsetzlicher Mühe sich täglich seine Toga fälteln läßt und ängstlich darauf achtet, daß sie nicht zerdrückt wird (de pall. 5), die Frau am Spinnrocken (de cultu fem. II, 13) und die kokette Dame am Putztisch (de cultu fem.), ja selbst in die Kinderstube führt er uns, um uns das Kinderspielzeug (adv. Marc. III, 13) und die Diät der Wöchnerin zu beschreiben. Er kennt den Brauch der Schule, Schulfeste und Schulhonorare (de idol 10), das Treiben in der Rhetorenschule, wo die Studenten ihr φεῦ brüllen, (adv. Valent. 8) die wilde Aufregung im Zirkus und die ausgelassenen Volksfeste (ad ux. II, 6 apol. 35). Aber auch von den Erbschleichereien (de pat. 16), den Bemühungen des Ehemanns in den Besitz der

Mitgift der reichen Frau zu kommen (ad ux. II, 5), den Listen der suspekten Personen (de fuga in pers. 13), der Bestechlichkeit der Polizeiorgane (de fuga in pers. 13), dem gemeinen Parasitenthum (de pat. 16, apol. 39) redet er gelegentlich und sogar Stadtneuigkeiten, wie daß man neulich beim Bau des Odeums noch frisch aussehende Gebeine und Schädel, an denen noch Haare klebten, fand, versteht er geschickt anzubringen (de resurr. carn. 42 Scorp. 6). Doch sein Horizont reicht weiter. Er interessirt sich — vielleicht verleugnet sich darin der Soldatensohn nicht — für die großen Angelegenheiten des Reichs, für die Zustände im kaiserlichen Hause, für die Kämpfe und Siege der Armee. Er nennt die Prätendenten, mit denen es Septimius Severus zu thun hatte (apol. 35), er spielt an auf die Hinrichtungen während der Kämpfe der Parteien (ad mart.. 6), auf die Schlacht in Syrien und den blutigen Tag von Lyon (ad nat. I, 17). Er weiß, wie es oben zugeht, wo man Intriguen und Attentate gegen den Cäsar plant und er weiß, wie das Volk vom Cäsar spricht und wie es von ihm denkt (apol. 35). Und er hat Urtheil über die Zustände. Er kann die Christengesetze nach allen Seiten kritisiren und er vermag genau herauszurechnen, was das Christenthum durch Schädigung und Förderung einzelner Gewerbe in sozialer Beziehung für das römische Reich bedeutet (apol. 42).

Nicht daß er dieser ganzen Welt freundlicher gegenübergestanden wäre, als ein anderer seines Glaubens. Das Wort, das ihm einmal entschlüpft, „wenn es denkbar wäre, daß ein Kaiser Christ sein könnte" (apol. 21), zeigt, daß für ihn die Kluft zwischen Christi Reich und Weltreich nicht minder groß war, als für jeden anderen Christen, ja niemand hat einen so radikalen Bruch mit der ganzen Kultur des Reichs gefordert, wie er in de idololatria; nur beim Besuch der Schulen schließt er einen bezeichnenden Kompromiß (de idol. 10). Aber trotz dieses unversöhnlichen Gegensatzes — unwillkürlich fesselt ihn alles, was Leben ist, und seine Eigenart reagirt gegen jeden Eindrnck.

So hat er auch, als er in die christliche Gemeinde trat, die Augen aufgemacht. Man darf es als ein Kennzeichen eines guten Beobachters hinstellen, daß er auch die Unterströmungen, die verborgenen Stimmungen und Neigungen innerhalb des Kreises, in dem er sich bewegt, wahrnimmt. Selbst aus Cyprians Briefen erhalten wir kein so deutliches Bild von dem konkreten Leben in einer Gemeinde, von den kleinen Gegensätzen, den allmählich sich



bildenden Gewohnheiten, den Schwierigkeiten, die es im alltäglichen Leben zu überwinden galt. Tertullian malt uns bis ins Einzelne die Unzuträglichkeiten aus, die sich bei einer gemischten Ehe ergeben (ad ux. II, 4), er behandelt die frommen und abergläubischen Bräuche, die sich theils frei, theils im Anschluß an die christlichen Sakramente herausbilden; er hört auf das Gerede der Leute, wie sie unwillig darüber werden, daß einer das Martyrium provozirt und ihren Frieden gefährdet (de cor. 1), er achtet darauf, daß sie im gewöhnlichen Gespräch bei Betheuerungen immer noch die heidnischen Götternamen gebrauchen (de idol. 20), er weiß, daß die Laien kopfscheu werden, wenn man ihnen von einer οἰκονομία in Gott redet (adv. Prax. 3), er tritt dem Mißbrauch der Bibel in Laienkreisen entgegen, wo man schon anfängt, mit dem Schriftwort wie mit einem Gesetz umzugehen und sich darauf zu berufen, daß etwas nicht geschrieben stehe (de spect. 3, de cor. 2), er schilt die Laxheit, bei der es immer heißt: Das Fleisch (de monog. 12) ist schwach (von ad mort. an), er verhöhnt die Laien, die vom allgemeinen Priesterthum reden und ihre Würde plötzlich ablegen, wenn es sich um Pflichten handelt, er verspottet die Priester, die in pace leones, in proelio cervi sind. -- Tertullian ist gewöhnt, auch äußerliche Dinge ernst zu nehmen; es empört ihn, wenn man den Jungfrauen nicht gestatten will, sich zu verschleiern. Einer der seltenen Menschen, die nach Grundsätzen leben, mißt er, was er um sich herum sieht, an dem eigenen strengen Charakter und wenn er es schon für nöthig hielt, sein gutes Recht, das Pallium zu tragen, seinen Mitbürgern in einer ausführlichen Schrift darzuthun, so war er noch viel weniger der Mann, zu dem, was ihm in der christlichen Gemeinde nicht gefiel, zu schweigen.

Aus prakischem Interesse an den großen wie an den kleinen Angelegenheiten der Gemeinde sind seine meisten Schriften hervorgegangen; fast nur de patientia hat er rein aus innerem Drang geschrieben; er hat in dieser Schrift, des eigenen Wesens sich wohl bewußt, in erster Linie sich an sich selbst gewendet. Er bedurfte immer eines Anstoßes zum Schreiben. Es läßt sich verfolgen, wie immer eine Gruppe von Schriften gleichzeitig oder unmittelbar nacheinander entsteht und dann eine gewisse Pause eintritt. Er arbeitet stoßweise; erst wenn er in der Sache drin ist, wachsen ihm die Gedanken und findet er den Stoff zu neuen Schriften.

Aber wenn er gleich immer von einem äußeren Eindruck erregt erscheint, so ist es doch nicht seine Art, im Prophetengewand

aufzutreten und nur durch die Energie der eigenen Persönlichkeit zu imponiren. Nicht bloß, daß er in einer Zeit lebt, in der man schon das, was innerhalb des Christenthums gelten sollte, vorwiegend nach objektiven Maßstäben beurtheilte, sondern für ihn selbst ist scharfsinnige Reflexion eine nicht minder bezeichnende Charaktereigenschaft, als seine mächtige Leidenschaft. Was er für recht hält, das will er als richtig erweisen und merkwürdig — die höchste Erregung hat bei ihm den Scharfsinn nur gespornt: seine flammendsten Schriften sind zugleich durch die größte dialektische Kunst ausgezeichnet.

Die Apologeten haben sich zuerst in die Lage versetzt gesehen, Juden und Heiden ihre Meinung regelrecht zu beweisen; man kann zweifeln, wie weit diese Methode innerhalb der christlichen Gemeinde selbst damals schon eingebürgert war, wie weit noch die Auktorität einer begeisterten Persönlichkeit genügte, um eine Meinung zum Sieg zu bringen. Tertullian demonstrirt in allen seinen Schriften, vor Christen, wie vor Heiden, bei dogmatischen, wie bei praktischen Problemen, und welch ein gewaltiger Fortschritt liegt in seiner Methode gegenüber der der früheren! Den Apologeten muß man immer eine gewisse Naivetät zu Gute halten, in der sie redlichen Eifers Dinge vorbringen, die bei schärfer kritisirenden Gegnern im besten Fall ein Lächeln hervorrufen mußten. Sie sind entzückt über Anklänge an christliche Gedanken bei Philosophen und Poeten, über symbolische Beziehungen, die sie herausfinden, eine Analogie erscheint ihnen als ein Beweis, die tiefsinnigste Auslegung einer Schriftstelle als die einzig mögliche. Tertullian weiß besser, was ein Beweis ist. Er hat darum auf manche Beweismethoden ganz verzichtet. Er hält es für verlorene Liebesmühe, durch den Nachweis von Uebereinstimmungen zwischen den Philosophen und Poeten und zwischen den Lehren des Christenthums dessen Wahrheit erweisen zu wollen. Er urtheilt sehr kühl über die Erfolge der wissenschaftlichen christlichen Apologität überhaupt: niemand lese diese Litteratur, als wer schon Christ sei (de testim. an. 1) und er macht einmal die treffende Bemerkung, daß die Philosophen ihre übereinstimmenden Sätze auf andere Beweise gründeten oder aus denselben Beweisführungen andere Schlüsse zögen (de an. 2) — ein Unterschied, über den andere leicht hinweggesprungen sind. Wenn darum rein spekulative Argumentation bei ihm sich nicht findet — er kann allerdings nicht umhin, einige philosophische Begriffe und metaphysische Sätze herüberzunehmen —, so bleibt ihm innerhalb des

beschränkten Gebiets, auf dem er allein argumentirt, noch ein weites Feld, um an dem rationellen und exegetischen Beweis seinen Scharfsinn zu zeigen. Er liebt es, in seinen Schriften gerade auch methodische Erörterungen über die Bedingungen des richtigen Beweises einzuflechten. Er ist sich bewußt, daß es beim rationellen Beweis vor allem auf die Obersätze ankommt und er macht es Praxeas nach allen Richtungen hin klar, daß man mit einem Satz: „bei Gott ist kein Ding unmöglich", nicht kommen dürfe (adv. Prax. 10). — Es unterliegt dem Takt des Schriftstellers, wie weit er es für nöthig hält, die allgemeinen Sätze, auf Grund deren er urtheilt und schließt, auszusprechen, es hängt von seiner Befähigung ab, wie weit er im Stande ist, die allgemeine Wahrheit konkret auszudrücken. Hierin zeigt sich die Individualität, hier scheidet sich der Stümper und der Schulmeister von dem originellen Geist. Tertullian macht es Freude, allgemeine Wahrheiten auszusprechen, und ihnen prägnante Form zu geben. Daher das Sententiöse seiner Schriften, das schon Vincentius von Lerinum zu dem Ausruf veranlaßt hat: quot paene verba tot sententiae. Und in der That ist eine ganze Fülle von fruchtbaren und anregenden Gedanken so im Vorübergehen von Tertullian ausgesprochen worden: ich erinnere nur an die berühmten Worte: nihil veritas erubescit nisi solumnodo abscondi; nemo proficiens erubescit; plerumque non quia fortis est, vincit quis sed quoniam ille qui victus est nullis viribus fuit. Noch höher steht Tertullian in seiner klaren Erkenntniß der Bedingungen des exegetischen Beweises. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die Normen der richtigen Exegese im Alterthum von Niemand so klar ausgesprochen worden sind, wie von Tertullian: er schärft ein, daß man eine Stelle nicht aus dem Zusammenhang reißen dürfe, daß man die konkrete Situation, die Stimmung des Redenden, seine Gesammtanschauung mit in Rechnung nehmen müsse, um den richtigen Sinn eines Wortes zu treffen. Er hat für die Auslegung der Gleichnisse so klare Grundsätze aufgestellt, wie man sie nur wünschen kann, er hat schlagend gezeigt, daß der Beleidiger in 2. Cor. 2 nicht mit dem Blutschänder in 1. Cor. 5 identisch sei und er hat den Nachweis, daß Marcion das Lukasevangelium verstümmelt habe, mit Argumenten führen können, der sich kein moderner Kritiker zu schämen brauchte.

Obwohl Tertullian selbst seine Grundsätze oft genug mißachtet, obwohl er von ihnen meist nur da Gebrauch macht, wo es für seine Meinung vortheilhaft ist, ihre Aufstellung ist eine That, ist

eine bleibende Errungenschaft. Wie hoch muß man es doch veranschlagen, daß zur selben Zeit, in der die Inspiration der heiligen Schriften im dogmatisch strengen Sinn behauptet wird, exegetische Grundsätze ausgesprochen werden, die auf die natürlichen, menschlichen Bedingungen ihres Zustandekommens rekurriren!

Doch damit wären nur Vorzüge genannt, die bei der Auseinandersetzung des Einzelnen hervortreten. Aber Tertullian hat auch die Schriften als ganze in einen kunstvoll zusammenhängenden Beweis zu verwandeln verstanden. Er muß jede Frage, die er in einer Schrift behandelte, auf's sorgfältigste daraufhin studirt haben, welches der entscheidende Punkt ist, von dem aus er operiren kann, und welches die starken Seiten des Gegners sind, und meisterhaft hat er daraufhin seine Schriften aufgebaut, immer die schwächeren Gründe voranstellend und allmählich die Argumente steigernd, den Angriff auf die Position des Gegners sorgfältig vorbereitend, um ihn schließlich zu erdrücken. Eine der am schönsten angelegten Schriften ist de resurrectione carnis. Tertullian sagt es uns selbst, daß der stärkste Rückhalt, den die Leugnung der Auferstehung des Fleisches hat, die Stelle 1. Kor. 15, 50 ist. Er nimmt nun in seiner Schrift zur Voraussetzung, daß an der Auferstehung der Todten im Grund Niemand zweifelt, nur die Auferstehung des Fleisches sei umstritten, weil man das Fleisch dessen für unwerth halte. Darum setzt er ein mit dem Nachweis, daß das Fleisch, weil von Gott geschaffen und nicht, wie die übrige Welt, bloß hervorgerufen, eine gewisse Würde habe. Er schreitet dann dazu fort, die Denkbarkeit einer Fleischesauferstehung zu zeigen: er weist dafür hin auf die Schöpfermacht Gottes und auf die Analogien von Naturvorgängen, bei denen Gott für den Menschen Vergangenes wiederherstellt. Aber, sagt er selbst (c. 14), nun fehle noch der positive Grund, wodurch die Fleischesauferstehung als nothwendig erwiesen würde: er findet diesen in dem Gedanken, daß das Fleisch Werkzeug des sittlichen Handelns sei und daher auch an dem Lohn des sittlichen Handelns theilnehmen müsse. Dann erst, nachdem er die Fleischesauferstehung als sittliches Postulat erwiesen, wendet er sich zum exegetischen Beweis. Da die Gegner die betreffenden Schriftstellen allegorisiren, steckt er zuerst die Grenzen der Allegorie ab, nimmt dann die alttestamentlichen Stellen vor, um schließlich bei 1. Kor. 15, 50 anzukommen. Er macht die Wucht des ganzen bisherigen Beweismaterials geltend, um endlich auch diese Stütze den Gegnern zu entreißen. So weitgedehnt oft der Beweisgang

ist, nie verliert Tertullian sein Ziel aus den Augen und jede Schrift ist ein Ganzes aus einem Guß.

Indessen Tertullian ist ein viel zu guter Menschenkenner, als daß er nicht wüßte, daß kaum einer durch theoretische Gründe sich überzeugen läßt. Ueberzeugen heißt in Wirklichkeit so viel wie umstimmen und für den Schriftsteller handelt es sich darum, einen Gesammteindruck von der Wahrheit und dem Recht seiner Sache hervorzurufen, der den Leser für sie einnimmt, ohne daß er sich dessen bewußt wird. Wer Andere gewinnen will, der muß vor Allem den Eindruck erwecken können, daß er selbst seiner Sache vollkommen sicher sei. Tertullian weiß wohl, was er thut, wenn er manchmal eine Sache wie spielend angreift, als ob ihm gar nicht viel an der Auseinandersetzung läge (de praescr. haer., Scorp.) und das andere Mal ungestüm in mediam rem springt (de carne Christi). Aber mehr als das —, die Kunst, sich als denjenigen hinzustellen, der von vornherein Recht hat, hat Tertullian zum System ausgebildet, in seinem berühmten Verfahren der praescriptio. Er versteht darunter die Geltendmachung des formellen Rechts, vor der sachlichen Erörterung die Bedingungen des Streits festzusetzen. Das kann die Wirkung haben, daß dem Gegner das Wort überhaupt abgeschnitten wird (de praescr. haer.) oder auch nur die, daß ihm nur die Beweismittel beschränkt werden (de pudic. 6). Tertullian hat dieses Verfahren im großen Stil angewandt, wenn er seinen antignostischen Schriften die Schrift de praescriptione haereticorum vorausschickt: die Häretiker haben kein Recht, sich auf die heiligen Schriften zu berufen, denn — so lautet hier die praescriptio — benutzen darf eine Sache nur, wer rechtmäßiger Eigenthümer ist; rechtmäßige Besitzerin der heiligen Schriften aber ist die katholische Kirche; er hat die gleiche Methode sehr häufig innerhalb der Schriften verwendet. Mit der Offenheit, mit der er seine Kunstgriffe sehen läßt, hat er selbst uns verrathen, was er damit bezweckt: wer auf objektiven Streit sich einläßt, der hat schon halb verloren, er hat sich dem Gegner gleichgestellt und dadurch seine Ueberzeugung in das Licht der bloßen Meinung gerückt (de praescr. haer. 18). — Aber Tertullian ist in den meisten Fällen so liberal, auf die praescriptio zu verzichten: er braucht sich nicht vor einer sachlichen Erörterung zu fürchten (adv. Marc. I, 1; 22). In dieser Wendung liegt jedoch nur ein neuer geschickter Kunstgriff, um den Eindruck der Argumente zu steigern. Tertullian versteht es, sich den Anschein zu geben, als ob er seinem Gegner

gegenüber höchst großmüthig wäre. Er beweist von einem Schriftwort, das jener für sich anführt, daß es überhaupt bloß den Heiden gelte, dann — freiwillig verzichtend, daß, selbst wenn es auf Christen ginge, er immer noch im Rechte wäre. Er macht Einwände, die die entgegengesetzte Ansicht ausschließen sollen, um diese dann aufzugeben und zu zeigen, daß er auch so noch siegen kann; er deutet, wenn er Beweise anfängt oder schließt, gerne noch hin auf anderes, das er vorbringen könnte, — alles in der Absicht, die Meinung zu erwecken, daß im Hintergrund noch eine unerschöpfliche Fülle von Beweismaterial lagerte, (Schluß von de carne Christi; de pud. 7; de praescr. haer. 9). Wenn er verschiedene Argumente hintereinander vorführt, die er fein gegen einander abstuft, so erfährt der Leser vielleicht bei den Uebergängen, daß das eben vorgebrachte noch nicht vollkommen zwingend sei; während es ausgeführt wird, wird ihm das Gefühl beigebracht, daß es ein vollwichtiger Beweis sei und Tertullian erzielt die Wirkung, daß es scheint, als ob es nach schlagenden Argumenten immer noch stärkere Gründe für seine Meinung gebe (de carne Chr. 7).

Doch Tertullian hat auch solidere Mittel, um den Leser von seiner Ueberlegenheit zu überzeugen. Er liebt es, große antiquarische, naturwissenschaftliche, medizinische und philosophische Kenntnisse vor dem Leser auszubreiten — selbst bei einer Sache, die ihn so tief ergriff, wie der Anlaß von de corona militis, hat er zu diesem Mittel gegriffen. Man hat ihn deswegen schon einen Gelehrten genannt. Gewiß mit Unrecht. Zu nichts hat Tertullian weniger das Zeug, als zum Gelehrten. Es ist geradezu auffällig, wie wenig nachhaltig auch diejenige Literatur, die er ernsthaft studirt hat, auf ihn gewirkt hat. Für seine apologetischen Schriften hat er Justin, für seine antignostischen den Irenäus gründlich studirt — es ist zum Staunen, was unter seinen Händen aus dem Stoff wird, den Justin und Irenäus so reizlos darbieten; Tertullian besitzt die im Alterthum so seltene Gabe, Gedanken anderer originell wiederzugeben — aber wo ist, abgesehen von ein paar nachklingenden Formeln, ein Einfluß der Erlösungslehre des Irenäus, wo sind die tieferen Gedanken der Logoslehre Justins? Tertullians Gelehrsamkeit ist immer eine ad hoc erworbene. Soweit sie profan ist, stammt sie aus den beliebten Handbüchern des Plinius, des Varro, des Claudius Saturninus, des Soranus und Tertullian folgt nur einem gewöhnlichen literarischen Brauch, wenn er neben oder an-

statt seiner Gewährsmänner deren Quellen nennt. Man thäte ihm dennoch Unrecht, wenn man behauptete, daß er diesen Stoff nur beizog, um damit zu prunken, er wollte wirklich über die Sache sich orientiren und man muß rühmen, wie trefflich er den trockenen Kompendienstoff für seine Zwecke nutzbar zu machen wußte. Wo er diese Literatur zum Beweis für seine Meinung aufrufen kann, da stellt er damit seine Behauptung in das Licht des für jeden Vernünftigen Selbstverständlichen; es mußte verblüffen, wenn er die Heiden aus ihrer eigenen Literatur über ihre Religion belehren konnte und bei den Christen machte es gewiß Eindruck, wenn er zeigen konnte, welchen Sinn die versteinerten, von ihnen harmlos mitgemachten Bräuche ursprünglich gehabt hatten.

Aber es gilt nicht bloß die eigene Meinung zu empfehlen, sondern auch die widerstrebenden Neigungen des Lesers zu bekämpfen. Tertullian fühlt es selbst, welch' rigorose Forderungen er in seinen asketischen Schriften aufstellt. Er macht den Leser aber immer dadurch mürbe, daß er ihm zuerst vorhält, daß man eigentlich noch viel weiter gehen müßte. Er will die zweite Ehe dem Christen verbieten, so führt er ihm zunächst zu Gemüthe, daß sich nichts dagegen einwenden ließe, wenn die Ehe überhaupt verboten würde (de monog.) Er will, daß man die Jungfrauen, die sich verschleiern wollen, in Ruhe läßt, deswegen beweist er, daß Verschleierung strikte zu fordern sei.

Auch feinere Stimmungen beim Leser weiß er zu treffen. Es scheint mir wohlbedacht, wenn er die Schrift de anima, in der er sich viel mit Plato auseinandersetzt, damit eröffnet, daß er das Verhalten des Sokrates an seinem Todestage als erkünstelte Ruhe hinstellt. Ich meine, er fühlt, welche Weihe die platonischen Anschauungen über Seele und Unsterblichkeit dadurch erhielten, daß sie dem sterbenden Sokrates in den Mund gelegt waren.

Doch für gewöhnlich erreicht er dieses Ziel, den Leser von bestrickenden Einflüssen loszulösen, auf eine mehr direkte Weise, durch seine Ironie. Er hat es mit keinem Gegner zu thun, den er nicht persönlich angriffe und wo wie bei Marcion, dem sanctissimus magister der Charakter ihm keine Handhabe bietet, da muß die Heimath herhalten. Für jede Meinung findet er einen Kontrast, um sie lächerlich zu machen. Er hat auch über dieses Mittel freimüthig bekannt: „Wenn man da und dort lacht, so wird damit nur der Sache ihr Recht werden. Manche Dinge sind es werth, auf diese Weise widerlegt zu werden, damit man ihnen nicht

durch die ernsthafte Behandlung Verehrung zollt. (adv. Valent. 6)"
Aber die Fähigkeit, zu ironisiren, ist nur eine Seite einer viel größeren Gabe. Tertullian besitzt Witz im weitesten Sinne des Wortes. Freilich steht ihm keine wirklich schöpferische Phantasie zu Gebote. Er hat nicht ein einziges ruhiges und anschauliches Bild entwerfen können. Die innere Freude, die dazu gehört, fehlte dem bitteren Manne. Aber Witz im weitesten Sinne des Wortes, jene Kunst, durch angedeutete Beziehungen die Sache zu umspielen und dem Ausdruck Farbe zu geben, das besitzt Tertullian im reichsten Maße. Daher funkeln seine Schriften in einem eigenthümlichen, man möchte sagen, metallischen Glanz; sie scheinen um so reicher, um so reizvoller, je mehr Gedanken nur zwischen den Zeilen angedeutet werden. Nie hat ihm dabei das treffende Wort gefehlt; er greift unbekümmert in die vulgäre Sprache hinab, so ungenirt, wie er auch selbst Worte neu bildet. Denn er will mit den Worten charakterisiren, nicht Schulbildung an den Tag legen.

Aber wenn man sich von dem ersten bestrickenden Zauber der tertullianischen Schriften losgemacht hat und sich die Gründe überlegt, die Tertullian für seine Meinung beigebracht hat, so ist man häufig nicht bloß dadurch überrascht, wie viel lediglich formale Erörterungen der Behandlung der Sache selbst vorgeschoben sind, man staunt noch mehr über die Leichtigkeit, mit der Grundsätze, die manchmal unmittelbar vorher aufgestellt waren, wieder verleugnet werden. Den schönsten exegetischen Grundsätzen wird gleich darauf ins Gesicht geschlagen, die rationelle Beweisführung gilt das eine Mal als entscheidend, das andere Mal setzt er sich darüber hinweg. Man kann Tertullian nicht naiv nehmen; bei ihm führen die Vorwürfe, die man deswegen erheben muß, auf den Charakter zurück. Aber in ein noch bedenklicheres Licht tritt der Mann, wenn man sieht, wie er im Stande ist, dasselbe, was er verherrlicht hat, in den Koth zu treten. Wie warm konnte er früher von den christlichen Märtyrern reden und wie schamlos hat er sie in de pudicitia heruntergerissen! Derselbe, der in ad uxorem ein christliches Familienleben so schön schildern konnte, vermag in de exhortatione castitatis den Wittwer als erlöst von der Fessel des ehelichen Lebens glücklich zu preisen. Ist Tertullian im Grunde ein Mann ohne Ernst und Tiefe, ist er ein Advokat, der jede Meinung rechtfertigen kann? Oder, wenn es ihm ernst bei der Sache ist, wo spricht er dann im Ernst? Man kann von Tertullian dem Schrift-

steller nicht reden, ohne von Tertullian dem Theologen, ohne von dem Christen zu reden.

Worin besteht das persönliche Interesse, das Tertullian am Christenthum nimmt? — In guter Stunde hat Tertullian einmal eine kleine Schrift de testimonio animae geschrieben. Der Gedanke ist ihm entstanden, während er die zweite seiner großen Apologien, den Apologetikus, schrieb. Er möchte auf dem kürzesten Wege die Wahrheit des Christenthums erweisen und er findet den einfachsten Beweis für seinen Glauben darin, daß in unmittelbaren Empfindungen und unwillkürlichen Regungen der Seele sich Ahnungen christlicher Wahrheiten verrathen. Ich muß es mir versagen, auf den Inhalt dieser religionsphilosophisch höchst bedeutsamen Schrift näher einzugehen. Nur das ist in diesem Zusammenhang hervorzuheben: wenn Tertullian überhaupt die Idee konzipiren konnte, bestimmte christliche Gedanken als von jeder Menschenseele geahnt nachzuweisen, so müssen diese Gedanken bei ihm selbst das Innerste, das am lebendigsten Empfundene gewesen sein. Die Ideen, die er hier entwickelt: der Glaube an Gottes Güte und Gerechtigkeit, der Glaube an Dämonen, die den Menschen plagen und ständig zum Bösen reizen, und der Glaube an ein künftiges Gericht — das sind die Grundpfeiler seines Christenthums. Es ist beachtenswerth, daß der Nachdruck auf die sittliche Seite dieser Ideen fällt. Ueber die Gerechtigkeit Gottes weiß er mehr zu sagen, als über die Güte; die Vorsehung Gottes bethätigt sich in seinem sittlichen Regiment. Was für Tertullian das Große und Erhebende am christlichen Glauben ist, das ist das Gefühl, daß er als Christ unter einer Macht steht, die imponirt, indem sie den Menschen in eine strikte Ordnung zwingt und ihn emporhebt, indem sie ihn für seine Thaten verantwortlich macht. Es ist bezeichnend, daß der einzige Gegner, gegen den sich Tertullian in dieser Schrift wendet (auch gegen ihn ohne seinen Namen zu nennen) Marcion ist. Der Haß Tertullians gegen Marcion ist tief religiös begründet. Ein Gott, der nicht zürnt und nicht richtet, ist für Tertullian gar kein wirklicher Gott. Nur von der Güte Gottes leben wollen, das heißt für ihn die Religion auflösen in einen süßen Traum. Wenn nur Marcion ihm den Gefallen gethan hätte, sittlich lax zu sein! — Auf das ernsthafte Bedürfniß, die religiöse Welt sich als eine wirkliche Welt vorzustellen geht es denn auch zurück, wenn Tertullian alle Gegenstände des Glaubens körperlich gedacht wissen will. Wirken kann nur ein Körper, so lautet sein metaphysisches Axiom. Jeder Versuch, die

religiöse Welt zu spiritualisirten, gefährdet ihm die Wahrheit seines Glaubens und man kann diese Empfindung verstehen: denn das Umdeuten der religiösen Begriffe, wie es die Gnostiker übten, hieß in der That mit der Religion spielen. Aber andererseits ist dieses Streben, die religiöse Welt in vollem Sinn als wirklich zu nehmen identisch mit einem gewissen Rationalismus. Denn als wirklich kann man doch nur dasjenige vorstellen, was man nach Analogie der gegenwärtigen Welt sich denkt. Man pflegt Tertullian um eines Worts willen, das er mit dem Bestreben, was ihm bestritten wird, jetzt erst recht zu sagen, möglichst prononcirt ausgesprochen hat,*) als einen Mann hinzustellen, dem die Paradoxie das Charakteristische des Religiösen ist. Aber der gleiche Tertullian hat auch schreiben können: „Es ist schon daran genug, daß es heißt: Christus, der Sohn Gottes, sei gestorben und auch das, weil es so geschrieben ist. Denn auch der Apostel hat, als er nicht ohne Beschwer es aussprach, Christus sei gestorben, hinzugefügt: nach der Schrift, um die Härte der Aussage durch die Auktorität der Schrift zu mildern und den Anstoß beim Hörer zu heben." Und hier spricht er, wie mir scheint, seine Herzensmeinung aus. Es ist stehende Gewohnheit bei ihm, wo er irgend kann, den rationellen Beweis für seine Meinung zu erbringen und auch das, was er positiv beweist, womöglich rationell zu unterbauen. Das ist mehr als bloßes Bestreben, die Gründe zu vermehren. Was er annehmen soll, das muß ihm auch denkbar sein.

Wir haben damit nur die Grundmotive genannt, auf denen Tertullians Christenthum ruht. Tertullian lebt aber in einer Zeit, in der das Christenthum sich schon zu reichen Formen entwickelt hatte. Mit geschichtlicher Nothwendigkeit hatten sich zwischen die einfachen Gedanken, um die sich auf heidenchristlichem Boden zunächst Glauben und Leben der Christen bewegte, Mittelglieder eingeschoben, waren im Hintergrund stehende Gedanken hervorgehoben und weiter ausgebildet und dafür Verbindungen gelöst worden, die ursprünglich im Bewußtsein lebendig waren. Je weiter man von der Zeit der ersten Zeugen rückte und je weniger der Enthusiasmus Gehaltvolles zu erzeugen im Stande war, desto mehr überflügelte die Auktorität des Ueberlieferten, der mündlichen wie der schriftlichen Tradition, das

*) de carne Chriti 5. „Gekreuzigt ist Gottes Sohn?" Daran ist nichts, dessen man sich zu schämen brauchte, weil Schmach zur Sache gehört. „Und gestorben ist Gottes Sohn?" Ganz glaublich, weil es thöricht ist. „Und aus dem Grab ist er wieder auferstanden?" Ganz gewiß, weil es unmöglich ist.



Ansehen der unmittelbaren Offenbarung. Aber Kanon und Tradition, die die Offenbarung Gottes überlieferten, sind noch viel zu allgemeine Größen, um das wirkliche Leben damit zu regieren: das Bischofsamt und die kurze Glaubensregel sind die greifbaren Normen geworden, nach denen man sich richtete. In der Lehre ist die Frage, wie das Göttliche in Christo zu deuten und wie die Gottheit Christi mit dem Monotheismus zu vereinigen sei, in den Vordergrund gerückt und wenn man bei den Apologeten noch darüber streiten kann, ob die Logoslehre ihnen nicht bloß der geschickteste Anknüpfungspunkt für das Verständniß der heidnischen Leser ist, so ist jetzt — der Monarchianismus ist Symptom dafür — die Lehre, daß in Christo das Wort Fleisch geworden, das Zentrum, der Schlüssel der Christologie. Im praktischen Leben hat sich die Kirche vor Allem dazu verstehen müssen, anzuerkennen, daß es auch nach der Taufe noch eine Buße giebt und sie ist eben daran, die Konsequenzen dieses Gedankens zu ziehen. Das Alles hat sich so sehr mit innerer Nothwendigkeit vollzogen, daß wohl begreiflich ist, wenn die altkatholischen Väter des Glaubens waren, es sei immer so gewesen. Und doch wie gründlich war durch leise Verschiebungen das Christenthum verändert, wie komplizirt war dadurch, daß nichts im Grundsatz aufgegeben war, die Situation geworden! Wenn die Logoslehre das Zentrum der Christologie bildet, wie stimmt die Gottesanschauung, die ihr entspricht, der erhabene weltferne Gott, zu dem Gott des Alten Testaments, der mächtig in die Geschichte eingreift? Und es gehörte doch zum Eindrucksvollsten am Christenthum, daß hier an Stelle des ersonnenen Gottes der Philosophen ein lebendiger Gott gesetzt war! Wenn die Logoslehre den Gedanken einschließt, daß Gott nach weisem ewigem Plane die Welt regiert, wie paßt das zu den ursprünglichen Motiven der Eschatologie, die aus der Idee entsprang, daß Gott in den Weltlauf, der sich wider seinen Willen gekehrt hat, jetzt eingreifen muß? Wenn die Anschauung sich entwickelt, daß Gute und Böse nach dem Tod sich nicht im gleichen Zustand befinden, verblaßt nicht dann der Gedanke des künftigen Gerichts? Welch' ein Widerspruch, wenn die Kirche zugestehen muß, daß es verzeihlich ist, wenn einer nach der Taufe noch eine schwere Sünde begeht und daneben es noch Leute in der Gemeinde giebt, die sogar noch mehr thun, als verlangt wird! Und erheben sich nun darüber Fragen, wo ist die Norm, die sicher entscheidet: ist es der Kanon? aber der besteht aus zwei ungleichen Theilen, jedenfalls das Zeremonielle im Alten Testament ist auf-

gehoben. Ist es die Tradition, aber wo ist die ächte? Sind es Bischof und Glaubensregel? Aber ist ihre Auktorität nicht der des Kanons untergeordnet?

Es giebt keinen Theologen dieser Zeit, der nicht unter diesem komplizirten System geseufzt, keinen, der nicht, sowie er auf Prinzipienfragen stößt, sich in Widersprüche verwickelt hätte. Die Widersprüche, die sich in Tertullians de praescriptione haereticorum finden, lassen sich restlos bei Irenäus nachweisen. Aber Theologen wie Irenäus waren im Stande, die einzelnen religiösen Gedanken in inneren Zusammenhang zu setzen und die innere Geschlossenheit des Systems täuschte sie darüber, wie weit es begründet war und wie weit es mit den Normen übereinstimmte. Für ihre Ueberzeugung, daß ihr Glaube schriftgemäß sei, genügte es, wenn sie ihre Anschauung an einzelnen wichtigen Punkten aus der Schrift belegen konnten. Hier aber versagte dem Tertullian die Kraft. Er hat als guter katholischer Christ das Dogma und was mit ihm zusammenhing, angenommen, obwohl er für sein eigenes religiöses Leben wenig davon Gebrauch macht. Nur der Kanon ist ihm schlechthin unentbehrlich. Er braucht diesen Quell religiöser Gedanken und er kann auch die äußere Auktorität als Stütze nicht entbehren; er kennt nicht bloß seine Bibel, er geht mit ihr um, wie die vielen feinen von ihm eingestreuten Schriftgedanken beweisen, die bei seiner Grundanschauung überraschen (vergl. namentlich die Verwendung paulinischer Gedanken). Aber ihm fehlt die Ruhe und das theoretische Interesse, um das Einzelne zu verknüpfen und aus all dem Ueberlieferten sich eine Gesammtanschauung zu bilden. Er vermag wohl, wie in adv. Prax. einzelne Vorstellungen zu zergliedern, Schemata zu finden, mittelst deren man eine Sache vorstellen kann, aber sie verbinden, zusammenfassen und mit dem eigenen religiösen Leben in Beziehung setzen, das geht über seine Kraft. Hat er aus seiner Trinitäts- und Zweinaturenlehre etwas religiös Bedeutsames folgern können, etwa wie bei Irenäus seine Anschauung von der Gottmenschheit Christi in engster Beziehung zu seiner Erlösungslehre steht? Sein theoretisch bedeutendstes Werk, de anima, zeigt deutlich diese Schranke seiner Begabung. Das Problem ist klar zerlegt und jeder einzelne Punkt mit dialektischer Kunst erörtert, aber hat er es verstanden, die innere Einheit seiner Motive zum Ausdruck zu bringen?

Und nun, wenn es gilt, die katholische Kirche zu vertheidigen

so ist er schlimmer daran als andere: die Gründe, die ihn wirklich bestimmen, kann er nicht sagen; er ist gezwungen, mehr mittelst der Auktoritäten als aus der Sache heraus den Kampf zu führen und doch fühlt er, wo die Auktoritäten zum Erweis der Anschauung, die ihm unmittelbar feststeht, nicht zureichen. Das ist das geradezu tragische Geschick Tertullians, daß er auf eine Methode formal prinzipieller Argumentation angewiesen ist, er, der doch viel besser als die andern sieht, wie schwankend, wie widerspruchsvoll die Prinzipien sind. Den guten Glauben eines Irenäus, bei dem alles so herrlich zusammenstimmt, der, wenn die eine Auktorität nicht zureicht, ruhig zur andern greift, kann er nicht theilen; er sieht alle Einwendungen, die man erheben kann, er sieht sie, wie er selbst sie bei nächster Gelegenheit erheben würde. Sein gefährlichster Gegner ist immer er selbst. Es drängt ihn heraus aus der künstlichen Beweisführung, darum schreibt er Bücher wie de testimonio animae und de praescriptione haereticorum; er will ein einfaches ernstes Christenthum, wie er es in ad uxorem und im Apologeticus so schön hat schildern können, und darum haßt er die curiositas, haßt er die Gnostiker, die Fragen aufwerfen, mit denen man ja doch nie fertig wird und die den Ernst des Christenthums nur schädigen (de praescr), darum verwahrt er sich heilig, daß er selbst Einwände und Fragen erhebe, die nicht von andern ausgesprochen seien (de bapt. 12). Und doch muß er reden! Sein Fluch ist nur, daß er die Gabe besessen hat, sich in jeder Situation zu helfen, daß er gerade die Komplizirtheit des Systems dazu benutzen kann, um immer seine Meinung als die giltige zu erweisen — nie geistlos, nie ohne treffende Gedanken dabei auszusprechen und doch eine verzweifelte Kunst!

Aus dieser qualvollen inneren Situation hat ihn sein Uebertritt zum Montanismus nicht befreit. Was ihn dort anzog, war weniger der Enthusiasmus — wenn er sich hingezogen fühlte zu der lebendigen Religiosität, so hat er eine starke Abneigung gegen lehrende Frauen überwinden müssen — als die sittliche Strenge. Es stak im Montanismus auch ein Gedanke, der ihn sympathisch berühren mußte, der Gedanke, die Kluft, die in der großen Kirche zwischen Asketen und gewöhnlichen Christen bestand, so weit wie möglich auszufüllen. Aber Tertullian vermochte nicht, den Schritt ins Grenzenlose zu thun und sich einer Offenbarung rückhaltslos anzuvertrauen. Er nahm nicht bloß den Kanon, sondern auch ein Stück Tradition und auch sein Interesse für die katholische Kirche

mit herüber. Damit ist aber der Konflikt erst recht gesteigert: gilt nun die neue Offenbarung des Geistes, gilt der Kanon, gilt die Tradition? warum im einen Fall diese, im andern jene? die wachsende innere Unruhe spiegelt sich deutlich in dem immer heftigeren Ton der Schriften. Ja der Zwiespalt ist nun völlig unlösbar; Tertullian reibt sich auf, ohne mit sich ins Reine zu kommen.

Die Kirche hat die Fragen, an denen Tertullian sich wund rieb, nie gelöst. Sie hat sie nur vereinfacht. Sie setzte an die erste Stelle unter den Auktoritäten das von Gott verordnete Bischofs-amt, eine Auktorität, fest genug, um zu imponiren und nachgiebig genug, um den nothwendigen Fortschritt nicht zu hemmen. Vieles von dem, was Tertullian geschrieben, hat die Kirche nicht brauchen können, an vielem mußte sie schweren Anstoß nehmen, sie hat den Mann doch nicht vergessen können: denn er war einer der Ihrigen und er war einer ihrer Größten.

Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie.

Vortrag, gehalten am 29. Oktober 1896 im „Wissenschaftlichen Verein" zu Koblenz.

Von

Prof. Dr. **Alfred Biese.**

Unentrinnbar ist für jeden Menschen die Natur mit ihren ewig beständigen und doch ewig wechselnden Erscheinungsformen. Sie bedingt nicht nur sein physisches Leben, sondern beeinflußt auch seine geistige Eigenart, seinen Charakter, seine Sitten. Der lichte sonnige Süden findet sein Abbild in der Heiterkeit und dem Frohsinn seiner Bewohner, während der graue nebelige Norden den Menschen in sein Inneres weist, ihn ernst und nachdenklich, ja melancholisch stimmt. Wie ein aufgeschlagenes Buch liegt vor einem jeden die Natur da; aber auch in diesem Buche muß man lesen lernen; es ganz in seiner Tiefe zu ergründen, es in seiner Schönheit zu erfassen, setzt — wie die Geschichte des Naturgefühls zeigt — eine hohe Geistes- und Herzensbildung voraus und nimmt daher im Laufe der Zeiten bei den verschiedenen Völkern eine sehr verschiedenartige Form an.

Denn nicht genügt es, mit Freude die bald markigen bald lieblichen Züge der Allmutter Natur zu bewundern, sondern wie bei einem Dichtwerke, das wir lesen, bei einem Musikstück, das wir hören, es darauf ankommt, was der Mensch selbst hinzubringt, mit welchen Vorstellungen und Empfindungen sich die künstlerischen Eindrücke verbinden, und ob die angeschlagenen Saiten des Innern

mitschwingen, so ist es auch mit dem Naturschönen. Die Farben und Formen einer Landschaft erregen wohl an sich ein angenehmes Gefühl, aber den vollen Reiz entfaltet die Natur erst, wenn sie wiederzustrahlen scheint, was wir selbst an Geist, Gemüth, Stimmung in sie hineingelegt haben. Dann spricht aus ihr eine verwandte Seele, dann beginnt sie zu leben und zu erwarmen wie der kalte Stein an Pygmalions Brust.

Wir müssen also bei den Eindrücken der Natur unterscheiden: die sinnlichen (direkten oder objektiven) und die von uns hinzuströmenden (assoziativen oder metaphorischen), die wir mit jenen verbinden, indem wir der Natur leihen, auf sie übertragen, was in uns an geistigem Gehalte lebt und webt.

> Denn die Natur ist nur so reich wie du,
> Aus deinem Herzen quillt des Lebens Strom,
> Der in der Formen todte Hülle fließt,
> Sie schmückend und belebend — und ein jedes
> Antwortet dir, wie du es fragst.
> Denn Frag' und Antwort liegen in dir selber.

So beruht auch der poetische Reiz des Wassers, wie er in Bach und Fluß, in Teich und See uns entgegentritt, nicht nur auf dem sinnlichen Eindrucke des Durchsichtigen, Lichten, Klaren im Gegensatze zu der starren dunklen Schwere des Erdbodens, nicht nur in dem Eindruck der glatten Fläche oder der ruhelosen Bewegung, des leuchtenden Grüns oder Blaus der Wellen u. s. f., sondern vor allem auf dem, was Gemüth und Phantasie mit diesen Erscheinungsformen metaphorisch verbinden. So weckt der Schein des Stofflosen gegenüber der Fels- und Bodenmasse die Vorstellung von etwas Seelischem, von einem geistverwandten Wesen. Es grüßt uns als „Auge der Landschaft", als ein Spiegel, der traumhaft das Innenleben der Natur wiedergiebt, als ein Sinnbild reinen, stillen, leuchtenden Friedens. Und die Bewegung des Wassers ist uns ein Bild unserer eigenen Rastlosigkeit: der Bach wird ein unermüdlicher Wanderer, ein muthwilliger Knabe, das Murmeln und Plätschern wird ein Raunen, Flüstern, Schmeicheln, das die Sinne beschwichtigt und die Seele mit Sehnsucht füllt; der Fluß zieht Auge und Ohr an sich, läßt die Seele sich in ungemessene Fernen verlieren — „sie sieht mit ihrem Leid sich selbst vorüberfließen" —; der freudebrausende Strom wird ein strebender, ringender Genius, das Tosen des Wasserfalles die Stimme dämonischen Grolles unheimlicher Gewalten. Das Wasser gleicht der Seele, dem Wasser



die Seele des Menschen. Sie sind gleichsam auf einen Ton gestimmt, sie sind verwandt, sei es an Ruhe und Reinheit und Heiterkeit, sei es an Unrast, Unfrieden, Unversöhnlichkeit. „Vom Himmel kommt es, Zum Himmel steigt es, Und wieder nieder Zur Erde muß es, Ewig wechselnd.“

Zu dem physikalischen Eindruck muß also der psychologische (metaphorische) hinzukommen, um uns den poetischen Reiz einer Naturerscheinung zu erschließen.

Dies tritt uns auch bei der gewaltigsten Wasserfläche, bei dem erdumgürtenden, himmelspiegelnden Meere entgegen. Meer und Gebirge streiten um den Vorrang im Naturgenusse der modernen Kulturmenschheit. Und fürwahr, was giebt es Imposanteres, als auf den Gletscherfirnen, wo die Ewigkeit in eiskrystallenem Palaste thront, den Blick schweifen zu lassen über die Bergesriesen, die Almen und Seen, am Rande der strudelnden Gießbäche und Wasserfälle zu ruhen und auf das Klopfen der Pulse der Natur zu lauschen? Doch mit gleichem Rechte kann man fragen: Was giebt es Imposanteres, als auf einer der friesischen Inseln die erhabene, grause, harte Schönheit des von Oktoberwinden aufgewühlten Meeres zu genießen, von der Dünenhöhe auf das majestätische Schauspiel hinabzublicken, das sich da abspielt in dem ruhelosen, ewig tosenden, hehren Elemente? Es ist wunderbar, wie das uns gefangen nimmt, wie Wellenrauschen und Windeswehen uns träumen macht, und wie das wild grollende Meer und der pfeifende Sturm unsere Nerven anregen und unsern Geist stählen, unser Innerstes aufrühren und erschüttern.

Und so pilgern jahraus jahrein Tausende an die blaue, friedliche, buchenumkränzte Ostsee oder an das graue wilde Westmeer. Und was ist es denn, das den Menschen so magisch an die See zieht? — Wir sehen ab von den leiblichen Gesichtspunkten, von der Reinheit der Luft, dem Salzgehalt des Wassers, von der gemäßigten Temperatur, von all den heilsamen Wirkungen, welche ein Aufenthalt gerade an der See auf unsere Nerven ausübt; und wie wohlig ist es, im feuchten Element sich nicht nur zu wiegen, sondern sich peitschen zu lassen von den gewaltigen Wogen, sich nicht vom lauen Winde umfächeln zu lassen, sondern umtost zu werden von dem Sturmgebrause.

Was treibt also den ästhetischen Menschen ans Meer? Worin liegt seine ewige unvergängliche Poesie?

Es sind zunächst sinnliche Eindrücke, die ein inneres Wohl-

behagen erzeugen. Sitze ich in meinem Strandkorbe, der mich gegen die heftigen Stöße des Windes schützt, so weidet sich mein Auge an dem Auf und Ab, an dem Blau und Grau und Grün und Weiß, das da in einander überspielt, an den ewig beweglichen, schwankenden Linien, an den reinen fließenden Formen, die wie Riesenschwäne, wie Rosse, wie reizende Nereiden erscheinen, an dem blendenden Schaum, in dem die Sonne tausendfältig sich spiegelt, an dem Spiel der Wellen, die sich überstürzen, ineinanderwirbeln oder breit daherfluthen. Nicht müde wird das Auge, hinauszuspähen in die wogenden und jagenden Wellen, die sich aufrichten und wieder zurücksinken; die übersprudelte Strandfläche schimmert und glitzert in perlendem Schaume, und wie prächtig ist der Sand von den Wellen gezeichnet, wie zart sind die geschwungenen Linien! Und wie auf einer Tenne wandelt der Fuß auf dem festen Sande. An das Ohr schlägt das unablässige Tosen der Brandung, es sänftigt, es lullt ein; es ist „eine herrliche Musik, die mit gedankenlosem Wohlsein stundenlang fesselt.“ Nur ein Möwenschrei unterbricht sie oder über der Düne das Gezwitscher der Heidelerche.

Und nun die Wolken, die Farbenspiele am Himmel beim Morgen- und Abendroth! Sie bilden einen wesentlichen Bestandtheil der Poesie des Meeres. Dort liegt es da in lichtem Sonnenglanze wie ein blendender Stahlschild, und hier im Nordosten ballt sich die unheilschwangere Wolke, von dem lichten Grau ins Dunkelgraue, ins Pechschwarze sich verlierend, und unter ihr ist die Welle dunkelgrau und bleiernschwarz, während die Schaumkronen ins Hellsmaragdene hinüberspielen. Und nun bricht die Dämmerung herein, und die Sonne sinkt. Aber welch' Farbenspiel enfaltet sich, wie leuchtet das Meer, mit Purpur übergossen, wie flammen die Strahlen blutroth empor, gleich glühenden, zitternden Fackeln, und wie schimmert der Horizont, bald in goldigem Glanze, bald in rosigem Scheine, und wie bauen sich über dem Meer die duftigen Luftgespinnste auf, gleich zauberischen Märchen- und Wunderinseln, die aus Dunst und Sonnengold gewoben! Und breitet die Nacht ihre dunklen Fittiche über das Meer, so erstrahlt im Sternenglanze doch noch der Schaumkranz der Wogen, und ohne Rast und Ruh, nimmermüde wälzt sich Welle auf Welle an den Strand, und die feierliche Stille, das nächtliche Schweigen erhält gleichsam seinen Grundton in dem ewig gleichmäßigen dumpfen Tosen und Branden. Und prachtvoll schimmert das Meer, wenn

es von den violetten Blitzen überstrahlt wird, und majestätisch dröhnen und hallen die Donnerschläge über die weite Fläche dahin.

Wer das Meer einförmig nennt, der hat weder mit dem äußeren noch mit dem inneren Auge zu sehen gelernt. Die stetig wechselnde Beleuchtung bringt schon das mannigfaltigste Leben in das Bild hinein, falls nicht, wie man es in diesem Sommer in Blankenberghe und Scheveningen erlebte, unablässig der Regen rinnt und Alles in einen großen grauen Sack hüllt.

Wer will die chamäleonartig sich verändernde Farbe des Meeres schildern, sei es mit dem Pinsel oder mit der Feder? — Wie man das Naturgefühl überhaupt den Alten hat absprechen wollen, so auch wähnte man — wie Gladstone, Geiger und Magnus –, es habe ihnen besonders der Farbensinn gemangelt. Allein schon der alte Vater Homer, der ebenso seelenkundig wie scharfsichtig für alle elementaren Erscheinungen war, konnte zum Gegenbeweise dienen. Freilich fehlt ihm die Kenntniß der Farbenstoffe, um mit diesen alle Nüancen zu kennzeichnen, aber daß er ein feines Empfinden für die mannigfachen Farbentöne des Meeres besessen, zeigt die Fülle seiner Beiwörter, die er ihm leiht. Es ist dämmerig, trüblich roth, spiegelglatt, graulich schimmernd, wein- und veilchenfarben in der homerischen Dichtung, die daneben die unendliche Weite, die Tiefe und das tosende Rauschen zum Ausdruck bringt. Es hat eben zu allen Zeiten empfängliche Menschen gegeben, die ein Auge und ein Ohr für den mannigfachen Zauber der See hatten. Aber die Beleuchtung, die Bewegung und das Getöse, die herrlichen Wogenkämme, die bald wie ein Fächer sich zerblätternden, bald in Säulen auffahrenden, bald in Büschen sich ausbreitenden Wellen, an dem allen sich Auge und Ohr weiden, wären seelenlos, wenn wir sie nicht symbolisch (metaphorisch) deuteten, wenn wir nicht unser Menschensein dem Elemente liehen, es beseelten, durchgeistigten.*)

Und was sagt uns dann das Meer?

Es spricht eine deutliche Sprache für den, der Ohren hat zu hören, für den, der mit dem Gesehenen auch Empfindungen und Ideen verbindet.

Das Hin- und Herfluthen ist ein Spiegelbild der irdischen Dinge. Alles ist dem Wechsel unterworfen. Da ist nichts, was bleibt. Alles ist in ewigem Flusse.

*) Vergl. meine „Entwicklung des Naturgefühls“ und meine „Philosophie des Metorphorischen.“

Die sich wälzenden und sich überschlagenden, einander überwindenden Wogen sind ein Bild des Kampfes, ein Symbol unseres Lebens, unserer Ruhelosigkeit, unseres Jagens und Rennens, des Sichhebens und Sinkens. Den einen trägt das Leben empor, es kämpft tapfer gegen Enttäuschung und Entsagen und Entbehren und überwindet; jenen reißt es hinab, wie die Woge ihre Schwester bezwingt.

Sieht man da die Kinder ihre Burgen bauen, und die Welle ist noch fern, aber die Fluth steigt, schon leckt sie heran, schon netzt sie den Fuß des Mädchens, das erschrocken zurückspringt, und nun naht sich die stolze Welle und verwischt Alles, spült Alles hinweg, was der mühsame Fleiß von Stunden geschaffen hatte: Ist das nicht ein Bild des menschlichen Strebens? Wie oft zerrinnen unsere schönsten Pläne! Zerrinnen! Woher das Bild? Von der Luft, dem Rauch, der Welle! Wie tiefsinnig die Sprache in Metaphern zu uns spricht! — Das Meer und das Menschenleben sind wesensverwandt. In beiden ist es ein stetes Kommen und Gehen. Da rinnen die Wellen ineinander, da lösen sie sich. So finden sich Menschen und leben sich ineinander ein, und sie werden wieder auseinandergerissen.

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen,
Es pfeift der Wind, die Möven schrei'n,
Die Wellen, die wandern und schäumen.
Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

Versetzen wir uns im Sturm an den Meeresstrand! Da naht eine gewaltige Woge, wildbrüllend stürzt sie sich auf die vorauseilenden, daß diese in ihr zerschellen und krachend zusammenbrechen. Es blitzt in ihrem Schaum wie von höhnendem Kraftgefühl; sie gleicht einem starkmähnigen Löwen, der sich auf die Beute stürzt. Sie droht Vernichtung.

Und so klagt der Dichter das Meer an:

Du fraßest
Perserflotten, punische Kriegstriremen,
Warfst Trafalgar's Raub zu des zweiten Philipps
Stolzer Armada . . .
Dir im Schooß ruhen Tempel vergess'ner Götter,
Ruh'n versunkene Städte; es ruhen neben
Völkerketten untergegang'ner Reiche
Kronen im Schooß dir.

Das alte Meer singt Wiegen- und Grabeslieder. Es hallt und tönt von hohnlachendem Donnergebrüll, es speit an den Strand Trümmer und Leichen. Es ist voll Schrecken und Tod, ein weiter, riesiger Friedhof, dessen Leichensteine die Riffe und Felsen sind. Das Meer ist uns ein Bild der Grausamkeit. Wie es Flotten trägt und Länder verbindet, so zerstört es auch Flotten, überschwemmt und vernichtet die Länder und tilgt die Spuren der Menschen. Und man sieht es dem ehernen, schier gleichmüthigen Antlitze nicht an; keine Spur tragen die gewaltigen Züge, „doch mit unbestechlichem Griffel schrieben auf den Grund Jahrtausende dir den ganzen Jammer der Menschheit.“ Welche grause, stumme Sprache redet da auf Sylt unweit Westerland das Grab der Heimathlosen! An den Strand spie sie das Ungeheuer, das Meer, mit erbarmungsloser Mordgier.

Nur nackte Zahlen, Namen nicht noch Stand
Erblickst du auf manch schwarzem Kreuzesbrette; —
Was kümmert sie's? — Gerissen ist die Kette
Von Lust und Leid, die sie mit uns verband.
Hart neben ihnen wogt die „Welt“ von heute!
Kommerzienräthe, Sänger, Baronessen
Und andre noble, selbstbewußte Leute.
Das spreizt sich, lacht und kokettirt, indessen
Mit starren Augen seiner sichern Beute
Das dunkle Dämmern wartet: das Vergessen.

Und wie viele verschlingt heute das Leben, bricht äußerlich und innerlich ihre Existenz, und sie gehen nnter in dem großen Strom; Niemand nennt sie; ihre Spur tilgt das Vergessen. Die Woge predigt wie das Leben: Kampf, Vernichtung.

Aber auch von Zähigkeit und Ausdauer kündet es uns, so daß wir von den Wellen lernen können.

Eitel, thöricht freilich, schafft sich selbst das Meer die größten Hindernisse und Schwierigkeiten — und auch das ist ja nicht ohne Analogie im Menschenleben —, es thürmt sich wie Sandbänke auf, und wenn die Ebbe vorüber ist, leckt die Welle unablässig an ihnen empor, sie kann über den Wall nicht hinweg; aber sie will doch den Ufersaum wieder erreichen, wo sie vor wenigen Stunden noch triumphirte, und unablässig klimmt sie hinan: schon entsendet sie die ersten Vorposten, der Schaum zertheilt sich nach allen Seiten, fluthet nicht mehr zurück in das sich selbst so verschlingende, sich in sich schlürfende Meer, sondern eine Rinne ist geschaffen,

und nun ruht das Wellengetose nicht eher, als bis sie breiter und breiter geworden und endlich die ganze Sandbank überschwemmt ist. Und steht man auf der Buhne, diesem aus Balken, Reisiggeflecht, Sandsteinblöcken und Granitsteinen festgefügten Bau, der die Stirn der Fluth bieten und der wandernden Düne einen Gürtel anlegen soll, so tost immer unmuthvoller das Meer heran, als wolle es verdrängen, was da lebend eindringt in sein — wie es wähnt — unumschränktes, ureigenstes Gebiet, und die Wellen scheinen höhnisch zu lachen, wenn man von Pfahl zu Pfahl zurückweichen muß.

So können wir nicht ablassen, das Unbelebte zu beleben, falls wir nicht lediglich mit den Augen des Verstandes schauen in die Welt, sondern auch mit den Augen der Phantasie und des Gemüthes. Für den, der etwas vom Künstler oder Dichter in sich hat, ist das Sehen vom Beseelen nicht zu trennen. Und so spiegelt das Meer Thatendrang und Kampf, ja auch unser eigenstes Innen- und Seelenleben wieder. Was ist dies anderes als ein Auf- und Niederwogen der Empfindungen?

Wir können das Geistige nur sinnlich deuten, und es ist charakteristisch, die Metapher bietet uns die Welle: κυμαίνεσθαι braucht der Grieche, fluctuare der Römer von dem unruhvoll bewegten, wogenden Herzen.

Und weil eben das Wellenspiel mit dem eigenen Innern, mit dem Hin- und Herfluthen des Denkens und Fühlens harmonirt, ist es uns so sympathisch, so verwandt und läßt uns nicht ermüden, stundenlang der ewigen Bewegung zuzuschauen. „Das Meer ist meine Seele", sagt der Dichter. Was ist Subjekt, was Prädikat in diesem Satze? Wir können es drehen, wie wir wollen. Beides hat einen tiefen Sinn. — Wie sie rennen und jagen und haschen und trippeln und hüpfen die zerfließenden Wellchen der gebrochenen Woge! Wie die Gedanken sich überstürzen und überhasten, wenn eine siegreiche fruchtbare Idee unser Hirn durchblitzt hat! Und wie unsere Gefühle einander drängen und sich bestürmen, wenn unser Herz eine große Leidenschaft gefaßt hat!

Wenn du am Meer in einer Sommernacht gestanden und plötzlich sahest, aus dem feuchten, stillen Grunde das weiche wunderbare Leuchten sich emporheben, jede Kräuselwelle flimmern in silbernem Funkentanz, da überkam es dich wohl, als ob das Tiefverborgene seine Seele entschleierte.

Ja, der Weltenseele Augen
Schau'n mich an mit milder Glut,
Und aus ihren Tiefen saugen
Meine Adern neues Blut.
Armes Herz, hör' auf zu klagen!
Leuchtet selbst des Meeres Schooß,

Mag es plötzlich einmal tagen
Auch im dunklen Menschenlos.
Wart nur ab die warme Stunde,
Wo der Geist zum Geiste spricht:
Und aus nächtlich finstrem Grunde
Strahlt ein ungeahntes Licht.

So fluthet vom Meere her in unsere Seele der Ewigkeitsgedanke hinüber. Die unbegrenzte Fläche, im Gegensatze zu der scharfbegrenzten, unruhig bewegten Küste ist von erhabener Majestät, und die kommenden und wieder zurückgleitenden Wellen scheinen uns ins Endlose zu rufen, wecken ziellose Sehnsucht. Trunken schweift das Auge, trunken schweift der Sinn ins Unermeßliche und füllt sich mit weihevoller Stille, mit Andacht. Man wünscht sich Flügel, um dahinzuziehen mit den Wellen und den Wolken, im blauen Raum verloren; und man möchte jubeln und jauchzen, wenn das Schiff uns mit vollen Segeln über die Weiten dahinträgt und tanzt und rollt, gewiegt von den gewaltigen Meeresarmen, während unser Blick in die geheimnißvolle unergründliche Tiefe hinab sich senkt, wo in Finsterniß, in die kein Schein des Lichtes dringt, eine Fülle von Lebewesen und Pflanzen sich regt und eine märchenhafte Welt bildet.

Es ist wie ein Idyll, wenn im Abendsonnenglanze das Meer sich dehnt und die Wellen wie friedliche Schäfchen dahinziehen, es ist wie ein lyrisches Gedicht, wenn in der Frühe die Nebel wallen und sich dann der Schleier löst und das Meer und die Ufer, von den ersten Strahlen der Sonne aus dem Schlummer geweckt, in lichtem Scheine, blendend und funkelnd daliegen. Es ist wie ein Epos voll lebenskräftigster Handlung, wenn der Kampf tobt, wenn der brausende Gischt an den Felsen zerstäubt und der Sturm sein Weltmeerkonzert anhebt, dessen Grundakkorde Kampf, Vernichtung, wilde Leidenschaft der Zerstörung sind. Und es ist eine Tragödie, wenn im heulenden Orkan der Mensch vergeblich ringt mit der Wuth der Elemente und das Meer wie ein grauses Verhängniß ihn hinabzieht in den gähnenden Abgrund.

So schließt die Poesie des Meeres Anmut und Kraft, Größe und Leidenschaft, Frieden und List und Tücke, Kampf und Empörung, Liebe und Haß, schmeichelnde Lockung und Groll und Wuth in sich; so zieht sie uns zum Höchsten empor, berückt und erhebt uns durch Ewigkeitsgedanken über die enge Sphäre des Menschlichen hinaus oder stürzt uns in die abgrundtiefe Schwermuth der

Vergänglichkeit. So ist das Meer ein Spiegelbild aller menschlichen Regungen und Empfindungen.

> Was da webet im Ringe,
> Was da blüht auf der Flur,
> Sinnbild ewiger Dinge
> Ist's dem Schauenden nur.
> Jede sprossende Pflanze,
> Die mit Düften sich füllt,
> Trägt im Kelche das ganze
> Weltgeheimniß verhüllt.
> Schweigend blickt's aus der Klippe,
> Spricht im Wellengebraus:
> Doch mit heiliger Lippe
> Deutet die Muse es aus.

Zu der gedankenmäßigen Aesthetik des Meeres, die ich zu entwerfen suchte, bildet die lebensvolle Veranschaulichung, was die Dichter vom Meere gesungen haben. Die Poesie des Meeres findet in der Meerespoesie ihre Deutung, ihre Verklärung. Diese erschöpfend vorführen zu wollen, würde ein ähnliches Unterfangen sein wie, das Meer selbst auszuschöpfen. Fast alle großen Dichter der verschiedenen Zeiten, die an der See gelebt, haben für das Innenleben des menschlichen Herzens Gegenbilder in den Erscheinungen des Meeres gefunden, und umgekehrt die Vorgänge in diesen seelisch gedeutet.

Wenn Vischer die Mythologie als das Augenaufschlagen über die großen Wunder der Natur bezeichnet, so ist besonders die griechische ein glänzendes Zeugniß für den mächtigen Eindruck, den die Natur, und ganz besonders das Meer auf den Griechen machte. Das Meer ist ihm ein Pandaimonion, es ist bevölkert von zahllosen Gottheiten, die nichts anderes sind als Meereserscheinungen, die in dem plastischen Sinne der Hellenen eine Gestalt d. h. eine menschliche Gestalt gewonnen haben.

Nichts in der Erscheinungen Flucht liebt Homer so sehr wie die unendliche See; nach allen Richtungen hin stuft er die Bezeichnungen ab für das weite, ferne oder küstennahe, für das tosende oder stille, für das in allen Schattirungen prangende Meer. Wer hört nicht in dem bekannten Versschluß πολυφλοίσβοιο θαλάσσης das Anschlagen und Branden der Wellen? Und was ist die ganze Odyssee anderes als ein entzückendes Buch reizvollster Seemärchen? Es ist ferner überaus bezeichnend, daß Homer, der sonst nur den äußeren Ausdruck der Empfindung mit Naturvorgängen vergleicht, doch gerade in seinen zahlreichen See-Gleichnissen auch eins bietet, welches geradezu die Gemüthsbewegung durch eine Meeresszene veranschaulicht. So versinnbildlicht er am Anfang des 9. Buches der Ilias die Angst und Sorge der Achäer, die nicht wissen, ob sie bleiben oder fliehen sollen, durch das Gleichniß:

Wie zween Wind' aufregen des Meeres fischwimmelnde Fluthen,
Nord und sausender West, die beid' aus Thrakia herwehn
Kommend in schleuniger Wuth, und sogleich nun dunkele Wallung
Hoch sich erhebt und sie häufig ans Land ausschütten das Meergras,
Also zerriß Unruhe das Herz der Achäer.

In der Elegie und der engeren Lyrik wird das Staatsleben gar häufig mit der See verglichen. So sagt Solon symbolisch: „Winde rühren das Meer auf, wenn aber keiner es erregt, ist es ganz friedlich," und Alcäus stellt den von Parteikämpfen zerrütteten Staat einem lecken Schiffe, das auf windgepeitschtem Meere dahinführt, zur Seite. In echt dichterischer Anschauung läßt Simonides die Danae, die auf schwankem Kahn mit ihrem Zeusknaben ausgesetzt ist und nun dahintreibt auf den Wellen, den friedlichen Schlummer des Knaben in Kontrast setzen mit dem wilden Meer und in stimmungsvollster Metapher ausrufen:

Schlafe, mein Kind, o schlafe du See,
Schlafe, mein unermeßliches Weh.

Für die Athener war das Meer die Wiege ihrer Größe; die Seeschlacht bei Salamis legte den Grund zu dem Seereich, dessen Mittelpunkt Athen wurde, und so verherrlichen denn auch die drei großen Tragiker ganz besonders das Meer. Wenn Aeschylos den Prometheus am fernen Saum der Erde, an der Skythenstraße angeschmiedet, sein Loos klagen läßt, da giebt er ihm verzweiflungsvolle Rufe nicht nur an den heiligen Aether, an die Allmutter Erde und den Strahlengott, den Helios, ein, sondern auch an der zahllosen Meereswellen sanftes Geplätscher, und dann heißt es: „Klagend rauscht der weiten See Wogenschlag, die Tiefe seufzt." Auch das Meer ist erfaßt von dem Mitleid am Schicksal des Titanen. Und so wendet sich Aias bei Sophokles an des Meeres rauschende Ströme, um ihnen seinen nahen Tod zu künden, nicht nur weil der Abschied ihm schwer fällt, sondern auch, weil sie Zeugen, theilnehmende Zeugen seiner Leiden gewesen sind.

In der Antigone finden wir das schöne Gleichniß:

„Wie das aufgeschwollene Meer, das vom Thrakersturm erregt machtvoll sich in die umdüsterte Tiefe wälzt, den schwarzen Meersand aufwühlt und im stöhnenden Orkan an die Ufer tost, so wälzt sich der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht." Und in den Trachinierinnen:

„Wie man in Weiten des Meeres im Boreas-Sturm Wogen an Wogen sich drängend, kommend und gehend erblickt, so treibt

den Sohn Thebes des Lebens vielfältige Noth." Und besonders imposant ist die Schilderung des Chors im Oedipus Coloneus:

Wie nördlich einen Seestrand Wogenschlag und Winterorkan erschüttern.
Also stürmen auf dich auch
Hochher brandend in stetem Wutgrimme die Leiden und ruhen nimmer.

Von Euripides erzählt die Sage, daß er oftmals eine Grotte am Meere bewohnt habe, woraus man die Häufigkeit seiner Meeresgleichnisse erklären wollte.

Ihm ist das Meer mit seinen Wellen und Stürmen ein Abbild des ewigem Wechsel unterworfenen menschlichen Daseins. Wie das wilde Meer tobt die Leidenschaft, oder wie Meeressturm packt der Zorn den Menschen, wie Wogendrang das Unglück, die Fluth der Leiden. In den Wechsel des Schicksals, mahnt, er füge dich still, schiff hin, wie der Gott, wie die Welle dich treibt, und kehre den Bug nicht wider den Strom, denn du fährst mit dem Steuer des Schicksals.

Auf der großartigsten Naturanschauung beruht bei dem Komiker Aristophanes die geniale Schilderung des Webens und Schwebens der Wolken, dieser hehren himmlischen Wesen und Segler der Lüfte, die ihr wundersam gewaltiges Lied anheben; „Wolken ihr, Feuchte des Alls, Sichtbar lasset in luftigen Gebilden uns leicht hinschwebend, Fern von des Vaters Okeanos Wogen her, Nach den bewaldeten Gipfeln der ragenden Berge gescharet ziehn, Wo von der Warte wir fernhin Schimmernden Heilige Gefilde, mit Saaten gesegnete, Heilige Bäche, so hell hinrieselnde, Weißaufblitzendes Wogen des Meeres schaun. . . . Auf denn!" . . . Diese Sehnsucht, dahin zu schweben über Land und Meer und den Blick in die Ferne schweifen zu lassen, mahnt an jene Goethesche Szene, da Faust den Geistesblick über die Erdenschranken hinweg der Sonnenbahn folgen läßt: „O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt . . . . Ich säh' im ewigen Abendstrahl Die stille Welt zu meinen Füßen, Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal, Den Silberbach in goldne Ströme fließen."

Im Hellenismus, in der Zeit der Diadochen, wo die großen Reiche der Attaliden, Seleuciden und Ptolemäer Residenzen schufen mit ganz modernem Gepräge, erwachte ein sentimentales Naturgefühl, das aus der Ueberkultur der übervölkerten Großstädte hinaustrieb auf das Land, in das Dorf, in den Wald, an die See. Der Sinn für das Idyllische, Friedliche prägt sich darin aus, daß das Meer besonders in seiner Regungslosigkeit, seiner

sanften Ruhe geschildert wird. Die Romantik des wilderregten Meeres wird schon aus Furcht gemieden. So bei Theokrit, so besonders bezeichnend bei Moschos:

Wallet das blauliche Meer von dem kräuselnden Westwinde,
Regt sich mir süße Begier in dem schüchternen Herzen; das Festland
Ist nicht länger mir lieb; mehr lockt mich das heitre Gewässer,
Aber sobald aufbrauset die dunkelnde Tiefe, und das Meer sich
Schaumaufwerfend erhebt, und die tobenden Wogen sich strecken,
Schau ich nach Ufer und Bäumen zurück und entfliehe der Salzfluth.
Lieb dann ist mir das Land und die schattigen Wälder erfreun mich,
Wo auch im Toben der Winde melodisch die Pinie säuselt.
Schlimm ist wahrlich des Fischers Geschick! Sein Haus ist der Kahn ihm.
Möge auch immer der Schlummer so süß in des Platanos Laubdach,
Immer des Bergquells Rauschen erfreun in der Nähe des Lagers,
Der süß murmelnd ergötzt, den Entschlummerten aber nicht aufschreckt.

Namentlich das Liebesleben wird von den hellenistischen Dichtern und daher auch von den römischen Elegikern eine Meerfahrt genannt, bei der Aphrodite die Schiffspatronin und Eros der Lenker des Schiffes ist, mit den Händen haltend das Steuerruder der Seele, und die Sehnsucht regt wie ein Sturm die Wellen auf. So ruft Meleager:

Das Meer der Liebe hegt nur bittre Wogen,
Der Sturm der Eifersucht braust fort und fort,
Und schon kommt ein Orkan heraufgezogen,
Das Schiff ist ohne Steuer, fern der Port.
Und doch soll ich dem Meer der Liebe trauen?
Werd ich nochmals der Skylla Strudel schauen?

Die Beseelungen des Meeres werden im Laufe der Zeiten immer bezeichnender. Nicht nur schläft oder schlummert es, sondern μέμυκε σῖγα πόρος „es hat die Augen geschlossen." Und wenn Heine singt: „Das Meer erglänzte weit hinaus", so hebt auch Agathias stimmungsvoll an: Ruhig erglänzet das purpurne Meer, und der Athem des Sturmwinds Treibet die Wellen nicht mehr schäumend im dunklen Gewühl." —

In der römischen Dichtung hat Niemand die Natur so verherrlicht wie Lucretius; sie ist ihm sein Gott, und so ist es nicht zu verwundern, daß er auch dem Meere einen enthusiastischen Preis zollt. Er ist von der Erhabenheit des Weltalls erfüllt, aber besonders von der des Meeres; er nennt alle die Wassermassen, welche die Ströme diesem zuführen, nur einen Tropfen im Vergleich zum Ozean selbst. Wir werden an Klopstock gemahnt, der die Erde nur einen Tropfen am Eimer nennt.

Zahllos sind die Gleichnisse und Metaphern, die dem Meer entlehnt sind, in der römischen Poesie. Und mit welcher empfindungsseligen Vorliebe man in der Kaiserzeit das Meer suchte, das zeigen uns die Villenschilderungen, besonders in den Briefen des jüngeren Plinius. Und Statius rühmt in dem Landsitz des Pollius Felix bei Sorrent besonders die wunderbare Ruhe des Meeres: Hier legen ermüdet die Wellen ihre Wuth ab und hausen milder die Südwinde; ja einige Gemächer hallen wieder vom Rauschen des Meeres und bieten die entzückendste Fernsicht auf den Golf. — Wir sehen, auch die Römer empfanden es in ihren hart ans Meer oder ins Meer hineingebauten Villen, wie das Wellenrauschen und Windeswehen uns träumen macht.

Nicht nur die großen Dichter, sondern auch die kleinen in der Anthologia latina jubeln: „O Gestade, mir lieber als das Leben, o Meer! Glücklich, der zu dir zurückkehren kann! Hier ist der traute Zufluchtsort für stille Leidenschaften.“ Aber sie warnen vor dem wilden Meer und rathen, am sicheren Gestade zu wandeln, an das die Wellen Sand und Muscheln treiben, und dies allein für Meer zu halten. —

Wir müssen weite Zeitenräume in der mittelalterlichen Dichtung durchmessen, ehe wir so innige Empfindungen für das Meer wieder finden. Freilich bei den großen Kirchenvätern, wie z. B. bei Basilius dem Großen, finden wir Bekenntnisse voll feiner Beobachtung des Farbenspiels. „Ein lieblicher Anblick“, sagt er in seinen Homilien zum Hexaemeron, „ist das Meer, wenn die unbewegliche Windstille es fesselt, lieblich aber auch ist es, wenn es vom Hauch der Lüfte sanft bewegt auf der Oberfläche sich kräuselt, bald purpurnes, bald weißes, bald blaues Licht dem Schauenden darbietet, wenn es nicht gewaltsam das Festland schlägt, sondern mit friedlicher Umarmung liebkost.“

Aber erst in der italienischen Renaissance erstand wieder ein freies und tiefes Gefühl für das Meeres erhabene Schönheit. Einer der interessantesten, weil modernsten Menschen seiner Zeit ist Enea Silvio, der Papst Pius II. Piccolomini. Freilich ist er kein Dichter, aber seine „Denkwürdigkeiten“ sind von poetischem Empfinden durchdrungen; man muß ihm folgen in die Albanerberge, an den Nemi-See und an das Meer bei Ostia, das er ächzen und heulen hört, während die Winde rasen. Aber auch den Columbus übers Meer zu geleiten, die Eindrücke in seinem Tagebuche zu verfolgen, ist fesselnd. Doch ein poetischer See-

maler ersten Ranges ist Camoens in seinen Lusiaden. Er ist selbst auf dem rothen Meer und im persischen Meerbusen gefahren, hat zweimal das Kap umschifft und sechzehn Jahre lang an dem indischen und chinesischen Gestade alle Erscheinungen des Weltmeers belauscht.

Camoens weiß sich in die Stimmung der ersten Seefahrer hineinzuversetzen, wie sie das große Weltmeer, ein weißes Schaumgebilde, vor sich sehen, und die stille Mondnacht auf dem Meere zu schildern:

> Klar auf Neptunus' silberhellen Wogen
> Malt sich in vollem Strahlenglanz der Mond;
> Ein Feld mit gold'nen Blüthen überzogen,
> Der Himmel, wo das Heer der Sterne thront;
> Die Schaar der Stürme schlummert, heimgezogen
> In dunkle Grotten, wo sie ferne wohnt . . .

Aber er schildert auch das Grausen eines Gewitters auf hoher See, mit andachtsvollem Schrecken sieht er das Elmsfeuer leuchten und dann die Wasserhose das Meer aufwirbeln und den Sturm das Meer peitschen, so daß die Schiffe in der Tiefe offenen Mund zu versinken drohen.

Auch Calderon hat prächtige Meeresschilderungen in seinen Gleichnissen. Doch in keiner Literatur der Welt spielt das Meer eine so hervorragende Rolle, wie in der englischen.

Die englische ist keine Stubenliteratur; es weht durch sie ein Hauch des Meeres, das die Insel umströmt; hier blühen die Seeromane und Seenovellen von Tobias Smollett, Frederik Marryat und Cooper bis auf Kingsley, Clark Russell und vor allem John Ruskins herunter, dessen Schilderungen eines Sonnenunterganges auf dem Atlantischen Ozean und eines Meersturmes vortrefflich sind. Aber auch unter dem Volke blühen die Seeballaden, die Matrosenlieder von altersher, in denen nicht nur Wärme des Gefühls, sondern auch Pracht der Darstellung hervortritt. In der Zeit von Chaucer bis Shakespeare ist es besonders Spenser, in dessen The Fairy Queen die Anziehungskraft der See hervortritt, und ein Buch würde es ergeben, wollte man bei Shakespeare alle die der See entnommenen Metaphern und Gleichnisse sammeln. Von der Schiffbruchszene im „Sturm" sagt ein Kenner des Seelebens, daß die Matrosenausdrücke und die Befehle des Bootsmannes die genaueste Sachkenntniß verrathen; aber auch das Geheimnißvolle, das Unheimliche, die unbändige Kraft und schonungslose Wildheit weiß er

zu malen. See und Sturm sind ihm zwei feindliche Heere, die Stimme des Meeres ist ihm ein rauhes Brüllen und seine Unabsehbarkeit ein Sinnbild der Ewigkeit, sein starrer Gleichmuth ein Sinnbild unveränderlicher Nothwendigkeit.

Milton bietet schöne Gleichnisse; Ossian können wir uns nicht denken ohne die Melancholie der stürmischen Fluth und der nebelumgürteten Hochlandsberge. Campbell bietet das Freundliche, Sanfte der See, die grenzenlose stille Fläche, die den Sternenhimmel spiegelt; für Falconer ist das Schiff, das in stiller Pracht das Meer beschreitet, eine geschmückte Braut, ein Schwan. Coleridge malt mit düsteren Farben das Geisterschiff, die phosphoreszirenden Lichterscheinungen und die entsetzlichen Ausgeburten der Tiefe. Wordsworth liebt seiner friedlich-frommen Gesinnung gemäß die sanfte Stille des klaren Meeresspiegels; das Titanische, Widerspruchsvolle in Natur und Menschenleben ist ihm fremd. Dies gewinnt die grandioseste Ausprägung bei Byron. Er sieht im Meer vor allem die Leidenschaft und die hehre Majestät. Mit immer neuem Entzücken versenkt er sich in ihre Betrachtung. Das Meer war seine Liebe, wie die Freiheit. „Ich bin ein Kind der See“ ruft er aus, und so war sein Leben und sein Dichten unzertrennlich von dem Meere. Man streiche es im Childe Harold, Don Juan, The Island, und man wird seiner Poesie die Seele nehmen. Er belauscht es in allen seinen Stimmungen, doch die des unbändigen Trotzes sagt seinem eigenen Titanensinne am meisten zu. Mit starkem Arm die Fluth zu theilen, ist ihm Wollust: da fühlt er sich als einen Theil der Allnatur und das Meer als einen Theil seines Ichs. Die herrlichen Rhythmen im Childe Harold, die der Majestät des Meeres gelten, wogen selbst daher, wie die Wellen des Ozeans. Das Meer ist sein Roß, das ihn trägt; Wonne ist es ihm, wenn es sich unter ihm bäumt; er möchte die Wellenmähne streicheln; er versteht die geheimnißvolle, grause Melodie der Sturmes, der die See peitscht und die Flotten wie Spreu in nichts zerstäubt. Das Meer ist ihm ein Thron des Ewigen wie die Alpengletscher. Das Orgelbrausen des Windes auf dem Meere ist ihm die herrlichste Musik. „Lebt nicht der Berg? Der Stern? Und sind die Wogen nicht auch beseelt?“ fragt er. Die See ist ihm mitempfindende Freundin. So auch Shelley. Nichts liebte er mehr, als im Boot auf den Wellen zu treiben, sich wiegen zu lassen — und so sank er in des Meeres Armen in den Tod. Es ist auch ihm ein seelenverwandtes Wesen. Die Wellen sind ihm ein müder Arbeiter, der nach vollbrachtem Tagewerk ans Ufer springt; die

See schläft in traumlosem Schlummer wie ein gewiegtes Kind; die Welle läuft mit silbernem Fuße über den Strand, oder sie kämpft im Sturm wie die Schlange in den Klauen des Geiers; die See brüllt vor Hunger und dürstet nach Beute wie ein Raubthier; die See küßt den Strand, daß er zittert und glänzt wie in Verzückung. Die Grenzenlosigkeit, die Oede, Einsamkeit ziehen ihn magisch an; er spürt die innigste Sympathie zwischen Meer und Menschenseele. — Prachtvolle Schilderungen des Meeres bieten auch Scott und Keats, Tennyson und Swinburne u. s. w. So verschieden in ihrer Geistesrichtung sie auch sind, so finden sie sich doch einig in der Liebe zu der hehren Natur und zu ihrem hehrsten Elemente, dem Meer. Sie leihen ihm ein Herz, das dem ihrigen gleich ist, das Lust und Schmerz empfindet und in bald lieblichen, bald wilden Melodien ertönt.

Für Frankreich hatte Rousseau die landschaftliche Schönheit entdeckt, St. Pierre sie dichterisch verklärt, nicht blos in Paul et Virginie, sondern auch in der Chaumière indienne nnd in den Etudes de la nature. Mit Rousseau theilt Chateaubriand die Melancholie, die innere Unruhe; das Gebirge nennt er hideux, das Meer ist für seinen René, diesen halb leidenschaftlichen, halb blasirten Grübler, die Geliebte, die ihm lächelt. „J'aurais vendu l'éternité pour une de ses caresses.“

Lamartine ist ein sentimentaler Träumer; Mondschein- und Sternennacht bieten ihm die weihevollsten Stunden für seine Méditations. Das Meer liebt er, wenn unter dem Hauch des Zephyrs das Ufer zu lächeln scheint, und wenn der Sturm seinen erregten Busen streichelt; das Wellenmurmeln erscheint ihm so süß wie das Athmen eines träumenden Kindes. „Die stille Welle stirbt am Ufersrand, Schon senken sich die Schatten nieder, dicht, dichter übers weite Meer, Und tiefes Schweigen rings umher. Die Stunde ist's, da sich versenkend In sich die Schwermuth stille denkend Am einsamen Gestade sitzt“. Das Meer und der Sternenhimmel sind auch für Victor Hugo das Erhabenste; unter dem mächtigen Dom lauscht er den wunderbaren Stimmen, die aus dem Meere zu ihm heraufdrängen und ihm wie Harfenton von der Schönheit der Schöpfung Kunde geben. Er weiß, daß das Geheimniß eines tieferen Naturgefühls darin besteht, eine innere Welt, eine Welt von Gedanken und Bildern und Empfindungen, von Liebe und Leidenschaft in Beziehung zu setzen zn der sichtbaren Welt; dann antwortet auf alle Töne des Innern das Echo der Natur, und nicht am wenigsten das Echo des Meeres.

Unter den heutigen französischen Dichtern dürfte Pierre Loti den Preis des phantasievollsten und zugleich realistischsten Meeresschilderers verdienen. Ich brauche nur an die große Sturmschilderung in Mon frère Yves (en mer, mai 1877) und an die berühmteste und schönste Erzählung Loti's, an die Pêcheurs d'Islande zu erinnern. Durch diese weht der herbe Hauch der Salzfluth, und wir werden ergriffen von der unendlichen Melancholie, aber auch von dem Heroismus des Seemannslebens. Das Meer ist Seele und Grundgedanke der ganzen Dichtung. Es wird uns veranschaulicht als die Quelle aller Kraft und alles Seins, belebend, kühlend, tröstend, stählend, als ein zitternder Spiegel, als eine Ebene von Dunst, über der die Wolken schweben, als die unendliche Oede schwarzer, tiefer Gewässer, als ein immer anziehendes, faszinirendes und verschlingendes Element. Die See ist die große Ernährerin, aber auch die Verderberin kräftiger Geschlechter; es liegt in ihr etwas Unfaßbares, Räthselvolles, bald ist dies tiefe Grau, dies fürchterliche Schweigen verblüffend in seiner Einfachheit, mit den neutralen Tönen, die das Gefühl der Tiefe erwecken, es ist wie eine große, durchsichtige Vision; bald rast und tobt in ihr die blinde Zerstörungswuth, in unheimlicher, furchtbarer Wucht, in wahnsinniger Bewegung der sich bäumenden, Berge und Thäler bildenden Wogen, in gigantischem Gebrüll des Wasserchaos, das die große Seele, der Wind, wie eine unsichtbare Hand lenkt; die Zornausbrüche von Menschen und Thieren erschöpfen sich und lassen rasch nach; lange, lange muß man die der leblosen Dinge ertragen, die weder Ursache noch Ziel haben, geheimnißvoll sind wie das Leben und wie der Tod (Kap. VII). — Der Grundgedanke ist überaus packend. Yann, der kühne Fischer der Bretagne, der im isländischen Meere inmitten zahlreicher Heimathgenossen dem schweren Gewerbe nachgeht, hat einst im Ueberschwang des Gefühls gelobt: „Ich werde Hochzeit machen, aber mit keiner von den Töchtern des Landes, nein, mit der See, und ich lade euch alle zu dem Tanz ein, den ich geben werde“. . . Wie sollte ihn ein Mädchen dem Meere streitig machen, das schon so viele andre Gaos verschlungen hatte, Vorfahren, Brüder, die ihm ähnlich gewesen sein mußten! — Wohl liebt er einmal nach Schifferbrauch eine Dirne sechs Tage, aber dann geht es wieder auf die See, und alle Liebeslust ist verschäumt. — Und doch, die Schönste des Dorfes gewinnt ihn, selig sind Yann und Gaud in der Liebe; und als sie sechs Tage vor seiner Islandreise Hochzeit machen, da grollt und tobt das

Meer; es war, als ob Tausende von wilden Tieren gleichzeitig mit gestrecktem Hals aus voller Kehle drohend einen einzigen, langanhaltenden Wuthschrei ausstießen . . .; und um ihr Hochzeitlager spielte noch immer dasselbe unsichtbare Orchester. — Und er fährt davon mit der übrigen Flottille. Und alle kehren wieder; nur Yann's Schiff fehlt immer noch; Gaud ist in Verzweiflung, sie starrt auf das Meer, das der Nebel wie ein großer Trauerschleier umhüllt. — Er kam nie wieder. In einer Augustnacht — so berichtet das Schlußkapitel —, dort, weit draußen, im Angesicht des düsteren Islands, inmitten eines großen, wüthenden Lärms, hatte er seine Hochzeit mit der See gefeiert. Mit der See, die auch seine Nährmutter gewesen; sie war es, die ihn gewiegt, die den Jüngling stark und groß gemacht hatte, und dann hatte sie ihn zurückgefordert in seiner stolzen Mannheit, für sich allein. Ein tiefes Geheimniß hatte diese ungeheuerliche Hochzeit umhüllt. Die ganze Zeit hatten dunkle Schleier darüber geschwebt, flatternde, sturmbewegte Vorhänge, aufgehängt, um das Fest zu verbergen; und die Stimme der Braut klang so furchtbar, daß sie jeden andern Schrei erstickte. — Er, der an Gaud, sein Weib aus Fleisch und Blut, dachte, hatte sich in einem Riesenkampf gewehrt gegen diese Grabesbraut, — bis zu dem Augenblick, wo er sich hingab, sie zu empfangen, mit einem letzten tiefen Schrei wie ein röchelnder Stier, den Mund schon mit Wasser gefüllt, die offenen Arme ausgebreitet und für immer erstarrt. — Und bei seiner Hochzeit waren sie alle, die er einst dazu geladen hatte. . . .

Das ist tief tragische Meerespoesie! – Und diese verräth den Dichter, dessen Lebenselement allezeit das Meer war.

Auch durch die italienische Literatur rauscht wie einst noch heute das Meer. Auch die größte lebende Dichterin Italiens, Ada Negri, zieht es in ihre sozialistischen Gedichte hinein. Da schildert sie, wie sie am Lido aus den Wellen gespenstische Gestalten mit starren Zügen, verlöschter Augengluth emporsteigen sieht; es sind Ertrunkene, Selbstmörder, Schiffbrüchige; und sie fragen: „Was thut auf Erden man? „Man weint", antwortet sie, „die Heuchelei, der Haß stehen oben an, O glücklich ihr auf rauhem Klippengrund, Wo sich die Wellen brechen!" Und die Gespenster locken sie, hinabzusteigen zum Ruheport, wo das Meergras flicht die Wände und Friede herrscht. „Ich sah, wie von den grünlichen Gestalten wich der letzte Sonnenschein, Und in der Dämmerung schien das stille Meer für mich ein Ruhebett zu sein. —"

Aber auch im hohen Norden wird heute das Meer mit Innigkeit und Tiefe geliebt und geschildert. So von dem Norweger Knut Hamsun, dessen „Pan" hinsichtlich des Naturgefühls nur in Goethe's „Werther" seinen Meister findet. Nur ein Beleg sei gegeben; es ist ein Böcklinsches Gemälde in dichterischer Prosa: „Draußen vor den Inseln lag das Meer in schwermüthiger Ruhe . . . Es kam ein Unwetter. Da stand alles in Dampf; Erde und Himmel flossen in einander. Das Meer taumelte wie in verzerrten Lufttänzen, bildete Männer, Pferde und zerfetzte Fahnen. Ich stand geschützt unter einem Felsen. Meine Seele war gespannt. Gott mag wissen, dachte ich, wovon ich heute Zeuge bin, und weshalb das Meer sich vor meinen Augen aufthut. Vielleicht erschaue ich in diesem Augenblick das Innere des Hirns der Erde, wie dort gearbeitet wird, wie es dort siedet . . . Weit hinaus lag eine Schäreninsel; sie lag allein; wenn das Meer an dieser Insel in die Höhe brauste, bäumte es sich wie eine wahnsinnige Schraube, nein, wie ein Meergott, der sich triefend emporrichtete und über die Welt fortsah und schnaubte, so daß Haar und Bart wie ein Rad um seinen Kopf standen. Dann tauchte er wieder in die Brandung." —

In der altnordischen Skaldenpoesie ist eine dichterische Anschauung des Meeres kaum zu finden; der ökonomische Gesichtspunkt überwiegt; die fruchtbare, freundliche Landschaft wird geliebt, nicht Berg und Klippe; das Meer ist eine feindliche, strenge, scharfe Macht. In der altgermanischen Dichtung der Angelsachsen finden wir zwar auch den „Wasserschrecken", das „schreckliche, kalte Meer", aber es wird auch dichterisch, „der Möwe Erbsitz", „die Seehundstraße", „der Pfad des Walfisches oder des Schwanes", das „herrliche Meer", das „glänzende", das „mit starken Armen" das Land umfaßt, genannt; das Schiff ist das Wogenroß, die Wogen sind die Todtengräber u. a. m.

Im „Heliand" begegnet uns eine kräftige Darstellung eines Sturmes auf dem galiläischen Meer; die „Gudrun" bietet nur flüchtige Striche einer Meereszeichnung, aber es weht doch wie frischer Nordseehauch durch diese Wikingerdichtung. — Weite Jahrhunderte müssen wir durchmessen, ehe wir in deutscher Poesie wieder das Meer erbrausen hören. — Im Holstenlande, wo der Buchenwald die Ufer der Ostsee so malerisch säumt, sang Friedrich Leopold von Stolberg sein begeistertes Lied, das da anhebt:

„Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!"

Er preist sich glücklich, mit ihm vertraut zu sein und mit innigem Gefühl zu ihm zurückzukehren.

„Ich lausche dir mit trunk'nem Ohr.
Es steigt mein Geist mit dir empor
Und senket sich mit dir hinab
In der Natur geheimes Grab."

Er labt sich an dem Anblick, wenn der Abendstern, wenn der Mond im Meer sich spiegelt; er kühlt den Leib in den Fluthen; aber er weiß auch, daß des Dichters Phantasie auf der Wogen blauem Schooß sich wiegend die wahre Größe gewinnt, denn dem blinden Homer raunten sie seine unsterblichen Gesänge zu. — Dieser Stolberg'sche Hymnus ist in seiner Meeresliebe so echt und farbenfrisch, daß dagegen die bekannten Goethe'schen Lieder „Meeresstille", „Glückliche Fahrt" und die allegorische „Seefahrt" trotz ihrer musikalischen Schönheit doch den Eindruck machen, daß sie von einem Binnenländer herrühren.

Der Ruhm, die Nordsee in die deutsche Poesie eingeführt zu haben, gebührt Heine. Seine „Nordseebilder" verrathen ihn in seiner ganzen Eigenart: ein virtuoses Talent, echt lyrische Empfindung, plastische Gestaltung, und daneben Tändelei, Koketterie mit den Gefühlen bis zur Frivolität. Es sind unsterbliche Lieder: „Das Meer erglänzte weit hinaus" und „Wir saßen am Fischerhause" und manche andere, und wie herrlich hebt an „Das Seegespenst" und „Frieden", wie frivol aber ist bei beiden der Schluß, der den reinen Eindruck wieder boshaft verwischt! Nur wenige Meeresgedichte Heines sind von solcher Einheit der Stimmung wie „Abenddämmerung", „Am blassen Meeresstrande Saß ich gedankenbekümmert und einsam. Die Sonne neigte sich tiefer und warf Glührothe Streifen auf das Wasser; Und die weißen, weiten Wellen, Von der Fluth gedrängt, Schäumten und rauschten näher und näher. Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen, Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen, Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen — Mir war, als hört' ich verschollene Sagen, Uralte liebliche Märchen, die ich einst als Knabe Von Nachbarskindern vernahm, Wenn wir am Sommerabend Auf den Treppenstufen der Hausthür Zum stillen Erzählen niederkauerten Mit kleinen horchenden Herzen" u. s. w.

Seitdem durch Heine der Damm gebrochen, brach in die deutsche Dichtung eine Hochfluth der Meerespoesie. Ich brauche nur zu erinnern an Lenaus „Atlantika", „Meeresstille", „Sturmesmythe", an Freiligraths „Meerfahrt", an Geibels „Julin" und seine köstlichen Ostseelieder; ich nenne nur das eine: „Wenn überm Meer das Frühroth brennt Und alle Küsten rauchen, Wie lieb ich dann ins Element Befreit hinabzutauchen! — Tiefpurpurn schwillt um mich die Fluth Und zittert, Well an Welle; Mir däucht, ich bad' in Drachenblut Wie Siegfried einst, der Schnelle. — Mein Herz wird fest, und wie es lauscht Von junger Kraft durchdrungen, Verstehts, was Wind und Woge rauscht Und aller Vögel Zungen". —

Ich erinnere an Anast. Grün, an Rob. Prutz, an Hebbel, an Klaus Groths „Ol Büsum", an Storm, Jensen, Greif, Heyse, Reinh. Fuchs, Karl Wörmann u. s. w. Ich erinnere an Romane wie Spielhagens „Sturmfluth", Jensens „Runenstein", an Storms reizendste Novelle „Psyche" und dessen großartigste Novelle „Der Schimmelreiter" u. s. w. Da lebt und webt die innigste Sympathie mit allen Erscheinungen des Meeres, mit seinem Frieden und seiner Stille, und besonders mit seiner Kraft und Wucht und Leidenschaft, mit seiner Größe und Weite und Unermeßlichkeit. Man hat eben wie im Gebirge, so auch im Meer den Zauber der Romantik entdeckt. Das Romantische wurzelt im Begriff des Erhabenen; es besteht in dem Gefühl des Abgeschiedenen, des allem Irdischen Entrücktseins, in der Ahnung des Ewigen. So nennt Bodenstedt das Meer ein urfrisches Bild der Jugendzeit in goldnem Saum der Ewigkeit: „Du zeigst mir ew'ge Schöpferkraft, die rastlos aus sich selber schafft, Stets neue Lebenswellen treibt und immer doch die alte bleibt." Und Rodenberg kommen, wie er am Morgen am Meere steht, die Zeilen: „Ein selt'nes, sehnsuchtsvolles Flimmern durchzittert Himmel, Wasser, Luft — Ganz ferne seh' ich Segel schimmern, Lichtweiß in rosenrothem Duft. Wie ein Geheimniß schläft die Zeit, der Raum vergeht in Glanz — Und in die Unermeßlichkeit Versinkt mein Leben ganz."

Wir können den Gedanken der Ewigkeit nur als Gegensatz unserer eigenen Vergänglichkeit fassen. Und was kann uns an diese mehr mahnen als die zerrinnende Welle, als der zerflatternde Schaum? Unser Erdendasein ist auch eine Welle, ein Sandkorn, ein Tropfen. „Ein Tropfen fällt; es klingt das Meer nur leise: die Stelle wird umringt Von Kreis' an Kreise. Und weiter, immer

mehr. Nun ruht es wieder. Wo kam der Tropfen her? Wo fiel er nieder? Es war ein Leben nur Und nur ein Sterben Und kam, auch eine Spur Sich zu erwerben." — Und wer in Hinterpommern oder auf Sylt in den Dünen daherwandert und sich umweht fühlt von den Sandkörnern, während die Spur des Fußes sofort von dem Flugsande wieder verwischt wird, der spürt einen Hauch der Vergänglichkeit, und es durchbeben ihn die Schauer der Vernichtung, denn die Düne wandert und wandert, und ihr Fuß wird niedertreten, was noch an Ginster und Gräsern und Erika da wächst. Alles das wird langsam, doch unaufhaltsam und rettungslos unter fahler, erstickender Decke sterben.

Ein solches Dünenbild entwirft uns Hans Hoffmann: „Nackt und blendend lagert die Düne. Heiß über dem Sandmeer zittert die Luft, Nach Athem ringend Im Druck der Sonne. Dürre Gräser, versprengt und einsam Ertrinken im Sande. Auf Meilenfernen erstickte das Land Unter dem würgenden Mördertritt der wandernden Berge, der wälderfressenden, dörferbegrabenden Riesenwogen aus ödem Sand. — In glasigem Glaßt liegt schwer und stumpf Hinbrütend das Meer, Sein Randkreis tief von Wolken umlagert, Trübhinschleppenden, hangenden Wolken, Grauen, bösen Thieren gleich, die geduckt und lauernd Vorüberkriechen. Und die gelbe Düne Ruht über dem Wasser, Eine schlafende Löwin, Satt sich lagernd; Regungslos". . .

So ist uns das Meer mit seinen Wellen, mit seinen Dünen ein Bild der Vergänglichkeit und Ewigkeit und somit des Menschenseins, das in beiden wurzelt. Es spricht zu uns eine gewaltige, mahnende Sprache, und wer in die Anschauung des erhabenen Elements sich versenkt, der fühlt die Seele rein sich baden und den Geist sich stählen, und der jubelt ihm zu: „Gruß dir, frührothschimmerndes Meer, gewaltig Haucht dein herber Odem mich an, und wieder Tragen aufwärts mich die des Flugs entwöhnten Schwingen der Seele. . . Ja, wie Athemzüge des großen Weltgeistes Weht's aus deinen Tiefen; mir ist, als hört' ich Heil'ge Laute, welche der Schöpfungssage Räthsel mir lösten."

Die Sozialdemokratie und der nationale Gedanke.

Von

Max Lorenz, Leipzig.

„Politisch“ thätig sein bedeutet von jeher, zum Nutzen des Gesammtwohls an der Förderung des Staatswesens arbeiten. Der Staat, heute der nationale Staat ist der Gegenstand jeder politischen Thätigkeit. In solcher Ansicht nnd Absicht sind bei ihrer Arbeit alle unsere politischen Parteien von den Konservativen bis zu den bürgerlichen Demokraten einig. Nur eine Partei steht außerhalb solcher Anschauung: es ist die Sozialdemokratie. Auch sie allerdings hat zum Objekt ihrer politischen Thätigkeit den Staat. Sie arbeitet aber an ihm nicht in der Absicht, ihn zu fördern, sondern ihn zu beseitigen, zu Gunsten der „Gesellschaft“, der „Menschheit“. Das Ziel der Sozialdemokratie ist internationale Einheit, während die sogenannten „bürgerlichen“ Parteien nationale Macht und Selbständigkeit fördern wollen.

In den politischen Tageskämpfen ist es zur Zeit allerdings Sitte, daß jede Partei der gegnerischen egoistische Vertretung materieller Sonder- und Berufsinteressen vorwirft. Diese Sitte ist nicht nur eine Unsitte, sondern auch eine Ungerechtigkeit. Gewiß ist es nicht zu leugnen, daß unsere maßgebenden politischen Parteien heute in erster Linie bestimmte wirthschaftliche Sonderinteressen vertreten, die Konservativen den Großgrundbesitz, die Antisemiten den sogenannten Mittelstand, die Nationalliberalen das Kapital in Industrie und Börse, die Freikonservativen den landwirthschaftlichen Betrieb dort, wo er industrielles Gepräge an-

zunehmen beginnt. Die Vertretung wirthschaftlicher Sonderinteressen braucht aber garnicht in unvereinbarem Gegensatz zur Vertretung politischer Gesammtinteressen zu stehen. Wenn z. B. auch heute noch für absehbare Zeit die wirthschaftliche Struktur und Entwickelung des deutschen Reiches bei weitem in erster Linie von der Erhaltung und Förderung des Großgrundbesitzes abhängig ist, so haben die Konservativen ein Recht zu behaupten, daß mit der Wahrnehmung ihrer Großgrundbesitzer-Interessen zugleich am besten auch das Staatsinteresse vertreten sei. Entwickelten wir uns dagegen industriell vorwärts, so hätten die Nationalliberalen ein gewisses Recht auf den Anspruch, die „staatserhaltendste" und staatsförderndste Partei zu sein.

Keine der bürgerlichen und „nationalen" Parteien indeß entrollt ein klares Bild von der wirthschaftlichen Entwickelung und von der damit verbundenen Umwandlung der sozialen Struktur Deutschlands. Nur die Sozialdemokratie behauptet, eine solche Entwickelungslinie klar erkannt zu haben. Nach sozialdemokratischer Lehre aber ist bekanntlich der Endpunkt jener Linie nicht der nationale Staat, sondern die internationale Gesellschaftseinheit.

Eine Zwischenbemerkung ist hier nöthig. Neuerdings behauptet man von sozialdemokratischer Seite her öfters, die Gegner mißdeuteten den Begriff der Internationalität. Sozialdemokratische Redner und Schriftsteller lieben es, sich lebhaft gegen den Vorwurf der „Vaterlandslosigkeit" zu verwahren. Auch sie erklären, ihr „Heimathland" zu lieben mit jener urwüchsigen, natürlichen, selbstverständlichen Liebe, wie man etwa Vater und Mutter liebe. Die Sozialdemokratie gehe garnicht darauf aus, die individuellen, durch Klima, Boden, Rasse bedingten Unterschiede der Volksstämme zu vernichten. International und national, wie beides von der Sozialdemokratie verstanden werde, schließe sich gegenseitig garnicht aus.

Solche Argumentation indeß ist nur eine Ablenkung von dem, worum es sich eigentlich handelt. Es kommt in der politischen Werthung nämlich garnicht auf die Vaterlandsliebe und das Heimathsgefühl an, sondern es handelt sich um das rein politische Gebilde des Staates, um das Erfüllt- und Belebtsein von dem *Staatsgedanken*. Nicht ob natürliches Heimathsempfinden, sondern ob politisches Nationalgefühl — das ist hier die Frage. Wenn der eine oder der andere Sozialdemokrat also seine Heimathsliebe warm hervorhebt, so ist das wohl menschlich liebenswürdig, aber politisch belanglos.

Das ausnahmslose Fehlen und die Verleugnung des nationalen, des Staatsgedankens ist gerade das, was die Sozialdemokratie für unsere politische Entwickelung so hinderlich und gefährlich macht. Die Sozialdemokratie ist garnicht zu fürchten als eine Partei des „Umsturzes“. Leute, die am Marxschen Dogma festhängen und demgemäß bewußt auf den „großen Tag“ hinarbeiten, an dem das Proletariat seine Revolution macht, giebt es noch in dieser Partei, aber sie sind gering an Zahl und von schwindendem Einfluß. Davon wird später noch in Kürze zu reden sein.

Wirklich gefährlich aber ist die Sozialdemokratie nicht durch das, was sie thut, sondern durch das, was sie nicht thut. Es geht nämlich auf die Dauer nicht an, daß so große und bedeutungsvolle Massen, wie die Sozialdemokratie sie in sich schließt, gewohnheitsmäßig dem Staate alle Mittel versagen, deren er zu seinem Leben und Wachsen bedarf. Wenn „Freisinn“ und bürgerliche Demokratie dergleichen thun, ist das belanglos. Denn dort sind keine Massen und keine aufstrebenden Volksklassen. Die politische Grundaufgabe gegenüber der Sozialdemokratie besteht also nicht einfach und in letzter Linie darin, diese Partei als „Umsturzpartei“ zu vernichten, sondern die durch sozialdemokratische Dogmen gefetteten Massen zu entfesseln und sie einerseits dem nationalen Gedanken dienstbar zu machen, andererseits ihnen in der Nation den Platz zu verschaffen, der ihnen gemäß ihrer quantitativen und qualitativen Bedeutung für das Staatswesen gebührt.

Es kann nun aber von der Arbeiterklasse garnicht verlangt werden — ebensowenig wie es von den Konservativen oder Liberalen verlangt wird — daß sie aus rein idealistischer Begeisterung ohne Rücksicht auf wirthschaftliche Sonderinteressen sich dem Staatsgedanken selbstlos unterordnet. Der einzelne vermag dergleichen vielleicht, eine Klasse und Masse niemals. Es ist vielmehr die Frage, inwiefern das Sonderinteresse der Arbeiterklasse und das politische Gesammtinteresse der deutschen Nation irgendwie und irgendwo zusammenfallen. Die Sozialdemokratie verneint bekanntlich solche Frage von vornherein. Für sie ist der Staat unter allen Umständen „Klassenstaat“, d. h. eine Organisation der herrschenden und besitzenden Klasse zur „Ausbeutung“ der unterdrückten, besitzlosen, arbeitenden Klasse. Arbeiterinteresse und Staatsinteresse gehen nach dieser Anschauung so unvereinbar auseinander, wie sich dieses Staatsinteresse mit dem Interesse der Kapitalisten-

klasse völlig deckt. Den heutigen Kapitalismus und den heutigen Staat bekämpfen, das ist ein und derselbe Kampf.

Wäre diese sozialdemokratische Anschauung richtig, so schlösse jeder Staat heute mit der Arbeiterklasse den unversöhnbaren „inneren Feind" und damit den Todeskeim in sich. Ist solche Anschauung aber wirklich richtig? Bestreiten wir einmal ihre Richtigkeit nicht von vornherein! Gehen wir vielmehr den sozialdemokratischen Gedankengang von Anfang bis Ende genau prüfend durch, ob wir da alles richtig finden, oder ob nicht doch Abweichungen von der thatsächlichen, geschichtlichen und logischen Wahrheit in die Augen springen.

Die sozialdemokratische Auffassung der wirthschaftlichen Entwickelung setzt bekanntlich mit der Lehre ein, daß der kleine Betrieb mit dem großen nicht konkurriren kann und dadurch von ihm vernichtet wird. Zunächst läßt sich diese Behauptung für die Landwirthschaft nicht aufrecht erhalten. Eine Regel für den Entwickelungsgang landwirthschaftlicher Betriebsformen hat man bisher überhaupt noch nicht gefunden. Selbst unter den Sozialdemokraten wird bei weitem nicht einstimmig angenommen, daß auch in der Landwirthschaft der Großbetrieb obsiegen müsse. Die sozialdemokratische Fraktion des bayerischen Landtages treibt konsequent und trotz mancher Anfechtungen der großstädtisch-industriellen „Genossen" Bauernpolitik.*)

Sehen wir jedoch von der Landwirthschaft völlig ab! Bleiben wir auf dem Gebiet, aus dem die sozialdemokratischen Anschauungen herausgewachsen sind und wo sie noch ihren starken Nährboden haben! Das ist die Industrie. Für die Industrie ist der Satz zugegeben, daß der größere Betrieb den kleineren unter sonst gleichen Umständen „aufsaugt". Es ist auch nicht zu bestreiten, daß durch die industrielle Entwickelung das Handwerk zum großen Theil in Mitleidenschaft gezogen und stellenweise in seiner Existenz bedroht wird. Diese Ansicht ist heute garnicht mehr ausschließlich Weisheit der „Marxisten"; auch zahlreiche „bürgerliche" Oekonomen vertreten sie. Es ist nicht zu leugnen, daß die industrielle Entwickelung die „besitzlose" Masse des Proletariats geschaffen hat und ihrer weiter bedarf. Sie kann solche nicht entbehren, die — selbst völlig ka-

*) cf. das vor Kurzem herausgegebene Agitations- und Rechtfertigungsschriftchen „Bauernfrage und Sozialdemokratie in Bayern." Nürnberg bei Woerlein u. Co.

pitallos — ihre Arbeitskraft dem Unternehmer verkaufen müssen, wenn sie nicht am Hunger zu Grunde gehen wollen.

Die durch die industrielle Entwickelung bedingte Zweitheilung in „besitzende Kapitalisten" und „besitzlose Proletarier" wird von der Sozialdemokratie nicht etwa verurtheilt, weil sie unmoralisch wäre, und der kommunistische Gesellschafts- und Wirthschaftszustand wird nicht etwa aus Gründen der Moral angestrebt. Die wirthschaftliche wie überhaupt die gesammte geschichtliche Entwickelung verläuft nach Marx „jenseits von Gut und Böse". Kein Wirthschaftszustand ist an sich gut oder schlecht, schön oder häßlich, sittlich oder unsittlich. Jeder hat vielmehr seine Zeit und muß diese seine Zeit ausdauern, ob das einzelnen Menschen und Menschengruppen gefallen mag oder nicht. Darum ist auch die kapitalistische Wirthschaftsordnung und die industrielle Entwickelung nicht von vornherein verdammenswerth, kann und darf nicht beseitigt werden, ehe denn ihre Zeit wirklich abgelaufen ist.

Ist dem so, so entsteht die Frage: Haben wir in Deutschland bereits den Höhepunkt industrieller Entwickelung in privatkapitalistischer Form erreicht? Ist diese Entwickelung bereits bis zu ihrem Ende gediehen und unmittelbar daran, abgelöst zu werden? Es ist gar kein Zweifel, daß diese Frage zu verneinen ist. Ein einziger Blick auf England zeigt, welche Möglichkeiten bei uns noch die industrielle Entwickelung hat. Das Handwerk hat in Deutschland noch immer einen breiten, wenn auch nicht mehr gerade goldenen Boden. Die Zahl der mittleren Betriebe überwiegt noch bei Weitem. Der Großbetrieb, die große Industrie befindet sich bei uns gerade noch immer im ersten Stadium der Entwickelung, in den Anfängen ihrer Bedeutung.

Ist das richtig und ist es auch richtig, daß eine geschichtsnothwendige Entwickelung sich niemals mitten auf ihrem Wege aufhalten läßt, daß nicht willkürlich etwas Anderes an die Stelle dessen, was noch ist und wird, gesetzt werden kann, so besteht für die arbeitenden Massen garnicht die Frage: „Wie beseitigen wir die große Industrie? Wie schlagen wir ihr gewissermaßen den Kopf ab?" Die Frage muß vielmehr lauten: „Wie finden wir uns am besten mit der großen Industrie ab? Wie heben wir auch in ihrer Zeit schon am leichtesten und schnellsten unsere Lebenslage?" —

Es ist eine innerhalb der Sozialdemokratie allgemein verbreitete, richtige Anschauung, daß in den kleinen und kleinsten Betrieben

die schlechtesten Arbeitsbedingungen vorhanden sind. Der kleinere Unternehmer muß möglichst billig zu produziren bemüht sein, um trotz des großen Konkurrenten bestehen zu können. Die produzirten Waaren muß er ebenso billig absetzen, wie der Konkurrent, das verarbeitete Rohmaterial darf auch nicht schlechter sein, wenn das Produkt gekauft werden soll. Es bleibt also nur übrig, an Arbeitslöhnen zu sparen, damit das Geschäft überhaupt noch lohnend bleibt. Die auf Verbesserung der Arbeitsbedingungen ausgehenden Forderungen der Arbeiter finden darum regelmäßig bei den kleinen Unternehmern den heftigsten Widerstand. Gehen die Arbeiter infolge starker, gewerkschaftlicher Organisation von ihren Forderungen nicht ab, so ist oft — das zeigt sich in jedem größeren Streik — die Folge davon der Bankerott des Unternehmers. Charakteristisch ist die oft wiederkehrende und nicht unwahrscheinliche Behauptung, daß der Streik dem großen Unternehmer oft darum garnicht unangenehm ist, weil der kleinere Konkurrent daran zu Grunde geht. Arbeitsbedingungen, die zu bewilligen der kleine Unternehmer garnicht die Mittel hat, kann der große sehr leicht gewähren. Daß er es heute in Deutschland durchschnittlich noch nicht thut, hat gewisse Gründe, von denen noch zu reden sein wird. Die Thatsache nun, daß der Großbetrieb die Erringung besserer Arbeitsbedingungen möglich macht, bedeutet für die Arbeiterschaft, daß sie geradezu an dem Auswachsen unserer wirthschaftlichen Entwickelung zur großen Industrie interessirt ist, daß sie, wie die Dinge heute und in absehbarer Zeit liegen, gar keinen Grund hat, das große Kapital und die große Industrie an sich zu bekämpfen. Die sieghafte Existenz einer großen Industrie in Deutschland ermöglicht erst die Emporentwickelung der arbeitenden Klassen.

Vor dem Erfurter Programm der Sozialdemokratie ist der letzte Satz allerdings nicht stichhaltig. Nach sozialdemokratisch-marxistischer Lehre haben von der Entwickelung der Industrie nur die Unternehmer den Vortheil, während sie für die Proletarier und die ins Proletariat sinkenden Mittelschichten „wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung" bedeutet. Dieses selbe mehr und mehr verelendende, gedrückte, geknechtete, erniedrigte, ausgebeutete Proletariat soll aber wiederum nach sozialdemokratisch-marxistischer Auffassung im gegebenen Moment die nöthige physische Kraft und moralische, intellektuelle, politische Reife haben, das Staatsruder in die Hand zu nehmen und das sinkende Schiff

der Gesellschaft in den Hafen eines neuen Glücks und Wohlstandes zu führen. Das ist ein Widerspruch, der auch Anhängern der Sozialdemokratie nicht mehr entgehen kann. Man hat daher auch aus den sozialdemokratischen Reihen heraus bereits die Forderung nach einer Revision des Erfurter Programms erhoben.*) Versuchte man indeß solch eine Revision, gäbe man die Theorie von dem immer tiefern Versinken der Arbeitermassen auf, gestände man zu, daß auch innerhalb der „kapitalistischen" Wirthschaftsordnung eine Emporentwickelung stattgefunden hat und weiterhin stattfindet, so gäbe man damit auch mit einem Schlage das revolutionirende Moment in der gesellschaftlichen Entwickelung preis. Die Sozialdemokratie entzöge sich selbst ihre Grundlage. Darum dürfte es mit einer solchen Programmrevision nicht gerade Eile haben. Man wird festhalten an den Marxschen Dogmen, auch wenn einige der „Genossen" erkannt haben, daß solches Dogma „in der dialektischen Auffassung des jungen Marx, nicht aber in den realen Verhältnissen, wie sie sich seit dem Erscheinen des kommunistischen Manifestes entwickelt haben," begründet sei. Mit solchem starren Festhalten bleibt die Sozialdemokratie aber hinter der Wirklichkeit zurück, entfernt sich vom festen Boden thatsächlicher Verhältnisse und verliert die Möglichkeit praktischer Einwirkung auf das, was wirklich ist und geschieht. Die Emporentwickelung der Arbeiterklasse zugleich mit dem sieghaften Vordringen der großen Industrie ist solch eine Wirklichkeit und Thatsache, womit zu rechnen und worüber sich klar zu sein im allerhöchsten Interesse der arbeitenden Massen liegt. Und wenn nun wirklich die sieghafte Existenz der großen Industrie in Deutschland die deutsche Arbeiterschaft hebt und kräftigt, wenn der Wohlstand der deutschen Arbeiter vom großindustriellen Fortschritt abhängig ist, dann kann es geradezu wieder gewagt werden, von einer Interessengemeinschaft zwischen Kapital und Arbeit zu reden. Nach sozialdemokratischer Anschauung sind Kapital und Arbeit bekanntlich die unversöhnlichsten und schroffsten Gegensätze, die es in der Gesellschaft und im Wirthschaftsleben überhaupt giebt. —

Kapital und Arbeit in unversöhnbarem, immer weiter auseinanderklaffendem, die Gesellschaft zerreißendem Gegensatz, ein Gegensatz, der nur durch die Vernichtung des Kapitals aufgehoben werden kann — das ist die sozialdemokratische Anschauung; Kapital

*) cf. die von Dr. Conrad Schmidt verfaßte „Litterarische Rundschau" im „Vorwärts" vom 27. Februar d. J.

und Arbeit an bestimmter Stelle der wirthschaftlichen, der großindustriellen Entwickelung durch Interessengemeinschaft verbunden, mit einander versöhnt, beide mit und durch einander existirend — das ist die Anschauung, die wir und die die moderne nationalökonomische Wissenschaft der Sozialdemokratie gegenüberstellt. Hier, in solcher Auffassung der wirthschaftlichen Entwickelung, liegt im tiefsten Grunde der eigentlichste Trennungspunkt von der Sozialdemokratie. Und diese in der wirthschaftlichen Grundlage so völlig auseinandergehenden Anschauungen sind unmittelbar von weitgehendsten Folgen begleitet. Kapital und Arbeit stehen sich nach sozialdemokratischer Anschauung *in allen Kulturländern* gleich feindlich und unversöhnbar gegenüber. Die Interessen des Kapitals sind in allen Kulturländern die gleichen, die deutschen, englischen, französischen, amerikanischen Kapitalisten stehen solidarisch zusammen und gegenüber der sichtbaren oder unsichtbaren, aber thatsächlich vorhandenen kapitalistischen Internationale kann es nur heißen „Proletarier aller Länder vereinigt euch" zum internationalen Kampfe gegen das gemeinsame Uebel. Das Kapital ist international, also kann das Proletariat auch nur international dagegen ankämpfen. *Das internationale Kapital erfordert seinen Gegensatz im internationalen Proletariat, in der internationalen Sozialdemokratie.*

Nichts indeß ist verkehrter, als die Behauptung, daß die kapitalistischen Interessen der verschiedenen Länder die gleichen seien. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Gewiß besteht heute in allen Kulturländern die soziale Frage, gewiß sind die sozialen Kämpfe die härtesten, von denen die Gesellschaft der einzelnen Staaten zerrissen wird. Es giebt aber zur Zeit auf der Erdkugel, innerhalb der menschlichen Gesellschaft noch viel härtere Kämpfe, die ununterbrochen Tag für Tag ausgefochten werden und die sich nicht auf die Gesellschaft eines einzigen Landes beschränken. Das sind die Kämpfe auf dem Weltmarkt, das ist die Konkurrenz der handeltreibenden Nationen, das ist z. B. das Ringen zwischen deutschem und zwischen englischem Kapital. Und der Ausgang solchen Ringens, die Beantwortung der Frage, ob das deutsche Kapital sieghaft den Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt bestehen kann, ist entscheidend für das Schicksal der deutschen Nation und nicht am wenigsten auch für das Wohlergehen der deutschen Arbeiterklasse.

Wir sagten oben: „Die sieghafte Existenz einer großen Industrie in Deutschland ermöglicht erst die Emporentwickelung der arbeitenden

Klassen." Eine große Industrie aber vermag sich garnicht herauszubilden, wenn sie nur den inländischen, den heimischen Markt für ihren Absatz hat. Sie bedarf des Weltmarktes, sie muß exportiren. Und wenn sie exportirt, so stößt sie an irgend einer Stelle des Weltmarktes sehr bald auf eine andere Nation, die dieselben Exportinteressen hat. Hier giebt es dann oftmals keinen Ausgleich. Wer in dem Konkurrenzkampfe siegt, darüber entscheidet nicht nur die bessere Qualität und der geringere Preis der Waare. Eine Nation, deren Lebensinteresse an den Export gebunden ist, kann auch garnicht stillschweigend einen bestimmten Markt aufgeben, um sich einem anderen zuzuwenden, auf dem ihr kein Konkurrent entgegentritt. Soviel Märkte hat unsere Erde garnicht. Es beginnt dann eben das, was man brutal aber nicht unrichtig den „Kampf um den Futterplatz" genannt hat. Wenn einer Nation solche „Futterplätze" genommen werden, d. h. wenn sie vom Weltmarkt verdrängt und auf ihr eigenes Gebiet wie hinter chinesische Mauern beschränkt wird, dann ist die Entwickelung der Industrie gewaltsam gehemmt, der Handel vernichtet und dann hat die Arbeiterklasse neuen Arbeitsplatz und neue Arbeitsgelegenheit völlig verloren. Allgemeine Armuth müßte die Folge sein. Ein solcher Zustand bedeutete in Wahrheit für die Proletarier „wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung." An der Entwickelung der deutschen Industrie, an der Ausdehnung des Handels, an der Sieghaftigkeit auf dem Weltmarkte ist die deutsche Arbeiterklasse genau so interessirt, wie die Klasse der deutschen Kapitalisten. Und wenn diese Sieghaftigkeit auf dem Weltmarkte nicht anders besiegelt werden kann, als durch die Sieghaftigkeit auf dem Schlachtfelde, dann bleibt auch der Arbeiterklasse in ihrem eigenen, wohl verstandenen Interesse garnichts anderes übrig, als die Soldaten und die Schiffe zu bewilligen, die im entscheidenden, unabwendbaren Moment einzig und allein den Sieg verbürgen. — —

In vorstehenden Ausführungen haben wir uns absichtlich auf den Boden gestellt, von dem aus die Sozialdemokratie operirt, nämlich auf den Boden der wirthschaftlichen Entwickelung. Einem Gegner gegenüber, den man nicht völlig ignoriren darf, mit dem man es vielmehr „zu thun hat", darf man sich nicht von vornherein auf prinzipiell verschiedenem Boden gegenüberstellen. Das wäre, als ob sich zwei völlig getrennte Welten gegenüberstehen

würden. Die Waffen kreuzen sich da garnicht einmal, weil die Kämpfer einander zu fern stehen. Keiner versteht den andern. Gerade auf dem ureigensten Gebiet des Gegners muß man diesem seine Irrwege und Inkonsequenzen nachzuweisen suchen. Dadurch, daß man ein Stück zusammengeht, markiren sich die Trennungspunkte nur um so deutlicher.

Haben nun die Trennungspunkte der beiden, hier kurz skizzirten Anschauungen — der unserigen und der sozialdemokratischen — ihren Grund etwa nur in der geringern oder größeren Einsicht der beiden Theile? Ist es Dummheit oder ist es gar Böswilligkeit, wenn die Sozialdemokratie Kapital und Arbeit in ewig unvereinbarem Gegensatze sieht, und wenn sie die Internationalität gegenüber unserem nationalen Standpunkt verficht? Eine Lehre, die, wie die sozialdemokratische, Jahrzehnte hindurch in immer steigendem Maße ihre werbende Kraft auf große Massen erwiesen hat, nur aus Dummheit oder Böswilligkeit ihrer Vertreter oder Anhänger erklären wollen, hieße doch von vornherein in einen schweren Irrthum verfallen. Wo sich Ansichten so weitgehend durchgesetzt haben, wie es mit den sozialdemokratischen der Fall ist, da kann man stets annehmen, daß sie zwar nicht absolut für alle Zeit richtig zu sein brauchen, aber doch in bestimmten Zeitverhältnissen ihren reellen Grund haben, diese Verhältnisse gewissermaßen „ideologisch" fixiren und für eine bestimmte Zeit die Bedeutung einer relativen Wahrheit besitzen. Daß Ansichten über die wirthschaftliche Entwickelung, wie wir sie kurz gekennzeichnet haben und wie die Sozialdemokratie sie vertritt, so völlig auseinandergehen, ja daß sie sogar zu entgegengesetzten Resultaten kommen, liegt darin, daß diese Ansichten verschiedenen Zeiten entommen sind und darum auch verschiedene Zeiten und Verhältnisse widerspiegeln. Bekanntlich haben Marx und Engels sich ihre ökonomischen Anschauungen gebildet durch das Studium der englischen Arbeiterverhältnisse in den dreißiger und vierziger Jahren. Damals befand sich die englische Industrie noch im ersten Stadium ihrer Entwickelung. Die Maschinen sind noch primitiv. Sie sind billig nnd leicht zu bedienen. Sie brauchen aber viel Bedienung; viele Arbeiter sind noch nöthig. Eine geschulte industrielle Arbeiterschaft giebt es noch nicht. Von allen möglichen Seiten strömen herabgekommene Existenzen in die Fabriken, um sich vor dem Hungertode zu retten. Sie erhalten die niedrigsten Löhne für qualitativ niedrigste Leistungen. Die Arbeitszeit aber ist von kaum glaublicher Länge.

Der Unternehmer muß darnach trachten, durch möglichst billige Arbeitskräfte möglichst hohen Gewinn zu erzielen. In solchen Zeiten sinkt der Arbeiter fast zum Thier herab. Er erscheint als der „weiße Sklave“, der wie mit ehernen Ketten an die eiserne Maschine gefesselt ist. Es bricht sich in den Arbeitermassen die Stimmung Bahn, daß nur die Empörung, der Umsturz, die vollständige Verkehrung der bestehenden Verhältnisse, die Beseitigung der weißen Sklavenhalter einen Ausweg und eine Erlösung möglich macht.

Solche Zustände, in denen die Lebenshaltung des Arbeiters fast auf die Stufe des Thieres herabgedrückt ist, dauern an, bis die Industrie den großen Schritt vom heimischen auf den Weltmarkt gethan hat und hier auf den Konkurrenten stößt. Die Konkurrenz auf dem Weltmarkt zwingt zu immer besserer und billigerer Produktion. Wie kann die erzielt werden? Kann der Arbeiter durch noch niedrigere Löhne und noch längere Arbeitszeiten noch tiefer herabgedrückt werden? Das ist unmöglich. Ein gewisses Minimum des Lebensunterhaltes muß stets bleiben. Die Leistung eines Arbeiters, der seine nothwendigsten Bedürfnisse auch nicht mehr befriedigen kann, müßte so gering werden, daß unendliche neue Arbeitskräfte zum Ersatz eingestellt werden müßten. Die Masse der Arbeiter müßte die geringfügige Leistung des einzelnen decken. Das bedeutet aber auch wieder ein hohes Lohnkonto in den Ausgaben des Unternehmers. Läßt sich nun der Kampf auf dem Weltmarkt nicht mehr dadurch siegreich ausfechten, daß man durch den Druck auf den Arbeiter billig zu produziren versucht und somit natürlich auch billig abzusetzen vermag, so wendet man sich mit vermehrter Aufmerksamkeit der technischen Seite des Produktionsprozesses zu. Die Maschinen werden vervollkommnet, so daß sie schneller und besser produziren. Damit werden sie natürlich auch kostbarer, werden auch komplizirter und erfordern aufmerksamere, verständnißvollere Bedienung. Nicht jeder Beliebige kann mehr an solcher Maschine thätig sein. Es gehört Verständniß für ihren Mechanismus, es gehört Aufmerksamkeit und Sorgfalt, eine gewisse geistige Spannkraft und Fähigkeit zu ihrer Bedienung. Dazu aber ist nur der gut gestellte Arbeiter in der Lage. Die kostbare Maschine erfordert den kräftigen und intelligenten Arbeiter, und der ist ohne höhere Löhne nicht zu erhalten. Die Komplizirtheit der Maschine erfordert jede Minute gespannteste Aufmerksamkeit, und die ist ohne kürzere Arbeitszeit nicht möglich.

Engels und Marx haben zur Grundlage ihrer ökonomischen Studien die Lage der englischen arbeitenden Klassen in den dreißiger und vierziger Jahren gehabt. Sie lehrten die Unversöhnbarkeit zwischen Kapital und Arbeit. Ihre Lehre blieb zunächst für Deutschland noch „graue Theorie". Der „grüne Baum" industrieller Entwickelung gedieh hier noch kaum im Keim. Das vorgeschrittene England dagegen war schon in den dreißiger und vierziger Jahren der Schauplatz einer radikalen Arbeiterbewegung. In den folgenden Jahrzehnten wandelte sich mit dem industriellen Fortschritt der Gießbach des Radikalismus zum breiter und ruhiger, darum aber um so machtvoller fluthenden Strome. Die Arbeiterklasse hat in England unzweifelhaft bedeutend mehr erreicht, als bei uns. In Deutschland entwickelte sich erst in den sechziger und siebenziger Jahren eine in das Gesammtleben der Gesellschaft einschneidende Arbeiterbewegung. Deutschland — resp. die deutschen Staaten — traten damals erst in das Stadium industrieller Entwickelung, in dem England schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sich befunden hatte. Damals gewannen für die deutsche Arbeiterbewegung die Theorien praktische Bedeutung, die Marx und Engels schon vor Jahrzehnten aus englischen Verhältnissen abstrahirt, gewissermaßen herausdestillirt hatten. Inzwischen aber hat sich auch Deutschland wieder um mehr als zwei Jahrzehnte weiterentwickelt. Auf die veränderten Verhältnisse passen alte Lehren nicht mehr. Sie wachsen nicht mehr zu immer neuem Leben aus der Wirklichkeit heraus; sie werden nur noch dogmatisch geglaubt. Es ist ein todter Glaube aus früherer Zeit und kommt als solcher auch schon mehr und mehr den Menschen unserer Zeit — einschließlich der Arbeiter — zum Bewußtsein, wenn auch nur allmählich. In der wirthschaftlichen, in der großindustriellen Entwickelung sind wir noch lange nicht so weit, wie England; wir bewegen uns aber dazu hin. Unsere Arbeiterbewegung ist zur Zeit — entsprechend den anders gearteten Wirthschaftsverhältnissen — anders geartet, als die englische. Sie ändert sich aber — wie sie sich in England geändert hat — auch bei uns mit den wirthschaftlichen Wandlungen.

Unser wirthschaftlicher Zustand läßt sich — mit von Schulze-Gävernitz — als der Uebergang von der halben zur vollen Großindustrie charakterisiren. Dieser Uebergang spiegelt sich auch deutlich in unserer Arbeiterbewegung wieder.

Unsere Arbeiterbewegung, soweit sie politisch organisirt auftritt, hat bekanntlich im Erfurter Programm der sozialdemo-

kratischen Partei eine Richtschnur ihres Handelns erhalten. Dieses Programm bedeutet den Sieg Marx'scher Lehren in der deutschen Arbeiterbewegung. Es spiegelt — gleich den Theorien des Marx — die wirthschaftlichen Zustände im ersten Stadium großindustrieller Entwickelung „ideologisch" wieder. Der Kern- und Angelpunkt dieses Programms ist der Satz, daß die Entwickelung vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft für das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten — Kleinbürger, Bauern — „wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung" bedeutet. Wir haben bereits bemerkt, daß diese Lehre von einem der sozialdemokratischen Theoretiker, von dem Dr. Conrad Schmidt, der zur Zeit die literarische und die volkswirthschaftliche Wochenschau des „Vorwärts" besorgt, als eine „veraltete, aber traditionell auch noch im Erfurter Programm festgehaltene Anschauung" aufgegeben ist. Die Theorie versucht es hiermit also, den veränderten wirthschaftlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Praxis in der Arbeiterbewegung hat es bereits früher gethan, insofern sie sich der Forderung gewerkschaftlicher Organisationen zugewandt hat. Die Gewerkschaftsbewegung basirt einzig und allein auf der Möglichkeit, schon innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung die Lage der arbeitenden Klasse zu heben. Die Gewerkschaftsbewegung als solche hat also mit einer Beseitigung der bestehenden Ordnung nichts gemein. Eine solche Beseitigung ist aber der Kernpunkt der sozialdemokratischen Bewegung. Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie stehen darum eigentlich in prinzipiellem Gegensatz zu einander. Die prinzipienfesten, die marxistischen Sozialdemokraten finden sich indes mit der Gewerkschaftsbewegung in der Weise ab, daß sie meinen: in ihren gewerkschaftlichen Kämpfen können die Arbeiter nur Niederlagen erleiden, durch diese Niederlagen erwacht und erstarkt das Klassenbewußtsein und der Klassenhaß; also dienen auch die Gewerkschaften nur der Sozialdemokratie, sind für diese eine Art „Rekrutirungsinstitut". Von solcher Auffassung aus wird es begreiflich, daß der „Vorwärts" die Niederlage der Hamburger Hafenarbeiter in zwei Leitartikeln vom 7. und 9. Februar d. J. geradezu jubelnd begrüßt. Es heißt da: „Es giebt Niederlagen, die für die Unterliegenden mehr werth sind, als ein Sieg, die trotz des Unterganges ihrer Kämpfer mehr werth sind als ein Sieg. Eine solche Niederlage war die Pariser Kommune,

die trotz des Unterganges ihrer Kämpfer ihren Zweck erfüllte: die Rettung der Republik und für die Arbeiter aller Länder ein leuchtendes Beispiel ward, eine Quelle der Begeisterung und Kraft, der Ausgangspunkt einer neuen, stärkeren Bewegung, eine mächtig vorgeschobene Etappe auf dem Wege zum endgültigen Sieg. Aehnlich der Hamburger Streik. Er ist mehr werth für uns als ein Sieg u. s. w. Es folgt der Ausdruck der Freude darüber, daß die Rheder „trotzig und protzig“ ein Schiedsgericht zurückgewiesen hätten. Durch diese Zurückweisung sei Zeugniß abgelegt für die Wahrheit der sozialistischen Lehren. „Das alles ist ein Gewinn, so groß, daß die ungeheueren Opfer, die gebracht wurden, winzig erscheinen!“ Solche Aeußerungen ermöglichen natürlich den Zweifel an der ehrlichen Absicht der Gewerkschaften, für eine bessere Lebenshaltung der Arbeiter kämpfen zu wollen. Die Gewerkschaften erscheinen so thatsächlich nur als verkappte Mitkämpfer der Sozialdemokratie, als mindestens indirekt politische Organisationen. Es ist vielleicht von einigem Interesse, zu wissen, daß Herr Liebknecht der Verfasser jener „Vorwärts“-Artikel ist, die die Gewerkschaften zu kompromittiren und zu gefährden so überaus geeignet sind. Der „alte Liebknecht“ ist eben völlig außer Stande, sich den Wandlungen der Zeit anzupassen und den marxistisch-revolutionären Standpunkt aufzugeben, den zu verlassen die Gewerkschaften und damit große Theile der Arbeiterbewegung im Begriff sind. Es mehren sich die Stimmen der Gewerkschaftsführer, die da erklären, die Gewerkschaftsbewegung müsse unpolitisch, dürfe also auch nicht sozialdemokratisch sein. Herr v. Elm, der in der deutschen Gewerkschaftsbewegung an erster Stelle steht, hat diesen Standpunkt mehrfach und besonders deutlich vertreten. Von großem Interesse ist auch ein Artikel, den ein anderer in der Gewerkschaftsbewegung viel thätiger und bewanderter Mann in der „Zeit“ vom 16. April d. J. über „die Stellung der deutschen Arbeiter zur Gewerkschaftsbewegung“ veröffentlicht hat. Es ist von größtem Werth, solche Stimmen, die direkt aus der Arbeiterschaft ertönen, zu beachten. Herr Liebknecht erklärt in seinem bereits erwähnten „Vorwärts“-Artikel die Niederlage der Hamburger Streikenden für ein „kulturhistorisch und politisch hoch bedeutsames, ja epochales Ereigniß.“ Bedeutsamer ist ganz sicherlich der Emanzipationskampf, den bereits seit einem halben Dutzend Jahren still aber nachhaltig die Gewerkschaften gegen die

marxistisch-revolutionären Dogmatiker der Sozialdemokratie führen. Die vorgeschrittensten Arbeiterkategorien haben eben erkannt, daß der kapitalistische und großindustrielle Aufschwung auch für die arbeitende Klasse eine nachhaltige Emporentwicklung ermöglicht und führen darum in ihren gewerkschaftlichen Organisationen den Kampf gegen das kurzsichtige und zurückgebliebene Unternehmerthum, wozu sich nun neuerdings noch der Kampf gegen die ebenfalls zurückgebliebenen und erstarrten Fanatiker der Sozialdemokratie gesellt, deren Dogma von der immer mehr zunehmenden Verelendung der Arbeiterklasse mit fortschreitender Zeit immer weniger stichhaltig geworden ist.

Aber auch auf dem Gebiete der reinen Politik beginnt jener Kernsatz des sozialdemokratischen Programms an Geltung zu verlieren. Damit verblaßt zu gleicher Zeit auch das revolutionäre Prinzip der Partei. Behauptet man nämlich die unaufhaltsam zunehmende Proletarisirung und Verelendung der Volksmassen und den weiter auseinander klaffenden Riß zwischen Kapital und Arbeit, so kann die dadurch bedingte Zweitheiligkeit der Gesellschaft in Könige des Kapitals und verelendete Proletarier nur durch den Sieg der einen Seite und die Vernichtung der anderen aufgehoben werden. Die Masse des Proletariats muß gegen die Kapitalisten bis zu deren Vernichtung kämpfen und die eigene Herrschaft an Stelle der bisherigen setzen. Das Proletariat muß danach streben, die Machtmittel der Gesellschaft, des Staates in seine Hände zu bekommen. Das bedeutet die bereits im kommunistischen Manifest gekennzeichnete „Diktatur des Proletariats". Von solcher Anschauung aus hält denn auch ganz folgerichtig Herr Liebknecht in den erwähnten „Vorwärts"-Artikeln an der Erklärung fest, die Marx schon vor Jahrzehnten abgegeben hat: „Die Befreiung der Arbeiter kann allein durch die Arbeiter selbst erkämpft werden." In diesem Streben nach der „Diktatur des Proletariats", nach einer Wandlung, die das bisherige Herrschaftsverhältniß gerade umdreht, die die „Proletarier" zu Herren der Gesellschaft und des Staates macht, liegt der Gedanke der politischen Revolution. Nur mit solcher Anschauung hat die Sozialdemokratie das Recht, sich „revolutionär" zu nennen. Nun hat aber Herr v. Vollmar in den Reichstagsverhandlungen vom 12. Februar d. J. zum Militäretat eine mit der ihm eigenthümlichen feinen Schlauheit komponirte Rede gehalten, in der es heißt: „Die Revolution, welche Sie meinen, an die denken wir am wenigsten, in der, welche wir meinen, stehen

wir mitten drin, die vollzieht sich tagtäglich und diese Entwickelung der Dinge ist für Gewaltmittel unfaßbar und unaufhaltsam." Daß hier der politische Revolutionsgedanke, wie wir ihn oben gekennzeichnet haben, völlig verloren gegangen ist, kann von vornherein Niemandem entgehen. Das ist auch dem Organ der Dresdner Sozialdemokratie, der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung", die von jeher den Revolutionarismus krampfhaft hochzuhalten sucht, nicht entgangen. Sie schreibt darum in einem „Zweierlei Taktik" betitelten Leitartikel vom 14. Februar d. J.: „Vollmar sprach von der „Revolution", in der wir „mitten drin" stehen, die sich „tagtäglich vollzieht". Man sollte nun doch auch unsererseits „einmal aufhören", die Begriffe der „sozialen Entwickelung" und der „politischen Revolution" zu verwechseln. Was sich „tagtäglich vollzieht", ist die soziale Entwickelung, die zur sozialen Revolution führt, aber selbst noch keineswegs die soziale Revolution ist. Was nun gar die politische Revolution anbetrifft, so ist darunter zu verstehen eine grundlegende Aenderung der politischen Zustände, die gewöhnlich zugleich den Uebergang der politischen Macht aus der Gewalt einer Klasse in die einer anderen bedeutet. Diese Revolution braucht (!!) nicht gewaltsam zu sein, vollzieht sich aber auch nicht „tagtäglich."

Wie in der gewerkschaftlichen, so auch in der politischen Arbeiterbewegung findet sich also eine deutlich erkennbare Strömung, die an Stelle der Revolution die Evolution setzt und nicht mehr auf den Tag hinarbeitet, an dem das Proletariat seine Diktatur antritt, sondern für eine allmähliche wirthschaftliche und politische Emporentwickelung der arbeitenden Klassen thätig ist. Das evolutionäre Prinzip ist aber nur möglich mit dem Aufgeben jenes Dogmas von der fortschreitenden Verelendung der Massen. Dieses Dogma wird bereits von einem Theil der Sozialdemokraten aufgegeben. Und es wird darum aufgegeben, weil es sich bei den veränderten und fortgeschrittenen wirthschaftlichen Verhältnissen nur noch von Fanatikern blind glauben, aber von keinem Sehenden mehr praktisch verwerthen läßt.

Was bedeutet denn nun aber diese Wandlung in der Sozialdemokratie für die politische Gestaltung unserer Parteiverhältnisse? Gewiß darf solche Wandlung nicht unterschätzt, aber auch nicht überschätzt werden. Derselbe Herr von Vollmar, der am 12. Februar von dem Revolutionarismus so garnichts wissen wollte, hat am 18. März die schneidendste Rede gegen die Marinepläne und

gegen eine „Weltpolitik“ gehalten. Mit dem „Revolutionarismus“, der „Diktatur des Proletariats“, dem „Zukunftsstaat“ giebt die Sozialdemokratie alles Starke, Stürmische, Drängende in sich auf, auch alles Positive, das in ihr, wenn auch nur „ideal“, für eine völlig ferne Zukunft, enthalten war. Mit dem Revolutionarismus und dem Zukunftsstaat verband sich doch zweifellos ein positives und in seiner Art glänzendes Menschheitsideal, das psychologisch um so höher zu werthen ist, als es den Gegenpolen menschlicher Empfindungen gerecht wird, der Sehnsucht nach endgültiger, beglückender Ruhe und dem Verlangen nach Bethätigung aller Kräfte, nach Kampf: durch den Klassenkampf, durch die politische Revolution sollte die Menschheit aus Elend und Knechtschaft zu Glück und Frieden sich hindurchringen. Die revolutionäre Sozialdemokratie faßt so gewissermaßen Himmel und Hölle materialisirend in sich zusammen. Läßt die Sozialdemokratie ihre Endziele schießen, giebt sie das Positive, das sie in der Idee und im Traum doch in sich barg, auf, so wird sie bestenfalls eine Partei nüchterner Thätigkeit für die arbeitenden Massen. Sie stürzt ihre Anhänger von den Höhen der Ideale und aus dem Himmel der Träume in das zwar ganz genießbare, aber doch nicht gerade beseligende Wasser schrittweiser Reformarbeit. Sie giebt ihren Anhängern statt Herrschaft, Glanz und Glück — ein Butterbrot. Ein „Ideal“, das doch immer etwas eine Gesammtheit Angehendes und Beglückendes hat, dem eine zusammenfassende, ausgleichende Kraft innewohnt, hat sie nicht mehr. In dem, was einem anderen großen Theil der Volksgenossen als ein Ideal erscheint, in allem „Nationalen“ wird sie eine Partei der Negation. Für das politische Leben des deutschen Reiches kommt ihr dann etwa dieselbe Bedeutung zu, wie dem „Freisinn“.

Ein grundlegender Unterschied indeß zwischen „Freisinn“ und Sozialdemokratie bleibt doch. „Die um Richter“ vertreten eine Schicht, die im Absterben begriffen ist, die niedergeht. Es ist das „wohlhabende Bürgerthum“, wie es etwa um die Mitte des Jahrhunderts sich geltend machte, sich regte, nach Beseitigung feudaler Fesseln trachtete, weil der Einzelne genug wirthschaftliche Macht und Kraft in sich fühlte, sich allein vorwärts zu bringen. Dieses „Bürgerthum“ ist inzwischen durch die „Großbourgeoisie“ mehr und mehr verdrängt, abgelöst. Auch künstlich läßt es sich nicht mehr halten. Diese Schicht geht unaufhaltsam nieder, was in der abnehmenden Zahl seiner politischen Vertreter auch deutlichen Aus-

druck findet. Die Sozialdemokratie dagegen vertritt eine aufstrebende Schicht, die gerade jetzt erst zur Geltung sich emporringt. Die Arbeiterklasse wächst an wirthschaftlicher und politischer Bedeutung mit dem Wachsen der großen Industrie. Eine aufstrebende Schicht, die auch nach politischer Machtstellung drängt und drängen muß, findet niemals an rein praktischer, nüchterner Arbeit Genüge, läßt sich nicht mit einem Butterbrote abfinden. Sie verlangt einen Konzentrations- und Krystallisationspunkt für ihre Bestrebungen, sie verlangt ein Ideal. Ist nun das alte Ideal der Sozialdemokratie, ist das Ideal der internationalen Menschheitsverbrüderung im Wandel der Zeit hinfällig geworden, so bedarf die Arbeiterbewegung eines Ersatzes, eines neuen, eines zeitgemäßen Ideals. Wo liegt das? Wie ist das zu formuliren?

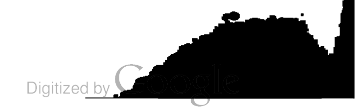
Wir haben im ersten Theil unserer Ausführungen darauf hingewiesen, daß nicht — wie die Sozialdemokratie lehrt — die Kapitalisten aller Länder gemeinsame Interessen haben, sondern daß Kapital gegen Kapital und damit Nation gegen Nation steht. Und wir haben weiter darauf hingewiesen, daß die Emporentwickelung der deutschen Arbeiterschaft mit der Sieghaftigkeit des deutschen Kapitals auf dem Weltmarkt Schritt hält. Und endlich haben wir ausgeführt, daß diese wirthschaftliche Sieghaftigkeit nur mit einer leistungsfähigen, intelligenten, willigen, interessirten, hochstehenden Arbeiterschaft zu erreichen ist. Die Arbeiterschaft, die für ihre Emporentwickelung kämpft, kämpft zu gleicher Zeit — wenn auch noch ohne es zu wissen — für die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie und für die wirthschaftliche Weltmachtstellung des deutschen Reiches. Diese Arbeiterschaft wirkt in ihrem Kampfe indirekt und unbewußt national. Es kommt nun darauf an, das „Unbewußte" ins Bewußte umzuwandeln, der Arbeiterschaft die Erkenntniß beizubringen, daß ihre Arbeiterinteressen und die zunächst wirthschaftlichen, im Anschluß daran aber auch politischen Interessen der Nation zusammenfallen.

Wir haben zu zeigen versucht, wie einem bestimmten Stadium der wirthschaftlichen Entwickelung der Internationalismus sehr wohl entsprach. Aus dem weiteren Verlauf dieser Entwickelung wächst aber mit Naturnothwendigkeit der Nationalismus heraus. Eine nationale Arbeiterbewegung erfordert sowohl das Klasseninteresse der Arbeiterschaft wie das politische Interesse der Nation. Damit aber verkehrt sich das Ideal der Sozialdemokratie in sein Gegentheil. Sozialdemokratie und „moderne" Arbeiterbewegung werden

Gegenpole. Die Arbeiterschaft muß in ihrem eigensten Interesse die sozialdemokratischen Dogmatiker genau so als reaktionär bekämpfen, wie das — reaktionäre Unternehmerthum.

Wir haben bisher nur von der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie gesprochen und daran Kritik geübt. Als ob die entgegengesetzte, die Unternehmerklasse so ganz ohne Sünden wäre! Keineswegs!

Der Uebergang Deutschlands von der halben zur vollen Großindustrie spiegelt sich in der Unternehmerschaft genau so wieder, wie in der Arbeiterschaft. Der deutsche Unternehmer will zum großen Theil noch sehr wenig davon wissen, daß er auf dem Weltmarkt am besten die Konkurrenz bestehen kann, wenn er eine möglichst leistungsfähige, aber auch möglichst hochstehende Arbeiterschaft an technisch möglichst vollkommene Maschinen stellt. Er meint noch immer, durch billige Arbeitslöhne und lange Arbeitszeit die Konkurrenz der vorgeschritteneren und weitsichtigeren englischen Konkurrenten bestehen zu können. Er befürchtet seinen Zusammenbruch, wenn er die Forderungen der Arbeiter bewilligen würde, und er leitet aus dem eigenen Zusammenbruch den der gesammten deutschen Industrie und den des deutschen Reiches her. Er sieht in jeder Arbeiterbewegung an sich schon etwas Staatszerstörendes und Revolutionäres. Wie sich aber aus der Arbeiterbewegung heraus Stimmen der Theoretiker erheben, die den Satz von der fortschreitenden Verelendung als veraltet aufgeben, so kommen auch aus dem entgegengesetzten Lager Darlegungen, die — unter Exemplifizirung an den entwickelteren Verhältnissen Englands — den Unternehmerstandpunkt der niederen Löhne und langen Arbeitszeiten als den Standpunkt einer zurückbleibenden Stufe industrieller Entwickelung kennzeichnen. Wie in der Arbeiterbewegung „Praktiker" auftreten mit der Forderung, die Gewerkschaftsbewegung soll aufhören, sozialdemokratisch zu sein, so giebt es auch Unternehmer, die das Arbeiten mit einer hochgestellten Arbeiterschaft als sehr „praktisch" befunden haben. In beiden Lagern sind es zur Zeit allerdings nur erst Einzelne. Im großen Ganzen sind zur Zeit noch Arbeiterschaft und Unternehmerschaft gleich reaktionär gesinnt. Der „prinzipienfesteste" „revolutionärste" Sozialdemokrat und ein so ausgeprägter Unternehmertypus, wie Frhr. von Stumm sind Gegenpole eines und desselben Wirthschaftszustandes, Gegenpole, die trotz aller Gegensätzlichkeit doch durch einander bedingt, von einander in ihrem Wesen abhängig sind.



Wie die Arbeiterschaft zur Zeit noch in der Sozialdemokratie eine ihren Interessen garnicht mehr entsprechende, reaktionäre politische Vertretung hat, so ist die Unternehmerschaft im allgemeinen im Nationalliberalismus politisch organisirt. Sicherlich hat die nationalliberale Partei und haben die in ihr weilenden Männer große Verdienste um die Erfassung und die Pflege des nationalen Gedankens. Man kann wohl geradezu sagen, daß das deutsche Reich in der ersten Phase seiner wirthschaftlichen und politischen Entwickelung auf die nationalliberale Partei angewiesen war. Das deutsche Reich brauchte Politiker, die sich nicht nur an der Erfüllung des Einheitstraumes idealistisch entzückten, sondern die auch erkannten, daß diese neue Gründung der industriellen Entwickelung Raum gab und weitere Ausdehnung zu geben hatte. Es setzt die Bedeutnng der nationalliberalen Partei garnicht herab, daß sie nicht nur eine ideale Pflegerin des reinen Nationalsinns war, sondern auch eine Vertretung industriell-kapitalistischer Interessen. Kapitalistischer Industrialismus und Nationalismus hatten eine Zeit lang zusammenzugehen. Daß nun aber den industriell-kapitalistischen Interessen sich sogleich die industriell-proletarischen feindlich gegenüberstellen mußten, ist allzu natürlich. Die allzu scharfe und schnelle Durchsetzung des kapitalistischen Industrialismus bedingte eine radikal-sozialistische Arbeiterbewegung, und die Thatsache, daß Industrialismus und Nationalismus zunächst Hand in Hand gehen mußten, läßt den Internationalismus der sozialen Arbeiterbewegung in ihren Anfängen begreiflich erscheinen. Nationalismus und Sozialdemokratie sind die für das neue Reich am meisten charakteristischen Parteien. Sie sind der politische Ausdruck der ersten Phase wirthschaftlicher Entwickelung, in der Kapital und Arbeit anscheinend ohne jede Interessengemeinschaft gegenüberstehen. Nationalliberalismus und Sozialdemokratie sind darum die natürlichen und — als feindliche Brüder — heftigsten Gegner. In diesen beiden Parteien stehen sich zugleich auch der nationale und der soziale Gedanke scheinbar unversöhnlich gegenüber.

Läßt nun aber — wie wir es zu zeigen versucht haben — eine unmittelbar bevorstehende Phase wirthschaftlicher Entwickelung eine Interessengemeinschaft zwischen Kapital und Arbeit deutlich hervortreten, wird die Emporentwickelung der arbeitenden Klasse nur möglich durch das weitere Wachsthum der nationalen Industrie, so müssen mit dem Zurückbleiben eines der Ueberwindung nahen verhältnißmäßig primitiven Wirthschaftszustandes auch die diesem

Zustande entsprechenden politischen Parteien zurückbleiben, absterben, die politischen Gegensätze in einer neuen, höheren Einheit aufgehen. Diese Einheit, diese Synthese gewissermaßen zwischen Nationalliberalismus und Sozialdemokratie bedeutet die politische Richtung, von der als vom nationalen Sozialismus in letzter Zeit mannigfach die Rede gewesen ist.

Was wollen also wir Anhänger des nationalen Sozialismus, um es zum Schluß noch einmal knapp und zusammenfassend — selbstverständlich nur nach subjektivem Ermessen und Verstehen — zu kennzeichnen?

Wir hören, daß Millionen im Volke ihre Stimme erheben nach Besserung ihrer Lebenslage. Die Sozialdemokratie vereinigt in sich diese Millionen von Volksgenossen und verheißt endgiltige Besserung durch das Mittel des Vernichtungskampfes anderer Volksgenossen und um den Preis, daß die Nation in einer internationalen Menschheitsgemeinschaft aufgeht. Wir erkennen, daß die Forderung jener Millionen nicht zu beschwichtigen ist — weder durch Zuckerbrot noch Peitsche. Wir verkennen aber auch nicht, daß das Mittel der Sozialdemokratie verfehlt ist. Die naturnothwendige Entwickelung verlangt zur Zeit garnicht den Kampf gegen das Kapital an sich, die Beseitigung der kapitalistischen Industrie. Die Entwickelung verlangt vielmehr das weitere Auswachsen der Industrie von nationaler Grundlage aus und dieses Auswachsen ermöglicht und erfordert zu gleicher Zeit auch die Emporentwickelung der Arbeiterklasse, indem für diese neue Arbeitsplätze und Arbeitsgelegenheiten geschaffen werden. Das Auswachsen der deutschen Industrie ist nicht möglich ohne die wirthschaftliche Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt. Denn der heimische Markt ist für eine große Industrie viel zu klein. Unsere Konkurrenzfähigkeit und Sieghaftigkeit auf dem Weltmarkt ist aber nicht allein von der Güte und Billigkeit der Produkte abhängig, sondern sie bedarf auch des Rückhalts nationaler Macht und militärischer Stärke. Es geht heute nicht an, als „Schnorrer" auf dem Weltmarkte zu hausiren, sondern es kommt darauf an, den Weltmarkt zu beherrschen. Deutschland muß seinen wirthschaftlichen, politischen und ideellen Einfluß über die Meere hin geltend machen. Es muß sich zum „größeren Deutschland" erweitern.

Ist nun die Emporentwickelung der Arbeiterklasse von der Sieghaftigkeit unserer Industrie auf dem Weltmarkt abhängig, so erfordert gerade das Interesse der Arbeiterklasse die Bewilligung

militärischer Machtmittel. Wir treten darum für Erhaltung der Armee und Vermehrung der Flotte ein.

Wirthschaftliche Entwickelungen — wie auch die zur großen Industrie — setzen sich zwar mit Naturnothwendigkeit durch, der Charakter der Menschen sträubt sich aber, sich solchen Wandlungen zugleich mit Bewußtsein und Energie anzupassen. Die Menschen und die Parteien beharren — oft wider ihr eigenstes, wohlverstandenes Interesse — in den Gedankengängen einer früheren, abgestorbenen Zeit. Die derzeitige Unternehmerklasse, wie die derzeitige Arbeiterklasse befinden sich augenblicklich in solchem Zustand. Ihre politischen Vertretungen, der Nationalliberalismus und die Sozialdemokratie sind die innerlich zusammenhängenden Gegenpole eines und desselben, heute der Ueberwindung nahen Wirthschaftszustandes. Beide Parteien sind gleich reaktionär und gleich zu bekämpfen. Die Sozialdemokratie ist zur Zeit der Hemmschuh der Arbeiterbewegung. Die wirthschaftliche Entwickelung zwingt die Arbeiterschaft in ihrem eigenen Interesse, mehr und mehr auf nationalen Boden, zur Politik des „größeren Deutschland“. Eine solche Politik aber kann auch — umgekehrt — national empfindende und hoch stehende Arbeitermassen garnicht entbehren. Die Vertretung der Arbeiterinteressen ist darum schlankweg eine nationale Aufgabe und Pflicht. Das ist das Charakteristische aufsteigender Völker, daß immer neue Schichten von unten nach oben steigen. In solchem Aufstieg ist zur Zeit die Arbeiterklasse begriffen. Und dieser Aufstieg, dieser „soziale“ Fortschritt und Ausgleich im Innern des Reiches wird nur möglich durch das Wachsen nationaler Macht nach Außen hin. Der nationale Sozialismus hat also mit dem Kollektivismus oder Kommunismus garnichts gemein. Sozialismus bedeutet einfach das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit im Innern. Dieses Gefühl wird durchaus nicht durch die völlige wirthschaftliche Gleichstellung bedingt. Nationalismus ist das Gefühl der Selbständigkeit, Einheit und Kraft nach Außen hin, gegenüber anderen Nationen.

Ohne das Bewußtsein und Empfinden der Zusammengehörigkeit ist kein Kraftgefühl nach Außen hin möglich. Nationalismus und Sozialismus gehören darum untrennbar zusammen.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

1. Der Nietzsche-Kultus von Ferd. Tönnies. Leipzig. Reisland 1897. 114. 2 Mk.
2. Friedr. Nietzsche als Denker von Prof. Dr. A. Riehl. 4 Aufsätze in der Wahrheit. Stuttgart. Friedr. Frommanns Verlag 1896. Nr. 73, 74, 75, 77.
3. Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwickelung von Prof. Otto Ritschl bei Mohr-Freiburg-Leipzig 1897. 1 Mk.
4. Das Christenthum und Nietzsches Herrenmoral von Prof. D. Julius Kaftan bei Georg Nauck-Berlin. 50 Pf.

Seit 6 Monaten sind obige 4 Arbeiten über Nietzsche erschienen, alle von Universitätsprofessoren geschrieben; die beiden ersten von Philosophen, die letzten von Theologen. Man sieht, Nietzsche ist noch immer diejenige literarische Persönlichkeit, welche das lebhafteste Interesse der Zeit auf sich zieht. Seine Werke erleben eine Auflage über die andere, sie erscheinen auch in französischer und englischer Ausgabe, seine Lieder haben Komponisten gefunden, und das Ereigniß des musikalischen Lebens im vergangenen Winter war die Aufführung eines Tonstückes, das Namen und Stimmungen von dem „reifsten" Werk Nietzsches; „Also sprach Zarathustra" empfangen hat.

Nietzsche hat die Schalen seines herben Spottes über die deutschen Gelehrten reichlich ausgegossen, er hat alles, was an wissenschaftliche Methode und Redeform erinnert, je länger, je mehr abzustreifen sich bemüht; gleichwohl beschäftigen die Vertreter der deutschen Wissenschaft sich mit ihm und zeigen dadurch, daß sie ihn ernst nehmen und zu den bedeutenden genialen Geistern zählen.

Persönlichkeiten von schöpferischer Kraft stehen über der Kritik, man vermag mit Lob und Tadel wenig für oder wider sie auszurichten. Sie

sind Thatsachen, bedeutsame Stücke der Wirklichkeit, mit denen jeder Nachdenkende sich abfinden muß, indem er sie zu verstehen versucht. Nietzsche, der affektvollste unter allen deutschen Denkern, verlangt darum die affektloseste, rein sachliche Beurtheilung. Diese zu gewinnen, sind alle die erwähnten Arbeiten bemüht gewesen, freilich nicht alle in demselben Grade. Daß dies den Philosophen besser gelungen ist, als den Theologen ist zu begreifen und zu entschuldigen, da diese mehr wie jene die Heiligthümer ihres Innenlebens gegen ihn auf Schritt und Tritt zu vertheidigen gezwungen waren.

I. Den ersten Platz in der Besprechung verdient die Schrift von Tönnies, nicht nur weil sie auf genauester Kenntniß der Nietzscheschen Schriften beruht, sondern vor Allem, weil N.s Meinungen und Irrungen für den Verfasser die Bedeutung einer persönlichen Angelegenheit haben. Er hat als Jüngling beim Erscheinen der ersten Schriften N.s für den Autor geschwärmt, und mit lebendigem Interesse, wenn auch je länger je mehr mit Mißtrauen und Kummer dessen weitere Entwickelung verfolgt. Gründliche Fachkenntnisse haben ihn bewahrt, sich von N.s Schlagworten und Maßlosigkeiten blenden zu lassen. Seine eingehenden soziologischen Studien haben ihn befähigt, die sittlichen Ideale N.s, welche glänzende Ausblicke auf eine neue Kultur eröffnen, an den Gesetzen des bisherigen kulturellen Fortschritts zu messen und die Bedingungen ihrer Verwirklichung zu prüfen.

Das Resultat ist: N. ist in allen Perioden seines Denkens, auch in der mittleren, wissenschaftlichen (der die Schriften: „Menschliches, Allzumenschliches", „Morgenröthe" und „Fröhliche Wissenschaft" angehören) „ein ästhetischer Schöngeist", er baut Luftschlösser und malt über der trüben Erde in bunten Regenbogenfarben lockende Zukunftsbilder einer höheren Kultur, die durch Umwerthung der bisherigen Werthe erzeugt werden soll; aber er ist nicht im Stande, die Wirkungen eines sittlichen und sozialen Grundsatzes in dem bisherigen Verlauf der Menschheitsgeschichte mit kritischer Nüchternheit zu verfolgen. Es sind affektvolle, schwärmerische Stimmungen, die er im Gemüth des Lesers auslöst mit den Schilderungen des Zukunftslandes, „des Kinderlandes", er liebt unendliche Perspektiven zu zeichnen, er sieht „die Scharen viel mächtigerer Vögel, als wir sind, die dahin streben werden, wohin wir strebten, und wo Alles noch Meer, Meer, Meer ist", er verkündet den Uebermenschen und den Weg zu neuen Morgenröthen; aber bei Beurtheilung der wirksamen kulturellen Lebensmächte setzt er sich mit der Wirklichkeit und seinen eigenen Idealen in Widerspruch.

Daraus erklären sich die Schwankungen und Gegensätze der Anschauungen N.s. Er denkt an „neue Arbeitswege zu kleinen Vermögen", an die Schaffung eines Mittelstandes, der den Sozialismus wie eine überstandene Krankheit vergessen dürfe. Aber „die Demokratisirung Europas ist unaufhaltsam, wer sich dagegen stemmt, gebraucht doch eben die Mittel

dazu, welche erst der demokratische Gedanke Jedermann in die Hand gab, und macht diese Mittel selber handlicher und wirksamer."

„Es versuchen jetzt alle politischen Mächte die Angst vor dem Sozialismus auszubeuten, um sich zu stärken. Aber auf die Dauer hat doch allein die Demokratie den Vortheil davon, denn alle Parteien sind genöthigt, dem Volke zu schmeicheln und ihm Erleichterungen und Freiheiten zu geben, wodurch es endlich omnipotent wird." p. 43. Er möchte „der jetzigen Narrheit der Nationen, möglichst viel zu produziren und möglichst reich sein zu wollen, die Gegenrechnung vorhalten: Wie große Summen inneren Werths für ein solches äußeres Ziel fortgeworfen werden." p. 44. Er sympathisirt dann wieder mit dem Sozialismus, da dieser es nicht auf Umsturz und Zerstörung aller Kultur, sondern auf Sicherung und Verbesserung des Lebens abgesehen habe. Er hat wohl von ihm die Beseitigung des Proletariats, „des unmöglichen Standes" gehofft und ihn vielleicht als die folgerichtige Form des gesellschaftlichen Lebens im Zeitalter des Weltverkehrs geahnt: „die Presse, die Maschine, die Eisenbahn, der Telegraph sind Prämissen, deren tausendjährige Konklusion noch Niemand zu ziehen gewagt hat." Andrerseits fürchtet er im Interesse der Moral „ein chinesisches Glück" und die satte Wohlhabigkeit, er rühmt die starke Unzufriedenheit als Triebfeder zum moralischen Handeln und fürchtet, daß der Sozialismus sie außer Kraft setzen werde, er beschuldigt das Mitleid, „die vielen falschen erdichteten, übertriebenen Nothstände aller möglichen Klassen" geschaffen zu haben.

Die Religion ist für N. als die wirksamste Pflegerin der femininischen Instinkte die große Verderberin der Sitten, „der Parasitismus ist die einzige Praxis der Kirche; mit ihrem Bleichsuchts-, ihrem Heiligkeits-Ideale jedes Blut, jede Liebe, jede Hoffnung zum Leben austrinkend", aber noch in den Schriften der letzten Jahre findet sich eine ganz entgegengesetzte Schätzung: „Religion ist für die Starken, Unabhängigen, zum Befehlen Vorbereiteten und Vorbestimmten, in denen die Vernunft und Kunst einer regierenden Rasse leibhaft wird, ein Mittel mehr, um Widerstände zu überwinden, um herrschen zu können; ein Band, das Herrscher und Unterthanen gemeinsam bindet und die Gewissen der Letzteren, ihr Verborgenes und Innerlichstes, das sich gern dem Gehorsam entziehen möchte, den Ersteren verräth und überantwortet . . ." Ferner „giebt die Religion auch einem Theile der Beherrschten Anleitung und Gelegenheit, sich auf einstmaliges Herrschen und Befehlen vorzubereiten, jenen langsam heraufkommenden Klassen und Ständen nämlich, in denen durch glückliche Ehesitten die Kraft und Lust des Willens, der Wille zur Selbstbeherrschung, immer im Steigen ist, — ihnen bietet die Religion Anstöße und Versuchungen genug, die Wege zu höherer Geistigkeit zu gehen, das Gefühl der großen Weltüberwindung, des Schweigens und der Einsamkeit zu erproben, — Asketismus und Puritanismus sind fast unentbehrliche Erziehungs- und Veredelungsmittel.

wenn eine Rasse über die Herkunft aus dem Pöbel Herr werden will und sich zur einstmaligen Herrschaft emporarbeitet." „Den gewöhnlichen Menschen endlich . . . giebt die Religion eine unschätzbare Genügsamkeit mit ihrer Lage und Art, vielfachen Frieden des Herzens, eine Veredelung des Gehorsams, ein Glück und Leid mehr mit ihresgleichen und etwas von Verklärung und Verschönerung, etwas von Rechtfertigung des ganzen Alltags, der ganzen Niedrigkeit, der ganzen Halbthier-Armuth ihrer Seele. Religion und religiöse Bedeutsamkeit des Lebens legt Sonnenglanz auf solche immer geplagte Menschen." p. 81/2.

Tönnies weist mit besonderer Vorliebe auf seinem soziologischen Spezialgebiet darauf hin, daß diejenigen geistigen Mächte, welche Nietzsche durch seine Schriften wie mit Keulenschlägen zu vernichten sich bemüht hat, sich zu ihrer Rechtfertigung gerade auf dieselben Schriften berufen können, und freut sich des Humors der Geschichte.

Die konservativen „Herren", welche als Vorkämpfer für die christliche Weltanschauung auftraten, verherrlichen den Philosophen, welcher sie lehrt, sich mit gutem Gewissen als Herren zu fühlen und von der Heerde sich fern zu halten. Die wissenschaftliche Weltanschauung der Sozialdemokratie, die Entwickelungstheorie, kann mit demselben Recht wie für das Ausgleichen der sozialen Gegensätze für Kapitalanhäufung und Standesabsonderung und den Uebermenschen ausgebeutet werden. „Die stärksten und bösesten Geister haben bis jetzt die Menschheit am meisten vorwärts gebracht, sie entzündeten immer wieder die einschlafenden Leidenschaften . . ." Und: „Dieselbe Bosheit ist in jedem Lehrer und Prediger des Neuen." Kann nicht aus diesen Sätzen folgerichtig geschlossen werden: Also ist auch das neueste Gewächs, das dem alten Kulturboden des sittlichen Lebens entsprossen ist, die Sozialdemokratie, welche in weiten Kreisen als das Böse schlechthin betrachtet wird, nach Nietzsche berufen, die Menschheit am meisten vorwärts zu bringen und nach seiner Methode der Umwerthung aller Werthe „das Gute" zu nennen? Aber N. ist nicht der politische Freidenker, als welchen er sich ausgiebt. Er hält es nicht einmal der Mühe für werth, „die modernen Ideen aus dem Grunde zu verstehen." p. 51/2.

So erfahren wir aus der Tönniesschen Arbeit: N.'s Grundbegriffe sind niemals der Wirklichkeit entsprechend, sie haben ihren Mutterschooß an der Phantasie, es sind Vögel, die von einsamen Bergeshöhen stammen und ihren Flug über Wolken nehmen, sich aber nicht an den Wagen der gegenwärtigen Kulturaufgaben spannen lassen. Getragen durch eingehende Sachkenntniß weist Tönnies p. 96 f. nach, wie die Ausbeutung der Geringen durch die Starken, welche N. als die unerläßliche Voraussetzung einer jeden höheren Kultur gefordert hat, in Wirklichkeit die glänzendsten Kulturen zu Grunde gerichtet und die kräftigsten Völker entnervt hat: Die Ausbeutung gehört nicht in das Wesen des Lebendigen als organische Grundfunktion, sie ist Raubbau und rächt sich an dem Volkskörper wie an dem Ackerboden

und an den Viehherden. „Alle edlere geistige Kultur, alles höhere Menschensein hat bisher noch — auch im klassischen Alterthum — auf der Basis gesunden Bauer- und Bürgerthums sich erhoben.“ „Die systematische und massenhafte Sklavenwirthschaft war für die alte Kultur ebenso ein Ende, wie für die moderne die systematische und massenhafte Proletarisirung des Volks“ p. 105.

Von den N.'schen Deklamationen gegen die Niedergangswerte der Humanität und des Mitleids, welche die Selektion des Kräftigen und Gesunden aufhalten und die ganze Menschheit degeneriren, sollen, fürchtet T. wohl mit Recht eine Zunahme der eitlen Kraftmeierei und brutalen Schneidigkeit. Ein besonnenes, erleuchtetes Eigeninteresse wird das Wohl der Gemeinschaft als die Voraussetzung des eigenen dauernden Wohlergehens und gesunden Wachsthums einer sittlichen Kultur in die individuellen oder egoistischen Zwecke einbegreifen.

Sind es auch wesentlich die sozialen Probleme bei N., welche Tönnies an den Gesetzen der Wirklichkeit mißt, so findet sich in seiner Schrift doch auch eine Fülle seiner Bemerkungen über alle Gebiete des geistigen Lebens, wie dies bei einer ernsten Auseinandersetzung mit N. nicht anders sein darf. Den Einwänden gegen einzelne Sätze N.'s muß in der Regel beigestimmt werden: eine billige Würdigung des Problems, das Nietzsche. seine Entwickelung und seine Wirksamkeit, der Gegenwart stellt, ist nicht versucht worden.

Zum Schluß spricht Tönnies Nietzsche mit dessen eigenen Worten aus der Mörgenröthe (p. 45) das Urtheil: „Vielleicht könnte eine ganze Hölle von Verbrechern nicht diese drückende, land- und luftverderbende unheimliche Nachwirkung in die fernste Ferne hin haben, wie jene kleine, edle Gemeinde von Unbändigen, Phantasten, Halbverrückten, von Genies, die sich nicht beherrschen können und allen möglichen Genuß an sich erst dann haben, wenn sie sich völlig verlieren . . . . zu alledem pflanzen jene Schwärmer mit allen ihren Kräften den Glauben an den Rausch als an das Leben im Leben: einen furchtbaren Glauben! Wie die Wilden jetzt schnell durch das „Feuerwasser“ verdorben werden und zu Grunde gehen, so ist die Menschheit im Ganzen und Großen langsam und gründlich durch die geistigen Feuerwasser trunken machender Gefühle und durch die, welche die Begierde danach lebendig erhielten, verdorben worden: vielleicht geht sie noch daran zu Grunde.“ p. 111/12.

Was Nietzsche in seiner intellektuellen Periode als Gefahr für seine Zeit erkannt hat, ist in der Rausch- und Traumstimmung der Zarathustraperiode an ihm selbst in Erfüllung gegangen.

II. Die Riehl'schen Aufsätze in der Wahrheit: „Friedrich Nietzsche als Denker“ betrachten den Philosophen von einem günstigeren Standpunkt aus als Tönnies, und dieser ist der gerechtere. Nietzsche hat sich nie viel um die Wirklichkeit gekümmert, wie sie thatsächlich ist und am praktischsten auf



eine höhere Stufe gehoben werden kann. Dies ist die Aufgabe des Soziologen. Er muß die Gesetze, welche das sittliche und gesellschaftliche Leben der Völker beherrschen, bis in ihre letzten Verzweigungen studiren, er darf sich nicht durch Sympathien oder Antipathien bestimmen lassen. Die Gesellschaftswissenschaft muß sich von der Statistik auch zu solchen Ergebnissen führen lassen, die ihr nicht gefallen; sie muß ihre Wünsche und Ideale zunächst schweigen lassen und die möglichen Ziele sich von den Gesetzen, welche die Vergangenheit beherrscht haben und in der Gegenwart wirksam sind, vorschreiben lassen. Dies war Nietzsche nicht gegeben, und so sieht Riehl auch davon ab, den Werth des Nietzscheschen Denkens an der Uebereinstimmung mit den Ergebnissen irgend welcher exakten Wissenschaft zu messen. Er vertieft sich liebevoll in seine Persönlichkeit; auch wenn er nur von Nietzsche als Denker handelt, so erkennt er an, daß dieser Denker im Dienst der Moral steht und daß die Gegenwart ihm seine Aufgabe, „dies Schicksal von Aufgabe" gestellt hat: Welches ist der Werth der bisherigen Moral? Ist nicht die bisherige Moral vielleicht das Böse, das überwunden werden muß? „Nietzsche litt an diesem Problem; dies Problem war seine persönliche Noth, seine Qual — und wurde erst, nachdem er es bezwungen zu haben glaubte, sein bestes Glück. Aus seinem eigensten Erlebniß heraus reden die Worte im „Zarathustra": — „und wenn Du sagen wirst, ich habe nicht mehr E i n Gewissen mit euch, so wird es eine Klage und ein Schmerz sein. Siehe, diesen Schmerz selber gebar noch das Eine Gewissen." p. 143.

Riehl schildert mit sachlicher Treue die 3 Stufenfolgen in N.s Denken, die scheinbar zusammenhangslos nebeneinander- ja einander gegenüberstehen und doch durch die gemeinsame Zweckbeziehung auf die Schaffung einer höheren Kultur zusammengehalten werden (p. 51). Nur an einzelnen Stellen werden N.s Maßlosigkeiten durch geschichtliche Thatsachen auf den Umfang der ihnen zukommenden Wahrheit zurückgeführt.

In der ersten Periode seines Denkens steht er unter dem Einfluß der Persönlichkeiten A. Schopenhauers und R. Wagners. Beide sind in der Tiefe ihres Wesens verwandt. „Wunderbare Einheit Wagners und Schopenhauers! Sie entstammen dem gleichen Triebe, die tiefsten Eigenschaften des germanischen Geistes rüsten sich hier zum Kampfe," so hatte der junge Nietzsche geschrieben, wozu Riehl erläuternd bemerkt: „Zwischen einer Philosophie, die einen blinden Drang, einen grund- und ziellosen Willen zum alleinigen Wesen der Dinge macht, und einer Musik, die in ihrem gestaltlos wogenden Tonmeer jede Form untergehen läßt, besteht eine innere Verwandtschaft, die N. wohl zuerst bemerkt hat." Der überschäumende, geniale künstlerische Schaffensdrang ist für N. das die Welt gestaltende Grundgesetz: „Die ganze Welt ist nur um der Kunst willen da, unser Dasein ein fortwährender künstlerischer Akt. Das Kunstwerk und der Mensch, beide sind nur eine Wiederholung des Urprozesses, aus dem die Welt ent-

standen ist" (p. 6). Gewiß eine tiefsinnige Intuition, nur nicht gerade geeignet, Gesetze für die Gestaltung der gegenwärtigen Weltverhältnisse und zur Beseitigung vorhandener Mißstände daraus abzuleiten!

Die 2. Periode in N.'s Leben, welche mit der Schrift: Menschliches Allzumenschliches und ihrer Fortsetzung, der Wanderer und sein Schatten, beginnt, steht im Dienst des Intellektualismus. „Jetzt überließ er sich der verstandesmäßigen Auffassung der Dinge mit jener Ausschließlichkeit, die jeder Umwandlung seiner Anschauungen, jeder seiner „Ueberwindungen" eigen ist" (p. 54). Er erkennt an Schopenhauer nur noch „den harten Thatsachensinn" an und beantwortet dessen Frage: „Hat das Dasein überhaupt einen Sinn?" mit den Worten: „Das Leben ein Werkzeug und Mittel zur Erkenntniß — das Leben ein Experiment der Erkennenden, — nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängniß, nicht eine Betrügerei." Aber es geht schon aus der Form der Antwort hervor, daß er weitentfernt, sich an affektlose Gelehrtenarbeit zu verlieren, die unmittelbar empfindende, stets mit sich fertige Künstlernatur geblieben ist. Er interessirt sich nicht an den Ergebnissen der Forschung, sondern berauscht sich an dem Glück des Erkennens, er wiegt sich auf den Fittigen des Denkens: „Das freie furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und herkömmlichen Schätzungen der Dinge, — die Freude an diesem wünschenswerthen Zustande — theilt der Erkennende gern mit." Er genießt „Ruhe, Größe, Sonnenlicht," er empfindet „Frieden um sich und ein Wohlgefallen an allen nächsten Dingen" (p. 56).

Man sieht, er läßt sich nicht durch das Objekt ernste beunruhigende Probleme stellen; seine Forschung gleicht nicht dem Licht der Röntgenstrahlen, welches die hinter der Oberfläche verborgene innere Struktur des Seins durchleuchtet, um dem tiefsten Sitz der vom Organismus empfundenen Uebel auf die Spur zu kommen, sondern sie ist ein bunter verklärender Schein, der sich über die Dinge ergießt und ihnen den Glanz der Gesundheit und Ueppigkeit verleiht.

Damit ist es, wie Riehl ausführt, doch nicht harter nüchterner Thatsachensinn, der ihn beseelt, sondern Freude am lustvollen Schein, und es ist kein weiter Sprung nöthig zu der Periode des Zarathustra. N.'s rastlose Natur konnte sich nicht lange an dem Frieden um sich und dem Wohlgefallen an allen nächsten Dingen genügen lassen. Damit hätte seine Moral selbst aufgehört. Es galt ihm als Aufgabe, eine höhere Kultur zu schaffen, „die Geschichte sinnvoll zu machen." Nietzsche nennt es das Glück der Zeit, daß wir „in Hinsicht auf die Vergangenheit alle Kulturen genießen und uns mit dem edelsten Blut aller Zeiten nähren," während sich uns in Hinsicht auf die Zukunft zum erstenmal in der Geschichte der ungeheure Weitblick menschlich-ökumenischer, die ganze bewohnte Erde umspannender Ziele erschließt. Zugleich fühlen wir uns der Kräfte bewußt, diese neue Aufgabe selber in die Hand nehmen zu dürfen ohne übernatürliche Beistände

zu bedürfen." „Die Menschheit kann von nun an durchaus mit sich anfangen, was sie will" (p. 86).

Aber auch diese höchste Aufgabe wird nur mit der Phantasie ergriffen, es ist Schwärmerei, was sein Herz erglühen und seinen Mund von trunkenen Worten überfließen macht: „Tausend Pfade giebt es, die noch nie gegangen sind; tausend Gesundheiten und verborgene Eilande des Lebens. Unerschöpft und unentdeckt ist immer noch Mensch und Menschen-Erde.

In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber; in weite Fernen will es blicken und hinaus nach seligen Schönheiten. Steigen will das Leben und sich steigend überwinden.

Ich wandle unter Menschen als den Bruchstücken der Zukunft: jener Zukunft, die ich schaue. — Euer Kinder Land sollt ihr lieben — das unentdeckte im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel suchen und suchen! — Oh! welche vielen Meere rings um mich, welch dämmernde Menschen-Zukünfte! — Wie Vieles ist noch möglich! — Des Menschen Fernstes, Tiefstes, Sternen-Höchstes — seine ungeheure Kraft." p. 88.

Die Wege, die er in jenes Kinderland entdeckt hat, sind für die Menschheit unwegsam, es ist die bewußte Züchtung des Uebermenschen, des Genies, des Starken, Befehlenden. Den Boden, auf dem allein bedeutende Geister und starke Persönlichkeiten erwachsen können, hat er verachtet, nämlich ein gesundes, kräftiges, sittenreines Volksleben. Der Wille des Einzelnen gilt ihm als absolut: Er ist der einzige Herr der Welt, er kann mit sich anfangen, was er will.

Riehl macht darauf aufmerksam, wie nahe sich N.'s Ideal mit dem Carlyles in „Helden und Heldenverehrung" berührt. Der Satz: „Der Menschen Gesellschaft ist ein Versuch — ein langes Suchen; sie sieht aber den Befehlenden" könnte auch von C. geschrieben sein. Aber Riehl weist auf den Unterschied hin; das Volk und die großen Einzelnen gehören untrennbar zusammen. „Wie diese nichts wären ohne das Volk, den Mutterschoß, aus dem sie hervorgegangen sind, und woraus ihre Eigenschaften stammen, so kann auch das Volk nichts sein ohne sie — nichts Einheitliches, durch Religion, Sitte und Recht Verbundenes. Carlyle sah diesen Zusammenhang von Volk und Held. Nietzsche wollte ihn nicht sehen — ein Volk ist ihm „nur der Umschweif der Natur, um zu sechs, sieben großen Männern zu kommen, — und um dann um sie herumzukommen." „Die großen Männer sind nothwendig, die Zeit, in der sie erscheinen, ist zufällig." cf. p. 90.

Die Schlußbetrachtung Riehls beschäftigt sich mit der Frage: Wie die Verherrlichung der Härte und Strenge in Nietzsche zu begreifen sei.

Zwar „die Vergöttlichung der Grausamkeit (allerdings in ihrer vergeistigten Form) mag ein pathologischer Zug im Charakter Nietzsches sein." p. 150. Sicher gilt ihm dies von dem „Genuß", dem reichlichen, überreichlichen Genuß an eigenen Leiden, am eigenen „Sich—leiden—machen", davon N. redet.

Aber abgesehen von diesen gelegentlichen Ausartungen der Stimmung will R. die Forderung der mitleidslosen Strenge als nothwendige Bedingung zur Schöpfung einer höheren Kultur anerkennen. „Die Kultur kann die mächtigen Leidenschaften nicht entbehren; es sind nach Nietzsche die Kräfte, die ihr den Boden bereiten.“ p. 140.

Indessen diese allein haben bisher nichts dauernd großes geschaffen. Nietzsche selbst muß gelegentlich zugestehen: „Daß Härte, Gewaltsamkeit, Sklaverei, Gefahr auf der Gasse und im Herzen — daß das Furchtbare, Tyrannische, Raubthier- und Schlangenhafte des Menschen so gut zur Erhöhung der Spezies Mensch dient, als sein Gegentheil.“ p. 142.

Wenn nun das Gegentheil, also Milde, Mitleid, Geduld, Gnade auch ebensogut wie Härte und unnachsichtige Strenge der sittlichen Kultur förderlich gewesen sind, warum ruft Nietzsche seinen Brüdern doch nur dies Eine zu: „Werdet hart! Ihr sollt es immer schlimmer und härter haben, so allein wächst der Mensch in die Höhe“? Warum hat er alle Waffen der Dialektik und der Bosheit gegen die Regungen des Mitgefühls ins Feld geführt, um dieses zu vernichten?

Riehl antwortet darauf, daß N. seine Gedanken über und gegen Moral im Gegensatz zu Schopenhauer entwickelt habe, er stimmt auch dem Nietzsche-schen Vorwurf bei: „Das Mitleiden kreuzt im großen Ganzen das Gesetz der Entwickelung, welches das Gesetz der Selektion ist. — Es erhält, was zum Untergang reif ist.“

Gleichwohl muß er bekennen, daß es unmöglich ist, an eine spartanische Art der Auslese zu denken. „Ueberdies könnte jene Art Auslese auch leicht einen Newton treffen.“ Durch ernsthaften Ausblick auf eine zu schaffende höhere Kultur lassen sich die moralischen Wartungen N.'s allein nicht erklären. Deshalb nimmt R. schließlich zu psychologischen Deutungen seine Zuflucht: die weiblichen Einflüsse, denen seine Jugend unterstand, das Vorherrschen von Phantasie und Gefühl in seiner Begabung sollen ihm die Gefahr, ein Buddhistischer Heiliger zu werden, vorgehalten haben, so daß er durch die Forderung: Werde hart! von sich selbst loszukommen gesucht und sich in Vorstellungen und Bildern der Härte und Stärke berauscht habe. So erklärt allein das Wesen Nietzsches die Moral Nietzsches.“

In diesem Punkte muß den sonst treffenden Ausführungen des Herrn Verfassers eine Ergänzung hinzugefügt werden. Ist diese psychologische Erklärung genügend? Die von der Schwester herausgegebene Lebensbeschreibung Nietzsches führt uns eine in der Jugend gesunde Persönlichkeit vor, welche Freude hat an Abhärtung, an kraftvollen Leibesübungen und energischen Geistesbethätigungen. In den 3 Perioden seines geistigen Lebens folgt er nacheinander den drei Funktionen der menschlichen Vernunft, dem Gefühl, dem Verstand, dem Willen. Jeder einzelnen giebt er sich mit ungetheilter Energie hin, er ist zuerst ganz Gefühlsmensch, dann Verstandsmensch, dann Willensmensch, immer Kraftmensch. Anlage zum

Buddhistischen Heiligen hat er zu keiner Zeit besessen. Die Heiterkeit und Stille in der Zeit der Morgenröthe und des Menschlichen Allzumenschlichen, ebenso wie im Zarathustra sind mühsam erkämpfte und mit angespannter Energie festgehaltene Zustände.

Nicht im Gegensatz zu seiner Anlage hat er sich angefeuert: Werde hart und grausam. Sein Extravagiren und seine Haltlosigkeit in jeder Phase der Entwickelung rühren daher, daß er niemals die rechte Stellung zum Objekt findet. Er will nichts wissen von der Bedingtheit des Geistes, nichts von stillem, allmählichen Wachsthum, das ohne unser Zuthun geschieht, nichts von Ideen, die von einer Macht außer uns in uns angezündet werden. Er erkennt keinerlei Abhängigkeiten, weder von der Natur, noch von der Geschichte, noch endlich in der letzten Phase seiner Entwickelung von der Zeit. Riehl hat den Gedanken „der ewigen Wiederkehr", darin Nietzsche in den Zarathustrabüchern befangen ist, bei seinen Aufsätzen nicht berücksichtigt. Und doch darf er nicht übergangen werden, wenn man N. als Denker verstehen will. N. hat sich aufgelehnt gegen jede Autorität, welche ihm als eine fremde, von Außen kommende, einschränkende entgegengetreten ist, nur aus dem inneren überströmenden Quell des Empfindens soll die Tugend entspringen, ebenso wie in der zweiten Periode aus dem freien schwebenden Flug der Gedanken und in der dritten aus der unbeschränkten Kraft des Wollens. Aber die einzelne Persönlichkeit untersteht noch dem Gesetz des Werdens, sie kann aus ihrer inneren Folgerichtigkeit und Stilgemäßheit nicht heraus, sie trägt ihre Vergangenheit auf dem Rücken, sie hat auch nur eine beschränkte Zeit ihres Wachsthums und keine Macht der Welt kann versäumte Zeit wieder einbringen und einen zurückgelegten Weg der Entwickelung ungeschehen machen. Damit ist dem Menschen noch eine Verantwortung aufgelegt, welche zuweilen als Schuld und Reue schmerzlich empfunden wird und in Stunden rückblickender Selbstprüfung das Bewußtsein eines verfehlten Lebens schaffen kann.

Das hört auf, sobald auch die Zeit mit dem Gesetz ihres Werdens und Welkens ihre Macht verloren hat, wenn es wahr ist, was Zarathustra spricht: „Die Seelen sind so sterblich wie die Leiber. — Aber der Knoten der Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin — der wird mich wieder schaffen! Ich selber gehöre zu den Ursachen der ewigen Wiederkunft. — Ich komme wieder, mit dieser Sonne, mit dieser Erde, mit diesem Adler, mit dieser Schlange — nicht zu einem neuen Leben oder besseren Leben oder ähnlichen Leben: ich komme ewig wieder zu diesem gleichen und selbigen Leben, im Größten und auch im Kleinsten, daß ich wieder aller Dinge ewige Wiederkunft lehre, — daß ich wieder das Wort spreche vom großen Erden- und Menschen-Mittage, daß ich wieder den Menschen den Uebermenschen künde."

Damit ist erst das Objekt gründlich vernichtet; das Gewissen hat seine

letzte Position verloren. Es ist Ernst gemacht mit dem Satz: „Die Zeit ist nicht etwas, was an sich bestände." Darum nur nicht rückwärts sehen, sich selbst besinnen, sondern vorwärts stürmen ins Dunkle hinein. — Das ist die einzige Moral, welche überbleibt. Zu ihr bekennt sich Nietzsche in der 1886 geschriebenen neuen Vorrede zur „Morgenröthe":

„Aber es ist kein Zweifel, auch zu uns noch redet ein „Du sollst", auch wir noch gehorchen einem strengen Gesetze über uns — und das ist die letzte Moral, die sich auch uns noch hörbar macht, die auch wir noch zu leben wissen; hier wenn irgend worin sind auch wir noch Menschen des Gewissens. Daß wir nämlich nicht wieder zurück wollen in das, was uns als überlebt und morsch gilt, in irgend etwas „Unglaubwürdiges", heiße es nun Gott, Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, daß wir uns keine Lügenbrücken zu alten Idealen gestatten; daß wir von Grund aus Allem feind sind, was in uns vermitteln und mischen möchte; feind jeder jetzigen Art Glauben und Christlichkeit; feind dem Halb- und Halben aller Romantik und Vaterländerei; feind auch der Artisten-Genüßlichkeit, Artisten-Gewissenlosigkeit, welche uns überreden möchte, da anzubeten, wo wir nicht mehr glauben — denn wir sind Artisten —; feind, kurzum, dem ganzen europäischen Feminismus (oder Idealismus, wenn mans lieber hört), „der ewig hinanzieht" und ewig damit gerade „herunterbringt". Bei dieser Grundanschauung bleibt als Tugend nur bestehen: stark sein, nicht ermüden, vor nichts zurückschrecken, sich durch nichts rühren und erweichen lassen. Der Geist des Einzelnen ist die einzige Wirklichkeit und sein Wesen ist aktive Kraft.

Sollten diese Sätze zusammengenommen mit dem Dithyrambus über die ewige Wiederkehr nicht einen Fingerzeig geben, wo die geheimen Wurzeln der Nietzscheschen Moral des Uebermenschen, die in allen Perioden seines Denkens praktisch dieselbe ist, gesucht werden müssen? Nämlich in derjenigen Philosophie, welche in der apriorischen Geisteskraft des Menschen die Freiheit und Fruchtbarkeit zu besitzen wähnte in dem Maße, als sie jegliche Abhängigkeit von den Objekten der Erfahrung von sich abstreifte. Die innere Kampfesstellung gegen die Abhängigkeit vom Mitleiden hat ihn zu Anschauungen gebracht, welche der von ihm bitter gehaßten spekulativen Philosophie entstammten. Er hat die letzten Konsequenzen der Kantschen Freiheitslehre gezogen.

III. Auch die Ritschlsche Schrift, welche eine Zusammenfassung der Vorträge enthält, die der Verf. gelegentlich des theologischen Ferienkursus in Bonn 1896 gehalten hat, giebt eine sorgfältige Darstellung des Werdens und Wandels der Nietzscheschen Anschauungen. Doch ist die erste Periode, die ihren Ausdruck in dem Werk: „Die Geburt der Tragödie" gefunden hat, mit wenigen Worten abgethan. Der Verf. sieht in ihr eine unselbständige Selbsthingabe an den Schopenhauerschen Pessimismus, der fortan

„der Ausgangspunkt für die weitere Entwickelung von N.s Denken“ geworden sei. Darum erkennt er nur die beiden folgenden Perioden als wesentlich an, in denen N. zuerst dem Intellekt und dann ebenso ausschließlich dem Instinkt vertraut. Von diesem giebt er der intellektualistischen den Vorzug vor der instinktiven. N.s Skepsis gegen alle Wahrheit habe sich allerdings in zarten Keimen schon unter der Herrschaft des Intellekts vorbereitet, aber sei erst mit dem Abfall von dieser Herrschaft zu ihrer folgerichtigen Ausprägung gekommen.

Der Verf. erklärt im Anfang, daß er nur einzelne Punkte aus den Anschauungen N.s herausgegriffen und kritisch beleuchtet habe, wie er es andererseits ebenso nur selten habe hervorheben können, daß er in manchen Fragen N. wirklich Recht, in anderen wenigstens relativ Recht zu geben nicht umhin könne. Es ist zu bedauern, daß dies letzte nicht in weiterem Umfange geschehen ist. Es würde daraus auch der Standpunkt, von dem aus der Herr Verfasser den Nietzscheschen „Skeptizismus und moralischen Nihilismus“ verwirft, deutlicher hervorgetreten sein.

Der leitende Gedanke bei der Zusammenstellung der Hauptgedanken N.s ist von Ritschl auf S. 46/7 ausgesprochen: „Sollte es mir aber gelungen sein, wenigstens einigermaßen deutlich zu machen, wie aus den atheistischen Voraussetzungen, die Nietzsche von Schopenhauer mitbrachte, allmählich seine Skepsis gegen alle Moral herausgewachsen ist, wie sich dann der überspannte Intellektualismus dieses Standpunktes selbst zersetzte, und wie nun endlich nur noch das rohe animalische Instinktleben des barbarischen Naturmenschen als einziger möglicher Werth bestehen bleibt und als der Maßstab des Urtheils an alle Erscheinungen des geschichtlichen, des sozialen und des individuellen Lebens angelegt wird, so enthält schon dieser Verlauf der Gedankenentwickelung selbst eine immanente Kritik der gesammten Richtung und des zuletzt darin erreichten Standpunkts, das einzig konstante Element in allen drei Perioden, die Nietzsche durchlaufen hat, ist eben lediglich der Atheismus.“

Eben dieser Atheismus verbindet N. nach Ritschl auch mit der großen Schaar von Anhängern aus den verschiedensten Lagern, Lebemännern, Abenteurern, freien Geistern und modernen Menschen, denen gegenüber er selbst in den meisten Fällen sehr merkbar „das Pathos der Distanz“ beobachtet haben würde. Nur der Atheismus, der schließlich bei ihm zur äußersten Feindschaft gegen das Christenthum auswuchs, ist das Stück, in welchem N. sich immer gleich geblieben ist.

Diese Sätze lauten unbefriedigend. Atheismus=Gottlosigkeit ist ein negativer Begriff; er hat in sich keinen Inhalt, der dem Intellekt oder dem Willen irgend eine werthvolle Empfindung oder ein erstrebenswerthes Ziel mittheilen könnte. Der Standpunkt der reinen Negation kann niemals ein Bindeglied zwischen verschiedenen Perioden fruchtbarer, schöpferischer Thätigkeit oder zwischen verschiedenartigen selbständigen Individuali=

täten sein. Wenn dem Atheismus nicht ein Streben nach einem höheren Gut zu Grunde liegt, so wird er sich bei dem ersten Standpunkt, den er gewonnen hat, beruhigen und alles weitere Forschen aufgeben. Solange nicht nachgewiesen ist, gegen welchen besonderen Gottesbegriff der Atheismus eines Denkers sich wendet, will der Vorwurf des Atheismus wenig bedeuten, sind doch auch Spinoza, der ältere Fichte und Schleiermacher mit diesem Vorwurf bedacht worden.

Was dem jungen Nietzsche den Schopenhauerschen Atheismus so imponirend hat erscheinen lassen, daß er ihm sein Leben hindurch treu geblieben ist, bezeichnet R. selbst p. 5 mit „seinem harten Thatsachen-Sinn, seinem guten Willen zur Helligkeit und Vernunft", ferner mit „Stärke seines intellektualen Gewissens, das einen lebenslangen Widerspruch zwischen Sein und Wollen aushielt und ihn dazu zwang, sich auch in seinen Schriften beständig und fast in jedem Punkt zu widersprechen."

Diese Eigenschaften, die wir kurz äußern und innern Wahrheitssinn nennen können, stehen aber doch wohl mit dem Glauben an einen lebendigen Gott nicht im Widerspruch. Darum ist es das Verhängniß N.'s, daß ihm die christliche Religion ebenso wie die deutsche Philosophie in einer solchen Beleuchtung entgegengetreten ist, daß er diese doppelte Wahrhaftigkeit des moralischen Gewissens mit christlichem Glauben und philosophischem Gottesbegriff für unvereinbar hielt und an Schopenhauer drittens rühmt: „seine Reinlichkeit in Dingen der Kirche und des christlichen Gottes, denn hierein war er reinlich wie kein deutscher Philosoph bisher, so daß er als „Voltairianer" lebte und starb."

Nur ein Gott, der in schwächlichen Gefühlserregungen oder dem Durchbrechen der natürlichen und geistigen Gesetze des Universums sein Wirken offenbart, wird von Nietzsches Atheismus vom Thron gestoßen; ebenso eine Theologie oder Kirche, welche die Erkenntniß Gottes in ein fertiges System einzwängen und die lebendige mannigfache Entfaltung des Geistes durch Widerspruch und Gegensatz hindurch im Namen der formalen logischen Konsequenz ächtet.

Daß Ritschl gelungen ist, nachzuweisen, wie aus den atheistischen Voraussetzungen, die N. von Schopenhauer mitbrachte, allmählich seine Skepsis gegen *alle* Moral herausgewachsen ist, scheint mir zweifelhaft. N. hat, wie Ritschl nachweist, den Unwerth der Schopenhauerschen zwecklosen, unegoistischen Mitleids- und Selbstopferungsinstinkte dargethan und begreiflich gemacht, daß der Träger solcher Stimmungen schließlich zu dem Leben überhaupt „nein sagen" muß. Er hat gegen den Altruismus der Nützlichkeitsmoral siegreich den Satz behauptet: „Die Selbstlosigkeit hat keinen Werth im Himmel und auf Erden, die großen Probleme verlangen alle die große Liebe, und dieser sind nur die starken, runden, sichern Geister fähig, die fest auf sich selbst sitzen." p. 8. Er hat auch der Gleichheitslüge in der Moral ein Ende gemacht und dem Satz: Was dem Einen

Recht ist, ist dem Andern billig, die andere gegenüber gestellt: „Ungleiches niemals gleich machen." „Die höhere Natur hat ein singuläres Werthmaß." „Das Gift, an dem die schwächere Natur zu Grunde geht, ist für die Starken Stärkung, und er nennt es auch nicht Gift." Er kämpft grundsätzlich für das gute Recht der Individualität, das von den Gleichheitsformeln der philosophischen Ethik höchstens als Ausnahme unter besonderen Verhältnissen anerkannt wird.

Wenn er den nivellirenden, den Charakterschwächenden und die Selbstzufriedenheit mästenden Richtungen der Ethik entgegentritt und mit der Bedeutung der starken Einzelpersönlichkeit auch auf die Wandelbarkeit der Moral hinweist, ja an einer absoluten Moral, d. h. an einem ewigen, unveränderlichen System der Moral zweifelt, so wird Ritschl als evangelischer Theologe dies nicht als Skepsis gegen alle Moral bezeichnen wollen.

Ebenso können die Gesetze der Vererbung des Guten und Bösen, auf welche Nietzsche energisch den Finger legt, nicht als Zeichen der Zersetzung der Moral betrachtet werden; es müßte sonst die christliche Sittenlehre schon längst ebendaran zu Grunde gegangen sein, da sie aus dem alten Testament den Gedanken, daß Gott die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied heimsucht, und daß der Erbsegen bis ins tausendste Glied nachwirkt, als die dem wirklichen Verfahren Gottes entsprechende Lehre beibehalten hat.

Mit der Bekämpfung der Erbsünde, als des bestehenden unsittlichen Zustandes ist aber von selbst das Trachten nach höherer Vollkommenheit, die Sehnsucht nach dem Uebermenschen, nach dem Kinderlande gegeben sowie die Pflicht, den Geist anzustrengen, alle Wege, die diesem steilen Ziel entgegenführen können, gangbar zu machen. Daß auch die leiblichen Zustände als Voraussetzungen des geistigen Lebens unter sittliche Zucht gestellt werden müssen, ist selbstverständlich und kein überspannter Intellektualismus.

Ritschl sucht ferner den Uebergang der intellektualistischen zur instinktiven Aera bei N. so zu erklären, daß der überspannte Intellektualismus sich selbst habe zersetzen müssen, um roher Willkür Raum zu geben. Doch dürfte dies für jemand, der nicht auf Hegelsche Formen schwört, schwierig sein, einleuchtend zu machen. Freilich ist es wahr, was R. hervorhebt: N. polemisirt auch gegen alle die „letzten (antimetaphysischen) Idealisten der Erkenntniß, in denen allein heute das intellektuelle Gewissen wohnt und leibhaft wird, sie sind noch lange keine freien Geister, denn sie glauben noch an die Wahrheit" (p. 33); er scheut sich nicht den Grundsatz des Assassinen-Ordens für sich in Anspruch zu nehmen: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt", aber gleichwohl erkennt er ein unverbrüchliches sittliches Gesetz an, dem er sich unbedingt unterordnet, welches aber in den verschiedenen Phasen seiner Entwickelung verschiedenen Wandlungen unterworfen war.

In der Geburt der Tragödie war es „die dionysische Weisheit", „der musiktreibende Sokrates" als Sinnbild des Gleichgewichts zwischen tiefer Innerlichkeit und harmonischer Gestaltungskraft. Später folgt er allein dem harten Thatsachensinn, dem intellektuellen Gewissen als seinem Sittengesetz. Auch als er den genialen Instinkten höheren Werth für das Rechthandeln zuschrieb als dem Intellekt, hat er nicht der Willkür und Zuchtlosigkeit, der Anarchie und dem Nihilismus Thür und Thor öffnen wollen, wie Ritschl fürchtet, sondern er wollte eine höhere Kultur dadurch erreichen und die Niedergangswerthe vernichten.

Will man N. gerecht werden, so muß man zugestehen, daß er ernster und strenger als andere Denker sein Leben in den Dienst der Moral gestellt hat. Durch ungünstige Eindrücke über die Motive und Wirkungen der herrschenden sittlichen Grundsätze zumal auf dem Boden der christlichen Kirchen, hat sich N. mehr und mehr in Gegensatz gegen alles Gegebene, gegen Gegenwart und Vergangenheit gestellt und allein aus den in seiner Individualität gegebenen, nach einander sich entfaltenden Kräften des starken Empfindens, klaren Denkens und nachhaltigen Wollens eine höhere, bessere Welt erbauen wollen. An diesem Riesenwerk hat er sich aufgerieben. Es war aussichtslos, weil ihm als sittliche Kraftquelle nur sein eigenes, isolirtes Ich übrig blieb, das er künstlich gegen die Befruchtung durch den Geist Gottes, der Natur und Geschichte beseelt, abgesperrt hatte. Damit hat er sich das Verständniß der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft verschlossen, er hat einen Titanenkampf geführt mit Gemeinheit, Rohheit und Schwäche in sich und um sich und hat, nicht ohne eigene Schuld, keinen Helfer dabei gefunden weder im Himmel noch auf Erden, so daß er frühzeitig ein hoffnungs- und haltloser, gebrochener Mann geworden ist.

Schon diese Thatsache hätte Ritschl bewahren sollen, N.s Grundsätze in der dritten Periode „Reflexionsergebnisse eines reinen Theoretikers" zu nennen. (p. 53). Logische Konsequenz sucht man bei ihm vergebens. Er sieht vor sich eine steile Höhe, die es zu erklimmen gilt; es ist der Thron seiner angebeteten Göttin, der neuen, höheren Kultur. In ihm klingt es wie im Faust:

„Und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
Ins Leben ziehn die einzigste Gestalt?"

Ist er auf einer Seite emporgestiegen und auf ein unüberwindliches Hinderniß gestoßen, so sitzt er nur kurze Zeit in stiller, beschaulicher Ruhe, wie er's im „Wanderer und sein Schatten" schildert:

„Nicht mehr zurück? und nicht hinan?
Auch für die Gemse keine Bahn?
So wart' ich hier und halte fest,
Was Aug' und Hand mich fassen läßt!
Fünf Fuß breit Erde, Morgenroth
Und unter mir — Welt, Mensch und Tod!"

dann springt er wieder auf und sucht mit gesteigerter Kraftanstrengung von der entgegengesetzten Seite den Gipfel zu erreichen.

IV. Der Kaftansche Vortrag: das Christenthum und Nietzsches Herrenmoral, gehalten im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes, sollte dem Zweck dienen, gebildete evangelische Christen über N.'s Person und Philosophie zu orientiren. Dadurch sind der Umfang der Arbeit, die Auswahl des Stoffes und der Charakter der Darstellung gleicherweise bestimmt. Die tiefsinnigste Schrift Luthers: „Von der Freiheit eines Christenmenschen, welche die beiden Grundkräfte der evangelischen Sittlichkeit enthält: durch den Glauben ist der Christ ein Herr aller Dinge, und durch die Liebe macht er sich jedermann zum Knecht, giebt ihm einen überraschenden Uebergang zu seinem Thema. Nietzsche nimmt den ersten Satz Luthers für sich in Anspruch, er lehrt seine Jünger, Herren zu sein, freilich nicht im Glauben an Gott, sondern durch die Behauptung und Steigerung der eigenen Kraft, aber er lehnt den zweiten Satz ab, das Gebot der Liebe ist ihm die Quelle der Entartung und des Niederganges.

Die Notizen über N.s Person stammen z. Th. aus persönlicher Erinnerung an die in Basel gemeinsam mit ihm verlebte Zeit:

„In jenen ersten Baseler Jahren war Nietzsche eine glänzende Erscheinung, voller Geist und Witz, ein vorzüglicher Gesellschafter, ein feiner Dialektiker, bereit und fähig, die paradoxesten Sätze aufzustellen und sie in Scherz und Ernst zu vertheidigen. Was ihm vorschwebte, war, den Mischmasch unserer heutigen Kultur, die aus allen Töpfen der Geschichte zusammengerührt sei, vernichtend zu kritisiren und durch eine andere einheitliche nach dem Muster der allezeit geliebten Griechen zu ersetzen. Zweierlei charakterisirte aber schon damals seine geistige Art, worin er sich immer treu geblieben ist. Einmal das Bewußtsein: wir sind vornehm, unzeitgemäß in jeglicher Weise, — natürlich, bis die Wendung eintritt, bis die neue Zeit heraufkommt, die wir vorbereiten. Und dann: der Affekt der Ueberzeugung, die Ausschließlichkeit der Meinung. Was er zur Zeit, um mit Gottfried Keller zu reden, in seinem Tabernakel hatte, darüber gab es für ihn keine Diskussion und keinen Meinungsaustausch. Dafür trat er in gereizter Weise ein, selbst für das, was in loserem Zusammenhang damit stand. Um einige Beispiele zu nennen; Goethes Farbenlehre, die Schopenhauer bewunderte, durfte nicht bezweifelt, König Ludwig von Bayern, der R. Wagner protegirte, durfte nicht kritisirt werden. Es gehörte von jeher zu seinem geistigen Naturell, sich mit dem zu decken, was ihn erfüllte und was er vertrat."

Ueber N.s Begabung urtheilt Kaftan: Sein Wille hatte viel zu sehr das Uebergewicht, als daß er zu positiver wissenschaftlicher Arbeit geeignet gewesen wäre. „Sein Denken ist nie abstrakt, farblos, zurückhaltend, sondern immer farbig, oft farbenprächtig, diktatorisch und parteinehmerisch. So erscheint es denn freilich als eine Verirrung, wenn N. eine Zeit lang in den Bahnen des Positivismus wandelt und das strenge nüchterne Denken als das Heil der Menschen und den Gipfel alles Menschlichen preist."

„Er ist Künstler, Dichter, Prophet, nur nicht entsagender Jünger strenger Wissenschaft. Selbst die Würde eines „religiösen Genius“ erkennt Kaftan ihm zu: „Das klingt paradox. Denn er rühmt sich immer wieder seiner Gottlosigkeit und widmet namentlich Allem, was Christenthum heißt, einen zügellosen Haß. Und doch dürfte eine Wahrheit darin liegen und die Lösung des Räthsels, das seine Erscheinung uns aufgiebt. Zunächst schon mag hervorgehoben werden, daß er es niemals fertig gebracht hat, das Christenthum zu vergessen und sich darüber hinwegzusetzen. Er hat es immer wieder vernichtet. Was man aber immer wieder vernichten muß, dem bezeugt man damit selber seine unverwüstliche Lebenskraft. Vor Allem aber dürfte sich hieraus das tragische Ende seiner geistigen Existenz erklären, der Wahnsinn, dem er schließlich verfallen ist und in dem er heute noch existirt.“ „Nietzsche ist am Uebermenschen, am Zarathustra zu Grunde gegangen, d. h. er ist daran zu Grunde gegangen, daß er Gott schlechterdings zum Leben gebrauchte, aber den lebendigen Gott und den Weg zu ihm verloren hatte.“ p. 11.

Die neue Moral N.s, das „Jenseits von gut und böse“, „die Herrenmoral“, welche er gegenüber dem großen Sklavenaufstand in der Moral, den das Christenthum gebracht hat, wieder zu Ehren bringen will, sucht K. allein aus den Schicksalen und der geistigen Entwickelung ihres Propheten zu erklären. Als solche Momente nennt er: „Eine überaus glänzende geistige Kraft mit dem entsprechenden Selbstbewußtsein und der ausgesprochenen Neigung, gegen den Strom zu schwimmen, alle anerkannten Wahrheiten in Frage zu stellen und dafür Neues, Unerhörtes zu verkündigen, — ferner die Anübung der Denkgewohnheiten des Positivismus, das daraus entspringende Vorurtheil, man müsse die Fragen der Moral an prähistorischen angeblichen Thatsachen und höchstens an den primitiven Anfängen des geschichtlichen Lebens, statt an den hellen, offenen Motiven geistig-geschichtlicher Entwickelung diskutiren, man könne, was sich uns Allen bei einiger Selbstbestimmung unwidersprechlich aufdrängt, durch solche Feldzüge ins Reich des Ungewissen und Dunklen „wissenschaftlich“ diskreditiren und auflösen, — endlich jener tragische Widerspruch in N., der ihn in Selbstvergötterung und Wahnsinn enden ließ, daß er zum Leben der Religion bedurfte und doch von ihr getrennt sah. Nehmen wir dazu hinzu die aus N.s Krankheit erklärliche heiße Werthschätzung physischer Gesundheit, körperlicher Kraft und die gelegentlich jeden mit Reflexion durchsetzten und innerlich von ihr zerriebenen Geist ergreifende Sehnsucht nach Unmittelbarkeit und einfacher, einfältiger Lebensauswirkung, so haben wir, meine ich, die hauptsächlichsten Elemente in der Hand, aus denen die Herrenmoral, d. h. ihre Entstehung im Geist ihres Erfinders zu erklären ist.“ p. 18/9.

Wenn freilich die Nietzschesche Denkweise nur aus den Wurzeln einer genialen, wenn auch abnormen Individualität herausgewachsen ist, so hat

sie nichts Typisches und ist für unsere Zeit bedeutungslos, sie bietet nur pathologisches Interesse. Anders steht es, wenn N.s Leiden das Leiden unserer Zeit ist, wenn seine Philosophie das Suchen nach einem Heilungsprozeß bedeutet.

Kaftan wendet sich am Schluß zu der Betrachtungsweise, „daß die Herrenmoral, die sogenannte, gar nicht ernsthaft zu nehmen sei.“ Aber dann wäre es überhaupt das Beste, über N. zur Tagesordnung überzugehen und nicht noch weitere Kreise auf ihn aufmerksam zu machen.

Daß es in der Moral ernste Probleme giebt, mit deren Bewältigung unsere Zeit ringt, hat K. nicht erwähnt, er urtheilt, als ob der Inhalt der Moral als eine unveränderliche Größe gegeben sei und von jedem Vernünftigen als selbstverständlich anerkannt werden müsse: „In Wahrheit handelt es sich nicht darum, welcher Art Moral wir den Vorzug geben wollen, einer Herren- oder Sklavenmoral. Sondern es fragt sich rund und nett, ob Moral, eben das, was man unter Moral versteht, ob das sein soll oder nicht.“ p. 22.

Dann freilich kann man N. nicht gerecht werden, so wenig wie einst die Inquisition dem Galilei, als sie von ihm Anerkennung der unzweifelhaften Thatsache forderte, daß die Erde still stehe und von der Annahme der Drehung der Erde den Umsturz des Alls befürchtete. Nietzsche hat an dem Problem der Moral sich zerarbeitet sein ganzes Leben hindurch. Ihm waren die Menschen nicht um der Moral, sondern die Moral um der Menschen willen da, um ihrer höheren Kultur willen. Nun hat N. von früh an in den sittlichen und religiösen Lebenskräften der Zeit Gefahren für die geistige Gesundheit der Zeit und die Förderung der Zukunft erblicken zu müssen geglaubt. Er hat darunter schmerzlich gelitten an Seele und Leib, er ist alles andere als ein „reiner Theoretiker“, er hat im Gegentheil die praktischen Folgerungen aus den Theorien des Zeitalters gezogen und sich berufen gefühlt, ein Warner vor Verfall und Niedergang zu sein. Die Wege, die er zur Welterlösung einschlägt, sind, wie früher gezeigt ist, verschiedener, ja oft entgegengesetzter Art, aber mit leidenschaftlichem Eifer erhebt er immer lauter seine Stimme, um vor den Gefahren zu warnen, die nur er sieht, sonst noch niemand.

Eben aus dieser Stimmung erklärt sich auch der am schwersten verständliche Widerspruch in seinem Wesen. Er, welcher im persönlichen Verkehr als der liebenswürdigste und vornehmste Charakter geschildert wird, der während seines letzten Aufenthalts in Italien von seiner Wirthin den Beinamen „der Heilige“ erhalten hatte, der es in der Selbstbeherrschung bis zur Virtuosität gebracht hatte, er wird maßlos ausfallend und verletzend gegen seine Gegner, er gefällt sich in niedrigen Schmähungen, und gleichzeitig leidet er schwer darunter, z. B. in der Auseinandersetzung mit Wagner, daß die frühere Freundschaft gebrochen ist, und daß er immer mehr vereinsamt.

Trotzdem handelt er so — aus Pflichtgefühl, der Moral zu Liebe; er will den Menschen, welche die Gefahr nicht sehen und hören wollen, gewaltsam Augen und Ohren öffnen. Darum schreit er so laut, malt grelle Zerrbilder und nimmt das Gebahren eines Marktschreiers an. Das ist nicht eine Maske, sondern es ist ihm heiliger Ernst, er verzehrt sich selbst dabei und wird um so aufgeregter, je mehr seine Kraft schwindet und die Sonne seines Lebens sinkt, je deutlicher er spürt, daß die Nacht kommt, die seinem Wirken ein Ziel setzt.

Er ist ein Märtyrer der Moral für eine höhere Kultur. Er hat sich verzehrt im Dienst seines Ideals. Die Schäden der Zeit, die Verweichlichung des Willens und Gefühls, die Selbstzufriedenheit der theoretischen Gelehrsamkeit, die Verwischung des Rechtes der Individualität, die Herrschaft einer todten Vergangenheit über die Gegenwart hat er klarer als andere durchschaut.

Sein bewußtes Leben, das in rastlosem Schaffen sich selbst vernichtet hat, hinterläßt uns als sein Testament die Mahnung: Werdet hart, werdet stark! Sein tragischer Untergang aber predigt noch lauter von dem, was er nicht erkannt hat, von dem Mangel seines Innern, der daran schuld ist, daß sein reicher, tiefer Geist wie ein Feuerwerk verpufft ist. Es ist der Mangel an Religion, die ihr größter Prophet in diesem Jahrhundert als Gefühl schlechtsinniger Abhängigkeit gedeutet hat. Abhängigkeit von dem Geist, der Natur und Geschichte beseelt, von dem lebendigen Gott. Diese ist nicht hemmender Zwang, noch lästiger Druck, es ist die Abhängigkeit, in welcher der Baum von dem Erdreich steht und die Lungen und Nerven des Menschen von der frischen Luft. Wird sie aufgehoben, so kränkelt das Leben und verliert seine Ruhe, Kraft und Fruchtbarkeit. N. sehnt sich nach starker Gesundheit, d. h. er sehnt sich nach dem lebendigen Gott. Weil dieser ihm verborgen geblieben war, ist sein Geist dem Docht gleich geworden, dem die Verbindung mit dem Oel unterbrochen ist. Sein Licht ist trübe geworden und der Docht ist verkohlt. Dies ist das Schlußbekenntniß N.s über sich selbst:

„Ja ich weiß, woher ich stamme!
Unersättlich wie die Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse.
Flamme bin ich sicherlich."

Er hat aber nicht nur sich selbst verzehrt, auch auf dem Acker der Moralwissenschaft hat er viele dürre, theoretische Formeln, Gesetze und Vorurtheile verbrannt und den Boden für eine neue Saat bereitet. Auf dem Wege zu einer höheren Kultur dürfte „der Fall Nietzsche" noch eine bedeutsame Schwenkung herbeiführen.

Sigmaringen. H. Gallwitz.



Geschichte.

Heinrich von Treitschke, Historische und politische Aufsätze. Vierter Band. Biographische und historische Abhandlungen, vornehmlich aus der neueren deutschen Geschichte. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1897.

Mit der neuen Sammlung Treitschkescher Aufsätze, welche Dr. Liesegang Namens der Familie veranstaltet hat, ist ein Plan des nationalen Historikers selbst zur Ausführung gebracht worden. Freilich in einem Umfange, wie Treitschke selbst ihn niemals beabsichtigt haben würde. Denn er würde gewiß nur die größeren Artikel, deren Mehrzahl die schönsten Ruhmestitel der Preußischen Jahrbücher bilden und bei ihrem Erscheinen das Entzücken der Leser erweckten, zur Herausgabe bestimmt haben. Unter ihnen ragt vor anderen der Aufsatz über seinen großen Geistesverwandten, Samuel Pufendorf, hervor, wohl das schönste unter allen kleineren Werken, welche Treitschkes Meisterhand geformt hat. Daran schließen sich Reden bei akademischen Festlichkeiten und nationalen Gedenktagen an, wie die über Luther und die deutsche Nation, welche er dem Reformator unseres Volkes zu seinem Säkularfeste widmete, die tief eindringende Studie über das politische Königthum des Anti-Macchiavell (Festrede zum 90. Geburtstage Kaiser Wilhems I., Pr. Jahrbb. April 1887), die Gedächtnißreden an den Säkulartagen der Königin Luise und Gustav Adolfs, und fast als köstlichste Gabe das letzte Werk seiner schon ermattenden Hand, der Aufsatz über das Gefecht bei Eckernförde 1849; es würde ein Kapitel des sechsten Bandes der deutschen Geschichte geworden sein und offenbart uns in der Klarheit und Farbenpracht seiner Schilderungen aufs Neue, was uns der Tod des Meisters geraubt hat.

Aber wir sind dem Herausgeber nur dankbar, daß er neben diesen und anderen größeren Essays auch eine Fülle kleinerer Aufsätze und Schriftstücke, ja selbst gelegentliche Aeußerungen des uns allzufrüh Entrissenen vereinigt hat. Darunter eine überraschend große Zahl von Rezensionen, die Treitschke meist ohne seinen Namen oder nur mit seiner Chiffre bezeichnet in den Jahren 1858 bis 1867 in dem Litterarischen Centralblatt veröffentlicht hat. Es sind nicht weniger als 126 Bücher, die er dort besprochen hat, aus den verschiedensten Gebieten, neben staatswissenschaftlichen und historischen eine ganze Reihe von Werken der Poesie. Und so kurz er immer sein Urtheil gefaßt hat, überall ist es doch scharf und durchdringend und setzt uns ebenso sehr durch die eminente Belesenheit wie durch die allseitige Durchbildung des Autors in Erstaunen. Man sehe z. B., wie Treitschke gelegentlich des Buches Aegidis über die Karlsbader Beschlüsse von Metternich und Gentz spricht, — ich möchte meinen historisch gerechter als in seiner deutschen Geschichte, da er die Nöthigung beider Staatsmänner, als Oesterreicher österreichische Politik zu treiben, aufs Stärkste betont. „Mag ihn“, so urtheilt er im Gegensatz zu dem rezensirten Buch über

Metternich, „immerhin sein Temperament verleitet haben, Einzelnes allzu schwarz zu sehen, im Ganzen beurtheilte er von seinem Standpunkte die Lage richtig." Er habe ebenso wie Gentz die Untrennbarkeit der konstitutionellen von den nationalen Ideen erkannt; und mit Recht wird die prophetische Klarheit gerühmt, sowie die glänzende Logik, mit der Beide die Nothwendigkeit für ihren Staat eingesehen hätten, entweder die nationale Bewegung niederzuschlagen oder aus dem deutschen Bunde auszuscheiden. „Darum mußte Metternich auch in den schüchternsten und unklarsten Handlungen, welche, wie das Wartburgfest, zeigten, der nationale Geist sei nicht erstorben, nothwendig „revolutionäre" Akte sehen. Er wollte Deutschland auf jener Stufe der politischen Bildung und in jenem Zustande mangelnden nationalen Bewußtseins halten, worin sein Oesterreich verharren sollte ...... Ein unmöglicher Plan, ganz gewiß, aber doch eine keineswegs „tolle" Staatskunst, welche während eines vollen Menschenalters sehr kräftig wuchern konnte, und wir wissen ja aus dem eigenen Munde ihrer Urheber, daß sie selbst der Politik der kleinen Menschen und der kleinen Mittel eine längere Dauer nicht zu verheißen wagten. Diesen springenden Punkt der Karlsbader Verhandlungen hat der Verfasser gar nicht berührt." Nicht minder glänzend und richtig ist das Urtheil, mit dem Treitschke einem übertreibenden Bewunderer Tocquevilles und der Unterschätzung der französischen Revolution entgegentritt. „Des Verfassers Ansichten über die Wirkungen der Revolution sind zumeist von Tocqueville entlehnt: doch hat er leider neben den großen Wahrheiten des hochverdienten Franzosen auch dessen Irrthümer nachgesprochen. Auch er huldigt dem Aberglauben, daß ein Adel für jeden tüchtigen Staat unentbehrlich sei; auch er meint, die Aristokratie zerstören heiße die Centralisation begründen, während er als Jurist doch wissen sollte, daß ein Stand als solcher in der Monarchie niemals der Träger einer Selbstverwaltung werden darf, niemals anders als im staatsfeindlichen Sinne verwalten kann. Und wie es dem Schüler zu gehen pflegt, er übertreibt die Ansichten seines Meisters, er unterschätzt die Bedeutung der Revolution. Es liegt doch ein sehr guter Kern in dem Glauben der Menge, daß die Revolution ein durchaus neues Zeitalter für Frankreich heraufgeführt habe. Ist es denn ein so Kleines, daß eine Nation, welche (nach den eigenen Worten des Parlaments) unter Ludwig XV. nur aus geschlossenen Korporationen bestand, heute einer unvergleichlichen sozialen Freiheit genießt? Die vielverschrieene „Nivellirung der Gesellschaft" ist Frankreichs größtes Glück, und nicht hier sind die Gründe der heutigen Knechtschaft der Franzosen zu suchen." Man bemerkt den Gegensatz, in dem hier Treitschke auch gegen Heinrich von Sybel steht. „Vergessen wir nicht", so schließt die noch heute in jedem Satze beherzigenswerthe Rezension: „wenn unsere Verwaltung an Rechtlichkeit und Billigkeit der französischen unendlich überlegen ist, so verdanken wir dies keineswegs besseren Institutionen, sondern allein den Tugenden unseres Beamtenthums."

Die Anonymität theilen mit diesen Rezensionen die Jugendarbeiten aus den ersten Jahren der Preußischen Jahrbücher, welche damals bei allen Aufsätzen der Zeitschrift gewahrt wurde. So die beiden Essays über die Grundlagen der englischen Freiheit und das Selfgovernement, eine Kritik des Gneistschen Werkes über das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht von höchster Selbständigkeit und Energie des historisch-politischen Urtheils, ferner die politischen Korrespondenzen aus Süddeutschland (München, Juni und November 1861) und der Essay über Gottfried Keller, welcher die ästhetische und nationale Eigenart das Schweizer Poeten mit dichterischem Feingefühl würdigt und fast der erste Weckruf seines Ruhmes geworden ist.

Man weiß, wie sehr Heinrich von Treitschke in alle seine Arbeiten, die historischen und litterarischen fast ebenso sehr wie die rein politischen ein Stück seiner eigenen Persönlichkeit gelegt hat. Darum ist Alles, was er geschrieben hat, viel mehr als bei jedem anderen Gelehrten, zugleich ein Beitrag zu seiner Biographie. In allem, was er schreibt, pulsirt sein eigenes Herz und der ganze Inhalt seiner männlichen Ideale.

Auch unter diesem Gesichtspunkt ist der neue Band vor anderen charakteristisch. Als einen der Bildner seiner Ueberzeugungen hat Treitschke immer A. L. von Rochau verehrt, dem er 1873 in den Jahrbüchern Worte der Erinnerung widmete, dem Verfasser der „Realpolitik" (1853), einer jener Naturen, wie er bemerkt, in denen sich der ingrimmige Haß, die tiefe Verbitterung verkörperte, die uns schon völlig fremd geworden. „Ich weiß nicht", heißt es hier von jener Schrift, „ob sie sehr viel gelesen wurde; daß sie tief einschneidend wirkte, daß sie wie ein Blitzstrahl in die besseren Köpfe der Jugend einschlug, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Ich war damals ein blutjunger Student und gedenke noch immer mit Trauer, wie uns die Sonnentage des Lebens durch die Schande unseres Landes vergällt wurden. Die Einen prunkten mit erkünstelter altkluger Weisheit, sprachen mit erzwungener Herablassung von der Thorheit aller politischen Leidenschaft. Den freieren Naturen war das Blut vergiftet durch Zorn und Scham; es schien, als ob der Haß gegen die Männer von Olmütz das letzte Band sei, das uns an unsere Nation ankette. Soeben war der rothe Danebrog wieder aufgehißt worden auf den Wällen von Rendsburg; Hübners Bild der trauernden Germania hing auf jeder Burschenkneipe. Und wenn die vaterlandslosen dummen Jungen fragten, ob solche Schmach dauern solle, dann schien wieder wie zwanzig Jahre zuvor das Zauberwort „Revolution" allein das Räthsel zu lösen. Da kamen die scharfen, knappen, klaren Sätze des Buchs und lehrten uns mit unwiderstehlicher Beredtsamkeit, daß der Staat Macht ist. „Weder ein Prinzip, noch eine Idee, noch ein Vertrag wird die zersplitterten deutschen Kräfte einigen, sondern nur eine überlegene Kraft, welche die übrigen verschlingt." Das ließ sich hören, und soviel leuchtete selbst einem Jünglingsverstande ein,

daß nur Preußens Bataillone diese überlegene Kraft sein konnten." Das sind Worte, welche den Blick wie nichts anderes in das stürmische Wogen seiner Seele und in die Stimmungen der deutschen Jugend jener Jahre lenken. „Die Jüngeren unter Ihnen wissen garnicht," so rief er in der Ansprache, die er bei der Feier des 70. Geburtstages Bismarcks an die Berliner Studentenschaft richtete (S. 397), „wie es uns zu Muthe war damals in jenen finsteren Zeiten, da Schleswig-Holstein geknebelt dem fremden Herrscher wieder übergeben wurde." „Sie wissen es gar nicht, meine jüngeren Kommilitonen, wie gut Sie es haben: Ihnen kommt es vor, als verstände es sich von selbst, daß man ein Vaterland habe, dessen Namen einen guten Klang hat, weithin über alle Nationen. Wir empfanden es anders: Wir glaubten für immer das Aschenbrödel zu sein unter den Völkern, und die Wenigen, die noch hofften, das alte waffenstarke Preußen einmal wieder lebendig zu sehen, wie klein war ihre Zahl."

Es versteht sich von selbst, daß eine Sammlung, welche fast vierzig Jahre des reichsten Schaffens umfaßt, auch den Wechsel der Hoffnungen und Anschauungen wiederspiegelt, durch welche der Vorkämpfer der deutschen Einheit hindurch gegangen ist. „Es kommt mir nicht bei," so lesen wir in jener Ansprache, „hier eine Laudatio Bismarcks zu halten, aber das muß man zugestehen, Jahrhunderte können vergehen, ehe die Natur wieder einmal eine solche Mischung von genialer Kraft und weiser Mäßigung schafft" (S. 399). Und demselben Staatsmann gelten die harten Worte, welche wir in einem Aufsatz aus den Grenzboten lesen, worin Treitschke im Juli 1863 den schwächlichen Ton rügte, mit dem die Preußischen Jahrbücher unter dem Druck der berufenen Preßordonnanz vom 1. Juni die Opposition zu führen suchten. „Ihr redet," rief er ihnen damals zürnend zu, „von dem Ministerium Bismarck in einer Weise, die für ein liberales Blatt sich schlechterdings nicht geziemt." Und weiterhin: „Auch dem Ministerium Bismarck Vertrauen entgegenzubringen in seinen guten Absichten: — das ist mehr, weit mehr als ein liberales Blatt sich erlauben darf" (S. 127, 131). Aber auch in diesem Moment der größten Abwendung von der preußischen Politik wankt er nicht in seinem Vertrauen auf den Staat Friedrichs des Großen: „Wir haben sie ja selber redlich mitgekostet, die brennende Empfindung der Scham," so lesen wir an demselben Orte, „wir von der preußischen Partei außerhalb Preußens, die wir unsere stolzesten deutschen Hoffnungen auf diesen Staat auch dann noch stützen werden, wenn ein Bismarck der Zehnte in Preußen regierte, wir, die wir heute umhergehen gleich dem Schlafwandler, dem die gesunden Leute schwindelnd nachschauen auf seiner halsbrechenden Bahn." Diese unzerstörbare Zuversicht war es, die dann so rasch die Brücke von ihm zu Bismarck schlug, sowie andererseits der Gründer des neuen Reiches niemals sein Werk hätte vollenden können ohne diesen brausenden Andrang des nationalen Empfindens.

Zu den schönsten Stücken der Sammlung gehört ein anderer Essay aus den Grenzboten (1862), Ludwig der Bayer, eine Kritik des gleichnamigen Schauspiels Paul Heyses; werthvoll auch deshalb, weil er wieder zugleich ein Stück Selbstbekenntniß ist. Denn ohne Frage denkt Treitschke an die eigenen Poesien, von denen ihn „der schwere Ernst der staatlichen Arbeit" hinweg gescheucht hatte, wenn er es als die „unsäglich schwere Aufgabe" des modernen Dichters bezeichnet, „das Edle und Tüchtige einer solchen, von politischen Ideen durchaus beherrschten Zeit begeistert zu empfinden, ihr Leben mitzuleben und dennoch von seinem künstlerischen Schaffen jede unästhetische Einwirkung dieser übermächtigen Zeitbestrebungen kalt und streng hinwegzuweisen." Weil er selbst die „fortwährende Qual" dieses Kampfes empfunden hat, kann er es verstehen, daß eine „feine Natur von gebildetem Schönheitssinn" wie Heyse vor ihm zurückschreckt; aber gerade darum muß er es um so tiefer beklagen, daß der Dichter Ludwigs des Bayern die Grenzen seiner Begabung verkannt hat: „Solche historischen Stoffe fordern einen Dichter, in dessen Seele der politische Gedanke sich zur persönlichen Leidenschaft gesteigert hat; eine unpolitische Natur darf ihnen nicht nahen."

Jedoch es hieße den Inhalt des Bandes wiederholen, wollten wir auf alle Schönheiten in ihm hinweisen. Auch auf ihn, wie auf Alles, was aus Treitschkes Feder geflossen ist, paßt der Dreiklang, den er an Gustav Freitags Schöpfungen pries, als er die Adresse niederschrieb, welche die Berliner Fakultät im Juni 1888 dem Dichter bei der Erneuerung seines Doktordiploms widmete; als er den Dichter, den Historiker und den Publizisten in ihm feierte, der „vielverkannt unter den Fahnen des schwarzen Adlers tapfer gefochten habe, bis Preußens Geschicke sich erfüllten" (S. 443). Und er hat sich selbst die Inschrift geschrieben, wenn er dem wahlverwandten Freunde zuruft: „Was Ihnen auf allen diesen Gebieten Ihres Schaffens an edlen Früchten herangereift ist, gehört der Nation."

Max Lenz.

Literatur.

Noch einmal über Wartburgsprüche.

In der Februarnummer der Preußischen Jahrbücher hat Franz Sandvoß die von Franz Lechleitner besorgte Ausgabe der Wartburgsprüche einer dankenswerthen Kritik unterzogen. Doch bedarf er in Betreff der Gedenkverse unter den Bildern der Sachsenherrscher einer Ergänzung. Es handelt sich hier um einen Gedichtcyklus, der in verschiedenen Bearbeitungen überliefert ist.*) Er ist auf der Wartburg in sehr verderbter Form und,

*) Vgl. O. Lorenz, Geschichtsquellen II, 137.

wenigstens nach Lechleitners Ausgabe (S. 95—107) mit ganz falscher Reihenfolge der einzelnen Herrscher wiedergegeben.

Sandvoß verweist auf des Cyriakus Spangenberg Mansfeldische Chronik vom Jahre 1572, die er für die richtigere Herstellung der Texte herangezogen wissen will. Aber unsere Verse finden sich schon in einem bei Gabriel Schnellboltz zu Wittenberg i. J. 1563 erschienenen Holzschnittwerke „Abcontrafactur und Bildniß aller Grosherzogen Chur- und Fürsten, welche vom Jare n. C. Geb. 842 bis auff das itzige 1563. Jar das Land Sachßen regieret haben . . . ., in deudsche Reime bracht durch M. Joh. Agricolam Sprembergensem."

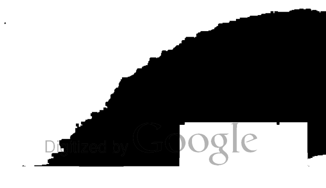
Hiernach wäre also Joh. Agricola der Verfasser; aber wir werden sehen, daß er sich theilweise mit fremden Federn geschmückt hat.

Die Kgl. öffentliche Bibliothek zu Dresden bewahrt einen starken Folioband (Cod. Dresd. R. 3), der Abbildungen von mehr als 300 sächsischen Fürsten mit Gedenkversen enthält, und neun von diesen Gedichten sind mit neun von Agricola gegebenen bei geringen Abweichungen identisch. Dieses sogenannte Sächsische Stammbuch ist in zwei Absätzen hergestellt worden. Die erste, weit größere Reihe von Bildern und Versen wurde im letzten Jahrzehnt des 15. Jhrhs. abgeschlossen. Sie enthält noch die Kinder Kurfürst Ernsts und seines Bruders Albrecht in jugendlichem Alter. Die Porträts dieser Reihe sind ohne Werth; Maler und Dichter sind unbekannt. Die zweite Reihe besteht aus den Bildern und gereimten Lebensläuften der Ernestiner und Albertiner bis zum Jahre 1546.*)

Agricola (und dann Spangenberg) bringt bis einschließlich Johann den Beständigen 25 Gedichte; davon stehen 7 (Ludolf, Bruno, Otto, Heinrich, Friedrich I. und II., Ernst) schon in der älteren Reihe des Stammbuches, 18 sind den Billungern, Supplinburgern, Welfen und Askaniern gewidmet, die im Stammbuch fehlen, und die zwei letzten, Friedrich der Weise und Johann der Beständige, stimmen überein mit den ersten Blättern der neuen Reihe des Stammbuches. Der Schluß ist erlaubt, daß die ältere Reihe des Stammbuches oder ihre Vorlage dem Agricolaischen Druck unmittelbar oder mittelbar zur Quelle diente, und daß Agricolas Urheberschaft auf die 18 Billunger u. s. w. und die noch auf Johann folgenden Fürsten zu beschränken ist.

Die Frage ist nun: hat Agricola auch die Gedichte auf Friedrich den Weisen und Johann den Beständigen aus dem Stammbuche entnommen? Es scheint nicht so. Denn dann wäre kein Grund einzusehen, warum er gerade die folgenden Gedichte nicht ebenfalls aufgenommen haben sollte, anstatt die Nachwelt mit seinen eigenen Erzeugnissen zu beglücken. Daraus geht aber auch hervor, daß er das Stammbuch selbst nicht benutzt haben

*) Siehe Woldemar Lippert im neuen Archiv für sächs. Gesch. Bd. XII. (1891), S. 64—85.



kann; denn zur Zeit seiner Bearbeitung war in diesem die zweite Reihe bereits fertig gestellt.

Die Gedenkverse auf die beiden Kurfürsten-Brüder hatte Agricola wo anders her. Sie waren schon lange vor seiner Ausgabe verbreitet. Schon im Jahre 1530 schrieb zu Pirna der fleißige Mönch Lindner über Friedrich den Weisen in sein Sammelbuch: „Im wart nach seinem tode epitavium getícht:

Frid vnd reich bin ich gnant,
Groß Fride habe ich im land“ u. s. w.*)

Und aus Lukas Cranachs d. Ä. Werkstätte gingen bald nach Johanns Tode in großer Zahl kleine Porträts der beiden Kurfürsten hervor, die mit jenen Versen und der Jahreszahl 1532 versehen waren**). Die wichtigste Nachricht in dieser Sache aber, die auch Wold. Lippert entgangen ist, giebt uns Georg Spalatin in seiner „Sächsischen Historie vom Churfürst Ernsten an biß auf Churfürst Johansens Tod,“ bei Struve, hist. u. pol. Arch. III, S. 196: „Diesem Churfürsten Sachsen Hertzog Johannßen Hochlöblicher und seeliger Gedechtnüs hat Doctor Martinus Luther zu seinem Contraseiten diese teutsche Reymen gemacht:

„Nach meines lieben Bruders End —“

u. s. w. wie Agricola und Spangenberg.

Der Freund Luthers und der Kurfürsten ist gewiß ein zuverlässiger Zeuge. Sind aber die Verse für Kurfürst Johann von Luther, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß auch die für Friedrich den Reformator zum Urheber haben.

Dann ist also Luther der „sächsische Hans Sachs“, der, wie Sandvoß treffend urtheilt, „diese in ihrer Unbeholfenheit ehrwürdigen Chronikverse so deutsch ehrlich und frei von aller elenden Lobhudelei zusammengeschmiedet hat.“

Die Verse, die Luther seinen fürstlichen Freunden nach ihrem Tode als Denkmal setzte, wurden dann auch verwendet, als man sich daran machte, das alte sächsische Stammbuch fortzusetzen. Die Bilder dieser zweiten Reihe haben einen einheitlichen Charakter und werden von Schuchardt Lukas Cranach dem Aelt. zugeschrieben. Schon manchmal hatte die Feder Luthers mit dem Stifte des Malers zusammengewirkt. Es ist nicht unmöglich, daß er für das Stammbuch nun auch noch die Verse zu den übrigen Bildern schrieb. Jedenfalls widerstreiten Sprache und Inhalt dieser Vermuthung nicht. Jede Zeile athmet die Gesinnung des Wittenberger Kreises. Man vergleiche nur die Beurtheilungen der beiden Albertinischen Brüder Georg und Heinrich miteinander, den ehrlichen Haß

*) Excerpta Saxonica etc. bei Mencke, Script. rer. Germ. II, 1471.
**) Christian Schuchardt, Lukas Cranach des Aelt. Leben und Werke. I, S. 89f. Je ein Exemplar dieser Bilder mit den Versen befindet sich auch im Großhgl. Museum zu Weimar. (Gemälde Nr. 11 und 12.)

gegen den Einen, die unverstellte Zuneigung zu dem Andern. Man frägt sich unwillkürlich, wo es denn außer Luther einen Mann gab, der es wagte, den Höfen also die Meinung zu sagen. Ja, es fehlen sogar nicht Anklänge an Luthersche Liederverse*).

Wie Lippert nachgewiesen hat, ist das Stammbuch frühestens Dezember 1545, spätestens April 1546 abgeschlossen worden. Wir hätten also hier vielleicht die letzten Dichtungen Luthers vor uns.

Bezeugt ist Luthers Urheberschaft für die Verse auf Johann, höchst wahrscheinlich für die auf Friedrich, nicht unwahrscheinlich für die folgenden Gedichte des Stammbuches. Ein wissenschaftlicher Abdruck dieser Handschrift würde sich wohl der Mühe lohnen. Die Festgabe Donadinis zum Wettinerjubiläum, „Das goldene Buch“, giebt zwar einige Bilder sehr hübsch wieder, aber die Auswahl ist willkürlich, und die Texte sind zugestutzt in majorem gloriam Albertinorum. Kurfürst Johann z. B. fehlt gänzlich, und Friedrich der Weise muß seine Meinung vom „Bepstlich Reich“ für sich behalten. Die sonst bekannten Bearbeitungen des Cyklus, wie Agricola Spangenberg und die ehemaligen Malereien der Augustusburg (abgedruckt im N. Arch. f. sächs. Gesch. VII) haben nur sekundären Werth. Die Reihe auf der Wartburg, oder wenigstens ihr Abdruck bei Lechleitner, aber ist wissenschaftlich überhaupt werthlos, und merkwürdiger Weise sind gerade die urkundlich Luther zugeschriebenen Verse hier fast zur Unkenntlichkeit verunstaltet.

Jena. Ernst Devrient.

Medizin.

Der evangelische Diakonie-Verein, seine Aufgaben und seine Arbeit. Von D. Dr. Friedrich Zimmer, Professor der Theologie. 4. vermehrte Auflage. Herborn 1897.

Zwei Motive sind es, welche den Verfasser vorstehend angezeigten Büchleins bestimmt haben, das von ihm nach Zielen und Mitteln ausführlich dargelegte Werk in Angriff zu nehmen. Er bezeichnet sie als Diakonie durch die Frauenwelt und Diakonie an der Frauenwelt. Er geht von der unzweifelhaften Erfahrung aus, daß trotz aller vorhandenen Einrichtungen, welche christliche Liebesthätigkeit, humane Bestrebungen oder Patriotismus gegründet haben und unterhalten, der Zeitpunkt noch in weiter Ferne liegt, wo den dringenden Bedürfnissen und Nothständen auf dem Gebiete der

*) So bei Herzog Heinrich:
Und trachte nach der seligkeit,
Die got den seinen hat bereit.



Armen- und Krankenpflege ausreichend abgeholfen sein wird, während doch ein Ueberfluß weiblicher Kräfte vorhanden ist, welche nicht allein geeignet, sondern auch geneigt sein würden, in der Sorge für das Wohl leidender Mitmenschen ihren Beruf zu finden. Den Grund, welcher Viele abhält, in die ihnen offen stehenden Diakonissenhäuser einzutreten, findet der Verfasser in der begreiflichen Furcht vor dem Aufgeben jeder Selbständigkeit, das mit dem Eintritt in dieselben nothwendig verbunden ist. Er ist der Meinung, daß für den angestrebten Zweck dieses Opfer der Selbstbestimmung keine Nothwendigkeit sei, daß es vielmehr auch auf dem Wege der individuellen Freiheit für die Frau in der Diakonie eine Thätigkeit mit religiöser und ethischer Befriedigung gebe, die zugleich die Möglichkeit des Erwerbs der für das Leben unentbehrlichen Subsistenzmittel gewährt. Es ist gerechtfertigt und mit Rücksicht auf den Beruf des Verfassers selbstverständlich, daß ihm die auf religiöser Grundlage aufgebaute Thätigkeit der seinem Rufe folgenden Frauen nicht weniger wichtig für sie selbst erscheint (Diakonie an der Frauenwelt), als für die zu lindernden Leiden der Kranken und Bedürftigen (Diakonie durch die Frauenwelt). Die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten und noch zu überwinden sein werden, sind keine geringen.

Die Vielseitigkeit des Unternehmens veranlaßt für die Oberleitung eine ganz besonders große Aufwendung von Kräften. Man denke nur, daß nicht allein der Plan, sondern zum Theil auch die Ausführung bereits sich auf folgende Arbeitsfelder erstreckt:

1. Krankenpflege im Allgemeinen;
2. Pflege von Geisteskranken;
3. Pflege von geistig Zurückgebliebenen, Idioten und Epileptischen;
4. Wochenpflege und Hebammendienst;
5. Alters- und Siechenpflege;
6. Magdalenen- und Gefangenenpflege.

Daneben ist ein Töchterpensionat in Kassel errichtet, in welchem die Erziehung erwachsender Mädchen zur Vollendung gebracht und neben der nöthigen Ausbildung in den wissenschaftlichen Fächern auch der körperlichen Entwicklung Rechnung getragen wird. Diesem Töchterpensionat schließt sich in besonderen Jahreskursen ein Seminar für spezielle Berufsbildung an, nämlich 1) für hauswirthschaftliche Ausbildung und 2) für Kindererziehung nach den Normativbestimmungen des deutschen Fröbelverbandes (Kindergarten). Die Ausbildung in der Krankenpflege geschieht in verschiedenen Krankenhäusern, so in Elberfeld, Magdeburg, Dresden unter besonderen zu diesem Zwecke gebildeten Kuratorien und ist für die Schülerinnen mit Kosten nicht verbunden.

Der Erfolg, welchen die Bemühungen des Verfassers gehabt haben, spricht ebensowohl für das zweifellos vorhandene Bedürfniß, wie für das Geschick und die Energie der Oberleitung. Nach nur $2\frac{1}{2}$ jährigem Bestehen

zählte der Evangelische Diakonieverein im Oktober 1896 750 Mitglieder, darunter 250 aktive, nämlich in Krankenpflege 194, in Lehr- und Wirthschaftsdiakonie 56. Die Ausbildung zum Berufe des Hebammendienstes ist bis jetzt nur ein aussichtsvoller Plan geblieben, ebenso die Ausbildung von weiblichen Pflegekräften geringeren Bildungsniveaus in genossenschaftlicher Zusammenfassung. Daß aber diese Erfolge nicht allein äußerliche, nach Zahlen zu bemessende sind, ist dem Referenten durch höchst anerkennende Zeugnisse der Nächstbetheiligten zur Kenntniß gekommen. Unter diesen sind mehrere evangelische Geistliche; sie bekunden, daß die religiöse Seite der neuen Sache nicht vernachlässigt und daß auch in diesen Kreisen in Uebereinstimmung mit Professor Zimmer das klösterliche Aufgeben der Selbstbestimmung für die Diakonie nicht allgemein als Bedingung angesehen wird. Aus der Ablehnung des Anschlusses des Vereinsgeistlichen an den landeskirchlichen Pensions- und Reliktenfonds seitens des evangelischen Oberkirchenraths scheint hervorzugehen, daß derselbe dieser Auffassung nicht zuneigt und vielmehr die Schöpfung Zimmers als ein unliebsames Konkurrenzunternehmen den bestehenden Diakonissenhäusern gegenüber betrachtet. Vielleicht erscheint auch die Betonung des Bekenntnisses, wie sie Seitens des Verfassers stattgefunden hat, der obersten Kirchenbehörde nicht genügend. Mögen die Gründe dieser Stellungnahme nun sein, welche sie wollen, an der Thatsache können sie nichts ändern, daß die bestehenden Diakonissenhäuser, die Krankenpflegeorden der katholischen Kirche, das rothe Kreuz und die Schwesternverbände der Baptisten zusammengenommen nicht entfernt genügen, den Bedürfnissen der Armen- und Krankenpflege durch gebildete und geschulte Kräfte abzuhelfen, und daß jede auf vernünftige Basis gegründete Erweiterung der Gelegenheit zur Ausbildung von Pflegekräften von allen Sachkundigen mit Befriedigung begrüßt werden wird.

Auch als ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur Lösung der Frauenfrage ist das Unternehmen Zimmers zu betrachten. Er selbst erkennt es an, daß es sich nur um einen verhältnißmäßig kleinen Bruchtheil der überschüssigen Frauenkräfte handeln würde. Von einem Punkte allein ist diese Aufgabe aber ja auch nicht zu lösen. Jedenfalls wird man anerkennen müssen, daß hier den unbeschäftigten Frauen ein Weg eröffnet wird, der für Viele Raum hat und auf ihr unbestrittenes Gebiet führt. Hier, wo ihre Begabung eine größere ist, haben sie von der Konkurrenz der Männer nichts zu fürchten. Von manchen Gebieten, welche die moderne Frauenbewegung zu erobern trachtet, kann man nicht dasselbe sagen. Es wird hierbei häufig vergessen, daß neben der unzweifelhaften, aber ungern anerkannten Verschiedenheit der geistigen (psychischen) Veranlagung die Frau durch ihre körperlichen Verhältnisse dem Manne gegenüber in einem schwer auszugleichenden Nachtheile ist. Mehr als man gewöhnlich bedenkt, hängt der Erfolg auch bei Männern von der physischen nachhaltigen Kraft selbst auf jenen Gebieten ab, die scheinbar überall keine erheblichen Ansprüche

an körperliche Leistungen machen. Die durch eine kräftige Konstitution gegebene Möglichkeit unbehinderter und regelmäßiger Arbeit läuft im Leben häufig der größeren, aber durch einen schwachen Körper gehinderten geistigen Bedeutung den Rang ab.

Die Stellungnahme des Oberkirchenraths ist im Interesse der Sache zu bedauern, denn, wenn nicht eine der beiden großen Kulturmächte, entweder die Kirche oder der Staat, sich später der Unternehmungen des Professors Zimmer annimmt, so ist zu befürchten, daß, falls er einmal gezwungen sein sollte, seine Thätigkeit aufzugeben, mit dem Centrum seiner Person auch die einheitliche Leitung des vieltheiligen Werkes verloren gehen werde. Die Lebenskraft einzelner, besonderer Fürsorge bedürfender Theile würde vielleicht ohne den Zusammenhang mit dem Ganzen auf eine zu harte Probe gestellt werden, während andere in isolirter Existenz weiter wachsen mögen. Daß sich der Staat des zum Grunde liegenden Gedankens bemächtigen werde, ist für spätere Zeiten zwar nicht ausgeschlossen, in näherer Zukunft aber nicht zu erwarten, da die dringendsten Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege noch nicht ihre Lösung gefunden haben.

Wir wünschen dem Herrn Verfasser ein langes Leben und ungeschmälerte Arbeitskraft, damit er die Freude und Befriedigung habe, das von ihm begonnene Unternehmen auch ferner zu kräftiger Entwickelung heranwachsen zu sehen.

Hannover, im März 1897.

Hüpeden,
Geheimer Medizinalrath.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

Das neue Abgeordnetenhaus und die Regierung.

18. April 1897.

Die Wahlen in das durch die fünfte Kurie verstärkte österreichische Abgeordnetenhaus sind im März durchgeführt worden. Am 27. März wurde die Session des Reichsrathes eröffnet und in den darauffolgenden Tagen der Abschluß der Parteibildung im Wesentlichen vollzogen. Mit Ausnahme von Galizien, wo Wahlexzesse in großer Zahl vorfielen und durch das Eingreifen der bewaffneten Macht die Wiederherstellung der Ordnung mit Opfern an Todten und hunderten von Verwundeten erkauft werden mußte, sind während der Wahlen nirgends nennenswerthe Unruhen vorgefallen; selbst in Wien, wo der Kampf zwischen den Antisemiten (Christlich-Sozialen) und den Sozialdemokraten sich äußerst heftig gestaltete, blieb es bei Straßendemonstrationen, die nur ganz unbedeutende Krawalle im Gefolge hatten. Es muß namentlich hervorgehoben werden, daß die Haltung der Sozialdemokraten in den deutschen und deutsch-slavischen Ländern bei allem Eifer und aller Leidenschaftlichkeit der Agitation sehr würdig und vertrauenerweckend war; in den städtischen Wahlkreisen der fünften Kurie waren in den Abendstunden oft ungeheure Volksmassen versammelt, um die Bekanntgabe der Wahlergebnisse zu erwarten, ohne daß — trotz der begreiflicherweise hochgesteigerten Spannung der Gemüther — irgend eine Ausschreitung oder Ruhestörung stattgefunden hätte.

Noch im Verlaufe der Wahlbewegung entschied sich in der deutschen Bevölkerung das Verhältniß zwischen den gemäßigten, jedoch antisemitisch gesinnten Nationalen und den Christlich-Sozialen im Sinne einer vollständigen Trennung. Letztere haben fast durchweg ihren Anschluß an die Ultramontanen gesucht und die Kandidaten der deutschen Volkspartei, wenn dieselben auch als die erbittertsten Feinde der Liberalen bekannt und zu weitgehenden Zugeständnissen an den Klerus auf dem Gebiete des ländlichen Schulwesens bereit waren, rücksichtslos bekämpft. Es hat sich

neuerlich erwiesen, daß die streitende katholische Kirche allen Nationen in Oesterreich-Ungarn das Bekenntniß ihrer nationalen Gesinnung gestattet, nur den Deutschen nicht. Die Ultramontanen haben selbst jene Abgeordneten, die im letzten Reichsrathe ihre deutschen Landsleute schmählich im Stich gelassen und deren Nationalgefühl zum höchsten Gaudium der Slaven im offenen Hause verhöhnt und verdächtigt hatten, nicht fallen gelassen, sondern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln durchgesetzt. Deutschen Priestern, und zwar nicht etwa unbotmäßigen, in ihrer Treue zur Kirche erschütterten Spekulanten, sondern wohlbestallten, über allen Zweifel an ihre Obedienz erhabenen Pfarrern, die sich in nationalen Fragen auf die Seite ihrer Mitbürger zu stellen gesonnen waren, wurde es nicht gestattet, gegen die fanatischen Ultramontanen zu kandidiren, selbst wenn diese ihren eigenen geistlichen Oberhirten nichts weniger als sympathisch waren. Der gesammte deutsche Episkopat hat es abgelehnt, den Kampf um die nationalen Rechte des eigenen Volkes auch nur zu dulden, geschweige denn in denselben einzutreten, wie es der ungarische, polnische, tschechische und slovenische Episkopat thut, er hat die von den Deutschnationalen angebotene Schaffung einer Mittelpartei, die in religiösen Angelegenheiten Kompromisse anstreben, in allen übrigen jedoch die Solidarität der Deutschen festhalten würde, abgelehnt und die Unterstützung der christlich-sozialen Bewegung nur deshalb zugelassen, weil diese sich vorläufig auf die Verfolgung antisemitischer Tendenzen beschränkt. Vor den Wahlen war bei der nationalgesinnten Bevölkerung der deutschen Alpenländer ganz entschieden die Neigung vorhanden, mit den Christlich-Sozialen Hand in Hand zu gehen, wenn diese ihre deutsche Gesinnung offen an den Tag legen und in diesem Sinne Zugeständnisse an die Deutschnationalen machen würden; dieser Plan kann heute als völlig gescheitert betrachtet werden. Die Christlich-Sozialen der Alpenländer sind Verbündete der Ultramontanen geworden und die Deutschnationalen müssen heute dem Verdachte, daß auch sie in das klerikale Fahrwasser einlenken wollen, dadurch ernstlich entgegentreten, daß sie zu den Christlich-Sozialen nur von Fall zu Fall in Beziehung treten und stets die Bedingung daran knüpfen, daß dieselben in den parlamentarischen Verhandlungen über nationale Angelegenheiten zu Gunsten der Deutschen stimmen. Die christlich-soziale Partei hat sich bei den Deutschnationalen durch ihre Abhängigkeit vom Ultramontanismus derartig kompromittirt, daß die Nationalen bei den Stichwahlen der fünften Kurie, in welchen die Entscheidung zwischen einem christlich-sozialen und einem Sozialdemokraten gefällt werden mußte, für den letzteren eingetreten sind, um das weitere Anwachsen der Klerikalen, deren Gruppen sich nur im Namen, aber nicht im Hauptziele ihrer Bestrebungen unterscheiden, zu verhindern.

Das österreichische Abgeordnetenhaus weist in seinen 425 Mitgliedern folgende Parteien, Gruppen und Einzelerscheinungen auf: 60 Jung-

tschechen, 59 Mitglieder des Polenklubs, 42 Mitglieder der deutschen Volkspartei, 35 der katholischen Volkspartei (Ultramontane), 31 Deutsch-Fortschrittliche, 30 Christlich-Soziale, 28 liberale Großgrundbesitzer, 19 Italiener (national), 18 Deutschliberale ohne ausgesprochenes Programm, 16 feudale Großgrundbesitzer (tscheschisch gesinnt), 16 Slovenen (11 klerikal, 5 radikal), 14 Sozialdemokraten, 11 Kroaten, 11 Ruthenen, 9 radikale Polen, 8 Deutschklerikale, 6 Rumänen, 5 Deutschnationale der Richtung Schönerer, 2 Serben, 1 deutscher Demokrat, 1 deutscher Sozialpolitiker, 1 radikaler Tscheche, 1 klerikaler Tscheche, 1 tschechischer Agrarier. Trotz des geschlossenen Auftretens der slavischen Völker, die in der fünften Kurie neben den Klerikalen die größte Vermehrung ihrer Mandate erreicht haben, überwiegen im neuen Hause noch immer die Abgeordneten deutscher Abstammung. Unzweifelhaft gehören der deutschen Nationalitat 197 Abgeordnete an, zählt man von den 16 Feudalen aus Böhmen und den 14 Sozialdemokraten nur 16 derselben zu, so ist die absolute Majorität bereits erreicht. Dennoch giebt es keine deutsche Parteigruppe, die sich an Stärke auch nur mit den Polen oder den Tschechen allein messen könnte, die Zersplitterung der Deutschen ist so augenfällig, daß es keines besonderen Hinweises auf dieselbe bedarf: es läßt sich keine parlamentarische Situation ersinnen, durch welche alle deutschen Abgeordneten in einer gemeinsamen Abstimmung vereint werden könnten, es läßt sich aber auch keine parlamentarische Majorität schaffen, an der nicht mehrere deutsche Fraktionen theilnehmen würden.

Gänzlich vom Schauplatze verschwunden ist die Vereinigte Linke, die in zwei Wahlperioden eine so große Rolle gespielt, sich immer regierungssüchtig aber niemals regierungsfähig gezeigt, unter dem Titel des „Staatsinteresses“ das Interesse ihrer Mitglieder für hohe Staatsämter kaum zu verbergen vermocht, dagegen alle ihre Kraft darauf verwendet hat, die nationale Gesinnung der Deutschen in das Joch der Verfassungstreue und des doktrinären Liberalismus zu spannen. So beklagenswerth die gegenwärtige Lage der Deutschen im österreichischen Parlamente genannt werden muß, nach der Vereinigten Linken sehnt sich außer den 28 liberalen Großgrundbesitzern und den 18 gesinnungslosen „Auchdeutschen“, die sich am liebsten einer K. K. österreichischen Nationalität zuzählen würden, Niemand zurück. Die Gliederung der nicht klerikalen deutschen Abgeordneten beruht gegenwärtig auf einer den politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen entsprechenden Eintheilung: die deutsche Fortschrittspartei ist im Wesentlichen die Vertretung der Deutschböhmen, die deutsche Volkspartei besteht vorzugsweise aus Abgeordneten der deutschen Alpenländer, die ihr auch Halt und Richtung verleihen. In nationaler Hinsicht sind diese 73 Vertreter deutscher Wahlbezirke ohne Zweifel vollkommen verläßlich und begegnen sich in dem Entschlusse, die Vertheidigung der Stellung der Deutschen in Oesterreich allen anderen Interessen voranzustellen. Sie haben es aufgegeben, sich als „Staatspartei“ aufzuspielen und das Wohl des Staates

untrennbar von der zentralistischen Verfassung zu erklären. Ohne in ihren Programmen auf eine föderalistische Gestaltung hinzuweisen, ja ohne diesem Gedanken auch nur irgendwie näher getreten zu sein, lehnen sie ihn doch nicht unbedingt und direkt aus angeblichen Staatsinteressen ab, sondern machen ihre Haltung in allen politischen Fragen von dem Interesse des deutschen Volkes in Oesterreich abhängig. Das Programm des Klubs der deutschen Fortschrittspartei stellt den Satz an die Spitze: „Wir erblicken unsere Aufgabe in erster Reihe in der Wahrung der idealen und wirthschaftlichen Interessen unseres Volkes.“ Damit ist der Standpunkt der „Vereinigten Linken“ gänzlich verlassen und die Annäherung an die deutsche Volkspartei zur Nothwendigkeit gemacht. Der Antisemitismus der letzteren darf kein Hinderniß der Einigung im Kampfe für das Deutschthum sein; er hat seine Schuldigkeit vollauf gethan, indem er zum Sturze des charakterlosen Liberalismus der alten Verfassungspartei ein Wesentliches beigetragen und die Spreu von dem Weizen gesondert hat. Politisch ist der Antisemitismus weiter nicht zu verwerthen, er muß zurückgestellt und auf die Berücksichtigung bei sozialen und wirthschaftlichen Fragen beschränkt werden. Jede Feindseligkeit gegen irgend eine Gruppe deutscher Männer, ausschließlich aus dem Grunde, weil diese sich nicht zum Antisemitismus bekennen, wäre heute ein Verrath an der deutschen Sache. Es ist bereits dafür gesorgt, daß die Juden in Oesterreich nicht mehr das große Wort führen und es soll dafür auch noch weiterhin mit aller Entschiedenheit gesorgt werden. Die Scheidung der Nationen wird sich von selbst vollziehen, soweit sie nothwendig und erträglich ist, das Judenthum wird selbst dafür wirken, daß ihm seine besondere Stellung eingeräumt werden muß, die Amalgamirungsversuche werden an natürlichen Hemmnissen scheitern, die zu tief in der Natur begründet sind, um ganz beseitigt werden zu können. Die Besonderheit des Judenthums kann die Deutschen nicht bestimmen, den Juden das Recht politischer Bethätigung abzusprechen und sie vom öffentlichen Leben auszuschließen. Es genügt, daß die Grenzen zwischen Deutschen und Juden scharf gezogen werden, ein Zusammenwirken in allen Fragen, in denen eine Uebereinstimmung möglich ist, kann und soll in der Politik nicht ausgeschlossen sein, am allerwenigsten aber kann es im Interesse der deutschen Nation gelegen sein, die Bundesgenossenschaft der Juden, wenn sie ihr aus freien Stücken und ohne Hintergedanken angeboten wird, zurückzuweisen und sich den Kampf gegen die Slaven, die der Judenschaft längst schon goldene Brücken bauen, in einzelnen Gegenden bis zur Aussichtslosigkeit zu erschweren. Mit dem Prager Kasino ist auch die Herrschaft der Juden in Deutschböhmen gestürzt; dabei kann es sein Bewenden haben; es wäre unverantwortlich, den Kampf in dieser Richtung fortzusetzen, wenn es sich darum handelt, die Existenzbedingungen für das ganze deutsche Volk in Böhmen zu vertheidigen.

Zu diesem Zwecke werden auch, wie es scheint, die liberalen Groß-

grundbesitzer, die ja fast insgesammt deutscher Abstammung sind, den Deutschen ihre Hilfe nicht versagen. Bei ihnen spielen zwar nationale Gefühle nicht mit, ja selbst, wenn sich spärliche Ueberreste derselben finden sollten, sind sie augenblicklich bereit, dieselben dem „Staatsgedanken" Josephinischer Herkunft zu opfern, sie erblicken aber in den Uebergriffen der Slaven und Klerikalen eine große Gefahr für ihren seit dem ersten ungarischen Ausgleiche in die Welt der Ideale versetzten „Einheitsstaat", sehen in der deutschen Sprache das einzige Verständigungsmittel zu Verwaltungs- und Armeezwecken und werden deshalb jeder zu empfindlichen Vergewaltigung der Deutschen Widerstand entgegensetzen. Mit Zuzählung der Fraktion Schönerer, der nicht organisirten Liberalen, durchwegs Deutscher und einiger Christlich-Sozialer, die entweder aus nationaler Gesinnung, wie Dr. Pattai, oder aus Rücksicht auf ihre Wähler nicht mit und für die Slaven stimmen können, werden daher immerhin mindestens 140—150 Abgeordnete für die Wahrung der deutschen Interessen eintreten. Von einer selbständigen Politik der Deutschen kann im Parlamente vorläufig nicht die Rede sein; sie haben nur kräftiger die gegen sie gerichteten Angriffe abzuwehren und gegen jede Regierung, die ihren Besitzstand verletzt, die schärfsten Repressalien in Anwendung zu bringen. Deutsche Schmerzenskinder wird man in Oesterreich doch aus allgemein-politischen Gründen nicht schaffen wollen, einer Regierung, die mit der slavisch-klerikalen Mehrheit nicht sehr vorsichtig umzugehen versteht, könnte das Unglück, daß sich die Deutschen verdrossen und entrüstet von ihr abwenden, allerdings widerfahren und dann — würden doch auch die Tage eines auf den kräftigsten bureaukratischen Säulen ruhenden Ministeriums gezählt sein. Die Deutschen können es auch ganz ruhig geschehen lassen, daß die slavischen Vorkämpfer der Gleichberechtigung und Freiheit ein parlamentarisches Babel aufrichten, in welchem in allen Zungen Europas gesprochen, stenographirt — und protokollirt wird. Herr D. Kathrein, der neugewählte Präsident aus dem glaubensstarken Lande Tirol, wird entweder vom heiligen Geiste mit der Gabe der Vielsprachigkeit bedacht werden müssen, oder, wenn seine Beziehungen bis zur Herstellung eines solennen Wunders nicht ausreichen sollten, sein Gewissen damit beruhigen, daß er den Deutschen so häufig als möglich das Wort entzieht, und die ihm unverständlichen Redner in den fremden Sprachen so viele Ausschreitungen begehen läßt, als sie wollen: allgemein verstanden wird im österreichischen Reichsrathe ja doch nur eine Sprache, die deutsche, und wenn sich Polen und Tschechen mit Kroaten und Ruthenen unterhalten wollen, müssen sie sich ausnahmslos dieses vielgeschmähten und gehaßten Verständigungsmittels bedienen.

Das Ministerium Badeni war bereits nahe daran, vor dem neuen Parlamente die Waffen zu strecken, und es ist sehr fraglich, ob sie die wieder aufgenommenen gegen dieses national-klerikale Ungethüm lange Zeit wird brauchen können. Es ist nicht anzunehmen, daß der gewandte Pole,



der das lange ersehnte Beamtenministerium ins Leben gerufen hat, von dem Ergebnisse der Wahlen überrascht worden sein könnte; daß die überwiegende Mehrheit der neuen Mandate den Slaven, Ultramontanen und ihren christlich-sozialen Kneipschwänzen zufallen würde, muß er so gut vorausgesehen haben, als daß der Polen-Klub selbst mit Anwendung von Hieb- und Schußwaffen nicht mehr in seiner alten Größe und Herrlichkeit erstehen konnte. Er hatte sich die Tschechen und Feudalen durch das Versprechen einer neuen Sprachenverordnung für Böhmen gesichert und meinte, daß die Ueberreste der alten „Vereinigten Linken" ihn auch um diesen Preis stützen müßten, wenn er ihnen als seinen Nachfolger den — ultramontan-feudalen Fürsten Alfred Liechtenstein denunziren würde.

Diese Sprachen-Verordnung ist nunmehr veröffentlicht und stellt sich als eine zu Gunsten der Tschechen konstruirte Verwaltungsmaßregel dar, deren gesetzliche Zulässigkeit zum mindesten sehr zweifelhaft ist, die aber jedenfalls dem Geiste der geltenden Verfassung gerade entgegengesetzt ist, indem sie das Königreich Böhmen aus der Zahl der Königreiche und Länder auslöst und für dasselbe Verordnungen in Anwendung bringt, die sonst nirgends angewendet werden können. Sie setzt im ersten Paragraphen fest, „daß Beamte, die bei den Gerichts- und staatsanwaltschaftlichen Behörden, sowie bei denjenigen Behörden im Königreiche Böhmen, welche den Ministerien des Innern, der Finanzen, des Handels und des Ackerbaues unterstehen, nach dem 1. Juli 1901 angestellt werden, die Kenntniß beider Landessprachen in Wort und Schrift nachzuweisen haben." Durch diese Bestimmung wollen die Tschechen das deutsche Sprachgebiet, in Böhmen durchbrechen; es soll an keinem Bezirksgerichte in Böhmen, und wenn es auch in einem ausschließlich von Deutschen bewohntem Gebiete liegt, fernerhin nur deutsch verhandelt werden, jeder beliebigen tschechischen Partei, jedem Advokaten steht es frei, durch eine einzige Eingabe in tschechischer Sprache das Gericht zu utraquisiren, da von nun an jede Eingabe in jener Sprache durchgeführt und bis zu den letzten Instanzen gebracht werden muß, in der sie eingereicht oder zu Protokoll gegeben wurde. Daß jene Deutschböhmen, die nach höheren Gerichts- und Verwaltungsstellen in ihrem Vaterlande strebten, des Böhmischen mächtig sein mußten, das war längst bekannt, darin kann man auch kaum eine wesentliche Beschwerung finden; hunderte von jungen Beamten haben sich mit dieser Thatsache vertraut gemacht. Daß es aber in ganz Böhmen kein rein deutsches Gericht geben soll, daß mitten in deutschem Lande Beamte in einer Sprache amtlich verhandeln sollen, die von der Bevölkerung thatsächlich nicht verstanden wird, das ist für die Deutschen unerträglich und unannehmbar. Hier handelt es sich nicht um die Vernachlässigung der Rechte einer kleinen Minorität, sondern um die Vergewaltigung, ja Verhöhnung von 1 600 000 Deutschen, unter welchen die Tschechen nur zerstreut leben. Wenn in Aussig, Asch oder Reichenberg tschechische Gerichts-

verhandlungen geführt werden, so ist das gerade so widersinnig und — komisch, als wenn man in Reutte die slovenische und in Aussee die italienische Amtssprache einführen würde. In 72 zusammenhängenden Bezirken des Königreichs Böhmen wohnen neben 98,5 Prozent Deutschen nur 1,5 Prozent Tschechen, während man deren in Wien 5,2 und im Mödlinger Bezirk in Niederösterreich 11,7 Prozent findet; es ist daher völlig zwecklos und entspricht keinem praktischen Bedürfnisse, daß in diesen reindeutschen Bezirken Beamte angestellt werden, die tschechisch sprechen und schreiben können. Die Deutschen können und werden ihrerseits auf die deutschsprechenden Beamten in den reintschechischen Gebieten verzichten und sich mit Dolmetschern behelfen, wenn nicht den Tschechen selbst vor ihrer geschäftlichen Vereinsamung bange werden sollte. Der Zweck, welchen die Führer der Jung-Tschechen durch diese barbarische Verordnung erreichen wollen, ist kein anderer, als den Deutschen die Beamtenstellung überhaupt zu verleiden, damit auch im ganzen deutschen Sprachgebiete, dessen Bevölkerung die der meisten österreichischen Provinzen an Zahl übertrifft, nur deutsch radebrechende Tschechen angestellt werden können und die ganze Verwaltung in tschechische Hände kommt. Es giebt einsichtsvolle und den Frieden mit ihren deutschen Mitbürgern ersehnende Tschechen genug, welche diese Sprachenverordnung als eine überflüssige Chikane erklären und in ihr die Veranlassung eines fortgesetzten Kriegszustandes der beiden Nationen erblicken. Auf dem Boden dieser Verordnung giebt es zwischen Deutschen und Tschechen keinen Ausgleich, gegen sie müssen alle Deutschen in Oesterreich, die ihre Nation achten, protestiren. Um diesen Preis könnten wir Deutsche nicht einmal die Vortheile des Föderalismus erkaufen, man muthet uns aber zu, gleichzeitig in Böhmen tschechisch zu lernen und uns von Wien aus polnisch regieren zu lassen. So wird nicht gewettet. **Wenn die Tschechen mit Hilfe der Deutschen die Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes, die Sonderstellung des Königreiches und eine Föderation mit den übrigen Ländern erreichen wollen, dann müssen sie vorher das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen in Böhmen und die Unverletzlichkeit des zusammenhängenden deutschen Sprachgebietes daselbst anerkennen.**

Als Graf Badeni seine Reichsrathsmajorität mit den Jungtschechen, Polen und Großgrundbesitzern, feudalen wie liberalen, herstellen wollte, erklärten die letzteren, daß sie die Sprachenverordnung für Böhmen nicht annehmen können. Daraufhin gab das Ministerium seine Entlassung. Sie wurde nicht angenommen. Badeni entband die liberalen Großgrundbesitzer der Verpflichtung, für die Sprachenverordnung einzutreten, da sie ja seiner Meinung nach der Genehmigung der Legislative nicht bedarf, und hoffte dadurch über die ersten parlamentarischen Hindernisse hinwegzukommen. Das Ministerium blieb im Amte und ließ in einem kaiserlichen Hand-

schreiben verkünden, daß es kein parlamentarisches Ministerium sei und „unbeirrt durch zeitweilige Parteischwierigkeiten seine Thätigkeit ausschließlich durch das allgemeine staatliche Interesse bestimmen“ zu lassen habe. Diese Rechnung war aber ohne die Parteien gemacht. Ohne Mitwissen Badenis vereinigten sich die Tschechen, Polen, Feudalen und Ultramontanen deutscher und slavischer Zunge zu einer neuen parlamentarischen Koalition und sind im Werke, der Regierung ihr Programm zu diktiren. Von dieser Majorität wurde der Ansturm der radikalen Polen und Sozialdemokraten gegen das Ministerium wegen des in Galizien verübten Wahl-Terrorismus und der dadurch hervorgerufenen Unruhen abgewiesen und die Dringlichkeit der von den Deutschen gestellten Anträge auf Zurücknahme der Sprachenverordnung verworfen. Die Jungtschechen haben vorläufig ihre demokratischen Bestrebungen aufgegeben und zeigen sich sehr bereitwillig, mit den Ultramontanen Hand in Hand zu gehen. Nun wird es sich demnächst erweisen, ob die neue Mehrheit sich auf einen Adreßentwurf einigen und ob das Ministerium Badeni denselben annehmen, in zweiter Linie, ob diese Mehrheit den Ausgleich mit Ungarn zu Stande bringen kann.

Mag auch der Pole Badeni sich den Thatsachen unterwerfen, die Zusammensetzung seines Ministeriums wird er kaum beibehalten können, denn die deutschen Mitglieder desselben, der Unterrichtsminister v. Gautsch, der Justizminister Graf Gleispach, vielleicht auch der Landesvertheidigungsminister Graf Welsersheimb werden den Forderungen der Ultramontanen kaum zu entsprechen vermögen. Sie sind zwar keine Parteimänner, aber an der Unterdrückung der Deutschen durch Slaven und Römlinge werden sie kaum mitzuwirken geneigt sein. Die Deutschen sind in die Opposition gedrängt, sie werden zu beweisen haben, daß man über dieselbe nicht zur Tagesordnung übergehen kann.

*

Ständische Vertretung. Die „Kölnische Zeitung“ und die Professoren. Der griechisch-türkische Krieg und die Weltpolitik.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so lösen sich unsere Parteien in wirthschaftliche Gruppen auf. Der nächste Reichstag wird eine agrarische Gruppe haben, eine Industrie-Gruppe, eine Arbeiter-Gruppe und zwei bürgerliche Gruppen, eine in der die Kleinbürger, Handwerker und Bauern überwiegen (Antisemiten), eine in der die Kaufleute und Hausbesitzer überwiegen („Freisinn“). Auch in den überlieferten Parteien ist dies oder jenes wirthschaftliche Element bereits vorherrschend. Aber das wirthschaftliche Element war bisher nicht das einzige, sondern amalgamirt mit Tendenzen und Ideen anderer Art und erst ein solches Amalgam macht in Wahrheit eine Partei. Unsere bisherige konservative Partei war eine Komposition aus dem

agrarischen, vornehmlich dem Großgrundbesitzerinteresse mit den kirchlich-orthodoxen, den altpreußisch-partikularistischen und gewissen ständisch-patriarchalischen Anschauungen. Zur nationalliberalen Partei gehörten neben bürgerlich industriellen Interessen wesentlich die nationale Gesinnung und eine liberale kirchliche Auffassung. Die freikonservative Partei vertrat kein ausschließliches wirthschaftliches Interesse, sondern war wesentlich gebildet durch den politischen Gedanken, daß es nöthig sei, zwischen den verschiedenen Interessen zu vermitteln und Ausgleiche zu suchen.

Mit solchen Parteien läßt sich, wie die Erfahrung gelehrt hat, regieren. Wie wird es mit bloßen Wirthschaftsgruppen gehen? Es giebt bei uns noch immer Leute, die eigentlich eine Vertretung des Volkes nach Berufs- und Wirthschaftsgruppen für die allerrichtigste halten. Man beruft sich dabei auf die ständischen Verhältnisse der deutschen Vergangenheit. In Wahrheit ist gerade die ständische Gruppirung unseres Volkes, was sie auch sonst für Vortheile gehabt haben mag, der organische Fehler gewesen, an dem unser altes Staatsleben Jahrhunderte lang gekrankt hat und zu Grunde gegangen ist. Ständische Vertretungen sind das Staatswidrigste, was es giebt. Der moderne Abgeordnete soll ein Volksvertreter und kein Standesvertreter sein; er soll sich in seinen Abstimmungen durch den Blick auf das Wohl des Ganzen leiten lassen. Wenn er dabei vorzugsweise das Interesse eines Standes oder Berufes im Auge hat, so ist das gerade nicht naturwidrig, aber er hat doch immer die Pflicht, das Sonderinteresse und das allgemeine Interesse zu irgend einem Ausgleich zu bringen. Er dürfte niemals zugestehen: ich sehe zwar ein, daß das Wohl des Vaterlandes dieses oder jenes verlangt, aber mein Standesinteresse wird dadurch verletzt und deßhalb stimme ich dagegen. Auch der bloße Standesvertreter wird das nicht so direkt sagen, aber er wird sich dahinter zurückziehen, daß er nicht berufen sei, das Heil des Ganzen zu beurtheilen, und wenn man an seine Vaterlandsliebe appellirt, so könnte er immer noch erwidern: es zerreißt mir das Herz, aber ich bin hergeschickt, unser Standesinteresse zu vertreten, das ist meine Pflicht, darauf bin ich eingeschworen, mag geschehen was will. Das ist nicht etwa eine abstrakte Konsequenzmacherei, sondern das ist thatsächlich der Geist der ständischen Verfassungen gewesen. Nur mit der größten Mühe konnten die ständischen Vertretungen von Zeit zu Zeit zu Opfern für das Gemeinwohl gebracht werden. Und wenn sie sich entschlossen hatten, sei es unter dem Druck einer großen äußeren Gefahr, sei es „aus Liebe und Treue zum Landesherrn“ ein Opfer zu bringen, so war immer noch die Repartition zwischen den verschiedenen Ständen eine fast unüberwindliche Schwierigkeit. Jeder wollte dem Anderen die Hauptlast zuschieben. Der wüthende, bis auf den heutigen Tag noch nicht überwundene Ständehaß im deutschen Volk ist die Folge dieser Verfassung. In Frankreich war er ebenso, bis er im Jahre 1793 mit der Ausrottung

und Austreibung des gesammten Adels endigte. Das einzige Land, welches den Ständehaß nie gekannt hat, ist England. In England hat es keine besonderen Städte und Ritterbünde, keine Städtekriege gegeben. Von Anfang an saßen hier im Unterhause die Vertreter der Ritterschaft und der Städte zu einer Korporation vereinigt, und dieser Zusammenschluß hat der englischen Verfassung den festen Knochenbau gegeben, mit dem sie alle Stürme der Jahrhunderte zu überdauern vermochte. England hatte von Anfang an eine nationale und keine ständische Vertretung. Auch zwischen dem Ober- und Unterhaus ist kein ständischer Unterschied; das Oberhaus enthielt nur die Spitzen derselben Schichten, die auch das Unterhaus bildeten. Auf dem Kontinent entstand erst eine große nationale Politik, als die absolute Monarchie das Ständethum niedergeworfen hatte.

Wie wird sich nun die deutsche Politik gestalten, wenn unsere innere Entwickelung dahin führt, daß die Volksvertreter thatsächlich nach den modernen ständischen, d. h. wirthschaftlichen Interessen gewählt werden? In unseren früheren Mittelparteien lebte, erzogen durch die Nothwendigkeit, sich mit vielerlei verschiedenen Ideen und Interessen auseinanderzusetzen eine hohe politische Intelligenz. Dasselbe darf man von den Konservativen rühmen, seitdem die Gründung des deutschen Reiches sie in die Nothwendigkeit versetzt hatte, ihre verknöcherten Traditionen den Bedingungen des neugeschaffenen nationalen Staatslebens anzupassen. Diese Parteien gehen zu Grunde. An die Stelle der politischen Intelligenz, der verantwortungsvollen politischen Ueberlegnng wird in den rein wirthschaftlichen Gruppen die bis zum Stumpfsinn einfache Frage treten: hat der Landwirth oder hat der Kaufmann oder hat der Handwerker oder hat der Industrielle davon Schaden oder Nutzen?

Damit sind die Volkselemente, auf die sich bisher die preußische und deutsche Regierung gestützt hat, auf dem Niveau der alten Fortschrittspartei oder der Sozialdemokratie angelangt. Sie sind wesentlich negative Parteien geworden.

Man hofft vielleicht durch Konzessionen, durch ein do ut des-System sie praktisch zu den nöthigen Opfern und Anstrengungen für das Staatsganze zu bewegen. Aber was für Forderungen werden gestellt werden? Wir haben das Vorspiel an dem Antrag Kanitz erlebt. Nichts widerlegt besser als dieser Antrag die Illusion, daß der Staat sich mit besonderer Sicherheit auf die Besitzenden und speziell die Grundbesitzer stütze. Die Besitzenden bauen, wenn sie in Noth sind, genau dieselben Luftschlösser wie die Proletarier. Der Antrag Kanitz kann es an Utopie mit jedem Bilde aus dem sozialdemokratischen Zukunftsstaate aufnehmen. In diesem Augenblick hat ja noch der „politische", der „konservative" Gedanke in der Fraktion die Oberhand; aber es wird nicht lange währen, so hat die „Deutsche Tages-Zeitung" definitiv die „Kreuz-Zeitung" überwunden und die reine Agrarier-Partei als das genaue Gegenbild zu der „Arbeiterpartei" der Sozialdemokraten ist fertig.

Als Prophezeiung soll dies ganze Bild aber doch nicht gelten. Es können Ereignisse eintreten, z. B. eine Wandlung in der Währungsfrage, sei es in Amerika, sei es bei uns, die ganz neue Bedingungen schaffen. Das Zukunftsbild, das wir gezeichnet haben, war nur eine Form, nicht auf die Zukunft, sondern auf die Gegenwart berechnet, um gewisse Strömungen deutlicher zu markiren, vor allem, um von diesem Hintergrund die Ursachen abzulesen, die dem Centrum zu seiner großen heutigen Stellung verholfen haben. Das Centrum ist nicht bloß eine wirthschaftliche Gruppe, es ist eine wirkliche Partei. Wer ist eigentlich der hervorragende Staatsmann, der das Centrum mit solchem Geschicke leitet, hört man immer wieder fragen. Das Centrum wird deshalb mit solchem Geschick geleitet, weil es nicht der Sklave irgend eines materiellen Interesses ist, sondern weil es einen politischen Gedanken repräsentirt.

Der zukünftige Zerfall des Reichstages in bloße wirthschaftliche Gruppen bildet für ein gesundes nationales Dasein eine so große Gefahr, daß man sehr ernstlich erwägen muß, ob nicht selbst eine ultramontane Regierung, vorübergehend, wie sie ja doch nur sein könnte, das kleinere Uebel wäre. Aus Oesterreich hat jüngst verlautet, ein klerikales Regiment würde für das Deutschthum in Oesterreich ein heilbringendes Stahlbad sein. Fiat applicatio.

Zum Wesen des parlamentarischen Regiments gehört, daß die Parteien abwechselnd an die Regierung kommen. Es giebt nichts, was den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Staat und das politische Verantwortungsgefühl besser entwickelte und stärkte als eine zeitweilige Antheilnahme am Regiment. Wir haben glücklicherweise eine solche parlamentarische Verfassung nicht. Aber wir haben doch eine konstitutionelle Verfassung, die den Parteien einen gewissen Einfluß auf die Regierung gewährt. Auch hier ist ein gewisser Wechsel wünschenswerth. So gut wie von einem plumpen Schlotjunker können wir uns ja auch einmal von einem diplomatisch vorsichtigen Kirchenfürsten regieren lassen.

So wie heute die Dinge liegen, brauchen wir uns garnicht zu verhehlen, daß es gewisse Kapitel des Staatslebens giebt, wo eine klerikale Verwaltung um nichts schlechter, ja sogar besser arbeiten würde als die heutige. Vor allem würde das unausstehliche System, die großen Gegensätze der Zeit mit Polizeichikanen regieren zu wollen, aufhören.

Wir würden sofort ein anständiges Vereinsgesetz bekommen. Der Teufel ist freilich ein Egoist, und giebt nicht leicht um Gotteswillen, was einem Andern nützlich ist. Eine Regierung, die mit dem Centrum Brüderschaft schließt, würde uns vermuthlich noch manches weniger erfreuliche Angebinde bescheeren. Aber ist denn der heutige Zustand erfreulich?

Bleiben wir bei dem Vereinsgesetz.

Der Herr Reichskanzler hat positiv zugesagt, daß die zum Unsinn gewordene Bestimmung des preußischen Vereinsgesetzes, wonach politische Vereine sich nicht mit einander verbinden dürfen, aufgehoben werden solle.

Das Gesetz aber erscheint nicht und erscheint nicht. Die Stummler nämlich haben ihre ganze Schlauheit zusammengethan und gedacht, bei der Gelegenheit etwas zu profitiren. Indem der Landtag die eine Bestimmung aufhebt, soll er eine andere einfügen, wonach Minorenne nicht an Volksversammlungen theilnehmen dürfen. Gutgesinnte Leute halten nämlich in Preußen keine Volksversammlungen ab, sondern bloß Demagogen und Agitatoren. Leute unter einundzwanzig Jahren (oder unter fünfundzwanzig, wo sie reichswahlmündig werden, oder unter 24, wo sie preußisch wahlmündig werden, oder unter 30, wo sie passiv wahlmündig werden?) können also in Volksversammlungen nur verdorben und vergiftet werden. Zeitungen pflegen solche jungen Leute ja noch nicht zu lesen. Was giebt es ferner für einen schönen neuen Auflösungsgrund, wenn der aufsichtsführende Polizeibeamte Menschen entdeckt, denen man es unter der Nase ansehen kann, daß sie noch nicht wahlmündig sind! Und die herrlichen Denunziationen und Strafmandate! Jeder junge Mann, der sich einmal hat verführen lassen, eine Rede des Grafen Limburg oder Herrn v. Stumm mit anzuhören, dabei gefaßt worden ist und seine 3 Mk. Strafe hat zahlen müssen, wird sich das für immer gesagt sein lassen und solche Dummheit nie wieder machen. Man kann sich darauf verlassen, an ihm für alle Zeit einen königstreuen Mann gewonnen zu haben. Es ist dieselbe Methode, mit der man ja auch alle Aussicht hat, die Nationalitätenfrage im Osten zu lösen; sie ist hier nur, wie die jüngste Nachwahl in Schwetz gezeigt hat, noch nicht konsequent genug durchgeführt. In Schwetz ist wieder einmal ein bisher deutsch vertretener Wahlkreis mit nicht weniger als 1000 Stimmen Majorität an einen Polen übergegangen. Woher kommt das? Nun, Schwetz liegt leider in Westpreußen und Herr v. d. Recke hat bloß die Fahne der Provinz Posen und nicht die von Westpreußen verändert. Wäre man mit derselben Energie auch in Westpreußen vorgegangen, so wäre Schwetz gewiß nicht verloren worden. Nun hört man gar, daß auch die protestantischen Polen in Ostpreußen, die Masuren, anfangen sich national zu organisiren. Da dürfte es sich empfehlen, ehe es zu spät wird, auch die Fahne von Ostpreußen zu ändern. Vielleicht ist es das einfachste, um das viele Fahnentuch nicht unbenutzt zu lassen, die Farben einfach auszutauschen. Posen hat schwarz-weiß bekommen, gebe man Ostpreußen das ehemals posensche roth-weiß. Das wird die Masuren schon klein machen.

Eine Regierung muß vor allem einen einheitlichen Charakter, einen bestimmten Stil haben. Wer das Polenthum mit Flaggenverordnungen bekämpft, dessen ist es durchaus würdig, den Umsturz mit Vereinsordnungen zu bekämpfen. Wir aber können nicht anders als ein solches Regierungssystem und die Parteien, die es unterstützen, im Ganzen bekämpfen.

Unsere Hoffnung ist, daß in den Nationalliberalen doch noch von guten Traditionen und altem Idealismus ein genügender Rest vorhanden

ist, um uns vor den Verschlechterungen des Vereinsrechts zu behüten. Die Freikonservativen sind allmählich so weit verstummt, daß ihnen auch das Tollste kein Nein mehr entlockt. Unter den Konservativen hingegen dürften gerade manche radikale Agrarier, die ihre Hoffnungen auf populäre Regungen im Volk setzen und auch selber etwas Demagogie nicht scheuen, sich wenig für Beschränkungen der bürgerlichen Freiheit erwärmen.

* * *

Als Anhang zu dem Vorstehenden und als Symptom, wie völlig die Interessenpolitiker unter den Nationalliberalen heute schon die alten Prinzipien des Liberalismus vergessen haben, möge von Neuem auf die wiederholten Angriffe auf die Freiheit der Wissenschaft aus diesem Lager hingewiesen werden.

Wie die „Kreuzzeitung" die theologischen, so möchte die „Kölnische" die nationalökonomischen Professoren ernennen. Zwar ist sie nicht so unvorsichtig wie die „Schlesische Zeitung", die rund heraus erklärt: „Der Respekt vor der Lehrfreiheit geht heute thatsächlich zu weit", aber so unvorsichtig pflegt sich auch die Kreuzzeitung nicht zu äußern; sie hat allen Respekt vor der Lehrfreiheit und verlangt nichts als die Parität zwischen Liberalen und Orthodoxen. Diesen Kunstgriff hat ihr die „Kölnische Zeitung" abgeguckt, hat dabei aber mit einer für ein so großes Blatt etwas blamabeln Unkenntniß deutscher Universitätsverhältnisse sich nicht klar gemacht, daß es Gelehrte, die ihren Standpunkt vertreten, überhaupt nicht giebt. Mit Recht ist sie deshalb von der „Frankfurter Zeitung" ausgelacht worden.

Vor zwei Jahren glaubte Herr v. Stumm in dem Professor Wolf in Zürich einen Nationalökonomen nach seinem Herzen entdeckt zu haben; aber es verging nur kurze Zeit, da war Herr Professor Wolf glänzend gerechtfertigt: die „Norddeutsche Allg. Zeitung" hatte eine seiner Schriften erwischt und erklärte den Propheten des Herrn v. Stumm für einen — Sozialdemokraten.

Der Verfasser der neueren Angriffe in der „Kölnischen Zeitung" scheint von allen solchen Dingen nichts zu wissen, ja er scheint nicht einmal daran gedacht zu haben, daß es auch noch außerpreußische Universitäten in Deutschland giebt; wenn es also nicht nur in Preußen sondern auch in Rostock, Leipzig, Jena, Gießen, Heidelberg, Freiburg, Tübingen, München, Erlangen, Würzburg, ja auch in Oesterreich und der Schweiz nichts als Kathedersozialisten giebt, ist eine allgemeine Verschwörung der Regierungen daran Schuld, die die Freunde der „Kölnischen Zeitung" ausgeschlossen haben? Dabei ist es Jedem, der von unsern Universitätsverhältnissen etwas weiß, bekannt, daß gerade der Grundsatz, die verschiedenen Richtungen in der Wissenschaft möglichst alle zu Worte kommen zu lassen, nicht bloß in der Theologie, sondern in allen Fächern seit langem von der preußischen Unterrichtsverwaltung prinzipiell aufgestellt ist und praktisch durchgeführt wird. Es ist auch wohl kaum anzunehmen, daß die Redaktion der

„Kölnischen Zeitung“ das nicht weiß — was sie will, ist nicht die Beförderung von irgend welchen Gelehrten, die garnicht existiren, sondern es ist der Versuch des Protzenthums, durch Drohungen die Gelehrten einzuschüchtern und zur Anpassung an seine politische Ideen zu zwingen.

* * *

Was wir oben vom Centrum gesagt haben, daß die taktische Ueberlegenheit seines Auftretens nicht sowohl einem genialen persönlichen Führer als der inneren Ueberlegenheit seiner Prinzipien über die der anderen Parteien zuzuschreiben sei, das könnte auch von Griechenland gesagt werden. Was auch der Ausgang sei, bisher haben sie ihre Sache mit Geschick geführt. Die Türken sind ja an sich zweifellos der bei Weitem stärkere Theil, aber die Griechen haben die Rosse der Weltgeschichte vor ihrem Wagen und die Türken müssen sehen, wie sie ihren Wagen selber ziehen. Erst brach ein Aufstand der griechischen Bevölkerung auf Kreta gegen ihre türkischen Herren los. Der König von Griechenland schickt ihnen Truppen zu Hülfe, der mächtige Sultan wagt nicht, diesen Einbruch fremder Truppen in sein Reich sofort mit einer Kriegserklärung zu beantworten. Alle sechs Großmächte legen sich für ihn ins Mittel. Die Griechen, statt zu gehorchen, stellen neue Truppen an der türkischen Grenze auf. Der Sultan läßt ihnen gegenüber ein Heer aufmarschiren, wagt aber immer noch nicht zuzuschlagen; da lassen die Griechen massenhafte Freiwillige los und bringen endlich damit die Türken so weit, daß sie zum Angriff schreiten.

Weshalb haben die Griechen ihrerseits nicht den Krieg mit einer energischen Offensive eröffnet? Warum statt einer offenen Kriegserkläruug diese, man möchte sagen, frechen Provokationen? Es giebt moderne Strategen, die den Angriff unter allen Umständen für die bessere Kampfesart halten. Sollten die Griechen gehofft haben, vor den Augen Europas den Türken das Odium des Angriffs zuzuschieben? Weder Europa ist so thöricht, sich durch solche Kunststücke täuschen zu lassen, noch werden die Griechen thöricht genug sein, es dafür zu halten. Der Grund ist aber nicht schwer zu erkennen, wenn man sich klar macht, wie Politik und Strategie hier zusammengreifen. Für eine große Offensive nach Macedonien hinein oder gar nach Konstantinopel sind die Griechen viel zu schwach. Sie haben sie aber auch gar nicht nöthig. Sie haben es gar nicht nöthig zu siegen, sondern nur den Kampf eine Zeitlang hinzuhalten, dann ist es höchst wahrscheinlich, daß irgend welche Zwischenfälle eintreten, die ihnen ganz von selbst mehr oder weniger zu ihrem Zweck verhelfen. Serbien oder Bulgarien oder Montenegro können zu den Waffen greifen, oder in Epirus oder Albanien oder Macedonien oder in Kleinasien oder in Konstantinopel oder im Palast des Sultans kann eine Bewegung oder eine Revolution ausbrechen, die den türkischen Staat umwirft. Halten die Griechen nur bis zum Eintritt einer solchen Krisis aus, so haben sie gewonnen. Die modernen Feuerwaffen haben eine ungeheure Devensivkraft. Wie es im siebenjährigen

Kriege dem Feldmarschall Daun immer wieder gelang, Stellungen zu finden, an denen alle Angriffe der preußischen Infanterie zerschellten oder die König Friedrich garnicht anzugreifen wagen konnte, so mögen auch die Griechen Stellungen finden und vorbereitet haben, die die Türken nicht zu überwältigen vermögen.

Nur zwei Meilen oder am Meluna-Paß 4 bis 5 Meilen ist Larissa von der türkischen Grenze entfernt. Erst acht Tage nach der Kriegserklärung und dem thatsächlichen Beginn des Vormarsches sind die Türken bis dahin gelangt. Eine wirklich überlegene Armee unter guter Führung hätte versucht, einen der Pässe mit großer Uebermacht zu forciren, das Gros möglichst schnell durchzuziehen und entweder die griechische Hauptarmee sofort anzugreifen oder die Besatzungen der andern Pässe im Rücken zu fassen und abzuschneiden. Statt dessen haben sie die Griechen bloß zurückgedrängt und nirgends Terrain gewonnen — vermuthlich mit sehr großen Verlusten, wenn die Griechen einigermaßen die taktischen Vortheile der modernen Defensive verstehen. Wenn die Griechen sich nur hüten, eine Hauptschlacht zu verlieren, die das moralische Gefüge ihrer Armee völlig sprengt, so giebt es etwas weiter südlich, nicht weit von den Thermopylen neue Stellungen, an denen die Türken sich die Köpfe einrennen können. Kein Zweifel, daß die Griechen im Anfang nur einen solchen Gang des Feldzuges ins Auge gefaßt haben. Aehnlich rechnete Scharnhorst und Gneisenau 1811—1813.

Während aber das griechische Hauptheer sich in Thessalien defensiv verhält, hat ein Nebenkorps, unterstützt von griechischen Kriegsschiffen, die Offensive ergriffen. Epirus ist zum großen Theil von Griechen bewohnt. hier kann der Invasion am leichtesten eine Volkserhebung entgegenkommen. Ferner aber bedroht die griechische Flotte allenthalben die türkische Küste und namentlich Saloniki, wo das türkische Heer seine Magazine hat. Die türkische Flotte, an Schiffszahl weit überlegen, hat sich aktionsunfähig erwiesen, weil ihr alle Ausrüstungsgegenstände fehlten — zu Gelde gemacht, um die Wachen und Eunuchen des Yildiz-Kiosk zu befriedigen.

Die Finanzen sind freilich auch bei den Griechen der schwache Punkt, aber sie haben einen sehr reichen Freund, der nicht ganz abgeneigt sein wird, ihnen unter die Arme zu greifen. England hat ein offenbares Interesse daran, nicht sowohl, daß Griechenland siege, aber daß die orientalischen Wirren nicht sobald beruhigt werden. So lange hier der Brand glimmt, ist ein Zusammenstoß der Interessen Rußlands und Oesterreichs d. h. des Dreibundes auf der Balkanhalbinsel möglich, und so lange dieser Zusammenstoß möglich ist, hat England in Asien und Afrika freie Hand. Sollte Griechenland also befürchten müssen, daß ihm aus Mangel an Geld der Kriegsathem vergeht?

Wenn es das Interesse Englands ist, die orientalischen Wirren zu verlängern, und es dieser seiner Aufgabe auch bisher mit Gemüthsruhe und

Geschicklichkeit nachgekommen ist — so ist es das gemeinsame Interesse Rußlands, Oesterreichs, Deutschlands und Frankreichs, dem Kampf baldmöglichst wieder ein Ende zu machen. Zunächst hat man versucht, dies auf dem Mittelweg der kretischen Autonomie zu erreichen. Die Griechen haben sich damit nicht zufrieden gegeben. Jetzt sucht man vermuthlich nach anderen Lösungen, und die Minister wie die Monarchen reisen hin und her, um darüber zu verhandeln. Noch ist auch nicht in irgend welchen unbestimmten Umrissen irgend ein Plan sichtbar geworden, der Aussicht auf Verwirklichung hätte. Was aber auch endlich oder zunächst aus dem türkischen Reiche werde, eine andere politische Möglichkeit steigt am Horizonte auf, die wichtiger werden kann, als selbst eine Vertheilung des türkischen Erbes.

England hat, wie man sieht, in dieser Frage ein allen Kontinentalmächten entgegengesetztes Interesse. Wie wenn darauf hin die Kontinentalmächte ihren Vereinigungspunkt in dem anti-englischen Interesse fänden? Rußland ist der Verbündete Frankreichs und Deutschland hat in der orientalischen Verwickelung mit ganzer Energie die Ideen Rußlands vertreten. Rußland ist also augenblicklich der natürliche Vermittler zwischen den alten Gegnern von 1870. Alle drei Mächte haben Streitigkeiten mit den Engländern. Deutschland will nicht dulden, daß England ganz Südafrika erwerbe und das holländische Element dort völlig unterdrücke. Frankreich nimmt es den Engländern übel, daß sie jetzt auch Marokko unter ihren Einfluß zu bringen trachten, und sieht seine Verdrängung aus Egypten noch keineswegs als definitiv an. In Madagaskar, wo man einen vorzüglichen natürlichen Kriegshafen entdeckt hat, sind sie auch der südafrikanischen Interessensphäre der Engländer sehr nahe gekommen. Die Bestrebungen der verschiedenen Mächte stoßen hier hart aufeinander, denn die Herrschaft über Südafrika und Egypten bedeutet nicht blos sich selbst, sondern auch die Herrschaft über die beiden Wege nach Indien. Wenn der Weg durch das Mittelmeer oder durch den Suezkanal einmal gesperrt ist, so tritt der Weg um das Kap wieder in seine alten Rechte.

Es gab eine Zeit, Mitte der siebziger Jahre, wo man in Deutschland öfter die Meinung aussprechen hörte, daß die Macht der Engländer im Niedergang begriffen sei. Sie würden allmählich mehr und mehr ein bloßes Handelsvolk werden, wie im achtzehnten Jahrhundert die Holländer, die auch ohne einen Krieg verloren zu haben, allmählich ihre politische Bedeutung einbüßten. Was war das doch ein großer Irrthum! Ganz umgekehrt ist es gekommen. Deutschland, das damals die erste Macht der Welt zu sein schien, ist wieder heruntergeglitten von seiner Stellung und muß suchen, durch künstliche diplomatische Kombinationen seinen Einfluß geltend zu machen. England aber steht so gewaltig da, daß schon drei Großmächte dazu gehören würden, um ihm mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten.

Die Zukunft der Welt hängt davon ab, ob es einmal gelingt, diese Kombination der drei Kontinental-Mächte wirklich zu vollziehen und — merkwürdig genug — gerade die Aufrollung der orientalischen Frage, die so klug von England benutzt wird, die Gegner von sich selber abzulenken, könnte zuletzt dazu führen, daß diese Gegner sich gegen England vereinigen.

25. April 1897. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bebel, A. — Die Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechts im Königreich Sachsen. 8°. (165 S.) 1 M. Berlin, Verlag des Vorwärts.
Bormann, Edwin. — Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchen. 47 S. Leipzig, Selbstverlag.
Cauer, Prof. Dr. Paul. — Charakter und Bildung. Ueber Idealismus. Zwei Schulreden. 8°. (80 S.) 80 Pf. Flensburg, Huwald'sche Buchhandlung.
Cozzi, Carlo. — Leggendo la Cronaca del Giornale. 16 S. Verona, Pozzati.
Drexler, A. — Schweizerische Blätter für Wirthschafts- und Sozialpolitik. No. 1. Gr. 8°. (92 S.) Bern, Steiger & Co.
Fischer, Kuno. — Geschichte der neuen Philosophie. Jubiläumsausgabe. 1. Lieferung (160 S.) 3 M. Heidelberg, Carl Winter's Universbh.
Friedjung, Heinrich. — Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866. I. Mit 3 Karten. 438 S. Stuttgart. J. G. Cotta, Nachfolger.
Gildemeister, Otto. — Essays. Herausgegeben von Freunden. Erster Band. Zweite Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz. 280 S. 6 M.
Helmer, Hans. — Das Symbolische in Gerhart Hauptmanns Märchendrama Die versunkene Glocke. (24 S.) 50 Pf. Breslau, L. Frankenstein.
Harnack, Adolf. — Akademische Festrede, gehalten zur Melanchthon-Feier am 16. Februar 1897. Berlin, Julius Becker.
Heinemann, Henry E. O. — Martin Luther by Gustav Freytag, translated. Chicago, Open Court Publishing Company.
Kohl, Horst. — Bismarck-Jahrbuch. 4. Bd. 1. Abth. 2 M. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
Lenz, Dr. Max, Professor in Berlin. — Martin Luther. Dritte verbesserte Auflage. 224 S. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder).
Lorenz, Max. — Die Marxische Sozialdemokratie (Bibliothek für Sozialwissenschaft. 4. Bd.) 229 S. 3,50 M. Leipzig, Georg H. Wigand.
Panizza, Oskar. — Abschied von München. (15 S.) 40 Pf. Zürich 1897, Verlags-Magazin.
Porsch, Rudolf. — Die Beziehungen Friedrich des Grossen zur Türkei bis zum Beginn und während des siebenjährigen Krieges. Gr. 8°. (84 S.) Marburg i. H., Oscar Ehrhardts Buchdruckerei.
Rudolphi, Dr. W. — Zur Kirchenpolitik Preussens. Gr. 8°. (182 S.) 1,80 M. Ferdinand Schöningh. Paderborn.
Schajtan-ul-Ali. — Verboten und verpönt. Zeitgenössische Lyrik. (64 S.) 80 Pf. Zürich 1896. Verlags-Magazin.
Schik, F. — Adam und Eva. Ein Akt. (29 S.) 60 Pf. Zürich 1896. Verlags-Magazin.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W. Magdeburger Strasse 27.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.

Zwei Briefe Kaiser Wilhelms I. an den Staatsminister Rudolph von Delbrück.

Von den Briefen, die Kaiser Wilhelm an den Staatsminister Delbrück gerichtet hat, sind wir ermächtigt, die beiden nachfolgenden zu veröffentlichen. Sie sind beide ganz eigenhändig auf Octav-Briefpapier geschrieben und bedürfen keines weiteren Kommentars, höchstens der Erinnerung, daß der Vater des Ministers, Friedrich Delbrück der Erzieher der beiden älteren Söhne König Friedrich Wilhelms III. war. Am 1. Januar 1807, in Königsberg, kurz ehe die Flucht weiter nach Memel ging, ernannte Friedrich Wilhelm III. seinen zweiten Sohn zum Offizier; am 1. Januar 1877 feierte der Kaiser also sein siebzigjähriges Offiziers-Jubiläum. Zu diesem Tage hatte ihm Rudolph Delbrück aus dem Tagebuch, das sein Vater geführt, die auf jenen Akt bezügliche Stelle ausgeschrieben und überreicht. Es ist schon mancher schöne Brief aus der Feder Kaiser Wilhelms bekannt geworden, keiner schöner als dieser, in dem er sich dankbar des Hüters seiner Kindheit erinnert und den Wandel des Geschickes durch die siebzig Jahre an seinem Blicke vorüberziehen läßt. Zeigt dieser Brief, der zweite in unserer Reihe, Kaiser Wilhelm in seinem persönlichen Empfinden, von seiner Gemüthsseite, so darf der erste, der die Genehmigung des Abschiedsgesuches des Ministers enthält, zugleich den Rang eines historischen Dokuments beanspruchen. Eine große und eigenartige Epoche der inneren Geschichte Preußens fand mit dieser Verabschiedung ihren Abschluß; hören wir nun, wie der König selbst den Staatsmann, der ihr das Gepräge gegeben, charakterisirt.

Die Verlesung dieser Briefe bei der Feier des achtzigsten Geburtstages des Adressaten im Kreise seiner Familie gab den Anstoß dazu, sie der Oeffentlichkeit nicht länger vorzuenthalten.

I.

Wiesbaden, 23. 4. 76.

Sie können sich denken, wie unangenehm mich die erste Mittheilung des Frst. Bismarck über die Absicht Ihres dienstlichen Rücktrittes berührte, aber noch schmerzlicher ist mir nun des Fürsten Meldung, die durch Ihr Schreiben an mich leider bestätigt wird, daß alle Vorstellungen und Bitten, die Ihnen derselbe in meinem Auftrage vorhielt, Ihre Stellung noch beizubehalten, vergeblich gewesen sind! Bei Ihrer großen Gewissenhaftigkeit muß ich freilich annehmen, daß es unübersteigliche Gründe sind, die Sie zu einem Entschluß brachten, der eine schwere Lücke in der Reichs-Administration erzeugt! Sie haben eine neu geschaffene Stellung selbst zur Gestaltung aus dem Chaos gerufen, und mit einem Geschick, die [das] die allgemeine Anerkennung findet und nicht anders zu erwarten war, nachdem Ihrer Amtsthätigkeit ein Europäischer Ruf schon vorausging. Wie ich Ihre Dienste so oft persönlich Gelegenheit fand anzuerkennen, wissen Sie aus so vielen Augenblicken, die mich zum Ausspruch dieser Anerkennung berechtigten!

Was bleibt mir nun also anders übrig, als mit schwerem Herzen auf Ihre so feststehende Absicht einzugehen?

Die Wahl Ihres Nachfolgers, die Sie selbst vorschlagen, hat sowohl meine als des Fürsten Bismarck Billigung gefunden.

So entlasse ich Sie also aus Ihren Aemtern, die [denen] Sie mit so großer Aufopferung Ihrer geistigen und Körperkräfte mit einer Auszeichnung vorstanden, wofür Ihnen Ihr eigenes Gewissen eine genugthuende Befriedigung gewähren muß, hier aber meinen Königlichen und herzlichen Dank finden soll, den ich Ihnen mit gerührter Stimmung ausspreche als

Ihr
dankbarer König
Wilhelm.

II.

Berlin, den 29. Dezember 1876.

Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank für Ihre gestrige Sendung, die mir eine außerordentliche Freude gewährt hat.

Die Aufzeichnung Ihres Vaters, dem ich so unendlich viel verdanke Zeit meines Lebens, gerade in denen für mich so wichtigen und merkwürdigen Jahrestagen zu lesen, sind mir unbeschreiblich interessant und lieb gewesen. Es war eine schwere und trübe Zeit, in der fast Alles für König und Land auf dem Spiel stand, als mein Königlicher Vater mich zum Offizier ernannte, natürlich zur übergroßen Ueberraschung, da ich dies Ereigniß erst zu meinem Geburtstag erwarten konnte, und das Geheimniß so gut bewahrt wurde, daß ich keine Ahndung hatte, was mir bevorstand. Es war für mich eine unglaubliche Freude, Rock und Orden des Königs anzuziehen und, wie ich aus Ihres Vaters Aufzeichnungen nun sehe, auch für Andere, auch außer meinen Eltern und Geschwistern, eine momentane Freude, bei so vielen Leiden!

Erst in späteren Jahren erkannte ich so ganz die Bedeutung, die meinen Vater und König diesen Tag wählen ließ, mich in die Armee aufzunehmen, der ich nun 70 Jahre angehöre! und welche Phasen habe ich durchlaufen?!

Wer so wie ich, durch Leid, Trübsal, Freude, Glück und Erhebung gegangen ist, wer kann dann mehr wie ich, die Gnade des Allmächtigen demüthig-dankbar anerkennen, der mich diese Wege führte nach Seinem Willen!!

Nun nochmals meinen innigsten Dank für Ihre so sinnige Gabe, die Sie mir nur noch werther macht, aber auch das Ihnen nur zu bekannte — Bedauern erneuert!

Ihr
dankbarer König
Wilhelm.

Die deutschen Universitäten im Mittelalter.

Von

Bruno Gebhardt.

Die Geschichte der deutschen Universitäten von Georg Kaufmann. Erster Band: Vorgeschichte. Zweiter Band: Entstehung und Entwickelung der deutschen Universitäten bis zum Ausgang des Mittelalters. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung 1888. 1896.

Manche Fragen, die das Universitätswesen betreffen, beschäftigen augenblicklich die Oeffentlichkeit, und da ist es zur historischen Orientirung erwünscht, daß Kaufmanns Werk zu einem gewissen Abschluß gelangt ist. Eine Darlegung der Hauptergebnisse, zu denen seine Forschung gekommen ist, dürfte zumal gerade bei diesem Buche angebracht sein. Es läßt sich doch annehmen, daß Entstehung und Geschichte der Universitäten, insonderheit der deutschen, auch weitere Kreise interessirt, die weder die Neigung noch die Zeit haben, sich durch die mühevollen, eingehenden, umfangreichen, reichhaltig mit Belegen versehenen, aber nicht leicht zu bewältigenden Untersuchungen durchzuarbeiten. Denn der Arbeit bedarf es, um das Buch zu bewältigen. Gesteht der Verfasser doch selbst im Vorwort zum zweiten Bande, daß es ihm nicht glücken wollte, eine befriedigende Form zu finden, die ein anschauliches Bild von den Dingen zu geben verstattete, und doch zugleich die Gefahr vermied, einzelnen Erscheinungen zu großes Gewicht beizulegen, einzelne Züge zu stark zu verallgemeinern. Die Schwierigkeit lag eben darin, daß es galt, statt einer Aneinanderreihung der Geschichten der einzelnen Universitäten, die gemeinsamen Grundzüge der ganzen Entwickelung festzustellen, — und doch mußte sich das Bild aus vielen Einzelzügen zusammensetzen, sollte es nicht haltlos

in der Luft schweben. Die Geschichten der einzelnen Universitäten boten das Material, die Beispiele, die urkundlichen Beweise, aber eine weitere Schwierigkeit entstand, daß neben vielem Gemeinsamen nicht minder viel Abweichendes sich darbot, das weder bei Seite gelassen, noch zu breit und weit mitgetheilt werden durfte. Unleugbar große methodische Schwierigkeiten, die bei einem derartigen zusammenfassenden und untersuchenden Werke nicht ganz zu überwinden waren! Dazu kommt ein zweites. Der Haupinhalt ist verfassungsgeschichtlich. Es handelt sich um die Entwickelung ziemlich komplizirter, den heutigen Anschauungen und Verhältnissen vielfach fremder Einrichtungen. Nun sind verfassungsgeschichtliche Studien ohnehin nicht leicht zu betreiben, und da sie oft genöthigt sind, sich in Einzelheiten zu verlieren, wenig reizvoll für den, der sie nicht als Fachstudium betreibt. Gegenüber der Verfassung der Universitäten tritt als erschwerendes Moment noch hinzu, daß der Autor genöthigt war, eine ganze Reihe von Irrthümern und Mißverständnissen, darunter solche von grundlegender Bedeutung, zu beseitigen, was nicht ohne eingehende, oft ermüdende Einzeluntersuchung bewerkstelligt werden konnte. Alles das bewirkte, daß wir zwar ein sehr gelehrtes und belehrendes Buch, ein auf breiter Grundlage aufgebautes, methodisch sorgfältig und vorsichtig gearbeitetes Werk erhalten haben, dessen Studium aber eine gewisse Entsagung auf ästhetischen Genuß erfordert. Deshalb darf wohl der Versuch gemacht werden, auf Grund des Werkes unter Heranziehung einiger anderer Hilfsmittel ein Bild vom Werden und Wachsen der deutschen Hochschulen zu entwerfen.

I.

Unsere Kenntniß vom Ursprung der Universitäten und ihrer frühesten Entwickelung hat mit dem Erscheinen von Denifle's: Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400 (1885) eine ungemeine Förderung erhalten. Er hat nicht allein das ganze bisherige, enorme Material zusammengetragen, sondern es auch durch seine Studien in zahlreichen europäischen Archiven und Bibliotheken ungemein erweitert und ist mit kritischer Methode an die Untersuchung gegangen. So entstand ein Werk, das um seines Stoffreichthums willen die Grundlage für jede Weiterarbeit auf diesem Gebiete bildet. Der Verfasser schildert Entstehung und Entwickelung der beiden wichtigsten mittelalterlichen Universitäten Paris und Bologna, wobei er sich allerdings für die erstgenannte

eingehende Erörterungen für spätere Bände seines Werkes vorbehält. Immerhin sind auch hier schon die wichtigsten Verfassungsfragen: Bildung der Universität und der Fakultäten, Nationeneintheilung, Stellung des Rektors, Verhältniß zu den früher vorhandenen Pariser Schulen behandelt, ebenso wie auch für Bologna die Untersuchung der dortigen charakteristischen Einrichtungen durchgeführt ist. Den Haupttheil des voluminösen Werkes nimmt die Darstellung der Entstehung von 55 Hochschulen, die bis 1400 in Europa vorhanden waren, ein. Als Eintheilungsprinzip wählt er für diese Abschnitte die Art der Stiftungsbriefe und unterscheidet 1) fälschlich als Universitäten bezeichnete Schulen, 2) Hochschulen ohne Errichtungsbriefe, 3) mit päpstlichen, 4) mit kaiserlichen oder landesherrlichen Gründungsurkunden, 5) mit päpstlichen und landesherrlichen oder kaiserlichen, 6) Hochschulen, die nicht ins Leben traten.

Mit diesen Andeutungen über den Inhalt haben wir auch schon die beiden Punkte bezeichnet, gegen die sich der hauptsächlichste Einspruch Kaufmann's richtete*), und in denen wir diesem Kritiker vollkommen beipflichten. Das Prinzip der Stiftungsbriefe, deren Werth und Wichtigkeit uns noch beschäftigen wird, ist durchaus unglücklich und willkürlich gewählt; diese Eintheilung der Universitäten reißt Zusammengehöriges auseinander; die Abhängigkeit der Anstalten von einander, ihr Zurückgehen auf die beiden Vorbilder bleibt gänzlich unklar, kurz der Grundsatz ist viel zu äußerlicher Art, als daß der große geschichtliche Zusammenhang der Entstehung der Universitäten deutlich würde. Ebenso wird die Festsetzung des Jahres 1400 als Endziel mit Recht abgelehnt.

Die Motivierung, die Denifle (S. XXVI) dafür giebt, daß es geschehen mußte, weil er die europäischen und nicht bloß die deutschen und italienischen Universitäten behandelt, ist unhaltbar; zum mindesten hätte noch die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hinzugenommen werden müssen, da die Periode des

*) Es liegt mir fern, jetzt noch auf die Polemik zwischen Denifle und Kaufmann einzugehen. Rashdall in dem weiter unten zu nennenden Werke (I 4) stellt die betreffenden Aufsätze zusammen; obgleich er sich Denifle zu großem Danke verpflichtet fühlt und in den strittigen Fragen sich ihm meist anschließt, gesteht er doch, daß jener unfortunately violent in dem Streite war. Die Polemik Denifles ist in der That unerhört und macht sich auch in dem Werke selbst abstoßend breit, besonders natürlich gegen Döllinger, auch gegen Savigny u. a. Rashdall findet bei Denifle keine ultramontane Voreingenommenheit; ich kann dem nicht beistimmen, glaube im Gegentheil, daß die ganze Anlage des Werkes dadurch beeinflußt ist. Die beiden oben erwähnten Punkte sind so charakteristisch für das Buch, daß ich sie allein aus der Polemik hervorhebe; einiges auch noch weiter unten.



Schismas und der Konzilien nicht nur für die deutschen Universitäten, sondern auch für Paris und Oxford von größter Bedeutung war. Auch seine Ansicht, daß das fünfzehnte Jahrhundert überall neue Verhältnisse zeigt, und daß er es deshalb von seinem Plane ausgeschlossen habe, ist falsch. Worauf es vor allem ankommt, Organisation und Lehrbetrieb waren unverändert, und was an Abwandelungen beobachtet werden kann, ist ohne einschneidende Wichtigkeit. Bei einer in die Tiefe dringenden Darstellung würde sich auch für Denifle dieser terminus ad quem bald als unhaltbar herausgestellt haben; aber da er sich begnügt, die Geschichte der einzelnen Universitäten geschieden nebeneinander zu stellen, und da er fast immer nur die äußere Entwickelung in den Kreis seiner Beobachtung zieht, also für die meisten der 55 Universitäten nur immer zu eruiren sucht, wann und wie die betreffende Hochschule entstanden ist, welche Privilegien sie erhielt oder genoß — und nur hier und da in kurzen Andeutungen erwähnt, welche Fächer gelehrt wurden, wie die Frequenz war, worauf die Dotirung beruhte und ähnliches -- so konnte er in der That an jedem beliebigen Zeitpunkt abbrechen. Wieweit Denifle in späteren Bänden die Geschichte der einzelnen Universitäten weiter führen wird, ist unbekannt, da er für die nächsten eine eingehende Darstellung für die Pariser Universität beabsichtigt, ebenso muß abgewartet werden, wieweit er für diese auf die Institutionen, die Organisation und den Lehrbetrieb eingehen wird.

Gerade diese Dinge sind es, die Kaufmann, wie wir in den einleitenden Worten schon erwähnten, in den Mittelpunkt seiner Forschung und Darstellung stellt. Er giebt weder im ersten Bande, der die Vorgeschichte behandelt, noch im zweiten, der sich mit den deutschen Universitäten beschäftigt, eine Geschichte jeder einzelnen Universität, sondern er faßt sie unter gewissen, ihrem inneren Wesen entnommenen Kategorien zusammen und entwickelt die typischen Verfassungsverhältnisse und Studienordnungen. Damit gewinnt er die vorbildlichen Grundzüge für seinen Hauptgegenstand, die deutschen Universitäten. Da wir in Folgendem auf sein Buch näher eingehen, mögen diese Bemerkungen genügen, um dessen Stellung gegenüber dem Werke Denifle's und auch dem Rashdall's gegenüber zu bezeichnen.

Denn als drittes Werk über die mittelalterliche Universitätsgeschichte reiht sich Hastings Rashdall: The universities of Europe in the Middle Ages (2 Bde. Oxford 1895) an. Sein

Erscheinen fällt nach Denifle's und Kaufmann's erstem Bande, und zu den Differenzen, die seine Vorgänger in heftigem literarischen Streit ausfochten, nimmt er mannigfach Stellung, konnte jedenfalls beide schon benützen. Wie jene hat auch er seine Darstellung auf breitester Grundlage, unter sorgfältigster Benutzung einer großen Literatur und mit vorsichtiger Kritik aufgebaut. Wie jene untersucht auch er zuerst die Begriffe universitas und studium generale; wie Kaufmann geht er alsdann den geistigen Strömungen nach, unter deren Einfluß sich die Universitäten gebildet haben; unterscheidet sich aber von seinen Vorgängern, indem er nach kurzer Schilderung der medizinischen Universität zu Salerno in breit ausgeführter Darstellung die Juristenuniversität Bologna und die Theologenuniversität zu Paris nach allen Richtungen und Beziehungen hin vorführt. Den Hintergrund für Bologna bildet eine Darlegung der Entwickelung und des Standes der römischen und kanonischen Rechtswissenschaft; daran wird der Ursprung, die Verfassung, die Organisation des Studiums, zuerst des Rechts, dann der anderen Disziplinen sehr klar und durchsichtig auseinandergesetzt, die Stellung der Universität Bologna in der Kulturentwickelung, wenn auch kurz, aber ausreichend angedeutet.

Nach ähnlichem Schema, das nur durch die Verschiedenheit des Gegenstandes abgeändert wird, verläuft die eingehende Darstellung der Geschichte der Pariser Universität. Dagegen begnügt sich Rashdall für die übrigen europäischen Universitäten mit ungemein kurzen Notizen, um schließlich erst wieder Oxford sehr umfangreich, Cambridge weit konziser zu schildern. Ein dankenswerthes Schlußkapitel versucht ein Bild vom Studentenleben im Mittelalter zu entwerfen, wobei, wie es nicht zu verwundern ist, die englischen Zustände im Vordergrunde stehen, aber immerhin auch Streiflichter auf die kontinentalen Verhältnisse fallen.

Hat jedes dieser drei Werke seine eigenartigen Vorzüge und dürfen wir uns freuen, daß dieses wichtige Capitel aus der Geschichte des Mittelalters von verschiedenen Seiten und in verschiedener Art bearbeitet wird, so vermissen wir doch bei allen dreien einen wichtigen Abschnitt. Es wird uns in allen dreien der Typus geschildert, nirgends pulsirt individuelles Leben. Die Universitätsgeschichte muß aber zugleich Gelehrtengeschichte sein. Selbst in den kastenartig abgeschlossenen Verhältnissen des Mittelalters hat die Persönlichkeit neben der Institution ihre Wirkung ausgeübt; in der Zeit, da, wie wir noch sehen werden, die Vorlesungen

und Uebungen schematisch so gebunden waren, daß sie dem freien Geistesflug des Dozenten keinen Raum zu seiner Entfaltung ließen, hat ein großer Gelehrter, eine bedeutende Kapazität doch auch die Menge der Studirenden an sich gezogen und gefesselt. Es fehlt nirgends an Beispielen dafür; manche Hochschule entstand, als ein berühmter Lehrer auftrat; manche verödete, als er fortzog — Beweis genug für die individuelle Einwirkung. Und zu allen Zeiten waren die Professoren nicht bloß Lehrer, sondern Gelehrte; überlieferten sie nicht bloß die Wissenschaft, sondern erweiterten sie forschend; und zu allen Zeiten waren die Universitäten nicht bloß Stätten des Unterrichts, sondern die Zentren der wissenschaftlichen Fortschritte. Ich vermische nicht moderne Verhältnisse mit mittelalterlichen, wenn auch gewiß zuzugeben ist, daß diese Erscheinung mehr der neuen als der alten Zeit angehört. Ich weiß auch sehr wohl, daß die mittelalterliche Gelehrtengeschichte, etwa von der Geschichte des römischen Rechts abgesehen, im Argen liegt, und daß der Quellenreichthum dafür nicht allzu groß ist — aber ich glaube, daß, soweit es möglich ist, der Geschichte der Entstehung und Ausbildung der Universitäten, ihrer Organisation und ihres Lehrbetriebs, ihrer Frequenz an Scholaren und Promovirten, ihrer Stellung zu Staat und Kirche auch ein Kapitel hinzugefügt werden muß, in dem die Bedeutung, die wissenschaftliche Thätigkeit, der geistige Einfluß der Universitätslehrer dargestellt wird. Für das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert ließe sich ein solches Kapitel gewiß schreiben.

Wenn wir die Ergebnisse aller drei Hauptwerke zusammenfassend überblicken, so werden wir zugestehen müssen, daß mehr oder weniger tiefgreifende Verschiedenheiten genug vorhanden sind. Nicht nur in der Datirung von Urkunden, in der Interpretation von Stellen, in der Werthschätzung von Quellen differiren die drei Autoren, auch in wichtigen allgemeinen Fragen weichen sie von einander ab. Aber deren Zahl ist klein; im Grunde genommen ist das Bild vom Ursprung und der Einrichtung der Universitäten im Wesentlichen das Gleiche. Wir legen den Ausführungen in den folgenden Blättern das Werk Kaufmanns zu Grunde, legen auch wie er den Hauptnachdruck auf die deutschen Universitäten und ziehen für die Vorgeschichte Denifle und Rashdall nur soweit heran, wie die Meinungsverschiedenheiten als von einschneidender Bedeutung sich erweisen.

II.

Alle politische und nationale Trennung der europäischen Menschheit konnte ihre Einheit im Geiste nicht zereißen. Die großen geistigen Strömungen, die seit der Befestigung des Christenthums einander ablösten: Scholastik und Humanismus, Aufklärung und Romantik, sie waren nicht Eigenthum eines Volkes oder einer Völkergruppe allein, sondern sie erfaßten, bewegten, belebten die gesammte Kulturmenschheit. In der wissenschaftlichen Litteratur fanden diese Strömungen ihren Ausdruck, ihren Niederschlag; die Stätten des wissenschaftlichen Lebens wurden durch sie geschaffen oder umgewandelt.

Zwischen Scholastik und Humanismus verläuft die Geschichte der mittelalterlichen Universitäten. Die Scholastik schuf sie, der Humanismus zerstörte sie in ihrer überlebten Form und schuf Raum für eine Neubildung.

Neben Kirche und Staat erhebt sich als dritte Gewalt die Wissenschaft, als geistige Macht mit der Kirche in stärkerer Berührung als mit dem Staat, aber nicht durchaus ihr unterthan. Die Idee von der Selbständigkeit der Wissenschaft war, wenn auch getrübt, immer vorhanden; griff man doch selbst zu dem Auskunftsmittel, eine doppelte Wahrheit zu behaupten, eine philosophische, die nach der Kirchenlehre falsch sei, und umgekehrt. Aber indem man zu solchen Mitteln griff, zeigt sich aufs Deutlichste, daß die Wissenschaft in eine Abhängigkeit von der Kirchenlehre gerathen war, die nur eine leise Erinnerung an die ihr gebührende Selbständigkeit zurückgelassen hatte. Und diese kirchlich umschränkte, umgrenzte, beengte Wissenschaft war die Scholastik. Man definirt sie gewöhnlich als die Philosophie im Dienste der bereits bestehenden Kirchenlehre, als den Versuch, die Sätze des Glaubens in Sätze der Erkenntniß umzuwandeln, die Einheit zwischen Glauben und Denken herzustellen — und dies alles mit Hilfe einer Dialektik, die der Aristotelischen Logik ihre Formen und Formeln entnahm.

Kaufmann meint, die Scholastik war nicht bloß ein durch Theologie verderbtes Philosophiren, überhaupt nicht bloß Theologie und Philosophie, sondern eine wissenschaftliche Richtung, welche das geistige Leben der Periode von etwa 1050 bis 1500 beherrschte. Er giebt zu, daß für alle Disziplinen, so zweigartig sie auch auseinandergehn, das gemeinsame Merkmal ihre Abhängigkeit von der kirchlichen und klassischen Tradition sei. Ich glaube, er überschätzt die Scholastik. Soweit sie wirklich einen

wissenschaftlichen Werth hat, war sie nichts weiter als philosophirende Theologie, und da diese in erster Reihe die Geister beschäftigte und fesselte, darf sie als die geistige Richtung der Zeit bezeichnet werden. Im übrigen besteht sie in einem baaren und bloßen Formalismus. Gewiß, die außertheologischen wissenschaftlichen Disziplinen wurden in jenen Jahrhunderten ebenfalls scholastisch betrieben, das heißt doch aber weiter nichts als unter Anwendung derjenigen Dialektik und Systematik, die an der Theologie ihre Ausbildung empfangen hatte. Auch die Abhängigkeit von der klassischen Tradition ist nur formaler, ist nur äußerlicher Art, eine Uebernahme von Begriffen, von logischen Formeln, ohne Berücksichtigung des anders gearteten Inhalts der Aristotelischen Bücher. Für den Fortgang der Entwickelung giebt auch Kaufmann diese Ansichten zu. Die Scholastik wurde schließlich ganz äußerlich, ein Mittel der Disputation, ihre Werke überladen, ihre Hauptthätigkeit nicht Beschäftigung mit den Gegenständen selbst, sondern mit der Meinung der Vorgänger über die Gegenstände; alles lief auf die dialektische Behandlung, auf Operationen an und mit Begriffen heraus, und der rechte Dialektiker glaubte mit Hilfe seiner Kunst die tiefsten Fragen des Seins lösen zu können.

Der geringe Werth der ganzen Richtung, die man unter dem Namen Scholastik zusammenfaßt, wird am besten verdeutlicht, wenn man sich die Frage zu beantworten sucht, was hat sie Bleibendes zurückgelassen, als sie abstarb? Keine geistige Bewegung hat je die Menschheit ergriffen und gefesselt, ohne zu scheiden, wenn ihre Zeit um, ihre Mission erfüllt war und sie von einer andern abgelöst wurde; kein philosophisches System hat je das Denken beeinflußt und die Weltanschauung bilden und gestalten helfen, ohne nach einiger Zeit bei Seite geschoben zu werden — aber ob sie auch dahin schwanden ohne Hoffnung auf Wiederkehr, ein Residuum blieb zurück, das sich dem geistigen Schatze der Kulturmenschheit einverleibte und ein dauernder Besitz blieb; in der ablösenden Richtung erhielt sich oft ein Kern der abgelösten, selbst wenn sie sich noch so gegensätzlich folgten. Wir wissen Alle, was wir der Renaissance und dem Humanismus verdanken, was wir der Aufklärung schulden, was von der Romantik uns heute noch werthvoller Besitz geblieben ist; wir wissen Alle, was an den Lehren Leibniz's und Kant's, Fichte's und Hegel's bewußt oder unbewußt unsere Gedankenrichtung beeinflußt — was also, fragen wir, unter diesem Gesichtspunkt, hat die Scholastik geschaffen, was

dauernd der Zukunft als ihr Erbtheil erhalten blieb? Ihrer Zeit bot sie viel; sie gab der Kirchenlehre eine wissenschaftliche Gestalt und machte sie dadurch geeignet, auch höher strebende Geister in der Beschäftigung damit festzuhalten und ihnen Befriedigung zu gewähren. Aber die Epoche kam, wo man erkannte, daß Glauben und Erkenntniß so getrennte Gebiete seien wie Gemüth und Geist, und die Errungenschaften der Scholastik, durch lange Gedankenarbeit erworben, verschwanden vor dem lichten Schein dieser neuen und doch so alten Erkenntniß. Auch Kaufmann geht der Frage nach den Früchten der Scholastik nicht aus dem Wege und weist auf den Ausbau des römischen Rechts durch die Glossatoren, auf die Erörterung politischer Fragen, ob der König oder das Volk Träger der Staatsgewalt sei, über die Grenzen der Staatswirksamkeit, Grundlage und Entstehung der Staaten u. a. hin, aber ein innerer Zusammenhang dieser Forschungen mit der Scholastik ist kaum zu erweisen, denn daß man diesen politischen Fragen näher trat, wurde durch die Zeitereignisse bedingt, und für die Glossatoren, die Politiker und die Gelehrten auf andern Gebieten kann doch nur gelten, daß sie sich der scholastischen Methode bedient haben, und diese ist allerdings für die scharfe Ausbildung des Geistes verdienstvoll gewesen. Was von aller formalen Logik gesagt werden kann, daß sie zwar das Denken in gewisse Formen zwängt, aber Ordnung und Folgerichtigkeit darin einführt, das darf auch der scholastischen Methode nachgerühmt werden. Daß sie entartete, daß die endlosen Erörterungen über Substanz und Accidens, über die Formen des Seins u. s. w., daß die drei- oder vierfache Interpretation der Texte nach dem Wortverstande, nach der allegorischen Deutung, nach der moralischen und religiösen Auslegung, daß die spitzfindigen Begriffsdistinktionen ohne wesentlichen sachlichen Inhalt, die oft direkt zu Albernheiten wurden, vieles in der geistigen Bildung wieder verdarben, was sonst durch logisch-systematische Schulung gewonnen wurde oder gewonnen werden konnte, ist außerdem noch in Rechnung zu bringen, wenn man den Werth der Scholastik erwägt. Kaufmann schließt dies ganze einführende Kapitel mit den Worten: „Im Ganzen betrachtet bieten diese Schriften (der Scholastiker) und die von Tausenden lange Jahre hindurch fortgesetzten Uebungen das Ehrfurcht gebietende Bild einer großen Schule, welche die Völker dazu erzog, die Masse des widerstrebenden Stoffes, welchen das heidnische Alterthum (?), die christliche Kirche und das bewegte Leben der mittelalterlichen

wie der modernen (?) Welt zusammenführt, zu bewältigen, und welche dabei zugleich ihre Sprache mit einer Menge dazu nöthiger Vorstellungen und Worte ausstattet. Die Scholastik war nicht nur eine Wissenschaft der Schule, sie war auch die Schule des modernen Geistes und die Schöpferin der Idee der Wissenschaft als einer selbständigen Macht. Die Universitäten aber sind das vorzüglichste Organ, das die Scholastik für diese neue Macht ausbildete, und durch welches die Wissenschaft neben den alten Mächten, Staat und Kirche, ihren Platz einnahm und behauptete." Wir halten diese Schätzung der Scholastik für zu weitgehend, gestehen aber zu, daß sie die Lebensluft für die mittelalterlichen Universitäten war, und daß der Lehrbetrieb an diesen nur verständlich wird, wenn man Wesen und Wirkungskreis der scholastischen Methode kennt und im Auge behält.

Der Name universitas bedeutet Genossenschaft, Zunft, Gemeinde, und erst der Zusatz scholarium oder magistrorum et scholarium bezeichnet die Schulgenossenschaft, umfaßte den Kreis der Lehrenden und Lernenden. Die Genossenschaft hatte die doppelte Aufgabe, Privilegien besonders zum Schutze der aus der Fremde Zugewanderten, denen der bürgerliche Schutz fehlte, zu gewinnen und sie zu erhalten, und für Bestand und Blüthe der Anstalt zu sorgen, die bei ihrem Wachsthum allmählich aus den Händen der Gesammtheit in die von Theilen — Fakultäten oder Nationen — oder einzelner Beamten überging. Charakteristisch für das Wesen dieser Anstalten ist der noch ältere Name studium generale, weil er die Zusammenfassung einzelner schon bestehender Schulen zu einer Einheit ausdrückt und damit den Werdegang der ältesten Universitäten kennzeichnet! Die kritische Untersuchung lehrt, daß sie aus vorhandenen freien Schulen sich herausbildeten, indem diese bestimmte Organisationen gewannen. Sie sind also nicht gegründet worden, sondern bildeten sich allmählich heraus. Der wichtigste Gewinn für ihre große Entfaltung war die Erlangung der Autonomie; dadurch traten sie in den Kreis der vorhandenen kirchlichen und staatlichen Institutionen als ein Neues ein, in mannigfacher Berührung mit beiden konstituirten Gewalten und doch wiederum selbständig. Die Stellung zu diesen beiden war natürlich für die Weiterentwicklung von hoher Bedeutung.

War in der römischen Zeit das Schulwesen Sache des Staats und Privatunternehmung, so entstanden schon in den ältesten christlichen Zeiten an Klöstern und Kirchen Schulen, die von Geistlichen ge-

leitet wurden. Ihr hinsiechendes Dasein wurde unter Karl dem Großen zu neuem Leben erweckt, aber wenn auch Mönche und Geistliche die hauptsächlichsten Lehrer waren, so kann für diese und die unmittelbare Folgezeit doch als feststehend erachtet werden, daß der Staat die Sorge für das Schulwesen als sein Recht und seine Pflicht ansah. Diese Auffassung galt bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein und findet sich selbst bei Thomas von Aquino ausgesprochen. Das gleiche Recht, Schulen zu gründen und zu erhalten, nahm aber auch die Kirche in Anspruch, ohne daß bis in die Zeit der Entstehung der Universitäten ein Streit um die Schule zwischen Staat und Kirche entsprang. Hier und da erlangte wohl allerdings ein Geistlicher, ein Kanonikus, das Schulmonopol für den Bezirk seiner Stadt oder der Diözese seines Kapitels, aber ein derartiges Vorrecht stand durchaus im Widerstreit mit den offiziellen kirchlichen Anschauungen, die damals wie jetzt durchaus auf Lehrfreiheit lauteten, durchaus feststellten, daß jede geeignete Persönlichkeit das Recht besäße, Schulen zu gründen und zu unterrichten: allenfalls wurde jenem mit der Aufsicht über das Schulwesen betrauten Kanonikus die Berechtigung zugesprochen, den Nachweis für die sittliche und wissenschaftliche Ungeeignetheit des Schulhalters zu führen und ihn dadurch in seiner Thätigkeit zu hemmen, nicht aber etwa eine Prüfung mit ihm anzustellen. Trotz Kanones und und Dekretalen erhielten sich aber doch die Ansprüche einzelner Domkapitel, also kirchlicher Behörden, auf alleinige Herrschaft über die Schule, und dieser Umstand ist besonders bedeutsam, um den Ursprung der Kanzlergewalt an den alten Universitäten zu ererklären. „Aber es war diese Gewalt des Kanzlers der Kirche in Sachen der Universität“, so stellt Kaufmann ganz richtig fest, „nicht ein Rest eines ursprünglich allgemeinen Rechts der Kirche auf die Lehranstalten, sondern ein neues Amt, das sich sogar nur im Gegensatz zu einem allgemein herrschenden und von mehreren Päpsten als Grundsatz des Kirchenrechts verkündeten Prinzip ausbilden konnte“.

Ist durch diese Ausführungen festgestellt, daß das organisirte Schulwesen unabhängig sein und bleiben konnte, so war der höhere Unterricht noch freier, regelloser, selbständiger. Lehrer und Schüler fanden sich zusammen, wo sie wollten, und trennten sich wieder: die Schüler wurden zu Lehrern und setzten sich wiederum als Hörer einer großen Autorität zu Füßen; weder die einen noch die andern banden sich an Zeit, Ort und Vorschriften; — und

aus diesem privaten Treiben, das sich höchstens an eine Kirchen- oder Klosterschule anlehnte, entsprangen die Universitäten, nicht aus irgend welchen organisirten Schulanstalten. Sie entstanden aus der Vereinigung mehrerer Lehrkräfte, die an einem Orte neben einander wirkten, und in deren Betrieb sich allmählich die Nothwendigkeit gewisser Ordnungen und Gesetze herausstellte. Besonders die Ungebundenheit des Scholarenlebens, die im Gegensatz zu der erniedrigenden Härte der mittelalterlichen Schulzucht stand, und von der die Studentenpoesie seit dem zwölften Jahrhundert keine unverächtlichen Proben giebt, machten Vorschriften und Gesetze nöthig; auch der starke Zuzug von Fremden, die des Schutzes der Einheimischen entbehrten, und andere Verhältnisse führten dazu. Diese Entwickelung vereinzelter Schulen zu einem organisirten studium generale vollzog sich seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts an vielen Orten Frankreichs, Italiens, Englands und Spaniens und zwar, trotz nicht zu leugnenden Einflusses staatlicher, städtischer und geistlicher Gewalten, doch überwiegend spontan. Auch in Deutschland waren schon damals mancherlei Vorbedingungen zur gleichen Entwickelung vorhanden; für Erfurt und Trier sind auch Anfänge nachweisbar, aber, lag es in den politischen, lag es in den kulturellen Verhältnissen, zur Ausbildung eines anerkannten studium generale kam es damals noch nicht.*)

Unter den Universitäten des Auslandes sind drei Gruppen zu unterscheiden: Die Stadtuniversitäten, die Kanzleruniversitäten, die Staatsuniversitäten.**)

Die ersteren nahmen ihre Entwickelung hauptsächlich in Italien und die bedeutendste, an der Wesen und Wirksamkeit am deutlichsten zu erkennen ist, ist Bologna. Für ihre Organisation, ja für die Geschichte der Universitäten überhaupt ist die Authentica Habita; ein Gesetz, das Friedrich I. auf den ronkalischen Feldern erließ, ungemein wichtig. Es gewährte den fremden Scholaren den besonderen Schutz des Kaisers und den Vorzug, statt vor dem ordentlichen Richter, vor ihrem Lehrer oder dem vom Kaiser be-

*) Rashdall (II 213) weist auf die Opposition des Adels in Böhmen hin, die verhinderte, daß Wenzel I. für das schon vorhandene Partikularstudium Privilegien erlangte, um es zu einem Generalstudium zu erhöhen. Der Adel fürchtete ein Anwachsen der Macht und des Einflusses der Geistlichkeit, ein deutliches Zeichen, sagt Rashdall, auch für die Ursachen, weshalb Deutschland so lange ohne eine Universität blieb.

**) Trotz Denifles Widerspruch (Historisches Jahrbuch X. 72 ff) halte ich diese von Kaufmann aufgestellte Scheidung für in der Sache begründet und ersprießlich.

auftragten Bischof Recht zu nehmen. Auch in den Statuten zahlreicher anderer Universitäten findet sich dies Privileg erneut und bildet den Rechtsboden, auf dem sich die Autonomie weiter entwickelte. Dies Privileg bot zugleich den fremden Studirenden ein gemeinsames Band und förderte die Herausbildung von Scholarenkorporationen. *) Einheimische und Fremde traten als **citramontani** und **ultramontani** korporativ auseinander, wählten je einen Rektor, der die Jurisdiktion auch über die Dozenten ausübte, aber durchaus ein Scholar sein mußte; die Dozenten hatten weder aktives noch passives Wahlrecht. Nach Fakultäten sonderten sich die Scholaren wiederum in zwei Korporationen: Kanonisten und Legisten einerseits, also die Juristen, die an Zahl überwogen, und Mediziner, Artisten und Theologen andererseits. In den Scholarenkorporationen hatten aber nur die Fremden Sitz und Stimme, während das Doktorenkollegium eine Art städtischer Gilde war und auch solche Doktoren umfaßte, die mit der Universität in gar keinem näheren Zusammenhange standen. Dies Kollegium galt zwar nach außen als Vertreterin der juristischen Wissenschaft von Bologna, ertheilte Gutachten, nahm die Promotionen vor, hatte aber sonst keinen Einfluß auf die Universität, außer insofern auch lehrende Mitglieder ihm angehörten. Einer näheren Darlegung der Organisation dieser Hochschulen bedarf es nicht, da zwar zahlreiche Deutsche an ihr die juristische Ausbildung fanden, was nach der Veröffentlichung der **Acta nationis Germanicae** durch Friedländer und Malagola in ungemein interessanten Studien von verschiedenen Seiten klargestellt wurde — Kaufmann geht auf diese Dinge nicht ein —, ihr Vorbild auf die Entwickelung der deutschen Universitäten aber wenig einflußreich war. Dafür war Paris, das Muster der Kanzleruniversitäten, zu denen auch die englischen gehören, fast allein maßgebend.

Wir sahen eingangs, wie das umstrittene Schulmonopol eines Mitgliedes des Domkapitels sich trotz alledem erhielt und die Grundlage für die Kanzlergewalt bildete. Auch die allmähliche Entwickelung des **studium generale**, die oben schon im Allgemeinen gekennzeichnet ist, bedarf keiner eingehenden Schilderung; es genügt der Hinweis, daß der Kanzler als Schulherr die Zulassung der Lehrer (**licentia**) als sein Recht in Anspruch nahm, daß der Wider-

*) In der wichtigen Frage nach dem Charakter der Scholarenverbindung in Bologna stimmen alle drei Autoren überein: Denifle I, 135 und 154; Kaufmann I, 185 f.; Rashdall I, 151 ff.

stand der zur Korporation organisirten Lehrer die Unterstützung der Kurie fand, und daß, als Ergebniß dieses Streites, die Ertheilung der Lizenz seitens des Kanzlers zur bloßen Förmlichkeit gegen Bezahlung herabsank. Sobald die Mehrzahl der Lehrer sie für einen Kandidaten beantragte, durfte der Kanzler sie nicht verweigern. Auch seinem Anspruch auf die Gerichtsbarkeit wurden die Mitglieder der Universität zu Gunsten ihrer Autonomie entzogen.

Die Korporation bestand aus Magistern und Scholaren aller Fakultäten, aber im Gegensatz zu Bologna hatten nur die ersteren Stimmrecht. Die Fakultäten der Theologie, des Rechts und der Medizin galten als die oberen, die der Artisten als die unteren, weil die Artes die Vorbereitung für die anderen Studien waren, was nicht hinderte, daß sie ein selbständiges wissenschaftliches Gebiet von großer Bedeutung umfaßten. Die Artistenfakultät gliederte sich nach vier Nationen: Gallier (Franzosen), Engländer (später Deutsche genannt), Pikarden und Normannen; bestanden sie auch schon länger, so gewannen sie doch erst gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts ihre rechtliche Organisation. *) Die Nationen umfaßten dann zwar die Scholaren aller Fakultäten, aber nur die Magister der Artisten, während die der drei oberen Fakultäten nicht eingegliedert waren. Die äußeren Angelegenheiten der Gesammtheit wurden also von 7 Körperschaften in gemeinsamer Versammlung verhandelt. Lange Zeit gab es keinen Rektor der ganzen Universität, dann gewann der Vorstand der Artisten, aber allmählich und nicht ohne Kampf, die leitende Stellung. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts entwickelten sich die Kollegien, Stiftungen, die einer bestimmten Anzahl von Magistern und Scholaren Wohnung und Nahrung boten, worin die ersteren die Aufsicht führten und den Unterricht ertheilten. Die älteste Stiftung war die Sorbonne, dann wuchs ihre Zahl beträchtlich ebenso wie iht Umfang an Bursen, wie man die einzelnen Freistellen nannte. Neben diesen Anstalten, die der Wohlthätigkeit ihren Ursprung verdankten, gab

---

*) Nach Denifle I, 95 ist die Gliederung nach Nationen in Paris nicht spontan entwickelt, sondern künstlich gemacht; doch gibt er (131) zu, daß die Scholaren derselben Nation sich anfänglich naturgemäß vereinigt haben. Mehr behauptet auch Kaufmann (I, 266) nicht. Auch chronologisch differiren sie nicht sehr. Denifle (106) läßt sie innerhalb der ersten zwei Dezennien des 13. Jahrhunderts formirt werden, 1249 in Folge innerer Reibungen zum Vorscheine kommen; nach Kaufmann gewannen sie zwischen 1222 und 1244 rechtliche Organisation. Rashdall (I 316) läßt sie zwischen 1219 und 1221 Existenz erlangen und etwa 1231 rechtlichen Bestand.

es zahlreiche Kollegien, in denen Pensionsgeld bezahlt wurde; ihre Einrichtuug wurde um so nothwendiger, als streng genommen jeder Scholar in einem Kollegium wohnen sollte; später auch die gleiche Verfügung für die Magister erlassen wurde. In der Artistenfakultät löste sich der Unterricht aus der Gesammtanstalt in den Betrieb durch die einzelnen Kollegien auf.

Diese wenigen Andeutungen über die Organisation in Paris mögen genügen, da wir eingehender die ähnlichen Einrichtungen an den deutschen Universitäten schildern werden.

Die Staatsuniversitäten im Königreich Neapel und in Spanien können wir ganz bei Seite lassen; ihr Charakteristikum ist, daß ihnen die rechte Autonomie fehlte, da sie vom Landesherrn abhingen.

Kaufmann faßt die wichtigsten Gegensätze zwischen den Stadt- und Kanzleruniversitäten zusammen: „Bologna, Padua u. s. w. entwickelten sich als städtische Anstalten und auf Grund einer Reihe von Privilegien, welche die Scholaren als eine besondere Klasse von Fremden behandelten; in Paris und Oxford bildeten die Scholaren ihre Genossenschaft in Anlehnung an und, was davon unzertrennlich ist, im Kampf mit den kirchlichen Lokalgewalten, Bischof und Kapitel oder Abt und Konvent, und auf Grund der geistlichen Gerichtsbarkeit aus. In Bologna und Vercelli waren die Scholaren bevorrechtigte Fremde, in Paris und Oxford bevorrechtigte Kleriker. In Bologna waren ferner die Professoren Großbürger der Stadt, und ihre Kollegien bildeten hervorragende Glieder der städtischen Genossenschaften; deshalb bildeten sie nicht mit den fremden Scholaren die Korporation, sondern standen mit der Bürgergemeinde der Scholarengemeinde gegenüber. In Paris, Oxford u. s. w. gehörten dagegen die Magister ebensowenig zu der universitas civium wie die Scholaren, sie bildeten mit den Scholaren zusammen die der Stadtgemeinde gegenüberstehende Scholarengemeinde und lebten wie sie ohne Besoldung, ohne Haus und Familie. Hätten die Professoren in Bologna der Scholarengemeinde angehört, so würden sie bei ihrer sonstigen Stellung den Scholaren gegenüber auch die Leitung derselben gehabt haben oder doch einen hervorragenden Antheil an derselben. Sie hatten in Bologna die Leitung der Scholarengemeinde nicht, weil sie der Scholarengemeinde nicht angehörten". Bei allen Gegensätzen gab es aber auch eine ganze Reihe gleichartiger Momente in der Entwickelung und gleichartiger Ergebnisse, die wir bei den deutschen

Universitäten wiederfinden. so die gesammte Lehrordnung, die Eintheilung des Studienjahres, die Abstufung der Grade, deren gegenseitige Anerkennung sich allerdings erst im 14. Jahrhundert durchsetzt, u. a. m. Nur eine Frage, in der Kaufmann im Gegensatze zu seinen Vorgängern, vor allem zu Denifle steht, bedarf noch der Erwähnung: die Frage nach der Bedeutung der päpstlichen Stiftungsbriefe, von deren Erledigung die andere Frage abhängt, ob die Universitäten kirchliche Einrichtungen waren. Auch hinsichtlich der deutschen Universitäten ist die Entscheidung dieser Frage von Wichtigkeit, und da war es besonders Paulsen, der als letzter Vorgänger sich dahin aussprach,*) daß die Mitwirkung des römischen Stuhles durch Ertheilung des Stiftungsbriefes nicht etwa als eine ziemlich überflüssige Bestätigung der eigentlichen Gründung durch den Landesherrn anzusehen sei; zwar nicht sowohl rechtlich, als vielmehr thatsächlich sei eine Universität eine kirchliche Anstalt gewesen, weil alle Lehrer und alle Schüler nach Versorgung in einem Kirchenamt aussahen. Ihm spricht für diese Auffassung die Stellung des Kanzlers, der immer ein hoher Geistlicher war, die Ausstattung der Lehrer mit Kanonikaten und Pfarreien, die Bestallung von geistlichen Würdenträgern als Konservatoren der Rechte und Freiheiten der Anstalt.

Stellen wir zuerst die Meinungen neben einander. Savigny**) führt in Kürze aus, gegenüber der Behauptung, der Papst habe das ausschließliche Recht gehabt, hohe Schulen zu gründen, müsse man dreierlei unterscheiden: die Stiftung der Schulen im Allgemeinen, die Verleihung der Kanzlerwürde, die Stiftung der theologischen Fakultät. Für die Stiftung im Allgemeinen könne ein solches Recht am wenigsten behauptet werden. Wie in späterer Zeit dennoch so viele päpstliche Stiftungsbullen veranlaßt wurden, lasse sich auf folgende Weise erklären. Wenn neben einer Anzahl alter berühmter Schulen eine neue entstand, konnte es lange Zeit zweifelhaft bleiben, ob sie wirklich auf den Rang einer hohen Schule Anspruch machen dürfe, und ob insbesondere ihre Promotionen respektirt werden müßten. Den Lehrern konnte daher nichts wünschenswerther sein, als wenn der Papst selbst die Anstalt für ein studium generale erklärte, da diese Erklärung gewiß überall anerkannt wurde. Also nach Savigny ist der päpstliche Stiftungsbrief nicht unbedingt nothwendig; er sagt ausdrücklich, überall wo

*) Historische Zeitschrift 45, 284 ff.
**) Geschichte des römischen Rechts 3, 415 ff.

Lehrer genug vorhanden waren, die sich ein solches Ansehen zu verschaffen wußten, da war eine hohe Schule wirklich vorhanden, und war zu ihrer Entstehung durchaus nicht nöthig, daß die Obrigkeit des Ortes, oder der Papst oder der Kaiser sie ausdrücklich gestiftet hätten. Die Ortsobrigkeit trug höchstens zu den Kosten bei, obgleich ursprünglich keine zu bestreiten waren, da keine Besoldungen gezahlt wurden. Aehnlich verhielt es sich mit den kaiserlichen Stiftungsbriefen, und mit der Verleihung der Kanzlerwürde hatte es ungefähr dieselbe Bewandtniß: Die beiden Pariser Kanzler haben nie eine päpstliche Verleihung verlangt oder erhalten. Selbst für die Errichtung der theologischen Fakultät bedurfte es keiner päpstlichen Genehmigung.

Denifle*) geht von dem Begriff des Generalstudiums im Gegensatze zum Partikularstudium aus; nur die am ersteren erlangten Kenntnisse befähigten zur Ablegung der Prüfung und zur Erlangung der Grade, nur die dort erworbene licentia docendi wurde von allen Generalstudien anerkannt, erweiterte sich also zur licentia ubique docendi. Er scheidet alsdann die Zeit vor ungefähr 1230 und nach diesem Jahr; vorher fielen Stiftsbriefe weg bei Generalstudien, welche allgemein anerkannt waren, sei es ex consultudine, sei es aus irgend einem andern Umstande; nach dieser Zeit konnte ein Generalstudium erst von einer höheren Autorität errichtet werden, ein Stiftsbrief also wurde Bedingung für eine rechtmäßige Hochschule, da nur dadurch die licentia ubique docendi erworben wurde. Er betont, daß es vor allem ein Recht des Papstes, als der Autorität, die sich über alle christlichen Länder erstreckte, als der höchsten kirchlichen Macht, als des Lehrers der Christenheit, war, Generalstudien zu errichten. Auch der römische Kaiser besaß das Recht als Ausfluß aus der Idee des römischen Kaiserthums, während die Landesfürsten wohl eine Landesschule, ein Generalstudium für ihr Reich errichten konnten, aber zur allseitigen Anerkennung der Grade eines Bundesgenossen, am besten des Papstes bedurften. Denifle formulirt seinen Gegensatz zu Savigny so: „War also seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts für den rechtmäßigen Bestand einer Hochschule ein päpstlicher Stiftbrief nothwendig? Nein. War ein kaiserlicher oder landesherrlicher erforderlich? Auch dies nicht. Es war aber entweder ein päpstlicher oder ein kaiserlicher oder landesherrlicher die

*) a. a. O. I. 21 f. 771 ff.

Vorbedingung eines Generalstudiums" — während Savigny aus den gleichen Prämissen schloß, es sei weder der eine noch der andere nöthig.

Rashdall streift*) die Frage ziemlich kurz und erklärt sich für Denifle gegen Kaufman.

Dieser nun kommt in beiden Bänden und in einer besonderen Untersuchung darauf zu sprechen. Hinsichtlich der Ansicht von Paulsen hat Kaufmann, wie wir sehen, den Nachweis treffend geführt, daß das Kanzleramt zwar von Geistlichen bekleidet wurde, aber kein kirchliches Amt war. Das Erstreben von Kirchenämtern seitens Lehrer und Schüler, die Ausstattung der ersteren mit Kanonikaten sind im Mittelalter so gewöhnliche Wege zur besten Lebensversorgung, daß sie als beweiskräftig nicht herangezogen werden können, und zu Konservatoren wurden hohe Würdenträger ernannt, eben um ihrer autoritativen Stellung willen, denen aus Laienkreisen Persönlichkeiten gleichen Ansehens und Einflusses nicht geboten werden konnten.

Was aber die Stiftungsbriefe betrifft, so ist Kaufmann's Ansicht: Päpstliche ebenso wie kaiserliche Stiftungsbriefe sind Privilegien, die für die Universitäten von höchster Wichtigkeit waren, die ihnen eine Fülle von Rechten und Vortheilen sicherten; daß die päpstlichen an Zahl und Bedeutung die kaiserlichen überragten, erklärt sich genugsam aus der universalern Stellung der Kurie seit dem dreizehnten Jahrhundert, aus dem Niedergang des Kaiserthums. Was von Italien und Spanien, England und Frankreich gilt, daß der päpstliche Stiftungsbrief auch im 14. und 15. Jahrhundert regelmäßig nicht die Bedeutung einer nothwendigen Vorbedingung zur Gründung einer Universität, sondern den einer unterstützenden Anerkennung hat — das darf auch von den deutschen Universitäten gesagt werden: es ist falsch, sie als Gründungen der Kirche zu bezeichnen; sie sind gegründet und ausgestattet von den Landesherren, den städtischen Gemeinden oder einzelnen Männern, und die päpstlichen Stiftungsbriefe gaben ihnen Rechte vieler Art, aber nicht erst das Recht der Existenz. Zwar sind alle deutschen Universitäten mit päpstlichen und kaiserlichen

*) I. 10 ff. besonders 13 A. 1. Er meint bei dieser Gelegenheit: J am bound to say that Kaufmanns treatment of the subject is far more vitiated by an infusion of ideas suggested by the Kulturkampf, than Denifle's is distorted by any desire to find support for those of the Syllabus.



Stiftungsbriefen begabt gewesen, und ihre Werthschätzung muß als groß bezeichnet werden. Aber abgesehen von dem Wortlaut der päpstlichen Urkunden, der ganz formelhaft war, so daß z. B. Erfurt in dem Brief Clemens VII. nach dem Schema der Urkunde Friedrich's II. für Neapel und ähnlicher als geeigneter Ort genannt wird, weil die Stadt leicht zur See zu erreichen ist, und als beweiskräftig nicht herangezogen werden kann, giebt es Fälle, die deutlich die Entbehrlichkeit des Stiftungsbriefes zeigen. So berief sich Karl IV. bei Gründung Prags durchaus nicht auf einen päpstlichen Brief, sondern stiftete die Universität als König von Böhmen aus eigener Machtvollkommenheit und ebenso verfuhren die Könige von Polen und Ungarn und der Herzog von Oesterreich. Gewiß erlangten auch sie, sogar unter beträchtlichen Opfern kaiserliche und päpstliche Stiftungsbriefe, oft mehrere der letzteren, weil damit die allgemeine Anerkennung der Universität und ihrer Promotionen ausgesprochen und die herkömmlichen Freiheiten und Rechte verbürgt wurden.*)

Ich kann nun, offen gesagt, die Differenz zwischen den verschiedenen Autoren gar nicht so groß finden. Sie kommen meines Erachtens alle darin überein, daß der Stiftungsbrief für das Generalstudium nahezu unentbehrlich war, damit es allgemein anerkannt werde, und diese allgemeine Anerkennung beruhte doch darauf, daß die licentia docendi zur licentia ubique docendi wurde, daß die Promotionen gleich gewerthet wurden. Es bleibt also blos der Zwiespalt übrig, daß Savigny und Kaufmann meinen, obgleich die Universitäten seit dem 13. Jahrhundert alle Stiftungsbriefe erstrebten und erlangten, waren sie doch keine unbedingte Nothwendigkeit für ihre rechtliche Existenz; daß dagegen Denifle und Rashdall behaupten, seit etwa 1320 war der Stiftungsbrief nothwendig. Die ganze Frage wird also rein theoretisch, denn die Praxis wird von allen Seiten als üblich anerkannt, und aus ihr neben der juristischen Doktrin entstammen auch die Beweisgründe, die für beide Ansichten angeführt werden. Ich möchte mich um so weniger für die eine oder die andere aussprechen, da selbst bei Zustimmung zu Denifle's Ansicht die Universitäten doch nicht als kirchliche Anstalten bezeichnet werden dürfen. Dafür spricht schon, daß der kaiserliche Stiftungsbrief theoretisch die gleiche Geltung hatte wie der päpstliche. Trotz aller natürlichen nahen Beziehung

*) Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft I. 1. 118 ff.
*) Diese wichtige Aeußerung Kaufmanns steht Bd. II, S. 19.



zur Kirche waren die Universitäten autonome, selbständige Anstalten — Sacerdotium, Imperium, Studium stehen nebeneinander als die großen Gewalten des Mittelalters.

III.

So rege auch die wissenschaftliche Theilnahme der Deutschen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war, so kam es doch, wie früher erwähnt, zu keiner dauernden Universitätsgründung; leise Anfänge verschwanden bald wieder, und was uns später an Universitäten entgegentritt, geht nicht auf jene Anfänge zurück, sondern war Neugründung, von Fürsten und Städten nach dem Muster der französischen, etwas auch der italienischen Einrichtungen geschaffen. Zwischen 1347 und 1506 sind Nachrichten von 20 Gründungen oder versuchten Gründungen vorhanden. Auf die allgemeinen oder besonderen Motive, die sie veranlaßten, geht Kaufmann nicht ein. Hiefür sind einige Bemerkungen und Hinweise Paulsens, die wir erweitern, um so dankenswerther. Er scheidet zwei große Gründungsperioden: die erste in der zweiten Hälfte des 14., die andere in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Den Antrieb zu den Gründungen in der ersten Periode boten die kirchlichen Verhältnisse, vor allem der Beschluß des vierten allgemeinen Laterankonzils im Jahre 1215, daß bei jeder Kathedralkirche ein Magister der freien Künste und bei jeder Metropolitankirche noch außerdem ein Doktor der Theologie, mit angemessenen Pfründen ausgestattet, als Lehrer angestellt würde. Nun machte sich in allen Ländern das Bedürfniß nach höheren Unterrichtsanstalten, zunächst für die Theologie und die in ihrem Dienste stehende Philosophie fühlbar. Da die bisherigen Pfarr- und Klosterschulen dafür nicht ausreichten, so entstanden schon im Laufe des 13. Jahrhunderts in den größeren Städten des deutschen Reiches mehrere neue Dom- und Stiftschulen wie in Wien bei St. Stephan (1237), in Prag bei St. Veit (1248), in Köln, wo namentlich Albertus Magnus, Thomas v. Aquino und später Duns Scotus wirkten.

Zur Gründung der ersten Universität im Reiche, zu Prag, wirkten wohl politische, nationale, persönliche und lokale Gründe mit. Politische, denn die Kenntniß des Rechts, die auf der Hochschule gewonnen und verbreitet werden konnte, war in den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst von hoher Wichtigkeit; nationale, denn es galt den so einflußreichen Klerus im Inlande zu bilden, statt ihn Jahre lang fremden Einflüssen zugänglich zu lassen; persönliche,

denn Karl IV. war selbst gelehrt und von Gelehrten umgeben, auch ehrgeizig genug seinem Böhmen den Glanz eines studium generale zu verschaffen; lokale, denn für die ostwärts gewandten Länder war die Verbindung mit Paris erschwerter und kostspieliger. Die Eifersucht des Hauses Habsburg auf das Haus Luxemburg bildete 17 Jahre später einen der Beweggründe, die zur Stiftung der Universität Wien führten. Leben und Bedeutung gewann sie erst, als das kirchliche Schisma ausbrach, und scharfe Gegensätze, ja heftige Kämpfe an der Pariser Universität hervorrief und hervorragende Gelehrte zur Auswanderung aus Frankreich veranlaßte. Wie Heinrich von Langenstein nun in Wien erschien und durch seine Thätigkeit die Universität emporhob, so bewirkte der Aufenthalt des Marsilius von Inghen geradezu das Entstehen der Universität Heidelberg (1386). Dieser ersten im Westen folgte bald als zweite Köln (1388), wo die blühenden vorhandenen Schulen, wie einst in Paris, zu einer Gesammtanstalt vereinigt wurden. Köln war die erste städtische Universität, und dieses Beispiel wirkte nach Mitteldeutschland hinüber, wo Erfurt (1392), erfüllt von einer belebten und thatkräftigen Bürgerschaft, sich eine Hochschule schuf. Kulm und Würzburg erwarben zwar damals Stiftungsbriefe, ohne daß es zur wirklichen Schöpfung von Anstalten kam; dagegen sind Leipzig (1409) und Rostock (1419) dieser ersten Periode noch zuzunehmen. Die erstere zweigte sich von Prag ab und entstand durch die Einwanderung deutscher Magister und Scholaren, die dem Czechenthum in der böhmischen Hauptstadt wichen; in Rostock erhielten die Ostseeländer ihre erste Hochschule.

Ein halbes Jahrhundert verstrich, ehe das Bedürfniß nach neuen Universitäten hervortrat. Steigendes Bildungsstreben, durch das Eindringen des Humanismus erregt, durch die Verbreitung des Buchdrucks in seiner Befriedigung gefördert; die größere Möglichkeit, auf gelehrtem Studium einen bürgerlichen Lebensberuf gründen zu können, da die Zahl der lateinischen Stadtschulen mit ihrem Verbrauch an akademisch-gebildeten Lehrern wuchs; die Nothwendigkeit für Städte und Fürsten, seit Rezeption des römischen Rechts rechtsgelehrte Räthe anzustellen; die kirchlichen Verfassungskämpfe, welche kanonistische und geschichtliche Kenntnisse nöthig machten und verbreiteten; das erhöhte materielle Wohlergehen besonders unter den Bürgern der Städte, das der Theilnahme an wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit günstig war, — alle diese Momente zusammengefaßt gaben die Antriebe zur Gründung von 9 neuen

Hochschulen in dem halben Jahrhundert zwischen 1456 und 1506 Greifswald (1456), Freiburg (1457), Basel (1460), Ingolstadt (1472), Trier (1472), Tübingen (1477), Mainz (1477), Wittenberg (1502) und Frankfurt a. O. (1506).

Paris, die einst Justus Lipsius die Stammmutter aller späteren Universitäten genannt hat, und theilweise Bologna bildeten für alle deutschen Hochschulen das Muster hinsichtlich Verfassung und Organisation. Wie dort waren die Lehrer Hauptträger des korporativen Lebens, wie in der italienischen Stadtuniversität nahmen die Scholaren stärkeren Antheil daran. Lehrer und Schüler wurden unterschiedslos in die Matrikel eingetragen, genossen gleichmäßig die Privilegien, trugen beide zu den Kosten bei, und lag auch die Leitung in der Hand der Magister, so befanden sich die Scholaren doch im Besitz des passiven Wahlrechts zum Rektorat, an einigen Anstalten auch des aktiven. Allerdings, wenn die Wahl auf einen Studenten fiel, so entstammte er wohl einem fürstlichen oder hochadligen Hause, und die Universität versprach sich von ihm Vortheil und Gunstbezeugungen. Im Ganzen galt überhaupt, daß nicht der Unterschied zwischen Lehrern und Schülern für Stellung und Betheiligung an der Universität maß- und ausschlaggebend war, sondern der zwischen Graduirten und Nichtgraduirten, und, wie in der sonstigen Gesellschaft des Mittelalters, zwischen Adligen und Nichtadligen. Bei festlichen Gelegenheiten schritten in Wien hinter dem Rektor als die höchsten Würdenträger die Doktoren und Lizentiaten der Theologie und die Söhne von Herzögen und Grafen; ihnen folgten die graduirten Juristen mit den Studenten, die zukünftige Standesherren außer der Grafenklasse waren; an sie schlossen sich die Mediziner mit den Abkömmlingen des kleinen Adels; hinter ihnen gingen diejenigen Magister der Artistenfakultät, die wirkliche Lehrer waren oder das Baccalaureat einer der oberen Fakultäten besaßen; dann die Baccalauren der oberen Fakultäten und die magistri artium, die nicht zugleich Lehrer waren, die baccalarii artium und die Scholaren der oberen Fakultäten und endlich der Schwarm der übrigen Scholaren. Diese Rangordnung war auch maßgebend für die Theilnahme an der Verwaltung, für den Einfluß auf die Geschäfte der Universität. Aber nicht bloß Lehrende und Lernende gehörten zu ihr -- viele, die es einst gewesen waren, die in irgend einer, auch äußerlichen Beziehung zu ihr oder ihren Angehörigen standen, wurden zur Korporation gerechnet (Buchhändler, Drucker, Handwerker, Diener) und genossen

ihre Vorrechte, während wiederum vornehme Herren durch Eintrag ihrer Namen in die Matrikel die Hochschule ehrten.

Die Verbindung zwischen Korporation und Lehranstalt gestaltete sich in Deutschland enger als in Italien und Frankreich, fiel aber doch nicht ganz zusammen. Für die hier anders geartete Entwickelung war besonders wichtig, daß die Eintheilung der Nationen an den deutschen Universitäten, abgesehen von Prag, ohne entscheidende Bedeutung blieb oder mindestens die ursprünglich besessene verlor, dagegen die in Fakultäten, die ihren Boden doch in dem Unterrichtsbetrieb fand und den Zwecken der Lehranstalt entsprach, wirksam und einflußreich war. Die Nationen spielten höchstens noch bei den Wohlthätigkeitsstiftungen eine Rolle.

Fakultät bezeichnet dem Wortlaute nach die Wissenschaft, dann die Genossenschaft der Lehrer und Hörer einer Wissenschaft und enger gefaßt das Lehrerkollegium. Daß alle Fakultäten vertreten seien, war für die Anerkennung der Universität nicht nöthig. Die Viertheilung war zwar auch in Deutschland üblich, doch wurde vielfach die juristische (römisches und kanonisches Recht) und die medizinische (Medizin und Chirurgie) als Doppelfakultät bezeichnet; die artistische Fakultät aber blieb ungetheilt, obgleich sie zahlreiche Fächer umfaßt; die Dialektik erweiterte sich nach Aufnahme der aristotelischen Studien im Lehrbetrieb zur Philosophie, doch kam der Name philosophische Fakultät dauernd erst im achtzehnten Jahrhundert in Gebrauch. Rangordnung und Werthschätzung der Fakultäten waren die üblichen. Jede von ihnen hatte innerhalb der gesammten Anstalt eine selbständige Stellung mit der Aufgabe, ihr Fachstudium zu regeln und zu pflegen; selbständig beschlossen ihre Mitglieder Statuten, nahmen Wahlen ihrer Vorsteher und Prüfungen ihrer Zöglinge vor, ertheilten Grade, kurz, verwalteten sich selber. Ueber ihr stand aber die gesammte Universität, die Zusammenfassung der 4 Fakultäten, die gelegentlich einschreiten konnte, wenn es auch von Seiten der Fakultäten nicht unbestritten blieb. Mehrfache Versuche der drei oberen Fakultäten über die der Artisten, die ihnen ihre Zöglinge vorbereitete, ein Aufsichtsrecht zu gewinnen, mißlangen; auch sie blieb in ihrer Selbständigkeit erhalten.

Die Universitäten besaßen Autonomie, aber es ist schwer, für alle die Grenzen derselben zu bestimmen, da sie sich an verschiedenen Orten verschieden entwickelt hatte. Sie verhinderte aber auch keineswegs, daß gelegentlich der Landesherr das Recht der

Oberaufsicht geltend machte, daß die städtischen Magistrate Einfluß auf ihre Universität zu erlangen suchten, aber im Großen und Ganzen blieb doch die Selbstverwaltung gewahrt.

Die Rechte des Kanzlers sind uns bereits bekannt; anfänglich in bedeutender Ausdehnung geplant, verflüchtigten sie sich allmählich zu einer Ehrenstellung ohne vielen Inhalt und mit wenig Einkünften; es blieb ihm das Recht, den Vorsitz bei den Prüfungen zu führen und die Lizenz zu ertheilen — beides bloße Ceremonien. Auch in Deutschland war das Amt kein kirchliches, wenn auch seine Träger meist hohe Geistliche waren; die Ernennung erfolgte oft genug durch den Landesherrn.

Die leitende Behörde der Gesammtuniversität war der Senat. Ursprünglich bildeten die Magister und Doktoren die regierende Versammlung, aber es zeigte sich die Nothwendigkeit, statt der vielköpfigen Menge einen kleinen Ausschuß zur Erledigung der Geschäfte zu wählen, und so entstand der Senat, auch concilium oder consistorium genannt. Die Zusammensetzung war mannigfach verschieden, jedenfalls führte der Rektor den Vorsitz, für dessen Wahl einheitliche Grundsätze sich nicht feststellen lassen. Ganz merkwürdige Vorschriften erscheinen dabei an einigen Orten. So wählte in Rostock nicht das Konzilium selbst den Rektor, sondern bestimmte durch das Loos die Wähler, die ihre Aufgabe vollendet haben mußten, ehe eine Kerze von der Länge eines Zeigefingers herabgebrannt war – bei Strafe einer halbjährlichen Besoldung. Wählbar waren überall nur die Doktoren und Magister aller Fakultäten, wie heute gewöhnlich im Wechsel, auf ein Semester; hier und da fiel die Wahl auf einen vornehmen Studenten, nie aber durfte der Angehörige eines Mönchsordens gewählt werden. Besondere Tracht, Begleitung durch Pedelle, ein Ehrenplatz in der Kirche, einiger Antheil an den Sporteln, vor allem hoher Rang waren die Vortheile des Amtes, denen aber zeitraubende und schwierige Pflichten gegenüberstanden. Die Immatrikulationen, die während des ganzen Semesters stattfanden, raubten viel Zeit und machten Mühe, da oft die Forderung nach Erlaß der Gebühren, die Grade, die auf anderen Universitäten erworben waren, die Zugehörigkeit von Dienern und Angehörigen der zu Immatrikulirenden geprüft werden mußte, und die Entscheidung nicht immer allen recht war. Die Verwaltung des Vermögens der Universität, die Sorge für die Disziplin unter den Studenten, die Ausübung der richterlichen Gewalt, die sehr umfangreich nach Personen und

Sachen war, die Beilegung von Streitigkeiten zwischen den Fakultäten oder zwischen einzelnen Dozenten brachten Arbeit, Mühe und Verdruß in Hülle und Fülle. Zwar durfte der Rektor für gewisse Geschäfte Räthe und Ausschüsse, die dazu von den Korporationen gewählt waren, heranziehen, auch standen ihm Beamte wie Notare und Syndici, wie auch der Vizerektor zur Seite und gänzlich zu seiner Unterstützung dienten die Pedelle, deren Stellung durchaus nicht so untergeordnet wie heute war. Sie wurden aus dem Kreise der Magister und Scholaren gewählt, erwarben die Universitätsgrade wie andere Studirende und konnten zu allen Aemtern und Würden aufsteigen; sie versahen die Geschäfte der heutigen Pedelle und Sekretäre. Ein Briefwechsel der Pedelle von Köln und Krakau in der Zeit der Reformkonzilien zeugt von der gelehrten Bildung dieser Beamten.

Die Fakultäten bieten in der Art ihrer Selbstverwaltung ein Abbild der gesammten Universität, und der Stellung des Rektors an dieser analog ist die der Dekane bei jenen. Auch für die Fakultät galt das allerdings oft genug durchbrochene Prinzip, daß nur die Magister und Doktoren volle Zugehörigkeit besaßen, aber alle die inneren Verhältnisse in den Fakultäten: Kompetenz, Zugehörigkeit, Art der Dekanatswahl, Verhältniß der besoldeten und unbesoldeten, der lesenden und nicht lesenden Magister zu einander und zur Gesammtheit sind an den verschiedenen Orten so mannigfach ausgebildet, daß es nicht möglich ist, gemeinsame Grundzüge dafür festzustellen.

Zu den Nationen und Fakultäten treten auch an den deutschen Universitäten als kleinere Korporationen die Bursen und Kollegien, deren Entstehung und Ausbildung denselben Verlauf wie in Paris nehmen. Wie hier lebten Magister und Scholaren im gemeinsamen Haushalt, wie hier dienten die Kollegien zugleich als Wohnung und Auditorienhaus, wie hier beruhten sie auf frommen Stiftungen oder waren Privatunternehmungen. In Deutschland entwickeln sich daneben die Bursen, auch Regenzien oder Kontubernien genannt, die ausschließlich für Studenten bestimmt waren, darunter auch solche für ganz arme Studenten, Koderien. Die Entstehung dieser den heutigen Internaten vergleichbaren Anstalten erklärt sich aus dem Mangel an geeigneten Wohnungen in den engen Städten. Da miethete dann wohl ein Magister oder Baccalar ein Haus, richtete es es ein und erbat vom Dekan der Artisten oder vom Rektor die Erlaubniß zur Eröffnung oder mehrere

Scholaren traten zu einer Bursengenossenschaft zusammen und ließen sich vom Dekan einen Vorstand (Konventor) setzen. So reichlich auch Disziplinarvorschriften für diese Institute gegeben wurden, so konnte es doch bei dem Zusammenleben der jungen Leute nicht ausbleiben, daß oft genug ein lockeres, ja liederliches Leben und Treiben herrschte. Der gräuliche, viel bekämpfte Unfug der Deposition, die unter ekelhaften, oft blasphemischen Gebräuchen erfolgende Aufnahme junger Studenten, hatten in den Bursen ihren eigentlichen Sitz und verschwanden erst mit ihnen. Im übrigen wird auch für diese Einrichtung gelten, daß neben vielem Schatten auch manches Licht vorhanden war, und daß das enge Zusammenleben der Scholaren neben bedenklichem Schaden auch gewiß Nutzen und Vortheil mit sich brachte.

Wenden wir uns nun von der Darlegung der äußeren Organisation dem inneren Betriebe zu.

Das Studienjahr lief vom Herbst zum Herbst, Ferien fanden nur in den hohen Festzeiten und in den Hundstagen statt; doch wurden auch während der Vakanz einige Vorlesungen gehalten. Für diese im Allgemeinen, für den ganzen Lehrbetrieb macht Kaufmann mit Recht aufmerksam, daß dadurch nicht das Ziel verfolgt wurde, die Forschung zu erweitern oder Schüler für bestimmte Berufe vorzubereiten, sondern die Weisheit der früheren Periode zu überliefern und die Scholaren zu befähigen, Grade zu erwerben, den Studien, an der Universität lehrend und lernend, weiter zu leben und auch in andern Fakultäten Grade zu erwerben. Die Verwendung der erlangten Kenntnisse für die zukünftige Praxis wurde höchstens bei den Medizinern etwas berücksichtigt. „Alle Wissenschaft ruhte in dem Studium eines überlieferten Kreises von Büchern,*) war Auslegung und Aneignung dieser Bücher, und wie die Fakultäten im Range einander übergeordnet waren, so schienen auch diese Wissenschaften ein geschlossenes Gebäude zu bilden, dessen Grundlage das Studium der lateinischen Grammatik und der anderen freien Künste war, dessen Säulen und Krone die drei andern Fakultäten bildeten, und zwar so, daß die Theologie nicht bloß als die heiligste Wissenschaft galt, sondern auch als die Fortsetzung und der sachgemäße Abschluß der übrigen. Ihr zunächst stand die Jurisprudenz, dann die Medizin. Ein Doktor Juris und

*) Die in Montpellier gebrauchten medizinischen Bücher stellt Rashdall (II 780) zusammen; ähnliche Verzeichnisse für andere Orte und Fakultäten wären sehr erwünscht.

ein Doktor der Medizin stand nach dieser Anschauung den Geheimnissen der Theologie näher als ein Doktor der Philosophie und konnte zu dem theologischen Baccalaureat nach kürzerem Studium zugelassen werden..... Thatsächlich pflegten Juristen und Mediziner sich durch wissenschaftliche Thätigkeit meist nicht in erhöhtem Maße auszuzeichnen; man wußte das auch, sprach von dem Brotstudium der Juristen und Mediziner und von dem reinen Eifer der Artisten um die Wissenschaft — aber die Anschauung jener Stufenfolge beherrschte die Ordnungen. Die Grade der einander übergeordneten Fakultäten erschienen als die Stufen der wissenschaftlichen Ausbildung, und es war das Ideal, sie nacheinander alle zu erwerben. Das Streben der einzelnen Universitäten aber ging dahin, zu hindern, daß ihre Glieder die Grade nicht an andern Universitäten suchen möchten." Die Rivalität der Universitäten untereinander und die Nothwendigkeit, die Anerkennung der Schwesteranstalten für ihre Grade zu gewinnen und zu erhalten, zwang dazu, in dem Promotions-Eid schwören zu lassen, daß man an keiner andern Universität die gleichen Grade erwerben würde — eine Formel, die sich unnützer Weise auch noch im heutigen Doktoreide erhalten hat.

Man unterschied drei Grade: 1. Baccalar, 2. Lizentiat, 3. Magister oder Doktor; die letzten beiden sind identisch, doch war es üblich bei den Artisten Magister, in den drei oberen Fakultäten Doktor zu brauchen; der Titel Professor war nicht üblich. Wenn Goethe seinen Faust sagen läßt:

„Heiße Magister, heiße Doktor gar",

so erklärt sich die Steigerung, daß der erste Titel sich auf die Würden in der Artisten-, der zweite sich auf die in der Theologen-Fakultät bezieht. Die Verleihung der Grade war eines der wichtigsten und werthvollsten Vorrechte der Fakultät; der Lizentiat wurde, wie wir sahen, unter Mitwirkung des Kanzlers ertheilt: doch waren die Bedingungen für Erlangung der Grade verschieden.

Die Beförderung zum Baccalaureus der Theologie erfolgte ohne Prüfung der Kenntnisse, nur auf die Aussagen des Lehrers, bei dem der Kandidat seine Studien gemacht hatte, und nach Untersuchung, ob die äußeren Bedingungen (vorgeschriebene Studienzeit, eheliche Geburt, sittlicher Lebenswandel) erfüllt waren. War er also nach fünf- bis sechsjährigem Studium Baccalaureus, so mußte er, um die folgende Stufe zu erreichen, wieder 5—6 Jahre die Vorlesungen der theologischen Doktoren besuchen, an den Disputationen

und Promotionen der Fakultät theilnehmen, und während dieser Zeit selbst etwa 3 Jahre hindurch Vorlesungen über die Bibel und die Sentenzen des Lombardus halten. Nach diesen 5 oder 6 Jahren hörte er zwar keine Vorlesungen mehr, nahm aber noch 2 oder 3 Jahre an allen Akten der Fakultät Theil, dann erfolgte an einigen Orten eine Prüfung, an andern verzichtete man darauf, und nun erhielt er in feierlicher Weise die Lizenz. Schon jetzt genoß er die Rechte eines Doktors der Theologie: um wirkich diese Würde zu erlangen, bedurfte es nun bloß noch einiger Feierlichkeiten wie Disputationen; dann erhielt er ohne Mitwirkung des Kanzlers den Doktorhut und damit war zugleich seine Aufnahme in den Kreis der ordentlichen Lehrer ausgesprochen.

Um juristischer Baccalaureus zu werden, brauchte man nicht vorher magister artium zu sein; man wandte sich nach mehrjährigem Studium an einen Dr. juris, der den Kandidaten dem Kollegium der Doktoren vorschlug. Er hielt, nach Nachweis der erfüllten äußeren Bedingungen, eine Interpretation über ein oder zwei Kapitel der Dekretalen, wurde über ein gleiches Thema geprüft, schwur noch ein Jahr auf der Universität zu bleiben, Vorlesungen zu hören und selbst über das vierte Buch der Dekretalen zu lesen und wurde nach Zahlung der Gebühren feierlich promovirt. Wenn er dann aber mehrere Jahre Vorlesungen gehalten und gehört hatte, konnte er sich wiederum von einem Doktor zur Lizenz vorschlagen lassen; es fand eine Prüfung statt, nach deren Bestehen er die Würde erhielt. Noch am selben Tage konnte er von der Fakultät das Doktorat erlangen. Dabei wurden ihm 6 Insignien ertheilt: Barett, Ring, offenes und geschlossenes Buch, Kuß und Segen; auch der Doktormantel wurde ihm umgelegt, doch war die Krönung mit dem Hut die Hauptsache.

Die Mediziner mußten vor dem Baccalaureat einen bestimmten Kursus von Vorlesungen gehört haben; im Uebrigen sind gerade in dieser Fakultät die Vorschriften über Ertheilung und Erlangung von Graden an den verschiedenen Universitäten sehr divergirend. Im Allgemeinen wurde aber Lizenz und Doktorat ähnlich wie bei den Theologen und Juristen verliehen. Für alle drei Fakultäten gilt es aber, daß der hohen Kosten wegen sich wohl die Meisten mit dem Lizentiatentitel begnügten und den Doktortitel, der nach Erlangung der Lizenz eben nur Geldaufwand erforderte, nicht erwarben.

Am häufigsten kam die Erwerbung der Grade in der Artisten-

fakultät vor, auch das Doktorat stellte sich dort billiger und wurde deshalb häufiger erstrebt; vielfach mußte übrigens der Lizentiat eidlich versprechen, auch die Doktorwürde zu erwerben. Für das Baccalaureat waren die wissenschaftlichen Anforderungen überaus niedrig und die Bestimmung getroffen, daß diese Stufe schon nach 1½ Jahren Studium, in einem Lebensalter von 17 Jahren, erreicht werden konnte; kein Wunder, daß der Titel werthloser war, in geringerem Ansehen stand als der entsprechende in den andern Fakultäten, aber da man auf Grund desselben immerhin gewisse Vorlesungen und Disputationen halten, Gehilfe oder selbst Leiter einer Burse werden und sich als Lehrer oder Schreiber eine Existenz gründen konnte, so begnügten sich viele damit, ohne weiter zu streben. Für die Erreichung der höheren Grade waren Vorschriften und Bedingungen denen der andern Fakultäten analog: Vorlesungen halten und hören und ein Examen, meist in voller Oeffentlichkeit, bestehen.

Der Lehrbetrieb bestand in Vorlesungen, Uebungen, Repetitionen und Disputationen. Alle Vorlesungen wurden über bestimmte Bücher gehalten; gehörten diese zum Kanon der für die Erwerbnng der Grade aufgestellten, so galten die Vorlesungen darüber als ordentliche, die übrigen als außerordentliche. Daß die ordentlichen Vorlesungen stattfanden, dafür sorgte die Fakultät; die Auswahl, über welches Buch der einzelne Magister lesen sollte, erfolgte in einer Versammlung derselben und wurde bis tief ins 16. Jahrhundert hinein nach der Anziennität geordnet, so daß die Aeltesten sich diejenigen Bücher auswählten, deren Kenntniß allen oder den meisten Scholaren nöthig war; in Leipzig und Basel geschah die Vertheilung durch das Loos. In der Artistenfakultät gab es nur vereinzelt besoldete Professoren mit bestimmten Lehraufträgen, allenfalls für mathematische Fächer und später für humanistische Kollegien; in den oberen Fakultäten aber waren gewisse Hauptvorlesungen von Anfang an in den Händen besoldeter Lehrer, vor allem gilt dies für die Mediziner und Juristen, aber die Zahl dieser Ordinarien war sehr klein, und ohne die Vorlesungen der unbesoldeten Doktoren, Lizentiaten und Baccalaren hätten die Studenten nicht die Möglichkeit, den für die Erwerbung der Grade nothwendigen Kursus hören zu können. Uebrigens waren Vorschriften für die Abhaltung bis ins kleinste und kleinlichste gegeben: für bestimmte Vorlesungen waren bestimmte Tageszeiten festgesetzt; die Dauer des Vortrages, ja der Umfang, der in jeder Stunde zu bewältigen

war, stand fest; wer ohne Grund nicht las, wurde in Strafe genommen, in Leipzig mit Abzug von 2 Groschen; ebenso wer nicht in vorgeschriebener Amtstracht erschien. Inhalt und Form waren vorgeschrieben; nicht nur das Buch, auch der Kommentar, die Glosse, ferner ob und wieviel diktirt, ob frei, aus dem Heft oder mit Hilfe eines Zettels vorgetragen werden müsse. Diese Anordnungen dienten gelegentlich dazu, neue Richtungen der Wissenschaft auszuschließen, wie es in Heidelberg den Realisten seitens der Nominalisten geschah. Ueber die Einhaltung aller dieser Vorschriften wachten der Dekan und ernannte Exekutoren der Fakultät.

Einen breiten Raum, allerdings fast nur bei den Artisten, nahmen die Disputationen ein. Dafür waren bestimmte Tage festgesetzt, und alle Mitglieder der Fakultät waren zur Theilnahme verpflichtet. Auch sie bewegten sich in strengen Formen; Zeit, Ort, Kleidung dabei, Art und Verlauf waren festgesetzt; Zanken und Schimpfen waren streng verboten. Die vornehmste war die Disputation de quolibet, in der der damit beauftragte Magister, der schließlich die mühevolle Arbeit nur gegen Bezahlung übernahm, nach einer Einleitung mit jedem seiner Kollegen über eine Frage, die er ihnen wochenlang vorher gestellt hatte, disputiren mußte. Sie wurde mit großen Feierlichkeiten eingeleitet und geschlossen und dauerte oft tagelang. Dann folgte das Satirspiel einer scherzhaften Disputation über jokose Themata, von denen die über das Saufen und die Liederlichkeit der Scholaren und Geistlichen immer wiederkehrten. Der Erwerb von Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart, der etwa durch diese Uebungen gewonnen werden konnte, stand in keinem Verhältniß zum Aufgebot an Zeit, Mühe und Kraft, und der letzte Ueberrest, der heute noch davon geblieben ist, verdiente wohl auch trotz seines ehrwürdigen Anstrichs zu verschwinden.

Honorar mußte für alle Vorlesungen, Uebungen und Repetitionen bezahlt werden; Armen durfte es vom Dozenten erlassen werden, doch sah man sich bald genöthigt, einen Ausschuß, Taxatoren, einzusetzen, der die Gesuche um Honorarerlaß entschied. Auch gegen den unlauteren Wettbetrieb der Magister durch Unterbieten mußte man Vorschriften erlassen. In den oberen Fakultäten waren auch unentgeltliche Vorlesungen üblich, weil die Lehrer größtentheils besoldet waren oder als Baccalaren die für die Erlangung der höheren Würden vorgeschriebenen Vorlesungen hielten. Gegen Ende des Mittelalters lasen auch in der Artistenfakultät besoldete Lehrer gratis.

Unterstanden schon die Dozenten zahllosen Gesetzen und Vorschriften, so erstreckte sich die Anleitung und Ueberwachung der Schalaren fast noch weiter. Es war nicht allein genau festgesetzt, welche Vorlesungen sie gehört haben mußten, ehe sie die Grade erlangten, sondern auch das Maximum der täglichen Lektionen; ja nicht einmal die Wahl der Lehrer stand ihnen überall frei. Sorgfältige Ueberwachung des Besuches war bis ins kleinste geregelt, und dies alles nicht blos für die sehr jungen Hörer bei den Artisten, sondern auch für die dreißigjährigen Graduirten der höheren Fakultäten. Und daß für die ganze Lebensführung die genauesten Disziplinargebote gegeben waren, war ebenso natürlich, wie daß sie meistens übertreten wurden.

So war in ihren Grundzügen die innere Organisation der mittelalterlichen deutschen Universitäten gestaltet, wobei aber zu beachten ist, daß nur das allen Gemeinsame hervorgehoben wurde. Ihre äußere Stellung war vor Allem durch das Verhältniß zu Staat und Kirche bedingt. Sie standen zu hoch und waren auf geistigem Gebiete zu einflußreich, als daß sie dem politischen Leben fern bleiben durften und konnten. Häufig genug waren sie gezwungen, in den Kämpfen zwischen dem Landesherrn und seinen Vasallen, seinen Städten oder fremden Machthabern Partei zu nehmen; häufig genug war ihr eigenes Schicksal durch innere Streitigkeiten bedroht, wenn von der einen oder andern Seite ihre Rechte, Privilegien und Besitzungen angegriffen wurden. Weit mehr aber wurden sie in den Wirbel der kirchlichen Kämpfe hineingezogen, zumal in der Periode des Schismas und der Reformkonzilien.

Es ist nicht ungefährlich, historische Analogien aufzusuchen und auszuführen, aber gelegentlich drängen sie sich von selbst auf. Das Baseler Konzil und das Frankfurter Parlament, scheinbar so heterogene Ereignisse, bieten doch merkwürdige Aehnlichkeiten. Dieses aus einer revolutionären kirchlichen, jenes aus einer gleichen politischen hervorgegangen, hier wie dort der maßgebende Einfluß der Professoren, hier wie dort ein ungemeiner Aufwand von Geist und Kenntniß, hier wie dort in erster Reihe theoretische Verhandlungen über Verfassungsfragen, hier wie dort ein klägliches Fiasko! Aber von beiden gingen doch Gedanken und Richtungen von bleibendem Werthe aus, die ihre Erfüllung dann fanden, als Luther, als Bismarck auftraten. Nie vorher hatten Professoren eine so bedeutende politische Rolle gespielt, als in der ersten Hälfte

des 15. Jahrhunderts, und nicht als einzelne Persönlichkeiten, sondern als Vertreter ihrer Hochschulen. Schon an der Verbreitung der Lehre, daß das Konzil über dem Papst stehe, hatten diese ihren reich gemessenen Antheil, und wenn sie auch in ihrer Thätigkeit auf den Kirchenversammlungen vielfach beengt waren, weil sie Rücksichten auf die Stellung ihres Landesherrn nehmen mußten und unter dem Mangel an Geld litten, der langen Aufenthalt ihrer Vertreter am Konzilsorte hemmte; wenn sich auch in ihrem Verhalten vielfach Zeichen materieller und moralischer Schwäche zeigten — so waren die Universitätslehrer doch die Träger und Vertheidiger dieser neuen Gedanken und Auffassungen vom Verhältniß des Staates zur Kirche, und aus ihrem Kreise heraus drangen sie durch tausend Kanäle in die wachsende Masse der Gelehrten und Gebildeten und bereiteten den Boden für die große Umwälzung. Hervorgerufen durch wirthschaftliche Veränderungen hatte sich eine neue soziale Schicht gebildet, die der akademisch gebildeten Laien, die in der Gesellschaft am Ausgang des 15. Jahrhunderts einen großen Einfluß besaßen und neuen Ideen zugänglich waren. Zwar hatten sie auf der Universität ihre Studien noch ganz in der mittelalterlichen Form durchgemacht, wie denn bis zu dieser Zeit die Förderung der Wissenschaften durch die Universitäten geringer zu schätzen ist als die Verbreitung, aber sie hatten eine Ausbildung gewonnen, wie sie Jahrhunderte hindurch nur die Kleriker besessen hatten, und standen der Kirche frei und unabhängig gegenüber. Das Rüstzeug, mit dem die Kirche sich so lange geschützt und gewehrt hatte, wurde jetzt in der Hand dieser Laien zur Waffe des Angriffs.

Und nun drang über die Alpen der Humanismus vor und faßte erst an den Schulen, dann an den Universitäten festen Fuß. Gewiß darf man ihn weder überschätzen noch, wie es neuerdings oft geschah, ganz abschätzig bewerthen. Gewiß, er verknöcherte später selbst zu einer Art Scholastik, wenigstens methodisch mit seiner äußeren Aneignung und Nachahmung der Alten; auch ist es richtig, daß Humanismus und Scholastik sich an den Universitäten nicht als geschlossene Parteien gegenübertraten, sondern sich die Kämpfe aus persönlichen Gegensätzen erklären, bei denen man um der stärkeren Wirkung willen die neuen Richtungen und Ideen in den Vordergrund schob; er führte auch nicht etwa unmittelbar eine Reform der Studien herbei — aber er brachte doch Leben in die fast erstarrten und abgestorbenen Formen; er erweckte neue wissenschaftliche Anschauungen und Ideen und forderte dafür Ver-

tretung an den Hochschulen; er suchte das bisherige System, die Methode, den Lehrbetrieb zu verdrängen; er erweiterte den Kreis der wissenschaftlichen Hilfsmittel; er vertiefte die Kenntniß der antiken Welt; er führte zu den reinen Quellen des Wissens zurück. Dem Einfluß dieser Bewegung widerstanden denn auch die begabten und hervorragenderen Vertreter der verschiedenen Disziplinen der Wissenschaft am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts nicht, und allerorten treten uns Schöpfungen entgegen, die den Beginn neuen, zukunftsreichen Fortschritts bezeichnen. Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns überall dasselbe Bild: mit dem Humanismus beginnt eine Epoche, deren Leistungen in fast ununterbrochenem Vorwärtsschreiten bis zum heutigen Stand führen. Schon aber mehrten sich auch die Zeichen, daß eine Reform der Universitäten nahe sei, als der Bruch mit der alten Kirche erfolgte und auf fast allen Gebieten des deutschen Lebens die erschütterndsten Umwälzungen erregte. An und mit den protestantischen Universitäten beginnt in der Geschichte der deutschen Hochschulen ein neues Kapitel, dessen Ausführung uns die Zukunft bringen wird.

Mit den schönen Worten, in denen Rashdall die Tragweite der Gründung der Prager Universität andeutet, möchten wir schließen*): „Die Errichtung einer Universität in Deutschland war ein Ereigniß in der sozialen und geistigen Befreiung des deutschen Volkes: Die „dem Verdienst geöffnete Laufbahn“ war von nun an den Söhnen der Gewerbetreibenden und Handwerker geöffnet. Martin Luther hätte kaum eine Universitätsbildung genießen können, wenn er dazu nach Paris hätte gehen müssen, und ohne Universitätsbildung bei Luther und solchen wie Luther wäre die deutsche Reformation unmöglich gewesen. Von anderen Gesichtspunkten aus übte das Wachsthum der deutschen Universitäten einen nicht ganz so günstigen Einfluß auf die nationale Entwickelung aus. Sie sind wesentlich verantwortlich für das Uebergewicht des römischen Rechts in Deutschland, ein Uebergewicht, das, wie zufriedenstellend es auch vom Standpunkt des wissenschaftlichen Juristen sein mag, nicht immer für die persönliche Freiheit und den politischen Fortschritt vortheilhaft gewesen ist.“

*) A. a. O. 2, 214.

Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz.

Ueber Goethes Verhältniß zu Friederike Brion ist auch in den letzten Jahren wieder eine größere Zahl von Abhandlungen erschienen. Die meisten wiederholen und verschieben die allgemein bekannten Thatsachen und Vermuthungen oder verbinden sie mit gleichgültigem Beiwerk. Denn immer noch glauben verschiedene Goetheforscher vor anderen Gelehrten das Recht zu haben, in ihre Schriften ganz fremdartige Dinge zu mischen, die sich weder mit dem Thema noch überhaupt mit den Aufgaben der Philologie und Literaturgeschichte vereinigen lassen. Wenn in einer wissenschaftlichen Arbeit aus dem Jahre 1888 die Kinder, Enkel und Urenkel des Hauswirthes nachgewiesen werden, bei dem Goethe in Straßburg drei Semester eingemiethet war, oder wenn Straßburger Professoren abgebildet werden, deren Vorlesungen er versäumt hat, so läßt sich das von wohlmeinenden Leuten allerdings damit vertheidigen, daß die Möglichkeit einer Beziehung zu ihnen nicht ausgeschlossen ist. In einer kürzlich erschienenen Abhandlung über Goethes Straßburger Zeit ist aber der Ururgroßvater seines Freundes Salzmann abgebildet, und das wird auch der beste Wille nicht als nothwendig erweisen können. Nun ist ja keine wahre Mittheilung so werthlos, daß sie nicht einmal irgendwie Nutzen stiften könnte; in diesem Falle aber ist der sichere Schaden größer als der mögliche Nutzen, denn das Ueberflüssige verschlingt das Wissenswerthe und macht die Schriften ungenießbar. Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Vor nicht langer Zeit haben sich Fachleute und Laien entrüstet über eine Arbeit, die, ältere Anregungen aufnehmend, Friederikens Schicksale ins Gemeine gezogen hat; einen Theil der Schuld an

solchen Erscheinungen aber mögen sich diejenigen Forscher selbst zumessen, die auch in ihren eigenen Arbeiten geringwerthigen Kleinkram nicht immer von wichtigem Detail zu scheiden wissen, die jene entartete Biographik nicht zeitig zurückgewiesen und den Fleiß der Spürer nicht auf bessere Ziele gelenkt haben. Vielleicht hätten sie jene eigenartige Litteraturgattung beschränken können, die sich jetzt auf Büchertiteln stolz die „Friederikenforschung“ nennt und damit eine unendliche Menge von Schwesterdisziplinen verheißen könnte, wenn sie Anklang fände. Aber das ist glücklicherweise nicht der Fall. Ein langes Leben wird ihr nicht beschieden sein, denn der empfindende wie der besonnene Mensch will von dem Urbilde nur das schauen, was in den Werken und Schicksalen des Dichters sich mehr oder minder klar spiegelt, und nichts weiter.

Während also den Sesenheimer Erlebnissen überreiche Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist, wird die für die Litteraturgeschichte wichtigere Frage nach den Liedern, die Goethe der Geliebten gesungen, meistens nur gestreift. Auch durch die sich bekämpfenden Aufsätze von Bielschowsky und Düntzer*) ist sie nicht gelöst worden, und darum ist es wohl der Mühe werth, sie aufs Neue zu erwägen. Die Lieder lassen sich aber nicht beurtheilen, ohne eine möglichst genaue Geschichte der Sesenheimer Tage, und die ist hier, wenn auch leider manche bekannten Thatsachen wiederholt werden müssen, besonders nothwendig, weil selbst vorsichtige Forscher sich nicht genügend vom Banne der Mittheilungen in „Dichtung und Wahrheit“ haben befreien können.

Als sichere Quellen kommen in erster Linie Goethes Briefe in Betracht. Am 14. Oktober 1770 schreibt er an eine Freundin, wahrscheinlich an Katharina Fabricius, er habe „einige Tage auf dem Lande bey gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend, und der freundlichste Himmel, weckten in meinem Herzen iede schlaffende Empfindung, iede Erinnerung an alles was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin als ich schon hier sitze und an Sie schreibe.“

Vom folgenden Tage ist uns ein Brief an Friederike erhalten. Wir lernen daraus, daß Goethe von seinem Freunde Weyland

*) Bielschowsky, A., Ueber Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder. Goethejahrbuch XII, 211 ff. — Düntzer, H., Goethes Straßburger lyrische Gedichte. Grenzboten 1892. 1. Quart. 450 ff., 629 ff. — Derselbe, Friedrike Brion im Lichte der Wahrheit. Berlin 1891.

gegen Mitte Oktober im Pfarrhause eingeführt ward. Einige Tage blieben die jungen Leute dort; wahrscheinlich am Sonntag den 14. Oktober Abends kehrten sie nach Straßburg zurück. Diese schönen Tage mit ihren „niedlichen und muthwilligen Lustbaarkeiten“ hatten ein heißes Sehnen nach baldigem Wiedersehen zurückgelassen.

Es ist der einzige Brief an Friederike, den wir haben, und auch er ist uns nur durch einen Zufall im Konzept erhalten. Wahrscheinlich ist der ganze Briefwechsel mit Absicht vernichtet worden. Hat doch auch Goethe im Jahre 1826 nur widerstrebend dem Professor Engelhardt zugegeben, daß die fünf Briefe veröffentlicht würden, die er im Sommer 1771 aus Sesenheim an Salzmann geschrieben hatte. Was er an andere Freunde berichtet hat, ist uns leider verborgen. Eckermann erzählt unter dem 11. April 1829, Goethe habe ihm zwei Briefe gezeigt, die er im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt gesandt, den einen vom Juli, den andern vom Dezember. „In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letzteren zeigten sich schon Spuren vom „Werther“; das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. . . . Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu lesen und verließ Goethe in der glücklichsten, dankbarsten Empfindung.“

Der Verlust ist sehr zu beklagen, denn außer den genannten Schreiben an Salzmann haben wir aus den Sesenheimer Tagen keinerlei sichere Kunde, und auch aus späterer Zeit, nachdem das Verhältniß zu Friederike gelöst war, kein klärendes Wort. Im Herbst 1771 schreibt Goethe aus Frankfurt an Salzmann: „Mit den Kupfern verlassen Sie sich auf Ihr Gesicht. Wenn die Zeichnung gustös ist, und der Stich schön schwarz, so ist alles gut; es sind zween Cahiers, etwa Eins von 6—8 Blättern, Papillon oder Papiller invenit. Schicken Sie es der guten Friederike, mit oder ohne ein Zettelchen wie Sie wollen.“ Auch zwei Jahre später noch vermeidet Goethe jede direkte Beziehung zu ihr, denn im Oktober 1773 bittet er Salzmann: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sies nach Sesenheim unter Aufschrift an Mſll . . ., ohne Vornahmen. Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird. Sollte das Exemplar fort seyn, so besorgen Sie wohl ein

anders.“ Als Goethe dann zum ersten Male wieder in Straßburg weilte — es war im Mai 1775 —, ist er nicht nach Sesenheim gekommen, umsoweniger als das Verhältniß zu Lili damals noch in der Schwebe war. Fünf Jahre darauf aber, als er wiederum nach dem Süden reiste, war es ihm beschieden, in ruhiger, geklärter Stimmung Friederike und Lili wiederzusehen und „gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abzubeten.“ Den Besuch in Sesenheim schildert er in dem bekannten Briefe an Charlotte von Stein am 25. September 1779: „Die Zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt schöner als ichs verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschafft und Treue verschwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Kranckheit iener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschafft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht tratt, und wir mit den Nasen aneinander stiesen dass mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muss ich ihr dass sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in iede Laube, und da musst ich sitzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond, ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbaar der uns sonst hatte künsteln helfen wurde herbeygerufen, und bezeugt dass er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbir musste auch kommen, ich fand alte Lieder die ich gestifftet hatte, eine Kutsche die ich gemahlt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche iener guten Zeit, und ich fand mein Andencken so lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig man fand ich sey iünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bey Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet dass ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckgen der Welt hindencken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kan.“

Ein Abglanz dieser Erlebnisse scheint die Erzählung zu sein, die Lothario in Wilhelm Meisters Lehrjahren von seinem Wiedersehen mit Margarethe giebt*): wenn auch die Handlung im Einzelnen nicht übereinkommt, so doch die Stimmung. „Die Muhme ging hinaus, einige Erfrischungen zu holen; ich gab dem ehemals

*) Erich Schmidt, Charakteristiken. S. 278.

so geliebten Geschöpfe die Hand und sagte zu ihr: „Ich habe eine rechte Freude, Sie wiederzusehen.“ „Sie sind sehr gut mir das zu sagen“, versetzte sie, „aber auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal in meinem Leben wiederzusehen! ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt.“ Sie sagte das mit einer gesetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals so sehr an ihr entzückte.“ Man schaut das Bild Friederikens und fühlt die Erinnerung an jenes Wiedersehen mit ihr, das das erste und letzte sein sollte. Auch von einem schriftlichen Verkehr wissen wir nicht. In den Tagebüchern heißt es unter dem 13. März 1780 „guter Brief von Rickgen B.“ Hat Düntzer Recht, wenn er Friederikens Geburtstag auf den 5. März legt, so darf man in jenem Briefe vielleicht den Dank für einen Glückwunsch vermuthen, den ihr Goethe in Erinnerung an die freundschaftliche Aufnahme gesandt hatte.

Doch genug von solchen Vermuthungen. Auch wollen wir uns hüten, zu erwägen, welche Erlebnisse aus der Sesenheimer Zeit im Clavigo und Götz, im Faust, im Werther gewirkt haben. Nur die unbestreitbar sicheren Zeugnisse galt es zusammenzustellen, und sie sind hier mit diesen Angaben erschöpft. Denn aus den Darstellungen in „Dichtung und Wahrheit“ ist, gerade für die Sesenheimer Zeit, gar nichts Gewisses zu entnehmen, das bezeugen Goethes eigene Worte. Eckermann berichtet unter dem 17. Februar 1830: „von seinen Wahlverwandtschaften sagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Dasselbe von der Geschichte in Sesenheim.“ Die Dichtung hat jede Lebenswelle besänftigt. Was sollen wir nun Phantasie und Scharfsinn daran setzen, das Idyll in Einzelheiten zu zerzausen und sie auf Grund von allerlei Möglichkeiten zu datiren, wo uns nicht nur viele andere Möglichkeiten, sondern auch die Absicht des Dichters einen Strich durch die Rechnung machen? Und dieses Bestreben fühlt man überall. Vielleicht war Goethe zu Weihnachten und zu Ostern in Sesenheim, sicherlich (so lehren die Briefe) zu Pfingsten — in „Dichtung und Wahrheit“ aber nennt er keine Zeit: er will, daß die Zergliederer seiner Freuden stets nach Schatten greifen. Und wer auch nur ein leises Verständniß für Goethesche Charis hat, braucht sich weder an den Titel „Dichtung und Wahrheit“ noch an jenen Bericht Eckermanns zu klammern, um die lästige Einführung des jungen Studenten

und den daran geknüpften muthwilligen Scherz der Verkleidung richtig zu verstehen; man wird die Steigerung, die durch diese Bilder erreicht ist, mit ihrem ganzen Reize auf sich wirken lassen und gern auf den Nachweis des guten Pfarrers Lucius verzichten, daß aus dem katholischen Drusenheim kein Kindtaufkuchen in das protestantische Pfarrhaus habe geliefert werden können. Solche negativen Ergebnisse haben weiter keinen Werth, als daß sie nur immer wieder jene Worte bestätigen, die Goethe zu Eckermann gesagt hat; Positives aber wird sich weder aus „Dichtung und Wahrheit" noch durch die Lokalforschung gewinnen lassen. Auch das hat Goethe selbst ganz klar ausgesprochen. Durch die Gräfin von Beust war ihm das Manuskript des Bonner Professor Näke über eine Wallfahrt nach Sesenheim übergeben worden, und er sandte an Nees von Esenbeck, der ihn darüber befragt hatte, im Februar 1823 eine geistreiche, höfliche und sehr vorsichtige Antwort, die unter dem Titel „Wiederholte Spiegelungen" erst nach seinem Tode gedruckt ist. Ein Vergleich aus der Entoptik wird herangezogen. Das Bild des „jugendlich seligen Wahnlebens, das sich unbewußt in dem Jüngling eingedrückt hatte, liebevoll erhalten, gehegt und erneuert war, wird in späteren Tagen nach außen abgespiegelt. Ein edles und schönes Gemüth empfängt davon einen tiefen Eindruck, und in dem Sehnen, von der Vergangenheit noch möglichst viel herauszuzaubern, gelangt man an Ort und Stelle, um sich die Oertlichkeit wenigstens anzueignen. Hier wird ein theilnehmender, unterrichteter Mann gefunden, in welchem das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat: aus der Lokalität und Ueberlieferung wird nun ein neues Bild geschaffen, und das kann sich in der Seele des alten Liebhabers nochmals abspiegeln." Das bedeutet: Alles, was jetzt in Sesenheim ergründet ward, ist — abgesehen von der Oertlichkeit — nur der Reflex des Bildes, das der Dichter in seiner Brust hegte. Man sollte das auch heute noch beherzigen; man sollte ferner eingedenk sein, daß Goethe nicht etwa sagt, eine Kette von Erlebnissen, sondern ein in seiner Seele eingedrücktes Bild werde nach außen abgespiegelt. So wahr solche Bilder sein mögen, sie lassen sich so wenig als irgend ein anderes Bild in Momentbilder zerlegen.

Goethe hat das Verhältniß zu Annette in seiner Biographie durchaus wahr geschildert; und doch, wie ganz anders erscheint es uns, seitdem wir die Stimmungen des Augenblickes aus den Briefen an Behrisch kennen. Im späteren Alter hat der Dichter, vom Ziele

seiner Wanderung aus auf den Weg zurückschauend, die psychologische Entwickelung dargestellt. Da hat er auch die Erzählung von der neuen Melusine ersonnen und in so feiner und poetischer Weise, wie es wohl nie geschehen, die Apologie eines Thuns gegeben, das sich von den üblichen Anschauungen der Moral entfernt. Zart und geschickt ist das Märchen mit den Sesenheimer Erlebnissen verknüpft, und wir fühlen, diese Rechtfertigung des Bruches mit Friederike ist wahr und unantastbar. Aber es ist nur die psychologische Erklärung des Ergebnisses, ein Fazit aus bewahrten Erinnerungen; wollen wir diese selbst kennen lernen, so müssen wir uns an die Aeußerungen halten, die Goethe unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse gethan hat: an die erwähnten Briefe und die Lieder.

Jenes sehnende Schreiben an Friederike läßt vermuten, daß das erhoffte erste Wiedersehen nicht lange hinausgeschoben ward. Auch der verlorene Brief an Horn spricht dafür, denn er meldet ja im Dezember, daß das Verhältniß in Sesenheim angeknüpft sei. Allgemein auch wird als Beweis für die Anwesenheit Goethes im November der Bericht einer alten Frau angesehen, den der Pfarrer Lucius mitgetheilt hat: zur Zeit des Welschkornbastens (um Anfang November) „kam einst auch der Herr Goethe zu uns in die Scheune und machte uns durch seine Späße und drolligen Erzählungen so sehr lachen, daß wir fast gar nicht arbeiten konnten." Aber auf dieses Zeugniß ist Nichts zu geben. Jeder, der mit Ueberlieferungen des Volkes gearbeitet hat, weiß, daß alle derartigen „Erinnerungen alter Leute", wenn sie nicht als spontan bezeugt, sondern durch Abfragen gewonnen sind, mit Mißtrauen aufgenommen werden müssen. Zudem hat Lucius die Geschichte nicht einmal von jener Frau selbst gehört, sondern von dem Gatten ihrer Enkelin.

Aus dem ganzen Winterhalbjahre also wissen wir eigentlich gar Nichts über Sesenheim. Etwas günstiger steht es um die Kunde erst von Mitte Mai 1771 ab, denn da beginnen die Briefe an Salzmann. Freilich ist ihre Reihenfolge und ihre genauere Datirung viel umstritten. Daß die ursprüngliche Anordnung der ersten vier Briefe in der Weimarer Ausgabe (1. Band Nr. 73. 74. 75. 76) unrichtig und in 75. 76. 73. 74 zu ändern sei, wird jetzt wohl allgemein angenommen und ist auch im 7. Bande berichtigt worden. Doch über den fünften Brief sowie über das Datum aller fünf sind die Ansichten strittig. Die meisten Forscher gehen von der Thatsache aus, daß alle Briefe durch die regelmäßige Boten-

post befördert worden seien: jeden Donnerstag Morgen ging eine Botenfrau von Sesenheim nach Straßburg, und am Freitag kehrte sie zurück. Was nach Sesenheim gebracht werden sollte, mußte „Freitag frühe dem Säckler Schöll" zugeschickt werden (Nr. 75); auch ist ein Sesenheimer Brief (Nr. 76) „Mittewoch Nachts" datirt und konnte also am Donnerstag an Salzmann gelangen. Diese Art der Bestellung kann für jenen einen und möglicherweise auch für die vier anderen Briefe gelten; sicher aber ist das durchaus nicht. Es gab doch auch andere Mittel der Beförderung: wie manche Leute mochten von Sesenheim oder den benachbarten Ortschaften zur Stadt gehen! Heißt es doch in „Dichtung und Wahrheit" ausdrücklich: „Es war so leicht, mit der Diligence nach Drusenheim zu fahren und sich durch dieses Fuhrwerk sowie durch ordentliche und außerordentliche Boten in Verbindung zu erhalten, wobei George den Spediteur machen sollte." Und der Brief an Friederike ist doch auch schwerlich deswegen mit Montag, den 15. Oktober bezeichnet, um erst am Freitag darauf nach Sesenheim abzugehen. Also diese Mittwochsdatirungen schweben, bis auf den einen Brief Nr. 76, völlig in der Luft. Die vielen sonstigen Wahrscheinlichkeitserwägungen sind nicht minder überflüssig, z. B. die Frage, ob Goethe seinen Pfingstbesuch auf dem Lande schon vor dem Feste begonnen oder bis zum Schlusse der Vorlesungen gewartet habe. Wir haben nämlich gar keinen Grund zu der Annahme, daß er im Sommer 1771 Kollegien gehört hat. Durch solche haltlosen Zuthaten sollte man nicht eine Sache verwirren, die bei vorurtheilsfreier Betrachtung gar nicht so unklar ist.

Der Brief, der die deutlichste Zeitangabe enthält, erzählt von einem Tanzvergnügen, das Goethe „Pfingstmontags" in Röschwoog mitgemacht hat; er ist, als er schreibt, schon eine Weile in Sesenheim, denn „der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen"; auch ist noch ein längerer Aufenthalt geplant, denn es heißt: „Sie sollen bald wieder von mir hören." Dieser Brief (Nr. 75) ist zweifellos kurz nach Pfingstmontag (20. Mai) geschrieben; freilich wohl nicht unmittelbar darnach, sonst wäre „gestern" oder „vorgestern" statt „Pfingstmontags" zu erwarten. Somit scheint, wenn um Besorgung von „gutem Zuckerbeckerwesen" auf den Freitag gebeten wird, Freitag der 31. Mai gemeint zu sein. Das Schreiben fällt also aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen den 24. und 29. Mai.

in dem folgenden Briefe (Nr. 76) von „Mittewoch Nachts"



heißt: „ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen fürs Zuckerdings danken" so müssen wir ihn mit dem 5. Juni datiren. Der nächste Brief (Nr. 73) ist vier Wochen nach der Ankunft Goethes geschrieben, also spätestens um Mitte Juni, und bald darauf schließt sich der letzte, der kurz vor der Rückkehr liegt, an. Nach alledem ist absolut sicher, daß Goethe die Zeit von Pfingsten (19. Mai) bis wenigstens Mitte Juni in Sesenheim war, und zwar ist er zwischen dem 15. und 19. Mai dort angekommen, denn am Dienstag, den 14. Mai noch hat er in Straßburg Jung-Stilling — so theilt dieser uns in seiner „Wanderschaft" mit — ans Schiff begleitet.

Außer diesen vieren ist noch ein weiterer Brief an Salzmann erhalten (Nr. 77). Man nahm bisher an, es sei der fünfte und eben vor dem letzten Wiedersehen mit Friederike geschrieben. Vor Kurzem nun hat Metz (im 2. Bande der Zeitschrift „Euphorion") ihn mit Recht an die erste Stelle gesetzt, aber ohne Grund aus ihm herauslesen wollen, daß Goethe mit der Absicht nach Sesenheim reise, das Verhältniß zu lösen. Der Brief, der zweifellos in Straßburg und zwar wohl zwischen dem 14. und 18. Mai geschrieben ist, sagt: „Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung. Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O, es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube . . . Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu." Das ist nicht die Sprache dessen, der nach Sesenheim geht, um für immer von der Geliebten Abschied zu nehmen, sondern dessen, der vor einem wichtigen Schritte steht, der hoffend Projekte macht, dann zagend an seinem Erfolge zweifelt und doch wieder entschlossen ist, zu wagen. Die Worte „bis ich Sie wiedersehe" deuten auf eine längere Abwesenheit hin; auch hätte sich Goethe, wenn er nur für einen oder zwei Tage verreist wäre, gar nicht bei Salzmann verabschieden brauchen. Daß er aber vier Wochen in Sesenheim gesessen habe mit der stetigen Absicht, das Wort der Trennung zu sprechen, um dessentwillen er hergekommen sei, eine solche Annahme ist widerwärtig und ungerecht. Das Schwanken und Zögern kann sich nur auf etwas Positives beziehen, das erreicht werden sollte. Jedenfalls hatte Goethe mit Salzmann öfters über die Zukunft ge-

sprochen: die Sache sollte und mußte durch ein offizielles Wort entschieden werden, das Verhältniß der Liebenden drängte zu einer Aussprache vor den Eltern. Dazu reist Goethe nach Sesenheim, freilich mit schwerem Herzen, denn er ahnt die Hindernisse, die sich, wenn auch die Brions einwilligten, doch von Seiten seiner Familie erheben würden. Deshalb kann er sich nicht überwinden, zu sprechen; aber er will nicht eher heimkehren, bis er es gethan: „Unserm Herrn Gott zu Ehren geh ich diesmal nicht aus der Stelle . . . Ach wenn alles wäre wie's seyn sollte, so wären Sie auch da.“ Das bedeutet doch, daß Salzmann, wenn alles gut wäre, hätte (um Pfingsten?) zum Besuche herüberkommen sollen? Aber die Sache geht nicht vorwärts. „Hier sitz ich zwischen Thür und Angel“, heißt es im nächsten Briefe, und es folgen Reflexionen über den Genuß des Heute, den uns der Blick in die Zukunft trübt. Und als schon vier Wochen seit seiner Ankunft verstrichen sind, schreibt er: „Ich komme oder nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen wenn's vorbey ist als jetzt . . . Es ist schwer gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädgen-Natur annehme.“ Im letzten Briefe bittet er um Geld, weil er sonst nicht heimkehren könne: „Nun wäre es wohl bald Zeit daß ich käme . . .“ Er scheint also seinem Vorhaben gerecht geworden zu sein, und wir dürfen vermuthen, daß ein Brief mit genaueren Mittheilungen vorangegangen, uns aber nicht erhalten ist. Goethe hat erreicht, was er in Sesenheim wollte, aber er verzweifelt an der Zukunft. „Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirckel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet; Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sinds, sie sinds! Ich fühl es lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! Die Zugabe! die uns das Schicksal zu ieder Glückseeligkeit drein wiegt! . . . Machen Sie sich auf ein abentheuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlich begreifen könnte, gefaßt.“ Hätte es sich überhaupt um eine Trennung von Friederike, einen Abschied aus diesen „Feengärten“ gehandelt, so würde ihm die Erinnerung wohl sehnend Leid und bittere Reue, nicht aber „Grillen“ gebracht haben; Grillen und Sorgen jedoch

mußte er von einer nüchternen Erwägung der Zukunft erwarten. Das ist die einzig haltbare Interpretation der Briefe.

Mit ihnen ist nun erschöpft, was wir Zuverlässiges über Sesenheim wissen; und das war klarzustellen, bevor eine Beurtheilung der Lieder versucht wird. Es war besonders nothwendig, weil so Manches „sicher" genannt wird, was eigentlich die willkürlichste Vermuthung ist. Ein kurzes Beispiel mag genügen. In „Dichtung und Wahrheit" wird von einem Besuche der Frau Brion mit ihren Töchtern in Straßburg erzählt — natürlich ohne jede Zeitangabe. Düntzer aber weiß, daß das in der ersten Hälfte des Juli gewesen sei, denn „es läßt sich kaum eine andere Zeit finden", und Siegmar Schultze nimmt das in seine Erzählung auf; Metz wiederum hält es für unmöglich, weil die Frau Pfarrer in den Tagen der Getreideernte zu Hause unentbehrlich gewesen wäre, und sieht den ganzen Besuch als Erfindung an; Elster hingegen*) weiß sicher, daß die Reise in den Winter gefallen sei. Noch schlimmer steht es um die Ansetzung der Besuche Goethes in Sesenheim. Düntzer rechnet ihrer etwa zehn heraus, Schultze weiß von einem „dritten, längsten und schönsten Besuch" von Ende März bis Mai zu erzählen — Alles ohne den Schatten eines Beweises. Frei von solchen Vorurtheilen ist eigentlich nur Weißenfels, der in seinem klar und sachlich geschriebenen Buche „Goethe in Sturm und Drang" diese Fragen, leider nur mit kurzen Worten, berührt. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß Sesenheim bloß vier Meilen von Straßburg entfernt und zu Pferde in $2^1/_2$ bis 3 Stunden bequem zu erreichen ist. Goethe sagt selbst: „Die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr. Es war so leicht mit der Diligence nach Drusenheim zu fahren" u. s. w. Das verbietet doch alle Zählungen. Ja, für lange Wochen wäre es wohl berechtigt, die Besuche Goethes in Straßburg und nicht die in Sesenheim zu zählen; das lassen die Worte in „Dichtung und Wahrheit" vermuthen: „Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen" und „da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war."

Nunmehr zu den Liedern. Zu denen, die sicherlich aus dieser Zeit stammen, gehört vor allen das herrliche „Mayfest";

*) In seinem fein empfundenen Aufsatze, Berichte des freien deutschen Hochstifts 1896. S. 16.

es athmet den ganzen Zauber des neu erschlossenen Glückes. Wahrscheinlich auch das „Heidenröslein", nur steht hier nicht fest, inwieweit es Goethes Eigenthum ist. Ganz anders ist es mit „Blindekuh" und „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg". Sie gehören jedenfalls zusammen. Eckermann setzte das letztere in die Sesenheimer Zeit, und Goethe hat ihm nicht widersprochen. Am 12. März 1828 äußerte Goethe sich über die heutigen, jungen Gelehrten, bei denen von gesundem Sinne und Freude am Sinnlichen keine Spur sei; wer in seinem 20. Jahre nicht jung sei, wie solle der es im 40. sein? Und dann berichtet Eckermann weiter: „Goethe seufzte und schwieg, Ich dachte an die glückliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welche Goethes Jugend fiel. Es trat mir die Sommerluft von Sesenheim vor die Seele, und ich erinnerte ihn an die Verse

„Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen."

Ach, seufzte Goethe, das waren freilich schöne Zeiten." Gehört das Lied nach Sesenheim, so müßte man es auf Friederike beziehen, deren Herz er sich „beim Spiele gewann". Das ist aber nicht möglich, weil diese tändelnde Lustigkeit, dieses schäferhafte Spiel mit Dorilis weder zu der Stimmung der innigen, tief empfundenen noch der von überströmender Heiterkeit und Frische erfüllten Lieder aus Sesenheim paßt. Und darum fällt es höchstwahrscheinlich in die Frankfurter Zeit. Man sollte allerdings nicht zu großes Gewicht darauf legen, daß sich in einem Frankfurter Briefe an Gottlob Breitkopf vom August 1769 (Nr. 56) ein Motiv des Gedichtes wiederfindet: „Mann mag auch noch so gesund und starck seyn, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg so geschwind wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchslein, wird nach und nach sich erholen." — Wir dürfen ferner von dem Bruchstücke der sogenannten „Elegie" (Ein zärtlich jugendlicher Kummer) absehen, das wahrscheinlich im März oder April 1771 gedichtet, aber doch nicht mit Gewißheit zu datiren ist. Und so bleiben uns jene vielbesprochenen 11 Lieder übrig, von denen Heinrich Kruse zehn nach schriftlicher, eines nach mündlicher Ueberlieferung 1835 bei Sophie Brion aufgezeichnet hat.

Die Echtheit dieser Gedichte ist viel umstritten, und in neuerer Zeit haben sich darüber am eingehendsten Bielschowsky (im 12. Bande des Goethejahrbuches), Düntzer (in den „Grenzboten" von 1892, 1. Quartal, und in seiner Schrift „Friederike Brion" 1894) und Weißenfels (in seinem oben genannten Buche) ausgesprochen. Ihre

Ansichten fordern in manchen Punkten zum Widerspruche auf und sollen im Folgenden erwogen werden.

Zunächst ein Wort von der Ueberlieferung. Im September 1835 fand Heinrich Kruse bei Sophie Brion in Niederbronn „Kleinigkeiten, die sie von Goethes Hand zufällig übrig behalten" sowie Lieder, die von Friederikens Hand geschrieben sein sollten („Kleine Blumen, kleine Blätter"; „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle"; „Nun sitzt der Ritter an dem Ort") und das „von nachlässig verstellter Hand geschriebene Gedicht „Erwache Friederike". Wie der hochbetagte Heinrich Kruse mir freundlichst mittheilt, hat er die Lieder „mit gewissenhafter Treue abgeschrieben. Alle dagegen erhobenen Zweifel sind nichtig." Auch im Jahre 1878 hat er in der „Deutschen Rundschau" und 1894 in der „Deutschen Revue" Auskunft über seinen Besuch in Sesenheim gegeben. Ob ihm Originale vorgelegen haben, ob die Schriftzüge denen Goethes mehr oder minder ähnlich waren — das ist unentscheidbar, denn der junge Kruse konnte sich in diesem Punkte irren; an seiner Versicherung aber, daß er gewissenhaft abgeschrieben habe, dürfen wir nicht im mindesten zweifeln. Die Kruse'sche Ueberlieferung, die in Hirzel-Bernays' „jungem Goethe" gedruckt ist, muß als die älteste und zuverlässigste gelten. — Anderthalb Jahre später, am 9. März 1837, schreibt August Stöber über die „längstversprochenen, noch ungedruckten Gedichte Goethes" an Gustav Schwab: „Was die Gedichte von Goethe betrifft, so habe ich sie aus den Originalen, die in den Händen der in Niederbronn wohnenden jüngsten Schwester der Friederike, mit diplomatischer Genauigkeit abgeschrieben. Es sind viele Abschriften davon verbreitet. Wenn Sie dieselben im Morgenblatt oder im Musenalmanach wollen abdrucken, so nennen Sie aber nicht etwa meinen Namen als Mittheiler . . . Außer den vier mitgetheilten waren noch 2 andere da, die aber gedruckt sind, Willkommen und Abschied und Mit einem gemahlten Band." Diese Nachricht, die den Herausgeber des Musenalmanachs zu der Bemerkung veranlaßte „Aus dem Original mitgetheilt", ist uns erst 1894 aus dem „Jahrbuche für die Geschichte des Elsaß" (X, 106) bekannt geworden; sie steht in schroffem Gegensatze zu den Worten, mit denen Stöber den zweiten Abdruck der Lieder in seiner Schrift „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, Basel 1842" begleitete: „Diese Gedichte, die ich 1838 schon im Musenalmanach von Chamisso und G. Schwab mittheilte, waren im Besitze von Sophie Brion, Friederikens

jüngster Schwester; die Originalien kamen ihr abhanden; allein sie versicherte, die Abschriften seien getreu." Gegenüber solchen Widersprüchen ist das größte Mißtrauen am Platze: entweder Stöber wußte nicht, was man unter einem Original versteht, oder er hat phantasirt. Nun enthält seine Abschrift dieselben Lieder wie die Kruse'sche, nur das Lied „Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen" (siehe unten Seite 434) fehlt. In demselben Jahre 1837 aber ist gerade dieses in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" vom 5. Januar unter den „Briefen aus Elsaß und Lothringen" erschienen. Es heißt da, daß eine Schwester Friederikens im Besitze der Lieder sei und sie auch bereitwillig zeige. Bereits seien andere Leute darauf bedacht, sie zu veröffentlichen. „Da ich ihnen nicht weiter vorgreifen mag, beschränke ich mich hier auf die Mittheilung eines einzigen noch ungedruckten Gedichtes. Das Manuskript ist von Goethe selbst geschrieben und von Saarbrücken aus an seine Geliebte in Sesenheim gerichtet: Wo bist Du itzt u. s. w." Nimmt man nicht den sonderbaren Fall an, daß gerade unmittelbar vor Stöber ein anderer dieses Lied und zwar bloß dieses abgeschrieben und veröffentlicht und dann das Original für sich behalten hat, so muß die Publikation auf Stöber zurückgehen; der sonstige Inhalt der Briefe aus „Elsaß und Lothringen" weist ja ebenfalls auf die Brüder Stöber hin, und auch die Bitte um Verschwiegenheit ist damit erklärt. Also kann man Stöbers späteres Eingeständniß, daß es sich nicht um Originale, sondern um Sophiens Abschrift gehandelt habe, getrost auf dieses Lied ausdehnen. Von diesen Kopien Stöbers nun weicht diejenige Kruses bedeutend ab: in dem Liede „wo bist du itzt" hat Kruse die ungewöhnliche und deshalb zu bevorzugende Lesung „Still überall ist Stadt und Feld", wo Stöber das farblose „Wald und Feld" bietet. Auch offenbare Mißverständnisse im Texte der andern Lieder lassen die Stöbersche Fassung sehr gegen die andere zurücktreten: sie hat das häßliche „Du wolltest doch nicht säumen" statt „Dich", den unmöglichen rührenden Reim „träumend: träumend" statt „träumend: reimend" u. A. m. Ob freilich diese Fehler der Sophie Brion oder Stöber zur Last fallen, läßt sich nicht entscheiden. Gegen die „diplomatische Genauigkeit" des damals bereits 29jährigen Gelehrten wird man doch etwas mißtrauisch, wenn man liest, wie er eine und dieselbe Vorlage heute für ein Original des 21jährigen Goethe und morgen für die Abschrift der achtzig Jahre alten Sophie erklärt! Jeden=

falls erweisen die Varianten der Stöberschen Ueberlieferung, daß sie den Originalen ferner steht als der Text Kruses, und sprechen — wofern man nicht an Abschriften erster und zweiter Hand denken will, — mit Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieser aus den Originalen geschöpft hat. — Die Kenntniß einer dritten Ueberlieferung verdanken wir P. Th. Falck. In seiner Schrift „Friederike Brion" hat er im Jahre 1884 einige Lieder von Jacob Michael Reinhold Lenz mitgetheilt, die dessen Freund und Seelsorger Michael Jerzembsky von Originalen des Dichters soll abgeschrieben und gesammelt haben. Unter diesen Liedern sind drei, die auch bei Sophie Brion entdeckt sind: „Ach bist Du fort?", „Wo bist Du itzt, mein unvergeßlich Mädchen" und „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" (siehe unten Seite 432, 434, 428). Da Lenz nach Goethes Fortgang in Beziehung zu Friederike gestanden hat, so wäre dieser zwiefache Fundort für die Autorschaft Lenzens unter normalen Umständen beweisend. Solche liegen aber keineswegs vor, denn einmal ist sehr wohl möglich, daß Lenz, der bekanntlich nach Goethes Dichtungen haschte und keinen größeren Ruhm kannte, als mit ihm verwechselt zu werden, in Sesenheim einige Goethesche Lieder abgeschrieben und zusammen mit den seinigen verwahrt hat. Zweitens sprechen die inneren und gewichtige äußere Gründe entschieden dafür, daß das dritte Lied „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" Goethe angehört; endlich macht Jerzembsky's Text des Liedes „Ach bist du fort", das jedenfalls von Lenz stammt, einen so unmöglichen Eindruck, und die Bemerkungen und Anordnungen der übrigen „Sesenheimer Lieder" Lenzens in der Jerzembskischen Abschrift sind so haltlos, daß diese Ueberlieferung in jeder Hinsicht nur mit größtem Mißtrauen aufzunehmen ist — ganz zu schweigen davon, daß die Schicksale der Abschriften Jerzembskys von dessen Tode (1801) bis auf ihren Uebergang an Falck (1866) sehr dunkel sind. Aus allen diesen Gründen — zum Theil werden sie noch erörtert werden — ist diese dritte Quelle für uns von geringem Nutzen; der Kruse'sche Text ist und bleibt der maßgebende.

Was aber ist aus Kruses Ueberlieferung betreffs der Originalität der Vorlage zu gewinnen? Es ist fast allgemein anerkannt und wird im Folgenden erhärtet werden, daß eines der Sesenheimer Lieder („Ach bist du fort?") sicherlich Lenz zum Verfasser hat. Wie kann man damit vereinbaren, daß Kruse nur Goethes und Friederikens Schriftzüge unterschieden und gerade dieses Lied in Goethes Handschrift gesehen haben will? Es läßt sich als möglich zuge-

stehen, daß Kruse Lenzens Handschrift für diejenige Goethes nehmen konnte: beide sind in der That einander nicht so ganz unähnlich, und wenn man Lenzens sonstiges Gebahren berücksichtigt, könnte man sogar an eine bewußte Nachahmung der Schriftzüge Goethes denken; war doch wohl nicht durch Zufall die „Freundin aus der Wolke" in der „Iris" zuerst mit Goethes Chiffre unterzeichnet. Bielschowsky meint sogar, daß alles, was Sophie und Kruse als Goethes Handschrift erschien, diejenige Lenzens gewesen sei; eigentlich muß er damit auch annehmen, daß Friederike ein zweifellos Goethesches Lied wie „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde" in Lenzens Abschrift und daneben „Kleine Blumen, kleine Blätter" in ihrer eigenen Abschrift sollte bewahrt und ihrer Schwester vermacht haben. Denn daß das letztere von Friederikens Hand geschrieben war, ist gut bezeugt: Sophie Brion wird doch die Schrift ihrer Schwester gekannt haben. Freilich glaubt Bielschowsky, Sophie habe niemals Originale von Friederike besessen, sondern nur eigne Abschriften; aber einmal liegt kein Grund vor, sie der Fälschung zu zeihen, und ferner spricht dagegen folgende Thatsache: während Kruse zweierlei Handschriften sah, die er deutlich als die Göthes und Friederikens unterschied, fand Stöber bloß Abschriften von Sophie vor. Es sind statt der zehn nur acht Lieder, und der Text weicht von dem Kruses ziemlich stark ab, sogar in dem Liede „Nun sitzt der Ritter an dem Ort", das nach Kruses Angabe von Friederike geschrieben war. Nach Bielschowsky also müßte Sophie ihre eigenen Abschriften kopirt und dabei Aenderungen gemacht haben. Das ist doch allzu gesucht. Und dann ein anderes wichtiges Moment. Wenn Sophie sich Abschriften nahm, so mußte sie wissen oder doch vermuthen, daß die Originale ihr „abhanden kommen" könnten, und mußte Werth auf sie legen; und warum sind sie gerade zwischen September 1835 und Anfang 1837 „abhanden gekommen"? Es ist doch nur zu begreiflich, daß man, sobald von den Liedern etwas ruchbar ward, von manchen Seiten (vielleicht waren es nicht nur Autographensammler!) darauf fahndete und auch wohl hohe Angebote dafür machte. Ob Sophie sie verkauft hat, oder ob sie, wie Lucius erzählt, durch einen Vikar aus dem Bärenthal, Namens Spohr, darum gebracht worden ist, werden wir schwerlich je erfahren; jedenfalls erweist das „Abhandenkommen" im Verein mit der Abschrift Sophiens und den Berichten Kruses als sicher, daß man von verschiedenen Seiten in mehreren Stücken die Handschrift Goethes vor sich zu haben glaubte, und so darf es als wahrscheinlich gelten, daß es entweder wirklich Goethes

Schrift war, oder daß doch zum mindesten eine, sei es beabsichtigte oder unbeabsichtigte, Aehnlichkeit mit den Schriftzügen Goethes bestand.

Wie aber soll man es erklären, daß von jener männlichen Hand, die Kruse für die Goethes hielt, sowohl dessen als auch Lenzens Verse geschrieben waren? Drei Möglichkeiten giebt es. Zunächst ist ja denkbar, daß Lieder von Goethe und (mindestens eines) von Lenz theils von Friederikens, theils von einer andern (männlichen) Hand aufgezeichnet worden seien, und die letztere habe man späterhin für die Goethes gehalten. Mochten diese Lieder von den Originalen abgeschrieben oder nach Friederikens Erinnerung fixirt sein — jedenfalls würde so erklärt werden, daß Kruse keinen Unterschied zwischen den Handschriften von Goethes und Lenzens Dichtungen wahrgenommen hat. Aber diese Deutung ist gekünstelt, zumal Goethe 1779 an Charlotte von Stein von Liedern berichtet, die er ehemals in Sesenheim gestiftet und nun wiedergefunden habe. Eine zweite Möglichkeit ist: Lieder von Goethe und (mindestens eines) von Lenz sind theils von des letzteren, theils von Friederikens Hand abgeschrieben worden; Lenzens Hand hat man nachher für die Goethes gehalten, die ihr vielleicht als Vorbild gedient hatte. Gegen eine solche Deutung müßte man aber einwenden: es ist wenig plausibel, daß Lenz und Friederike miteinander Goethes Lieder sollten aufgezeichnet haben, zumal ihnen die Originale doch genügen konnten. So bleibt als das Wahrscheinlichste dieses: Lieder, die Goethe und (mindestens eines, das) Lenz für Friederike gedichtet, sind von ihr theils im Original bewahrt, theils abgeschrieben; der Unterschied von Lenzens und Goethes Hand ist nicht so groß gewesen, daß er Kruse aufgefallen wäre. Auch ist sehr wohl begreiflich, daß Lenz sich Goethesche Lieder in Sesenheim abgeschrieben habe — es entspricht seiner schwärmerischen Verehrung für den Freuud durchaus; man braucht daraus gar nicht mit Düntzer*) folgern, daß er sich in Rußland später selbst für den Dichter dieser Lieder gehalten hat.

Die Kritik der Ueberlieferuug also hat ergeben: die Abschrift Kruses ist der einzige zuverlässige Text. Daß sie zu einem Theile unmittelbar von den Originalen genommen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, ist aber wahrscheinlich. Bei keinem Gedichte liegen äußere Gründe gegen Goethes Autorschaft vor; bei

*) Beilage zur allgemeinen Zeitung 1891 Nr. 252.

dem Liede „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" (daß es auch in Lenzens Nachlasse gefunden ist, kann nicht befremden) spricht mit großer Wahrscheinlichkeit für Goethe, daß es nach Kruses Angabe von Friederikens Hand geschrieben war, denn das gilt sonst bloß von den beiden Gedichten, die auf das Verhältniß der Liebenden das klarste Licht werfen*) und noch von Niemandem Goethe abgestritten sind: „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle" und „Kleine Blumen, kleine Blätter." Mit Sicherheit aber lassen sich aus äußeren Gründen nur die beiden Lieder für Goethe in Anspruch nehmen, die er selbst später in die Sammlungen aufgenommen hat.

So bleiben uns als Kriterium nur innere Gründe. Wir wollen die einzelnen Lieder der Reihe nach prüfen und dabei nicht nur die Frage der Echtheit erwägen, sondern auch feststellen, was sich aus ihnen für die Geschichte des Verhältnisses zu Friederike ergiebt. Sie sprechen frisch die Empfindung des Augenblicks aus und sind zuverlässige Zeugen der Situation, der sie entspringen. Vor allen die beiden Gedichte, die nachher in den Sammlungen gedruckt sind, zeigen das deutlich: das Erlebniß, das sie veranlaßt hat, blieb — vielleicht gerade dank diesen Liedern — in Goethes Erinnerung lebendig und ward später in „Dichtung und Wahrheit" geschildert.

Von dem ersten der beiden, „Willkommen und Abschied", sind in der Sesenheimer Ueberlieferung nur zehn Verse enthalten. Diese sowie der erste Druck des Ganzen in der „Iris" vom März 1775 weichen bedeutend von der in den „Gedichten" erscheinenden Fassung ab.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hieng die Nacht:
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Wie ein gethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel
Schien schläfrig aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;

*) Bielschowsky findet es auffällig, daß Friederike gerade diese beiden Lieder nicht im Original besaß; vielleicht hatte sie aber gerade diese nach der Lösung des Verhältnisses an Goethe zurückgesandt.

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Ich sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und ieder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küssen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du giengst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Die beiden ersten Strophen geben genau die Situation, die in „Dichtung und Wahrheit" (III, 8) geschildert ist: „So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich; ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen." Trotz aller Versuche ist eine Datirung aus dem Wortlaute des Liedes nicht zu gewinnen. Daß die in „Dichtung und Wahrheit" gegebene Kombination mit anderen Erlebnissen, z. B. mit des Professors Aufforderung an die Studenten, sie sollten eine Ferienreise machen, nicht auf die Wirklichkeit übertragen werden darf, ist schon hervorgehoben. Es liegt gar kein Grund vor, hier von einem „Frühjahrsbesuche" zu reden. Soll etwa die „Frühlingsstimmung" durch die Worte bewiesen werden „ein rosenfarbes Frühlingswetter lag auf dem lieblichen Gesicht"? Bielschowsky weiß sogar den Tag der Abfassung. In dem Liederverzeichnisse der Schweizer Freundin Goethes, der Bäbe Schultheß, finden sich hintereinander die Sätze: „Den ××× Abend. Mir schlug das Herz . . ." Die drei Kreuze sollen, obschon alle anderen Daten dort mit arabischen Ziffern und wörtlicher Monatsangabe bezeichnet sind, den 30. März 1771 bedeuten! Düntzer hat die Haltlosigkeit dieser Erklärung damit erwiesen, daß wir es gar nicht

— wie es nach der willkürlich geschaffenen Numerirung in der Weimarer Ausgabe scheinen könnte — mit zwei zusammengehörigen Sätzen zu thun haben. Meiner Vermuthung nach bedeuten die drei Kreuze, wie es in vielen Gegenden üblich, die heiligen drei Könige, und somit ist hier der Titel des im Jahre 1781 gedichteten Epiphaniasliedes gemeint. „Willkommen und Abschied" mag ebensowohl im Oktober oder November als im Frühling entstanden ein. Man hat eingewendet, der Bund der Liebenden wäre damals gewiß noch nicht durch Küsse besiegelt worden. Welcher Philister aber will das beweisen? Wohl nur ein solcher, der den Fluch der Lucinde als historische Thatsache ansieht, und der nicht glaubt, daß Goethe schon im ersten Briefe an Friederike scherzhaft auf einen Kuß anspielt. Uebrigens ist gar nicht sicher, ob nicht das Motiv vom Abschiede mit seinen Küssen erst etwas später hinzugekommen ist: es fällt doch auf, daß sich in Sesenheim nur die ersten zehn Verse gefunden haben. Jedenfalls bezieht sich das Gedicht in seiner früheren Gestalt auf den Abschied nach einem bestimmten Besuche in Sesenheim. Daß Friederike die Scheidende sei, braucht wegen des „du giengst, ich stund" nicht angenommen werden. Ich denke mir, Friederike hat den Geliebten bei seiner Rückkehr nach Straßburg ein Stück Weges begleitet; dann geht sie, er sieht ihr nach mit Schmerze — und doch, welch Glück, geliebt zu werden! Nur von seinem Schmerze ist die Rede. An einen letzten Abschied — wie Düntzer will — ist gar nicht zu denken: matt wären da die Worte „wie bedrängt, wie trübe!" und raffinirt und unpoetisch der Schluß des Ganzen. Aber ein Körnchen Wahrheit ist doch in der Ansicht Düntzers: Goethe hat nämlich in der letzten Fassung die Schlußstrophe in dem Sinne geändert, daß das Gedicht neben der ursprünglichen, engeren Beziehung eine weitere auf das ganze Verhältniß zu Friederike andeutet. Nun ist sie es, die schmerzvoll dem Scheidenden nachschaut; großes Leid hat er angethan — und doch, welch Glück, geliebt zu werden und zu lieben! Hier klingt leise ein Gedanke an, wie er im letzten Briefe an Salzmann ausgesprochen ist: „Als Knab pflanzte ich ein Kirschbäumgen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude es blühen zu sehen, ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüthe und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen, eh ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr warens die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Meelthau, und doch wenn ich Meister über einen Garten

werde, pflanz ich doch wieder Kirschbäumgen; trotz allen Unglücksfällen gibts noch so viel Obst, daß man satt wird." Und nicht nur durch diese Erweiterung des Hauptmotives, sondern auch im Einzelnen hat das Gedicht, eine so interessante Entwicklung erfahren, wie kaum ein anderes. Ein schönes Motiv wird eingeführt mit den Worten: „Doch ach, schon mit der Morgensonne Verengt der Abschied mir das Herz"; die allzu scharfe Hervorkehrung des Vergleiches wird gemildert und der Ausdruck präciser („ein aufgethürmter Riese" statt „wie ein gethürmter Riese"); kraftvolle Ruhe tritt an die Stelle stürmender Wildheit (Vers 14. Doch frisch und fröhlich war mein Muth; in meinen Adern welches Feuer! in meinem Herzen welche Gluth! Vers 2. Es war gethan fast eh gedacht.) So gewinnt das Gedicht seine vollendete innere und äußere Form. Minor und Sauer in ihren „Studien zur Goethephilologie" waren allerdings der Ansicht, daß die Schilderungen der Natur (der Abend wiegte die Erde, die Winde schwangen leise Flügel) verunglückt seien; damit aber haben sie keinen Beifall gefunden. Ebensowenig kann ich mit ihnen in dem Gedichte auch nur eine Spur der sogenannten „Anakreontik" entdecken, wofern man mit diesem viel mißbrauchten Schlagworte z. B. den matten, unwahren, philiströsen Ausdruck des Gefühls und andere wirklich treffende Charakteristika der sogenannten Anakreontiker bezeichnen will, nicht aber das, was sich bei ihnen und zugleich bei vielen früheren, gleichzeitigen und späteren Dichtern findet, und wozu Begriffe wie Freude, Küsse, Wonne, jung, lieblich, munter und ähnliche gehören.

Ganz anders liegt die Sache bei dem zweiten der in die „Gedichte" aufgenommenen Lieder, „mit einem gemalten Bande". Es vereint die Vorzüge jener Gattung in sich und wird mit Recht eine Blüthe der Anakreontik genannt. Des Zephyr Flügel, die jungen Liebesgötter, Rosenbänder — das ist der Apparat des zierlichsten Rokoko. Und dabei ist das Lied in Stimmung und Form einfach, wahr und klar. So ist es zum Volksliede geworden und hat die guten und bösen Schicksale eines solchen redlich erfahren. Vor Kurzem haben Erich Schmidt und Friedländer in „Herrigs Archiv" die lehrreichen und ergötzlichen Wandlungen nachgewiesen, die das Volk redigirend mit ihm vorgenommen hat. Aber nicht nur über die späteren Erlebnisse dieses Liedes wissen wir Bescheid. Wir können bei ihm, mit besserem Rechte als bei dem vorigen, auch eine Vermuthung über die Entstehungszeit äußern. Nicht etwa,

weil es in der ersten Fassung anstatt „einen Blick, geliebtes Leben!“ heißt

„Einen Kuß! geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung“,

und weil, wie Bielschowsky meint, „nach dem Weihnachtsbesuch wohl sein Liebesgefühl schon so hoch gesteigert war, daß es die Wärme dieses Liedes erklären könnte“, sondern aus einem ganz andern Grunde. In den Sesenheimer Aufzeichnungen lauten die beiden folgenden Strophen:

Schicksal segne diese Triebe
Laß mich ihr und laß Sie mein
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein.

Mädchen das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand.
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband.

Wir haben erwiesen, daß die Briefe an Salzmann mit ihren schwankenden Stimmungen sich nicht auf eine Lösung des Verhältnisses beziehen, sondern auf eine offizielle Aussprache, die es fester knüpfen sollte. In den beiden Strophen hört man jenen Ton der Ueberlegung leise wiederklingen. Es ist nicht die Gluth neu erwachender Liebe, die Alles bezwingt und von der Zukunft nur als Ewigkeit weiß. Freilich muß man ja etwas von dieser kühlen Ruhe auf Rechnung der durch das Geschenk gegebenen Pointe setzen, aber ganz läßt sie sich doch nicht wegdisputiren. Und so wird die Entstehung des Liedes nicht vor Mai anzunehmen sein. Damit kommt überein, daß es auch in „Dichtung und Wahrheit“ in spätere Zeit, in die Periode einer etwas kühleren Stimmung gesetzt wird.

Diese beiden Lieder würde man, auch wenn sie nicht in die Sammlungen aufgenommen wären, mit Gewißheit für Goethe in Anspruch nehmen können, weil die Situation, der sie ihre Entstehung verdanken, in „Dichtung und Wahrheit“ geschildert ist. Ganz sicher auch scheint mir das zu sein bei einem Liede, das Goethe vielfach abgesprochen worden ist, das ich aber durchaus Goethesch finde und ihm zudem aus den genannten äußern Gründen nicht nehmen lasse.

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, liebe Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.

Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gesottner Eier
Und einem Stück gebacknen Fisch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falber stolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche findt.

In der Falck'schen Ueberlieferung findet hier sich das Datum „4. September 1772" hinzugefügt; das muß aber ein Zusatz von Jerzembskys Hand seiu, weil er weder für Lenz noch für Goethe irgendwie passen könnte. — Gegen Goethes Autorschaft hat Bielschowsky zweierlei einzuwenden: einmal metrische Härten, nämlich den Wechsel der Reimfolge und des Reimgeschlechtes sowie die Ueberlänge des vorletzten Verses; ferner das zweimalige unpoetische „ziemlich". Den ersten Einwand hat Düntzer widerlegt, indem er auch in anderen, und zwar gedruckten Gedichten Goethes ganz ähnliche Unregelmäßigkeiten aufgezeigt hat. Solcher Entgegnung hätte es gar nicht einmal bedurft, da wir es hier mit einigen schnell hingeworfenen Versen zu thun haben, die gar nicht gefeilt worden sind und darum eine ganz andere Beurtheilung verlangen. Und daß mit dem „ziemlich" und „wahrlich ziemlich" ein Scherz beabsichtigt ist, bedarf wohl nicht der Erwähnung, denn wer auch nur eine ganz geringe Begabung zum Versemachen hat, dem ist solch ein Ausdruck im Ernste nicht zuzutrauen. Ich glaube, Goethe selbst gebrauchte in der Rede gern das Wort „ziemlich"; in auffälliger Weise erscheint es zweimal hintereinander in den Sesenheimer Briefen: „Nun gehts freylich so ziemlich gut, der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst." Vielleicht hatten die Schwestern ihn damit geneckt, und er antwortet nun mit einem Scherze. Es giebt kein leichteres und natürlicheres Gedicht als dieses; der viel schwereren Mache Lenzens entspricht es gar nicht. Man muß es nur richtig auffassen: Skandiren und Silbenzählen macht in diesem Falle nicht selig, und so ganz ohne jeden Humor und Geschmack mird man glücklicherweise mit Goethe nicht fertig. Die Situation ist in „Dichtung und Wahrheit" genau erzählt: „Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sei, versicherte mich, die Frauenzimmer seien eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht, denn ich hätte gewünscht der einzige zu sein. Ich eilte nach, um wenigstens so spät noch als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thüre sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert, aber ich

war es, als Friederike Olivien ins Ohr sagte, so jedoch, daß ich's hörte ‚Hab ich's nicht gesagt? Da ist er!‘ Sie führten mich ins Zimmer und ich fand eine kleine Kollation aufgestellt ... Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frei und heiter ....“ Man braucht blos hinzuzufügen, was in den Worten Friederikens schon liegt: „Da ist er! Hab' ich's nicht gesagt? Er kommt doch heute nach Sesenheim!“ Und wahrscheinlich fiel dazu die neckende Bemerkung, daß er sich wohl sehr müsse gesehnt haben, sonst wäre er nicht bei dunkler Nacht herausgeritten. Auf solche Scherze antwortet Goethe in launigen Versen, es sei ihm nicht gar so eilig gewesen, und mit dem Abenteuer, das er so gemütlich ende, sei es nicht so gefährlich, denn des Weges nach Sesenheim sei er ganz sicher. Die mir bis jetzt bekannt gewordenen Erklärungen (von Düntzer, Metz, Weißenfels, Bielschowsky u. A.) gehen alle von dem Vorurtheil aus, Goethe habe im Auftrage der Schwestern einen Ritt gemacht und sitze nun in einem fremden Orte in der Wirthsstube. Aber wie sollen da die Worte „und seine Seele nicht geschwinder“ gedeutet werden? Etwa sentimental in dem Sinne, daß er an Friederike zurückdenke? Dazu würde die vergnügte Stimmung der zweiten Strophe nicht passen. Ebenso unbegreiflich ist, wie man die Schlußworte hat mißverstehen können. Sie wollen doch nur sagen: Der Weg ist mir so vertraut, wie nur denkbar, wie dem Küster der Weg zur Kirche; daraus mit Düntzer auf die Dunkelheit des frühen Morgens und ferner auf die Winterzeit zu schließen, ist ganz unmöglich, denn die Voraussetzung der Dunkelheit würde doch die Hyperbel gerade abschwächen. Auch die Anrede „liebe Kinder“ ist echt Goethesch. Dem ganzen Tone und der Pointe nach wird sich das Lied wohl auf einen der ersten Besuche in Sesenheim beziehen.

Durchaus sicher auch ist mir Goethes Verfasserschaft bei dem Liede

Balde seh ich Rickgen wieder
Balde bald umarm' ich sie
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süßten Melodie.

O wie schön hats mir geklungen
Wenn Sie meine Lieder sang
Lange hab' ich nicht gesungen
Lange liebe Liebe lang.

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen
Wenn mein Mädchen mir entflieht
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied.

Doch jetzt sing ich und ich habe
Volle Freude süß und rein
Ja ich gäbe diese Gabe
Nicht für aller Klöster Wein.

Kein Lied könnte der Art Lenzens mehr entgegen sein als dieses. Wo der von Liebe und Sehnsucht singt, ist er entweder gramvoll und kummerschwer oder pointirt, gesucht; die liebenswürdige Heiterkeit und Frische mangelt ihm. Auch kennen wir von ihm keine Strophe, die wie dieses Lied zum Gesange herausfordert. Es ist die treffendste Bestätigung der Worte in „Dichtung und Wahrheit“: „Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter.“ Was aber wird gegen Goethe geltend gemacht? Bielschowsky sagt „Wohin man das Lied, wenn man es Goethe zuspricht, legen sollte, kann ich ebensowenig sehen, wie bei den vorhergehenden. Weder wissen wir von einer solchen Trennung, wie sie das Gedicht im Auge hat, noch können wir uns vorstellen, daß Goethe eine solche Trennung als Flucht bezeichnet hätte.“ Die Worte „wenn mein Mädchen mir entflieht“ auf eine wirkliche Flucht zu deuten, ist wahrlich nicht poetisch gedacht; und will man aus ihnen entnehmen, daß Friederike eine Zeit lang von Sesenheim fort war, so kann das irgendwann zwischen Mitte Oktober 1770 und Mitte Mai 1771 gewesen sein. Wahrscheinlich war es Anfang Mai 1771: das lehrt ein anderes später zu besprechendes Lied („Wo bist Du itzt?“). Ferner behauptet Bielschowsky, daß „tiefe Schmerzen“ bei Goethe undenkbar wären: 29 mal komme in den Gedichten der Hirzel'schen Sammlung und in den Liedern des ersten Bandes der Gesammtausgabe „Schmerz“ vor, davon 27 mal ohne Epitheton, einmal mit „stet“, einmal mit „wonnevoll“. Wenige werden einer solchen Behauptung Geschmack abgewinnen; übrigens ist sie von Düntzer durch den Vers der Mignon „fühlt' ich tiefen Schmerz genung“ noch dazu als unrichtig erwiesen worden. Auch an den Worten „Und der wahre Gram im Herzen geht nicht über in mein Lied“ finde ich nichts auszusetzen: es liegt weder ein „Gegensatz zu erdichtetem Gram“ darin, noch ist es „eine weniger gelungene Wendung“, sondern ein einfacher und wahrer Ausdruck der Stimmung, dessen Sinn und Form bei Lenz unmöglich wäre. „Mich schmerzt es tief, daß ich mein Mädchen nicht habe; vor Freude kann ich da nicht singen. Andere singen ihren Gram; doch der Kummer, wie ich ihn fühle, hat im Liede keine Statt. Aber die Freude, die mir jetzt wird, jubelt im Sange, und solche Sangesfreudigkeit gäbe ich nicht für aller Klöster Wein.“ Bielschowsky nennt das einen unbrauchbaren, nur für ein Trinklied passenden Abschluß. Auffällig kann er aber nur dem scheinen, der unter jener Gabe „die Freude über die Rückkehr der Geliebten“ oder mit Düntzer „die

Freude sie wiederzusehen" versteht, und nicht die Freude am Gesang, die sich mit weinfroher Stimmung sehr wohl vereint. Auch diese spricht gegen Lenz, denn der redet vom Weine selten und dann recht doktrinär: so in seinem Liede „an die Sonne", die Mutter des Weins, oder wenn er den Rhein besingt und schon durch den Reim auf den Preis des Weins hingelenkt wird (Gedichte, herausgegeben von Weinhold, Nr. 52, 66). Und wenn auch in den Briefen, so doch nicht in seinen Liedern pflegt er von seiner Geliebten einfach als „mein Mädchen" zu sprechen, wie Goethe es so oft und gern thut. Aehnlich in der Anrede: da braucht er wohl, ohne ein Epitheton, einen Phantasienamen (Seraphine, Albertine, Doris) oder „Göttliche", „Vollkommenheit", „o du mein Leben", „Sternenkind" und dergleichen, doch „Rickgen", „Mädchen", „liebe Liebe" (wie auch „süße Lieb" in „Hans Sachsens poetische Sendung") paßt nicht zu seiner Art. Das Liedchen an die Sangesgabe mit seinem leisen Spott auf die Gramdichter ist so frisch und sangbar, die zwingende Logik im Aufbau ist mit so graziöser Leichtigkeit verbunden, daß man nicht im Entferntesten an Lenz als den Verfasser denken darf.

Bei all den bisher besprochenen Gedichten würde man auf ihn auch gewiß nie gerathen haben, wenn nicht ein anderes Lied, das sowohl aus den Sesenheimer Blättern der Sophie Brion als auch aus der Jerzembsky'schen Abschrift bekannt ist, mit Sicherheit Lenz zugeschrieben werden müßte:

> Ach bist du fort? aus welchen güldnen Träumen
> Erwach' ich jetzt zu meiner Qual?

Die Situation ist mit dem Verhältnisse Goethes zu Friederike durchaus nicht in Einklang zu bringen, und was die äußere und innere Form anlangt, so ist kaum ein Vers, den man nicht Goethe aus verschiedenen Gründen absprechen müßte. Loeper, Weinhold, Erich Schmidt, Bielschowsky haben eine Fülle von Beweisen dafür gegeben. Nur wenige Worte seien dem hinzugefügt. Vor allem ist es der stetige Wechsel zwischen Erhabenem und Lächerlichem, der Lenzens Liebesgram kennzeichnet. Den Worten:

> O laß dich doch, o laß dich doch erflehen
> Und schreib ihm einmal nur — ob du ihn liebst

vergleicht sich das (in Weinholds Ausgabe Nr. 42 erscheinende)

> Doch jetzt, ach jetzt, wer kann ihm widerstehen,
> Dem Wunsch, sich wenigstens von ihr bedau'rt zu sehen —

Und das Gedicht „auf eine Papillote, welche sie mir im Konzert zuwarf", worin Lenz seine Araminte (Cleophe Fibich) bittet, sie möge ihn mit dem Federmesser tödten,

„Ach thu's, durchbohr' mein Herz, gewiß dann wird mir besser"

erinnert stark an den Schluß unseres Liedes

„Wie? nie dich wiedersehn? -- Entsetzlicher Gedanke!
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame — für dich!"

Das Gedicht - wir müssen es übrigens zu den schlechteren Erzeugnissen Lenzens zählen — scheint zu Anfang oder Mitte Juni 1772 entstanden zu sein, denn am 3. Juni ist Friederike nach Saarbrücken gereist. Das schreibt noch an demselben Tage Lenz an Salzmann und zweifelt daran, ob er sie je wiedersehen werde — Alles stimmt genau zu unserem Liede. Ueber den Ort aber, an dem es gedichtet ist, war man bisher im Zweifel. Es heißt:

„Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Thal, im Wald, am Bach —

und hierfür haben Stöber und Falck „im krummen Bogengang."

Erich Schmidt hat schon vor langen Jahren darauf hingewiesen, daß, nie und nimmer mit dem Bogengang die Straßburger Gewerbslauben gemeint sein könnten, und daß weder Wald noch Bach noch Thal in Straßburgs nächster Umgebung zu finden seien. „Er durchirrt die Stätten, wo er sie gesehen, um dann ebenfalls weiter zu ziehen. Dunkel bleibt nur, ob er schon wieder in der Stadt ist oder sich nur die gebotene nahe Rückkehr ausmalt: dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen, er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!" Die Zweifel lösen sich aber sehr einfach, wenn man nicht mit den bisherigen Beurtheilern die heutige, sondern die ehemalige Oertlichkeit ins Auge faßt. Das Lied ist sicherlich in Fort Louis, dem Wohnorte Lenzens, gedichtet. Das war damals ein sehr hübsches, reizend gelegenes Städtchen von etwa 4000 Einwohnern, bis es 1794 von den Oesterreichern zerstört ward. In einer halben Stunde kommt man von Sesenheim an den Rhein und von dort in weiteren zwanzig Minuten nach Fort Louis: jedenfalls war das einer der schönsten und häufigsten Spaziergänge und wegen der Rheininseln damals besonders beliebt. Hier sind Wald und Bach, hier auch erklärt es sich, daß Lenz aus den Gegenden, wo er mit ihr gegangen, direkt in die Stadt zurück-

kehrt und Friederike vermißt, die gewiß oft ihre Freundinnen in Fort Louis besucht und auch ihn von Zeit zu Zeit dort getroffen hatte.

Mit diesem Liede zusammen ist in der Jerzembsky'schen Abschrift ein anderes überliefert, das ebenfalls auf eine Reise Friederikens hindeutet:

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen,
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumfirt das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Stadt und Feld. Dir nach ist sie geflogen
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Nach Kruses Mittheilung war es mit den Worten „Als ich in Saarbrücken" überschrieben, bei Stöber und Jerzembsky steht das nicht. Daß diese Bemerkung sich nicht auf Goethe beziehen kann, ist deshalb sicher, weil er, nachdem er Friederike kennen gelernt hatte, nie wieder dort gewesen ist. Weißenfels hat die Vermuthung ausgesprochen, es könnte vielleicht der Anfang des Liedes sein, auf dessen Melodie es gesungen werden sollte; das Fehlen des Zeitwortes spreche dafür. Aber einmal wissen wir von einem solchen Liede gar nichts, und dann vor Allem: das Metrum müßte doch zu demjenigen unseres Gedichtes stimmen. Oder sollte man „als ich in Saarbrück" lesen müssen? So lange das nicht feststeht, nimmt man am besten die frühere, leider nachher widerrufene Erklärung Düntzers an, daß unter „ich" Friederike zu verstehen sei. Sie braucht die Worte deswegen nicht eigenhändig geschrieben haben; auch Goethe konnte allenfalls das Original, das er ihr gab, in ihrem Sinne überschreiben. Laut des oben erwähnten Briefes war Friederike am 3. Juni 1772 nach Saarbrücken gereist, und hauptsächlich deshalb hat Loeper das Lied Lenz zugewiesen. Dieser Grund scheint mir aber gerade gegen Lenz zu sprechen. Nie und nimmer darf man glauben, daß ein Dichter im Juni an seine Ge-

liebte singt: „Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden im Monat Mai.“ Aus Reimnoth hier Mai für Juni einzusetzen, würde der Gipfel der Geschmacklosigkeit sein; der Dichter, der dieses formgewandte Lied geschaffen, würde sich, da ihm der Juni nicht passen konnte, auf irgend eine andere Weise geholfen haben. „O komm zurück! Dich rufen Hirt und Heerden in bangem Leid! Komm bald zurück, sonst wird es Winter werden zur Sommerszeit“ (man verzeihe dieser Art der Beweisführung) oder Aehnliches hätte viel näher gelegen. Daß Friederike auch im Mai 1772 in Saarbrücken gewesen sei, also zwei mal kurz hintereinander die für damalige Verhältnisse weite Reise gemacht habe, ist höchst unwahrscheinlich, selbst wenn man die Worte des oben besprochenen Lenzschen Liedes „Du flogst davon zum zweiten Male“ und „zum zweiten Mal sah ich dich Abschied nehmen“ auf zweimalige Abwesenheit und nicht blos auf ein wiederholtes Lebewohl hinausdeuten will. Jedenfalls trifft Erich Schmidt das Richtige, wenn er fragt, warum nicht auch im Mai 1771 eine solche Reise hätte unternommen werden können. Daß Friederike zwischen Mitte Oktober 1770 und Mitte Mai 1771 einmal eine längere Weile fort war, lehrt das Lied „Balde seh ich Rickgen wieder;“ also liegt es nahe, beide Gedichte in diese Zeit des Getrenntseins zu setzen und deßhalb Goethe zuzuweisen.

Allerdings könnten verschiedene Erscheinungen für Lenzens Autorschaft geltend gemacht werden. Vor Allem ist auffällig, daß bei diesem, sowie bei dem sicherlich Lenz angehörenden Liede „Ach bist du fort“ der Stöbersche Text mit dem Jerzembsky-Falckschen in einigen Punkten übereinstimmt gegen denjenigen Kruses. Diese Sache ist natürlich sehr wichtig und muß genau geprüft werden. Wie schon erwähnt, heißt es bei Stöber und Falck „im krummen Bogengang“, wo Kruse „im krummen Thal“ bietet. Letzterer hat sich hier — so theilt er mir freundlich mit — treu an seine Vorlage gehalten. Auch ist das „krumme Thal“, die vallis curva der Lateiner, eine den Dichtern jener Zeit bekannte Wendung: Voß sagt „Schon glühn die Höhn, es rauchet Von Duft das krumme Thal“, und in Hallers „Alpen“ heißt es „Der Hunde lauter Kampf, des Erztes tödtlich Knallen Tönt durch das krumme Thal und macht den Wald erschallen.“ Der „krumme Bogengang“ aber ist sehr auffällig, zumal da das Wort „gegangen“ unmittelbar vorher steht. Daß Kruse hier geändert habe, ist auch deshalb nicht anzunehmen, weil er in anderen Fällen gegenüber Stöber und Falck zweifellos die ursprüngliche Lesart hat. Z. B. in dem

Liede „Wo bist du itzt“ heißt es bei ihm „Still überall ist Stadt und Feld“, Stöber und Falck haben „Wald und Feld“. „Stadt“ hat hier als die der Oertlichkeit angemessene und charakteristische Bezeichnung gegenüber dem matteren und stereotypen „Wald und Feld“ natürlich das Vorrecht. Wir folgen also Kruse. Wie aber sind jene Uebereinstimmungen des Lenznachlasses und der Stöberschen Abschrift zu erklären? Zwei Möglichkeiten giebt es. Entweder ist anzunehmen, daß in der Vorlage, die zuerst von Kruse und dann von Sophie Brion abgeschrieben ist, „Bogengang“ stand, aber gestrichen und durch „Thal“ ersetzt war; daß Kruse die Verbesserung acceptiert, Sophie aber die alte Lesart, die auch in dem Schriftstücke des Lenznachlasses erscheint, aufgenommen und auf Stöber übertragen hat.

Zu dieser sehr gesuchten Erklärung wird man sich bequemen müssen, da doch sicherlich der Besitzer des Lenznachlasses, Herr P. Th. Falck, die Handschrift Jerzembskys genau beachtet hat und eine etwaige Nachbildung derselben erkannt haben würde. Andernfalls würde man Folgendes glauben können: Kruse ist der Vorlage treu gefolgt; Sophie oder Stöber haben in Erinnerung an eine bestimmte Oertlichkeit „Bogengang“ eingeführt, und auf dem Stöberschen Texte beruht die im Nachlasse Lenzens gefundene Fassung. Unter normalen Verhältnissen würde man ja an so Etwas nicht denken. Aber in diesem „Lenznachlasse“ sind so sonderbare und unmögliche Dinge, solche unglaublichen Widersprüche enthalten, daß man den Wanderjahren dieser Handschriften in der Zeit zwischen 1801 und 1866 Alles zutrauen darf, unter Anderem auch, daß sie um einige, auf Stöbers Text fußenden Stücke vermehrt sind. Falck würde sich ein Verdienst um die Klärung der ganzen Sache erwerben, wenn er augenfällig bewiese, daß die Handschrift jener Lieder nur diejenige Jerzembskys sein und nicht aus späterer Zeit stammen kann. Denn sonst kommt man über Mißtrauen nicht hinweg. Die Bemerkungen Jerzembskys sind durchaus unzuverlässig: Das Lied „Nun sitzt der Ritter“, das auf Alles eher passen würde als auf die zweitägige Reise Lenzens nach Weißenburg, ist mit „Weißenburg den 4. Sept. 1772“ datirt. Und die Texte sind zum Theil unmöglich: einige Lieder Lenzens werden ja in einer ganz korrekten Form gegeben, die zu den sonstigen Ueberlieferungen auf das Genaueste stimmt; aber andere — und das soll später gezeigt werden — in einer abscheulichen Gestalt, in der man weder ein Konzept noch eine spätere

Aenderung des Dichters, sondern nur die von einem verständniß-losen Kopfe gemachte Verballhornung sehen kann. Von solchem Schicksale ist auch das Lied „Ach bist du fort" betroffen worden. Wie ist es denkbar, daß der ansprechende Wechsel der ersten und dritten Person zu Gunsten der viel schwereren ersten Personen aufgegeben wäre? Man könnte meinen, hier habe dem Abschreiber ein Konzept Lenzens vorgelegen; aber scheint nicht „die Bäume blühen schwarz" zu Gunsten jener ersten Person aus „die Bäume blühn ihm schwarz" erst verballhornt zu sein? Gar die Lesung „wo ich mit dir gegangen in krummem Bogengang" statt „im krummen" ist, da sie die Worte modal statt lokal auffaßt, zu komisch, als daß sie von einem Kenner des Dichters stammen könnte. Und so wird man die Ueberlieferung im Nachlasse Lenzens für dessen Autorschaft nicht geltend machen dürfen.

Wie schon erörtert, ist in dem Liede „Wo bist du itzt" die Lesart Kruses, „Stadt und Feld", vor „Wald und Feld" zu bevorzugen. Ihr Sinn ist bisher nicht richtig erkannt worden: an Straßburg oder Saarbrücken ist gar nicht zu denken, denn der Liebende ruft die Geliebte, die auf der Reise ist, in ihre ländliche Heimath zurück. Es kann also nur die Gegend von Sesenheim und mit der Stadt wiederum nur Fort Louis gemeint sein. Darum braucht das Lied aber nicht nothwendig von Lenz zu stammen, denn auch Goethe konnte sich in Straßburg an jene Stätten zurückdenken, wo er mit Friederike geweilt hatte. An Lenz freilich gemahnen die Motive der zweiten Strophe, daß der Himmel weine und die Sonne traure. So heißt es z. B. in der „Poetischen Malerey" (Weinhold S. 196) „Ja ja, die Sonne schien heut dir, ließ keine Spur zurücke"; der „verlorne Augenblick" (Nr. 41) beginnt mit den Worten „Von nun an die Sonne in Trauer, von nun an finster der Tag"; und eine Strophe in „Piramus und Thisbe" (Nr. 12) lautet:

„Der Mond vergaß sie zu bescheinen,
Von Schrecken blind;
Der Himmel selbst fing an zu weinen
Als wie ein Kind."

Aber auf solche Wendungen ist weniger zu geben als darauf, daß die Pointe des Liedes ganz ähnlich auch bei Goethe erscheint: mit Recht hat man die Verse verglichen „Frühling ist es, liebes Fränzchen, aber leider Herbst für mich." Und was Bielschowsky sonst gegen Goethes Autorschaft anführt, hält nicht Stich. Daß

die letzte Strophe eine wohl der Schäferpoesie entlehnte Floskel sei, würde — selbst wenn es nachzuweisen wäre — noch nicht gegen Goethe entscheiden und erst recht nicht für Lenz. Falck stößt sich an dem unpoetischen Ausdrucke „Freund" für den Geliebten; aber Goethe nennt sich als Bräutigam in „Dichtung und Wahrheit" Lilis „Freund". Auch kann die Form „itzt" nicht stören: ein Blick in die erste Fassung des „Götz" lehrt das zur Genüge, und Düntzer hat sie ebenfalls in Gedichten nachgewiesen. Den „Eingang mit den vier Fragen, die mit demselben Fragewort eröffnet werden", finde ich, im Gegensatze zu Bielschowsky, sehr hübsch und für Goethe durchaus nicht befremdlich. Sagt er doch im „Liebedürfniß"

„Wer vernimmt mich? Ach, wem soll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?"

und in der „Sehnsucht" mit Wiederholung sogar zweier Anfangsworte: „Was zieht mir das Herz so? Was zieht mich hinaus" u. s. w. In metrischer Hinsicht ließe sich allenfalls das Enjambement der zweiten und dritten Strophe gegen Goethe geltend machen, sonst aber nichts: den Wechsel längerer und kürzerer Verse, ja genau den Rhythmus unseres Liedes finden wir später in der „Nähe des Geliebten" wieder:

„Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt."

Ausschlaggebend aber für die ganze Frage sind der herzliche frische Ton und die gefällige sangbare Form in Verbindung mit strenger Logik des Aufbaus. Um sie in trockener Prosa zu veranschaulichen: ‚Wo bist du jetzt? Es lacht die Flur, wo du nun weilst; hier aber scheint, da du fort bist, keine Sonne mehr, sondern es regnet: der Himmel weint. So auch ich. Alles ist still und traurig und sehnt sich nach dir. Komm zurück, sonst wird es nicht beim trüben Himmel bleiben; nein, es wird Winter werden im Mai.' Eine solche knappe, schnelle und folgerichtige Entwicklung und zielbewußte Steigerung ist den Liebesliedern Lenzens durchaus fremd: da wiederholt er sich, reflektirt, schildert, klagt und ringt und kann sich am Schlusse nur dadurch steigern, daß er entweder plötzlich mit einer gesuchten Pointe einsetzt oder seine letzte Kraft zu einem Todesstoße zusammenrafft. Darum können wir dieses Lied Lenz nicht zuweisen, wenn es auch wegen der erwähnten Einzelheiten mehr Anspruch darauf hätte als „Nun sitzt der Ritter

an dem Ort" und „Balde seh ich Rickgen wieder"; auf rückhaltlose Beistimmung freilich werden wir dabei nicht rechnen dürfen.

Anders bei dem hübschen Ständchen, das von Bielschowsky Goethe ebenfalls abgesprochen wird. Vorerst der Text des Liedes:

Erwache Friedericke,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst Du?
Horch, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst Du immer fester
Je mehr es tagt.

Ich seh' dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß —
Und wär er von den Zehen
Zum Kopf von Eis!

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und reimend
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieh' sein Gesicht,
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
Drum höre nun zur Strafe
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — schliesst ja noch.

Das Lied wird in der Regel sehr unterschätzt. Es ist eine ganz reizende Mattinata, voll Sangesfreude und Morgenduft. In einem solchen improvisirten Ständchen braucht man keine tiefen Gedanken suchen; Stimmung und leichte, gefällige, sangbare Form ist es, was man verlangt. Und dem wird das Lied in vollem Maße gerecht; ja mehr als das: die folgerichtige Entwicklung des Gedankenganges und der wohlgegliederte Aufbau zwingen zur Bewunderung. In Anbetracht der pedantischen Anfechtungen und Mißverständnisse, die das Lied hat über sich ergehen lassen müssen, wird man auch eine pedantische Erläuterung erlauben: „Erwache! Dich wecken nicht der Vögel Stimmen noch der Morgenschein. Des Wortes, das Du mir gegeben, vergissest Du; auch lockt Dich nicht der Sang der Nachtigall. Sehnend stehe ich hier" — da ertappt sich der Sänger auf schlechten Versen, und mit feinem Humor

rechtfertigt er sie: sie waren nur zur Strafe gesungen, weil Du das Lied der Nachtigall versäumt hast; aber wie konnte ich auch anders singen? Du, meine Muse, schliefst."

Sieht man von einigen wenigen Wendungen ab, die der Improvisation dieses ja nur handschriftlich überlieferten Liedes zur Last fallen, so kann man gar Nichts finden, was nicht Goethe und der Situation gemäß wäre. Im Gegentheil: wie er das zur Charakteristik einer Person oder Sache gewählte treffende Wort immer wieder braucht, wie er z. B. in Lili das Dämonische der Zaubrerin sieht, deren Kreisen er vergebens zu entfliehen sucht, und das bis in sein hohes Alter hervorhebt, so ist es bei Friederike die sonnige Klarheit, die aus Blick und Wort leuchtet. In „Dichtung und Wahrheit" heißt es „Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage." In dem Herbstliede an Friederike singt Goethe „in einem deiner Blicke liegt Sonnenschein und Glück". Das sind doch genau die Worte unseres Liedes „Vertreib die Nacht, die einer deiner Blicke zum Tage macht"! Wenn Lenz zu seiner Phyllis sagt: „Ja ein Blick von Dir zertheilet der Verzweiflung Nacht", so ist das etwas ganz anderes. Auch die auffällige Wendung „Es zittert Morgenschimmer mit blödem Licht erröthend durch Dein Zimmer" kann man Goethe schwerlich absprechen denn sie erinnert zu sehr an die Worte des Phileros in der „Pandora" (Hempel X, 342) „Wenn Eos, die Blöde, mit glühendem Schein die Teppiche röthet am heiligen Schrein". Bielschowsky hilft sich da gegen Düntzer mit der Behauptung, entweder habe Lenz diese Wendung in Straßburg von Goethe gelernt oder umgekehrt, und er schließt: „Wir brauchen also wegen dieses Zusammenstimmens das sonst so unpoetische Gedicht dem apollinischen Dichterjüngling nicht aufzubürden." Bei weiterer Verfolgung solcher Methodik kann man freilich auch sagen, Lenz habe alle anderen Wendungen dieses Liedes von Goethe gehört, und unsere Untersuchungen würden ganz überflüssig sein.

Nun aber zu dem, was nach Bielschowsky in dem Liede „unpoetisch" sein soll. „In der zweiten Strophe sagt der Dichter ‚Horch Philomelens Kummer schweigt heute still, weil dich der böse Schlummer nicht meiden will'. Also die Nachtigall singt nicht, weil Friederike schläft. Ich will gegen den Gedanken, obgleich ich ihn platt finde, nichts sagen, aber er steht im Widerspruch mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden. In der ersten Strophe heißt es ausdrücklich, ‚der

Vögel sanft Geflüster ruft' und in der sechsten ‚die Nachtigall im Schlafe hast du versäumt'. Also hat die Nachtigall gesungen und nicht geschwiegen. Und was soll das ‚horch' an der ersten Stelle? Die Nachtigall schweigt ja. wozu die Aufforderung zu horchen?"

So Bielschowsky. Hier kann aber von Inkonsequenz gar keine Rede sein: der Vöglein Gezwitscher erschallt in der Morgenfrühe; nur die Nachtigall schweigt, weil du schläfst' . . . hättest du nicht geschlafen, so würde sie gesungen haben; ergo hast du die Nachtigall im Schlafe versäumt. Die Bemerkung über „Horch" ist für Bielschowskys philiströse Auffassung Goethes ebenso charakteristisch als vernichtend; sie ist gerade so werthvoll als die Entdeckung, daß „die Nachtigall in Goethes Lieder erst 1774 oder 75 eintritt, aber auch da nicht in seine Liebeslieder, sondern in andere," und das wird ebenfalls als Beweis gegen Goethes Autorschaft angeführt. Ferner sollen die Worte „vom Auge rinnt mir eine süße Thräne" gegen die Echtheit sprechen, weil sonst die Thränen in den Liedern des jungen Goethe stets wohl begründet und überhaupt solche „Oxymora" ihm fremd seien. Aber hier sind die Thränen sehr wohl motivirt mit dem Anblick der Geliebten; und ein Oxymoron, das stets einen scheinbaren Gegensatz enthält, liegt hier gar nicht vor, denn wie andere Gemüthserregungen kann auch die Wollust und die Freude Thränen veranlassen. Ganz anders, wenn der Dichter sich an seinem Schmerze weiden und die Thränen des Schmerzes süß nennen würde: das wäre ein Oxymoron. Solche und ähnliche Kriterien — zum Theil hat Düntzer sie erfolgreich zurückgewiesen — haben weder eine ästhetische noch eine philologische Berechtigung. Freilich auch Düntzer hat Verschiedenes mißverstanden, z. B. die Verse „Vielleicht erscheint dir träumend" u. s. w. Er sagt „launig stellt sich der Dichter vor, der Traum zeige ihn (sein Bild) Friederiken vielleicht in seiner wunderlichen Lage, wie er noch halb im Schlafe bei seinen Träumereien die Musen schelte, weil sie ihm nicht gehorchen wollten." Aber der Gedanke, daß der Dichter mit den Musen hadert, weil sie ihm keinen Sang spenden, ist wenig geschmackvoll; auch unter den Musen die Schwestern zu verstehen und damit eine Beziehung zur letzten Strophe zu schaffen, geht nicht an. Der Sänger entschuldigt sich in diesen Versen wegen seiner schlechten Reimerei, die er halb träumend geübt. Wendungen wie „das Werk lobt oder schilt den Meister" sind bekannt; so ist es auch möglich zu sagen „die Verse schelten die Musen", „der Dichter schilt die Musen". Es ist bezeichnend, daß gerade der minderwerthigen vierten Strophe diese Entschuldigung

folgt. Wiederholt wird sie später noch zweimal, dem die Worte „hört zur Strafe, was ich gereimt“ sagen das, und die Verse „Schwer lag auf meinem Busen des Reimes Joch“ heißen doch: meine Verse haben sehr unter dem Reimzwang gelitten. Das Lied war eben — so drückt sich Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ aus — einer bekannten Melodie untergelegt. Es fordert ja auch wie kaum ein anderes zum Singen heraus; höchstens läßt sich in dieser Hinsicht „Balde seh ich Rickgen wieder“ vergleichen. Es trägt durch und durch den Charakter der Improvisation, und daher die dreimalige Entschuldigung. Die bezieht sich aber nur auf die innere Form, die sich — namentlich in der vierten Strophe — bisweilen nach der äußeren gerichtet hat. Von „metrischen Härten“ und „zerhacktem Rhythmus“, den Bielschowsky finden will, ist nichts zu entdecken. Und gerade weil es uns ungefeilt überliefert ist, sind ganz besonders die glatte Verskunst und der so wundersame Wohllaut zu bewundern, der namentlich in den ersten Strophen entzückt. Es liegt uns natürlich fern, in dem Gedichte eine vollendete Kunstleistung zu sehen; nicht minder werthvoll aber ist es uns als ein seltenes und größeres Zeugniß genialer Improvisation eines Liebesliedes aus Goethes Jugendzeit. Der Sänger gehorcht der Gunst des Augenblicks und gegebenem Rhythmus, und als rechter Kavalier gedenkt er beider Schwestern. So darf man das Lied nicht, wie Metz thut, zum Gradmesser der Gefühle für Friederike machen, es frostig nennen und darum in eine Zeit der Spannung verlegen. Daß es im Frühling oder Sommer 1771 gedichtet ist, versteht sich von selbst, denn im Winter geht man nicht bei Tagesanbruch spazieren und lauscht nicht dem Sang der Vögel. Näheres aber ist nicht zu bestimmen.

Außer diesen sind uns noch drei weitere Lieder schriftlich überliefert:

„Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch Morgen seyn wie Heute
Und lehr' mich ihrer würdig seyn.“

Ferner:

„Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen,
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Und wie die kleinen Kinder seyn."

Und das Herbstlied:

„Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedricke,
Dürft' ich nach dir zurück,
In einem deiner Blicke,
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehn die Sonne nimmer
Und ich Friedricken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist Alles Leben,
Es strudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' Sie hier,
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und Sie — was gäb' sie mir?"

Daß sie alle drei Goethe angehören, darin ist man einig, und es ist wohl etwas übertriebene Vorsicht, wenn sie in der Weimarer Ausgabe unter die „Gedichte zweifelhaften Ursprungs" gerechnet sind. Auch ihre Abfassungszeit können wir mit annähernder Genauigkeit angeben. Das erste der kleinen Liedchen fällt in die früheste Zeit der Bekanntschaft, zwischen Oktober und — so dürfen wir aus dem oben erwähnten Briefe an Horn schließen — Dezember 1770. Auch das zweite, das einen winterlichen Besuch verheißt, mag um jene Zeit, vielleicht kurz vor Weihnachten entstanden sein — sicher freilich ist das durchaus nicht. Das dritte ist in der Herbstzeit, kurz vor der Weinlese, gedichtet. Aber in welchem Jahre? Düntzer verlegt es nach Straßburg, in den August 1771 — unmöglich, denn es ist eben vor dem Herbsten, und die Stimmung der zweiten Strophe paßt durchaus nicht auf einen Augusttag; auch ist Goethe im eigenen Weingarten in seiner Laube. Also der Oertlichkeit und Zeit nach kann das Gedicht nur aus den Frankfurter Tagen vom Oktober 1771 stammen. Dafür spricht auch die Stimmung. Adolf Metz freilich meint, der Schluß würde im Munde des Dichters, der die frische Untreue im Herzen hat, geradezu ein frevelhaftes Spiel der Phantasie mit der Gestalt der Geliebten

sein. Ich empfinde das Gegentheil: in reiner Erinnerung an die Geliebte malt die Phantasie des Dichters ein Idyll des Glückes, das er einst mit Friederike erhofft hatte. Nur eins ist noch nicht erwogen worden und bleibt mir räthselhaft: wie ist das Lied nach Sesenheim gekommen? Bielschowsky sagt: „wie er später nach dem Bruch mit Lili der verlassenen Geliebten noch Lieder voll inniger Wehmuth schickt, so jetzt Friederiken." Wer das Verhältniß Goethes zu Lili und zu Friederike nur im Entferntesten nachfühlt, wird einen solchen Vergleich nicht wagen: was in jenem Falle ganz begreiflich ist, wäre in diesem unverzeihlich. Wir wissen ja auch, daß Goethe gar nicht daran dachte, ihr im Herbste 1771 die gewünschten Kupferstiche selbst zuzusenden, ja daß er ihr noch im Jahre 1773 den „Götz" durch Salzmann zustellen ließ. Die einzig mögliche Erklärung scheint mir zu sein, daß Goethe das Gedicht vor oder mit dem Abschiedsbriefe an Friederike geschickt habe. Diese Vermuthung, mit der ich nicht mißverstanden sein möchte, wird zuerst sehr gewagt erscheinen. Aber da er doch höchwahrscheinlich den Zwang der Trennung nur durch äußere Verhältnisse begründet haben wird, war es da nicht vielleicht seiner Art gemäß, dem Briefe das Gedicht beizulegen und so in zarter Weise seinen Schmerz über die bittere Nothwendigkeit zu sagen? Für diese Vermuthung würde sprechen, daß ihm Friederike eine Antwort schrieb, die ihm „das Herz zerriß". Jedenfalls scheint mir diese Annahme feiner, als zu glauben, daß er Friederiken das Gedicht durch dritte Hand habe zugehen lassen oder gar die heilende Wunde wieder aufgerissen habe.

Zu diesen schriftlich überlieferten Gedichten kommt noch eines, das Sophie Brion nach dem Gedächtnisse Kruse mitgetheilt hat:

„Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!

Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht."

Natürlich handelt es sich hier nicht, wie Sophie glaubte, um die Stiftung einer Tafel, sondern um das Einschneiden der Namen in einen Baum. Es ist auch gar kein Grund vorhanden, die Situation mit der im vorigen Liede erwähnten (Der Baum, in dessen Rinde Mein Nam' bei Deinem steht) zu verknüpfen; im Gegentheil: dort ist an eine solche Massenstiftung gewiß nicht zu denken. Auch die Zeit ist nicht zu bestimmen. Wenn Goethe in einem Briefe an Kätchen Schönkopf bemerkt: „im Frühling schneiden die Schäfer die Namen in die Bäume", so sagt das für unseren

Fall gar nichts, denn jene Zeitangabe ist nicht allgemein zu fassen, sondern bezieht sich auf ein besonderes Erlebniß der beiden. Und dazu ist gar nicht einmal sicher, ob die Verse von Goethe stammen. Mit ihrem sentimentalen Schlusse erinnern sie vielmehr an Lenz, und auch mit dem Eingange liegt es nahe, dessen Spruch zu vergleichen (Nr. 17):

„Dem Himmel wächst er kühn entgegen,
Sieh du ihn an, so steht er fest.
Nichts gleichet dem Vermögen,
Das sich auf dich verläßt."

Man darf doch nicht als unantastbar sicher annehmen, was die achtzigjährige Sophie Brion in ihren Kinderjahren gehört zu haben glaubte.

Das sind die Dichtungen, die man in der Regel als die „Sesenheimer Lieder" zusammenfaßt. Theodor Bergkhat ihnen noch zwei hinzufügen wollen, die er in einer Abschrift in J. G. Jacobys Nachlaß neben „Willkommen und Abschied" gefunden und 1857 in einer Sammlung („Acht Lieder von Goethe") herausgegeben hat. Da nun sehr wohl die Gedichte verschiedener Verfasser auf einem und demselben Blatte gestanden haben können, sind nur innere Gründe entscheidend. Aus solchen aber wird sich für das erste die Autorschaft Goethes nicht erweisen lassen, da es nichts Charakteristisches enthält.

„Ob ich dich liebe, weiß ich nicht.
Seh' ich nur einmal dein Gesicht,
Seh' dir ins Auge nur einmal,
Frei wird mein Herz von jeder Qual,
Gott weiß, wie mir so wohl geschicht!
Ob ich dich liebe, weiß ich nicht."

Etwas anders liegt die Sache bei dem zweiten:

„Ach, wie seh'n ich mich nach dir,
Kleiner Engel! Nur im Traum,
Nur im Traum erscheine mir!
Ob ich da gleich viel erleide,
Bang um dich mit Geistern streite
Und erwachend atme kaum,
Ach wie sehn' ich mich nach dir,
Ach wie teuer bist du mir,
Selbst in einem schweren Traum."

Meinem subjektiven Empfinden nach ist die Möglichkeit zuzugeben, daß Goethe der Dichter ist; wenigstens spricht die Stimmung der ersten sieben Verse nicht dagegen und, wie Metz gezeigt hat, findet das charakteristische „athme kaum" seine Parallele in einem Verse des Gedichtes „Ilmenau":

„Indessen ich hier still und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre.“

Aber nichts beweist, daß gerade Friederike die Ersehnte ist: will man (trotz der matten beiden letzten Verse) überhaupt an Goethe festhalten, so würde wegen des fünften Verses mit mindestens ebenso großer Wahrscheinlichkeit an Lili zu denken und das Gedicht etwa in die Zeit der ersten Reise in die Schweiz zu setzen sein. Also auch hier kommen wir über sehr gewagte Vermuthung nicht hinaus.

Im Sommer 1772 kam Lenz, der als Begleiter der Barone von Kleist ein Jahr in Straßburg gelebt hatte und in dem Salzmannschen Kreise auch mit Goethe bekannt geworden war, nach Fort Louis und ward, zumal er Theologe war, im Pfarrhause des nahen Sesenheim freundlich aufgenommen. Lenz ist eine eigenartige Natur: genial, aber krank. Bei ihm einen sich in solchem Maße, wie selten bei einem bedeutenden Menschen, Erhabenes und Lächerliches, Kraft und Weichlichkeit, Wahrheit und Schauspielerei, stürmische Leidenschaft und kleinliche Schwäche, edle Aufopferungsfreudigkeit und hysterische Selbstsucht. Diese Gegensätze spiegeln sich in seinen Dichtungen wieder. In tiefster Seele fühlt er den Schmerz über das Schicksal der armen Friederike, und dabei richtet er selber — der nie eine Gelegenheit vorbeiläßt, unglücklich zu lieben — liebeglühende Verse an sie. Von diesen Gedichten, zu denen wir auch das erwähnte „Ach bist du fort, aus welchen güldnen Träumen“ gerechnet haben, sind einige wahr empfunden und dabei von hohem Schwunge; aber sie leiden alle an einer gewissen Schwerfälligkeit und bilden einen krassen Gegensatz zu der heiteren Anmuth der Goetheschen Lieder. In den Jerzembskyschen Abschriften des Lenznachlasses waren 21 Gedichte zusammengestellt, und ihre Titel sind vor Kurzem von P. Th. Falck*) mitgetheilt worden. Daß freilich diese Anordnung auf Lenz selbst zurückführt, ist nicht zu glauben; es wäre eher denkbar, daß Jerzembsky nach eigenem Gutdünken aus Lenzens Liedern diesen Sesenheimer Cyklus zu biographischen Zwecken ausgewählt habe.

*) Die Jerzembskysche Abschrift der Sesenheimer Lieder. „Aus deutscher Brust.“ Frankfurt 1894. — Zum Theil schon war das geschehen in dem Buche „Reinhold Lenz. Lyrisches aus dem Nachlasse, gefunden von Karl Ludwig. Berlin 1884.“ Eine Anzahl gefälschter Gedichte von W. Arent (die Originale sollten angeblich im Besitze eines A. v. Ulrich in Reval sein) waren in die Zusammenstellungen Falcks eingeschaltet. Die unerfreuliche Mystifikation, die sonderbarer Weise Viele getäuscht hat, übergehe ich hier, vgl. Beiblatt zum Schalk (Kanz) vom 15. Februar 1885 S. 187; Literar. Centralblatt 1885 Spalte 848, 989, 1332; Archiv f. Literaturgesch. XIII, 544 u. A. m.

Auffällig ist, daß das Gedicht „Freundin aus der Wolke" darin fehlt; für uns erscheint es ganz besonders wichtig, weil es mit wenigen anderen das Verhältniß Goethes zu Friederike behandelt.

„Wo du Reuter
Meinst du hin?
Kannst du wähnen
Wer ich bin?
Leis' umfass' ich
Dich als Geist,
Den dein Trauern
Von sich weist.

Sei zufrieden
Goethe mein!
Wisse, jetzt erst
Bin ich dein;
Dein auf ewig
Hier und dort —
Also wein' mich
Nicht mehr fort."

Das Gedicht ist 1775 im Julihefte der „Iris" unter Goethes Chiffre P. erschienen, die ist aber im Septemberhefte durch Lenzens Chiffre L. verbessert worden. Kurz vorher, vom 22. bis 27. Mai 1775 hatten Goethe und Lenz schöne Tage in Straßburg miteinander verlebt und waren dann zusammen nach Emmendingen gegangen. Bald nach seiner Rückkehr giebt Lenz seiner schwärmerischen Freundschaft Ausdruck in den Versen „Der Wasserzoll. Denkmahl der Freundschaft. Auf eine Gegend bei St.—g. L. an G.

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen!
Ach käm er ungefähr
Hier wo wir saßen wieder her:
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen?

Und Goethe schreibt in Lenzens Stammbuch

Zur Erinnrung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichterherzen.

Die beiden hatten einander ihr Herz geöffnet, Lenz seine Liebe zu Cleophe Fiebich mitgetheilt, Goethe sein peinliches Verhältniß zu Lili, der er auf alle Weise zu entfliehen suchte. Sicherlich war auch das Gespräch auf Friederike gekommen. An ein Wiedersehen mit ihr war damals wohl noch nicht zu denken, sie war nicht Käthchen, von dem der noch nicht Zwanzigjährige einst so treffend gesagt hatte, daß sie ihre „Liebhaber mit Freundschaft einsalze." Wenn Goethe dem Freunde damals vertraut hatte, wie schwer er die Liebe zu Friederike verwinde, und wie ihn Lili nie würde dauernd fesseln können, so mochte das wohl für Lenz den Anlaß zu jenen Versen geben. Der Gedankengang ist meiner Auffassung nach so: Goethe reitet aus Straßburg fort, ohne Friederike wiedergesehen zu haben. Ihr Geist tritt ihm entgegen und spricht zu ihm: „Wohin, Reuter trachtest du? Warum eilst du

von hinnen? Traure nicht um mich, jetzt erst bin ich auf ewig dein!" Wenn unter der Freundin (und das darf als zweifellos gelten) Friederike verstanden ist, kann sich das „jetzt erst" nur auf die Trennung Goethes von Lili beziehen, und damit ist der Sinn des Gedichtes vollkommen erklärt. Düntzer hat es mit dem Selbstgespräche Goethes beim Abschied von Sesenheim in Verbindung gebracht. Das ist ganz unhaltbar, denn diese Vision — selbst wenn sie Wahrheit und nicht Dichtung wäre — würde 1775, also vor dem Eintreffen der Prophezeihung, bedeutungslos gewesen sein. Uebrigens läßt sich keine Beziehung zwischen jener Vision und der Pointe des Gedichtes entdecken, die doch darin besteht, Goethe zu Friederike zurückzuführen. Lenz freilich konnte, als er die Verse in Druck gab, nicht ahnen, daß sich um Ende Juli die Bande mit Lili wieder fester knüpfen sollten: trotzdem war die Veröffentlichung sehr taktlos.

Möglicherweise ist in dieser Zeit das tief empfundene Gedicht „die Liebe auf dem Lande" entstanden, worin mit erschütternder Wahrheit das Leid der verlassenen Friederike geschildert ist. Es soll hier in einer Fassung gegeben werden, die leider selten zitirt wird, obschon sie die einzig würdige ist.

Ein schlecht genährter Kandidat,
Der oftmals einen Fehltritt that,
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrt einst bei einem Pfarrer ein,
Den Sonntag sein Gehilf zu sein.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich.
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück,
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heiligenbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlaßne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnrung sog;
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Im Traum er immer wieder kam.
Für ihn sie noch ihr Härlein stutzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt.
All' ihre Schürzen anprobirt
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und von dem Spiegel nur allein

Verlangt, er soll ihr Schmeichler sein.
Kam aber etwas Fremd's in Haus,
That sie sich schlecht und häuslich aus.
Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch,
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.
Ach Männer, Männer seid nicht stolz,
Als wär't nur ihr das grüne Holz,
Der Weiber Güt und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Diese Fassung könnte, für sich betrachtet, vermuthen lassen, daß bloß die Eindrücke geschildert werden sollten, die Lenz bei seinem ersten Verkehr im Sesenheimer Pfarrhause gewonnen hatte. Indeß die recht weitläufige Einführung des Kandidaten, der hernach ganz aus der Handlung verschwindet, läßt auch ein Anderes als möglich erscheinen: vielleicht sind die vier letzten Verse nur der gewaltsame Abschluß eines Fragmentes, und der Plan des Ganzen war nicht etwa, den Gehilfen des Pfarrers Brion, d. h. Lenz bloß als stummen Zeugen einzuführen, sondern das Geschick seiner unerwiederten Liebe zu Friederike zu behandeln. Später hat dann Lenz ganz darauf verzichtet, seine eigene Person einzumischen, und in einer zweiten, sehr erweiterten Fassung in krasser Weise ausgemalt, wie Friederike an einen materiellen Landpfarrer verheirathet wird, aber in ihrem Herzen treu die Erinnerung an den einst Geliebten hütet. Immerhin spricht diese neuere, verzerrte Gestalt des Gedichtes dafür, daß von jeher auch dem Kandidaten eine wichtige Rolle zugedacht war. Betrachtet man nun die erste Fassung*) als ein fertiges Ganze, so hindert Nichts, ihre Entstehung in das Frühjahr 1772 zu setzen, also in die Zeit, da Lenz Friederike zuerst sah; andernfalls muß man Weinhold beistimmen, der das Gedicht im Jahre 1775 entstanden sein läßt, als Lenz an keine Liebelei mehr

*) Ueber die verschiedenen Fassungen vgl. Erich Schmidt, Goethejahrbuch VI, 326. — Die Annahme der Abhängigkeit Lenzens von Wielands „Sixt und Clärchen" halte ich für sehr wohl möglich, aber nicht für zwingend, denn hier schaut die Nonne des Liebsten Abbild „gemalt, geschnitzt, mit einem Schimmer Von Gold ums Haupt" u. s. w. Die Stimmung ist eine ganz andere, und das fällt bei einem so naheliegenden Motiv sehr ins Gewicht.

dachte und ein inniges Gefühl für Goethe hatte. Spricht sich doch in dieser ersten Fassung die gleiche Empfindung, ja man möchte sagen, dieselbe Absicht aus wie in der „Freundin aus der Wolke." — Solch eine geklärte Stimmung auch klingt in den Worten nach, mit denen sich Lenz in der „Nachtschwärmerey" an Goethe und Friederike-Albertine wendet:

Ach, dann seht ihr mich nicht mehr, theure Freunde,
Lieber Goethe! Der Freunde erster,
Ach dann siehst du mich nicht mehr.
Aber ich sehe dich, mein Blick dringt
Mit dem Strahl des Sterns, zu dem ich eile,
Noch zum letzten Male an dein Herz,
An dein edles Herz. — Albertine
Du auch, die meiner Liebe Saite
Nie laut schallen hörtest, auch dich
Auch dich seh ich, segne dich — war ich
Denn ein Halbgott, dich glücklich zu machen,
Die du durch all mein verzweiflungsvoll Bemühen
Es nicht werden konntest — die du vielleicht es wardst
Durch dich selbst — ach die du in Nacht mir
Lange, lange drei furchtbare Jahre
Nun versunken bist — die ich nur ahnde —

Auch zwei andere kleine Gedichte sind möglicherweise auf Goethe sowie auf Lenzens Liebe zu Friederike zu beziehen. Es ist die „Poetische Malerey":

„Ach ihr jungen Rosen, du beblümtes Gras,
Die sein Blick behauchte, seid ihr nun so blaß!
Wessen Aug' und Herz nicht rein,
Kann der euer Maler sein?"

und die schwer zu deutenden Verse:

„Süße Schmerzen meiner Seele,
Angenehme Pein,
Und doch muß bei dem Gequäle,
Die Seele heiter sein.

Muß, geliebt von allem was auf Erden
Liebenswerth und heilig ist,
Meiner Sehnsucht Opfer werden,
Wie mein Bruder! du es bist."

Schwerlich ist das so zu verstehen, daß der Dichter sagt: ich opfere in Liebessehnsucht meine Seele, wie ich auch durch eben dieses Liebessehnen den Freund und Bruder opfere; sondern: ich werde ein Opfer meiner Sehnsucht, wie du ein Opfer der deinigen geworden bist. Ist mit dem Bruder hier Goethe gemeint, so wird

man die Entstehung des Gedichtes nach den Straßburger Maitagen des Jahres 1775 ansetzen.

Außer diesen Liedern, deren Beziehung auf Friederike sich, wenn auch nicht erweisen, so doch mit Wahrscheinlichkeitsgründen stützen läßt, hat Jerzembsky-Falck eine größere Anzahl in seinen Sesenheimer Cyklus aufgenommen und sogar datirt, trotzdem nicht der geringste Anhalt dafür vorlag, z. B. die esoterische Ode („oft fühl' ich's um Mitternacht"), „Bebe, beb' ihr auf zu Füßen", „Ich will, ich will den nagenden Beschwerden", „Aufopfern dich, du himmlischer Gewinn", „der junge Piramus in Babel (Piramus und Thisbe)" und die scherzenden Verse „ich bin ihr wahrer Jakob nicht". Aus diesen Gedichten läßt sich auf die Person der Geliebten gar kein Schluß ziehen, sie können ebensowohl an Cleophe Fiebich oder ein anderes Mädchen gerichtet sein als an Friederike. Wenn Falck trotzdem das letztere annimmt, so thut er es nur auf die Autorität Jerzembskys hin. Die aber ist gering anzuschlagen, wenn Anordnung und Bemerkungen auf diesen und nicht auf Lenz zurückweisen, und beides ist sehr wahrscheinlich. Würde der Dichter selber das Lied „Ach bist du fort?" in drei Theile zerlegt haben? würde er aus der „Nachtschwärmerei" jene Verse an Albertine (Lenz pflegt den wahren Namen der Geliebten nicht zu nennen) herausgerissen und „Friederike" eingesetzt haben, um einen Cyklus von „Sesenheimer Liedern" mit dem Gedichte „Auch an dein edles Herz, Friederike" zu schmücken? Die Datirung des Liedes „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" haben wir schon als unmöglich erkannt. Mißverstanden sind auch die Verse:

„Liebe! Sollte deine Pein
Werth der Lust der Freundschaft sein?
Wenn ich deinen Dornen blute,
Wird mir bei ihr wohl zu Mute,
Und wie rächt's! wenn ich, Tyrann,
Deiner mit ihr lachen kann."

Sie sind an die Liebe gerichtet und sagen klar und deutlich, daß der Dichter den Tyrannen Liebe bezwingen und die Lust der Freundschaft (mit Friederike?) nicht opfern will; wenn Jerzembsky-Falck das Gedicht „an G(oethe)" betiteln, so haben sie es nicht begriffen. Auch im Einzelnen machen die Varianten Jerzembskys nicht den Eindruck von originalen Ueberlieferungen, sondern von Mißverständnissen und Verballhornungen. Schon die Betrachtung des Liedes „Ach bist du fort?" hat das gezeigt; ferner heißt es in dem soeben mitgetheilten Liede „wenn ich in deinen Dornen blute,

wird mir bei ihr so wohl zu Mute"; und wie sind gar die schönen Verse „Bebe, beb' ihr auf zu Füßen" entstellt!

„Bebe, beb' ihr auf zu Füßen
Frühlingserde, und ein Flor
Junger Veilchen, sie zu grüßen
Keim' aus Deinem Schooß hervor.

Sagt ihr Veilchen eure Wonne,
Daß ihr sie zu sehn gekriegt,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne,
Fern von ihr, ein Bruder liegt."

Statt dessen erscheint bei Jerzembsky die fürchterliche Schlußstrophe:

„Sagt ihr Veilchen eure Wonne,
Daß ihr stolz auf Rieckchen seyd,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne,
Fern von ihr, er um sie freit."

Falck erklärt dies Lied damit, daß Lenz im Frühling 1772 Friederike habe trösten wollen: Goethe freie noch um sie und werde sie nicht im Stiche lassen! Geradezu belustigend wirkt es auch, wenn nach Art unserer musikalischen Potpourris die Verse des „Wasserzoll" mit denen der „Nachtschwärmerey" vermischt und in eine Anrede an Friederike umgesetzt werden:

„Lieber Goethe! Der Freunde erster!
Ach kämest du von ungefähr
Hier, wo wir saßen, wieder her! —
Ihr stummen Bäume, meine Zeugen
Ihr würdet nicht zu meinen Thränen schweigen;
Denn bald siehst du mich Freund nicht mehr" u. s. w.

Damit sind die Jerzembskyschen Verballhornungen wohl genügend gekennzeichnet: sie waren die Druckerschwärze nicht werth. Ein unbestreitbares Verdienst aber hat sich Falck durch die Veröffentlichung von vier Liedern Lenzens*) erworben, die bisher noch unbekannt waren.

„Eines Tags — verhaßter Tag —
In dem Mond, wo Zärtlichkeiten
Mit den Rosen sich verbreiten,
Da entdeckt' ich, heller als der Tag
Eine Rose von Vollkommenheiten,
Die dem Zephir offen lag. —
Wünschend stand ich, sah ihm zu,
Wär ich ach! von Luft wie du.
Dürft' ich so mit vollen Backen
Ihre schönen Wangen packen
Und sie küssen dreist wie du.

*) Ich theile sie hier mit, da sie nur bei Falck (a. a. O.) gedruckt und daher nicht leicht zugänglich sind. Das erste der Lieder nehme ich mit Sicherheit für Lenz in Anspruch.

Aber weh! ein Schwur hält mich zurücke,
Daß ich, Göttin dich aus Dornen pflücke.
Welch ein Schwur für heißes Blut,
Von der allerreinsten Glut? —
Nenn es Schönste*) kein Verbrechen
Den Tyranneneid zu brechen!
Ach, um deinetwillen schwur
Jupiter sein Weib zum Mohren,
Seine Tochter ungeboren
Und sich selbst zu einem Stier."

Auch in dem zweiten Gedicht ist vom Eidbruche die Rede:

„Meineidig macht die Lieb' und dennoch darf sie schwören
Und heilig wird der Eid, den sie der Schönheit schwört.
Ach Schönheit! Eichen kann dein Feuer in Weiden kehren,
So wie es Wankelmuth in feste Treu verkehrt. —

All mein Studiren itzt lenkst du auf andre Bahn,
Dein Aug' ist mir ein Buch, dein Busen Sitz der Künste,
Und Alles außer dir ist Hirngespinnst, ist Wahn
Und du allein, die schönste Weisheit und die jüngste!

Verzeihe Himmlische, dem schulgelehrten Schwunge,
Daß ich den Himmel fing mit meiner ird'schen Zunge."

Von einer Beziehung auf Friederike läßt sich in diesen Versen gar nichts nachweisen. Falck deutet den Meineid auf Goethes Treubruch an Friederike. Daß daran nicht zu denken ist, lehrt ein anderes Gedicht:

„Nur die Beredsamkeit der himmelblauen Augen
Der Zauberkräfte nicht zu widerstehen taugen
Bewog zum Meineid mich. Entwehrt ein falscher Eid
Um deinetwillen nicht selbst die Gerechtigkeit? —

Ich schwur den Weibern ab — Himmlische, ich
Verschwur nicht Göttinnen, verschwur nicht dich!
Verschwur die Welt nur, nicht dein himmlisch Bild,
Das selbst des Frevlers Brust mit Fried erfüllt.

Die Erde gab mir Leben, du mir Lebensluft,
Du, schönste Sonne meines Lebens hier auf Erden,
Du blickst mich an und treibst hier Liederblüthenduft
Ist's da denn meine Schuld meineidig hier zu werden?

Noch bin ich's nicht, doch lieber Straf und Pein,
Als nicht für dich meineidig stets zu seyn!"

Das zeigt, daß in allen drei Fällen die gleiche Pointe wiederkehrt: der Dichter hat den Weibern abgeschworen, diesen Eid aber

*) Vielleicht ursprünglich „Schönheit".

gebrochen, verführt durch die Schönheit eines Mädchens. Der falsche Schwur ist entschuldbar: ist doch der Gegeneid, der der Schönheit geleistet ist, heilig; auch Jupiter ist um der Schönheit willen meineidig geworden; und endlich bezog der Eid der Entsagung sich nur auf irdische Weiber, nicht auf Göttinnen. Das ist der Gedanke der drei Gedichte; jede Bemerkung, die mit Sicherheit auf Friederike gedeutet werden könnte, fehlt. Dasselbe gilt auch von den Versen:

„An dieses Busens reiner Fülle
Die Schmerzen meiner Brust zu wiegen
Und auf des Schooses Fried und Stille
Mit thränenmüdem Haupt zu liegen,

Das war mein Wunsch, und ist mein Grämen
Und soll mir auch kein Schicksal nehmen,
In diese himmelblauen Augen
Die Welt vergessend, hinzuhauchen."

Jerzembsky, der die Biographie Lenzens zu schreiben beabsichtigte, bietet zu viel Mißverständnisse und eigenmächtige Aenderungen, als daß alle diese Gedichte auf seine durch nichts gestützte Behauptung hin in die Sesenheimer Zeit Lenzens gewiesen werden könnten.

Königin Viktoria.

Von

Hermann Conrad.

Das englische Königshaus ist deutsch. Der Zusatz schottischen Stuart-Blutes, der durch die Vermählung Elisabeths, der Tochter Jakobs I., mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, dem „Winterkönig“ in das deutsche Fürstenhaus kam, das im Anfange des vorigen Jahrhunderts den englischen Thron bestiegen hat, ist durch die beständig deutschen Heirathen der Nachkommen dieser Elisabeth als absorbirt zu betrachten: George I. und II., des letzteren früher verstorbener ältester Sohn, sowie dessen Sohn, George III., und Enkel, der Herzog von Kent, der Vater der Königin Viktoria, haben deutsche Fürstentöchter geheirathet. So fließt denn in den Adern der jetzt regierenden Königin, und, da auch sie wieder einen deutschen Prinzen geheirathet hat, in denen ihrer Kinder — der neunten Generation der Nachkommen jener Elisabeth — fast ungemischt deutsches Blut. Aber die Herkunft bestimmt nicht allein die Entwickelung des Stammes, der Blume, der Frucht. Ein Schößling, der in dem Boden des mütterlichen Baumes emporwächst, wird eine ganz andere Aehnlichkeit mit diesem zeigen, als sein Bruder, der, verpflanzt, aus fremdem Boden seinen Lebenssaft saugt und von einer anderen Sonne aufgezogen wird. So ist auch die Königin Viktoria, obgleich von einem Prinzen deutschen Blutes mit einer deutschen Prinzessin in Deutschland gezeugt, doch in England geboren und erzogen worden, d. h. ihrer Entwickelung nach eine Engländerin.

Die Mutter der Königin, Viktoria, Tochter des Herzogs Franz von Coburg-Gotha, war in erster Ehe verheirathet gewesen mit dem mediatisirten Fürsten von Leiningen. Nach dem Tode dieses Gatten heirathete sie im Alter von 32 Jahren den 51jährigen vierten Sohn Georgs III., den Herzog Edward von Kent. Das erste Jahr ihrer Ehe (1818) verlebte das fürstliche Paar in Amorbach, der Residenz des verstorbenen Fürsten von Leiningen; als indessen die Hoffnung auf Nachkommenschaft vorhanden war, ließ die Fürstin sich von dem sehnlichen Wunsche ihres Gemahls bewegen und folgte ihm nach England, wo die jetzige Königin Viktoria am 24. Mai 1819 im Kensington-Palast geboren wurde. Ende des Jahres gingen die Eltern mit ihrem Kinde nach Sidmouth an der Küste von Devonshire, wo der Herzog bereits am 23. Januar 1820 an einer Lungenentzündung, die er sich durch eine schwere Erkältung zugezogen hatte, starb. Seine Gemahlin, so deutsch sie sich innerlich fühlte, glaubte den Wünschen ihres Gatten und den Interessen ihres Kindes am besten zu entsprechen, wenn sie sich entschloß, England zu ihrem dauernden Aufenthalt zu wählen. So bezog sie denn wieder ihren Kensington-Palast in London und lebte hier und in dem anstoßenden schönen Park fern von dem Gepränge des Hofes in großer Einfachheit, nur mit der Erziehung ihres Töchterchens beschäftigt.

Der Gedanke, daß diese einmal den englischen Thron besteigen möchte, konnte schwerlich für ihre Lebens-Beschlüsse maßgebend sein zu einer Zeit, wo vier ältere Geschwister ihres verstorbenen Gemahls noch am Leben waren. Dennoch erhielt ihr hervorragend beanlagtes Kind eine Erziehung von einer Freiheit, Vielseitigkeit und Gründlichkeit, die wohl geeignet war, selbst einen Thron einst zu zieren. Drei Seiten machen sich in dieser Erziehung bemerkbar: ein religiöse, wissenschaftliche und soziale. Die Tochter des „Volksherzogs“, dessen Hauptlebensthätigkeit in der Sorge um die Armen und Nothleidenden bestanden hatte — er war Mitglied oder Protektor von 62 Wohlthätigkeits-Instituten gewesen — und einer liebevollen Mutter war auch hinsichtlich ihrer Gemüthsanlage nicht leer ausgegangen. Daß diese geweckt und durch eine echte Religiosität vertieft wurde, dafür sorgte die Herzogin und der Mann, den sie zum Erzieher ihrer Tochter ausersehen hatte, der Rev. George Davys, nachmaliger Bischof von Peterborough. Er, im Verein mit der Erzieherin Baronesse von Lehzen, gaben auch der wissenschaftlichen Bildung einen Umfang, der, im Ganzen äußerst selten zu

finden, dem leichten Auffassungsvermögen, dem lebhaften Geiste dieses Kindes angemessen war. Schon von 11 Jahren konnte die Prinzessin Viktoria Deutsch und Französisch fließend sprechen, las Virgil und Horaz, lernte Griechisch und Italienisch, lag mit Eifer und Erfolg mathematischen Studien ob, und hatte tüchtige Fortschritte in der Musik und im Zeichnen gemacht. Dabei bewegte sie sich frei, oft nur von ihrer älteren Halbschwester oder einem Lakaien begleitet, zu Fuß oder in ihrem Pony-Wagen in dem Jedermann geöffneten Parke von Kensington, in täglicher — wenn auch äußerlicher — Berührung mit allen Volksklassen, von allen gekannt und in ihrer kindlichen Frische und Lebendigkeit geliebt. Oft nahm die Herzogin mit ihr auf dem Grasplatze vor dem Schloß das Frühstück und den Thee ein, ein Verfahren, das die zahlreichen Passanten aus dem Volke ihr sicher nicht entfremdete. Es war kein geringer Vorteil für die spätere so jugendliche Königin, daß sie schon als Kind populär gewesen war.

Der offenkundige Mangel der Erziehung in der Einsamkeit des Kensington-Palastes war die vollkommene Abwesenheit von gleichaltrigen Gespielen und das stetige Zusammenleben mit Erwachsenen. Es war daher mit aller Dankbarkeit, die sie ihrer liebevollen, sorgsamen Mutter bewahrte, wohl zu vereinen, wenn sie ihre Jugendzeit in späteren Jahren in einem Briefe an ihren Onkel, den König Leopold von Belgien, als „öde (dull)“ bezeichnet. Auch scheint der leichten Auffassungsgabe selbst eines solchen Kindes im Ganzen zuviel zugemuthet worden zu sein: so mußte schon die Sechsjährige den Inhalt einer gehörten Predigt ihrer Mutter nach der Kirche wiedergeben können. Unter solchen Umständen lag die Gefahr nahe für das Kind, altklug, für die Jungfrau, eine Gelehrte zu werden. Daß beides nicht der Fall war, zeugt von der unversieglichen Sinnenfrische des jungen Geschöpfes.

Neben den guten Seiten in dem Wesen des Kindes wird auch eine genannt, die nicht zu loben ist und welche auch in dem späteren Leben der Königin mehr als einmal hervortrat: starres Festhalten an dem einmal Gewollten. Wir dürfen indessen nicht vergessen, daß diese Schwäche oft die Kehrseite einer Tugend ist, der Willensstärke, und das war sie in diesem Falle. Wir müssen es bei Menschen von einem starken und guten Willen regelmäßig in den Kauf nehmen, daß das Bewußtsein ihrer überlegenen Kraft, ihrer besten Absichten und ihrer wohlerworbenen Verdienste ihnen eine Selbstgewißheit verleiht, welche die parteilose Objektivität ihrer

Erwägungen schwächt und sie zumal in weniger wichtigen Dingen an einem einmal gefaßten Entschlusse festhalten läßt, dessen Ausführung besser unterbliebe.

Gegen das Ende der zwanziger Jahre verminderte sich die Entfernung der jungen Prinzessin von dem Throne beträchtlich. Der zweite Sohn Georgs III., Friedrich, starb 1827; die Prinzessin Charlotte, die ältere Schwester des Herzogs von Kent 1828, und der älteste Sohn, Georg IV., 1830 — sämmtlich kinderlos. Zwischen Viktoria und dem Throne stand also nur noch der 65jährige, kinderlose dritte Sohn, der nach seinem Bruder als Wilhelm IV. den Thron bestieg. In den sieben Jahren seiner Regierung wurde die idyllische Ruhe des Lebens im Kensington-Palaste öfters gestört, weniger durch die veränderte politische Position der Prinzessin als durch einen Gegensatz, der sich zwischen ihrer Mutter und dem Könige ausbildete. Der Letztere verlangte, daß die nunmehrige Kronprinzessin aus der mütterlichen Obhut entlassen würde und unter seinen Augen am Hofe lebte als Mitglied der Königlichen Familie. Die Mutter dagegen wollte ihre Tochter nicht von sich geben, solange diese nicht erstarkt genug war, um der mütterlichen Fürsorge entbehren zu können; und sie wollte sie nicht an einen Hof geben, in dessen sittliches Milieu eine vornehm und sittenstreng erzogene Jungfrau nicht hineinpaßte, abgesehen davon, daß sie von den Derbheiten des „Matrosenkönigs (sailor-king)“ ebenso sehr zu leiden gehabt haben würde wie jeder einzelne seiner Umgebung. Gegen Widerspruch von Natur höchst empfindlich, gerieth der König außer sich, als er den wahren Grund ihrer hartnäckigen Weigerung erkannte: eine arme deutsche Prinzessin wagte es, eines englischen Königs Hof für einen ihrer Tochter nicht angemessenen Aufenthalt anzusehen! So faßte er einen Haß gegen diese Frau, die nur that, was sie als Mutter durfte und mußte; und er versäumte keine Gelegenheit, um seinem Widerwillen den unverblümtesten Ausdruck zu geben. Wenn die Herzogin von Kent Reisen mit ihrer Tochter machte, um der einstigen Königin ihr Land und dem Volke seine einstige Königin zu zeigen, so war er empört über diese „Royal Progresses (königliche Rundreisen)“, wie er sie spöttisch nannte. Als die Herzogin von Kent eine Fahrt längs des Kanals machte, war es ihm unerträglich, daß ihrer Yacht von seinen Schiffen der vorschriftsmäßige Salut gegeben wurde. Er ließ sie [illegible], darauf zu verzichten. Die Herzogin gab seinen Sendlingen [illegible] [illegible]würdige Antwort: „Wenn der König mir in den Augen seines

Volkes seine Geringschätzung bezeigen will, so hat er das so leicht, daß er mich nicht bitten sollte, ihm sein Vorhaben zu erleichtern." Nun berief der König einen Rath, in dem festgesetzt wurde, daß nur diejenigen unter königlicher Flagge fahrenden Schiffe den Salut erhalten sollten, an deren Bord er selbst oder die Königin sich befänden. — —

Am weitesten ging er bei der Feier seines letzten Geburtstages (21. August 1836), als er inmitten einer großen Gesellschaft bei Tafel saß. Nachdem ein Toast auf ihn ausgebracht worden war, erhob sich der König zu der folgenden Rede: „Ich hoffe zu Gott, daß mein Leben noch neun Monate länger erhalten bleiben wird, nach welcher Zeit im Falle meines Todes keine Regentschaft stattfinden wird. Ich würde dann die Genugthuung haben, die königliche Macht der Verfügung einer jungen Dame — (auf die vor ihm sitzende Kronprinzessin zeigend) — der muthmaßlichen Thronerbin zu überlassen und nicht den Händen einer in meiner Nähe sitzenden Persönlichkeit (die Herzogin von Kent saß an seiner Seite), welche von schlechten Rathgebern umgeben und selbst unfähig ist, angemessen zu handeln in der Stellung, in die sie versetzt werden würde. Ich bedenke mich nicht zu sagen, daß ich von dieser Persönlichkeit beleidigt worden bin — schwer und beständig beleidigt; aber ich bin entschlossen, nicht länger ein mir gegenüber unehrerbietiges Verhalten zu dulden. Unter anderem habe ich mich besonders zu beklagen über die Art, wie diese junge Dame meinem Hofe ferngehalten worden ist, . . ich bin fest entschlossen, daß das nicht mehr geschehen soll. Sie soll wissen, daß ich König bin und entschlossen, meinem Ansehen Geltung zu verschaffen; und in Zukunft werde ich darauf bestehen und befehlen, daß die Prinzessin bei allen Gelegenheiten an meinem Hofe erscheint, wie es ihre Pflicht ist." Die Prinzessin brach in Thränen aus, und ihre Mutter erhob sich sofort, um ihren Wagen zu bestellen.

Der Wunsch des Königs erfüllte sich übrigens: zehn Monate später, um 2 Uhr am Morgen des 20. Juni 1837, verstarb er. Der Erzbischof von Canterbury und der Lord Kammerherr Marquis Conyngham eilten von dem Sterbette in Windsor sofort nach London, wo sie um fünf Uhr an das Thor des Palastes in Kensington pochten. Hier hatte man von der so plötzlich eingetretenen Verschlimmerung in dem Zustande des Königs keine Ahnung, und es dauerte geraume Zeit, bis die hohen Würdenträger in den Palast eingelassen wurden. Vergeblich verlangte der Erzbischof

wiederholt, die Prinzessin zu sprechen; man wollte sie nicht wecken, sie schliefe so schön. „Wir sind in Staatsgeschäften zur **Königin** gekommen, und selbst ihr Schlaf muß denen weichen", rief er. Nun erschien Viktoria in wenigen Minuten in Morgentoilette, aber ruhig und würdevoll. Als der Marquis sie mit „Euer Majestät" anredete, reichte sie ihm sogleich die Hand zum Kusse, den der huldigende Unterthan nach englischer Sitte kniend verabfolgen muß. Als sie dann die offizielle Mittheilung von dem Tode König Wilhelms entgegengenommen hatte, reichte sie auch dem Erzbischofe die Hand zum Huldigungskusse, der eine kurze geistliche Ansprache an sie richtete, worauf sie sich zurückzog. Nichts ist charakteristischer als die ruhige, selbstgewisse Haltung, mit der die achtzehnjährige Prinzessin die schwere Last der Königskrone in Empfang nahm, zumal wenn wir uns die vor Verwirrung und Freude unsicheren Schritte vergegenwärtigen, mit denen ihr sechszigjähriger Onkel William die Stufen des Thrones hinaufwankte. Mit der gleichen Selbstbeherrschung erschien sie zu der ersten, am Vormittage des nämlichen Tages abgehaltenen Sitzung des Geheimen Rathes. Sie trat in den Kreis der zahlreich versammelten Lords mit königlicher Heiterkeit, leistete den Eid auf die Verfassung und nahm gelassen ihre Huldigung entgegen.

Freilich waren in den ersten Tagen der Feuerproben zu viele, und es werden mancherlei rührende Geschichten erzählt, wie sie unter der ungewohnten Wucht ihrer verantwortungsvollen Würde während der zahlreichen Ceremonien, die ihre ganze Geistesgegenwart erforderten, mit erzwungener Festigkeit sich aufrecht erhielt, um sich nach ihrer Beendigung weinend an den Busen ihrer Mutter zu werfen. Als sie bei der feierlichen Proklamation in St. James's Palace am Fenster des Audienzzimmers erschien, wurde sie durch das nicht endende Jubelgeschrei der Menge so tief ergriffen, daß sie ihre Thränen nicht zurückhalten konnte. Elisabeth Barrett-Browning hat diese Szene zu einem ihrer schönsten Gedichte begeistert: sie schildert ihre Wirkung richtig in den Versen:

> Gott schütz' Dich, weinende Königin!
> Wir wollen Dich lieben und ehren:
> Tyrannenmacht kann nicht so viel
> Wie Deine armen Zähren.

Das generöse Mitgefühl, das eine Königin erregte, die vor allen Eigenschaften einer Krone ihre Schwere zu empfinden schien, war der nächste Weg zu jener Liebe eines ganzen Volkes, deren



unablässige Beweise ihr Muth gaben und ihre erste Regierungszeit trotz der sie bewegenden politischen Kämpfe zu einer sehr glücklichen machten.

Fanny Kemble, welche sie bei der feierlichen Auflösung des Parlaments im Juli sah, beschreibt sie als „nicht hübsch, aber sehr anmuthend; das Auffallende ihrer hohen Stellung verlieh ihrem jugendlichen Antlitz und Körper einen zarten, poetischen Reiz. Der milde Ernst ihrer offenen Stirn und ihrer hellen Augen gaben dem mädchenhaften Gesichtsausdruck Würde, während die kleine Statur, die zierliche, wenn auch volle Gestalt den Eindruck äußerster Jugend erhöhten.“

Wer nach dieser Schilderung und dem bei großen Gelegenheiten unsicheren Auftreten in den ersten Monaten ihrer Regierung die Königin sich als eine vor Allem weiche und warmherzige Natur vorstellen sollte, würde durch einen Blick auf eines ihrer authentischen Porträts, z. B. auf das vorzügliche vom Jahre 1837, das sich in Jeaffresons Biographie befindet, eines Anderen belehrt werden; der Ausdruck ihrer Augen ist viel mehr verstandesklar als warm. Wenn Abstammung und Erziehung ihr eine Fülle gesunden, richtigen Gefühls und ganz besonders jenen vom Verstande allein nie zu erreichenden zarten weiblichen Takt und tiefes christliches Mitleid mit der Noth der Mitmenschen eingeflößt hatten, so schließt diese Thatsache das Ueberwiegen des Verstandes, das Vorhandensein eines starken und unter Umständen harten Willens nicht aus. Die Festigkeit und Selbständigkeit, die ihr bei großen Staatsaktionen Anfangs fehlte, wurde in ihrem häuslichen Leben von vornherein nicht vermißt.

Das Programm ihres täglichen Lebens stellte sie selbst fest und verlangte damals, wie heute, von ihrer Umgebung große Pünktlichkeit in seiner Durchführung; jede Einzelheit für die Leitung ihres Haushaltes ordnete sie selbst an. Nachdem sie bald nach acht sich erhoben und in ihrem Zimmer das Frühstück eingenommen hatte, war der ganze Vormittag den Staatsgeschäften gewidmet. Sie las alle Depeschen und ließ sich über alle politischen und gesetzlichen Urkunden von dem damaligen Leiter des Whig-Ministeriums, Viscount Melbourne, eingehenden Vortrag halten; oft genug geschah es, daß sie dem Rathe dieses von ihr sehr hoch geschätzten Mentors sich entzog, ihre Unterschrift verweigerte und erklärte, daß sie die betreffende Angelegenheit noch einige Zeit überlegen müßte. Melbourne soll einmal geäußert haben, daß er lieber zehn Könige als

solch' eine Königin zu lenken haben möchte. Nach dem Lunch, um zwei, pflegte sie mit großem Gefolge einen mehrstündigen Austritt zu machen, der meist in sehr schnellem Tempo ausgeführt wurde. Der Rest des Nachmittags wurde mit Musik oder Gesang oder irgend einem Spiele ausgefüllt. Um acht mußten die Dinner-Gäste sämmtlich versammelt sein; sie erschien dann mit ihrem ganzen weiblichen Hofstaate, sprach mit den geladenen Damen, begrüßte die Männer flüchtig und schritt voran in den Speisesaal, geführt von demjenigen, der den höchsten Rang einnahm. Die Sitte, die jetzt abzukommen beginnt, damals aber allgemein verbreitet war, daß die Herren nach dem Aufbruch der Damen noch längere Zeit an der Tafel verweilten, sich dem freieren Genuß geistiger Getränke überlassend, war am Hofe der Königin von Anfang an verpönt. Zehn Minuten nach ihrem Aufbruch wurden die Herren zum Kaffee in's Drawing-Room geladen. Hier fand ein kurzer Cercle statt, während dessen die Königin mit jedem Anwesenden einige freundliche Worte wechselte. Dann wurde eine Tafelrunde abgehalten, Whist gespielt, ein Konzert gehört, und um 11½ Uhr ging die Königin zu Bett.

Die Selbständigkeit der jungen Herrscherin sollte schon in den ersten Jahren ihrer Regierung einen Konflikt hervorrufen, der uns unerhört erscheinen muß und in wirklich monarchischen Staaten in der That unmöglich ist. Im Mai des Jahres 1839 erreichte das Melbourne-Ministerium in einer nicht gerade hervorragendeu politischen Frage nur eine Majorität von fünf Stimmen im Unterhause, was vollkommene Niederlage im Oberhause bedeutete. Das Whig-Ministerium gab deshalb seine Entlassung, und Melbourne rieth der Königin, den Tory Sir Robert Peel zur Bildung eines neuen Ministeriums zu sich zu berufen. Die Königin wurde durch diese Wendung der Dinge in die schmerzlichste Aufregung versetzt. Im Kensigton-Palaste waren nur whiggistische Einflüsse maßgebend gewesen; bei ihrem Regierungsantritt war die whiggistische Partei am Ruder, sie war ihre Stütze bei ihren ersten unsicheren Schritten auf der Herrscherhöhe gewesen und hatte sich ihr dargestellt in dem treu ergebenen und liebenswürdigen Lord Melbourne, einem der edelsten Vertreter der Partei, der auch in seinen Gegnern gute und gute Eigenschaften anzuerkennen fähig war. Kein Wunder also, daß die ernste Lehre von der Nothwendigkeit der Parteilosigkeit des Staatsoberhauptes, die er ihr einzuprägen beflissen war, noch nicht tiefe Wurzeln in ihr geschlagen hatte, daß sie mit ihr

Herzen auf Seiten der Whigs stand, deren ungeschickteste Redner sie offen als eine der Ihrigen bezeichneten.

Sie hätte sich indessen leichter in ihre Stellung als Königin eines parlamentarisch regierten Landes, der es nicht gestattet ist, ihre Rathgeber nach ihrem eigenen Ermessen zu wählen, gefunden, wenn es nicht gerade Lord Melbourne gewesen wäre, den sie hätte aufgeben sollen — den Mann, den sie nach einem mehrjährigen, man darf sagen, intimen Verkehr als ihren aufopferndsten Diener und einen um ihr Wohl väterlich besorgten Freund schätzen gelernt hatte. Sie vergoß Thränen bei dem Gedanken, daß sie ihn verlieren sollte. Aber Sir Robert Peel mußte eben berufen werden. Wenn schon das stark zur Schau getragene Selbstbewußtsein, die etwas steife Höflichkeit des Mannes von der ritterlichen Ergebenheit, dem feinen weltmännischen Takte Melbournes ungünstig abstach, so konnte die Königin ihren Unwillen nicht bemeistern, als er die Entlassung einiger Damen ihres Hofstaates, die mit den scheidenden Ministern in verwandtschaftlichen Beziehungen standen, verlangte. Sie fiel ihm ins Wort und erklärte mit Energie, daß sie keine ihrer Damen aufgeben würde. Auch als der Herzog von Wellington, als Mitglied des neuen Kabinets, sie zu dieser Maßregel zu überreden suchte, erwiderte sie ihm fest: „Ich gebe Ihnen meine Lords, meine Damen behalte ich.“ Und an Lord Melbourne schrieb sie: „Sie wollten mich meiner Damen berauben, und nächstens werden sie mir wohl meine Kammerfrauen und Stubenmädchen nehmen wollen; sie wollten mich wie ein Kind behandeln, aber ich will ihnen zeigen, daß ich Königin von England bin.“ Auf seinen Rath schrieb sie dann an Peel einen Brief, in welchem sie sich definitiv weigerte, „ihre Hofdamen zu entlassen, weil ein solches Verfahren ihr dem sonstigen Brauche entgegen zu sein schiene und ihren Gefühlen widerstrebte.“ Peel lehnte in Folge dessen die Bildung eines neuen Ministeriums ab, und das alte blieb — zur Freude der Königin — noch drei Jahre.

Einem Manne von monarchischer Gesinnung wird die Veranlassung zu diesem Konflikt, die von Peel an die Königin gestellte Forderung, wie gesagt, unglaublich vorkommen. Der Herrscher eines Staates soll nicht das Recht haben, das der untergeordnetste Unterthan für sich beansprucht, seine nächste Umgebung, seinen Verkehr sich selbst zu wählen? Die Forderung erscheint ebenso verkehrt vom Standpunkte der Parlamentsherrschaft wie von dem der simpelsten Logik. Die Tory-Partei konnte höchstens verhindern,

daß die ihr mißliebigen Damen im Palaste der Königin wohnten; daß sie nicht häufig in den Palast kamen oder von ihrer Herrscherin in ihrer Behausung besucht wurden, hätte sie nur verhindern können durch die Gefangensetzung der Königin. War es thatsächlich unmöglich, ihre Berührung mit der Whig-Partei auszuschließen, was war denn von den Folgen einer solchen Berührung für die Tory-Partei überhaupt zu befürchten? — Das Vetorecht der englischen Herrscher, das formell vorhanden ist, wurde schon damals nach mehr als hundertjährigem Nichtgebrauch als praktisch nicht existirend betrachtet. Seitdem die englischen Herrscher dieses Recht aufgegeben haben, bilden sie keinen selbständigen Regierungsfaktor mehr; wenn die Königin wider ihren Willen nicht nur Peel zum Premier-Minister machen, sondern auch zu jedem Gesetz, jeder Verwaltungsmaßregel, die er mit Unterstützung seiner Partei in den beiden Häusern zur Annahme brachte, ihre Zustimmung geben mußte, dann konnte ihm die whiggistische Umgebung der Königin ganz gleichgültig sein. So erscheint denn das Verfahren Peels als eine sinnlose Anmaßung, als eine Art ministerieller Gewaltherrschaft — uns, den Engländer nicht.

Sowohl McCarthy als auch Jeaffreson, der Biograph der Königin, welche diesen Vorfall mit einer Detaillirtheit behandeln, die uns im umgekehrten Verhältniß zu seiner thatsächlichen Bedeutung zu stehen scheint, bezeichnen das Verhalten der Königin als verfassungswidrig, versichern aber beide zu ihrer Entlastung, daß niemals wieder ein ähnlicher konstitutioneller Verstoß vorgekommen sei. Jeaffreson, der seine Königin verehrt, weiß als Doktrinär zu ihrer Entschuldigung vorzubringen, daß sie damals noch sehr jung und in politischen Dingen recht „naiv“ war. Es war allerdings ein sehr „natürliches“ Verhalten, wenn sie, wie Paul und McCarthy und Jeaffreson und jeder andere Mensch es gethan haben würde, das Naturrecht der Selbstbestimmung geltend machte.

Als dann das Ministerium Melbourne 1842 definitiv fiel und ein Ministerium Peel an seine Stelle trat, wählte das Parteihaupt einen verdeckten Weg, um zu dem vor drei Jahren nicht erreichten Ziele zu gelangen: er veranlaßte die betreffenden Damen, den Dienst der Königin zu verlassen, und wurde wegen des Taktes, mit dem er diesen Willkürakt beging, sehr gelobt. Die Königin hat sich den parlamentarischen Bräuchen ihres Landes gefügt, aber bei ihrem energischen Wesen von der einzigen Möglichkeit der Antheilnahme an der Regierung, welche den englischen Monarchen



bleibt, oft zum Wohle Englands Gebrauch gemacht: wir meinen die persönliche Beeinflussung des England allein beherrschenden Mannes, des Premier-Ministers, d. h. des Führers der augenblicklichen Majorität im Unterhause.

Mit großer Selbständigkeit, unbeirrt von den Wünschen ihrer königlichen Verwandten und höchsten Räthe benahm sich Königin Viktoria in einer Angelegenheit, die nach ihrer Ansicht so ausschließlich ihr persönliches Glück betraf, daß das Staatsinteresse kein Gewicht in die Waagschale zu werfen hatte. Schon im Mai 1836 hatte sie ihren Vetter, den Prinzen Albert von Koburg-Gotha, kennen gelernt bei Gelegenheit eines Besuches, welchen der Herzog mit seinen beiden Söhnen der Herzogin von Kent, seiner Schwester, in London machte. In dem von der Hof-Etikette noch unbeschränkten, längeren Zusammensein mit ihrem gleichaltrigen Vetter hatte sich ein intim-freundschaftliches Verhältniß zwischen den heranwachsenden jungen Leuten entwickelt, das auch später in gelegentlichem Briefwechsel aufrecht erhalten wurde. Von den Verwandten war König Leopold von Belgien, ein anderer Bruder der Herzogin von Kent, für eine Heirath zwischen Viktoria und Albert, König Wilhelm IV. entschieden dagegen. Die Prinzessin ließ sich weder von dem Einen antreiben noch von dem Anderen zurückschrecken: sie erklärte einfach, daß sie nie einen andern Mann als ihren Vetter heirathen würde. Dabei blieb sie auch als Königin und verfolgte ruhig, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, ihr Ziel. Sie wußte, daß Prinz Albert nur dann sein und ihr Lebensglück begründen konnte, wenn er, durch Studien und Reisen zum Manne entwickelt, ihr seine Neigung noch bewahrt hatte, und daß sie ihrerseits nicht mehr thun durfte als ihm die Gewißheit gewähren, daß er ihr nicht gleichgültig sei. So schenkte sie ihm nach dreijähriger Trennung ihr Bild, und veranlaßte ihn so, im Herbste des Jahres 1839 wiederum mit seinem Bruder an ihrem Hofe einen Besuch zu machen.

Der Weg, den seine Entwickelung genommen hatte, seine äußere Gestalt, sein Wesen erfüllte ihre geheimsten Wünsche. In Barnett Smiths „Leben der Königin Viktoria“ findet sich eine Beschreibung seiner Persönlichkeit, wie sie an seinem Hochzeitstage erschien; das Bild ist offenbar von Frauenhand gezeichnet. „Prinz Albert ist äußerst einnehmend. Seine Züge sind regelmäßig; seine Haare hellbraun und seidenglänzend; seine Brauen scharf gezeichnet und stark; die Augen blau und lebhaft; die Nase ist wohl proportioniert, der Mund fein geschnitten, die Zähne vollkommen schön; er hat

ein Schnurrbärtchen und eine sammetne Haut. Er hat große Aehnlichkeit mit der Königin" — das zeigen die jugendlichen Bilder in der That — „außer daß er einen helleren Teint hat; noch sieht er aus, als ob weder Sorge noch Kummer jemals seine ruhige, sinnende Stirn in Falten gelegt noch eine Wolke darauf gelagert hätte. Ein Nimbus von Vornehmheit und Redlichkeit umgiebt ihn unverkennbar, und jedes Jahr wird seiner sehr interessanten Miene und Gestalt mehr durchgeistigte und männliche Schönheit geben". Die Königin konnte ihr tiefinneres Glück über die Anwesenheit ihres Vetters nicht verbergen: „Alberts Schönheit ist auffallend", schreibt sie an ihren Onkel Leopold, „und er ist sehr liebenswürdig und natürlich; kurz bezaubernd." Nehmen wir zu den angeführten Zügen seine feine Bildung, sein musikalisches Talent, seine tiefe Religiosität, sein fast weibliches Zartgefühl, seine ritterliche Ehrerbietung vor dem anderen Geschlecht, sein Abscheu vor Allem, was der Anmaßung eines ihm nicht zustehenden Rechtes ähnlich gesehen hätte, so müssen wir bekennen: die Königin hätte nach einem besseren und für ihre Stellung und ihren Charakter passenderen Gatten die ganze Welt vergeblich durchsuchen können.

Als sie ihrer Sache gewiß war, wartete sie nicht lange; ohne durch Mittelspersonen den Prinzen zu der Werbung ermuthigen zu lassen, gestand sie ihm selbst am fünften Tage ihres Beisammenseins ihre Liebe. Wenige Tage darauf erfolgte die Verlobung, von der sie dem Ministerium, dessen Rath oder Billigung sie abgelehnt hatte, Mittheilung machte.

Das Benehmen der Königin bei dieser Gelegenheit, so selbstständig es sonst erscheinen mag, ist ihrem Verlobten gegenüber von vollendeter Weiblichkeit. Sie schenkt ihm ihre Hand nicht mit dem wie immer verhüllten Bewußtsein von dem Werthe dieses Geschenkes; sie weiß und spricht es ihm und Anderen gegenüber offen aus, daß er ihr ein Opfer bringt, wenn er eine Frau heirathet, die seine Königin sein wird. Auch der Prinz schreibt an seine Stiefmutter nach Gotha: „Abgesehen von meinem Verhältniß zu ihr wird meine zukünftige Stellung ihre trüben Seiten haben, und der Himmel wird nicht immer blau und wolkenlos sein. Aber" — so heißt es höchst charakteristisch für ihn weiter — „das Leben hat seine Dornen in jeder Stellung, und das Bewußtsein, seine Kraft und sein Streben an eine so große Aufgabe gesetzt zu haben, wie die ist, das Wohlergehen so Vieler zu fördern, wird sicherlich hinreichen, mich aufrecht zu erhalten." Man erkennt also schon

hier den Willen, dessen Erfüllung sein ganzes späteres Leben zeigt, nicht bloß der Gemahl einer Königin zu sein.

Diese gab dem geliebten Manne alles an Titeln und Würden, was sie gewähren konnte. Aber zwei Dinge waren von Parlaments-Beschlüssen abhängig: die Apanage und die Rangstellung. In ersterer Hinsicht stellte Lord John Russel, der Minister des Innern, im Parlament den Antrag auf ein Jahrgeld von 50000 Lstr.; dem gegenüber machte ein Tory — allerdings unter dem Gelächter des Hauses — geltend, daß es höchst gefährlich wäre, einen jungen Mann nach London zu bringen mit so viel Geld in den Taschen; er beantragte nur 21000 Lstr. — 30000 gingen durch. Ueber die Rangstellung des Prinzen wurde im Geheimen zwischen den Parteien viel gestritten. Greville,*) dessen Berichte freilich nicht immer ungefärbt sind, giebt eine Darstellung der unerfreulichen Erörterungen. Das Ministerium wollte den Prinzgemahl nur seinem zu erwartenden ältesten Sohne, dem Prinzen von Wales, nachstellen; dieser Rang war den Tories für den Sohn eines deutschen Fürstenhauses viel zu hoch: sämmtliche Mitglieder der englischen Herrscherfamilie sollten über ihm stehen. Lord Melbourne, der eine so delikate Angelegenheit nicht einer öffentlichen Debatte preisgeben wollte, ließ die Frage ungelöst, und die Königin durchhieb den Knoten, indem sie, ohne das Parlament zu fragen, aus eigener Machtvollkommenheit ihrem Gemahl seine Stelle direkt hinter ihr anwies und so das allein Richtige that.

Vor der Hochzeit erschien der Erzbischof von Canterbury mit der Frage, ob das Wort „Gehorsam“ aus dem Ehegelöbniß der Frau für diesen Fall gestrichen werden solle. Die Königin antwortete, sie wolle getraut werden wie jede andere Frau und Alles versprechen als Frau, wenn auch nicht als Königin, was andere Frauen versprächen; und während der Feierlichkeit, als der Erzbischof zu den Worten kam: „Willst Du ihm gehorchen und ihm dienen u. s. w.?“ blickte sie ihren Verlobten liebevoll an und rief fest und freudig: „Ich will.“ Niemand kann sich herausnehmen festzustellen, wo hier die Frau aufhörte und die Königin anfing, zumal sie selbst erklärt hat, daß sie „die heilige Pflicht des Gehorsams weder einschränken noch definiren könnte.“ Aber das steht geschichtlich fest, daß oft, sehr oft die Königin ihrem Gatten-Unterthan gehorcht hat; denn im Laufe der Jahre sah sie ein,

*) A Journal of the Reigns of King George IV., King William IV. and Queen Victoria.

daß sie einen gewissenhafter informirten, einen zuverlässigeren Rathgeber als ihren Gemahl in ihrem Reiche nicht finden konnte. Man muß sich das Leben der Königin in der ersten Zeit ihrer Ehe als ein wahrhaft beneidenswerthes vorstellen: zu dem häuslichen Glück an der Seite ihres edlen Gemahls gesellte sich die unverhohlene Liebe ihres Volkes. Nach dem ersten Attentat, das 1840 wenige Monate nach ihrer Hochzeit von dem geistesgestörten Oxford gegen ihr Leben gerichtet wurde, fanden sich zu den bekannten Zeiten ihrer Ausfahrt Hunderte von Herren und Damen zu Pferde am Buckinghampalast ein, die sie gleichsam wie eine Leibwache begleiteten.

Prinz Albert siegte in wenigen Monaten durch sein würdevoll zurückhaltendes und zugleich wohlwollendes Wesen, sein ruhiges, besonnenes Urtheil über die in England auffallend stark entwickelte nationale Schwäche, die das Fremde als solches für minder werthvoll als das Einheimische hält. Selbst der halsstarrige alte Herzog von Wellington, der den auswärtigen Prinzen auch als Gemahl seiner Königin niedriger einschätzte als jeden ihrer englischen Verwandten, erklärte sein volles Einverständniß mit der Stellung, welche diese ihm angewiesen hatte. Während der ersten Jahre genoß das junge Paar das durch die Geburt mehrerer Kinder erhöhte Glück eines fast bürgerlich gemüthlichen Familienlebens. Es giebt mancherlei Schilderungen des Lebens im Buckingham-Palaste, darunter auch einen Brief des Komponisten Mendelssohn an seine Mutter, in dem er seinen Besuch bei dem Königlichen Paare im Jahre 1842 beschreibt. Wenn dieser Brief ein gar zu absichtliches Gewicht auf die Familiarität legt, mit welcher der Verfasser empfangen sein will, so geben die „Reminiscences of Court and Diplomatic Life“ des damaligen Ehrenfräuleins Georgiana Liddell, der späteren Lady Bloomfield, ein unzweifelhaft echtes Bild von einer so vollkommenen ehelichen Harmonie, wie sie hier unten nur selten zu finden ist. Jedesmal, wenn die Königin im Kindbette darniederliegt, läßt Prinz Albert von Aerzten und Wärterinnen es sich nicht nehmen, seine Frau höchst eigenhändig zu pflegen. Besonders charakteristisch ist ein Brief des Prinz-Gemahls während der ersten Trennung, die auf Veranlassung des Todes seines Vaters, des Herzogs von Coburg-Gotha stattfand, er zeigt die ganze Zärtlichkeit eines jugendlichen liebenden Gatten: „Mein Liebling“, so schreibt er aus Dover, „ich bin jetzt ungefähr eine Stunde hier und bedauere die verlorene Zeit, die ich bei Dir verbracht haben könnte. Armes

Kind, Du wirst Dich, während ich schreibe, zum Frühstück fertig machen und Du wirst einen Platz leer finden, wo ich gestern saß; in Deinem Herzen aber, hoffe ich, wird mein Platz nicht leer sein. Ich wenigstens habe Dich im Geiste an Bord bei mir. Ich wiederhole meine Bitte, sei munter, gieb Dich der Niedergeschlagenheit nicht hin, suche Dich soviel wie möglich zu beschäftigen; Du bist jetzt schon einen halben Tag näher dem Zeitpunkt, wo Du mich wiedersehen wirst; wenn Du diesen Brief bekommst, wird es ein ganzer sein; dann noch dreizehn, und ich bin wieder in Deinen Armen."

Die zweite Trennung fand statt im Juli 1846, als der Prinz zur Eröffnung des Albert Dock nach Liverpool reiste. In diesen Tagen schreibt die Königin an Baron von Stockmar: „Ich fühle mich sehr einsam ohne meinen lieben Herrn, und obgleich ich weiß, daß andere Leute oft getrennt werden, fühle ich doch, daß ich mich niemals daran gewöhnen könnte . . . . Ohne ihn verliert alles sein Interesse. Es wird mir immer einen furchtbaren Schmerz bereiten, von ihm auch nur zwei Tage lang getrennt zu sein, und ich bitte Gott, er möge mich nicht ihn überleben lassen."

Das erste Jahrzehnt der Ehe ist besonders reich an Reisen, die das hohe Paar zu Lande und zu Wasser, in der Heimath und nach dem Auslande unternahm. Der König Louis Philippe von Frankreich wurde wiederholt in Eu besucht, ebenso der König Leopold von Belgien, der Onkel der Königin. Die schönste war für die Königin eine mehrwöchentliche Tour durch Deutschland, während welcher die Stätten, an die sich die Jugenderinnerungen des Prinzen knüpften, alle aufgesucht wurden. Bei den Reisen in Großbritannien selbst wurden die auf dem Wege liegenden Besitzungen des höchsten Adels mit kürzeren Besuchen bedacht. Eine besondere Vorliebe empfand die Königin schon damals für die Insel Wight und das Hochland von Schottland. Die Besitzung Osborne wurde schon 1844 erworben, Balmoral Castle wurde 1848 vom Grafen von Aberdeen „on lease" genommen d. h. auf lange Jahre gemiethet. „Es ist ein hübsches, kleines Schloß im altschottischen Stil", schreibt die Königin in ihr Tagebuch; „vor ihm ist ein malerischer Thurm und Garten mit einem bewaldeten Berge, dahinter ist Wald bis zum Dee hinab, und Berge sind ringsherum."

War das Leben der hohen Reisenden sonst stark in Anspruch genommen von feierlichen Einzügen und Empfängen und Festlichkeiten jeder Art, so wurde in Balmoral ganz zwanglos und in

bürgerlich einfacher Weise gelebt. Greville, der im Jahre 1849 zu einer Berathung hinberufen wurde, schildert das Leben des königlichen Paares folgendermaßen: „Sie leben dort ohne jedes Gepränge; sie leben dort nicht bloß wie Leute des niederen Adels, sondern wie sehr kleine Leute des niederen Adels — kleines Haus, kleine Zimmer, kleiner Haushalt. Es giebt keinen Soldaten dort, und die ganze Wache der Königin und der ganzen königlichen Familie ist ein einziger Polizist, welcher auf dem Grundstück umherwandert, um aufdringliche Fremde fernzuhalten. Ihr Gefolge besteht, aus [zwei Damen, zwei Herren, dem Erzieher des Prinzen von Wales und einer Gouvernante]. Sie leben höchst einfach und behaglich. Der Prinz geht jeden Morgen auf die Jagd, kehrt zum Lunch zurück, und dann gehen und fahren sie spazieren. Die Königin läuft den ganzen Tag im Hause ein und aus, und geht oft allein umher, besucht die Hütten und sitzt nieder und plaudert mit den alten Frauen.“ — Vom Prinzen heißt es: „Ich bin niemals in Gesellschaft des Prinzen gewesen, noch habe ich jemals mit ihm eine Unterhaltung gehabt. Am Donnerstag Morgen saßen John Russel und ich nach dem Frühstück zusammen, als er hineinkam und sich bei uns niederließ, und wir unterhielten uns etwa dreiviertel Stunden. Er machte auf mich einen bedeutenden Eindruck. Ich sah sofort (was ich immer gehört hatte), daß er sehr klug und hochgebildet ist, und außerdem, daß er zum Nachdenken geneigt ist und über Dinge denkt, die des Denkens werth sind. Es schien ihm sehr behaglich zu Muthe zu sein, er war sehr froh und munter, und zeigte nicht die geringste Steifheit oder würdevolle Miene.... [Zum Essen] waren wir neun Personen, und es ging alles sehr behaglich und wirklich nett zu, die Königin war in guter Laune und gesprächig; der Prinz noch mehr, und er sprach sehr gut; keine Etikette, und jeder schien wie zu Hause zu sein.“

Es war eine hervortretende Eigenthümlichkeist in der Lebensführung dieses königlichen Paares, daß es, bei aller jugendlichen Freude an jeder Art der Geselligkeit, bei allem Hochgefühl, das die stürmisch bezeugte Liebe eines ganzen Volkes ihm auf seinen vielen Rundreisen bereitete, sein höchstes Glück in einem von Hof und Volk gleich ungestörten Beieinanderleben fand. Das Bedürfniß des Alleinseins, das ebenso stark im zwanzigsten Jahre wie in den ersten Monaten dieser Ehe war, setzt eine Gleichheit der Neigungen, der Gaben, der sittlichen Anschauungen, kurz, eine Seelengemeinschaft voraus, wie sie auf Erden selten gefunden wird. Sie waren beide

bedeutend musikalisch veranlagt, der Prinz Virtuos auf der Orgel, die Königin auf dem Piano; beide vortreffliche Sänger. Für die schöne Literatur gleich empfänglich, lasen sie dieselben Bücher, oft gemeinsam, und fanden ihr Urtheil hier so übereinstimmend wie auf dem Gebiete der Malerei, auf dem sie mindestens wohlgeschulte Dilettanten waren. Mit ihrer Neigung, Menschen und Dinge humorvoll aufzufassen, verbanden sie die nahe verwandte Freude am Idyll, am still=frohen Sichausleben. Beide waren sie außer Stande in dauernder, täglicher Berührung zu leben mit Menschen, ob hoch oder niedrig, an die sie nicht ein inneres Band knüpfte. Typisch für diese menschlichste Seite ihres Wesens war des Prinzen Verhältniß zu seinem alten deutschen Leibdiener und das der Königin zu ihrem treuen Hochländer John Brown. Daher denn auch die Gemüthlichkeit des Lebens zu Balmoral, wo der Haushalt einschließlich der königlichen Familie oft nur aus zwölf Personen bestand. — Der Prinz, ein eifriger Jäger, ging doch niemals dem Sport mit einer Leidenschaft nach, die ihn Tage lang von seiner Gemahlin getrennt hätte. Wiederholt wurden mehrtägige Touren nach abgelegenen schönen Hochland=Partieen unternommen, aber nie ohne die Königin; es wurde dann unter der kleinen Gesellschaft eine Auswahl getroffen und in dem nächsten Wirthshause an der Landstraße oder in einer nothdürftig vorher eingerichteten Berghütte Nachtquartier genommen. So scheint denn bei diesem Paare niemals von einem Machtstreit, wie er bei verschiedenen Neigungen und Willensrichtungen und gleichem Selbstbewußtsein unvermeidlich geworden wäre, die Rede gewesen zu sein. Wie die Königin vor ihrer Verheirathung — ganz entgegen den derb materialistischen Anschauungen ihrer Landsleute, die noch heute in den Werken so gebildeter Männer wie McCarthy und Jeaffreson sich vernehmlich machen — nur das Opfer empfand, das der Mann und der Ausländer ihr brachte, so hören wir nach derselben fort und fort aus ihrem Munde das Anerkenntniß der geistigen Ueberlegenheit ihres Gemahls. Und so weit entfernt ist sie davon, ohne ihn, allein regieren zu wollen, daß sie sich bald nach der Geburt der Kronprinzessin mit der ernsten Absicht trug, dem „Prince Consort" den Titel „King Consort" und damit königliche Macht zu verleihen. Hierbei hatte sie freilich die Starrheit des englischen Nationalgefühls unterschätzt, und auf die energischen Abmahnungen eines so willfährigen Ministers wie Melbourne gab sie ihre vor dem Gemahl verheimlichte Absicht auf.

Bei der außergewöhnlichen Harmonie der Anschauungen dieses Paares werden diejenigen kaum Recht gehabt haben, welche damals murrten, daß England von einem Ausländer nach ausländischen Grundsätzen regiert werde. Wenn auch in einzelnen Fällen des Prinzen Einfluß über eine widerstrebende Neigung der Königin den Sieg davontrug, ist er doch niemals geltend gemacht worden gegen den Geist der Parlamentsherrschaft. So ist es bekannt, daß gerade der Prinz es war, welcher die junge Königin von ihrer whiggistischen Vorliebe bekehrte und sie dahin brachte, der Tory-Partei mit gleichem Vertrauen entgegenzukommen. Gewiß ist, daß die Königin niemals an der Seite ihres Gemahls die Selbstthätigkeit als Herrscherin aufgegeben hat. Schon früher haben wir aus Melbournes Munde ein Zeugniß vernommen, das ihrer geistigen Energie und ihrer Einsicht Ehre macht; noch deutlicher spricht ein anderes. Als er seine Entlassung gegeben hatte, ließ er durch den Sekretär Greville seinem Gegner, Sir Robert Peel, folgende Verhaltungsmaßregeln für seinen Verkehr mit der Königin zukommen: „Wenn er irgend etwas vorzuschlagen habe, so solle er ihr klar seine Gründe auseinandersetzen. Die Königin sei nicht eitel; sie wisse, daß es viele Dinge gäbe, die sie nicht verstehen könne, und sie habe es gern, wenn man sie ihr auf elementare Weise klar mache, nicht ausführlich und eingehend, sondern in Kürze und deutlich. Lange Audienzen liebe sie nicht." Das also war der Weg, auf dem sich die politisch unvorbereitete junge Königin jenen sicheren staatsmännischen Blick erwarb, den sie noch heute oft genug ihren Premier-Ministern gegenüber geltend macht. Ihr besonderes Interesse, wie das ihres Gemahls, nahmen die auswärtigen Angelegenheiten in Anspruch; alle von Gesandten einlaufenden und an Gesandte zu befördernden Schriftstücke wurden täglich ihr vorgelegt; sie kritisirte sie, inhaltlich wie redaktionell, gab ihre Rathschläge und übte so eine moderirende, ihrem Lande oft nützliche Thätigkeit aus. Daher nennt sie der Engländer „a ruling queen," eine regierende Königin, im Gegensatze zu ihrem bloß „reigning" Vorgänger: ein Ausdruck, der viel Euphemistisches in sich schließt. Sie kann nicht sagen, wie ein wirklicher Monarch: „Das will ich nicht," und damit einen ihr mißliebigen Gesetzesvorschlag aus der Welt schaffen; sie hat vielmehr ihren Ministern gegenüber nur eine berathende Stimme, und von ihnen hängt es ab, welches Gewicht sie ihrem Rathe beilegen, ob sie ihn annehmen, ihn von vornherein ablehnen oder das Kabinet über eine Meinungsverschiedenheit entscheiden lassen wollen.

Dieses beschränkte königliche Recht hat Königin Viktoria sich niemals nehmen lassen: sie will von allen Regierungsmaßnahmen unterrichtet sein, zu allen ihre Ansicht aussprechen, und sie hat sehr empfindlich werden können, wenn man versucht hat, ihr dieses Recht zu verkürzen.

Als sie eine Anfängerin in der Staatskunst war, hatte der junge Lord Palmerston, der zwar ein sehr fähiger Politiker, aber gegen jede abweichende Meinung höchst intolerant war, in den äußeren Angelegenheiten immer seinen Willen gehabt. Anders lagen die Dinge, als er 1849 zum zweiten Male Minister des Auswärtigen in dem whiggistischen Russell-Kabinet war. Zwar hatte er von seinem wenig energischen Chef keinen Widerspruch zu ertragen; wohl aber veranlaßte die Kritik der Königin und des Prinzen Albert fortgesetzte Auseinandersetzungen zwischen Russell und ihm über Form und Inhalt seiner für fremde Mächte bestimmten Schriftstücke. Palmerston empfand das sehr übel und suchte seine politische Thätigkeit solcher Kritik zu entziehen, indem er die Entwürfe zu manchen Depeschen erst nach deren Absendung der Königin zugehen ließ, andere ihr ganz vorenthielt. Die Königin, die eifrig die Entwickelung der auswärtigen Beziehungen verfolgte, konnte nicht umhin, dieses illoyale Verfahren zu bemerken und ließ ihm durch den Premier die Weisung zugehen, die Entwürfe fernerhin rechtzeitig vorzulegen; diese Depeschen müßten sehr reiflich erwogen werden, da „in ihnen die Königin und die Regierung zu fremden Regierungen spräche."

Diese Weisung hatte nur geringen Erfolg und scheint ganz in Vergessenheit gerathen zu sein, als das Resultat einer kritischen Debatte über Palmerstons außerpolitische Thätigkeit im Oberhause (im Juni 1850) ein Vertrauens-Votum mit 46 Stimmen Majorität war. Sechs Wochen nach diesem Siege erhielt er aus den Händen Lord Russells einen vom Prinzen Albert im Namen der Königin verfaßten Brief, in welchem nach einem Hinweis auf die „dauernden und zahlreichen Pflichtvernachlässigungen", die sich der Minister des Aeußeren ihr gegenüber habe zu Schulden kommen lassen, ihm befohlen wird:

1) daß er genau zu formuliren habe, was er in einem gegebenen Falle vorschlage, damit die Königin in der Lage sei, ebenso genau zu wissen, wozu sie ihre königliche Genehmigung gegeben habe;

2) daß, wenn sie einmal ihre Genehmigung zu einer Maßregel gegeben habe, diese nicht willkürlich von dem Minister ganz oder theilweise abgeändert werde.

Man kann hier kaum die Bemerkung unterdrücken, daß solche nicht ganz ehrlichen Machenschaften, die einem mit beschließender Stimme ausgerüsteten wirklichen Monarchen gegenüber unerhört wären, auf die parlamentarische Regierungsform nicht gerade ein günstiges Licht werfen. — Schließlich erwartet die Königin, daß die Entwürfe der für das Ausland bestimmten Schriftstücke ihr in Zukunft vor der Absendung der letzteren vorgelegt werden würden.

Als jedoch in dem nämlichen Jahre der durch seine Greuelthaten in Italien und Ungarn berüchtigte österreichische General Haynau nach London kam und von den Brauknechten von Barclays Brauerei fast gelyncht wurde, ließ Lord Palmerston auf die Reklamation des österreichischen Gesandten diesem ein Schriftstück zugehen, dessen Entwurf er der Königin wiederum nachträglich vorlegte. Da sowohl sie wie Lord Russell mit dem Inhalte dieses Schreibens keineswegs einverstanden waren, wurde Lord Palmerston vor die Frage gestellt, entweder das Schreiben als eine private Leistung zurückzuziehen oder abzutreten. Er zog das erstere vor. — Als im folgenden Jahre nach dem Staatsstreiche Louis Napoleons die Königin und Lord John Russell eine zuwartende Haltung für die beste hielten, fanden sie, daß Palmerston bereits eine entgegenkommende Haltung dem französischen Gesandten in London bewiesen hatte. Nun mußte er sein Amt niederlegen.

Das Jahr 1851 war ein frohes für das königliche Paar; es brachte die Verwirklichung eines von dem Prinzen seit Jahren gefaßten und gegen vielfachen Widerstand durchgeführten Planes. Die erste Weltausstellung, die größte That des Prinzgemahls, wurde in London eröffnet und mit großem Erfolge zu Ende geführt. Niemand zweifelt heute an der gewerblichen und kulturellen Bedeutung der Weltausstellungen. In dem zu hoch gespannten Idealismus jener Zeit knüpften sich noch viel schönere Träume an diese Weltmesse; sie sollte, wie Prinz Albert in seiner Eröffnungsrede aussprach, „die Bande des Friedens und der Freundschaft unter allen Nationen der Erde festigen.“ Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt: es hat kaum eine kriegerischere Zeit in der Geschichte Europas gegeben als die der Ausstellung folgenden drei Jahrzehnte.

Auch das Jahr 1855 war ein erfreuliches für die Königin: es brachte die Einnahme von Sebastopol und damit die Beendigung des an Menschenopfern so reichen Krimkrieges, den Herzensbund der ältesten Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen von

Preußen, der während eines Spazierrittes in den Hochlanden geschlossen und in dem neuen Schloß Balmoral von der Königin gebilligt, wegen der Jugend der Braut aber erst nach anderthalb Jahren bekannt gemacht wurde. Auch das „neue Haus", das an die Stelle des alten bescheidenen Jagdschlößchens treten sollte, wurde in diesem Jahre eingeweiht. „Jedes Jahr," schreibt die Königin in ihr Tagebuch, „klammert sich mein Herz fester an dieses theure Paradies, und das um so mehr, weil alles meines liebsten Albert eigene Schöpfung, eigenes Werk, eigener Bau, eigene Anlage geworden ist, wie in Osborne."

Im Jahre 1861 betraf die Königin das schlimmste Unglück, das nach ihren eigenen Worten das Leben ihr bringen konnte. Noch kurz zuvor hatte sie an ihren Onkel Leopold während einer kurzen Abwesenheit ihres Gemahls geschrieben: „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie vollkommen verlassen ich mich fühle, wenn er fort ist, wie ich die Stunden bis zu seiner Rückkehr zähle. Alle die vielen Kinder sind mir wie nichts, wenn er fort ist. Es scheint mir, als ob alles Licht aus Haus und Heim geschwunden wäre." In diesem Jahre erlosch es, fast plötzlich — ein kurzes typhöses Fieber raffte den Edlen dahin.

Als an einem Dezembermittage die große Glocke von St. Paul ihr Sterbegeläute durch die City schallen ließ, fragte sich die nach werthlosem Besitz hastende Menge vergeblich, was das bedeute. Als dann die Kunde von dem Tode des Prinzgemahls bald darauf eintraf, waren die Wohlgesinnten aufs Tiefste erschüttert um ihrer Königin, um ihres Landes willen; und die kurzsichtigen, lärmenden Demagogen, die den Einfluß des Prinzen geschmäht hatten, nicht weil er schädlich, sondern weil er „ausländisch" war, die zu einer Zeit des Krimkrieges sogar den absurden Verdacht gegen ihn ausgesprochen hatten, daß er mit Rußland und Preußen gegen England konspirire, wurden plötzlich ganz still, um dann bald, sehr bald in die gewaltige Trauerhymne einzustimmen, die ein ganzes Volk anhub. Jetzt war es Allen klar, daß eine weithin reichende Kraft des Guten und des Großen in ihrer Mitte erloschen war; und der während seines Lebens oft angefeindete „Deutsche" wurde nach seinem Tode der Gegenstand einstimmigen Preises und lebt gegenwärtig in der Vorstellung des britischen Volkes als ein — freilich wohl immer noch fremder — Heiliger.

Indessen die Kraft des Guten und des Großen, wie leider auch die entgegengesetzte, stirbt nicht mit ihrem Erreger; sie erhält

sich und wirkt unabsehbar fort. So ist jeder Mensch ein Schicksal für seine nächste Umgebung; so sind die höchstgestellten, großen und guten Menschen ein segensreiches Schicksal für ihr Volk. Können wir uns eine Zeit denken, wo unser Volk so von allen guten Geistern verlassen sein würde, daß es seinen Kaiser Wilhelm vergäße? eine Zeit, wo die Kraft, die von dem liebreichen, ritterlichen Manne bei seinen Lebzeiten ausging, nicht fortwirkte in jedem von uns als eine, wenn auch durch die Jahrhunderte geschwächte, Regung zur Güte und Mannhaftigkeit? — Man hat sich überflüssige Mühe gegeben, zu erklären, warum die Königin den herbsten, durchaus unersetzlichen Verlust ihres Daseins mit wunderbarer Fassung ertrug. Die Erklärung liegt nahe: solche Männer können für ihre nächsten Angehörigen überhaupt nicht sterben. Prinz Albert starb der Königin nicht, er lebte und lebt noch heute mit ihr fort: das gnadenvolle Schicksal, das ihr mit dem Besitz dieses Mannes zu Theil wurde, waltet noch heut über ihrem Leben. Es zeigt sich in der treuen Erfüllung ihrer Regierungspflichten, in der liebevollen Fürsorge für ihre Kinder, deren persönliches Glück ihr höher stand als die Rücksicht auf irgend eine Staatsinteresse, in der Dankbarkeit für alle ihr geleisteten Dienste, in dem christlichen Geiste, der ihrem Handeln die Norm giebt.

Die Königin hat weitergelebt, wie wenn Prinz Albert mit ihr lebte. Nur ein Band wurde mit seinem Tode zerschnitten; es war das, welches sie an den Glanz und die Freuden des Lebens knüpfte, die für sie nur mit und durch ihn Reiz gewonnen hatten. Seit seinem Tode hat sich die Königin von dem Leben im Großen zurückgezogen; wenn sie sich den repräsentativen Pflichten ihrer Stellung auch nicht ganz versagt, so sieht sie London während der Saison doch nur kurze Zeit oder gar nicht; auch Windsor ist nicht mehr, wie früher, ihre Lieblings-Residenz; sie lebt meist in der idyllischen Zurückgezogenheit von Osborne oder Balmoral. Das ist in gewissem Sinne ein Uebelstand, den die Krämer des Westend übermäßig aufbauschen; aber, wenn die Königin sich ihren offiziellen Pflichten nicht entzieht, die geselligen an ihrer Stelle von dem Thronfolger erfüllen läßt, und wenn die Londoner Saison, ob mit ihr, ob ohne sie, ihren rauschenden sechsmonatlichen Verlauf nimmt, so kann man gegen ihre Abneigung vor Vergnügungen, die für sie leer geworden sind, nichts Triftiges einwenden. Sie selbst hat zu einer Zeit in den siebziger Jahren, als die Klagen über ihre Zurückgezogenheit in den Zeitungen sehr laut wurden und anderer-

seits die Erwartung ausgesprochen wurde, daß sie nun bald selbst wieder Levers und Drawing-Rooms abhalten und auf Bällen und Konzerten erscheinen werde, die näheren Umstände ihrer Situation in den „Times" dargestellt:

„Die Königin", heißt es in der Zuschrift, „weiß das Verlangen ihrer Unterthanen, sie zu sehen, von Herzen zu würdigen, und was sie thun kann, um diesem treugemeinten, liebevollem Wunsche entgegenzukommen, wird sie thun. Wenn durch ihr Erscheinen in der Oeffentlichkeit irgend ein bestimmter Zweck zu erreichen, irgend ein nationales Interesse zu fördern oder irgend etwas, das zum Wohle des Volkes dient, zu ermuthigen ist, wird Ihre Majestät vor keinem persönlichen Opfer, keiner Mühe zurückschrecken.

„Aber es giebt andere und höhere Pflichten als die bloßer Repräsentation, welche der Königin, allein und ohne Stütze, wie sie ist, obliegen — Pflichten, welche sie ohne Schaden für die Staatsverwaltung nicht verabsäumen kann, die unaufhörlich auf ihr lasten, sie mit Arbeiten und Sorgen niederdrückend.

„Die Königin hat sich gewissenhaft bemüht, diese Pflichten zu erfüllen, bis ihre Gesundheit und Kraft, welche bereits erschüttert waren durch den tiefen dauernden Schmerz, der an die Stelle ihres früheren Glückes getreten ist, geschwächt worden sind.

„Von ihr zu verlangen, daß sie außerdem die Strapazen jener reinen Staats-Ceremonien auf sich nehme, die ebenso von anderen Gliedern ihrer Familie vollzogen werden können, heißt für sie die Gefahr heraufbeschwören, sich gänzlich unfähig zu machen zur Erfüllung jener anderen Pflichten, welche ohne ernstliche Schädigung der Staatsinteressen nicht vernachlässigt werden dürfen."

Diese Pflichten hat sie nach wie vor mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt; auch nach dem Tode ihres Gemahls können eine Reihe von Fällen aufgezählt werden, wo sie die innere wie die äußere Politik ihrer Kabinette nach ihrem Willen gelenkt hat. Nachdem die englischen Könige ihr Vetorecht haben verfallen lassen, nachdem sie durch die Parlamentsreform von 1832 die Macht, die Wahlen persönlich zu beeinflussen, verloren haben, hat die Königin Viktoria zu einer Zeit, wo die Radikalen erklärte Republikaner sind und von den Liberalen auch viele den ihnen wesenlos erscheinenden Pomp des Thrones für zu kostspielig halten, die schwindenden Reste der einstigen königlichen Macht festgefaßt und wieder aufgerichtet im Bewußtsein der Besten ihres Volkes, ohne ihren energischen

Widerstand wäre schon heute das absolute Partei-Regiment in England eingewurzelt; nur ihr hat es ihr Nachfolger zu danken, wenn er, einst auf den Thron gelangt, noch etwas mehr als ein bloßes Schattenkönigthum vorfindet.

Die Königin von England ist eine der höchstgebildeten Frauen unserer Zeit. Vielleicht war die Königin Elisabeth gelehrter, sicher ist wenigstens, daß sie Griechisch verstehen und lateinische Reden aus dem Stegreif halten konnte, was ihre Nachfolgerin höchstwahrscheinlich nicht kann. Die Vielseitigkeit und organische Geschlossenheit der Bildung Viktorias hat Elisabeth in ihrer Zeit nicht erreichen können. Beide Königinnen zeichnen sich in ihren offiziellen Kundgebungen, wie in ihren privaten Schriften, durch eine Klarheit und Präzision des Stiles aus, die von einer für Frauen ungewöhnlichen Denkkraft zeugen. Zur politischen Thätigkeit war Elisabeth viel weniger beanlagt, als die meisten englischen Historiker versichern, die nach einer alten und recht unwissenschaftlichen Konvenienz alle Thaten Burleighs auf ihr Kredit setzen. Sie war freilich verschlagen, ränkevoll, eine vortreffliche Schauspielerin und wußte die Leute mit vollendeter Eleganz hinters Licht zu führen — und solche Eigenschaften waren für die damalige Staatskunst allerdings etwas werth; sie hatte eine leichte Auffassungsgabe auch für praktische Verhältnisse, konnte eine gegebene Situation schnell durchschauen und den nächsten ihr zu entlockenden Vortheil erkennen. Weiter aber reichte ihre Sehkraft nicht. Die Gaben genialer Synthese und weitschauender Kombination, ohne welche ein großer Staatsmann nicht denkbar ist, waren ihr vollkommen versagt. Wenn sie stellenweise einen energischen Willen zeigte und fest zugriff, so konnte doch Niemand die Dauer dieser Energie vorausbestimmen, da sie, sofern sie nicht unter dem Sporn einer ihrer Leidenschaften handelte, von körperlichen Zuständen, egoistischen Regungen und allerlei sonstigen Einflüssen leicht bestimmbar, d. h. launenhaft war und heute widerrief, was sie gestern ihren unwiderruflichen Entschluß genannt hatte. Königin Viktoria hat weder die vielseitigen politisch verwendbaren Gaben, noch die Schwächen ihrer Vorgängerin zur Regierung mitgebracht. Sie hat die Staatskunst als eine schwere Kunst aufgefaßt und hat es durch ernstes Studium und jahrelange Erfahrung mit Hilfe ihres scharfen Verstandes möglich gemacht, ihrem Lande manchen einzelnen wichtigen Dienst zu leisten, [illegible] auch bei dem beständig wechselnden Partei-Regiment [illegible] Durchführung der königlichen Politik [illegible] sein kann.

Elisabeth ist ein Beispiel für die Wahrheit, daß geistige Bildung als solche den Menschen sittlich nicht zu heben vermag. Ihr Handeln ist niemals beeinflußt worden weder von tiefer Religiosität, noch von jenem sonst dem Weibe so reichlich verliehenen sympathetischen Empfinden, noch von irgend welchen rein sittlichen Grundsätzen; die Tugend, die ihr offiziell zugeschrieben wurde, hatte für sie nicht mehr Werth als für die Kokette ihr Fächer. Es ist daher keine Möglichkeit vorhanden, auf diesem Gebiete einen Vergleich anzustellen zwischen ihr und einer Königin, für deren gesammte Lebensführung christliche Gesinnung und hoch entwickeltes Pflichtgefühl maßgebend gewesen sind.

Man mag es bedauern, daß diese Königin wegen ihres zurückgezogenen Lebens und vielleicht auch wegen gewisser herber Eigenheiten, die nach dem Verlust des einen großen Glückes in der Vereinsamung ihres Alters sich herausgebildet haben, in ihrem eigenen Lande weniger Popularität genießt als eine Elisabeth; aber kein Verständiger wird den Werth eines hochgestellten Menschen, die Bedeutung eines Herrschers nach seiner Volksbeliebtheit bemessen. Wir haben mit Zuhilfenahme eines vielseitigen Materials versucht, den menschlichen Werth und die politische Bedeutung der Königin Viktoria wahrheitsgetreu zu schildern, und kommen zu dem Schlusse, daß keine von den Herrscherinnen, welche den englischen Thron eingenommen haben, an sie heranreicht, weder in der Geistesbildung, noch im Adel der Gesinnung, noch in treuer Erfüllung ihrer königlichen Pflichten. Sie feiert in diesem Monat ihr diamantenes Regierungs-Jubiläum; zu diesem seltenen Feste versammeln sich die Vertreter aller Staaten in London, um die Segenswünsche ihrer Herrscher ihr zu Füßen zu legen. Die Völker werden hinter ihren Fürsten nicht zurückbleiben, und das deutsche Volk, das in der Anerkennung fremden Werthes niemals langsam gewesen ist, wird in diesem Falle dem Gefühle der Verehrung um so bereitwilliger Ausdruck geben, als die Königin Viktoria eine so nahe Verwandte seines geliebten Herrscherhauses ist.

Die Zukunft der Deutschen in Südamerika.

Eine deutsch-amerikanische Auffassung.

Von

Wilhelm Weber,

Belleville, Illinois.

Die deutsche Regierung hat sich zu einer neuen Auswanderungs-politik entschlossen. Während sie bisher der Auswanderung aus Deutschland gleichgültig, wenn nicht feindlich, gegenüberstand, will sie diese jetzt unmittelbar befördern und zwar nach Südamerika und Mexiko lenken. Dabei liegt natürlich die Absicht zu Grunde, den deutschen Einwanderern in Südamerika die Bildung deutscher Gemeinwesen zu ermöglichen, in denen deutsche Sprache und Sitte eine dauernde Heimath finden sollen, und die daher mit dem Mutterlande immer in naher Beziehung bleiben werden.

Daß der deutsche Michel endlich aus seinem Schlafe aufwachen will, ist nur mit Freuden zu begrüßen. Denn, obwohl Deutschland jährlich tausende seiner Landeskinder in die weite Welt ziehen läßt, hat es noch nie von dieser Ueberfülle seiner Kraft den vollen Vortheil genossen, sondern hauptsächlich fremde Nationen, Wett-bewerber um den Vorrang, damit gestärkt und bereichert. Die ausgewanderten Deutschen, soweit sie wenigstens über solche Fragen nachdenken, haben diese Zustände schon längst als eine nationale Schmach empfunden. Und gerade die am besten unterrichteten Deutschen sind am ersten geneigt, im Auslande ihr Deutschthum aufzugeben. Sie verzweifeln im Angesicht des ungeheueren Vor-sprungs, den andere Völker gewonnen haben, an der Zukunft

Deutschlands, an seiner Fähigkeit, in der kurzen Frist, die noch übrig bleibt, das seit Jahrhunderten Versäumte nachzuholen.

Nichtsdestoweniger muß es als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, daß Deutschland sich jetzt endlich zu dem Entschlusse aufrafft, seinen ausgewanderten Kindern nachzugehen, ihrem Schicksale auch jenseits des Meeres Aufmerksamkeit zu schenken. Je mehr man aber die Berechtigung und Nothwendigkeit dieses Unternehmens einsieht, je wärmer man sich dafür begeistert, um so mehr ist man auch berechtigt, die Frage zu stellen, ob das, was gethan werden soll, richtig und zweckentsprechend ist. Ja, man ist geradezu gezwungen, sie aufzuwerfen, da sie endgültig beantwortet werden kann. Das Gründen von Kolonien ist schon lange aus dem Stadium blinden Versuchens hinausgetreten. Seit der Entdeckung Amerikas ist bereits so viel kolonisirt worden, daß man die Gesetze des Kolonisirens klar und deutlich erkennen und bestimmen kann. Wer heutzutage mit Erfolg Kolonien anlegen will, muß diese Gesetze kennen und befolgen.

Die erste Bedingung ist, daß die Kolonisten in einem neu zu erschließenden Lande ungefähr dieselben klimatischen Verhältnisse wiederfinden müssen, die sie in der alten Heimath gekannt haben. Denn die erste Ansiedlung muß immer eine Ansiedlung von Ackerbauern sein. Erst wenn diese einen Ueberschuß von Lebensmitteln erzeugen, können nach und nach Handwerker und Gewerbetreibende einwandern. Dort natürlich, wo der ausgewanderte Ackerbauer die altgewohnten, klimatischen Verhältnisse und einen einigermaßen fruchtbaren Boden wiederfindet, kann und wird er schon nach der ersten Ernte einen Ueberschuß verkaufen und die Erzeugnisse des Handwerkes und Gewerbefleißes, deren er grade in einem neuen Lande doppelt bedarf, dafür eintauschen.

Eignet sich ein Land nicht dazu, die in Europa bekannten Feldfrüchte ohne weitere Experimente zu ziehen, so sollte die Regierung durch fachmännisch geleitete Versuche feststellen lassen, welche Nährfrüchte in dem betreffenden Lande und Klima am besten gebaut werden, oder was dort sonst mit Vortheil hervorgebracht werden kann. Die so gewonnenen Erfahrungen können dann wirklichen Ansiedlern mitgetheilt werden, die sie wiederum an die, die nach ihnen kommen, vermitteln würden. Der Europäer kann sich schließlich in jedes Klima eingewöhnen, die anfänglichen Schwierigkeiten überwinden, aus einer Wüste und einer Fieberhölle einen Gottesgarten machen, wenn er es richtig anfängt.

Bei der hier in Rede stehenden Auswanderung von Deutschen nach den spanischen und portugiesischen Ländern Amerikas kommt es aber auf diesen ersten Punkt nicht mehr an. Die betreffenden Gebiete sind längst europäischer Ansiedlung erschlossen. Der Einwanderer findet dort alle Hülfsmittel moderner Zivilisation bereits vor. Wenn er sich diese nicht alle vom ersten Augenblicke an dienstbar machen kann, so liegt das nur daran, daß er nicht über die nöthigen Geldmittel verfügt. Um was es sich vielmehr bei den deutschen Ansiedlungen in Südamerika in erster Linie handelt, ist die andere Frage, ob dort Kolonien gegründet werden können, in denen sich die deutsche Sprache behaupten kann und wird.

Die Freunde und Befürworter des von der deutschen Regierung angenommenen Planes sind davon entschieden überzeugt. Sie stellen die Zukunft der Deutschen in Südamerika ihrer Vergangenheit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber und behaupten zuversichtlich, daß ebenso gewiß, wie die deutschen Einwanderer in Nordamerika von dem übermächtigen, englischen Staatswesen aufgesogen und assimilirt worden seien, die deutschen Kolonisten in den spanischen und portugiesischen Ländern der westlichen Hemisphäre ihre Muttersprache und nationale Eigenart bewahren werden.

Was berechtigt zu so großen Erwartungen? Etwa die Erfahrungen, die man in Preußen und Deutschland mit den Polen, Dänen und Franzosen macht? Oder die Fortschritte, die das Deutschthum in Oesterreich-Ungarn zu verzeichnen hat? Wer des Glaubens lebt, daß Einwanderer, die eine höhere Kultur repräsentiren, den weniger weit vorgeschrittenen Bewohnern des Landes, in dem sie sich niederlassen, nur durch überlegene Kultur den Stempel ihrer Sprache aufdrücken können, befindet sich in einem schweren Irrthume. Die gegenwärtigen Vorgänge in Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht weniger als die allgemeine Geschichte der Besetzung Europas durch die Germanen und die moderne Geschichte der überseeischen Kolonisation beweisen unzweifelhaft das Gegentheil. Es kommt bei der Entscheidung darüber, ob die fremden Einzüglinge in ein schon bewohntes Land dort ihre eigene Sprache bewahren und zur Alleinherrschaft bringen sollen, viel weniger auf ihre Kultur als auf ihre Zahl an. Sind sie der ansässigen, andersssprechenden Bevölkerung an Zahl unterlegen, so haben sie in allen Fällen ohne Ausnahme, selbst wenn sie als Sieger und Eroberer einzogen, die schon im Lande herrschende

Sprache angenommen. Nur, wo sie das numerische Uebergewicht besaßen, oder die ansässigen Bewohner ausrotteten, haben sie ihre ursprüngliche Sprache bewahrt.

Wir müssen daher in dieser geschichtlichen Thatsache ein anderes Naturgesetz erkennen, das alle Kolonisationsversuche beherrscht. Und vom Standpunkte dieses Gesetzes aus muß man die Aussichten auf Gründung dauernder, deutscher Niederlassungen in Südamerika als wenig günstig bezeichnen. Auf was gründen sich die weitgehenden Hoffnungen der Befürworter der Auswanderung nach Südamerika? Sie weisen darauf hin, daß die deutsche Regierung gewisse Garantien von den südamerikanischen Regierungen erhalten hat. Worin bestehen diese Garantien? Haben jene Staaten unbewohnte Gebiete an Deutschland abgetreten, in denen die deutschen Kolonisten unter dem direkten Schutze des Deutschen Reichs ihre Niederlassungen gründen können? Das würde freilich den Bestand des Deutschthums in jenen Kolonien sichern. Jedoch ist bisher von derartigen Vereinbarungen nichts bekannt geworden; auch ist ganz gewiß, daß keine der südamerikanischen Republiken Deutschland ein solches Zugeständiß machen wird. Wenn irgend ein Land in der Welt auf seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit stolz ist, so sind das die südamerikanischen Republiken. Wie heißt dann das wichtige Zugeständniß, das die Dauer und den Bestand des Deutschthums in Südamerika verbürgen soll? Die Deutschen, die sich in Südamerika niederlassen, sollen das Recht lokaler Selbstregierung haben.

Dieses Recht ist allerdings sehr werthvoll, da es der ersten Generation, die im Allgemeinen die fremde Landessprache doch nicht erlernt, ein menschenwürdiges Dasein verbürgt und ihr den ungestörten Besitz ihres Eigenthumes zusichert. Aber wenn man glaubt, auf diese einfache Weise die deutsche Sprache auch bei ihren Nachkommen, die in der neuen Heimath das Licht der Welt erblicken, für immer zu erhalten, so muß man doch die Frage aufwerfen, ob sich diese Voraussetzung schon anderswo bewahrheitet hat. Da man nun einmal die kommende, deutsche Auswanderung nach Südamerika mit der bisherigen deutschen Auswanderung nach Nordamerika vergleicht, so ist es interessant zu untersuchen, ob vielleicht das Nichtvorhandensein lokaler Selbstregierung in den Vereinigten Staaten daran Schuld ist, daß sich das Deutschthum daselbst nicht behaupten kann.

Wenn irgendwo in der Welt das Recht lokaler Selbstregierung besteht, so ist es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nirgends werden der bürgerlichen Gemeinde größere Rechte eingeräumt. Wenn heute ein noch unbewohntes County in irgend einem zur Union gehörenden Staate von deutschen Einwanderern besiedelt würde, so würde kein Mensch und keine Behörde daran denken, ihnen den Gebrauch der deutschen Sprache in allen privaten und öffentlichen Angelegenheiten verwehren zu wollen. Sie würden unter anderem auch das Recht haben, in ihren öffentlichen Schulen die deutsche Sprache lehren zu lassen, obwohl diese unter der Oberaufsicht des Staates stehen. Es hat Orte gegeben und giebt wahrscheinlich noch heute Orte, in denen z. B. die Verhandlungen der Ortsvorsteher oder des Stadtrathes in deutscher Sprache geführt wurden und werden.

Mein Wohnort, Belleville in Illinois, hat eine Bevölkerung von über 16 000 Seelen, von denen wahrscheinlich zwei Drittel deutscher Abkunft sind. In Folge dessen wird in allen städtischen Schulen auf öffentliche Unkosten Deutsch gelehrt. Vor einigen Jahren wurde dagegen von Gegnern des deutschen Unterrichtes eine Klage in den Gerichten des Staates erhoben. Die Kläger behaupteten, es stehe mit den Staatsschulgesetzen im Widerspruch, daß in einer Elementarschule mehr als eine Sprache gelehrt werde. Das Obergericht des Staates wies aber die Klage ab. Es entschied, daß die Mehrzahl der Stimmgeber eines Schuldistriktes das Recht habe, zu bestimmen, was in den Schulen des Distrikts gelehrt werden solle.

Das Recht der lokalen Selbstregierung bezieht sich aber nicht nur auf das County, das etwa dem Kreise in Preußen entspricht, sondern erst recht auf den ganzen Staat. Als die ursprünglichen dreizehn Kolonien an der Küste des atlantischen Ozeans beschlossen, die Union zu bilden, wurde in der Legislatur des Staates Pensylvanien darüber verhandelt, welche Sprache, die deutsche oder die englische, die offizielle Sprache des Gemeinwesens sein solle. Bei der Abstimmung stimmten natürlich die deutschen Pensylvanier für die deutsche Sprache, während die englischen ebenso selbstverständlich für die englische Sprache stimmten. Dabei stellte sich heraus, daß die Deutschen mit einer Mehrheit von einer Stimme siegen konnten. Diese eine Stimme gab aber der bekannte Prediger-General Mühlenberg für die englische Sprache ab. Es kommt an dieser Stelle nicht darauf an, zu entscheiden, ob Mühlenberg

recht und vernünftig gehandelt hat, oder nicht, sondern nur durch ein so eklatantes Beispiel zu beweisen, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von jeher das Recht lokaler Selbstregierung im weitesten Sinne des Wortes besessen haben. Soweit die Gesetze der Vereinigten Staaten in Betracht kommen, kann heute am Tage die deutsche Sprache zur Landessprache erhoben werden. Das einzige, was nöthig ist, um eine derartige Aenderung durchzusetzen, ist eine hinlängliche Anzahl von Stimmen dafür.

Daß trotzdem vorläufig noch nicht und wahrscheinlich auch nie an einen solchen Volksbeschluß zu denken ist, erklärt sich sehr einfach daraus, daß die Deutschen den übrigen Bewohnern der Vereinigten Staaten gegenüber in einer absoluten Minorität sind.

Das Recht lokaler Selbstregierung hat also mit der Sprachenfrage nicht das Geringste zu thun. Es wird die deutsche Sprache in Südamerika ebenso wenig vor dem Niedergange bewahren, wie in Nordamerika. Die einzige Hoffnung der Deutschen könnte darin gefunden werden, daß es ihnen möglich wäre, mehr Deutsche in die zu besiedelnden, südamerikanischen Länder hineinzuwerfen, als andersssprechende Menschen dort wohnen. Aber auch in diesem Punkte ist es schon längst nicht mehr gestattet, wilden, unbestimmten Muthmaßungen nachzugeben, bei denen man das, was man wünscht, für möglich und wirklich hält. Wir besitzen die Bevölkerungsziffer aller hier in Betracht kommenden Länder. Mögen diese Zahlen immerhin nicht absolut bis auf die letzten Zehner und Einer richtig sein, so genügen sie doch vollkommen für unsere Zwecke. Wir können ganz genau ausrechnen, wie viele Deutsche wenigstens in einem gegebenen Zeitraume in eine südamerikanische Republik, z. B. in Argentinien, Brasilien, oder auch in Mexiko, einwandern müssen, um daselbst den Deutschen das numerische Uebergewicht zu geben. Auf der anderen Seite liegt auch die genaue Auswanderungs-Statistik Deutschlands vor, so daß wir mit Bestimmtheit wissen, was Deutschland bis jetzt in der Auswanderung geleistet hat und demgemäß fernerhin voraussichtlich wird leisten können.

Von den drei genannten Ländern hatte Argentinien im Jahre 1895 eine Bevölkerung von 4750000. Mexiko hatte nach dem Zensus, der 1893 gehalten wurde, 12056046 Einwohner, und Brasilien drei Jahre vorher 14068268. Die Gesammtauswanderung aus Deutschland von 1820—1893 hat sich auf 5700000 belaufen.

Davon sind allerdings 2292496 seit dem Jahre 1870 ausgewandert. Man kann daher die Durchschnittsziffer der deutschen Auswanderung in dieser letzten Periode, die im Zeichen des Schnellverkehres steht. in runder Summe auf jährlich 100000 Menschen veranschlagen. Bisher wurde freilich die Auswanderung aus Deutschland nicht im Geringsten begünstigt, im Gegentheile die Behörden versuchten vielfach ihr entgegen zu arbeiten. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, hieß der schöne Spruch, den vielfach Pfarrer, Lehrer und Amtmann, den Bürgermeister und Ortsvorsteher nicht zu vergessen, den Auswanderungslustigen warnend zuzurufen pflegten. Sollte dagegen von jetzt an die Auswanderung von der Obrigkeit begünstigt werden, so ist es sehr leicht möglich, daß die Auswanderungsziffer beträchtlich steigt. Wahrscheinlich jedoch hat die Haltung der Regierung mit der Zahl der Auswanderer gar nichts zu thun, sondern diese wird vielmehr von anderen Faktoren wirthschaftlicher Natur bestimmt. Auf keinen Fall wird man zu niedrig greifen, wenn man die höchste jährliche Durchschnittsziffer der deutschen Auswanderung für die nächsten zehn Jahre auf 200000 veranschlagt. Sie wird, nach den bisherigen Erfahrungen zu urtheilen, bedeutend dahinter zurückbleiben. Man wird mir daher auf allen Seiten beipflichten müssen, wenn ich behaupte, daß die höchste Anzahl von Einwanderern, die Deutschland während der kommenden zehn Jahre in eins der drei genannten Länder werfen kann, im Ganzen 500000 ist. Das setzt zugleich voraus, daß die gesammte deutsche Auswanderung in ein einziges Land geleitet wird.

Was folgt aus dieser Thatsache? Unbedingt das, daß Deutschland unter keinen Umständen daran denken kann, Brasilien oder Mexiko zu germanisiren. Denn diese beiden Länder haben schon gegenwärtig mehr als doppelt so viele Bewohner. Man wende dagegen nicht ein, daß die deutschen Einwanderer sich auf natürlichem Wege sehr schnell vermehren, daß aus den fünf Millionen in wenigen Jahren zehn Millionen werden. Dieser Zuwachs ändert an dem Stärkeverhältniß zwischen den Deutschen und der nichtdeutschen Bevölkerung des betreffenden Landes garnichts oder doch nur sehr wenig. Denn die nichtdeutsche Bevölkerung ist ebenso wenig stabil wie die deutsche. Sie vermehrt sich sowohl auf natürlichem Wege, wie durch Einwanderung. Die Deutschen müßten aber, um sich als Deutsche zu behaupten, nicht nur die jetzige Einwohnerzahl, sondern auch die zukünftige, soweit sie nichtdeutschen

Ursprunges ist, einerlei ob eingeboren oder eingewandert, numerisch überflügeln. Das ist aber in Brasilien und Mexiko augenscheinlich nicht mehr möglich.

Aber selbst in Argentinien ist an eine Ueberwindung des spanischen Elementes durch deutsche Einwanderung nicht mehr zu denken. Das Land hatte im Jahre 1895 zwar noch nicht fünf Millionen Einwohner, aber die Zunahme der Bevölkerung vollzieht sich ganz außerordentlich schnell. Während die Provinzen oder Staaten im Jahre 1869 erst 1736922 Bewohner besaßen, war diese Zahl 1895 bereits auf vier und drei Viertel Millionen gestiegen. Die Einwanderung hat mit diesem außerordentlichen Wachsthum viel zu thun, aber bei Weitem nicht so viel, wie man gewöhnlich denkt. Im Jahre 1887 betrug z. B. die Gesammtzahl aller fremdgeborenen Bewohner der argentinischen Staaten nur 600000. Davon waren 280000 Italiener, 150000 Franzosen, 100000 Spanier, 40000 Engländer und nur 20000 Deutsche. Von den Einwanderern des Jahres 1894, die zusammen 54720 zählten, waren 37699 Italiener, 8122 Spanier, 2107 Franzosen, 971 Deutsche, 3132 Russen, 440 Oesterreicher und 2890 russische Juden. Diese Zahlen zeigen zugleich, wie bedeutend die Konkurrenz ist, die die Einwanderer der übrigen europäischen Nationen den Deutschen in Südamerika bereiten. Bis jetzt verschwindet die deutsche Einwanderung dagegen noch ganz und gar. Denn, um das hier zu bemerken, dieselben Verhältnisse finden sich auch in den übrigen Ländern, in Brasilien und in Mexiko. Das spanische und portugiesische Amerika ist im eminenten Sinne des Wortes das Auswanderungsziel der lateinischen Nationen. Diese würden der deutschen Einwanderung immer das Gleichgewicht halten. Alle nichtspanischen Einwanderungselemente aber würden, wenn es sich darum handeln sollte, den Bestrebungen der Deutschen, die deutsche Sprache zur Herrschaft zu bringen, entgegen zu treten, mit den Spaniern gemeinsame Sache machen, auch wenn sie im Uebrigen nicht von den Spaniern erbaut wären.

Daher ist es ganz gewiß, daß alle deutschen Einwanderer, die sich in irgend einem Theile des spanischen oder portugiesischen Amerika niederlassen, auf die Dauer gerade so sicher von der weit überwiegenden spanischen und portugiesischen Bevölkerung aufgesogen werden müssen, wie die deutschen Einwanderer in Nordamerika von der vorherrschenden englischen Bevölkerung langsam aber sicher

aufgesogen werden. Wer das verhindern will, darf eben keine deutschen Auswanderer veranlassen, nach Südamerika zu gehen.

Ich weiß nun wohl, daß die Absicht der deutschen Südamerika-Schwärmer nicht darauf gerichtet ist, gleich ein ganzes Reich zu germanisiren. Sie gedenken sich vielmehr auf einzelne Provinzen zu konzentriren, z. B. in Brasilien auf Rio Grande do Sul u. s. w. Ich habe auch unlängst irgendwo von einem Deutschen aus der genannten Provinz die Behauptung gelesen, die Deutschen in Rio Grande do Sul seien so zahlreich, daß sie nächstens diesen Staat von Brasilien lostrennen und zu einem deutschen Staate machen würden. Ich kenne leider die Stärkeverhältnisse der verschiedenen Bewohner von Rio Grande do Sul nicht, befürchte aber sehr, daß bei der obigen Behauptung der Wunsch der Vater des Gedankens ist.*) Wo sollte bei einer Gesammtbevölkerung von 890 647 in jenem Staate eine Mehrheit für die Deutschen herauskommen? Und selbst wenn diese Mehrheit thatsächlich vorhanden wäre, würden sich schwerlich alle Deutschen für die Lostrennung von Brasilien begeistern lassen. Auf die in Brasilien selbst geborenen ist einmal gar nicht zu rechnen.

Aber selbst angenommen drei Viertel der Bewohner des Landes seien Deutsche und entschlossen, ihre Zugehörigkeit zu Brasilien aufzugeben, so würde die Ausführung dieses Entschlusses einen siegreichen Krieg mit allen übrigen brasilianischen Staaten vorausbedingen, in dem die abtrünnigen Deutschen durch die brasilianischen Patrioten in ihrem eigenen Lande sehr behindert werden würden. An einen solchen Krieg ist aber überhaupt nicht zu denken. Die Brasilianer sind in der Lage, jede Vorbereitung dazu im Keime zu ersticken.

Man wird nun vielleicht sagen, daß die Deutschen in Brasilien in einem solchen Falle unbedingt auf den Beistand des Deutschen Reiches werden zählen können. Leider aber ist dieser Beistand nichts werth. Es giebt vielleicht in Deutschland Leute, die sich einbilden, die deutsche Flotte sei stark genug, um in Südamerika den deutschen Einfluß zu behaupten. Sollte es je über die Gründung deutscher Kolonien in Südamerika zum Kriege zwischen Deutschland und einem südamerikanischen Reiche kommen, so würden diese Leute sehr schnell eines anderen belehrt werden. Jede Ein-

*) Anmerk. d. Red. Es sollen etwa 150000 Deutsche in Rio Grande do Sul leben und wenn man alle Deutsche in Süd-Brasilien, die dahin tendiren, hinzurechnet etwa 200000.



mischung Deutschlands in die Angelegenheiten Südamerikas würde zu einem Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika führen. Die seit dem Präsidenten Monroe befolgte auswärtige Politik der Vereinigten Staaten, die nach jenem Präsidenten die Monroe-Doktrine genannt wird, erlaubt an dieser Thatsache nicht den leisesten Zweifel. Schon dreimal sind ihr gegenüber europäische Mächte zurückgewichen. Zuerst Spanien, das seine abgefallenen Kolonien gerne wieder erobert hätte, und gegen das im Einverständnisse mit England, ja auf direkte Anregung Englands hin, das seinen alten Nebenbuhler nicht wieder zu Kräften kommen lassen wollte, die sogenannte Monroe-Doktrine ursprünglich formulirt worden ist. Die zweite bei Weitem stärkere Macht war Frankreich, das die gute Gelegenheit des nordamerikanischen Bürgerkrieges dazu benutzt hatte, sich in Mexiko festzusetzen. Nach Beendigung des Bürgerkrieges genügte eine sehr leise Hindeutung auf die Monroe-Doktrine, verbunden mit der Ansammlung einer starken, nordamerikanischen Heeresmacht unter Sheridan an der mexikanischen Grenze, den Kaiser der Franzosen zur schleunigen Zurückberufung seiner Besatzungsarmee zu bewegen. Es war nicht die Treulosigkeit Napoleons, sondern die Verblendung Maximilians, seine Unkenntniß der Verhältnisse in Amerika, die den deutschen Fürsten in den Tod getrieben haben. Napoleon konnte sich dem Heere und der Flotte der Vereinigten Staaten gegenüber in Mexiko einen einzigen Tag behaupten. Er mußte, um einer schimpflichen Niederlage zu entgehen, gute Miene zum bösen Spiele machen. Das dritte Mal war es das seebeherrschende Albion selbst, das in der Venezuelafrage vor der Drohung der Vereinigten Staaten mit der Monroe-Doktrine muthig einen Schritt zurückwich.

Deutschland wäre natürlich in einem Kriege mit den Vereinigten Staaten insofern in einer günstigeren Lage als England, als es keine unmittelbare Landesgrenze gegen uns Yankees zu vertheidigen hätte. Der Krieg würde wesentlich ein Seekrieg sein, obwohl bis dahin Nordamerika wahrscheinlich auch auf dem Landwege, mit der Eisenbahn, Truppen in die streitigen Gebiete werfen könnte und würde.

Es wird jedoch niemals soweit kommen. Die deutschen Ansiedler in Südamerika sind und werden immer in einer so hoffnungslosen Minorität bleiben, daß sie nie auf den Gedanken, selbstständige deutsche Staaten dort zu gründen, verfallen werden. Schon der Umstand, daß ein Bewohner von Rio Grande do Sul

In Wirklichkeit ist nach meinen Beobachtungen das Nationalbewußtsein der Deutschen besonders im Auslande übermäßig stark entwickelt, so stark, daß es eine Schwäche ist. Wer unter den Durchschnittsdeutschen in Amerika einen Zweifel daran laut werden läßt, daß Deutschland die erste Macht der Welt sei, oder daß Deutschland jedes andere Volk der Welt verhauen könne, wer zugiebt, daß es anderswo auch tapfere Soldaten giebt, der ist ein Verräther des deutschen Volkes. Zur See ist es natürlich gerade so wie zu Lande. Wenn man z. B. oft von Leuten, die mehr wissen sollten, die Behauptung vernimmt, daß ein einziges deutsches Armeekorps die ganzen Vereinigten Staaten erobern könne und im Bürgerkriege die nördlichen wie die südlichen Heere mit einander in die Pfanne gehauen haben würde, so steht es andererseits selbst bei solchen, die in der Flotte gedient haben, so fest wie das Evangelium, daß ein einziges deutsches Kriegsschiff es mit fünf englischen Kriegsschiffen auf einmal aufnehmen könne. Die Franzosen vor 1870 können nicht selbstbewußter gewesen sein. Es scheint mir fast, als ob dieses zum Dünkel und zur Verblendung ausgeartete Nationalbewußtsein auch in Deutschland die Gemüther vergiftet habe. Hier in Amerika trägt er auf jeden Fall viel dazu bei, daß für die Erhaltung der deutschen Sprache nicht alles geschieht, was geschehen sollte und könnte. Wer so denkt und so redet, der hat seiner Pflicht als Deutscher völlig genügt, der braucht sich nicht weiter zu bemühen: Deutschland ist all right. Die Kinder solcher Patrioten sprechen unterdessen nur englisch, worin sie nur vorübergehend durch die ohnmächtige Aufforderung des Vaters: Ihr sollt deutsch sprechen, gestört werden. Das würdige Familienoberhaupt könnte ihnen gerade so gut befehlen: Sprecht französisch. Dafür machen sich dann die Sprößlinge über die Prahlereien des Alten weidlich lustig. He is an old fogy, you know. Only think the idea! Germany the first country of the world! Why the people there have not enough to eat, and how queer they look, when they first come to our country. Our teacher told us to-day that the state of Texas which is but one of the forty five states of the Union alone is considerably larger than all Germany.

Wer sich über die wirklichen Ursachen der hier in Frage stehenden Erscheinung klar werden will, der muß darauf achten, daß es sich bei den Polen, den Dänen und Franzosen nicht sowohl um eine eingewanderte, als vielmehr um eine altangesessene, in sich

abgeschlossene Bevölkerung handelt, und daß diese in ihren Wohnsitzen die ungeheure Mehrheit bilden. Wenn sich vereinzelte Deutsche unter ihnen niederlassen, so müssen diese nothgedrungen, um ihre Existenz zu sichern, die Sprache der Mehrheit annehmen. Wenn aber dieselben Polen, Dänen oder Franzosen sich im Innern von Deutschland, inmitten einer deutschen Umgebung ansiedeln, so nehmen sie ebenso nothgedrungen die deutsche Sprache an. Dasselbe gilt auch von den Franzosen in Kanada, die so oft als das leuchtende Beispiel von Anhänglichkeit an ihre Muttersprache hingestellt werden. Kanada, das heute allerdings den Engländern gehört, war über hundertundfünfzig Jahre lang eine rein französische Kolonie, und es ist noch gar nicht so besonders lange her, daß die Franzosen in Kanada die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten. Wäre das nicht der Fall gewesen, so würden sich die Kanadier im vorigen Jahrhundert den Amerikanern bei ihrem Abfall von England angeschlossen haben und heute einen Theil der Vereinigten Staaten bilden. Sobald die französischen Kanadier aus ihren abgeschlossenen Wohnsitzen in die von Engländern bewohnten Theile Kanadas, oder in die Vereinigten Staaten auswandern, nehmen sie die englische Sprache an. Es bestätigt sich dabei das Gesetz, das für die Auswanderung im Großen bereits oben ausgesprochen ist: Die Mehrzahl der Bewohner, nicht ihre Bildung und erst recht nicht ihr Nationalgefühl bestimmt die Sprache, die in einem Landestheile gesprochen wird.

In der Gegenwart allerdings kann sich in Folge des großen Verkehres auf die Dauer eine andere Sprache als die des ganzen Landes nur in ganz abgelegenen Winkeln halten. Je länger, je mehr wird nicht die zufällige Mehrheit in einem kleinen Theile des Landes die dort gesprochene Sprache bestimmen, sondern die Mehrheit im ganzen Lande. In Kanada ist das völlige Aussterben des Französischen nur eine Frage der Zeit. Man sollte nicht versuchen, gewaltsam in diesen Naturprozeß einzugreifen, da man dadurch die Leute auf ihr Schicksal aufmerksam macht und zum energischen Widerstande veranlaßt. Derartige Eingriffe haben überall nur dazu geführt, den Naturprozeß aufzuhalten. Das einzige, was man thun kann, besteht darin, daß man die betreffenden Landestheile immer mehr dem allgemeinen Verkehre erschließt.

Die deutschen Einwanderer in Amerika aber, sowohl in Nord- wie in Südamerika, bilden keine in sich geschlossene Masse, sondern

werden mit allen möglichen Nationalitäten durcheinander gemischt. Ihre eigene Muttersprache läßt sie da im Stich, und selbst wenn die eigentliche Landessprache nicht von einer Mehrheit der Einwohner und Ansiedler gesprochen wird, ist es doch die einzige, auf die sich alle als gemeinsames Verkehrsmittel vereinigen können. Wer diese Sprache nicht erlernt, bleibt für immer auch in materieller Beziehung zurück. Es ist eben die Sprache der Regierung, des Gesetzes, des Handels und Wandels. Wer sie nicht selbst versteht und spricht, muß andere dafür bezahlen, daß diese sie für ihn sprechen und verstehen.

Man darf sich über das unvermeidliche Schicksal der deutschen Sprache in Südamerika nicht dadurch täuschen lassen, daß sie sich anscheinend in vielen Kolonien erhalten hat. Die deutsche Einwanderung in Südamerika ist mit der Nordamerikas verglichen noch zu jung, um schon jetzt ihre Tendenz ganz offenkundig zu zeigen. Dann ist sie auch zu ausschließlich landwirthschaftliche Einwanderung gewesen. Diese bewahrt aber auch in den Vereinigten Staaten ihre deutsche Sprache überall, wo sie geschlossen genug auftritt, in Uebereinstimmung mit dem für die Polen u. s. w. oben betonten Gesetze. Landwirthschaftliche Niederlassungen sind, wie es ihrer Natur entspricht, besonders in den neuen Ländern von den großen Verkehrswegen abgelegen. Auf die Sprache des ganzen Landes können solche im Winkel sehr unvollkommen gesprochenen und wildwachsenden Sprachen keinen Einfluß ausüben. Schließlich kommt in Südamerika auch noch das hinzu, daß dort besonders in Brasilien das Elementarschulwesen noch nicht sehr entwickelt ist. Die Deutschen können daher vielfach ihre Kinder nur in der deutschen Sprache schulen lassen. Das wird anders werden, sobald der Staat dort mit der Einführung des obligatorischen Elementarunterrichtes Ernst macht. Wir haben hier in Amerika genau dieselbe Erscheinung gehabt. Es giebt unter den älteren, hier geborenen Deutschen viele, die nur deutsch sprechen können, weil sie immer unter Deutschen gelebt und nie eine englische Schule besucht haben. Seit aber im Jahre 1859 die öffentliche Schule mit ihrem obligatorischen Besuch eingeführt worden ist, hat sich das ganz geändert. Selbst da, wo in der öffentlichen Schule täglich eine Stunde Deutsch gelehrt wird, verschwindet das Deutsche immer mehr. Die hier geborenen Deutschen, die Deutschland nur vom Hörensagen und zwar als ein sehr kleines und armes Land kennen, begreifen nicht, warum sie sich besonders Mühe

geben sollen, neben der englischen Sprache, die ihnen alle nöthigen Dienste, die man von einer Sprache verlangen kann, leistet, noch die schwierige, deutsche Sprache lernen sollen. Was sollen sie damit anfangen? So ist es aber nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern überall in der außereuropäischen Welt, auch in Südamerika.

Die auf Südamerika gerichteten Auswanderungsideen der deutschen Regierung können, wie die vorstehende Untersuchung ergeben hat, nicht zum Ziele führen, d. h. es ist unmöglich, irgendwo in Südamerika ein Gemeinwesen zu gründen, in dem die deutsche Sprache die Sprache der Regierung, des Gesetzes, des alltäglichen Verkehrs sein wird. Folgt daraus, daß die Pläne der deutschen Regierung überhaupt verkehrter Natur sind? Keineswegs. Die Absicht der deutschen Regierung ist in jeder Beziehung den Verhältnissen angemessen. Deutschland sendet alljährlich mehr Menschen ins Ausland, als irgend eine andere europäische Macht. Der Wunsch, diese Auswanderer in enger Verbindung mit dem Mutterlande zu erhalten, ist wohlberechtigt, ja man muß es geradezu als eine nationale Pflicht des Deutschen Reiches betrachten, dafür Sorge zu tragen, daß die Auswanderer auch in der neuen, überseeischen Heimath ihrer deutschen Eigenart treu bleiben können. Daß bisher in dieser Beziehung nicht das Geringste gethan worden ist, hebt diese Pflicht nicht auf, sondern muß als eine schwere Unterlassungssünde bezeichnet werden, die sich gegenwärtig bereits schwer gerächt hat, und deren schlimme Folgen in der Zukunft immer deutlicher werden offenbar werden. Deutschland hat gerade unter allgemeinem Jubel den hundertjährigen Geburtstag seines ersten Kaisers, des Begründers seiner Einheit festlich begangen. Ob dabei wohl irgend jemand daran gedacht hat, wo Deutschland in abermals hundert Jahren stehen wird? Ob irgend Jemandem im alten Vaterlande dabei wohl der Gedanke gekommen ist, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Regierung des ersten deutschen Kaisers den letzten Höhepunkt der Größe Deutschlands bildet, daß gerade die Unterlassungssünden der Regierung dieses Kaisers und seines großen Rathgebers, den man jetzt mit Recht so hoch erhebt, Deutschland für immer aus der Reihe der weltbeeinflussenden und weltbeherrschenden Kulturmächte ausgestoßen haben?

Deutschland hat bis heute seine ganze Energie darauf konzentrirt, auf dem europäischen Kontinente den durch den deutsch-französischen Krieg geschaffenen Zustand zu verewigen. Dabei hat

es seine Augen vollständig gegen die Thatsache verschlossen, daß es auch eine außereuropäische Welt giebt, daß Europa schon längst nicht mehr ein Monopol auf die europäische Kultur besitzt, daß das schnelle Wachsthum der Bevölkerung europäischer Abstammung in den seit 1492 neuentdeckten Erdtheilen der Welt ein ganz anderes Gesicht gegeben hat.

Im Jahre 1816 hatten die Länder, die jetzt das deutsche Reich bilden, eine Bevölkerung von zusammen 24,831,396 Seelen. Da zwischen 1816 und 1811 blutige Kriegsjahre liegen, darf man annehmen, daß 1811 die Zahl der Einwohner des Gebietes, das heute vom deutschen Reiche umfaßt wird, 24 Millionen betrug. Die Zahl der deutschen Bewohner von Oesterreich-Ungarn und der Schweiz belief sich nach den mir zu Gebote stehenden Autoritäten wahrscheinlich auf 6 Millionen, sodaß es im Jahre 1811 in Europa 30 Millionen Deutsche gab. Im Jahre 1812 hatte Rußland eine Bevölkerung von 41 Millionen, war also den Deutschen nur um etwa ein Drittel überlegen. Alle englich sprechenden Bewohner der Erde, nämlich die Einwohner von England und Wales, Schottland, Irland, und den Vereinigten Staaten von Nordamerika zusammen beliefen sich im Jahre 1811 auf 19,397,412. Die Deutschen waren mithin in jenem Jahre um mehr als die Hälfte zahlreicher als die Menschen englischer Zunge.

Gegenwärtig hat Deutschland 52,244,503 Bewohner, Oesterreich-Ungarn hatte 1890 eine deutsche Einwohnerschaft von 10,586,757, die Schweiz von 2,083,097. Das macht in runder Summe eine deutsche Gesammtbevölkerung von 65 Millionen. Dazu werden, um die Zahl der Deutschen in der Welt zu bestimmen, gewöhnlich noch die in den Vereinigten Staaten und in anderen überseeischen Ländern wohnenden Deutschen gerechnet. Wie mir scheint, mit Unrecht. Alle deutschen Auswanderer müssen vielmehr zu den Völkern gezählt werden, deren Sprache in den betr. Ländern die herrschende ist. Denn erstens verstehen und sprechen sie alle diese Sprache mehr oder weniger und zweitens ist ihren Kindern, auch wenn diese deutsch gelernt haben, die Landessprache die bei weitem wichtigere und geläufigere. Man darf deshalb mit Recht behaupten, daß es vorläufig außerhalb Europas keine Deutsche giebt. Die deutschsprechende Bevölkerung der Erde hat sich also von 1811 bis 1895 etwas mehr als verdoppelt.

Die Bevölkerung Rußlands wird für das Jahr 1895 auf 129,545,000 geschätzt. Sie hat sich demgemäß in demselben Zeit-

raume mehr als verdreifacht und ist gegenwärtig etwa doppelt so zahlreich als die Gesammtzahl der Deutschen, die sie im Beginn der Periode nur um ein Drittel übertraf. Die englisch sprechende Bevölkerung der Erde, soweit sie in Europa, in den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Australasien wohnt, ist unterdessen auf 110,755,409 angewachsen. Sie ist also der russischen Bevölkerung, die 1811 noch mehr als doppelt so stark war, nahezu gleich und beinahe zweimal so zahlreich als die deutsche Bevölkerung, die ihr 1811 noch um die Hälfte überlegen war.

Die spanisch sprechende Bevölkerung der Welt, die im Anfange des Jahrhunderts unbedeutend war, ist auf über 65 Millionen gestiegen und steht damit der deutschen gleich.

Diese Zahlen sind der im Juni 1896 veröffentlichten Ausgabe des Statesman's Year-Book entnommen und soweit das möglich war, aus anderen Quellen ergänzt und geprüft. Was beweisen sie? Unzweideutig, daß die Deutschen im Wettlauf um die Weltherrschaft trotz der für sie anfangs so günstigen Bedingungen unendlich, man ist versucht zu sagen, hoffnunglos, zurückgeblieben sind. Zugleich aber eröffnen diese Zahlen eine sehr trübe Aussicht für die Zukunft. Denn die Entwickelung, die sie anzeigen, ist keineswegs abgeschlossen, oder auch nur auf ihren Höhepunkt gestiegen. Im Gegentheil, sie steht erst im allerersten Stadium. Die Hauptländer, die hier in Betracht kommen, die beiden Amerikas und Australien, sind erst so dünn besiedelt und erfreuen sich derartiger natürlicher Vorzüge, daß ganz bestimmt auf ein beispielloses Wachsthum ihrer Bevölkerung zu rechnen ist. In weniger als hundert Jahren wird man die englische Bevölkerung der Welt nach hunderten von Millionen zählen. Nicht viel weniger groß ist die Aussicht der russisch und spanisch sprechenden Erdbewohner auf eine ungeheure Zunahme. Demgegenüber wird Deutschland, wenn es sich nach wie vor auf Europa beschränkt, ganz in den Hintergrund gedrängt werden, ja von der Bildfläche verschwinden und zwar ohne Sang und Klang.

Deutschland rühmt sich augenblicklich allerdings einer bedeutenden Ausdehnung seines auswärtigen Handels. Die deutsche Handelsflagge weht stolz von zahlreichen Schiffen. Aber diese Herrlichkeit trägt ebenso wenig wie die Macht der deutschen Hansa die Bürgschaft des Bestandes in sich. Die Völker englischer, russischer und spanischer Zunge werden sich in ihren ungeheuren Gebieten mit jedem Jahre mehr selbst genügen und fremde Händler als über-

flüssige Störenfriede zurückweisen. Wo wird da der deutsche Kaufmann bleiben, der gegenwärtig vollständig von dem guten Willen der Nationen, mit denen er Handel treibt, abhängig ist? Die Güte der deutschen Handelsprodukte wird ihn auf die Dauer allein nicht beschützen. Denn mit der zunehmenden Entwickelung der neuen Länder werden ihre Erzeugnisse immer vollkommener werden. So haben die Vereinigten Staaten schon lange den ersten Platz in der Eisenindustrie erobert. England, das diesen Rang vormals einnahm, hat sich genöthigt gesehen, um mit den Vereinigten Staaten im eigenen Lande in Wettbewerb treten zu können, die in den Vereinigten Staaten üblichen und ausgebildeten Herstellungsarten nachzuahmen. Wie lange wird es dauern, bis England, um sich der Konkurrenz des Auslandes zu erwehren, den Freihandel aufgiebt und mit seinen Kolonien eine Art von Zollverein bildet, der den englischen Handel vor dem Untergange schützt?

Deutschland kann sich nur dadurch in der Welt behaupten, daß es eigene Kolonien gründet. Für die Gründung solcher Kolonien steht nur noch in Afrika Land zur Verfügung. In Afrika bietet sich aber dabei eine Schwierigkeit und Gefahr dar, die bei der Anlage der europäischen Kolonien in Amerika und Australien nicht bestanden haben. Afrika hat eine zahlreiche und kulturfähige Bevölkerung von Schwarzen. Diese haben sich bis jetzt überall leicht dazu bewegen lassen, in den Dienst der eingewanderten Weißen zu treten, deren Entschuldigung für die dabei herauskommende Halb- oder Ganzsklaverei in dem Klima bestand. In Wirklichkeit ist es aber unvermischte Habsucht, die dabei entscheidet. Der Europäer kann in Afrika gerade so gut und besser als der Neger arbeiten, aber seine Arbeit kostet mehr. Die große Gefahr der Negerausbeutung aber besteht darin, daß sie das Land der europäischen Einwanderung verschließt, die weißen Negerbarone demoralisirt und für immer die Entwickelung des Landes hemmt. Der Fluch der Negersklaverei hat sich in den Ländern Amerikas so klar und deutlich gezeigt, daß man erwarten sollte, die Europäer in Afrika würden diese gefährliche Klippe vermeiden. Es ist jedoch das Gegentheil der Fall. Immer wieder unter allerlei Vorwänden und schönen Namen wird der Versuch gemacht, die Knechtschaft der Neger zu verewigen. Die Folgen sind immer dieselben. Denn jede Schuld rächt sich auf Erden. Die südafrikanische Republik würde nie in die Lage gekommen sein, Annektion durch England, die nur noch eine Frage der Zeit ist, befürchten zu müssen, wenn

die holländischen Ansiedler selbst die Hülfsquellen ihres Landes durch eigener Hände Arbeit erschlossen hätten, anstatt sich der billigen, aber ungeschulten Negerarbeit zu Liebe auf die Viehzucht zu beschränken.

Wenn ich in der Negerfrage einen Rath zu ertheilen hätte, würde ich sagen: Ueberlaßt die Neger sich selbst. Duldet keinen unter irgend einem Vorwande in euren Niederlassungen. Kauft ihnen ihr Land ab und laßt sie anderswo eine neue Heimath suchen. Eure Aufgabe ist nicht den Neger zu erziehen, sondern den Deutschen eine neue Heimath zu bereiten. Das eine schließt das andere absolut aus.

Nachschrift der Redaktion. Wir haben den vorstehenden Aufsatz in die „Pr. Jahrb." aufgenommen, obgleich wir ihm sofort einen entschiedenen Widerspruch entgegensetzen müssen. Gewiß ist jeder Gedanke, in Amerika heute noch irgendwo ein deutsches Land schaffen zu wollen, unsinnig. Selbst Rio Grande do Sul hat, wie wir oben schon hinzufügten, neben mehr als 700000 Romanen nur etwa 150000 Deutsche. Daß diese ihre romanischen Nachbarn germanisiren, ist gewiß ganz ausgeschlossen; sehr wohl aber ist möglich, daß sie selbst ihr Deutschthum bewahren, und mehr ist für Deutschland weder nöthig noch wünschenswerth. Das Gesetz der Aufsaugung der Minorität durch die Majorität gilt doch nicht so unbedingt. Ich will nicht Livland anführen, wo eine kleine deutsche Minorität einer sehr überlegenen Masse Eingeborener gegenübersteht. Die Deutschen sind nicht zahlreich genug gewesen, wie in Preußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien, die Eingeborenen zur deutschen Sprache hinüberzuführen, aber sie haben sie so sehr mit deutschem Geist und deutscher Bildung erfüllt, daß das Land trotzdem als ein deutsches zu betrachten ist. Diese Kolonisation aber hat unter Formen und Umständen stattgefunden, wie sie in modernen Zeiten nicht mehr denkbar sind. Ein anderes Beispiel aber existirt, das sehr wohl für Süd-Amerika zum Vergleich herangezogen werden kann: das sind die Deutschen in Siebenbürgen. Seit einem halben Jahrtausend halten sich hier die deutschen Kolonien in völlig fremdartiger, an Masse sehr überlegener Umgebung in ihrem deutschen Volksthum. Die übrigen Deutschen in Ungarn haben sich jetzt zum Magyarenthum hinüberziehen lassen, dadurch, daß die Magyaren so klug waren, sie sehr entgegenkommend zu behandeln und sie massenhaft in das Beamtenthum aufzunehmen. Die geschlossenen Siebenbürger Bauern- und Bürger-Kolonien aber behaupten sich noch tapfer. Warum soll nicht ein ähnlicher Zustand in Süd-Brasilien Dauer haben?

Das relative Zurückbleiben der Deutschen gegen die Russen und Engländer, wie es Herr Weber darlegt, ist zunächst, was die Russen betrifft

nicht so abnorm, da unter den 129000000 Einwohnern des heutigen russischen Reiches etwa ein Drittel Nicht-Russen sind und es doch nicht ausgemacht ist, daß der russische Koloß für alle Ewigkeit zusammenhält und alle diese Elemente national assimilirt. Das ungeheure Anwachsen der Engländer ist wesentlich darauf zurückzuführen, daß ihnen alle die verlorenen Stücke der anderen Nationen, namentlich der deutschen, jährlich zugewachsen sind. Ueber die Zukunft des deutschen Volkes ist also durchaus noch nicht das Loos geworfen, sondern sie ist noch ganz und gar in unsere eigene Hand, unsere Thatkraft und Entschlossenheit gelegt. Wenn es Deutschland gelingt, die deutsche Auswanderung von den englisch sprechenden Gebieten abzulenken und sie theils in deutsche Enklaven auf dem romanisch-amerikanischen Gebiet zu führen, theils noch eigene große Kolonialgebiete zu erwerben, so sind wir immer noch in der Lage, in eine erfolgreiche Konkurrenz mit dem Engländerthum und Russenthum im nächsten Jahrtausend einzutreten. Richtig aber ist, was Herr Weber darlegt, und wesentlich um dieses Nachweises willen haben wir den Aufsatz in die „Jahrbücher" aufgenommen, daß nicht von dem vielgescholtenen oder gelobten deutschen Nationalbewußtsein der Einzelnen die Entscheidung abhängt, sondern von großen sachlichen Faktoren, in erster Linie wirthschaftlicher Natur. Diese Faktoren lassen sich aber durch eine wohlüberlegte Politik mit genügender Machtentwickelung modifiziren und lenken. Gelingt es der deutschen Politik nicht, in der nächsten Generation ein großes Kolonialgebiet zu erwerben, so muß die deutsche Nation im Laufe der folgenden Jahrhunderte allmählich immer mehr zurücktreten und zuletzt bedeutungslos werden. Ist aber, wenn einmal doch die letzte Stunde für das türkische Reich geschlagen hat, das deutsche Reich im Stande, bei der Vertheilung des Erbes, sei es direkt, sei es indirekt, im Austausch, ein großes Gebiet zu erwerben, auf dem das Deutschthum sich ausbreiten kann, dann hat auch unser Volksthum eine gesicherte Zukunft. Diese Betheiligung am türkischen Erbe hängt ausschließlich von der einen Thatsache ab, ob wir in dem entscheidenden Moment eine genügende Flotte besitzen, also von nichts anderem als unserem eigenen Willen.

Der Dom zu Bamberg.

Von
A. Neuberg.

Die alte fürstbischöfliche Residenz Bamberg wird Manchen enttäuschen, der in der Stadt mit dem von der Glorie katholischen Glanzes umschwebten Namen etwa ein Abbild mittelalterlichen Wesens oder ein Schmuckkästchen der Renaissanze wie Augsburg erwartet hat, nun aber Straßen hinwandert, die in ihrer Art ganz malerisch sind, aber fast durch gar nichts an das erinnern, was man mit dem Namen Bambergs unwillkürlich verbindet. Ueberall die Anzeichen modernen Lebens und die zöpfischen Spuren der letzten Jahrhunderte; was an Häusern bemerkenswerth ist, entstammt der Spätrenaissanze und dem Barock; jene charakteristischen Anzeichen religiösen Gemeindelebens an den Straßenecken und Häuserreihen, Alles, was z. B. in Nürnberg so lebhaft hervortritt, hier fehlt es fast ganz; statt dessen an Häusern und Brücken viel schreiende Barockskulptur, in den Straßen die nüchternen, breit gedehnten Linien späterer Zeiten, auf den Plätzen moderne Brunnen, auf der Regnitzbrücke ein Kruzifixus im unedelsten Pathos des 18. Jahrhunderts, eine weibische Johannesgestalt daneben, flatternde und durch einander wirbelnde Gewänder ohne den zarten Sinn für das Schöne, ohne das Maßvolle der Bildnerei einer größeren Zeit. Ueber der Brücke steht das Rathhaus mit durchaus geschmackloser Bemalung im Stile des Rokokko. Und selbst die alten Kirchen enttäuschen im höchsten Grade. So schreckt die Martinskirche am Grünen Markt schon von außen durch die protzigste, großmächtigste Zopffassade ab, und wer in ihr Inneres tritt, wird keine Freude haben an diesem versteinerten Jesuitismus. In der

Liebfrauenkirche, deren Aeußeres durch ansprechende, hochstrebende, schön und maßvoll gegliederte Gothik und durch eine prächtige Brautthür mit den zehn Jungfrauen in der ergreifenden Darstellung wehmüthigen Schmerzes und seliger Freude entzückt, erfaßt uns Entsetzen, wenn wir die schauderhafte Verzopfung sehen müssen und die grausame Dissonanz eines prächtigen Chorumgangs und eines zarten Spitzbogengewölbes mit dem geschmacklosesten, aber prunkvollsten Barockaltar. Die hochinteressante romanische Säulenbasilika St. Jakob ist auch mit geschraubten Motiven und gewundenen Figuren der Barockzeit ausstaffirt worden. St. Stephans schlichte Renaissance, die wenigstens einheitlich ist, geht allenfalls an, aber die schöne, durch ihren zarten Uebergang vom Romanischen zum Gothischen charakteristische Pfarrkirche St. Gangolph ist auch durch elende Uebermalungen des vorigen Jahrhunderts verdorben. Und wer nun gar durch die Stadt emporsteigt auf den Michaelsberg und die Kirche der altberühmten Benediktinerabtei aufsucht, in der gewissen Hoffnung, das Innere des alten Gotteshauses dem von der Stadt aus so schön romanisch erscheinenden Aeußeren entsprechend zu finden und wenigstens hier über dem Grabe des heiligen Bischofs Otto von Bamberg einen Bau im charakteristischen Gewand der alten Zeit zu sehen, der entdeckt zu seiner Verwunderung eine in ihrer Art vielleicht malerische, aber aller Kunstentwickelung Hohn sprechende, vollständig verzopfte Halle, die theatralisch genug in eitel Gold und schimmerndem weißen Putz gleißt und am alterthümlich konstruirten Gewölbe eine moderne Wirrniß von hundert und aberhundert aufgemalten Küchenkräutern trägt, eine geradezu kindische, jedenfalls hier unwürdige Dekoration, die Kaiser Friedrich am besten charakterisirt hat, als er auf dem Durchzug nach Frankreich den Bamberger Bürgermeister frug, ob sich der botanische Garten noch an der Kirchendecke zu St. Michael befände. Immer und überall dieselbe Eigenthümlichkeit: eine barock restaurirte mittelalterliche Kunst. Wenn es aber überhaupt zwei Dinge giebt, die nicht zusammenstimmen, so sind es die Stilrichtungen des Mittelalters und der Barockzeit. Es gehört zu den verwunderlichsten Zügen des neueren Katholizismus, daß er in seiner Kunst zwischen den Neigungen zu diesen beiden Richtungen auffällig hin und her schwankt.

Wie athmet da in der alten Bischofsstadt die betrübte Seele auf, wenn ihr nun auf dem Domplatze in einer wunderbaren Reinheit das unverfälschte herrliche Bauwerk des 13. Jahrhunderts

entgegentritt! Der Dom zu Bamberg ist, wie bekannt, das letzte glänzende Bauwerk des deutsch-romanischen Stiles. Wer ihn sieht, verwundert sich vielleicht, daß man das noch romanisch nennt. Das ist alles gar nicht mehr schwerfällig und trotzig gegründet, das steigt so frei und leicht und elegant in die Lüfte, der hohe, spitze Giebel sowohl wie die vier flankirenden Thürme des Baus; dazu kommt noch ein durchaus gefälliges Aussehen des grauen Sandsteins. Und doch sind überall noch die charakteristischen Anzeichen des Romanischen: große Mauerflächen, Mangel an Skulptur (mit Ausnahme der Portale), Mangel an jeglichem Strebesystem (das doch schon manches früher gebaute romanische Münster zeigt, z. B. zu Limburg), Unterbrechung der Fassade durch den vorstehenden Chor, allerlei Einzelbildung und vor allem auch die Vierzahl (früher Fünfzahl) der Thürme. Gerade die letzteren verleihen auch dem imposanten Bau noch jenen festungsartigen Charakter, den die großen romanischen Bauten an sich tragen; sie sind alle sprechende Denkmäler der festgefugten Hierarchie des 12. und 13. Jahrhunderts, sie wollen mit einem gewissen trotzigen Ernst dem Gedanken Ausdruck geben, daß die Kirche, die sie geschaffen hat, eine feste, unerschütterliche Burg ist, sie wollen ebenso Respekt vor dieser geistlichen Macht einflößen wie den Seelen der Gemeinde das Gefühl unerschütterter Sicherheit im Schooße der Kirche geben. Da ist noch kein unruhiges Drängen und Treiben von innen heraus, alles ist Maß und Regel, alles Gebot und Strenge. Das aber ist gerade am Bamberger Dom mit überaus schöner Klarheit und Bestimmtheit zu erkennen gegeben. Seine Gesammterscheinung hat etwas Abgeklärtes, ein sichtliches Streben nach konstruktiver Reinheit und Einheitlichkeit, das die rheinischen Dome noch theilweise vermissen lassen, daher der Ausdruck „Uebergangsstil“ gelten mag, obwohl er die Thatsache leicht verkennen lehrt, daß dieser Dom von Bamberg noch durchaus auf dem Boden der romanischen Kunst steht. Von jenem eigenthümlichen finsteren Zuge ist hier nichts mehr, den manche romanische Bauten haben (Trier, Laach, auch noch etwas der Mainzer Dom, am schärfsten wohl die Kirche von Mauresmünster). Im Gegentheil, hier geht ein frischer, freudiger Zug durch den Aufbau, das Haupt ist gleichsam frei gestreckt, als wollte es sich nicht mehr allzu gern beugen. Freier Formensinn und überaus schöne Proportionalität aller Glieder erfreuen das Auge. Welche Klarheit der Verhältnisse an den Thürmen, an dem Ostchor, an dem einfach, aber mit feiner Berechnung gegliederten

Langhaus, am kräftig vortretenden Querschiff und an der ruhigen, gemessenen Höhenabstufung zwischen Mittel- nnd Seitenschiff! Eine durch und durch maßvolle, kraftvolle Schönheit, hohe Energie und stolze, selbstbewußte Kraft leben in dem Bau; dazu hat er etwas Stetiges, Gleichmäßiges und streng Symmetrisches, mit Ausnahme der später empor geführten westlichen Thürme, die schon zur Gothik drängen, was an Spitzbogenfries und -Fenstern und noch mehr an einem recht unnöthigen Zierath zu Tage tritt, nämlich an erkerartigen Gallerien in Form von Säulenarkaden, die die vier Eckkanten der oberen Geschosse umstehen und die feinen Profillinien störend unterbrechen. Die östlichen, uns zunächst entgegentretenden Thürme sind überaus schön und klar aufgebaut in acht sich leise verjüngenden würfelförmigen Stockwerken, die durch kräftige Horizontalgesimse mit darunter hingeführten schlichten Rundbogenfriesen geschieden sind und deshalb noch nichts von dem einheitlichen vertikalen Zug der Gothik haben. Dazu kommt noch eins, was eine gewisse antivertikale Tendenz verräth. Das unterste Stockwerk enthält nur das Portal, das nächste eine kleine Rosette, das dritte zwei Fensterchen, die fünf nächsten je eine Fensteröffnung (nach allen Seiten), und zwar Rundbogenfenster oder Fenstergruppen mit Säulenarkaden. Diese Fensterdekoration wird nach oben immer größer und schmuckvoller, reicher an Säulenzahl, bedeutungsvoller durch höhere Führung des Mittelfensters und durch mehr hufeisenförmige Krönung. Also die oberen Stockwerke sind sichtlich hervorgehoben, so daß eigentlich der Eindruck aller Stockwerke trotz der Höhendifferenz von gleicher Stärke ist und der Eindruck der Verjüngung und der Auflösung nach oben niedergezwungen wird. Diese Thürme sind, so paradox es bei der Höhe von 81 m klingt, echt romanisch nach unten gezogen. Das oberste Stockwerk krönen vier Giebel, die die acht Stützpunkte des oktogonalen, hoch geführten Helms ergeben. Oben an den Spitzen öffnet sich noch nicht wie in der Gothik sehnsuchtsvoll eine Kreuzblume dem Himmel entgegen, sondern es leuchtet über einem allerdings knospenartig geformten Knopf das Triumphzeichen der Kirche, ein mächtiges Eisenkreuz, herab.

Zwischen den beiden Thürmen tritt in herrlicher Gliederung der Ostchor heraus, über den noch der spitze, auch mit einem Kreuze gekrönte Giebel des Langhauses, nur durch tief geschnittenen Rundbogenfries geziert, sich noch um ein beträchtliches Stück erhebt. Der Chor ist fünfseitig (wie überhaupt die Fünf die Grundzahl des Baues zu sein scheint). Unten und oben zwei niedrige, schwach

gegliederte Stockwerke, jenes nur ein kräftiger Unterbau, dieses bloß durch fünfmalige offene Fensterarkaden unterbrochen. Von den beiden Mittelstöcken ist der untere bis auf die frei gebildeten Kantensäulen schmucklos, der obere durch mächtige, portalartige, portalmäßig auch verjüngte Rundbogenfenster geschmückt. Diese zeichnen sich durch reiche Ornamentirung aus, die aber noch geometrisch gebunden ist. Die Brüstung ist aus lauter schachbrett- und kerbschnittartigen Felderchen zusammengesetzt, die Hohlkehlen mit kleinen punktartig erscheinenden Halbkugeln bestreut. Ein feiner, dekorativer Zug ist der, daß die Rundbögen und Ecksäulen dieser Fenster schon am unteren Stockwerk, dasselbe lisenenartig gliedernd, emporsteigen. Ein zweimal angebrachter Rundbogenfries vermittelt die Harmonie mit den Thürmen. So ergiebt sich eine wundervolle romanische Fassade.

Um den Portalen näher zu treten, steigen wir auf eine von schönen Steingeländern eingefaßte Terrasse empor, die der Domkranz genannt wird. Vor jedem Portal liegt ein großes fabelhaftes Thier als letzter Rest des überwundenen finsteren Geistes der älteren Kunst. Das Volk nannte sie Domkröten und erzählte sich, daß Satan sie gesandt habe, um nächtlich die heilige Bauarbeit zu vertilgen. Einige Gelehrte haben hier Sinnbilder des slavischen Czernebogdienstes sehen wollen, andere löwenartige Sinnbilder kraftvollen Schaffens; einer wieder glaubte auch Runen darauf entdeckt zu haben, die aber nichts als Kinderspielerei waren. Unser ganzes Interesse wendet sich den Portalen selbst zu. Das südöstliche ist von zwei Rundbögen im normannischen Zickzackornament eingefaßt und enthält sechs lebensgroße Sandsteinstatuen, die sich schon durch gothischen Sockel und Baldachin als Erzeugnisse einer etwas späteren Epoche kennzeichnen. Es sind die berühmten, von einem deutschen Meister um 1270 gefertigten Skulpturen, die mit den Arbeiten am Naumburger und am Freiberger Dom zusammen genannt zu werden pflegen. Rechts Adam, Eva und Petrus, links Stephanus und das Kaiserpaar Kunigunde und Heinrich II. Sie erreichen an plastischer Schönheit nicht die Naumburger Figuren, sind aber sichtlich einer Zeit erwachenden plastischen Schönheitssinnes entstammt und verbinden in feiner Weise die feierliche Ruhe älterer Zeiten mit einem schärferen Naturgefühl. Am ersten Menschenpaar ist selbst das Nackte schon gut behandelt, aber es ist noch grob und ... und die Eva ist eine noch etwas dürftige, unreife Figur. An den ...en Statuen ist der Faltenwurf der Gewänder von hoher

Schönheit und Glätte. Die Kaiserin trägt das Dommodell, als Symbol der Stiftung, während die linke Hand erhoben und etwas blöde nach vorn geöffnet ist. Fein charakterisirt und deshalb hervorragend sind die Köpfe, besonders der des Kaisers, dessen gutmüthiges, aber einigermaßen ausdrucksloses Gesicht den Eindruck der Porträtwahrheit macht; auf dem Haupte die edel gebildete Krone, in den Händen die Kroninsignien, steht er da, den einen Fuß durch einen Stein stützend; letzteres ist ein naturalistischer Zug, da der Kaiser hinkte wegen einer Jagdverletzung, nicht, wie die Sage dichtete, wegen einer Engelserscheinung nach Art der dem Erzvater Jakob widerfahrenen. Auch der Petrus hat, besonders von der Seite gesehen, etwas Erhabenes und Charakteristisches; er trägt sein symbolisches Kreuz, Gewandung und Stellung tragen einen antiken Zug, auch der Kopf ist bis auf die steife, ungeschickte Lockenbildung schön und ernst; noch nicht überwunden ist jene herbe Symmetrie der Gesichtsbildung (besonders am Haupt- und Barthaar), von der sich die Bildnerei des Mittelalters so schwer losgerissen hat. Die ganze Gestalt erinnert etwas an antike Gewandstatuen, erreicht sie freilich weder an kraftvollem, kühnem Wurf des Mantels, noch an erhabenem Ausdruck des Kopfes. — Als Kuriosum sei auch der große Stein unter der Evastatue erwähnt, der zum Standplatz der Ehebrecherinnen diente, wenn sie in Trauerkleidung, mit der brennenden Kerze in der Hand, den schmählichen Strohkranz auf dem Haupte, sich den spöttelnden Besuchern des Domes präsentiren mußten. — Von geringerem Werth ist das Nordostportal, das mehr architektonisch verziert ist; auf jeder Seite stehen vier zierliche Säulen, jede anders stilisirt, über ihnen schwebt eine Reihe singender Engel, die Säulen setzen sich im Bogenfelde fort, hier aber mit kleinen Sternen geziert, so daß sich eine äußerst geschickte Komposition ergiebt. Skulpturen sind nur am Tympanon, nämlich ein Relief, die Marienverehrung darstellend, das leider nicht mehr recht deutlich ist (um die sitzende Gestalt der die Erdkugel haltenden Gottesmutter sind nur Kaiser und Kaiserin, Lilien tragend, und ein Ritter zu erkennen); hervorzuheben ist aber die schöne Einfügung in die Komposition des Portals. Die Thür selbst ist eine prachtvolle Eichenschnitzerei, aus 36 Quadraten mit verschiedenster, zum Theil hervorragend schöner Ornamentik zusammengesetzt.

An der Seite des Nordthurmes ist wieder ein kleiner Vorplatz abgetrennt, der sogenannte Oelberg, ehemaliger Begräbnißplatz der

Stuhlbrüdergenossenschaft und wegen deren grauer Kutte im Volksmunde scherzweise Eselsstall genannt. Darüber weg und am nördlichen Seitenschiff hinschreitend, gelangen wir bald in ein anderes wundervolles Portal im edelsten Rundbogenstil, das sogenannte Fürstenthor, ein berühmtes Pendant zur Goldenen Pforte. Es ist schon architektonisch höchst interessant durch den fast gewaltsam erzeugten Eindruck starker Verjüngung; die Durchmesser der zehn aneinander gelegten Rundbogen und Säulen vermindern sich nach innen so stark, daß eine bedeutende perspektivische Wirkung hervortritt; zugleich ist die malerische Mannigfaltigkeit der Säulenstilisirung an Kapitälen und Schäften zu betonen. Diese Schäfte werden durch ein leichtes Gesims in zwei vertikale Abschnitte zerlegt, deren oberer reichen plastischen Schmuck trägt. Es sind da zwölf Paare männlicher Figuren aufgestellt, alle nach innen in die Thür schauend, worin sich wieder der feine Sinn für die richtige Komposition einer Thür zeigt, den die romanische Kunst in höherem Grade als die gothische bewies. Die Gestalten stehen paarweise über einander, nicht bloß um der Raumausnutzung, sondern um einem der in der romanischen Kunst beliebten symbolischen Züge zu genügen; die unteren sind die Propheten, die oberen die Apostel und diese sollen charakterisirt werden als auch in geistiger Hinsicht auf den Schultern jener stehend. Im Allgemeinen scheinen die Prophetengestalten einen ernsteren, würdevolleren Ausdruck zu tragen, die Apostel zeigen zum Theil noch zu stark das unausstehliche kindische Lachen der unbeholfenen Plastik — die Figuren sind wohl die ältesten am Dome. Aber Petrus z. B., an den Schlüsseln kenntlich, ist, wie er so ehrfurchtsvoll das Haupt erhebt, eine schöne Figur, ebenso wie der Prophet, der ihn trägt und an den Füßen hält, eine ehrwürdige Erscheinung ist. Jenes unangenehme stereotype Lächeln, das der Typus der plastischen Kunst auf dem Standpunkt zu sein pflegt, wo sie leise anfängt, nach Darstellung naturfrischen Ausdrucks zu fragen, und den ersten schüchternen Versuch macht, im menschlichen Antlitz anstatt starrer Ruhe Leben und Freude wiederzugeben, ohne den Ernst und die Hoheit eines Menschenantlitzes zum Ausdruck bringen zu können (vgl. dieselbe Erscheinung am Aeginetentempel der Griechen), dieses Lächeln zeigen auch alle Figuren des Tympanons über der Thür. Da ist eine Darstellung des jüngsten Gerichts mit naiven Uebertreibungen: rechts zieht Satan mit einer gewaltigen Kette ab, an der er irgend etwas schleppt, die kleinen Menschenseelen schauen neugierig wie

aus zwei Kästen heraus: immerhin ist es von Bedeutung, daß der alte Meister sich einen solchen großen Vorwurf gewählt und ihn nicht ohne Geschick behandelt hat. Da ihm übrigens zur Größe des Stoffes der Raum fehlte, so hat er naiver Weise zwei Figuren einfach zur Seite in das linke Bogenfeld der Portallaibung gestellt, einen Gerichtsengel und den Abraham mit den Seligen im Schoße. Was aber an diesem Portal besonderer Beachtung werth ist, sind die zwei prachtvollen Statuen an den Seiten, den alten und den neuen Bund darstellend. Sie gehören zu den edelsten Erzeugnissen mittelalterlicher Skulptur und können nicht nur den Statuen am Südostportal, sondern selbst den Freiberger Statuen an die Seite gestellt werden. Die Kirche ist eine schöne Gewandfigur mit edlem, kräftig gebildetem Kopf unter einer geschmackvollen Krone, das Judenthum auch eine weibliche Statue in hervorragend feinsinniger Charakterisirung; sie trägt keine Krone mehr, einen Speer hat sie in der Hand, aber er ist zerbrochen, zu den Füßen liegen die zerschmetterten Gesetztafeln, die Augen sind verbunden. Welch schöne Auffassung! Und zum geistvollen Gedanken kommt die schöne Form, in die er gegossen ist, nur daß an der Gestalt vielleicht schon zu stark die gothisirend gewundene Haltung auffällt, jene Ausbiegung der einen Hälfte und entgegengesetzte Bewegung der Füße und des Oberkörpers. Die Symbolisirung der Statue ist so fein, daß das Volk sie gar nicht verstand; daher bildete sich die Sage von einem schuldlos verurtheilten jungen Mädchen, das auf dem Henkerswege hier am Dome angsterfüllt sich auf die Knie geworfen und Gott um Erlösung von der Schande durch einen plötzlichen Tod gebeten hätte, worauf zwei Steine vom Dache gefallen wären und ein plötzliches Ende dem armen Leben gemacht hätten; so wurden die geborstenen Tafeln am Fuße der Figur gedeutet.

Wandern wir weiter nach Westen, so passiren wir die Fassade des Querschiffs, die schon gothische Motive zeigt und ein bescheidenes Portal mit einigen zierlichen Säulen, und gelangen dann zum Westchor. Ueber uns ragen die eigenthümlich durchbrochenen Thürme, die wir nicht als „Sieg über die Schwerfälligkeit des romanischen Stiles", als „jugendlich frisches Leben einer neuen Zeit" (wie das Büchlein über Bamberg von Leist rühmt), sondern eher als tändelnd und den Gesammteindruck störend empfinden; das Drängen nach leichteren, bewegteren Formen ist auf keinen glücklichen Weg gekommen, hat etwas Barockes. Auch der Chor

selbst erreicht nicht die Schönheit des östlichen. Rückwärts gehend, treten wir etwas zurück, um die Gliederung des langgestreckten Langhauses zu betrachten. Sie ist so einfach wie möglich, aber man muß es eben deßhalb bewundern, wie mit wenigen Lisenen und schlichten romanischen Friesen eine ebenso klare wie schöne Gliederung der langen, schweren Mauern erreicht worden ist. Bewundernswerth ist das Feingefühl für die Abstufung der Höhenmaße und für den schönen Fluß der Horizontallinien. Ueberall wieder tritt das schöne Gesetz klarer Wiederholung von symmetrischen Gruppen zu Tage.

Dann betreten wir das Innere. Der Eindruck ist überwältigend, nicht gerade der verhältnißmäßig wenig entwickelten dekorativen Kunst wegen, auch nicht bloß wegen der Größe des hundert Meter langen nnd etwa ein Drittel davon breiten und doch so einheitlichen Raumes, sondern durch die „schlichte Energie", wie Kugler so treffend bemerkt, und durch die wundervolle Harmonie aller Glieder. Es herrscht überall die klare Nüchternheit des frühen Mittelalters, seine Flucht vor ruheloser Mystik (womit der von der altkirchlichen Kunst geerbte symbolistische Zug nicht im Widerspruch steht), es ist, als redete der gewaltige Raum und wollte uns umfangen das starke, ruhevolle Gefühl sicheren Getragenseins in einem großen, mächtigen Organismus. Wodurch wäre einfacher das Grundgefühl mittelalterlichen Kirchenthums charakterisirt worden? Daneben tritt kräftig ein anderer fundamentaler Zug desselben hervor: das Ueberhandnehmen des Chores. Er ist, wie schon bemerkt, doppelt, ragt an beiden Enden schon stark in den Aufbau des Schiffes herein, und es ist, als sollte das Schiff erdrückt werden, ebenso wie die Selbstthätigkeit der gottesdienstlichen Gemeinde von der in den Chören herrschenden Hierarchie erdrückt wurde. Wie ganz anders war die einfache Apsis hinter dem imposanten Schiff einer altchristlichen Basilika!

Das Mittelschiff steht auf fünf Paar Hochpfeilern und fünf Paar halb so hohen Arkadenpfeilern; eine feinere Profilirung dieser viereckigen Pfeiler wird durch je vier verschieden stilisirte Säulenpilaster erreicht (ein schon zur Gothik neigender Zug), so daß diese Säulen die Kreuzrippen des Gewölbes tragen, während die einfachen vierkantigen Dienste dazwischen zu den kräftigeren Quergurten emporsteigen; das ganze Kreuzgewölbe ist also schon von unten auf konstruirt. Der Ostchor ist, wenn von seiner eigentlich zum Schiff gehörigen Erweiterung abgesehen wird, noch eine ein-

fache pentagonale Apsis, von einer Halbkuppel überwölbt und mit fünf nicht sehr hohen und unbemalten Fenstern versehen. Merkwürdig sind hier einige freie Pilastersäulen, die ganz zwecklos erscheinen, weil sie gar nichts tragen; sie sind wohl den äußeren Lisenen nachgebildet, aber sie wirken störend, weil sie nicht in den sonst fein berechneten Organismus passen, sind aber ein Zeugniß dafür, daß noch nicht Alles so streng konstruktiv gedacht ist wie in der Gothik. Eine ähnliche Spielerei findet sich im nördlichen Seitenschiff, wo der eine Wandpfeiler nicht auf dem Boden steht, sondern auf zwei schwachen Säulchen; es ist, als wollte der Baumeister absichtlich den gothischen Neuerern gegenüber die Kraft seines Mauerwerks rühmen und ihnen zeigen, daß bei ihm nicht Alles auf die Tüchtigkeit des Pfeilerbaus gestellt war. Die Arkaden zwischen den Schiffen, neun Paare, sind schon spitzbogig geführt. Das Ganze ist ein äußerst geschickter Aufbau, der durch seine Maße und dieselben schönen Proportionen, die das Aeußere an sich trug, entzückt. Die Naturfarbe des Materials, ein edler, dunkelgrauer Steinton, erhöht den weihevollen Eindruck. Wundervoll ist von einigen Stellen aus die Perspektive, z. B. von Osten her durch das Seitenschiff auf die allerdings schmucklose, aber hell leuchtende Schlußwand des Querschiffes. Der ganze Dom ist von einem hellen und freien Licht durchflossen, da sich im ganzen Gebäude nur ein einziges buntes Fenster befindet. Der westliche Peterschor neigt schon deutlicher zur Gothik trotz seiner romanischen Blendarkaden, er hat straffere Spitzbogenkonstruktion und einen schärferen vertikalen Zug; die spitzbogige Krönung der Fenster beweist nichts an sich, wohl aber im Gegensatz zum Ostchor. Uebrigens sind dort die Kreuzrippen zu eng aneinander gezogen, und der Raum ist nicht tief genug, um zwei Kreuzungen tragen zu dürfen, deshalb wirkt das Gewölbe etwas unruhig und zeigt nicht das edle Maß des sonstigen Baues; die Disharmonie gothischen Aufbaues mit romanisch knapper Fundamentirung ist ungünstig.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit den skulpturellen Kunstdenkmälern zu und unternehmen eine Wanderung durch die weiten Hallen, die am Georgenchor, wie der östliche Chor heißt, beginnen. Die vor der Apsis liegenden Theile desselben sind gegen die Seitenschiffe durch massive Chorschranken abgeschlossen; an diesen ist auch der Eingang zu der alten Krypta, die für jeden, der altromanischen Säulenbau studirt, von großem Interesse ist. Die äußeren Seiten der Chorschranken tragen plastische Kunstwerke von

großer Bedeutung. Auf der Südseite befinden sich in sieben Rundbogenarkaden zwölf Apostelreliefs aus Sandstein und die kräftige Gestalt des Erzengels Michael (in freiem Hochrelief), der, mit der Rechten das hoch geschwungene Schwert, in der Linken den Kreuzstab haltend, den Drachen niedertritt; außerdem wieder die Steinbilder Kaiser Heinrichs und seiner Gemahlin. An der nördlichen Schranke stehen unter sieben Kleeblattbogen die zwölf Propheten und eine Verkündigungsgruppe und ferner noch sechs lebensgroße, freie Standbilder, die Madonna, die Sibylle, eine weibliche Figur, eine lachende Engelgestalt und zwei männliche Personen. Alle diese Arbeiten entstammen denselben beiden Epochen, denen in zwei Gruppen die Bildwerke der äußeren Portale einzugliedern waren, so daß die Reliefs (gleichzeitig mit den inneren Skulpturen der Fürstenthür) um 1200, die freien Statuen aber (wie die beiden flankirenden der Fürstenthür und sämmtliche Bildnereien des Südportals) um 1270 entstanden sind. Der scharfe Unterschied der Epochen tritt merklich zu Tage. An den Apostel- und Prophetenreliefs ein beginnendes Ringen nach freien Formen, an der Gewandung noch viel Ungeschick, in der Haltung manche naturwidrige Verrenkung, Rückwärtsdrehung des Oberkörpers und des Hauptes gegen vorwärtsschreitende Füße, hie und da unschöne, geschraubte Behandlung, und doch in dem Ganzen ein frisches Leben, emporkeimende fröhliche Mannigfaltigkeit, nichts Schablonenmäßiges, Handwerkliches, zum Theil viel edler Ausdruck, sogar an den Köpfen; besonders schön aber ist die Jungfrau Maria in der Verkündigung, dargestellt mit zartem Sinn schon als die trauernde Mutter, schon wie die mater dolorosa, das Gewand über dem Haupte zusammengeschlagen. Alle diese Figuren sind gute Belege für jene beginnende schöne Blüthe der Steinplastik am Anfang des 13. Jahrhunderts, die aus dem Aufschwung des ganzen Kulturlebens und wohl auch daraus mit resultirte, daß die Kunstentwicklung bezüglich der architektonischen Formen zur Klarheit und Herrschaft durchgedrungen war, daß also die technischen Baufragen nicht mehr das Hauptinteresse wegnahmen. Viel freier noch und schöner sind die sechs Statuen von 1270. Die Madonna zeigt schon sichtlich den Uebergang zu dem größeren Zug gothischer Gewandstatuen, und eine prächtige Figur ist die Sibylle, der Kopf mit dem sinnend zur Seite gewendeten Blick ist unter allen wohl der bedeutendste. Es ist eine merkwürdige Tiefe des Ausdrucks darin, die man nicht wieder vergessen kann; selbst im Auge scheint die Seelenlosigkeit der Plastik verschwunden zu sein.

Es ist sicherlich ein hochbedeutender Künstler gewesen, der diese Sibylle und die Bundesgestalten des Nordportals wie die Kunigunde des Südostportals gemeißelt hat. Wenn man vergleicht, erscheint es zunächst kaum möglich, daß die Figuren, deren Charakter grundverschieden ist, von einer Hand herrühren, aber für die genauere Beobachtung sind mancherlei Einzelzüge sichere Anzeichen, so die gleiche Bildung der Kronen, das gleichmäßig gelockte Haar, der ähnliche Ausdruck des ein wenig lächelnden Gesichts. In der Höhe des Nordpfeilers, an dem das freie Langschiff ansetzt, ist eine große frühgothische Reiterfigur befestigt, die nach jetzt wohl allgemein gewordener Deutung den Kaiser darstellt, dessen Grab sich in der oben genannten Krypta befindet, Konrad III., nicht aber, wie früher angenommen wurde, den heiligen Stephan von Ungarn, von dem die Sage erzählt, daß er im Bamberger Dome getauft worden sei. Das Standbild sagt unserem heutigen geläuterten Geschmack zunächst wenig zu, aber es ist wieder interessant als Zeugniß für jenes Losringen des plastischen Sinnes von gebundenen Formen zu einer freieren, naturhaften Gestaltungslust. Es tritt, während die Figur des Kaisers schmächtig und wenig kaiserlich erscheint und nur am Kopfe ein freier Blick und ausdrucksvolles Hinschauen über Kirche und Gemeinde bemerklich ist, eine ganz sichtliche Freude des Künstlers an der Bildung des Rosses hervor; das Thier hat, trotz falscher Proportionen am Brustbau, etwas Kerniges und Stolzes, der Kopf ist edel geformt, bis auf die schablonisirten, kranzähnlichen Stirnhaare. Das Reiterbild steht auf einem in den Pfeiler gemauerten Sockel, der an verschiedenen großen Pflanzenornamenten einen naturkräftigen Trieb bezeugt, trotzdem daß ein Blatt wie das andre gerathen ist.

In der Mitte des Hauptschiffes ist das berühmte Grabmal des Kaisers Heinrich und seiner Gemahlin aufgestellt, welches im Jahre 1513 Tilman Riemenschneider vollendet hat, der Würzburger Bildhauer, der mit Adam Kraft geistig verwandt war, aber für dessen herbe Größe mehr ein weicheres, milderes Element einsetzte. Gerade letzteres zeigt sich an den großen kaiserlichen Figuren, die auf dem schönen Sarkophag ruhen; schade, daß wegen der Höhe wenig zu sehen ist. Das Kaiserpaar ist im vollen Ornat, zwei Löwen mit Wappen unter den Füßen, von lebhaftem, edlem Ausdruck besonders der weibliche Kopf. An den Seiten des Sarkophags sind fünf berühmte Hochreliefs angebracht, aus demselben marmorartigen Kalkstein geschlagen wie die großen Bildnisse, aber

großer Be
bogenarka
Gestalt d
Rechten
stab halte.
Kaiser K
stehen u
Verkün
Stand
eine
diese
Grun
so d
Für
flan
vor
Er

Man braucht nur z. B. den Laute spielenden König anzusehen, das längliche, mit weichlichem Spitzbart und wallenden Locken umrahmte Gesicht, die übereinander geschlagenen Beine, oder andre der verschränkten und verdrehten Köpfe, die komisch lächelnden Gesichter, und man wird sofort erinnert an jene geschraubten Minnesängerminiaturen der Manessischen Liederhandschrift. Vom Peterschor aus ist noch einmal durch das Langhaus zu schauen, gerade hier gewähren die prachtvollen Verhältnisse des Baues, wenn helle Lichtströme durch die Fenster hereinfluthen, einen überaus schönen und vornehmen Anblick.

Von archäologischem Interesse sind auch hier die Außenseiten der Chorschranken, weil sie noch altromanische Bemalungen tragen, von denen freilich nicht viel mehr zu sehen ist, ebenso ein berühmtes altromanisches Elfenbeinkruzifix Heinrichs II., das auf dem Altar im südlichen Arm des Querschiffs steht; es ist etwa 40 Centimeter hoch, der Körper des Gekreuzigten ist edel, wenn auch noch etwas steif gearbeitet, Hände und Gesicht sind noch starr und leblos. Zwischen dem Querschiff und dem südlichen Seitenschiff befindet sich eine kleine, offene Kapelle, dem heiligen Antonius geweiht, mit einem von Figuren nur so strotzenden Bilde Matthäus Grünewalds, eines Schülers von Dürer; es ist in Form eines Rosenkranzes gemalt, der um alle Heilige geschlungen ist (darunter Kaiser Max, Papst Leo X. u. A. zu erkennen sind). Vom Querschiff selbst führt eine Thür in die angebaute gothische Kapelle aus dem 15. Jahrhundert; sie führt von dem Kreuznagel Christi, der von Zeit zu Zeit hier dem Volke gezeigt wird, den Namen Nagelkapelle; runde Säulen mit einfachen dorischen Basen und Kapitälen tragen ein Kreuzgewölbe, das mit einem Sternhimmel bemalt ist. Ein interessanter Altarschrein aus der fränkischen Schule, reich bemalt und vergoldet, zeigt in behäbigen, rundlichen Figuren die zwölf Apostel, wie sie von einander Abschied nehmen. Der eine steckt Brot in die Tasche, ein anderer trinkt aus einer Flasche, andere küssen sich und reichen sich die Hände; die Arbeit ist etwas hausbacken, aber es ist Gemüth darin, besonders in dem wehmüthigen Ausdruck der Köpfe, und deshalb ist sie echt deutsch.

An den Wänden der Kapelle sind zahlreiche mehr oder weniger kunstvolle Erzgüsse der Bischöfe und anderer hoher Personen befestigt, weshalb die Kapelle auch Sepultur genannt wird. Schon der Dom selbst enthält eine Fülle solcher Grabsteine und Gedenkplatten, er ist in dieser Beziehung ein wahres Museum, in

b
S
K
Dr
Al
Re
Dur
sein
sehr
einer
bedeu
keit
haben
Sarkop
ehalte
höne

kindlichen Aberglaubens, so die angebliche Lanze des heiligen Georg, ein Stück vom heiligen Kreuz u. dergl., theils historische Ueberbleibsel, von pietätvoller Erinnerung gehütet, so zwei dicke, kurze Elfenbeinkämme der Kaiserin Kunigunde, ein feines Messer des Kaisers Heinrich, sein Schwert und seine Lanze, die Kronen und selbst die Schädeldecken beider, die grün-blau schillernde Glasschale, aus der die Kaiserin die Bauarbeiter auszahlte, ein jedenfalls uraltes Gefäß, ferner der Stab und die Trinkschale des heiligen Otto. Zum Theil sind auch kunsthistorische Werthstücke vorhanden, so ein schöner, großer Leuchter aus Erzguß, ein romanischer Reliquienschrein mit feiner Schmelzarbeit usw. Interessant sind die beiden Kaisermäntel, die mit allerlei aufgenähtem Bilderschmuck verziert sind; den Mantel der Kaiserin ließen sich in abergläubischen Zeiten schwangere fürstliche Frauen umlegen. Ein anderer, ganz zerschlissener, zum Theil zerschnittener, jetzt zwischen zwei Glastafeln sorgsam aufgeklebter Mantel ist aus dem Grabe des im Ostchor bestatteten Bischofs Günther gehoben und als interessante Arbeit byzantinischen Stils hier untergebracht worden. Andere höchst werthvolle Andenken an das Stifterpaar des Domes bewahrt die in der Nähe der Martinskirche befindliche Bamberger Bibliothek, deren Besuch man nicht unterlassen sollte; besonders wichtig sind die vier Elfenbeindeckel der Gebetbücher des Kaisers und der Kaiserin aus dem 6. Jahrhundert, in edelstem, antikem Relief die Figuren Petri und Pauli, Mariä und Christi (letztere eine hoheitsvolle Erscheinung) zeigend, noch ähnlich den alten Konsulardiptychen.

Das großartige Bauwerk des Domes hat uns alle seine Schätze gezeigt. Seine Geschichte ergiebt sich fast ganz aus seinem jetzigen Bilde. Von dem Dome, den Heinrich und Kunigunde haben bauen lassen, steht wohl nichts mehr, eine Feuersbrunst hat ihn bald vernichtet. Ebenso mag wohl von dem Bau, den der heilige Otto aufrichten ließ, nicht mehr viel vorhanden sein, ihn hat der Blitz zerstört. Der jetzige Bau ist ein Geschenk jener hochstrebenden Zeit deutscher Kunst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Er ist 1237 geweiht worden. Die westlichen Theile aber, an denen wir mehr gothische Momente bemerkt haben, sind erst 1274 vollendet worden. Die stilvolle, reine Erhaltung des inneren Baues, im Gegensatz zu den mit allerlei barockem Wust überladenen übrigen Kirchen, zeigt schon durch sich selbst, daß mit solchem Kram auch

hier irgend einmal muß aufgeräumt worden sein: es geschah unter Ludwig I., der den ganzen Dom restauriren ließ; in den Vorwurf zu rücksichtsloser Strenge stimmen wir nicht mit ein, freuen uns vielmehr von Herzen, daß nun ein klares, reines Denkmal einer erhabenen Zeit vor uns steht, und versetzen uns, unbeirrt durch unpassende Zuthaten, in alte Zeitläufte zurück. Es schwebt um diesen Dom die Erinnerung an ein großes Stück großer deutscher Geschichte, Wahrheit und Dichtung weben um ihn ihre Berichte. Die alten Kaiserinnerungen bleiben wach, die an Heinrich II. und seine hoher Ehre sich erfreuende, mildthätige Gattin, an Konrad III., den unglücklichen Kaiser, der den langen, mühevollen und fruchtlosen Kampf gegen das Welfengeschlecht focht, an Heinrich VI., der hier gewählt wurde, und an den gewaltigen Rotbart, der zweimal zu Bamberg mit kaiserlichem Glanze auftrat, und nicht bloß Kaisererinnerungen. Unter der ergreifenden Beredsamkeit Bernhards von Klairvaux ist hier eine der vielen Versöhnungen zu Stande gekommen, die der seltene Mann, der seelengewaltige, die Herzen der Großen lenkende, gestiftet, die Aussöhnung Kaiser Lothars von Sachsen mit seinen Gegnern. Hier lebte der große Bischof Otto, der Pommernapostel, eine der edlen hierarchischen Persönlichkeiten des Mittelalters. 1103 war es, daß er von Mainz her als Bischof einzog. Als er von fern her die Thürme des alten Domes sah, sprang er vom Pferde und zog seine Schuhe aus und ging über das winterliche Gefilde barfuß nach dem ehrwürdigen Gebäude. Hier rauschte durch die hohen Hallen einst Ezzos feierliches Lied von den Wunden Christi, das vielen den Anstoß zum Eintritt ins Kloster gab, und der fromme Jesuit Spee hat hier gepredigt und zu seines Gottes Ehre gesungen. Im Bamberger Dom hat die heilige Elisabeth zuerst die Gebeine ihres Gemahls gesehen; bei der feierlichen Einholung derselben aus Italien wurde der Sarg hier niedergesetzt, ein Hochamt gehalten, und dann sah die Trauernde die Ueberreste dessen, was ihre höchste Erdenfreude gewesen. Damals sind jene rührenden, demuthvollen Gebetsworte durch die stillen Hallen geflossen, die aus dem Munde der Dienerinnen uns der Chronist Dietrich berichtet. „Gern hätte ich mein Leben lang eine arme Bettlerin sein wollen, wenn Dir es gefallen hätte, daß ich nur ihn bei mir haben dürfte, nun aber überlasse ich ihn und mich ganz Deinem Willen. Gegen Deinen Willen begehre ich nicht ihn wieder lebend zu machen, und wenn es auch mit einem einzigen Härlein meines Hauptes geschehen könnte“. Der Dom hat manche

irdische Macht überdauert und schaut nun ungebrochen nieder auf die verwitterten und zerfallenden Mauern der alten Residenz zu seinen Füßen, in der im Jahre 1208 der elende Mord an Philipp von Schwaben geschah, schaut nieder auf den stattlichen Renaissancebau der neuen Residenz, die Napoleon den Ersten auf der Höhe seines Glückes beherbergte (hier hat er 1806 die Kriegserklärung gegen Preußen erlassen), schaut nieder auf das Erzstandbild eines der letzten Fürstbischöfe, das auf dem Domplatze steht, des edlen Grafen von Erthal. Alles ist dahingegangen, er selbst aber steht noch fest und unerschüttert als gewaltiges Denkmal einer bedeutungsvollen Zeit.

Notizen und Besprechungen.

Juristisches.

Neue Bücher über den Staat.

1. Henry Michel, L'idee de l'État. Essai critique sur l'histoire des théories sociales et politiques en France depuis la révolution. 2. édition, Paris, Hachette & Cie, 1896. IX, 659 S.

„Quelques grands esprits du 18. siècle se sont formé une notion que l'on peut appeler nouvelle, bien qu'elle comporte des éléments dont la plupart sont fort anciens, de l'individu et de ses droits, de l'État et de son rôle, ainsi que des fins de la vie et sociale et politique: c'est la notion individualiste. La Révolution française s'en est largement inspirée. Puis une réaction formidable est venue, dont les effets durent encore. Comment a-t-il pu se faire qu'une conception aussi généreuse, aussi réellement émancipatrice que l'idee individualiste, ait été violemment, et presque victorieusement combattue? Le livre que l'on va lire, n'avait d'abord pour objet, dans l'esprit de l'auteur, que de répondre à cette question.“ — In diesen Worten des „avant-propos“ zeichnet sich klar die Aufgabe, welche dem Verfasser vorschwebt: eine mit der Revolution beginnende dogmengeschichtliche Entwickelung nicht des Staatsgedankens überhaupt, sondern nur einer Seite desselben, freilich wohl der wesentlichsten, nämlich des Verhältnisses der Staatsgewalt zu dem Einzelnen, zu der Individuation. Sogleich erräth man aus obigen Sätzen auch die sozialphilosophische Parteistellung des Verfassers, die dann im weiteren Verlauf der Vorrede scharf hervortritt und am Schlusse des Werkes (S. 625 ff.) ausführlich entwickelt wird. Verf. ist überzeugter Individualist, und zwar von der altgläubigen Art; ein begeisterter Anhänger der „haute doctrine“ der Aufklärungsphilosophie und der mit ihr in geistigem Zusammenhang stehenden Gedankenkomplexe auf dem politischen und wirthschaftlichen Gebiet; aller jener Glaubensartikel und Kampfrufe der jungen bürgerlichen Gesellschaft, die man — namentlich im Vaterlande des

Verfassers — mit dem Gesammttitel der „Ideen von 1789“ zu schmücken pflegt.

Verfasser sieht in der Gesellschaft, im Staate nicht so sehr die Einheit, als die Vielheit; er will nichts wissen von den modernen Theorien, die im Einzelmenschen nur das Produkt der Gesellschaft erblicken, der Gesellschaft, welcher der Einzelne Alles schuldet, Alles dankt, — er bleibt bei der „klassischen“ Formel (S. 649), „daß die Freiheit des Individuums keine andere Schranke findet als die Freiheit des Andern.“ Die antiindividualistische Staats- und Wirthschaftslehre nebst ihren naturwissenschaftlich-soziologischen und ethischen Grundlagen (S. 427 ff.) können vor dem richtenden Urtheil des Verfassers nicht bestehen. Nicht nur der eigentliche, d. h. kollektivistische Sozialismus, sondern auch der Staats- und „Katheder-sozialismus“ („socialisme de la chaire“, S. 572 Anm. 1) erscheint ihm verwerflich; die Richtung, welche die deutsche Sozialpolitik seit 1881 eingeschlagen hat, ist, theoretisch betrachtet, nichts als ein „simple retour au despotisme éclairé“ (S. 578 ff., 653), praktisch ein Spielen mit dem Feuer der Revolution (S. 580). — Dabei fühlt Michel die Wucht der gegnerischen Argumente sehr wohl; der Individualismus steht in einer „crise actuelle“ (S. 581 ff.) und ernste Gefahren bedrohen heute die geheiligten Ideen von 89. Das ganze Buch ist überhaupt weniger von kritischem als von apologetischem Geiste durchdrungen: man merkt, wie auch in Frankreich die individualistische Anschauung auf allen Gebieten (Sozialphilosophie, Politik, Volkswirthschaftslehre) in die Defensive zurückgedrängt ist. Die Beredsamkeit, mit der Verfasser für seine Ideen und Ideale eintritt, — sie entspringt dem Eifer eines Bekehrten. Einst — so erzählt er im Vorwort, S. VII — glaubte auch ich an den „sozialen Organismus“ und an die Vorstellungskreise, die sich mit diesem Worte verbinden. „Der Individualismus erschien mir als eine veraltete Doktrin, der ethisch-politische Apriorismus der Denker des 18. Jahrhunderts als eine trügerische, mit Recht diskreditirte Methode.“ — Aber es ward anders . . . „der Individualismus, dessen Wellen heute so getrübt daherfließen, erschien mir klar und rein an seiner Quelle.“ Verfasser ward zum Individualismus bekehrt, vor Allem, wie es scheint, durch den geistigen Einfluß Renouviers (S. VIII; vgl. die interessante Darstellung der Lehren dieses in Deutschland wenig gekannten Schriftstellers, S. 595 ff.).

Der Schwerpunkt des Werkes liegt, wie schon aus dem Titel zu entnehmen, in der geschichtlichen Darstellung der sozialen und politischen Theorien des 19. Jahrhunderts. Die Vorgeschichte dieser Entwickelung (die Staatsidee der absoluten Monarchie des 17. Jahrhunderts, die Philosophie der Aufklärung, die Staatslehre des aufgeklärten Despotismus, die individualistische Bewegung im 18. Jahrhundert und ihre Aufnahme durch die französische Revolution) giebt Verfasser in einer umfangreichen Einleitung (S. 4—106). Es folgt nun die reiche und interessante Ent-

wickelung im 19. Jahrhundert; S. 108 ff. Die drei ersten Bücher behandeln die Themata: 1) „Die Reaktion gegen das individualistische Grundprinzip“ (Theorien der Gegenrevolution und Restauration — de Maistre, Ballanche u. A.; — Haller, der ohne recht ersichtlichen Grund für Frankreich reklamirt wird, — Bentham; die deutsche historische Rechtsschule; Hegel). 2) „Die ökonomische und soziale Reaktion gegen den Individualismus“; — die geschichtliche Entwickelung des französischen Sozialismus, die Lehren von Sismondi, Blanqui u. A., 3) „la thèse individualiste au 19. siècle“: Die Uebertragung der individualistischen Gedanken vom 18. auf das 19. Jahrhundert (Mme. de Staël!); Doktrinäre und Liberale (Royer-Collard, Guizot, B. Constant); Demokraten (Tocqueville, Lamartine); die „orthodoxe Nationalökonomie (J. B. Say, Rossi, Dunoyer, Bastiat); die „Verirrungen des Individualismus“ (Fourier und Proudhon; — die hier anschließende Entwickelung des modernen Anarchismus ist seltsamer Weise nicht in den Kreis der Darstellung einbezogen.)

Es folgen nun (IV. Buch) sehr interessante und lehrreiche Erörterungen über die Einflüsse des exakt-naturwissenschaftlichen Denkens und des philosophischen Positivismus auf die Ansichten über Staat und Individuum; am meisten fesseln die Kapitel über Aug. Comte und über die heutige Soziologie; auch die Lehren des deutschen wissenschaftlichen Sozialismus — Marx und Engels — sind gut dargestellt.

Das fünfte Buch, dem sich ein Schlußkapitel „Conclusions“ angliedert, veranschaulicht die „crise actuelle des idées sociales et politiques“. Verfasser lenkt hier den Blick des Lesers auf den Mißkredit, in den die individualistischen Ideen gegenwärtig hineingerathen sind und schließt (S. 625 ff.) endlich mit einer breiten Auseinandersetzung seiner eigenen, wie erwähnt, vielfach an Renouvier (S. 595 ff.) anlehnenden Gedanken, von deren Verwirklichung er für die Menschheit „Licht und Frieden“ erhofft. Sie sind nicht eben sehr klar, diese Gedanken. Im Wesentlichen will es Verfasser wohl bei dem sozial- und wirthschaftspolitischen Quietismus der individualistischen (wir in Deutschland sagen: liberalen) Staatslehre belassen, wenngleich er (S. 652) nicht jede Einmischung des Staates in den ökonomischen Prozeß von Grund aus verwirft.

Ich halte hier inne. Möge der Leser selbst sich sein Urtheil bilden und die Fragen beantworten, inwieweit die „Krise“ des Individualismus eine selbstverschuldete und wie sie zu lösen ist; möge er aber dabei die Thatsache sich gegenwärtig halten, daß der allzulange bewunderte und verwirklichte Kerngedanke des Individualismus, die Zurückdrängung der Staatsgewalt in jene Rolle des „Rechtsschutzproduzenten“ es gewesen ist, der das von Michel für den Geringsten unter uns reklamirte Recht auf ein menschenwürdiges Dasein (S. 646: „le droit de vivre et de s'élever à la culture“) den besitzlosen Massen nicht gegeben, sondern vorenthalten hat.



2. Bornhak, Conrad, Allgemeine Staatslehre. Berlin, C. Heymanns Verlag, 1896, IV, 258 S. Preis 6 M.

Was das Buch bietet, ist eigentlich keine „Staatslehre“ in herkömmlich wissenschaftlichem Sinne des Wortes. Man war bisher gewohnt, die Staatslehre als einen Zweig nicht der Rechtswissenschaft, sondern der Gesellschaftslehre, der Sozialphilosophie zu betrachten, als eine Disziplin, welche die bewußte und gewollte Einseitigkeit des formal-juristischen Denkens abstreift, um sie durch eine viel allgemeinere Betrachtung des Staates, vor Allem durch eine Erforschung seiner natürlichen, psychologischen und ethischen Grundlagen zu ersetzen. Dergleichen Fragestellungen meint wohl Bornhak, wenn er im Vorworte seines Buches von der „philosophischen“ Untersuchungsmethode in der allgemeinen Staatslehre spricht, diese Methode aber sogleich, und zwar zu Gunsten der „geschichtlich-rechtsvergleichenden“ Betrachtungsweise ablehnt. M. E. — und auch von anderer Seite ist dies dem Verfasser schon gesagt worden (vgl. die Besprechung des Werkes von H. Triepel im „Verwaltungsarchiv“, Band V, S. 314 ff.) — scheidet er aber mit den „philosophischen Grundlagen“ der Staatslehre gerade diejenigen Probleme aus, welche dieser Wissenschaft recht eigen und ihr zugehörig sind. In früherer Zeit hätte man ein Werk mit dem ungefähren Inhalte des vorliegenden nicht „allgemeine Staatslehre“, sondern „allgemeines Staatsrecht“ titulirt, um hiermit den rechtswissenschaftlichen Charakter der Darstellung zu kennzeichnen. Bornhak scheut die Bezeichnung „allgemeines Staatsrecht“, da ein solches Staatsrecht überhaupt nicht existire, vielmehr nur die positiven Rechtsordnungen der einzelnen Staaten wirklich geltendes Recht darstellen (S. 8). Ganz richtig: an ein über den Staaten schwebendes Naturrecht glauben wir heute nicht mehr. Warum soll es aber nicht erlaubt sein, wenigstens die übereinstimmenden Sätze der verschiedenen Verfassungen u. s. w. unter der, auch sonst nicht verpönten Rubrik des „allgemeinen“ Rechts wissenschaftlich zu vereinigen? Noch genauer als mit dem Titel „Allgemeines Staatsrecht“ ließe sich der Inhalt des Buches bezeichnen etwa durch die Ueberschrift: „Grundsätze des Verfassungsrechts der Staaten europäischer Kultur in vergleichender Darstellung“. Dabei ist das Wort „Verfassungsrecht“ im engsten Sinne zu fassen, als Inbegriff der Rechtssätze über Organisation und Zuständigkeit der obersten oder sog. unmittelbaren Staatsorgane (Monarch, Volksvertretung); die auf die Thätigkeit der Behörden bezüglichen Vorschriften, das Verwaltungsrecht, scheidet bei Bornhak völlig aus.

Man wird dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er die so umgrenzte Aufgabe in befriedigender Weise gelöst hat. Diese Anerkennung kann um so vorbehaltloser gespendet werden, als man wohl annehmen darf, Bornhak habe diesmal weniger für die juristischen Fachgenossen als für weitere Kreise des politisch gebildeten Laienpublikums schreiben wollen. Die, nicht nur durch Auswahl und Behandlung des

Stoffes, sondern auch durch eine anregende und lebendige Darstellungsweise bedingte Gemeinverständlichkeit ist eine der besten Seiten des Buches; man kann es daher Allen, die, ohne tiefere staatsrechtliche Vorkenntnisse zu besitzen, sich über die heimischen und außerdeutschen Verfassungszustände mühelos und in angenehmer Lektüre orientiren möchten, angelegentlich empfehlen.

Nicht so günstig wird das Gesammturtheil dessen lauten, der mit den erhöhten Anforderungen des fachwissenschaftlich gebildeten Lesers an das Buch herantritt. Er wird im Allgemeinen zunächst die gebührende Berücksichtigung und Anführung der einschlägigen Literatur vermissen. Gewiß dienen Fußnoten, die mit Dutzenden von Zitaten vollgestopft sind, nicht gerade zur Verschönerung eines Buches und Uebertreibungen in der Ausstattung dieses wissenschaftlichen Apparats sind daher vom Uebel. Nicht besser aber ist es, in das andere Extrem zu verfallen und dasjenige, was Andere über die im Texte behandelten Materien, pro oder contra, gesagt haben, einfach zu verschweigen. Recht viele von Bornhaks Thesen sind durchaus nicht so neu, andere wieder nicht so unbestritten, als diese Art der Darstellung glauben macht. — Was nun den Inhalt der letzteren anbetrifft, so stößt der Kundige hie und da auf Untiefen, die — vielleicht weiter nichts sind als die unliebsame Folge des Strebens nach vereinfachter und „kurzgefaßter“ Darstellung. So gleich anfangs die dogmengeschichtlichen und kritischen Ausführungen (S. 1 ff.) über die naturrechtliche Staatstheorie, die ja heute überwunden ist (freilich nicht nur und nicht endgültig durch die historische Rechtsschule, wie Bornhak S. 5 meint), deren umfassende, alle anderen richtunggebenden Faktoren überragende Bedeutung für das staatsrechtlich-politische Denken früherer Zeiten B. nicht genügend würdigt. Widerspruch muß erhoben werden gegen die Vorstellung, als sei die Naturrechtslehre aus dem „cogito, ergo sum“ des Cartesius entsprungen. (S. 2). Zu Lebzeiten des Cartesius war — darüber wolle man die bahnbrechenden Forschungen Gierke's (Joh. Althusius, S. 73 ff., Genossenschaftsrecht III S. 610 ff.) nachlesen, — die Naturrechtstheorie und ihre Staatslehre schon gut gezählte vier Jahrhunderte alt. Auch ist es nicht richtig, daß es von vornherein im Plane dieser Theorie gelegen habe, „Recht und Staat aus der Natur des Menschen zu erklären.“ Das trifft wiederum nur für die rationalistische Phase des Naturrechts zu, keineswegs aber für den Transzendentalismus der mittelalterlichen Rechtslehre. (Gierke a. a. O.)

Von den dogmatischen Ausführungen des Verf. dürften diejenigen über das Wesen des Staates, insbesondere die hier (S. 12 ff.) und an andere Stellen (S. 39) behauptete Identität von Staat und Herrscher die Kritik am meisten herausfordern. Ein Satz wie der, daß eine vom Inhaber der Herrschaft verschiedene Persönlichkeit des Staates überhaupt nicht existire, daß vielmehr derjenige, der die staatliche Gewalt „aus eigenem Rechte“ inne hat, selbst der Staat sei (S. 13), bedeutet m. E. einen

Rückschritt, der uns die besten Errungenschaften des modernen Denkens über den Staat, die Auffassung des letzteren als einer Gesammtpersönlichkeit, verlieren läßt. Es liegt hierin eine Verwechselung von Staat und Staatsoberhaupt, die der Struktur des konstitutionellen Staates direkt widerspricht (anders Bornhak S. 39), gegen die aber auch schon zu Zeiten des absoluten Staates die Verfasser des Preuß. Allg. Landrechts protestirt haben würden. Ihnen war der Monarch durchaus nicht „der Staat", andernfalls würden sie nicht an vielen Stellen des Gesetzbuchs von „Bürgern" und „Mitgliedern" des Staates reden, würden nicht den Satz (Theil II Tit. 13 § 1) formulirt haben, daß alle Rechte und Pflichten des Staates gegen seine Bürger sich in dem Oberhaupt desselben vereinigen. Schon damals also war das Wort Friedrichs des Großen vom Monarchen als „erstem Diener des Staates" nicht nur eine politisch-ethische, sondern auch eine staatsrechtliche Wahrheit. Ein Wort, das Bornhak (S. 32) eine „Ergänzung nach der politischen Seite hin" zu dem „juristisch-prägnanten Ausdruck" Ludwigs XIV „l'État c'est moi" nennt. Dagegen muß Protest erhoben werden. Die beiden Aussprüche „ergänzen" sich durchaus nicht, — außer etwa in dem Sinne, als Komplementärfarben, als konträre Gegensätze einander „ergänzen".

Auch sonst noch findet sich in dem Werke mancher Satz, welcher der Kritik Angriffspunkte bietet. Um den Umfang dieser Besprechung nicht zu weit auszudehnen, sei nur ein Beispiel herausgegriffen. S. 15 ff. führt Bornhak aus, daß der Staat seiner Entstehung nach „kein Rechtsprodukt, sondern eine historische Thatsache" sei, daß m. a. W. die Gründung eines neuen Staates sich unter keinen Umständen als ernstlicher Vorgang erfassen und konstruiren lasse, — daß insbesondere der Norddeutsche Bund und das Deutsche Reich nicht durch rechtlich irgendwie qualifizirbare Handlungen der deutschen Einzelstaaten geschaffen worden seien (S. 18. 247). Das ist nicht richtig. Bund und Reich sind durch Gesammtakte der deutschen Staaten geschaffen worden, die juristisch sehr wohl qualifizirbar erscheinen: durch völkerrechtliche Verträge. Mit letzteren meine ich das Bündniß Preußens und der nachmaligen Mitglieder des Norddeutschen Bundes vom 18. August 1866; ferner die Novemberverträge mit den Südstaaten, 1870. Ich erinnere hier an die vorzüglich klaren und prägnanten Worte, mit denen ein Mitglied des konstituirenden Reichstags, der Abgeordnete Miquel die Gründung des Norddeutschen Bundes charakterisirte: „Die Grundlage der Verfassung ist zwar ausdrücklich ein Vertrag gewesen, aber der Vertrag geht eben dahin, einen neuen Staat zu gründen, diesem Staat eine Verfassung zu geben und dieser Verfassung sich dann zu unterwerfen." — Es war in Wahrheit eine Staatsschöpfung durch Vertrag, ein contrat social, freilich von ganz anderer Art als einst Rousseau und seine Zeitgenossen träumten. —

Zum Schluß möchte ich noch auf einige besonders gut gelungene

Partien des Buches hinweisen: die Erörterungen über das Wesen der Republik (S. 42 ff.) mit dem interessanten Gegensatze französischer und nordamerikanischer Institutionen; über die parlamentarische Monarchie (S. 52 ff.) und über die Subordinationsverhältnisse zwischen zwei Staaten (S. 213 ff.), d. h. Protektorat, Suzeränetät, Akzession. In letzterem Abschnitt erfahren wir namentlich über die Rechtsverhältnisse innerhalb der türkischen „Staatenklientel“ und über die Protektorate Englands und Frankreichs vieles Interessante.

3. Schmidt, Dr. Bruno, Der Staat. Eine öffentlichrechtliche Studie. (Aus: Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen, herausgeg. von Dr. Georg Jellinek und Dr. Georg Meyer, Professoren der Rechte in Heidelberg.) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1896. VI, 143 S.

Verfasser ist einer von den vielen Staatsrechtsgelehrten, denen sich „bei der Beschäftigung mit einer Spezialfrage des öffentlichen Rechts auf Schritt und Tritt die Thatsache bemerklich machte, daß die grundlegenden Lehren des letzteren durchaus noch nicht so allgemein gültig festgestellt sind, um mit ihnen als fertig ausgebildeten Begriffen operiren zu können.“ Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich durch die wissenschaftlich unkultivirte Wildniß der öffentlichrechtlichen Prinzipienlehre auf eigene Faust den Weg zu bahnen und so das Seinige zu thun zur Besserung der Mißstände, die aus der mangelhaften Sicherheit und Festigkeit der Fundamente unserer Wissenschaft entspringen. — Das Vorhandensein der vom Verfasser beklagten Mißstände und ihre Ursache wird kein Kundiger leugnen. Man darf dem kleinen Buche nachrühmen, daß es nicht bloß zur subjektiven Befriedigung des Verfassers hundert vorhandene Ansichten und Kontroversen um noch eine vermehrt, sondern — an einigen Punkten wenigstens — die erwünschte Klarheit schafft. Damit ist der Arbeit immerhin ein gewisser objektiver wissenschaftlicher Werth gesichert.

In sieben „Dissertationen“ behandelt Schmidt die Themata: 1) Der Staat als Realität; 2) Der Staat als Organismus; 3) Der Staat als willensfähiges Wesen; 4) Der Staat als die prinzipielle (universale, souveräne, herrschende, natürliche) Gemeinschaftsform; 5) Der Staat als Schöpfer, nicht Unterthan des Rechts; 6) Der Staat als Rechtsorganismus; 7) Arten des Staates.

In der ersten Abhandlung tritt der Verf. mit großer Schärfe und durchweg zutreffenden Gründen für die Realität des Staates ein. Die Gegner dieser Ansicht glauben die Einheit des Staates, wie im Grunde überhaupt die Realität aller Gesammtpersönlichkeiten mit dem epochemachenden Diktum widerlegt zu haben: Wir sehen nur Menschen, aber keinen „Staat“, nur eine Mehrheit, aber keine Gesammtheit. Das soll „Empirismus“ sein. Gerade die empirische, positivistische Soziologie der Neuzeit hat uns aber mit Nothwendigkeit auf die Erkenntniß der Assoziation

als einer Einheit, eines „objektiv gegebenen Naturkörpers“ (S. 2) hingeführt. Diese Erkenntniß leugnen, heißt, wie Verf. sehr richtig bemerkt, „in des Wortes eigentlichster Bedeutung den Wald vor Bäumen nicht sehen.“

Zu zweit (S. 10—22) wird die bekannte Frage erörtert, mit welchem Rechte man den Begriff des Organismus auf den Staat anwenden dürfe. Verf. gelangt hier mit Bernatzik u. A. zu der Erkenntniß, (S. 22) daß wir in dem staatlichen Phänomen eine Erscheinung vor uns haben, deren Eigenart man nicht besser, nicht treffender, vor Allem nicht kürzer bezeichnen kann als indem man sie mit dem physischen, insbesondere menschlichen Organismus zusammenstellt.“ — Es fragt sich nur, was bei solcher Zusammenstellung herauskommt. M. E. nicht viel. Man mag sich ja an dem alten Gleichniß zwischen Staat und Organismus erfreuen, so viel man will, darf aber dabei nie vergessen, daß es eben auch „nur ein Gleichniß“ ist. —

Zu einer umfassenden, die bisherigen Einzelaussagen über das Wesen des Staates vereinigenden Definition des Staates gelangt Verfasser in seiner schrittweise vorgehenden Methode erst in der vierten Abhandlung. Hier heißt es (S. 63): Staat ist, nicht die universale, sondern die prinzipielle Gemeinschaftsform, diejenige, welche grundsätzlich für die nur sozial zu lösenden Zwecke des Menschen zu sorgen hat, Centrum und Brennpunkt seines Gemeinschaftslebens darstellt.“ Mit dieser Definition könnte Ref sich einverstanden erklären, wenn nicht Eines darin fehlte: die Bezeichnung des Staates als Herr der Rechtsordnung, oder, was dasselbe sagt, als Organ des sozialen Zwanges. Nicht für alle „nur sozial zu lösenden“ Zwecke hat der Staat zu sorgen, wohl aber für alle diejenigen, die sich nur durch Zwang und Machtgebot, durch planmäßige Regulirung des Gemeinlebens erreichen lassen. Es sind dies viele, vielleicht die meisten Gemeinschaftszwecke, aber nicht alle. Das menschliche Gemeinleben birgt in seinen Höhen und Tiefen Vieles, was „rechtlich irrelevant“, m. a. W. vom Walten des Rechtszwanges nicht berührt ist. Man denke an die Welt des Religiösen, der verfeinerten sittlichen Empfindungen, der Kunst, des gesellschaftlichen Verkehrs mit seinen „Konventionalregeln“ (Stammler) über Anstand und Sitte: überall ein soziales Dasein, ein Zusammenwirken zur Erreichung sozialer Zwecke, aber ein vom sozialen Zwange nicht erfaßtes Dasein; sagen wir: die anarchische Sphäre des Gemeinlebens. Ihr steht gegenüber die Sphäre des sozialen Zwanges, die koaktive Sphäre, die ihrerseits ganz und ausschließlich vom Staate beherrscht, nur von ihm und durch ihn repräsentirt wird. Nur der Staat herrscht, er allein kann zwingen. Vielfach abweichend die Ansichten des Verf. (z. B. S. 64 ff., 76 ff.); eine Auseinandersetzung ist hier natürlich ganz unmöglich. Auf die Einzelheiten des in den nun folgenden „Dissertationen V—VII“ würde man füglich nicht eingehen können, ohne in fachwissenschaftliche Erörterungen

Partien
Republ
nordame
(S. 52 f
(S. 213
schnitt e
türkischen
reichs vi

3. Schm
Staat
Jellin
Leipzig

Ve
bei der
Schritt
Lehren
um mit
blieb ihr
Wildniß
zu bahne
aus der
Wissensch
klagten
darf dem
Befriedig
versen un
— die e
gewisser

In
Staat als
willensfähig
räne, herrsch
nicht Unter
des Staate

In der
durchweg

die Dramen von Aeschylus, Sophokles, Shakespeare, Schiller, Goethe und etwa noch Kleist zu Grunde gelegt. ...ei ist eine große Menge von merkwürdigen und lehrreichen Ge... unberücksichtigt geblieben, die trotzdem für die Theorie des ... die höchste Bedeutung haben.

...Gründe waren es, die Volkelt veranlaßt haben, sein neuestes ...reiben. Es lag ihm daran, „der Theorie des Tragischen mehr ...eit, Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit zu geben, sie von einengenden ...en, mögen sie nun aus Weltanschauung und Lebensstimmung ...woher stammen, zu befreien, den Gesichtspunkt relativ berech... ...nnigfaltig abgestufter ästhetischer Werthe mit Entschiedenheit in ...ren und die eingewurzelte Neigung des Denkens zum Ueber... ... Verabsolutiren herausgegriffener wichtiger Momente von ihnen ...n." Und in der That, wenn irgend einer unter den modernen ...erzu berufen war, so ist es Volkelt, der mit eindringendem ... feinstem Zergliederungsvermögen und unbestechlicher Objektivität ...e so umfassende Kenntniß insbesondere auch der neueren und ...iteratur vereinigt, wie sicherlich nur Wenige unter den pro... ... Philosophen. Schon in seinen „Vorträgen zur Einleitung in ...ophie der Gegenwart", noch mehr aber in seinen „Aesthetischen ..." hat Volkelt sein Bestreben gezeigt, dieser neuesten Literatur ... werden und aus ihr neuen Stoff für die Bearbeitung einer ... in modernem Sinne zu gewinnen. In seiner „Aesthetik des ..." verwerthet er nun das Material, um der Theorie des Tragischen mehr Weitherzigkeit und Mannigfaltigkeit zu geben, und gelangt ...Auffassung jenes Begriffs, womit sich auch die radikalsten Ver... „Moderne", für welche Lessing, Schiller und Hegel längst ...n Eisen gehören, werden befreunden können.

...lt gehört keineswegs zu den Verächtern der spekulativen Aesthetik, ...Theorien unmittelbar aus metaphysischen Voraussetzungen entwickelt. ...zieht er selbst das psychologische Verfahren vor, indem er nicht ...aus reinen Begriffen philosophirt, sondern induktiv, den Blick auf ...e Mannigfaltigkeit bedeutender und eigenartiger ästhetischer ...typen gerichtet, zu allgemeinen Erkenntnissen emporzusteigen ...Dabei findet er selbst als Voraussetzungen des Tragischen: ...che Größe und außergewöhnliches Leid. Allein schon ...bt er eine Reihe von Vorurtheilen abweisen zu müssen, wodurch ...egel die Theorien des Tragischen getrübt sind. So erscheint ... das Tragische nicht wirklicher Untergang erforderlich, und ...Größe der tragischen Personen anbetrifft, so findet er keinen ... dieselbe auf die Willensstärke, wie viele Aesthetiker gethan ...einzuschränken. Vielmehr unterscheidet Volkelt ein Tragisches ...lens und ein solches der Innerlichkeit und tritt lebhaft für die

moderne Darstellung von Darstellungen des Innenlebens neben dem Handlungsdrama ein, indem er als den Kern des Dramatischen das „Sichdarstellen der Personen durch das von ihnen gesprochene Wort“ bezeichnet. In dieser rein sachlichen und leidenschaftslosen Prüfung, welcher Volkelt die bisherigen Theorien des Tragischen unterzieht, und der Abweisung alteingewurzelter Vorurtheile scheint mir überhaupt der größte Vorzug seines Werkes zu liegen. Kein Begriff hat z. B. auf diesem Gebiete mehr Verwirrung angerichtet, als derjenige der tragischen Schuld, den bekanntlich Aristoteles zuerst aufgestellt hat, Schelling, Hegel und ihre Nachfolger dann geradezu zum Dogma verhärtet haben. Volkelt weist diesen Begriff nicht gänzlich von der Hand, aber er zeigt, wie das Tragische der Schuld nur eine besondere Art des Tragischen darstellt und zergliedert dasselbe nach seinen verschiedensten Formen, die es innerhalb einer tragischen Handlung annehmen kann. Auch das Tragische des Verbrechens erhält bei Volkelt eine neue Beleuchtung, indem er es nicht als eine reine Form des Tragischen gelten läßt, doch aber die Bedingungen aufzeigt, unter denen auch ein Bösewicht tragisch wirken kann. Wichtiger noch als dies ist die Art und Weise, wie Volkelt neben dem Tragischen der befreienden Art, das unser Gemüth erhebt und befriedigt, auch dem Tragischen der niederdrückenden Art seine Berechtigung zu erkämpfen sucht und damit zumal auch gewisse Seiten in den Werken eines Zola, Ibsen und G. Hauptmann gegen die Angriffe der bisherigen Aesthetik vertheidigt. Daß Volkelt von der alten Theorie des Aristoteles nichts wissen will, wonach Furcht und Mitleid die beiden Gefühle sein sollen, worauf sich die Wirkung des Tragischen gründet, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Für ihn äußert sich weder das Mit-Leiden im Anblick des Tragischen immer gerade als Mitleid, noch kann er zugeben, daß z. B. Grauen und Entsetzen, wie wir es vor entarteten und verwüsteten Menschen empfinden, sich unter den Begriff der Furcht befassen lassen. Freilich, so werthvoll und interessant diese abweichenden Ansichten Volkelts sind, von denen wir hier nur einige der wichtigsten hervorgehoben haben, geben auch gerade sie Einwendungen den meisten Raum und bieten am ehesten Anlaß zum Widersprechen. So dürfte es für manchen fraglich sein, ob nicht Volkelt doch vielleicht gegenüber dem modernen Naturalismus in dieser oder jener Hinsicht zu weitherzig sei, und ob er nicht vielleicht den Begriff des Tragischen stellenweise so weit fasse, daß er gegen andere verwandte ästhetische Kategorien, wie insbesondere das Traurige, nicht streng genug abgegrenzt sei. Indessen handelt es sich ja hier überhaupt nur um Begriffe, die mit ihren Grenzen fließend in einander übergehen, und verdienstlich bleibt es in jedem Fall, den bisherigen Begriff des Tragischen, wie Volkelt es gethan hat, an der lebendigen Fülle der konkreten Erscheinungen zu messen, um ihn mit dieser möglichst in Uebereinstimmung zu setzen. Denn die ästhetischen Gefühle gründen sich nicht auf Naturgesetze, die, einmal aus der Wirklichkeit abstrahirt, ihre Gültigkeit für alle Zeit behalten, sondern sie entwickeln sich mit der Wirklichkeit, bereichern sich und

erweitern sich durch immer neuen Inhalt und müssen daher auch in ihrer abstrakten Form, die sie in den ästhetischen Theorien angenommen haben, in beständigem Fluß gehalten werden.

Wenn die Erweiterungen des Begriffs des Tragischen bei Volkelt vielfachen Einwendungen ausgesetzt sind, so muß dagegen die Art und Weise unbedingte Zustimmung finden, wie jener das Tragische zur allgemeinen Welt- und Lebensanschauung in Beziehung setzt. Zwar das eigentliche Wesen des Tragischen scheint dadurch eine gewisse Abschwächung zu erleiden, daß Volkelt ihm bloß einen menschlich-bedeutungsvollen Charakter zuschreibt, worunter er auch das Schicksalsmäßige des tragischen Verlaufes begreift, anstatt in ihm allgemein eine mikrokosmische Abspiegelung des makrokosmischen Geschehens zu erblicken. Allein auf der andern Seite gelingt es ihm doch eben hierdurch, jenen Begriff dem Streite der metaphysischen Meinungsverschiedenheiten zu entrücken und ihn so auf einen Boden zu stellen, wohin Keiner Bedenken zu tragen braucht oder Schwierigkeiten hat, ihm nachzufolgen. Hier betont nun aber auch Volkelt mit Entschiedenheit die von pessimistischer Seite so oft hervorgehobene Wahrheit, daß ein einseitiger Optimismus den denkbar ungünstigsten Boden für die Entwickelung und den Genuß des Tragischen bildet und daß nur eine irgendwie pessimistisch gestimmte Weltanschauung im Stande ist, dem Tragischen völlig gerecht zu werden. Die nähere Ausführung dieses Gedankens, die sich dann weiterhin zu der Untersuchung über die Bedeutung des transzendenten und immanenten Schicksals und seiner resp. Vorzüge oder Nachtheile für das Tragische zuspitzt, gehört zu den glänzendsten Partien des Volkelt'schen Werkes. Während bei der antiken Schicksalsidee die Vorzüge und Nachtheile sich nach Volkelts Darstellung ungefähr die Waage halten und alles hier nur auf die Behandlung des Dichters ankommt, hebt er mit Recht hervor, wie das ursprüngliche, unverfälschte Christenthum mit seinem Charakter der Demuth, Sanftmuth und Jenseitsfreudigkeit der Entfaltung des Tragischen wenig günstig ist und daß trotz aller Zwiespältigkeiten und Risse, die durch das Christenthum in die Welt gekommen sind und die Innerlichkeit vertieft und zugespitzt haben, doch erst der moderne Geist die tragische Dichtung zur vollen Blüthe bringen konnte. Wer aber hieraus etwa entnehmen wollte, daß Volkelt selbst jener einseitig materialistischen, sog. „naturwissenschaftlichen Weltanschauung" huldigt, wie sie den meisten Dichtungen des heutigen Naturalismus zu Grunde liegt und die allein von dessen Vertretern für „modern" angesehen zu werden pflegt, der wird erstaunt sein, aus dem Schlußkapitel der „Aesthetik des Tragischen" zu ersehen, daß man ganz wohl ein moderner Geist sein und trotzdem einer Metaphysik huldigen kann, die in dem Gedanken eines gegensätzlich in sich gespaltenen Absoluten mit den beiden Momenten des Logischen und Unlogischen gipfelt. Dr. Arthur Drews.

Literarisches.

Wilh. von Humboldt. Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Alterthum. Herausgegeben von Alb. Leitzmann Leipzig. Göschen. 1896. LIV, 214 S. 8°.

„Seine Aufsätze haben etwas Trockenes und Unbefriedigendes, was mehr in der Form als im Stoffe liegt. Er fehlt, däucht mich, in der Anordnung, spannt die Erwartung nicht, ermüdet durch unnöthige Ausführlichkeit, fällt ins Schleppende, weiß nicht Licht und Schatten zu vertheilen, und dergleichen" — so bezeichnet ein verwöhnter Geschmack (Körner an Schiller unterm 22. Sept. 1793) scharf die Grenzen von Humboldts schriftstellerischem Vermögen. Was Humboldt vermochte, erkennen wir heute besser. Wir sind über die Griechen in den letzten hundert Jahren sehr viel genauer unterrichtet worden, wir sagen nicht mehr „die Griechen", wir haben unterscheiden lernen, sind überhaupt so sehr viel gescheiter geworden: vielleicht thut uns wieder etwas von der Humboldtischen Fähigkeit und Lust des Zusammensehns noth, jedenfalls thut die Lektüre dieser für heutige Maßstäbe ungewöhnlich gut geschriebnen Aufsätze, mit der Großheit ihrer Lebensauffassung, mit ihrer gehaltnen Begeisterung, mit ihrer gleichmäßig über Gedanken und Sprache ausgegoßnen Vornehmheit, bei allen sachlichen Vorbehalten, im innersten Herzen wohl.

Der Herausgeber hat in einer gründlich und sinnreich orientirenden Einleitung und in allerlei nützlichen Nachweisungen seines Amtes in musterhafter Weise gewaltet. O. S.

Otto Gildemeister, Essays. Herausg. von Freunden. Zwei Bände. Berlin. Wilh. Hertz 1896—97. 281 u. 303 S. Gr. Okt.

Um Otto Gildemeisters Essays herauszugeben, sind, wie der Titel meldet, Freunde zusammengetreten: Aus einigen Jahrgängen der Deutschen Rundschau und der Nation haben sie dem Drucker die geeignetsten Aufsätze bezeichnet — einiges Ungedruckte scheint der zweite Band zu enthalten —, endlich die Reihenfolge der Sammlung bestimmt; zu einem Geleitswort, einer Angabe, ob und wo die Aufsätze bereits erschienen sind, zu einem schlichten Wort über die Persönlichkeit des Verfassers, und ob der Byronübersetzer des Jahres 1864 und mehrmalige Burgemeister von Bremen überhaupt noch unter den Lebenden weilt, — was, wie wir unsererseits zu unserer Freude hinzufügen wollen, der Fall ist — dazu hat die Kraft des Konsortiums nicht mehr gereicht.

Daß diese Aufsätze einen Neudruck vertragen, daß sie großentheils mit der Zeit an Interesse eher gewinnen als verlieren werden, darüber kann kein Zweifel sein. Auch wenn man sich gewöhnt haben wird, die hier behandelten sozialen, philosophischen, politischen und sprachlichen Fragen anders zu beurtheilen, immer wird die Art der Gedankenführung, die kräftig durchklingende Grundstimmung, die Gesammthaltung der Sprache,

mit einem Worte: die Form, diese Aufsätze zu Mustern ihrer Gattung machen. Hier spricht sich eine eigne, dabei unbedingt wohlthuende Persönlichkeit aus, nicht eines Denkers oder leidenschaftlichen Streiters, nicht eines Propheten, nicht eines Deuters oder Lehrers von Beruf, wohl aber eines Mannes, der im Reiche des Gedankens und der That, der Schönheit und der täglichen Noth gleich heimisch, ohne Aufdringlichkeit und ohne falschen Schein uns mittheilt, was ihn ganz erfüllt.

Seinem Beispiel folgend, widerstehn wir leicht der Versuchung, ihn sofort politisch, philosophisch, literar-historisch einzuordnen. Auch liegt die Entstehungszeit der Aufsätze uns meistens noch zu nahe. Manches Sozialpolitische freilich (über „praktisches Christenthum", über „die trostlose Wissenschaft") muthet uns schon heute doktrinär genug an; um so erfreulicher ist auf einem andern Gebiete, auf dem der Verfasser früh ein unbestrittner Meister war, sein freier Blick: „eine gewisse dogmatische, um nicht zu sagen, schulmeisterliche Sprachbehandlung" erscheint ihm (i. J. 1886) „gefährlicher, als alle Sünden der Verwilderung".

Die bedeutendsten Aufsätze sind wohl die literarischen. Der über Byron — es ist gerade der älteste der Sammlung — ist die reife, süße Frucht innigster Vertrautheit mit dem Gegenstande: so warm und so frei von Ueberschwänglichkeit spricht nur ein Eingeweihter. Der Aufsatz über Macaulay (1860) enthält einen hübschen Essay über „den Essay". Ueberraschend ist hie und da eine kleine Banalität: so am Schluß einer Festrede auf einen Amtsvorgänger das ernsthaft gewandte Horazische Integer vitae scelerisque purus, und ein ander Mal die Klage über chauvinistische Vorurtheile Renans, der in einem Vortrage ausgerufen hatte: „Meine Herren, sorgen Sie dafür, daß im Thale Josaphat nicht deutsch gesprochen werde. Ich habe mir die feinsten Argumente ausgedacht um mich vor dem Weltrichter zu vertheidigen, aber sie werden all ihr Salz verlieren, wenn ich genöthigt werde, sie ins Deutsche zu übersetzen. Retten Sie mich vor diesem Unglück, m. H.: die Sprache der Ewigkeit muß französisch sein, sonst bin ich verloren." Ich empfinde bei diesen Worten eine ungemischte Freude, zuerst über den Witz des Franzosen, dann über die (gewollt oder ungewollt) unserer ehrlichen deutschen Sprache dargebrachte Huldigung. O. S.

Zur deutschen Volkskunde.

Seitdem man die sogenannte „Volksseele" entdeckt zu haben glaubte — die Römer sprachen nur erst, und zwar verächtlich, von Volks-Instinkten, aura popularis — entwickelte sich schnell ein wichtiger Zweig der beschreibenden Naturgeschichte, den der Gebildete heute Folklore nennt. Trotz dem eben nicht deutsch klingenden Namen wird man doch uns Deutschen die eigentliche Begründung und den schon von Anfang an rüstigen

Aufbau dieser neuen Wissenschaft lassen müssen. Ihre Anfänge sind deutlich in den Bestrebungen der so viel gescholtenen Romantik zu erblicken, die bekanntlich weit über die bloß dichterische Produktion hinausgriff, und durch ihre Befruchtung der Rechtswissenschaft, der geschichtlichen Forschung, der Begründer und Träger des deutschen Staatsgedankens geworden ist.

Es ist unermeßlich, welche Segensfülle für unser Vaterland den Arbeiten der Grimm und Uhlands entströmte. Blieb man auch frei von der im Gefolge der Wagner-Vergötterung erst neuerdings gemachten Zumuthung, mit dreister Ueberspringung einer über tausendjährigen geschichtlichen Entwickelung der christlichen Kirche Deutschlands direkt zum Odhinismus oder zu dem von Jakob Grimm mühsam und fragmentarisch wieder zusammengesuchten und zusammengeahnten altdeutschen Götterglauben zurückzukehren, so waren doch hier die Mittel zur gründlichen Erkenntniß des eigensten geistig-sittlichen Lebens unseres Volkes geboten, einer Erkenntniß, die nicht anders als zu heiliger Liebe und tiefer Achtung dieses unseres Volksgeistes führen konnte.

Was in diesen Arbeiten in großen Zügen vorgezeichnet war, bestrebt man sich neuerdings, nicht in Deutschland allein, das aber doch allen voran blieb, im Einzelnen und Kleinsten auszubauen. Das glänzendste Zeugniß dafür ist das seiner Vollendung nunmehr entgegengehende Deutsche Wörterbuch der Jakob und Wilhelm Grimm, denn deren Namen beizubehalten gebührt sich, auch nachdem so unendlich viel fremde Zuthat von den Fortsetzern, voran der verewigten Rud. Hildebrand und Wülcker, jetzt besonders Moriz Heynes hat beigebracht werden müssen.

Aber eine Gefahr liegt auch in der Eroberung immer weiterer Kreise zur Ausgrabung solcher Schätze, die Gefahr der Zersplitterung und der Verseichtung dieser Studien.

Wer vermag z. B. die unzähligen Sammlungen von Volkssagen und Märchen, Volksliedern, wer die für das wildwachsende Leben der Sprache so bedeutsamen Dialekt-Wörterbücher und Sprichwörtersammlungen aus Gegenwart und Vorzeit noch zu übersehen? Wer die Fülle des sogenannten Aberglaubens — der nicht bloß, wie Goethe sagte, die Poesie des Lebens ist, sondern auch die Trümmer unseres alten Glaubens und Kultus bewahrt, — der volksüblichen Räthsel und Kinderspiele aus einem Gesichtspunkte zu überschauen? Viele landschaftliche Vereine theilen sich in die Arbeit, aber sie zerfasern sich schon durch die Allerleiheit ihrer Bestrebungen, indem sie Prähistorie, Gräberfunde, geschichtliche Kuriositäten, Geologie, Naturgeschichte und Antiquitäten aller Art mit einbeziehen.

Es ist daher von Wichtigkeit, wenn größere sprachlich zusammengehörige Länderkomplexe, besonders solche, die ihre Volksart noch am zähesten bewahrt haben, eine Sache, die bei dem heutigen Verkehrswesen,

der schriftdeutschen Schul-, Buch- und Zeitungsbildung, der unglückseligen Freizügigkeit, von Tag zu Tag schwieriger wird, noch eben zur rechten Zeit ihre Schätze zusammenraffen.

Das geschieht jetzt in umfassendster Weise durch einen sehr thätigen und methodisch verfahrenden Sammler, Richard Wossidlo für das Land Fritz Reuters, Mecklenburg. „Vor uns liegt der erste Band: „Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo." Erster Band: Räthsel. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1897. XXIV und 372 S. gr. 8° Preis?

Was Mecklenburg bisher auf diesem Gebiete geleistet hatte, war zum Theil von vornherein verfehlt und wissenschaftlich unbrauchbar, wie die vierbändige Sammlung Dr. A. Niederhoffers „Mecklenburgs Volkssagen" (Leipzig, Ambrosius Abel ohne Jahr) [c. 1865], zum Theil doch noch sehr unvollständig, wie diejenige des hochverdienten Germanisten Karl Bartsch, der nach seiner Uebersiedelung von Rostock nach Heidelberg die Sache aus den Augen verlor. Glücklicher war das ditmarsische Land daran, wo Karl Müllenhof als der berufenste Sammler und Deuter an den Quickborn Klaus Groths anschließen konnte. Es hat großer Energie des Herausgebers, der sich seit Jahren durch seine reichen sprachlichen Beiträge in dem Korrespondenz-Blatt des Hamburger Vereins für niederdeutsche Sprachforschung aufs Beste legitimirt hatte, bedurft, die ungemeine Zahl treuer Mitarbeiter zu gewinnen und methodisch anzuleiten, auch soviel als möglich persönlich zu kontroliren, dann aber noch, das überaus reiche gesammelte Material zur Veröffentlichung zu bringen, wozu die Beihilfe der Regierung erforderlich schien. Nun ist Mecklenburg, wie man weiß, nicht eben verrufen, seine Staatsgelder zu so idealischen, litterarischen Zwecken zu vergeuden und es hielt hart, die Stände des immer noch prähistorischen Landtages dafür zu gewinnen. Wossidlo gesteht, die Anregung dem Pastor Krüger in Kalkhorst zu verdanken, der den Verein für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde im Juli 1890 bestimmte, die mecklenburgischen Volksdichtungen und Volksreime sammeln zu lassen. Eine Kommission übertrug Wossidlo die Leitung, und da bald persönliches Wirken für das Werk unabweislich erschien, erwarb sich der Magistrat von Waren als Schulpatron das Verdienst, ihm durch Bewilligung eines halbjährigen Urlaubs die Gelegenheit dazu zu schaffen. Opferwilligstes Entgegenkommen zeigte besonders der Lehrerstand, aber auch andere Kreise, selbst Frauen. Ich glaube auch in dieser jetzt so außerordentlichen Theilnahme eine Wirkung des Werkes Fritz Reuters erblicken zu sollen, der den Mecklenburger nach langer Dumpfheit zuerst wider mit Volksgesinnung, mit lokalpatriotischem Hochgefühl erfüllte, wie das, in ganz anderer Weise freilich, Franz Defregger seinen Landesgenossen errang.

Ende November 1892 lehnte der Landtag den Antrag um eine Beisteuer von 3000 Mark ab, und erst, nachdem der Hofrath Bade-Schwerin den Herren die Bedeutung der Sache mundgerecht gemacht hatte, 1894 geschah die Bewilligung. Wir erinnern uns gern, mit welcher allgemeinen Freude dieser immerhin merkwürdige Entscheid in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands aufgenommen ward. Von der Anregung des gegenwärtigen Regenten, des Herzogs Johann Albrecht und seiner Gemahlin, der liebenswürdigen weimarischen Prinzessin Elisabeth, darf man mit Sicherheit weitere Schritte auf der einmal betretenen Bahn erhoffen. Auch der Stargardische Kreis, das kleine Großherzogthum Strelitz betheiligte sich gern mit 1000 Mark.

Außer einer erstaunlichen Fülle von Sagen und Aberglauben, die uns vielleicht der nächste Band vorlegen wird, waren dem Herausgeber an Räthseln 2141 Nummern zugekommen. Ist auch ein viel bedeutenderer Prozentsatz der nun vorgelegten vielmehr allgemein-deutsch, als Wossidlo angiebt, also nicht speziell mecklenburgisch oder auch nur niederdeutsch, ja ein Theil selbst als literarisch zu bezeichnen, so empfangen wir doch mit höchstem Danke das vaterländische Werk, das sicherlich dazu helfen wird, „bei allen denen, die das mecklenburgische Volk lieb haben — und ihrer sind füge ich hinzu, dank Fritz Reuter, viele Tausende auch außerhalb „der obotritischen Grenzpfähle — den Blick zu schärfen für den Werth und die Schönheit der alten Ueberlieferungen."

Mit allem Fuge hat der Herausgeber nicht das sogenannte Anstößige unterdrückt. Für solche wissenschaftlichen Sammlungen darf nur gelten, was Jacob Grimm in der Vorrede zum ersten Bande des deutschen Wörterbuchs (S. XXXII Anstößige Wörter), sowie was Julius Zacher als von dem verfolgten H. Frischbier angerufener Sachverständiger gelegentlich der preußischen Sprichwörter und volksthümlichen Redensarten zur Beschämung zelotischer Sittenwächter ausführte. Uebrigens, wo fängt das Anstößige an und wo hört es auf? Soll widerwärtige englische Prüderie auch wissenschaftliche deutsche Arbeit mit ihrer Zensur „shocking!" belegen dürfen? In Weimar erzählte man mir von einem vornehmen Unterrichtsinstitute, daß im naturgeschichtlichen Unterrichte vor den jungen Damen zwar allenfalls von dem Rücken eines Thieres, aber bei Leibe nicht von seinem Bauche gesprochen werden dürfe, es heiße dort die „untere Seite". Von da wäre es nicht weit zu dem „Wind- oder Wasser-Beinkleid."

Oder glaubt man durch einfaches Verschweigen oder Bemänteln die Thatsache aus der Welt zu schaffen, daß der gesund-natürliche Sinn des Volkes neben allem rührend Zartesten und Feinsten doch mit Vorliebe als poetische Allegorie die Funktionen des Geschlechtslebens und die hundert Namen seiner Organe verwendet für allerlei Dinge und Vorgänge des bäuerlichen Lebens? Es ist wahr, es zeigt sich hierbei oft eine verschmitz-

neckische Freude, in derbkomischer Weise zu witzeln, aber die unerwartet harmlose Lösung des gewagten Räthselspieles befreit sogleich die Seele im Gelächter von der etwa gehabten Pein, die für jene Kreise eben nicht sehr drückend gewesen sein wird, was unwiderleglich dadurch dargethan ist, daß oft genug die uns bedenklichsten Scherze dieser Art aus dem Munde von harmlosen alten Frauen, vielfach von Kindern aufgezeichnet wurden, die offenbar kein ausreichendes Verständniß des treu Aufgefangenen haben konnten. Ich habe nichts dawider, solche Dinge als roh zu bezeichnen, aber sie sind nicht gemein, wie die feine Zote französischer und leider deutscher Lustspiele, Possen und Operetten ist, an der sich das Publikum z. B. des Residenztheaters nach des Tages Last erlabt. Als Beispiel solcher Neckräthsel sei hier nur der Dreschflegel (Nr. 6 b) und der Stiefel Nr. 130 a und b) genannt. Nur S. 157 unter „Wat is Schad'?" in a muß ich wirkliche Unfläthᵉrei notiren, viel Behagen bei wenig Witz.

Mit mehr Fug hätte dagegen Wossidlo auf die offenbar literarischen Dinge fahnden und sie aus der Versammlung ausschließen sollen. So finde ich z. B. als Nr. 242a folgendes Räthsel vom Reiter:

Vorn erschein' ich stets lebendig, leblos in der Mitten,
Leib und Seele kommt beständig hinterher geschritten.

Geht man auch nicht so weit, gänzliche Ausscheidung alles Hochdeutschen zu fordern, da auch die Anwendung dieses, ursprünglich als mißenisch (meißnische Sprache) bezeichneten*) Buch- und Kanzeldeutsch charakteristisch sein kann, so mußte doch hier die gewählte an Rückert's Vierzeiler gemahnende Strophenform stutzig machen.

Ebenso gewiß gehört das zehnzeilige Räthsel Nr. 470a vom Buchstaben a, auch wenn es aus dem Munde eines alten Forstarbeiters stammt, nicht hierher, denn so regelrecht gebaute, paarig gereimte buchdeutsche Alexandriner sind wohl kaum jemals im Lande Opitzens, geschweige im niederdeutschen Sprachgebiet volksthümlich gewesen. Auch die folgenden Nummern, lauter ähnliche Buchstabenräthsel — sie wuchern mit ihrem immer gleichen ärmlichen Witz in all' unsern Jugendzeitschriften — hätte ich gern entbehrt. In der Rubrik „Volksthümliche Räthsel" S. 138 fgd. — volksthümlich sollen sie doch wohl alle sein? — begegnet uns als Nr. 477:

Mein Gesicht ist geschmückt mit fremdem Licht;
Schmückt mich nicht das fremde Licht, siehst du nicht
mein Angesicht.

Es kann nichts unvolksthümlicher sein. Uebrigens ist die Lösung Mond, nicht Mondschein.

---

*) Daher der durch Reuters Bräsig berühmt gewordene Ausdruck „Missingsch" für die Mischsprache des Bildung affektirenden, der nur auf sog. Volksetymológie beruht, indem man an das Mischmetall dabei dachte.

Es mag solches Federlesens genug sein, daß nicht etwa der Eindruck entstehe, als hätte man es nicht doch mit einer wirklich echt mecklenburgischen und volksgemäßen Sammlung zu thun. Daß gar manches auch allgemein deutsch ist, kommt nicht in Betracht, da ja an solchen Dingen oft die ganze Welt betheiligt ist, finden wir doch Scherzräthsel, wie das von der Läusejagd, die alte Ueberlieferung als schon zur Verzweiflung Vater Homers erfunden bezeichnete. (S. Nr. 449 u. fgd.) Wer Wossidlos Buch mit oberdeutschen ähnlichen Sammlungen vergleicht, z. B. mit den Arbeiten des Elsässers August Stöber und Anton Birlingers, der sieht, was auch bei der Geschichte unserer hochdeutschen Schriftsprache nicht auffallen kann, daß das mecklenburgische oder doch niederdeutsche Element hier in ganz anderem Maße das allgemein Deutsche überragt.

Was an sprachgeschichtlicher und mythologischer Ausbeute schon hier zu gewinnen ist, kann ich nur flüchtig andeuten; die zu erwartende Abtheilung: Sagen und Aberglauben wird sicherlich viel überraschend neues — nämlich uralt-überliefertes — zu Tage fördern. Wenn es Nr. 22 heißt: „Keem 'n Mann von Haken“ (man vergleiche die reichhaltigen Variationen des eben unverstanden gewordenen Wortes), so glaube ich darin den aus Agricola bekannten „Teufel von Ach“ (d. i. Aachen) zu erkennen, der einmal sogar als Männken von Aken erscheint. Daß aber hierin unser alter Gott Wuotan als wilder Jäger versteckt liegt, zeigt dies, daß er als Schimmelreiter bezeichnet ist. Schon Jacob Grimm hat auf das Vorkommen des Wode in Mecklenburg grade hingewiesen (s. Mythol., 2. Ausg., S. 141 fg.). Und hier, Nr. 40h begegnet er uns wieder als „de oll lütt Wool“ oder Nr. 62 einfach als „de Ole“, der Alte. Man vergleiche, daß man auch in der Mark, was meines Erinnerns K. Wilh. Schwartz entdeckte, die letzte Garbe, die man in anderen Gegenden auf dem Felde als Futter, d. i. also als Opfer für Wuotans Roß (den eddischen achtfüßigen Sleipnir) stehen ließ, selber „den Alten“ nennt. Den Alten, also gleichsam den Gott selbst, einbringen ist der Beginn des Erntedankfestes, das so lange nach Einführung des Christenthums noch der alten Götter gedenkt. Daß das Sprichwort: „der alte Gott lebt noch“ auch im Grunde nichts anderes besagt, als den trotz dem Christenthum im Volksglauben fortlebenden obersten Gott, habe ich doch wohl mit gutem Grund behauptet.

Eine andere Ueberlieferung (Nr. 61a und fgd.), deren Lösungswort als Schlaf gegeben wird, verräth mit ihren seltsamen Varianten die Erinnerung an den Donar und seinen Blitzhammer (s. bes. Mythol. S. 165 fgd.). Der ursprünglichere Name steht in Nr. 6. „Ick güng eens in de Kamer, [dor] begegen mi Hans Hamer.“ Dasselbe meint doch auch Hans Samer oder H. Zamer, ferner H. Jammer, Stoffer Stamer. Was hat aber Donar (Thor) mit der Schlafkammer zu thun? Nun, er war Hüter der Ehe und mit dem Hammersymbol ward diese eingesegnet.

Ueber die Heiligkeit des Hammers klärt noch die Warnung auf „dat heet Hamm," wohl soviel als das rühre nicht an, sprich davon nicht unehrerbietig (s. Dähnert im Plattd. Wörterbuch, Stralsund 1781). Bei der oben erwähnten Neigung des Volkes zum Allegorisiren geschlechtlicher Dinge ist nicht auffallend, daß Thors Hammer auch hier, wie wahrscheinlich bereits in heidnischer Zeit, zu einer solchen obscönen Allegorie geworden ist.

Das Vorhandensein der Elben und Zwerge, das in den Sagen viel mannigfacher erscheinen wird, bricht doch auch hier (Nr. 104) durch in dem Petermännken.

Schwieriger war es, aber ich hoffe auf Zustimmung kundiger Leser, in Nr. 126b, den auch Dähnert bekannten Starkodr [dort Stackdör und als „stark durch" seltsam genug gedeutete Bezeichnung eines riesenstarken Kerls] zu erkennen, der in so vielen mythischen Geschichten als wunderbarer Helfer im Kampfe bei Saxo Grammaticus erscheint [dort Starcotherus oder Starchatherus genannt.]

Wir wußten längst durch ein von dem kürzlich verstorbenen Professor Ernst Deecke in die hundert lübschen Volksreime (1858 nur für Freunde gedruckt) eingereihtes Gesprächgedicht von Kaiser Karl „De römische keiser bün ik genannt," daß der nordische Held, eine der vielen Hypostasen Odhins, wie es scheint — wenn ihn auch die Gautreksage als dessen Pflegesohn nennt, auch in Norddeutschland wohl bekannt war (für Neuvorpommern bewies es ja Dähnert). In dem Kaiser Karl-Gedicht tritt er als letzter zum Kampfe gerufener auf und als Alle auf ihn einstechen, ruft er:

„Hellige Wode [d. i. heiliger Wodan), nu lên mi din Peerd,
Lat mi henriden, ik bün't wol weerd"

und verschwindet, was denn von den Gegnern gedeutet wird „hat em de Düwel hält," ihn hat der Teufel geholt. Man mag zunächst den Kopf schütteln, aber man sage, ob die Namen „de Stackedüse, Stackedeuse, Stackedüsing", ja selbst „de vagel durick" etwas anderes enthalten können, als Dähnerts Stackdör.

Es ist das Schöne, die Aufzeichner solcher Volkstraditionen brauchen gar keine Ahnung zu haben von derlei dunkeln Beziehungen, je getreuer sie sie berichten unter Zurückhaltung voreiliger Deutungen, desto gewisser werden sie der Wissenschaft dienen.

Nicht alle Räthsellösungen, die geboten werden, sind richtig und mehrfach sind ihrer verschiedene aus verschiedener Herkunft notirt. Dieser Schade ist sehr gering und war wohl kaum zu vermeiden.

Manches Kopfzerbrechen wird aber und soll der Wissenschaft das weit verbreitete Räthsel machen, das die Reihe der auf Koppmanns Rath jetzt Halslösungsräthsel genannten (früher Verbrecherräthsel) eröffnet, das sog. Ilo — Räthsel, Nr. 962, S. 191 fgd. Hier ragt höchstes Alter in die Neuzeit hinein, aber die Entstellung in den zahllosen Abwandlungen des Textes ist auch heillos; alle beigebrachten Deutungen, die sich das Volk

selber, nicht etwa der Herausgeber, dazu erdachte, sind m. E. einfache Verlegenheitsratherei, denn undenkbar ist, daß ein Hund jemals und irgendwo „Epheu“ gerufen ward („Auf Ilo geh ich, auf Ilo steh ich“ u. s. w.), und das besagt doch Ilo, besser Iloff (d. i. Iwelaub, was wieder mit der Eibe sich berührt und auch tauscht), Eloff (vgl. den bekannten Namen der von Egloffstein), Ilopp, Eiloff, und sehr beachtenswerth scheint mir die Variante 17: „Im Grünen geh ich, im Grünen steh ich“ u. s. w. Ich denke, erst nachdem aus dem unverständlichen Iloff „Philax“ geworden war, ist das uralte Räthsel auf den Hund gekommen.

Doch genug; Es wird noch oft genug Veranlassung sein, auf Einzelnes näher einzugehen, sei es zustimmend und durch weitere Parallelen aufklärend, sei es berichtigend. Man wird dann stets mit Nutzen die reichen und dabei sehr konzisen Anmerkungen Wossidlos (S. 272—330) zum Ausgangspunkt nehmen. Ich halte daher jetzt mit den Berichtigungsversuchen zurück, die ich noch hätte. Freuen wir uns der so erheblichen tüchtigen Arbeit und vergessen wir auch des Dankes nicht, der den mecklenburgischen Ständen, der Ritterschaft und Landschaft gebührt.

Weimar, im April 1897. Franz Sandvoß (Xanthippus.)

Heine und kein Ende.

Durch den Ende der achtziger Jahre unternommenen Vorstoß der deutschredenden Rassegenossen Heinrich Heines, ihrem berühmten Liebling auf deutschem Boden, zunächst in Düsseldorf, dann wo es sei, ein öffentliches Denkmal aufzurichten, für dessen Herstellung etwas voreilig gesorgt ward, sowie durch den plötzlich massenhaften Vertrieb seiner Schriften*) und eine nach dem Muster der Goethe-Forschung ins Werk gestellte Heine-Philologie, mußte nothwendig auch die vaterländische Literatur-Wissenschaft und die Aesthetik, aber auch die Pädagogik sich aufgeregt fühlen, zu einer wo möglich abschließenden Bewerthung dieses merkwürdigen, Sentimentalität und Zynismus verbindenden Mannes zu gelangen.

Es ist allgemein bekannt, daß diese Revision — und die lebhafteste Apologetik der Bewunderer mußte wider Willen mit dazu dienen — entschieden zu Ungunsten des Menschen Heine nicht bloß, denn den gaben die Anhänger selber zum Theil schon Preis, sondern auch des Dichters geführt hat.

Vor Allem war die Dreistigkeit zurückzuweisen, mit der man unsern größten Dichter, Goethe zu verdrängen, und Heine als solchen, ja als den Weltdichter, das größte Genie des Jahrhunderts, auf sein Postament zu heben trachtete. In dieser Hybris, der ja Heine, wenn er Goethen

*) Heine starb im Februar 1857 und nach dreißig Jahren war das Eigenthum seiner Verleger in Hamburg jedem beliebigen Nachdrucker, leider! preisgegeben.

als „Kollegen“ ansprach, wenn auch nur in halbem Ernst, vorgebaut hatte, ist der Hauptgrund zu erblicken dafür, daß die deutsche Abwehr sich nicht immer in den Grenzen anständiger literar-kritischer Erörterung hielt, sondern je zuweilen auch Gehässigkeiten des sogenannten Antisemitismus nicht ausschloß. Wir Deutsche waren eben provozirt.

Die außerdeutsche Wissenschaft, voran die französische, die durch Einführung des Deutschen in den höheren Schulunterricht für dessen Lehrer den Anstoß zu sehr eindringendem Studium unserer älteren und neueren Literatur erhalten hat, wäre beinahe im Vortheil gegen uns, da sie der heftige Parteikampf pro et contra, da sie auch die uns nur zu merkbaren Verwüstungen des Heinischen Geistes nicht so unmittelbar angehen; ich meine, ein kenntnißreicher Franzose wäre in der That im Stande, Heine rein literarisch-ästhetisch und wie man es nennt objektiv zu würdigen. Freilich, er müßte sich nicht in die Abhängigkeit der immer interessirten deutschen, richtiger jüdischen Heine-Literatur begeben, die in Nachahmung der ins Alexandrinische treibenden Goethe-Philologie jetzt auch jeden Schnitzel Heines, jede biographische Bagatelle, mit einer Wichtigthuerei behandelt, als gölte es den heiligsten Urkunden der Menschheit. Ist diese Verirrung schon bei dem Studium Goethes unfruchtbar und abstoßend, da sie auf der fixen Idee beruht, daß erst durch Eruirung der wirklichen oder auch bloß möglichen persönlichen Antriebe der Schlüssel des Verständnisses der Werke gefunden werde, so wird sie zur Posse angesichts der Werke Heines. Aber es ist eine Parodie, in der Methode liegt, die Meinung, durch vorgebliche Wissenschaftlichkeit den ästhetischen Werth und sittlichen Gehalt des Objektes aufzubauschen. Es ist zuzugeben, daß der Nichtdeutsche hiervon sehr viel leichter befangen gemacht wird, als wir.

Leider zeigt sich eine sonst außerordentlich kenntnißreiche, eindringende, sehr schön geschriebene, nur zu verbose Arbeit des Lektors (Maître de conférences) an der Universität Bordeaux, Jules Legras, Henri Heine Poète,*) nicht in dem wünschenswerthen Maße von der gedachten deutschen Vorarbeit unabhängig.

Jules Legras, ein Schüler Ernest Lichtenbergers, ist, um das gleich zu sagen, ein ernst zu nehmender Forscher, scharf und klar blickend, auch die vielen Schwächen seines Helden wohl erkennend, wenn auch gleich wieder allzuhuman entschuldigend, nach dem halbwahren Worte, wonach Alles begreifen auch Alles verzeihen bedeuten soll, aber es fehlt ihm doch an einer genügenden selbständigen Lektüre und tieferer Erfassung der deutschen Volksart. Ein Mann, der für Goethes Kunst bei gelegentlicher Betonung ihrer Großheit doch nur das dumme Wort „égoiste“ hat, verwirkt in unsern Augen das Recht, berichtigend auf unsere Auffassung

*) Paris, Calman Lévy, Éditeur. 1897 XXIV u. 438 S. Preis 3 Franken und 50 Centimes, bei so schöner Ausstattung eine beneidenswerthe, dem deutschen Buchhandel noch unerreichbare Wohlfeilheit.

seines Helden, dessen Rassegenosse er nicht ist, zu wirken, so gern wir gerade dem Ausländer eine größere Objektivität in diesem Punkte zuzugestehen bereit wären.

So vermöchte z. B. ich selber in Betreff seines ganzen ersten Buches (S. 1—168, wozu die XXIV S. der Einführung zu rechnen sind), das dem „Buche der Lieder" gewidmet ist und vielfach auf die unreifen Verhimmelungen Wilhelm Bölsches*) zurückgreift, bei dem allerbesten Willen kaum viel Anderes vorzubringen, als was ich 1888 in der Schrift „Was dünket Euch um Heine? (Lpz. bei W. Grunow), an der Hand eben des Bölsche'schen Buches zum Theil, angedeutet hatte. Einräumen mag ich aber gern bei dieser Gelegenheit, daß, nachdem nun der damalige Kampfesmuth etwas verraucht ist, ich mit Legras geneigter geworden bin, in manchen Dingen die „mildernden Umstände" gelten zu lassen, die ästhetisch und sogar sittlich für den armen spirituel Allemand in Betracht kommen mögen. Hiermit sei denn auch Herrn Legras für die Liebenswürdigkeit auf S. 380 Quittung ertheilt, die wohl eigentlich an die Adresse Hr. s von Treitschke und Victor Hehn's gerichtet ist, die Beide nicht mehr antworten können:

„L'opinion publique (en Allemagne) lui est hostile (was doch leider noch wenig zutreffend ist, besonders seit die sozialdemokratische „Wissenschaft" für die Popularisirung Heines im Sinne ihrer mammonistischen Hintermänner bemüht ist), certains critiques lui dénient la sincérité du talent, et lorsqu'on a voulu honorer publiquement ce grand poète allemand, la haine stupide des ignorants, des cuistres et cerveaux brûlés a refusé à ses amis un coin de terre allemande pour lui dresser une statue."

Nur damit man uns draußen nicht für gar zu scheußliche Barbaren halte — Heine selbst nannte ja sogar die Juden so — sei bemerkt, daß den „Freunden" Heines kein Mensch bei uns den unschuldigen Spaß verwehrt, ihm Denkmäler zu setzen. Wie sollte man auch z. B. die Charlottenburger Odd fellows hindern, in ihrem Logengarten es zu thun? Nein, es handelt sich um ein öffentliches Denkmal, das Ausdruck der Dankbarkeit und Verehrung des deutschen Volkes doch wenigstens scheinen sollte. Daran ist nun einmal nicht mehr zu denken trotz aller Vorsicht, die man anwenden wollte.**) Es ist ganz sicher, daß sogar keine jüdische Religionsgemeinde in ganz Deutschland würde zu finden sein, die gestatten würde,

---

*) Apropos Bölsche! so bin ich fern davon, dem sich in der Folge so gewissenhaft entwickelnden Kritiker die Verirrungen der unvollendet gelassenen Jugendarbeit jetzt noch hoch aufzumutzen. Bei Legras heißt es S. 26 „le délicieux volume de W. B."

**) Am 16. 1. 89 zeigte der Justiz-Rath Bloem Herrn Joh. Proelß (Vf. einer berauschten Biographie H.'s) an, das Zustandekommen des Denkmals sei sicher gestellt, aber es sei in aller Stille zu betreiben, damit die Ausführung nicht wieder durch geheime Umtriebe in Frage gestellt werden könne.

daß man auf ihrem Kirchhofe oder auf dem Vorhofe ihres Tempels oder ihrer Schule ein Bildwerk Heines aufrichtete. Und das mit Recht. Bedürfte es doch für sie sogar zur Begründung solcher Weigerung noch keineswegs angeblich antisemitischer Vorurtheile, es genügte dazu durchaus das Sündenregister, das der Bewunderer des „größten" deutschen Lyrikers, der im Grunde fein empfindende, ästhetisch so wohl geschulte Franzose, nicht umhin gekonnt hat aufzustellen.

Er gestatte also, daß wir deutschen Schulfüchse und Ignoranten einstweilen für uns denselben Appell gebrauchen, den Heine in einem wenig würdevollen Briefe an Thiers (s. S. 423) zu seiner Entlastung abwandte: „Et pour tout dire, anche noi siamo tedeschi". Wir sind schließlich doch Deutsche. Sollen wir dem Manne ein öffentliches Denkmal setzen lassen, der unter vielen andern schnöden und empörenden Urtheilen über unser Vaterland gesagt hat: „Mögen nie mehr schmutzige Teutonenstiefel die heiligen Boulevards von Paris entweihen?"*) Wenn die Kaiserin von Oesterreich den Geschmack hatte, in ihrer Villa auf Corfu eine Büste Heines aufstellen zu lassen und, wie man las, den venetianischen Maler Grosso beauftragte, einen Bilderzyklus zu malen, dessen einzelne Gemälde „Höhepunkte der Gedichte" H. Heines illustriren sollen, so geht uns das garnichts an, ebenso wenig, wie wir die Stadtväter von Paris hindern würden, nach dem von Herrn Legras ausgesprochenen Wunsche, an dem Sterbehause des Dichters eine Tafel anzubringen. Mögen sie doch, hat man ja Heine le génie le plus français de tous les Allemands genannt. Legras freilich weiß es besser, der ihn höchstens als écrivain francisé würde gelten lassen, da er ihm alle intimere Kenntniß auch des französischen Volkswesens — ich glaube mit gutem Fuge — abspricht.

Was nämlich an Heine für französisch ausgegeben zu werden pflege, der Esprit, das sei doch im Grunde nur sein jüdisches Erbe, also der Witz, ich ergänze, der charakterlose Witz, den die Pariser und ihre Presse auch nur aus mündlicher und offenbar Vieles ihm an- und nachdichtender Tradition kannten, da man in Frankreich seine Bücher bekanntlich gar nicht läse. Man kolportire bloß diese Pikanterien, ohne ihre Authentizität prüfen zu können.

Wir wollen, da von dem Franzosen ausreichende Kenntniß unserer vorheinischen Literatur auch nicht wohl zu verlangen ist, auf einzelne kuriose Urtheile nicht besonderen Werth legen, zumal er sich oft genug auf deutsche Vorgänger in der Querköpfigkeit berufen könnte.

Erquicklicher ist es, die oft sehr scharfsinnigen Bemerkungen zu lesen, die Legras der „Kunst" Heines widmet. So z. B. ist ganz gescheidt, was über die Verwendung des Volksliedes für die Heinische Ballade

*) Felix Dahn, der 1894 an dieses Diktum erinnerte, hatte den Muth, hinzuzufügen: „Einem solchen Abtrünnigen darf in Deutschland ein Denkmal nicht errichtet werden.

Es ist außerordentlich hübsch, wie das Leben des Fremden chez nous uns hier geschildert ist. Man überschätzt ihn, findet leicht Alles, was er sagt und thut, sehr merkwürdig, und ist er gar spirituell, so verhätschelt man ihn — mit schönen Redensarten. Jeder Fremde ist un peu „Persan“. Aber er sieht doch nur die Oberfläche, wozu bei Heine doch wohl kam, daß er sich gleich zu ausschließlich an die jüdische Kolonie hielt. Heine lernte nie die „société moyenne“, nie die Intimität der französischen Familie kennen. Kaum Einem unter hunderten ist das beschieden.

So beschränkte sich seine Gesellschaft in den 30er Jahren auf Revolutionäre (Saint Simonistischer Klubs), malpropre Demokraten à tous crins ohne einen Sou in der Tasche, haßerfüllte Juden wie Börne oder der unbedeutende Al. Weil. Die anständigen Fremden, die sich zeitweilig in Paris einfanden, die Humboldt, Liszt, Fürst Pückler, ließen ihn bald links liegen. Es ist, wie ich schon sagte, Mitleid erregend, und muß bei Legras dazu herhalten, die abschüssige Bahn begreiflich zu machen, die Heine nun nahm. So wird auch die vulgaire liaison mit der erst nach fünf Jahren geehelichten Mathilde Mirat der affreuse solitude morale auf die Rechnung gestellt. Diese Bekanntschaft, die Legras nur als gänzlich ungebildet und einfältig, ohne alle tiefere Herzensgüte, dabei putz- und vergnügungssüchtig gelten läßt, verschloß dem Dichter bald jede gewählte Gesellschaft. Dazu gehörte etwa der Salon der exzentrischen italienischen Prinzipessa Belgiojoso, der Heine eine Weile die Cour machte, wohl nur, weil er durch sie und den Einfluß ihres Intimus, des schönen Mignet auf Thiers hoffen konnte, eine Subvention aus den geheimen Fonds zu erlangen, was denn auch glückte. Bekanntlich bezog Heine jährlich 4800 Franken, die nach Thiers Rücktritt Guizot (seit dem 2. März 1840) weiter zahlte. Bei aller Bemäntelung dieses Umstandes, als sei er damit durchaus keine Verpflichtung eingegangen, in der Freiheit seines Urtheils im Geringsten beschränkt gewesen, steht doch fest, und die Briefe an Thiers und Guizot im Anhang zeigen es deutlich, daß sein Gewissen ihm wohl sagte, daß er den stillschweigend daran geknüpften Erwartungen nicht so entsprochen habe, daß er nicht um die Fortsetzung der Zahlung hätte besorgt sein müssen. Das ist immer doch keine Lage, in die sich ein auf seine politische Gesinnung pochender Journalist begiebt, ein Mann, dem Legras nachrühmt, das: „Ich beug' mich nicht“ u. s. w. (s. S. 22) sei das Motto seines ganzen Lebens gewesen.

Legras ist auch fern davon, Heine als ernst zu nehmenden Politiker gelten zu lassen. Er ist hier nur der Skeptiker. Wohl hatte er das vage Ideal der liberté naturelle, das Ideal der Revolution; alle Privilegien, Rang und Geburt sind ihm verhaßt. Dafür aber vertrete er die Aristokratie des Geistes. Man kann das gelten lassen, wissen wir doch bereits, daß der Verfasser diese Tendenzen als Erbe der Rasse schon bezeichnete. Ich will bei dieser Gelegenheit noch an eine Aeußerung erinnern, worin er sich

als umgekehrten politischen Don Quixote bezeichnet: „Dieser wollte die untergehende Ritterzeit wiederherstellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, jetzt vollends vernichten."

An die doppelte Aufgabe, die sich Heine, der „größte" Journalist Deutschlands gestellt habe, einmal, ein enges Band der deutschen Juden mit Frankreich, dem aufgeklärten Lande, zu knüpfen, dann aber auch den Franzosen das „Volk der Dichter und Denker" nahe zu bringen, glauben wir nur zur Hälfte und theilen in Betreff der oberflächlichen oder unwissenden Scherze über die deutsche Philosophie und Poesie, wie er sie zum Besten gab, das Urtheil Max Koch's (s. D. Litt. Bl. 1889 Nr. 18).

„Während Neckers Tochter (Frau von Staël) mit ethischem Ernste das deutsche Geistes- und Sittenleben ihren Landsleuten als Muster vor Augen führt und ernste, unbequeme Mahnungen an sie richtet, sucht der Bewunderer Napoleons sich die Gunst der Pariser zu gewinnen, indem er ihnen billige Witze über Deutschland zum Besten giebt. Heines Buch über Deutschland ist recht dazu angethan, die segensreiche Wirkung von Frau von Staëls Arbeit wieder zu zerstören." Nun, der unheilvolle Wahn über unser Vaterland, den er im Auslande verbreitete, (auch der Italiener Carducci, Zendrini und die ganze Schaar der unreifen „Heineggianti" des jungen Italiens theilen ihn ja) hat sich schwer an den Franzosen gerächt. Es ist eine nichtswürdige Lüge, die Legras kritiklos-gläubig nachspricht, die Poeten der sogenannt deutschthümelnden Richtung, der Dichter des „Sie sollen ihn nicht haben", Nic. Becker, wohl gar Uhland und Schwab und der harmlose Pfitzer, ferner K. Simrock und Hoffmann von Fallersleben hätten jemals den Frieden Frankreichs bedroht und in Deutschland zum Kriege gehetzt. War doch Beckers berühmtes Lied, das 1840 (im Rheinischen Jahrbuch für 1841) erschien, selber nur Abwehr der französischen Gelüste und als Antwort an Alphonse Lamartine gerichtet, dessen „Metrische Gedanken" Schwab übersetzt hatte. (1826.) Wie gesagt, die letzte Hälfte des Legras'schen Satzes ist wahr:

„Son rêve eût éte d'infuser à la France un peu du sérieux allemand et à l'Allemagne beaucoup de l'esprit révolutionnaire français. S. 194.)

Hierin liegt der Schlüssel zum Verständniß der furchtbaren Energie der jüdischen Presse und der Heine-Philologie, den Götzen bei uns populär zu machen. Auf den Fortschritt kommt es an, à l'exemple de la plupart de ses coréligionnaires. Aber es ist der feige Fortschritt, der mit Hilfe seines Geldes und seines bis in sehr hohe Kreise reichenden Einflusses immer Andere vorzuschicken versteht und selber, wo es zweckmäßig erscheint, die Miene der Loyalität annimmt, ja den elendesten Byzantinismus treibt.

Unser Franzose hat gewiß richtig bemerkt, daß Heines Saint Simonismus auch nur halb verstanden blieb. Er predigte die Völkerverbrüderung,



vor der Menge ist er geborener Revolutionär und égalitaire. Der Eindruck der Ausbrüche seines Hasses ist Indignation, Ekel und Mitleid. (S. 231). Künstlerische Komposition fehlt hier ganz, es ist ein pêle-mêle. Nur der Witz, das bon mot gilt ihm noch, aber der Esprit ohne Geschmack und die Zucht des Willens ist der schlimmste Berather. Recht gut wird übrigens auch diese vielbewunderte Witzfabrikation als bloß spielende billige Gedankenassoziation an einem Beispiel aufgezeigt. Das Alles sieht Legras, aber dennoch, die Witze sind köstlich. Er weiß, daß es meist sehr skrupellose Wortwitze sind und weist den Vergleich, den der dänische Literator Georg Brandes — er ist eben zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden — zwischen Heine und Aristophanes zieht, rund ab; die „grossièreté du Witz“ widert ihn an, aber item, er ist unsterblich und seine Popularität sei doch eben auch ein Urtheil. Aber leider kein ästhetisches, auf das ein sich achtender literarischer Kritiker Werth legt, meine ich.

Wir dürfen nach diesen Eingeständnissen den Leser mit den Analysen des „Atta Troll“ und „Deutschland“ verschonen, in denen doch, widerspruchsvoll genug, wieder die helle Begeisterung hervorbricht. Es wird uns nicht einfallen, die zwei oder drei grandiosen Landschaftsreflexe, die aus Heines persönlicher Anschauung der Pyrenäen in „Atta Troll“ hineingerathen sind, und die das Studium der großen Naturpsalmen bekunden, zu bemängeln, wir beklagen nur, daß sie in dieser Umgebung bissigster Malicen stehen.

Mit vielem Vorbehalt zwar auch, aber doch im Ganzen zustimmender, wird der deutsche Leser den Schlußabschnitt „L'agonie de H. H.“ begleiten. Es ist richtig, daß der Zusammenbruch der politischen Ideale, den er 1848 erlebte, dann aber besonders die grausame Krankheit und ganz am Ende seines Leben eine echte Neigung zu einer edlen Frau (Mde. de Krinitz, die von H. als die Mouche — sie führte eine Fliege in ihrem Siegelring — gefeiert ward, in seinem letzten vielleicht, unzweifelhaft empfundensten Gedichte, nannte sich literarisch Camille Selden und starb in Rouen kurz vor Abschluß des Buches Legras', der in ihr (S. 374) eine grand' mère très simple, très indulgente verehrte) — ich sage, daß alle diese Umstände dazu wirkten, in Heine den Dichter zu erwecken, den Dichter des „Romanzero“ (1851) und der letzten Poesien, die noch einmal seinen Ruhm verkündigten. Es wird trotz aller Gegensätzlichkeit keinen deutschen Literator geben, der nicht große Schönheit einzelner Stücke dieser Sammlung bereitwillig zugäbe, wobei selbst sehr gewagte Erotika, eben wegen ihrer unleugbaren dichterischen Schönheit und rücksichtslosen Offenheit, in den Kauf genommen werden, aber als Ganzes genommen wird sie immer als abschreckendes Beispiel, etwa wie das Modell des kranken Pferdes in den Thierarzneischulen, wirken. Wie gräulich ist hier die Verlotterung der Form, wie abstoßend das eitle Kokettiren mit dem körperlichen Leiden,

wie gemein und geschmacklos die Ausbrüche des Hasses, die Sottisen über das Christenthum, ja selbst die auch hier noch niedrig witzelnde Bekehrungslegende zu seinem Johovah im Angesichte des Todes. Nein, auch Jehovah war nicht sein Gott, so wenig wie die „verbannten" Griechengötter, mit denen er sich interessant zu machen wußte, seine Muse war — Legras bemerkt es selbst — nicht einmal die „Teufelinne" Frau Venus, vielmehr die wilde blutige Jüdin Herodias.*)

Vortrefflich finde ich die Bemerkung, in diesen Gedichten zeige sich oft die Wirkung des Morphins. Aber daß der Witz Heines der Gegenschlag wider die allzustarke Empfindung des als Neuropathiker eben schwachen, des an Hyperästhesie leidenden Dichters sei, dieser so wohl kalkulirte Witz, dessen geschickte Anbringung gar oft der eigentliche und alleinige Antrieb zur Darstellung kontrastirenden Szenen oder Gefühle ist, das wird er uns nicht glauben machen. Wenigstens handelte es sich höchstens um ein humanes Argument, das aber als solches außerhalb der Kritik zu bleiben hatte. Human ist in der That das ganze Buch viel mehr, als den Freunden Heine's lieb sein wird.**)

Oft ist Heine mit Alfr. de Musset zusammen gestellt worden. Er habe, meint Legras, mit diesem jedoch nichts gemein, als die vie assez dissipée.***)

Ueber die letzten Poesien und die posthumen Fragmente, die zum Theil wohl sehr viel früherer Zeit angehören, wird schnell hinweggegangen, da sie der Geschichte gehörten, nicht der Kritik. Eine längere begeisterte Ausführung ist nur dem merkwürdigen Gedichte „Für die Mouche" gewidmet. Wenn wir uns dem Urtheil (S. 375) anschließen:

„On pourrait dire peut-être, que la Mouche est la seule femme que H. H. ait jamais aimée simplement, et la seule de ses amoureuses qui l'ait compris."

so dürfen wir aber doch fragen, ob damit nicht das Gemachte der Liebeslieder des jungen Heine, all jener erotischen großen Leiden, eingestanden ist? War nicht also zu allen Zeiten die Liebe für ihn ein bloßes schätzbares Requisit, berechnet und nöthig für die lieben Deutschen, die er als l'ânerie tudesque verhöhnte?

Endlich, um noch das zu erwähnen, haben wir den Vorwurf thörichter Undankbarkeit gegen den Dichter nicht verdient, der, wie kein anderer, die tiefe deutsche Gemüthswelt, die Gewalt des deutschen Lyrismus der ganzen gebildeten Welt zugänglich gemacht habe.

Gewiß, wir bewundern die Bemühungen der Fremden, Franzosen und Engländer, ich speziell des Italieners Zendrini, den Legras nicht kennt

*) S. S. 277. La Muse de H. H. est bien cette belle Juive hautaine.

**) S. 391. Le poète ne m'est pas apparu plus parfait qu'à d'autres lecteurs, mais je l'ai trouvé plus humain.

***) Was weiß denn aber Herr Legras von Goethes vie dissipée, die er in Weimar unter den Augen des Herzogs und des Hofes geführt hätte?

(Paul Heyse hat ihm viel helfen müssen zum rechten Verständniß), doch können wir eben nicht zugeben, daß es unverfälschter deutscher Lyrismus sei, um den es sich da handelt. Wollen wir uns auch nicht auf Heines Wort beziehen:

„Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter."

so müssen wir doch den Wunsch aussprechen, daß das Ausland sich, auch zu eigener geistiger Erhebung, den unaussprechlichen Kulturgehalt unseres Goethe nur zunächst so zum zehnten Theile anzueignen bemüht wäre, wie es sich dieses Irrlichtes versichert hat.

* * *

Zugabe.

Es wäre undankbar, an dem Anhang des Buches, den „Documents inédits", achtlos vorbeizugehen. Hat Legras auch bereits einen großen Theil dieser französischen Briefe zum Besten der Heine-Biographen und -Forscher in deutscher Uebertragung in der „Deutschen Rundschau", im Juni und Juli 1894, veröffentlicht, so hatte die vorsichtige Redaktion doch einige recht interessante Sätze unterdrückt. Ueber das Ganze dieser Briefe und Konzepte, die aus dem Besitze Calman Lévys, Evariste Michels und Paul Leroy-Beaulieu's stammen, will ich hier nicht reden, man mag ja die „D. Rdsch." nachschlagen. Aber da wir noch weniger als Herr Legras die Skrupel jener Redaktion theilen, so setzen wir den Originaltext Heines hierher. Die Lücke befindet sich in dem aus dem Sommer 1855 stammenden Brouillon eines Briefes an Thiers.

Nach den Worten: „D'autres ânes de mon pays répondirent chez nous de tous les côtés et l'on aurait presque pu dire que toute l'Allemagne n'était qu'un seul âne s'évertuant à braire contre M. Thiers." folgt also — das Eingeklammerte mit Bleifeder durchstrichen:

[Mais je dois avouer cette vérité que vos [Vous?] Français, les enfants terribles de la Révolution, avaient peut-être un peu provoqué la colère du grand animal da là-bas en lui fourrant une poignée de poivre dans un endroit où les ânes allemands sont aussi sensibles que ceux de France. Et pour tout dire, anche io sono tedesco et je boudais un peu contre l'homme, qui menaçait ma patrie d'une guerre désastreuse. Ne m'en voulez donc pas dans aucun cas pour les quelques expressions irrévérencieuses qui m'échappèrent alors. Vous n'avez pas une idée combien je vous aime.]

Je vous prie, monsieur, de vouloir bien regarder la date de mes lettres en lisant mon livre de Lutèce, et vous rappeler sous quelles auspices je les ai écrites. Il ne vous échappera pas qu'à une pareille époque je ne pouvais pas donner à mon style des tours courtisanesque en parlant de vous au milieu du quartier général de l'ânerie germanique. J'ai fait mon possible.

Votre sagacité vous expliquera le reste. Comme je vous aime bien sincèrement, je serai peiné si, par inadvertance ou gaucherie, j'avais dit quelque chose qui pourrait vous déplaire. Dans l'état où je me trouve, je dois vivre de mes souvenirs, et le vôtre est bien cher à mon coeur.

Veuillez agréer, avec votre bonté habituelle, l'assurance de ma grande admiration et de mon respectueux dévouement. H. H.

Sicherlich hatte H. nicht die Absicht, den durchstrichenen Absatz in dieser doch sehr charakteristischen Form mundiren zu lassen, es war doch wohl allzu vertraulich geplaudert zu dem großen Staatsmann, er hat's vielleicht nicht gern. Für uns genügt aber die zweite Form mit dem „Generalquartier der germanischen Eselei", der „Augsb. Allg. Ztg."

Weimar. Franz Sandvoß (Xanthippus).

Berichtigung.

Von Herrn Prof. Böhme in Stolp freundlichst auf den Vulgata-Text im Psalm 127 V. 3 (= Luther 128) aufmerksam gemacht, bitte ich im Bd. 87, S. 359 für „Uxor tu" das Richtige: „tua" herzustellen. Es handelt sich also gar nicht einmal um eine direkte Anrede des „frauenhaften Gemüthes" der „Landgräfin", wie Lechleitners Bemerkung uns wollte glauben machen, sondern um den Segen „frommer Eheleute", wie Luther den Psalm auffaßt, und vielmehr „der Landgraf" ist angesprochen.

Xanthippus.

Politische Korrespondenz.

Vereins- und Versammlungsrecht in Preußen. Griechenland. Der evangelisch-soziale Kongreß.

In feierlichster Form mit dem Ton und offenbar auch mit der Ueberzeugung eines ehrlichen Mannes hat der Reichskanzler Fürst Hohenlohe in der Volksvertretung versichert, daß er den Werth und die Unentbehrlichkeit des freien Vereins- und Versammlungsrechtes für das öffentliche Leben der Nation anerkenne und zu schätzen wisse. Gleichzeitig hat er den Entwurf eines Gesetzes einbringen lassen, der die Freiheit des Vereins- und Versammlungsrechtes in Preußen vollständig aufhebt. Die Polizei soll in Zukunft befugt sein, jede Versammlung und jeden Verein, der nach ihrer Ansicht „den öffentlichen Frieden gefährdet", aufzulösen. Wer kann etwas dagegen haben, wird sich der Reichskanzler gesagt haben, daß Vereine und Versammlungen, die „den öffentlichen Frieden gefährden", in einem geordneten Staate nicht geduldet werden sollen? Ich kann mir Verhältnisse denken, die diese Anschauung ganz zutreffend erscheinen lassen würden. Es sind soeben im Abgeordnetenhause des Breiteren gewisse Vorkommnisse im Kreise Stolp verhandelt worden, wo ein Landrath von Puttkamer sich in der Anwendung des bestehenden Versammlungsrechts Gesetzwidrigkeiten und Willkürlichkeiten hat zu Schulden kommen lassen. Obgleich überdies ein älterer, angesehener Parlamentarier, Herr Rickert, durch dies Verfahren des Landraths persönlich betroffen worden war, so hat der Herr Minister des Innern die Sache doch — wie man hinzufügen muß, den Traditionen seines Ministeriums gemäß — durchaus en bagatelle behandelt. Wenn Herr v. d. Recke statt dessen sofort nach Konstatirung der Thatsachen den Herrn Landrath von Puttkamer zur Disposition gestellt, oder wenn der Ministerpräsident Fürst Hohenlohe, als das nicht geschah, sofort bei Sr. Majestät beantragt hätte, einen Minister des Innern, der den Respekt vor Recht und Gesetz in Preußen so schlecht zu schützen wisse, zu entlassen und diesem Antrag unter ausdrücklicher Hinzufügung der Begründung sofort entsprochen

worden wäre — dann, ja dann könnten wir uns auch in Preußen ein Gesetz gefallen lassen, das den Polizeibehörden die Befugniß giebt, Vereine und Versammlungen, „die den öffentlichen Frieden gefährden,“ zu schließen. Dann wäre der Vergleich zutreffend, den der Herr Reichskanzler anstellte, daß in anderen deutschen Staaten ähnliche Bestimmungen existiren, ohne die Vereins- und Versammlungsfreiheit zu gefährden. Dann wäre es vollkommen gerechtfertigt gewesen, daß Herr v. Böttticher die Vorlage vertheidigte mit dem Ausrufe: „Sehe ich aus wie ein Reaktionär, oder sieht der Herr Reichskanzler aus wie ein Reaktionär?“ „Sieht Herr v. d. Recke aus wie ein Reaktionär?“ hat Herr v. Böttticher schon nicht gefragt, und irgend eine Garantie, daß gar Herr v. Köller etwa einmal wiederkommt, können weder Herr v. Böttticher noch Fürst Hohenlohe auf sich nehmen. Politische Sünden tragen ihre Strafe immer in sich selbst. Das preußische Beamtenthum ist zu einer sehr löblichen Schneidigkeit, aber zu einem ungenügend entwickelten Rechtssinn erzogen und die Folge ist, daß nun die diskretionären Befugnisse, die anderswo thatsächlich ohne Beschwerde geübt werden, dem preußischen Beamtenthum nicht anvertraut werden können. Wir wollen die Schneidigkeit darum nicht herabsetzen; es bleibt immer eine sehr nützliche Eigenschaft. Aber in einem modernen Staat kann und muß es erreicht werden, daß die Schneidigkeit sich mit dem Rechtssinn paart und an ihm eine unübersteigliche Schranke findet. Daß wir in Preußen noch nicht so weit sind, schafft den Widerspruch der Situation und läßt einen ehrenwerthen Mann wie den Fürsten Hohenlohe Versicherungen abgeben, die bei Niemand im ganzen Lande Glauben finden.

Daß diese Gesetzesvorlage die bürgerliche Freiheit thatsächlich gefährdet, das geben auch die „Hamburger Nachrichten“ zu; daß sie gleichzeitig für die Unterdrückung der revolutionären Tendenzen so gut wie nichts leisten würde, darüber herrscht glaube ich, allgemeine Uebereinstimmung. Sehr gut hat die „Kreuzzeitung“ dargelegt, daß die Auflösungsbefugniß eine zweischneidige Waffe sei. Das Auseinandertreiben von Leuten, die man sich erst hat versammeln lassen, erregt oft viel mehr Unzufriedenheit und Erbitterung gegen den Staat als alle Reden, die in der Versammlung noch hätten gehalten werden können. Das ist nicht etwa eine theoretische Konstruktion der „Kreuzzeitung“, sondern beruht auf Erfahrung. Der Minister Herrfurth hat einmal im Reichstage ausgeführt, daß die Sozialdemokraten unter dem Sozialistengesetz planmäßig auf die Auflösung ihrer Versammlungen hinarbeiteten in der Hoffnung, daß ihnen solche Eingriffe der Polizei mehr Anhänger zuführten als ihre eigenen agitatorischen Reden. Wenn man also einmal das Vereins- und Versammlungsrecht unter die Obhut der Polizei stellen will, ist es das einzig richtige System, jede Versammlung und jeden Verein von einer vorausgehenden polizeilichen Erlaubniß abhängig zu machen. Was soll man aber von einer Regierung halten, die zur Bekämpfung des Umsturzes

Vorschläge macht, die nach ihren amtlich deklarirten eigenen Erfahrungen den Umsturz nicht hemmen, sondern befördern?

Unter den heutigen preußischen Ministern ist eine Anzahl von aufgeklärten und bedeutenden Männern; unmöglich können die Herren sich über die vollendete Nichtigkeit dieser Gesetzesvorlage täuschen. Wie haben sie sich bereit finden lassen können, sie gut zu heißen? Mit einem einfachen Hinweis auf einen höheren Willen ist die Frage nicht genügend beantwortet. Es ist freilich sehr beliebt, alles was Einem nicht recht ist, heute auf diese Weise zu erklären. Die Erklärung ist aber gar zu billig und wird den sachlichen Schwierigkeiten der heutigen politischen Lage nicht gerecht. Fragen wir einmal, was denn geschehen wäre, wenn die Regierung einen Gesetzentwurf eingebracht hätte, der ohne alle Hörner nnd Zähne einfach das Versprechen des Reichskanzlers erfüllt und das Verbindungsverbot der Vereine aufgehoben hätte.

Unter den Parteien, auf die sich die Regierung heute hauptsächlich stützt und die im Abgeordnetenhause wie im Herrenhause die große Majorität haben, ist einmal die Anschauung verbreitet, daß gewissen revolutionären Bestrebungen durch Gesetz engere Schranken gezogen werden müßten. Fürst Bismarck, der ja mit besonderer Energie diesen Gedanken verficht, hat von je auch immer den Grundsatz festgehalten, daß das nur auf dem Wege eines Ausnahmegesetzes geschehen könnte. Jedes allgemeine Gesetz bedroht, man mag es fassen wie man will, immer auch die bürgerliche Freiheit im Allgemeinen und reizt dadurch bürgerliche Kreise zur Opposition, die sich die Regierung weder verfeinden darf noch will. Die Erfahrung des Umsturzgesetzes hat diesen Grundsatz des Fürsten Bismarck schlagend bestätigt. Man berieth, man formulirte, erst mit Hülfe der Nationalliberalen, dann mit Hülfe des Zentrums, und immer wieder kamen Fassungen heraus, die nicht bloß die Sozialdemokratie und den Umsturz, sondern auch bürgerliche Parteien in ihre Fesseln geschlagen hätten. Das muß so sein, und kann garnicht anders sein. Aber so einfach es ist, die große Menge begreift es doch nicht. Sie verlangt die Quadratur des Zirkels, sie verlangt ein Gesetz, das allgemein gefaßt ist und doch nur die Sozialdemokraten trifft. Noch jetzt haben die Redner der freikonservativen Partei bei der Debatte über dieses Vereinsgesetz wieder erklärt, daß „Gefährdung des öffentlichen Friedens" eine zu weite Fassung sei, der sie nicht zuzustimmen vermöchten und daß eine andere Formulirung gefunden werden müsse. Die Kommissionsberathung wird zeigen, daß diese andere Fassung nicht existirt. Die Kommissionsberathung ist aber auch der einzige Weg, um der Menge diesen Beweis zu führen. Was wäre also geschehen, wenn die Regierung diese Vorlage nicht eingebracht hätte? Ein allgemeines Geschrei in den ihr am nächsten stehenden Kreisen hätte sich erhoben, daß sie die gute Gelegenheit, den Umsturz zu bändigen, wieder einmal versäumt hätte. Auch nationalliberale Zeitungen und Redner würden sich ver-

muthlich das Vergnügen, der Regierung diesen Text zu lesen, nicht versagt haben. Und wenn die Regierung geantwortet hätte: „Was ihr verlangt, das geht ja nicht," so hätte man ihr vorgeworfen: „Warum habt ihr es nicht wenigstens probirt? Wenn ein wohlgesinntes Abgeordnetenhaus und eine wohlgesinnte Regierung zusammen gearbeitet hätten, so würden sie doch wohl im Stande gewesen sein, eine Lösung zu finden." Diesem Sturm hätte die Regierung schwerlich Stand gehalten. Auch an allerhöchster Stelle hätte ein solcher übereinstimmender Ruf aus allen staatserhaltenden Parteien vermuthlich großen Eindruck gemacht. Jetzt steht es umgekehrt. Die Regierung hat das Aeußerste gethan, das möglich war, kommt nun, wie zu erwarten, doch nichts zu Stande, dann ist wenigstens der Thatbeweis geführt, daß auch mit dem umsturzfrommen preußischen Landtage auf dem Polizeiwege gegen den Umsturz nichts zu erreichen ist.

Freilich haben nun die Minister den Sturm von der andern Seite aushalten müssen; ein wahres Hagelwetter mit Donner und Blitz ist im Reichstag auf sie niedergegangen; Herr Eugen Richter hat sich noch einmal in seinem alten Glanze gezeigt und selbst das Pathos des Herrn Lieber fand in den Herzen der Hörer ein dankbares Echo.

Hagel und Sturm aber gehen vorüber. Stellt sich erst heraus, daß die gesuchte bessere Formulirung für die „Gefährdung des öffentlichen Friedens", die sogar die Freikonservativen wünschen, nicht zu finden ist, und wird die Vorlage dann im Landtag getödtet, begraben und beweint, so hat die Regierung von da an gegen die Rempeleien von rechts eine ganz brauchbare Schutzwehr. Es bleibt nur übrig, daß Fürst Hohenlohe einen andern Weg findet, sein Versprechen wegen Aufhebung des Verbindungsverbotes zu erfüllen. Der Weg ist klar vorgezeichnet: man braucht nur die Entschlossenheit haben, ihn zu beschreiten: man beruft sich auf das gegebene Versprechen und nimmt, da mit dem Landtag keine Vereinigung zu Stande gekommen ist, den Gesetzentwurf des Reichstages einfach an.

So weit hatte ich geschrieben, als schon die Nachricht kam, daß die Kommission in der That die Haupttheile des Regierungsentwurfs abgelehnt hat, daß mit andern Worten die berühmte Formel, die zugleich die Sozialdemokraten bändigen und die bürgerliche Freiheit schützen soll, nicht zu finden gewesen ist, und daß neben der Aufhebung des Verbindungsverbots nur die Ausschließung der Minderjährigen aus den politischen Vereinen und Versammlungen noch Aussicht hat, angenommen zu werden.

So gewiß eine solche Klausel nur eine sehr geringe politische Bedeutung hat, so ist sie doch unendlich charakteristisch für die Mächte, die sie begehren und beschließen. Sie bedeutet nichts anderes, als daß diese Parteien schon ganz darauf verzichtet haben, noch einmal die Jugend für sich zu gewinnen. Ich erinnere mich, daß, als ich im Septennatskampf durch meinen Wahlkreis zog und die Wähler ansprach, hier und da der

Pastor oder der Landmann seinen heranwachsenden Sohn mit in die dörfliche Volksversammlung brachte, damit er von den vaterländischen Dingen höre und lerne. Das soll in Zukunft strafbar sein. Wir, die wir von neuem große Kämpfe um die deutsche Wehrmacht voraussehen und die wir hoffen, wie 1887 den Enthusiasmus unseres Volkes noch einmal gegen die Krämerseelen zu entflammen, wir trauen es uns auch zu, auf die Jugend zu wirken und bedürfen keines Ausschlußgebots. Das patriotische Wort erstickt in der Kehle, wenn erst mit dem Amtsvorsteher oder Gensdarmen verhandelt werden muß, ob nicht auch ein Unter-Einundzwanzigjähriger sich in der Menge befindet. Und warum dieses neue Mittel der Polizeichikanen? Weil angeblich oft die turbulente Jugend das gesetzte Alter in den Volksversammlungen terrorisirt. Ganz wohl, das kommt gewiß vor, aber was hat es zu bedeuten?

Eine Volksversammlung ist keine beschließende Behörde, ihre ganze Wirkung besteht in dem moralischen Gewicht, das sie sich selbst zu geben vermag. Trägt eine Volksversammlung wirklich den Charakter einer Vereinigung von dummen Jungen, werden die älteren Theilnehmer dadurch veranlaßt werden, mit diesen dummen Jungen zu gehen, oder wird nicht gerade umgekehrt dadurch die Empfindung erregt werden, daß die Autorität im öffentlichen Leben doch auch ein ganz gutes Prinzip sei? Auch von Volksversammlungen, die ungebärdig werden, gilt gerade wie von den Parlamenten das Wort, daß man sie am besten in ihrem eignen Fette schmoren läßt. Die Polizei, die hilft, etwaige unruhige Elemente aus den Volksversammlungen zu entfernen, schwächt nicht, sondern stärkt deren Einfluß in demokratischem Sinne.

Der einzige Fall, wo es wirklich nützlich sein könnte, die jüngeren Elemente auszuschließen, ist bei den Versammlungen der Arbeiter, die über ihre Lohn- und dergleichen Angelegenheiten verhandeln und etwa Streiks beschließen wollen. Bei solchem Beschluß den besonnensten Elementen einen Vorsprung zu geben, ist natürlich wünschenswerth. Falsch aber ist es offenbar wieder, solche reinen Gewerkschaftssachen politisch zu behandeln und ungerecht, alle Leute unter einundzwanzig Jahren von einer Beschlußfassung über ihre eigene Sachen, ihren Lohn, ihre Arbeitsbedingungen ausschließen zu wollen.

Hier liegen Verhältnisse vor, die in den Rahmen dieses Gesetzes überhaupt nicht hineinpassen, sondern einer besonderen Regelung bedürfen.

Man mag es betrachten, von welcher Seite man will: auch diese Minderjährigen-Klausel ist sinnlos, zwecklos, nichts als ein Ausfluß der unbestimmten, greisenhaften Furcht der regierenden Parteien vor der kommenden Generation. Glücklicherweise haben die Konservativen gedroht, das nur mit dieser Klausel beladene Schiff überhaupt nicht ausfahren lassen zu wollen, und so ist denn leidliche Hoffnung, die sich in dem Augenblick, wo die Leser dieses Blatt erhalten, schon erfüllt haben mag oder die wenig-

stens im Herrenhaus noch einen letzten Nothanker hat, daß das ganze Gesetz im Landtag auf den Strand geräth und liegen bleibt.

* * *

Als Gneisenau 1818 zum Chef des Regiments „Colberg“ ernannt wurde, schrieb er an den Kommandeur, das Regiment werde „stets des Grundsatzes eingedenk sein, daß im Kriege auf nichts so sicher zu rechnen ist, als auf Tapferkeit“: kein noch so kluger und richtiger Kriegsplan, keine Strategie, keine taktische Finte kann im Kriege Erfolg haben, wenn den Truppen die Tapferkeit fehlt. Tapfere Truppen aber haben schon oft Fehler der Führung wieder ausgeglichen und gut gemacht.

Als wir das vorige Heft abschlossen, hatte noch kein erhebliches Gefecht zwischen Türken und Griechen stattgefunden, aber der griechische Kriegsplan war bereits deutlich zu erkennen. Dieser Plan war so gut, wie er nach der Lage der Verhältnisse nur gedacht werden konnte: aber wenn die Truppen sich nicht schlagen, so ist alle Strategie umsonst. Wenn eine Spur von wahrer nationaler Energie in diesen Neugriechen wäre, so wäre ja noch jetzt sehr wenig verloren. Sie haben eine Provinz, die überhaupt erst seit 20 Jahren zum Königreich gehört, aufgeben müssen. Sie stehen jetzt erst an Thermopylä, wo ihre Vorfahren vor zweieinhalb Jahrtausenden den Widerstand begannen — um auch mit einer Niederlage anzufangen. Aber es ist ein Unterschied zwischen der Niederlage des Leonidas und des Konstantin und dem militärischen Abstand entspricht der politische: die alten Athener räumten ihre Hauptstadt und ließen ihre Tempel verbrennen, um sich nicht dem Brabaren zu unterwerfen; die modernen flehen um Gnade, während noch kaum überschreitbare Berge und Engpässe zwischen ihnen und dem Feinde liegen. Die Zeitungen haben das Verhalten der Griechen mit dem der Franzosen von 1870 verglichen, weil einer übermüthigen Siegeszuversicht die Niederlagen folgten. Das ist eine schwere Ungerechtigkeit gegen die Franzosen; denn ihre Niederlage war eine Niederlage mit Ehren, die der Griechen ist eine Niederlage mit Schande. Deßhalb ist es den Franzosen gelungen, sich von ihrem Sturze moralisch wieder zu erheben, verlorene Schlachten, verlorene Provinzen, verlorenes Gut, Alles zu überwinden, wieder auszugleichen und nach wie vor eine hochgeachtete und gefürchtete Stellung unter den europäischen Mächten einzunehmen. Eine Niederlage, wie sie die Griechen jetzt erlitten haben, überwindet ein Volk niemals. Der Eindruck der preußischen Niederlage im Jahre 1806 mit den feigen Festungskapitulationen war vielleicht ähnlich, aber nicht nur traten aus der Fluth elender Gesinnung doch allenthalben einzelne Thaten der Tapferkeit hervor, sondern namentlich zeigte der Staat seine moralische Kraft darin, daß er bis zum Verlust der letzten Stadt weiterkämpfte und sich erst unterwarf, als alle eigenen Kräfte erschöpft waren und auch der Bundesgenosse ihn schmählich im Stiche gelassen hatte. Ein Staat, der in dieser Weise zu Grunde geht, hinterläßt Keime der Gesinnung, aus denen er

wiedererstehen kann. Ein Volk, das einen Krieg führt und einen Frieden schließt wie jetzt das griechische, zeigt damit, daß ihm moralische Kräfte überhaupt fehlen und kann daher keine Zukunft haben.

Es ist merkwürdig, wie diese ehemals großen Nationen, wenn sie einmal degenerirt sind, auch unter den glücklichsten äußeren Bedingungen sich nicht wieder zu verjüngen vermögen. Im Grunde haben wir ja in Italien ein ähnliches Bild. Seit dem Jahre 1848 arbeiten die Italiener an ihrer nationalen Einigung, Befreiung und Erhebung, aber die eigentliche Probe nationaler Tüchtigkeit, den Sieg in der Schlacht haben sie noch nicht zu erbringen vermocht. Ihre kriegerischen Leistungen im Jahre 1866 stehen ungefähr auf der Höhe der heutigen griechischen. Bei Custozza wurde ihre eine Armee mit mehr als anderthalbfacher Ueberlegenheit geschlagen und darauf riß die andere, 80 000 Mann stark unter General Cialdini ebenfalls aus, ohne überhaupt irgend einen Feind vor sich zu haben. Wer Augen hat die großen Erscheinungen des Völkerlebens zu sehen, der sieht, daß hier ein innerer Zusammenhang ist. Dasjenige Volk, das kriegerisch nichts hat leisten können, das ja auch jetzt noch wieder in Afrika seine militärische Unfähigkeit gezeigt hat, das kann auch wirthschaftlich nicht emporkommen. Nicht bloß die italienischen Staatsfinanzen, sondern auch die italienische Volkswirthschaft ist in dauernder Bedrängniß. Das Volk ist fleißig, nüchtern, sparsam, intelligent; es hilft alles nichts; die oberen, führenden Klassen sind untauglich. Wenn Leute in Italien ein Unternehmen zur Blüthe bringen, Vermögen erwerben, so sind es Fremde. Wie anders Frankreich!

Wirthschaftlich, literarisch, künstlerisch, wissenschaftlich, sozial, allenthalben stehen die Franzosen in der ersten Reihe, oder sind geradezu die führende Nation. In keinem Zeitalter ihrer Geschichte haben sie so große koloniale Erwerbungen gemacht wie in den letzten fünfundzwanzig Jahren. Dabei haben sie eigene Provinzen abtreten müssen, und die Italiener haben eine nach der andern gewonnen — aber die Franzosen haben in ihren Kriegen tapfer gekämpft und moralische Kraft gezeigt und die Italiener nicht.

Der Beweis der vollendeten Untüchtigkeit der neugriechischen Nation ist das eigentliche Hauptergebniß dieses griechisch-türkischen Krieges. Eine direkte Nachwirkung wird er sonst schwerlich so sehr haben. Daß die Türken noch einmal ihre alte Kriegstüchtigkeit bewährt haben, wird ihren Staat doch nicht lebenskräftiger machen. So wenig ein Volk leben kann ohne kriegerische Kraft, so wenig ist ein anderes lebensfähig, das nichts hat als kriegerische Kraft. Kulturfähigkeit und kriegerische Kraft müssen beide vorhanden sein, um einen modernen zukunftssicheren Staat zu schaffen. Was hilft den Türken ihr Sieg? Europa ist ihnen sofort in den Arm gefallen und zwingt sie, ihr Schwert wieder in die Scheide zu stecken. Denn Europa kann nicht dulden, daß ein Land, das einmal von der türkischen Herrschaft befreit ist, wieder unter die türkische Herrschaft zurückfalle.

Trotz all ihrer Siege ist die Weltgeschichte dennoch gegen die Türken: aber — und das ist, was dieser Krieg zu Tage gebracht hat — so sehr sie für die Griechen ist, diese sind nicht im Stande, ihre Gunst zu benutzen und fruchtbar zu machen. Genau das war auch das Ergebniß des serbischen Krieges und der serbischen Erhebung von 1876. Sollte bei den Bulgaren mehr innere Kraft vorhanden sein? Die Rumänen haben von den Balkanvölkern bisher das meiste geleistet; sie haben den Russen 1878 eine sehr werthvolle Hülfe gewährt und sind wirthschaftlich mächtig vorwärts gekommen. Aber es scheint noch fraglich, wie weit das wirklich eine Leistung der Nation, und ob es nicht das ausschließliche Verdienst ihres Königs ist. König Georg von Griechenland ist nie etwas anderes als der moderne parlamentarische Dekorationskönig gewesen. König Karl von Rumänien hat trotz unermeßlicher Schwierigkeiten es verstanden, selber an der Spitze der Regierung zu bleiben, der Armee einen militärischen Geist einzuhauchen und einen Segensstrom wirthschaftlicher und kultureller Kräfte über das Land zu leiten. Herrschten in den anderen Balkanländern ähnliche Zustände wie in Rumänien, so könnte man noch an der Hoffnung festhalten, daß sich allmählich auf dem Boden des verfallenden Türkenstaates eine Gruppe lebenskräftiger christlicher Nationalstaaten entwickele. Haben diese kleinen Nationalstaaten aber nur eine so geringe Widerstandskraft wie der griechische, so ergiebt sich, daß die Großmächte selber eingreifen und diese Gegenden unter ihre Obhut nehmen müssen. Welcher Weg ist für Deutschland der vortheilhaftere? Es ist schwer, sich darüber schon jetzt eine Meinung zu bilden. Ich will aber wenigstens anführen, was ich soeben in der Revue de Paris von keinem Geringeren als Ernest Lavisse lese. Dieser ausgezeichnete französische Gelehrte sucht zu ergründen, weshalb Deutschland in den Orientwirren für die barbarische Türkei, den zehntausendfachen Meuchelmörder vom Yildizkiosk, gegen die Christen Partei ergriffen habe. Er sucht den Grund darin, daß Deutschland nicht bloß wie die Franzosen oder Engländer Waaren, sondern auch Kolonisten in den Orient schicke, und daß diese deutschen Einwanderer sich unter einer leidlich geordneten türkischen Herrschaft leichter festsetzten und behaupteten als in christlichen National-Staaten. — Ich wage nicht zu entscheiden, ob solche Möglichkeiten wirklich vorliegen und solche Gedanken wirklich in Deutschland gehegt werden, oder ob nur der gesteigerte Argwohn eines Gegners Gespenster heraufbeschwört.

* * *

Indem ich diese „Politische Korrespondenz“ schließe, geht mir noch eine Schrift zu, die ich der Aufmerksamkeit unserer Leser dringend empfehle. Es ist „Der evangelisch-soziale Kongreß und seine Gegner“ *) von M. A. Nobbe. Eine wahre Wolke von Vorurtheilen und Legenden hat sich um diesen Kongreß, der im nächsten Monat (10. und 11. Juni) in Leipzig tagen

*) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 60 Pf.

wird, gebildet; man will in ihm eine „Verquickung von Religion und Politik" sehen oder eine Vorschule der Sozialdemokratie oder ein reaktionär-demagogisches Gebilde, jedenfalls irgend eine Monstrosität. Dabei ist der Präsident, Herr Landesökonomierath Nobbe, ein altes, wohlbewährtes Mitglied der freikonservativen Partei und die Grundsätze wie die Verhandlungen des Kongresses geben auch nicht den leisesten Anhalt für alle jene Vorwürfe. Immerhin muß man sich erst mit dem Wesen des Kongresses beschäftigt haben, um zu verstehen, weshalb er sich nicht schlechtweg „sozial", sondern „evangelisch-sozial" nennt. Den wichtigsten Vortrag auf der Leipziger Versammlung wird Prof. Schmoller halten über das Thema: „Was verstehen wir unter Mittelstand? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?" Was hat dieses Thema mit dem Evangelium zu thun? Wer die früheren Darlegungen von Harnack und Anderen, auch in diesen „Jahrbüchern", nicht gelesen hat und Antwort heischt, der sei jetzt auf die Nobbesche Schrift verwiesen. Sie ist vorzüglich geeignet, ehrliche Gegner zu überzeugen und dem Kongreß neue Freunde zu gewinnen.

22. 5. 97. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Schultz, Ferdinand. — Die geschichtliche Entwickelung der Gegenwart seit 1815. I. 180 S. Dresden. L. Ehlermann.
Strecker, Dr. Karl. — Logische Uebungen 1. Heft. Gr. 8°. (61 S.) 1 80 M. Essen, G. D. Baedeker.
Sully, Dr. James. — Untersuchungen über die Kindheit; phylolog. Abhandl. für Lehrer und gebildete Eltern. Aus d. Engl. v. Dr. J. Stimpfl. 374 S. Leipzig, Ernst Wunderlich.
Wagner, Professor Dr. Adolph. — Unternehmergewinn und Arbeitslohn. Rede, gehalten in Bochum. 19 S. 40 Pf. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Wossidlo, Richard. — Meklenburgische Volksüberlieferungen. I. Bd. Räthsel. 372 S. Wismar, Hinstorff.
Zielinski, Th. — Cicero. Im Wandel der Jahrhunderte. Gr. 8°. (101 S.) 2,40 M. Leipzig, B. G. Teubner 1897.
Wendriner, Richard. — Föhn. Novellen. 1 M. 20 Pf. *Bashkirtseff, Maria.* — Tagebuch. Uebersetzung a. d. Französischen von Lothar Schmidt. 2 Bände. 5 M. Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik. I. Jahrgang. Band 2. 50 Pf. *Bourget, Paul.* — Memoiren eines Cow-boy. — Der ehemalige Herr. *Vandérem, Fernand.* — Das Billard — Sammy — Er. — Der Pensionär. L. Frankenstein. Breslau — Leipzig — Wien.
Aus fürstlichem Nachlass. (82 S.) 50 Pf. Zürich 1897. Verlags-Magazin.
Verzeichniss von Privat-Bibliotheken. I. Vereinigte Staaten. Canada. Leipzig. G. Hedeler.
Böhlingk, Arthur. — Wilhelm der Glorreiche. 25 S. Heidelberg. J. Hörning.
Crans, Paul. — Hans. Eine soziale Dichtung aus der Gründungszeit des deutschen Reiches. Gr. 8°. (96 S.) Geb. 1,50 M. Leipzig, Friedrich Jansa.
v. Leixner, Otto. — Christentum und bildende Kunst der Gegenwart. Vortr. geh. im Berl. Zweigverein des Evang. Bundes. 24 S.; 50 Pf. Berlin. Georg Nauck (Fritz Rühe).
Der gefälschte Brief. Stenograph. Bericht über den Witte-Stöcker-Prozess vom 29. und 30. Januar 1897 mit geschichtl. Einl. und Anmerkungen herausgeg. v. Adolf Stein. 2. Aufl. 278 S. 50 Pf. Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt.
Genügt Deutschlands Wehrkraft zur See? Ein Mahnruf herausgeg. v. All-Deutschen Verbande. 24 S.; 40 Pf. München, J. F. Lehmann.
Berendt, Dr. Martin. — Die Verjüngung des Liberalismus. Ein Beitrag zur Beleuchtung der inneren deutschen Politik. Berlin, Leopold Zolki.
Cauer, Prof. Dr. Paul. — Direktor des kgl. Gymnasiums und Realgymnasiums in Flensburg. Charakter und Bildung. Ueber Idealismus. 2 Schulreden. Flensburg, Huwald (O. Hollesen).

Damaschke, Adolf. — Soziale Streitfragen. Gr. 8°. (24 S.) 0,50 M. Berlin, William Möller.
Döbeli, Marie. — Schlichte Weisen, Gedichte. (128 S.) 2,50 M. Zürich, Verlag des Schweizer Frauenheim.
Engel, Eduard. — Geschichte der Englischen Litteratur. Gr. 8°. (112 S.) 1 M. Leipzig, Julius Baedeker, Verlag.
Engel, Eduard. — William Shakespeare. Gr. 8°. (92 S.) 1 M. Leipzig, Julius Baedeker, Verlag.
Fischer, Adolf. — Bilder aus Japan. Gr. 8°. (410 S.) Berlin, Georg Bondi.
Gildemeister, Otto. — Essays. II. Bd. (303 S.) 6 Mk. Berlin, Wilhelm Hertz. (Besser).
Hagen, Luise u. Anna Beyer. — Die Erziehung der weiblichen Jugend vom 15. bis 20. Lebensjahre. Gr. 8°. (89 S.) Erfurt, Carl Villariet.
Krüner, Friedrich. — Berlin als Mitglied der deutschen Hansa. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Falk-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1897. Berlin, R. Gaertner. (Hermann Heyfelder).
Labriola, Antonio, professeur à l'université de Rome. — Essais sur la Conception matérialiste de l'Histoire avec une préface de G. Sorel. (348 S.) Paris, V. Giard und E. Brière.
Legras, Jules. — Henri Heine. Gr. 8°. (XXIV 485.) Paris, Calmann Levy.
Lindner, Anton. — Pierre d'Aubecq. Die Barrisons. Ein Kunsttraum. Gr. 8°. (134 S.) Berlin, Schuster und Loeffler.
Pastor, Willy. — Wanderjahre, Soziale Essais. Gr. 8° (XVI 211 S.) Berlin, Schuster und Loeffler.
Pfungst, Artur. — Laskaris, eine Dichtung. Gr. 8°. (158 S.) 2 M. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
Pfungst, Arthuro. — Poesie Scelte, trad. da Luigi di San Giusto con prefazione di Cesare Lombroso. (205 S.) Torino. Carlo Clausen.
Rieck, Max. — Deutsche Kaiser und Deutsches Volksvermögen. 2. Tausend. (212 S.) Leipzig, Georg Freund.
Sapper, Dr. Carl. — Mittel-Amerika. Gr. 8° (XII. 436 S.) 9 M. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
Schäfer, Dr. Dietrich, Professor der Geschichte. — Festrede zu der von der Stadt Heidelberg veranstalteten hundertjährigen Gedenkfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelm I. 22. März 1897. Heidelberg, J. Hörning.
v. Schulze-Gävernitz, Gerhart. — Carlyle. 2. Auflage. (233 S.) 2,40 M. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Strüfing, Ernst. — Mirabeau, Schauspiel. Berlin, Freund & Jeckel.
Struve, Emil. — Der Berliner Bierboykott von 1894. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Klassenkämpfe der Gegenwart. Aktenmässig dargestellt. (388 S.) Berlin, Carl Heymann.
Bericht über die vierte Versammlung Deutscher Historiker zu Innsbruck 11. bis 14. September 1896. Erstattet von der Leitung des Verbandes Deutscher Historiker. Leipzig, Duncker & Humblot.
Böhmert, Dr. Victor. — Handelshochschulen, Denkschrift zur Errichtung von handelswissenschaftlichen Abtheilungen an den technischen Hochschulen und Universitäten. Gr. 8°. (62 S.) 1,20 M. Dresden, C. V. Böhmert.
Böhtlingk, Arthur. — Offener Brief an den Herrn Landtagsabgeordneten Dr. Wilkens. Achern i. B., Eitler & Junat.
Bruner, Dr. Hugo. — General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Kassel (1806 bis 1807). Gr. 8°. (55 S.) 1,20 M. Kassel, L. Döll.
Dessoir, Max. — Geschichte der Neueren Deutschen Psychologie. Gr. 8°. (365 S.) 8 M. Berlin, Carl Duncker.
Du Bois-Reymond, Emil. — Hermann von Helmholtz Gedächtnissrede. Gr. 8°. (80 S.) 2 M. Veit & Co., Leipzig.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W. Magdeburger Strasse 27.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.



Juni 1897. Achtundachtzigster Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1897.

Notizen und Besprechungen.

Juristisches. Dr. Gerhard Anschütz, Privatdozent a. D., Univ. Berlin: Henri Michel, L'idée de l'État. Conrad Bornhak, Allgemeine Staatslehre. Bruno Schmidt, Der Staat.

Philosophie. Dr. Arthur Drews, Privatdozent in Karlsruhe. Joh. Volkelt, Aesthetik des Tragischen.

Literarisches. Otto Schröder. Wilh. v. Humboldt, Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Alterthum. Otto Gildemeister, Essays. Dr. Franz Sandvoß, Weimar: Zur deutschen Volkskunde. Heine und kein Ende. Berichtigung.

Politische Korrespondenz.

Vereins- und Versammlungsrecht in Preußen. Griechenland. Der evangelisch-soziale Kongreß (D).

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit zwölf Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. ***Dr. Carbach & Cie.***

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-**, **Blasen-** und **Steinleiden**, **Magen-** und **Darmkatarrhen**, sowie Störungen der Blutmischung, als **Blutarmuth**, **Bleichsucht** u. s. w. Versand 1896 883,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, **zum Theil unlösliches** Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspection der Wildunger Mineralquellen Actien-Gesellschaft.



BAD FLINSBERG,

Preuss. Schlesien.

Eisenb.-Stat. Friedeberg a./Oder. 526–960 m hoch.
Stahlquellen. Moor-, Rücken-, Nadelbäder.
Inhalationen.

Saison: 1. Mai bis 1. October.

Verlag von GEORG STILKE,
Berlin N.W. 7.

Märchenstrauss für Kind und Haus

von **Paul Mohn.**

Quart-Format, 45 Illustrat. in Chromolithographie mit Text, eleg. cart. M. 12. -

---

Optisch-oculistische Anstalt

von **Josef Rodenstock,** H. S. M. Hoflieferant.

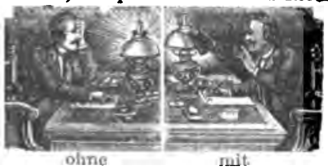
Leipzigerstrasse 101-102, Berlin, Ecke der Friedrichstrasse.

Special-Institut für wissenschaftliche Untersuchung der Augen und Zutheilung richtig **pass.** Augengläser (Brillen, Pincenez, Lorgnetten etc.) mit **Rodenstock's Diaphragmagläsern.**

Eigene Anfertigung

von Fassungen, der Gesichts- und Kopfform entsprechend, **ohne** Preiserhöhung!

Die Untersuchung der Augen geschieht **kostenfrei!** desgleichen werden versandt reichl. illustrirte Preislisten über: **Feldstecher, Theatergläser, Fernrohre, Barometer** und **Thermometer** etc. etc. Speciell empfehlen als **vorzügliches Reise- und Theaterglas: Doppelfeldstecher No. 234,** complet mit Etui und Riemen zum Umhängen **Mk. 12.50.**



Zum Schutze der Augen und Kopfnerven.
bei Lichtarbeit unentbehrlich ist Optiker **Wolff's hygienischer Patent-Lampenschirm (D. R. P.) „Augenschutz".** Derselbe verhindert die schädliche Belästigung durch Lampenhitze und giebt für die Augen das angenehmste und beste Sehen.

Stück je nach Grösse Mk. 1.—, 1,25 und 1.50, für kleine, mittlere und grosse Lampen passend.

═══ Viele Anerkennungen! ═══


OBER SALZBRUNN.
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Salzbrunner
Oberbrunnen
OBER SALZBRUNN.
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh. bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.
OBERSALZBRUNN. SCHUTZ-MARKE